This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

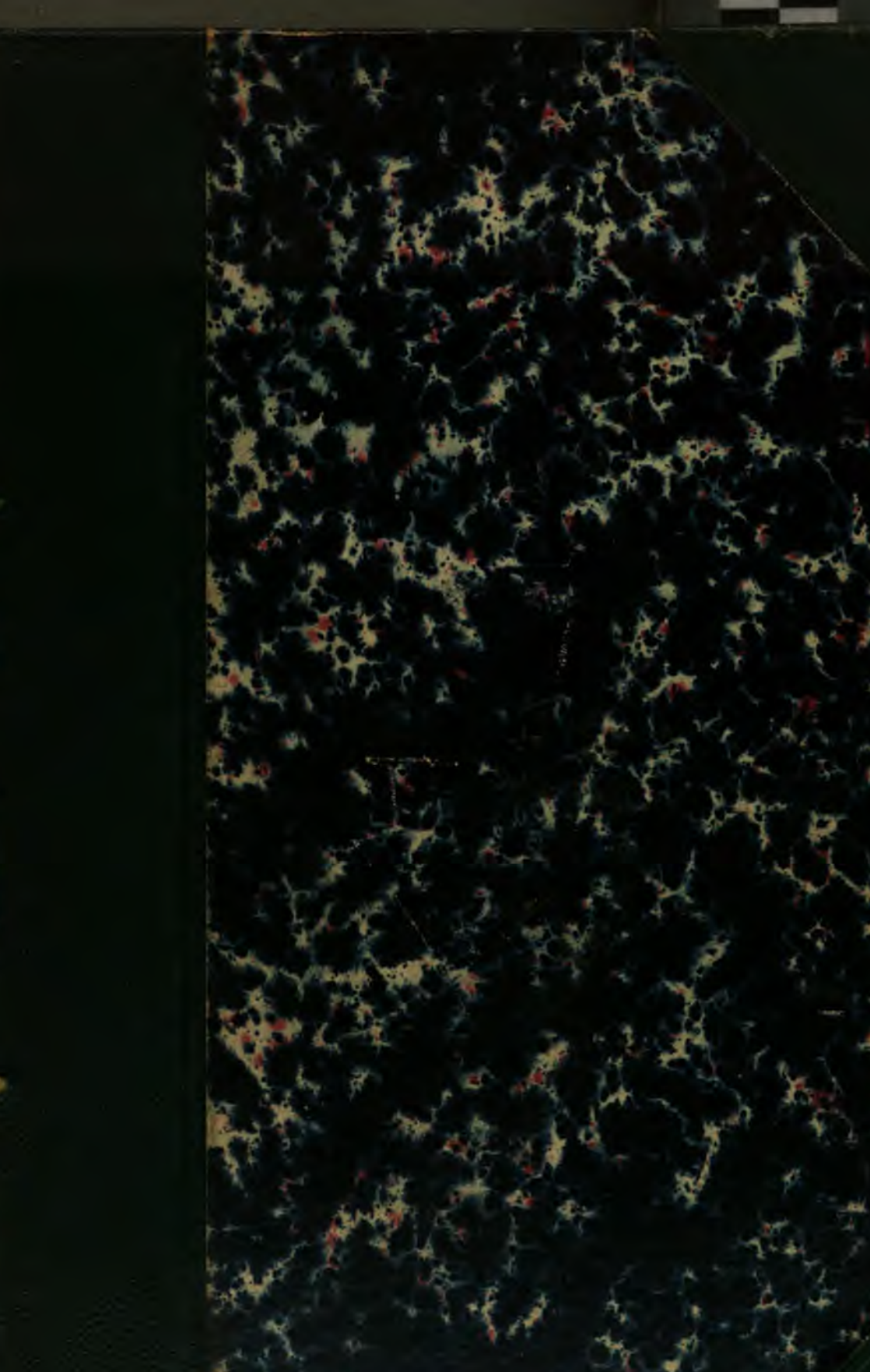
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



PGerm 147.1

Bound

OCT 1 2 1908

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER

(Class of 1817)

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Dreiunddreißigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1908

Stuttgart und Leipzig 1908 Deutsche Verlags-Anstalt

1342-26

PGerm147.1

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIII

(Januar bis März 1908)

Seite

Gabriel Maura Gamazo (Madrid): Die öffentliche Meinung in Spanien und das marokkanische Problem 1

Ernst Traumann (Heidelberg): Aus Kuno Fischers Korrespondenz. Sieben Briefe 10

Ernest Tissot (Paris): Eine Enquete über die intellektuelle Annäherung Frankreichs und Deutschlands 26

Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. London 1852 bis 1858 und Paris 1860 . . 48. 202. 316

Sir Alfred Turner, Generalmajor: Eine neue Aera in den Beziehungen zwischen Deutschland und England 58

Heinrich von Poschinger: Aus den Denkwürdigkeiten von Heinrich von Kusserow 63. 186. 267

Die an der Kurie beglaubigten Diplomaten 72

Dr. H. Thiel, Wirklicher Geheimer Rat, Ministerialdirektor: Zur Frauenfrage 87

Der Primat der Erzbischöfe von Gnesen-Posen 99

Hermann W. L. Moedebeck, Oberstleutnant und Bataillonskommandeur im badischen Fußartillerieregiment Nr. 14: Eine neue Zeit der Luftschiffahrt 103

Professor **Dr. Rießer** (Berlin): Die wirtschaftlichen Ziele und Vorteile des Scheck- und Postscheckverkehrs 110

Professor **Dr. Wien** (Würzburg): Ueber die Temperatur des Mars. Ein Brief 119

A. von Brandt: Vorzugsrechte 120

Professor **W. Mittermaier** (Gießen): Das Recht des Ehrenschutzes und die Presse 129

Professor **Ernst Hermann** (Baden-Baden): Erinnerungen an David Friedrich Strauß. Zum hundertjährigen Geburtstag, 27. Jan. 1908 137

Rudolf von Gottschall: Die Lektüre des heutigen Lesepublikums . . . 156

Professor **Dr. Otfried Nippold** (Bern): Das Deutsche Reich und die zweite Haager Friedenskonferenz 169

Sir Henry Roscoe: Das Hochschulwesen in Großbritannien und Deutschland 174. 303

Seit

von Ligniz, General der Infanterie z. D.: Parlament und Presse in Japan 197
Magnus von Wedderkop: Staat und moderne Kunst 215
Freiherr **von Schleinitz**: Die Südseebewohner und ihre Herkunft . 225. 357
Dr. Palisa über die Temperatur des Mars 236
Professor Wien über die Marstemperatur 237
Dr. Albert Zacher (Rom): Reformgedanken eines Kardinals und die Zustände im Kirchenstaat im Jahre 1814 238
M. von Brandt: Der kommende Kampf in Ostasien? 257
Hugo Münsterberg: Amerikanische Wissenschaft 262
General **Bonnal**: Der Marsch ins Verderben. Persönliche Erinnerungen aus den Kämpfen vom 23. bis 31. August 1870 275
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXXII. 284
E. Budde: Ueber Ausstellungswesen 295
P. Walther, Fregattenkapitän z. D.: Das erste Jahr der preußischen Marine 326
Major Groß über Flugmaschinen 342
A. Laubeuf, ehemaliger Chefingenieur der französischen Marine: Die Vereinigten Staaten und Japan 344
Bernhard Wities: Was heißt Spracheristenz? Einige prinzipielle Grundrißlinien 368
Der Papst und die Benediktiner. Ein Wort der Erwiderung auf einen Angriff 374

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte: **M. A. Stolzenburg**: Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg; ein Lebensbild aus dem Dreißigjährigen Krieg. Nach historischen Quellen 242

Kleine Revuen

Naturwissenschaftliche Revue 246
Literarische Berichte 125. 252. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 379

...dreißigster Jahrgang Januar 1908. Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
...briel **Maura Gamazo** (Madrid): Die öffentliche Meinung in Spanien und das marokkanische Problem	1
...ü **Traumann** (Heidelberg): Aus Kuno Fischers Korrespondenz. Sieben Briefe	10
...est **Tissot** (Paris): Eine Enquete über die intellektuelle Annäherung Frankreichs und Deutschlands	26
...briel **Monod** (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. London 1852 bis 1858 und Paris 1860	48
...r **Alfred Turner**, Generalmajor: Eine neue Aera in den Beziehungen zwischen Deutschland und England	58
...inrich **von Poschinger**: Aus den Denkwürdigkeiten von Heinrich von Kusserow	63
...e an **der Kurie beglaubigten Diplomaten**	72
...h. **Thiel**, Wirklicher Geheimer Rat, Ministerialdirektor: Zur Frauenfrage	87
...r **Primat der Erzbischöfe von Gnesen-Posen**	99
...rmann **W. L. Moedebeck**, Oberstleutnant und Bataillonskommandeur im badischen Fußartillerieregiment Nr. 14: Eine neue Zeit der Luftschiffahrt	103
...fessor **Dr. Rießer** (Berlin): Die wirtschaftlichen Ziele und Vorteile des Scheck- und Postscheckverkehrs	110
...fessor **Dr. Wien** (Würzburg): Ueber die Temperatur des Mars. Ein Brief	119
...L. von **Brandt**: Vorzugsrechte	120
...terarische **Berichte**	125
...ngesandte **Neuigkeiten des Büchermarktes**	127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . . M. 800 Millionen.
Bankvermögen . . . . . „ 287

Unverfallbarkeit. Unanfechtbarkeit. Weltpolice.

Befreiung von der Prämienzahlung bei Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit gegen mässigen Zuschlag.

Bei Nervosität, Epilepsie, Migräne, Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Ein Blick ins Innerste!

Charakterbeurteilungen in einem tieferen Sinne nach eingesandten Schriftstücken liefert für gebildete Menschen seit 1890 — Prospekt frei —

P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. WECK, G. m. b. Haftung, OEFLINGEN, A. Sickingen (Baden).

Man verlange nur Weck's Originalfabrikate

Ueberall Verkaufsstellen.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr.

H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Unlängst ist erschienen:

Kleists Werke

in 1 Bande

mit einer biographisch-literarischen Einleitung von Fritz Baader

445 Seiten. Gebunden **3 Mark.**

Kleists Grösse und Bedeutung wird von Jahr zu Jahr lebhafter und dankbarer anerkannt, und man hat gelernt, aus den inneren Widersprüchen und äusseren Konflikten dieses Dichterlebens das Unvergängliche, wahrhaft Klassische seines Schaffens herauszulösen und den kostbarsten Gütern unserer Literatur anzureihen. Diese neue, stattliche und dabei doch sehr billige einbändige Ausgabe ist ganz dazu angetan, Kleist in weiten Kreisen unseres Volkes heimisch zu machen; auch der weniger Bemittelte ist imstande, sie seiner Klassikerbibliothek einzuverleiben.

Die öffentliche Meinung in Spanien und das marokkanische Problem

Von

Gabriel Maura Gamazo (Madrid)

Um das Konglomerat von Fragen zu analysieren, das man in allgemeiner Weise als „das marokkanische Problem" bezeichnet, welches seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts einen so hervorragenden Platz unter den politischen Sorgen Europas einnimmt, ist es notwendig, jede seiner beiden Seiten für sich zu betrachten: die innere und die äußere.

Das marokkanische Reich ist, wie so viele andre afrikanische oder asiatische Länder, ein günstiges Feld für die Betätigung der überschüssigen und wachsenden Kräfte der zivilisierten Welt, weil dort ein ungeheures Mißverhältnis besteht zwischen den bis jetzt unausgebeuteten Naturschätzen und den Mitteln und Fähigkeiten, die den Eingeborenen zu ihrer Ausbeutung zur Verfügung stehen; und trotzdem machen es ethische, historische und religiöse Gründe verschiedener Art unmöglich, Marokko mit der spanischen Kolonie Rio de Oro, der englischen Nigeria, der deutschen Kamerun oder gar der französischen Algier auf eine Stufe zu stellen. Als die Sonne im spanischen Reich nicht unterging, bewahrte Marokko, das doch dem Mutterstaat dieses spanischen Reiches so nahe liegt, seine Unabhängigkeit; als die Seemacht der Türken die christlichen Nationen des Mittelmeeres erzittern machte und an der ganzen Küste dieses Meeres bis zu den Grenzen des heutigen Algier herrschte, konnten die Sultane des Ostens Marokko, das in verschiedene miteinander rivalisierende Reiche zerfiel und fortwährend durch Bürgerkriege und dynastische Fragen in Unruhe gehalten wurde, nicht unterwerfen; und noch heute, wo auf der Karte von Afrika verschiedene Farben die Herrschaft oder das Protektorat der verschiedenen europäischen Mächte anzeigen, teilt Marokko mit Abessinien und der Republik Liberia das seltene Vorrecht, daß es eine eigne politische Persönlichkeit darstellt. Das Studium der Ursachen, die diese Wirkungen herbeigeführt haben, bildet das, was wir das innere marokkanische Problem nennen.

Außerdem jedoch ist Marokko infolge seiner geographischen Lage am Berührungspunkt der beiden verkehrsreichsten Meere der Erde und infolge seiner Nachbarschaft mit dem europäischen Kontinent auch ein Feld diplomatischer

Kämpfe, die nichts mit seiner inneren Lage zu tun haben, die in Europa und nicht in Afrika ihren Ursprung haben, so daß sich diese äußere Seite der Frage mit der alten ägyptischen oder der modernen mazedonischen Frage vergleichen läßt. Während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts stieß Spanien, das schon seit Jahrhunderten mit größerem oder geringerem Nachdruck den Radius seines Einflusses von seinen Besitzungen an der Küste nach dem Hinterland zu vergrößern strebte, bereits mit Frankreich zusammen, das von seiner neuen algerischen Kolonie aus ähnliche Anstrengungen machte. Das Vorgehen der beiden Nationen weckte den Argwohn Englands, für welches das mittelländische Gleichgewicht, d. h. der Ausgleich der politischen Einflüsse an den Küsten des Mittelmeers, eine Frage von vitaler Bedeutung war, und die diplomatischen Vertreter des Vereinigten Königreichs am Hofe des Scherifen waren es, die auf die Aufrechterhaltung des Statusquo in Marokko hinwirkten. Im Jahre 1904 führte eine englisch-französisch-spanische Verständigung zu den Abkommen vom April und Oktober, und fast ein Jahr lang konnte durch den Verzicht Portugals und Italiens und den Vertrag zwischen den drei am meisten an der Zukunft des Reiches interessierten Nationen, wenn auch nicht das komplizierte und schwierigere innere, so doch das äußere marokkanische Problem, das europäische oder diplomatische, als gelöst gelten.

Der Besuch des Kaisers in Tanger und die Unterhandlungen, die darauf folgten, führten uns zu der Konferenz von Algeciras, und diese sanktionierte das Friedenswerk Europas, das durch Vermittlung Frankreichs und Spaniens in Marokko vollbracht wird, jedoch innerhalb der Grenzen und gemäß den Regeln, welche der Kongreß der Nationen festsetzte, so daß das äußere Problem, weit entfernt, sich vereinfacht zu haben, heute noch komplizierter ist als vor 1904.

Der Zweck des vorliegenden Artikels ist lediglich der, den Lesern der „Deutschen Revue" auseinanderzusetzen, welches das wahre Urteil der öffentlichen Meinung in Spanien über jede der zwei Phasen des marokkanischen Problems ist.

*

Im Bewußtsein der Völker gibt es stets Kollektivgefühle, die, von der Geschichte ausgestaltet und von einer Generation der andern überliefert, die Unbewußtheit und zugleich die Kraft der ganzen Vorzeit haben und über die weder Regierungen noch Geschichtschreiber ungestraft werden hinwegsehen können. Sieben Jahrhunderte fortwährenden, hartnäckigen Kampfes zwischen Mauren und Christen haben zwischen Marokkanern und Spaniern einen Abgrund geschaffen, der die Verschmelzung der beiden Völker unmöglich gemacht hat und immer machen wird. Trotzdem ist es nicht richtig, wie nicht wenige französische Schriftsteller behaupten, daß die Kraft der Tradition so weit geht, daß der ererbte Haß die Beziehungen der Spanier zu den Eingeborenen im täglichen Leben in Marokko vergiftet. Die Tatsachen beweisen im Gegenteil, daß das in einigen spanischen Provinzen schon so lange dauernde Zusammenleben gemeinsame Ideen und Gewohnheiten, Eigenschaften und Fehler geschaffen hat, die dem Spanier ermöglichen, sich rascher

den marokkanischen Bräuchen zu akkommodieren, und bewirken, daß der Maure leichter mit dem spanischen Emigranten als mit den übrigen Europäern in brüderlicher Eintracht lebt. Wenn jedoch ein Christ, mag er nun von spanischer Abkunft sein oder nicht, Handlungen begeht, die der marokkanische Fanatismus mit oder ohne Recht als Attentate auf seine Religion oder seine Unabhängigkeit ansieht, lebt der Rassenhaß wieder auf und es entsteht ein Kampf, dessen Entwicklung blutig zu sein pflegt. Ebenso ist es klar, daß das Mißtrauen und die Empfindlichkeit der Marokkaner sich leichter verletzt fühlt, wenn die wirkliche oder eingebildete Beschimpfung von einem spanischen Untertanen oder einem Franzosen ausgeht, als wenn die Schuld auf Angehörige von Nationen fällt, die in weniger enger Verbindung mit der inneren Politik des Reiches stehen.

Während fast des ganzen neunzehnten Jahrhunderts gab es in Spanien keine öffentliche Meinung über das marokkanische Problem, die allgemein und stark genug war, daß wir sie als nationale bezeichnen könnten. Es schwebten unbestimmte Ideen von Eroberungen, von einer Fortsetzung der großen Geschichte Spaniens, von territorialer Ausdehnung in Afrika in der Luft, und als im Jahre 1860 die Regierung des Generals O'Donnell dem Sultan den Krieg erklärte, weil es so in ihre politischen Pläne paßte, um den Interessen ihrer Partei zu dienen und um sich am Ruder zu erhalten, was ihr denn auch länger als irgendeiner andern jener Zeit gelang, ließen sich nicht nur das Volk, sondern alle sozialen Klassen in Spanien betören und legten für diesen in seinen unmittelbaren Ergebnissen unfruchtbaren und in seinen späteren Folgen schädlichen Krieg eine Begeisterung und einen patriotischen Eifer an den Tag, die man für vernünftigere Unternehmungen hätte aufsparen sollen. Welches Urteil auch die politische Handlungsweise verdienen mag, so haben doch spanische und ausländische Schriftsteller einmütig anerkannt, daß der Kampf für beide Teile ruhmvoll war durch die Taten persönlichen Mutes und heldenhafter Tapferkeit, zu denen er Anlaß gab und die allein im Guerrillakrieg möglich waren; es wurden dadurch die alten Heldensagen aus den jahrhundertelangen Kämpfen auf der Halbinsel wieder lebendig, und die kriegerischen Töne bekamen wieder einen herrlichen Klang für die Ohren des spanischen Volkes.

Gegen 1880 stellte sich eine Gruppe von Publizisten und Politikern die Aufgabe, in der öffentlichen Meinung Spaniens hinsichtlich dieses Problems eine Wandlung herbeizuführen, und gründete eine Gesellschaft, die durch Vorträge, Schriften und Versammlungen dem irregeleiteten Volk begreiflich machen sollte, daß die Aera der Gewalt zu Ende sei und die der Zivilisation beginne, daß man der Zukunft Spaniens in Marokko die Handelsbeziehungen, die öffentlichen Arbeiten, die Werke der Wohltätigkeit und der Aufklärung zur Grundlage geben und aus unsern befestigten Plätzen Herde friedlicher Ausstrahlung unsers Einflusses machen müsse. Diese geistige Bewegung, die in ihren Anfängen bis zu dem Grade romantisch und optimistisch war, daß einige ihrer Führer die Ansicht verfochten, Spanien und Marokko seien zwei Teile eines und desselben Ganzen, zwei von Bruderstämmen bevölkerte Länder, die nur durch das unbedeutende

Hindernis der Meerenge von Gibraltar voneinander getrennt seien, hatte trotzdem eine doppelt günstige Wirkung: sie leitete die öffentliche Meinung in die richtigen Wege, indem sie die kriegerischen Instinkte mäßigte und die Verträge mit andern Nationen über eine gemeinsame Aktion in Marokko vorbereitete, die der Exklusivismus der patriotischen Begeisterung von 1860 unmöglich gemacht haben würde, und sie förderte unter den führenden Geistern des nationalen Gewissens den Eifer, den inneren Zustand des marokkanischen Reiches ernstlich und von Grund aus zu studieren, um nach den Ergebnissen ihrer Beobachtungen die Richtungslinien der spanischen Politik zu bestimmen.

Ueber diesen Punkt ist die öffentliche Meinung in Spanien jetzt im reinen, und wir wollen sie in ihren allgemeinen Umrissen darlegen.

*

Die Marokkaner sind weder ein wildes noch ein degeneriertes Volk. In dem marokkanischen Reich zeigen sich gewisse, durch historische Gesetze bedingte soziale Erscheinungen, die denjenigen sehr ähnlich sind, welche den Untergang des Feudalismus und die Bildung der großen Nationalitäten am Ausgang unsers Mittelalters herbeiführten; Marokko ist also ein im Vergleich zu uns in seiner historischen Entwicklung zurückgebliebenes Land.

Mehrere Jahrhunderte hindurch haben die häufigen Dynastiewechsel, die Thronfolgestreitigkeiten zwischen den verschiedenen Abkömmlingen des letzten Sultans und das zu politischen Zwecken benutzte religiöse Uebergewicht einiger Individuen oder Familien dort zur Gründung von Feudalstaaten geführt, die nicht zusammen eine wirkliche Nation bilden — wie sie auch das Frankreich oder das Deutschland des elften und zwölften Jahrhunderts nicht bildete —, die kein andres gemeinsames Band haben als den muselmanischen Glauben, zu dem sich alle fanatisch bekennen, und die in beständigen inneren Kämpfen leben, wobei sie die Autorität des nominellen Herrschers, des Sultans, nur dann anerkennen, wenn es ihnen paßt, sie für ihre besonderen Zwecke zu benutzen, oder wenn es dem Monarchen gelingt, ihr mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Die Dynastie Fileli, die seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Marokko herrscht, bietet — wenn man von den Unterschieden von Zeit und Ort absieht — merkwürdige Analogien mit der der deutschen Hohenstaufen. Seitdem sie auf den Thron gelangt war, brach sie die Fesseln, die traditionell den Sultan mit den kirchlichen Lehnsträgern verbanden, und emanzipierte sich immer mehr von dem theokratischen Einfluß; sie war darauf bedacht, den Grundstock zu einem stehenden Heer zu schaffen, um die Herrschaft über die mächtigsten ihrer Vasallen zu erlangen, die unabhängig lebten, und sorgte dafür, daß noch bei Lebzeiten jedes Sultans sein Nachfolger bestimmt wurde, wodurch sie die Kontinuität der Politik gewährleistete und die Hauptursache der Schwäche der Herrschergewalt beseitigte. Muley Hassan, der im Jahre 1894 starb, ein unermüdlicher und kraftvoller Kriegsmann, hat in mancher Hinsicht Aehnlichkeit mit Kaiser Friedrich II. und starb, wie er, ohne seine historische Mission vollendet zu

haben; doch endete die Dynastie nicht mit ihm, denn statt eines Manfred oder eines Konradin, die einem ruhmvollen Geschlecht einen ruhmvollen Abschluß gaben, hatte er einen Nachfolger in Abd ul Asis, einem an Geist und Körper schwachen Herrscher, der mehr Geschmack an den Vergnügungen und sportlichen Zerstreuungen eines europäischen Monarchen als an der rauhen, kriegerischen Tätigkeit findet, welche die Zustände des Staates von den Sultanen von Marokko erforderte. In den letzten dreizehn Jahren ist das, was die rekonstruierende Arbeit der Fileli geschaffen hat, zum großen Teil wieder zugrunde gegangen.

Wenn die Autorität des Sultans über sein Volk tatsächlich und positiv wäre, wenn die Marokkaner wirklich eine Nation bildeten, wenn die Befehle des Herrschers und seiner Regierung von allen Untertanen respektiert würden, so würde die Aufgabe, die Spanien und Frankreich von Europa übernommen haben, dort leichter sein; es würde genügen, das Vorgehen in Aegypten oder Tunis oder noch besser das, was in Makedonien beabsichtigt wird, nachzuahmen und dem Sultan die Reformen an die Hand zu geben, damit er sie dann einführe. Da aber die Tatkraft der Regierung gelähmt ist und die Souveränität des Sultans Abd ul Asis nur dem Namen nach anerkannt wird, so setzt die Unterstützung, welche die Europäer ihm gewähren wollen, sein Prestige in den Augen seiner Untertanen noch mehr herab und steigert die Unzufriedenheit, und im Norden, im Süden und Westen stehen Prätendenten auf, die dann ihre Parteigänger aufbieten, oder es empören sich mächtige Häuptlinge wie Raisuli, den die europäische Presse einen Banditen nennt, ohne zu bedenken, daß er durch seine Verwegenheit und seine Taten an die Vasallen des feudalen Mittelalters erinnert, z. B. an jenen Heinrich den Löwen von Sachsen, der es wagte, der Macht Friedrich Barbarossas zu trotzen, die jedenfalls viel bedeutungsvoller war als die des Sultans Abd ul Asis.

In den der algerischen Grenze und unsern nordafrikanischen Besitzungen benachbarten Gegenden ist die Tätigkeit der aufrührerischen Elemente natürlich lebhafter, daher beweisen Frankreich und Spanien, die fortwährend von dem Prätendenten gedrängt werden, ihn öffentlich oder heimlich zu unterstützen, täglich durch ihren Widerstand gegen diese Bitten, wie aufrichtig sie die zwischen ihnen und England im Jahre 1904 vereinbarte und seitdem in Algeciras ratifizierte Politik, die Integrität des Reiches zu erhalten und die Autorität des Sultans mit aller Entschiedenheit wiederherzustellen, die mit der Klugheit vereinbar ist, durchführen. Doch auch wenn Spanien sein Wort und seine Unterschrift nicht zweimal für internationale Verträge hergegeben hätte, auch wenn diese nicht existierten oder das europäische Mandat von Algeciras Frankreich und Spanien volle Aktionsfreiheit in Marokko zugesichert hätte, so würde doch deswegen die Meinung Spaniens keine andre sein. Unsre letzten Kolonialkriege und der, den wir mit den Vereinigten Staaten geführt haben (der allerdings eigentlich den Namen eines Krieges nicht verdient, weil es nicht wirklich einer war), haben in Spanien eine Bewegung hervorgerufen, die darauf ausgeht, alle nationalen Kräfte zu sammeln, um sie für die innere Regeneration, für die Kräftigung der eignen

Energie zu verwenden, und die jedes auswärtige Unternehmen, wenn nicht die Sicherheit oder die Verteidigung des Vaterlandes es dringend fordert, unpopulär machen würde. Und auch wenn diese vorübergehenden Ursachen verschwänden, auch wenn die moralische und materielle Erstarkung Spaniens, die mit jedem Jahre ausgesprochener und deutlicher sichtbar wird, eine vollendete Tatsache wäre, so würde doch in unserm Lande das Widerstreben gegen eine militärische Aktion in Marokko, das der heute bereits allgemeinen Kenntnis der inneren Lage des Reiches entspringt, immer fortdauern.

Wenn die europäischen Soldaten sich darauf beschränken, mit ihren eignen Händen — da der Sultan es nicht kann — Beleidigungen, die ihren Brüdern zugefügt worden sind, durch die vorübergehende Besetzung einer Stadt, wie Udschda oder Casablanca, zu bestrafen, so werden nur die benachbarten Stämme in Erregung geraten und die Garnison nötigen, beständig auf dem Kriegsfuß zu leben, indem sie auf jede Nachlässigkeit, jeden Augenblick wirklicher oder vermeintlicher Schwäche lauern werden, um den Angriff zu erneuern, das übrige Land dagegen wird gleichgültig bleiben, weil die nationale Solidarität, die Frucht eines vollkommeneren sozialen Zustandes, dort ein unbekannter Gedanke ist. Wenn aber diese Besetzungen dauernd werden oder sich ohne wirkliche Berechtigung auf andre Häfen ausdehnen würden, wenn alle Marokkaner ihre Unabhängigkeit in Gefahr zu sehen glauben und der Fanatismus das Verlangen nach einem heiligen Kriege gegen die Christen entflammen würde, das im Innersten der muselmanischen Seele verborgen liegt, dann würden die ganze militärische Macht Frankreichs und Spaniens zusammen und alle ihre finanziellen Hilfsmittel nicht ausreichen für das Unternehmen, ein Volk, das frei zu sein verlangt, das sich nicht sozial assimilieren läßt, in einem Kampf, in dem der bewaffnete Widerstand das mindeste wäre, zu bezwingen. Mit ungeheuern Anstrengungen und dank seiner erdrückenden Ueberlegenheit hat England es fertiggebracht, zuerst die militärischen Streitkräfte Transvaals unschädlich zu machen und dann vermittelst der Autonomie seine Zivilbevölkerung mit dem britischen Reich zu assimilieren; in Marokko würde sich an die problematische Eroberung nur die ebenso kostspielige wie nutzlose militärische Okkupation anschließen. Frankreich hat viele Jahre gebraucht, um seine Besitzergreifung von Algier zu einer tatsächlichen zu machen; der friedliche Charakter der Eingeborenen, die an das türkische Joch gewöhnt waren, und die geographischen Verhältnisse des Landes machten es ihm schließlich möglich. Marokko, das von kriegerischen Stämmen bevölkert ist, die selbst von ihren eignen Herren nie bezwungen worden sind und in den sehr hohen und rauhen Gebirgen Zuflucht finden können, würde, selbst wenn es alle Reichtümer Afrikas enthielte und von der Nation oder den Nationen exploitiert werden sollte, denen es gelänge, das Land mit Ausschluß aller andern Nationen zu erobern, wahrscheinlich niemals die für ein so gewaltiges Unternehmen erforderlichen Opfer lohnen.

Kurz gesagt: die Wandlung, die sich in der öffentlichen Meinung Spaniens von 1880 bis zur Gegenwart vollzogen und die Abneigung gegen jedes kriege-

rische Unternehmen, gegen jede militärische Aktion in Marokko herbeigeführt hat, ist nicht nur die vorübergehende Wirkung der Furcht vor möglichen internationalen Verwicklungen oder der Scheu, tätige Kräfte, die ganz und mit Entschiedenheit für den inneren Wiederaufbau verwendet werden müssen, von ihrem Hauptziel abzulenken; sie ist außerdem und vor allem die Frucht der begründeten Ueberzeugung, daß ein solches Unternehmen erfolglos bleiben würde in Anbetracht der gegenwärtigen Lage im marokkanischen Reich, in der nur durch eine sehr langsame Entwicklung im Laufe vieler Jahre eine Aenderung wird eintreten können.

*

Spanien sieht in Marokko nicht nur ein günstiges Feld kommerzieller Expansion, ein Land, von dem es Gebietsteile im Besitz hat, und nach dem alljährlich eine nicht geringe Zahl seiner Untertanen auswandert; die Küste Südspaniens liegt der nördlichen Küste von Marokko gegenüber, ein Teil der marokkanischen Küste am Atlantischen Ozean ist unsern schönen Kanarischen Inseln sehr nahe, und deshalb hat die spanische öffentliche Meinung stets die Integrität dieses Teiles des marokkanischen Reiches als einen Teil seiner eignen Integrität und als unerläßliche Bedingung für seine Existenz angesehen. Als im April 1904 das englisch-französische Abkommen in betreff Aegyptens und Marokkos veröffentlicht wurde, beruhigte der Artikel, der Spanien ausdrücklich erwähnte und unsre Rechte und Interessen sicherstellte, die öffentliche Meinung in Spanien vollkommen, und das französisch-spanische Abkommen vom Oktober, das, wiewohl geheim, den Führern der verschiedenen Parteien, selbst der antidynastischen, vertraulich mitgeteilt wurde, erhielt die Zustimmung ihrer aller.

Spanien sieht das gleichzeitige und verbündete Vorgehen Frankreichs in Marokko nicht mehr mit argwöhnischen Augen an, weil Frankreich sich verpflichtet hat, die Integrität des marokkanischen Reiches zu wahren, an deren Erhaltung unser Land mehr als jedes andre in Europa interessiert ist. Die Intervention Deutschlands, das stärkere Garantien für diese Integrität und für die kommerzielle Gleichheit aller Nationen in Marokko verlangte, hat unsre öffentliche Meinung weder beunruhigt noch entrüstet; wir haben uns vom ersten Augenblick an geneigt gezeigt, die Frage vor eine internationale Konferenz zu bringen, und als diese in Algeciras zusammentrat, offenbarte sich die Loyalität unsers Bundes mit Frankreich und die Aufrichtigkeit unsers Vorsatzes, weder die Rechte des Sultans noch die Interessen der andern Mächte im marokkanischen Reich anzutasten. Die spanischen Delegierten auf jener Konferenz bemühten sich nicht, ein weitergehendes Mandat zu erlangen, als die dort vertretenen Nationen sich geneigt zeigten zu bewilligen, und ebensowenig sträubten sie sich gegen eine der darin enthaltenen Verpflichtungen. Die schwerste von allen war die, das Instruktionsoffizierkorps (für die marokkanische Polizeitruppe, die der Sultan aufzustellen hat) in Tetuan und Larasch ganz, in Tanger und Casablanca gemeinsam mit Frankreich zu stellen. Schon damals begriffen die leitenden Persönlichkeiten der spanischen Politik sehr wohl und ließen das Volk auch nicht im

unklaren darüber, welche Tragweite die Verpflichtung hatte, die sie übernahmen, weil die spanischen Instruktoren Offiziere unsers Heeres sein sollten, die dessen Uniform zu tragen und ihr Vaterland zu vertreten haben, das niemals wird dulden können — sowenig, wie es Europa in Algeciras verlangen konnte —, daß eine Beleidigung, die diesen seinen Vertretern zugefügt würde, ungestraft bleibe. Niemand, der die gegenwärtige Lage in Marokko kennt und an die tausend Zufälligkeiten denkt, die im Laufe der den Instruktoren anvertrauten großen und delikaten Mission sich ereignen können, wird behaupten können, daß die Verantwortung, die Spanien und Frankreich damals im Namen und zugunsten aller Kulturnationen im marokkanischen Reich auf sich genommen haben, bequem oder unbedeutend sei.

Die Mandatarmächte rüsteten sich, zu erfüllen, was sie versprochen hatten, als der Pöbel von Casablanca verschiedene Europäer ermordete und die Sicherheit aller in der Stadt Wohnenden bedrohte. Die Signatarmächte der Akte von Algeciras erkannten einmütig das Exzeptionelle der Umstände an und die Notwendigkeit, den auf die Polizei bezüglichen Teil jener diplomatischen Urkunde rascher zu vollziehen. Aus den jüngsten Debatten im spanischen Parlament wissen wir heute durch die Erklärungen der Regierung, welches deren Haltung vom ersten Augenblick an war und wie diese dann während der ganzen Zeit, solange der akute Charakter des Konflikts anhielt, beibehalten wurde. Während Frankreich, von dem guten Rechte Gebrauch machend, das sich ihm aus der Ermächtigung ergab, die es von den andern Nationen verlangt und erhalten hatte, ein starkes Truppenkontingent unter dem Befehl des Generals Drude nach Casablanca schickte, um wieder normale Zustände in der Stadt zu schaffen und die Schuldigen zu bestrafen, beschränkte sich Spanien darauf, die vorher von der Regierung des Sultans designierten und akzeptierten Instruktionsoffiziere zu entsenden, und angesichts der Unmöglichkeit, daß die marokkanische Regierung das in den Beschlüssen von Algeciras vorgesehene marokkanische Kontingent von 300 Mann stellte, schickte es zum Ersatz für diese noch 300 Infanteriesoldaten und ferner 100 Kavalleristen, welch letztere nur kurze Zeit dort blieben und, da es der Gang der Ereignisse gestattete, zurückgezogen wurden, wie es eines Tages auch mit den 300 Mann Infanterie der Fall sein wird.

Diese Haltung der spanischen Regierung, die auf der gewissenhaftesten Befolgung der internationalen Verträge beruhte, wurde anfangs nicht von allen richtig aufgefaßt. Ein Teil der französischen Presse, der nicht begriff, daß das Vorgehen der Republik in Casablanca den doppelten Zweck verfolgte, den Angriff auf die Europäer zu bestrafen und die Polizei zu organisieren, während die Aktion Spaniens sich auf das letztere beschränkte, legte die Untätigkeit unsrer Truppen, die doch nicht nach Marokko gegangen waren, um zu kämpfen, sondern im Gegenteil, um Frieden und Ordnung zu schaffen, als Treulosigkeit aus. Dagegen gab ein Teil der öffentlichen Meinung in Spanien, als man sah, daß wir uns nicht darauf beschränkten, die Instruktionsoffiziere nach Casablanca zu schicken, sondern daß noch 300 Soldaten mit ihnen gingen, von denen in der

die von Algeciras nichts steht, in Unkenntnis oder Verkennung des provisorischen, interimistischen Charakters dieser Maßregel die Besorgnis aus, daß die Regierung im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung des Landes eine abenteuerliche Politik inaugurriere.

Glücklicherweise haben die wiederholten Erklärungen des Pariser Kabinetts, welche die Haltung Spaniens rühmten und die fortdauernde Harmonie betonten, mit der beide Regierungen vorgegangen seien, unsre Aufrichtigkeit offenbar gemacht. Anderseits liefert der Beifall, mit dem im spanischen Parlament Vertreter aller Parteien die Erklärungen des Ministerpräsidenten über unsre äußere Politik im allgemeinen und im besonderen über die, welche wir in Marokko befolgen, den Beweis, daß in den schwierigen Verhältnissen des vergangenen Sommers die Regierung es verstanden hat, das Verlangen und die Wünsche des Volkes richtig zu deuten.

Die Ansicht, daß die Mission, in die wir uns mit Frankreich in Marokko teilen, friedlich und fruchtbringend sein muß, ist in Spanien bereits so allgemein, daß sich in unserm Vaterland eine bisher niemals beobachtete Erscheinung zu zeigen beginnt, nämlich die Bildung von Gesellschaften mit beträchtlichen Kapitalien, deren Zweck kommerzielle Unternehmungen und öffentliche Arbeiten in Marokko sind.

Die öffentliche Meinung in Spanien ist heute so klar und entschieden in dem, was sich auf die äußere Seite des marokkanischen Problems bezieht, wie in dem, was die bereits geschilderte innere Seite betrifft.

Spanien muß treu und gewissenhaft die von ihm in den internationalen Verträgen getroffenen Abmachungen erfüllen, ohne jemals die Grenze der Rechte, die darin anerkannt werden, zu überschreiten, damit es nicht Gefühle des Mißtrauens und Proteste hervorrufe, die in solchem Falle gerechtfertigt wären — aber auch ohne sich irgendeiner der Verpflichtungen zu entziehen, die diese Verträge ihm auferlegen, damit es niemals irgendeiner andern Macht einen Vorwand liefere, selbst vorübergehend auch nur eine Handbreit der marokkanischen Küste zu besetzen, deren Unantastbarkeit es als eine Sache von vitaler Bedeutung für seine eigne Existenz ansieht.

Madrid, Dezember 1907.

Aus Kuno Fischers Korrespondenz

Sieben Briefe

Mitgeteilt von

Ernst Traumann (Heidelberg)

Bald nach dem — am 5. Juli v. J. erfolgten — Tode Kuno Fischers wur mir von dem Herausgeber dieser Zeitschrift der Wunsch zu erkennen g geben, wenn möglich, den Briefwechsel des Verstorbenen ganz oder teilweise veröffentlichen. Von K. Fischers Korrespondenz lagen mir bereits die Brie an Ludwig Häusser vor, die mir Herr Geheimrat Professor Erich Marcks, d mals noch in Heidelberg, mit Erlaubnis der Tochter Häussers, Frau Professo Lina Cohen in Greifswald, dankenswerterweise überlassen hatte. Außerdem hat ich schon von den auf der hiesigen Universitätsbibliothek aufbewahrten Briefe Kuno Fischers an Gervinus Kenntnis genommen. Beide Korrespondenzen e schienen mir in der Hauptsache so wertvoll und denkwürdig, auch für die Geistesa ihres Verfassers so durchaus bezeichnend, daß ich den Gedanken ihrer Publikatio bei den Hinterbliebenen Kuno Fischers befürwortete und ihnen zugleich nahe legte, das mir Bekanntgewordene allenfalls durch andres zu ergänzen. Z meiner lebhaften Freude wurden mir noch die Briefe Ludwig Häussers an Kun Fischer eingehändigt. So bin ich in der Lage, der Lesewelt der „Deutsche Revue" das, was nach Ausschluß alles Familiären und rein Privaten aus Kun Fischers Korrespondenz zur Veröffentlichung geeignet erscheint, darzubieten. Di hier mitgeteilten Briefe von und an K. Fischer betreffen vorwiegend die scho im Jahr 1857 von der badischen Regierung erwogene Frage seiner Rückberufun von Jena nach Heidelberg. Wie bekannt, war er wegen seiner pantheistischen angeblich der christlichen Religion widerstreitenden Lehre im Jahr 1853 vo seinem akademischen Amte entfernt und nach dreijähriger Muße im Winter 185 nach Jena berufen worden. In Heidelberg hinterließ er einen erlesenen Krei von Freunden, die, gesinnungs- und geistesverwandt, ihm über alle Wechsel des Schicksals hinaus ihre Treue bewahrten, eine Vereinigung, deren intellektuell und moralische Höhe vornehmlich durch die Namen D. F. Strauß, Gervinus und Häusser bezeichnet wird. Wenn unsre Publikation einerseits in den Briefen Kuno Fischers an Gervinus die lebhafte Fortwirkung geistiger Gemeinschaft in die Ferne bezeugt, so enthält anderseits der Briefwechsel mit Häusser den beredtesten und ehrenvollsten Beweis für die tatkräftige Freundschaft beider Männer.

Nur ein einziger Name, der in den hier veröffentlichten Briefen Fischers des öftern erwähnt wird, bedarf vielleicht noch näherer Erläuterung; der des damaligen Kurators der Jenaer Universität Moritz Seebeck. Der ausgezeichnete Mann verdient es vollauf, dem Gedächtnis der Nachwelt wieder empfohlen zu werden. Er war es, dem es Deutschland in erster Linie verdankt, daß die unvergleichliche Lehrkraft Kuno Fischers alsbald wieder für die akademische Jugend

...bar gemacht wurde und zu immer größerer Entfaltung und Anerkennung ...ieh. In einem leider nur zu wenig bekannten Lebensbilde „Erinnerungen ...n Moritz Seebeck" (Heidelberg 1886, Karl Winter) hat Kuno Fischer der dank...aren Verehrung, die er dem wahrhaft bedeutenden Manne bewahrte, in seiner ...önen und klaren Darstellungsweise Ausdruck verliehen. Zu einer kurzen ...arakteristik Seebecks mögen hier die Worte dienen, die Kuno Fischer seinem ...edenkbuche vorausschickte: „Während ich diese meine Erinnerungen niederschrieb, ...at sich mir jene Zeit in voller Frische vergegenwärtigt, worin mir in Seebecks ...eständiger, stets erquickender Nähe zu leben vergönnt war. Es waren sechzehn ...ute Jahre! Nun wird sich bald ein Menschenalter vollendet haben, seit ich im ...pätherbst 1856 Heidelberg verließ und dem Rufe nach Jena folgte, der Zu...unft froh, nicht gewiß. An einem trüben Dezembermorgen, unter Schneegestöber, ...af ich dort ein. Mein erster Besuch galt sogleich dem Kurator. Als ich von ...m ging, war es in mir hell und heiter und ich blickte wohlgemut in den neuen ...irkungskreis, der vor mir lag. Wer die folgenden Blätter gelesen hat, wird ...iese meine Stimmung verstehen. Die guten und vortrefflichen Menschen sind ...elten, und es ist das glücklichste aller Vorzeichen, ihnen zu begegnen." Auch die ...achstehenden Briefe spiegeln diese treue Erkenntlichkeit gegen Jena und seinen ...urator wieder, wenn sie auch anderseits den Herzenswunsch Kuno Fischers ...eutlich hervortreten lassen, wieder an die Stätte seiner ersten Wirksamkeit und ...u seinen alten Freunden zurückzukehren. Er ward ihm bekanntlich erst im ...ahr 1872, nach E. Zellers Weggange, erfüllt, nachdem die vorübergehend auf...geworfene Frage seiner Rückberufung solange geschlummert hatte.

Häusser an Fischer.

Heidelberg, den 9. Mai 1857.

Lieber Freund!

Der Anlaß dieses Schreibens ist eine Mittheilung, von der Sie selbst nach Durchlesung des Briefes beurtheilen mögen, in welcher Weise sie mich bewegt; daß sie zunächst für Sie bestimmt und in engem Vertrauen bewahrt werden soll, liegt in der Natur der Sache.

Stengel, dessen Leitung des Ministeriums sich in vielen Richtungen wohlthuend kundgiebt, hat nun auch der Universität das frühere lebhafte Interesse wieder zugewandt; vor zehn Tagen war er selbst in Heidelberg, um Personen und Zustände anzusehen, was seit einem Dezennium keinem Minister mehr eingefallen war.

Bei einem Besuche, den er mir machte, sprach er seinen lebhaften Wunsch aus, den philosophischen Studien hier wieder aufzuhelfen und erklärte mir, er sei gekommen, meinen Rath zu hören. Ich bemerkte ihm: es sei mit Berufungen in diesem Fach so viel Unheil angerichtet worden, daß es eine schwere Verantwortlichkeit sei, darin einen Rath zu geben; ich kenne nur einen Dozenten, der hier die Philosophie mit durchgreifendem Erfolge vertreten — das sei Professor Fischer in Jena, den habe man aber vom Lehramt gewaltsam entfernt. Nach

Kämpfe, die nichts mit seiner inneren Lage zu tun haben, die in Europa und nicht in Afrika ihren Ursprung haben, so daß sich diese äußere Seite der Frage mit der alten ägyptischen oder der modernen mazedonischen Frage vergleichen läßt. Während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts stieß Spanien, das schon seit Jahrhunderten mit größerem oder geringerem Nachdruck den Radius seines Einflusses von seinen Besitzungen an der Küste nach dem Hinterland zu vergrößern strebte, bereits mit Frankreich zusammen, das von seiner neuen algerischen Kolonie aus ähnliche Anstrengungen machte. Das Vorgehen der beiden Nationen weckte den Argwohn Englands, für welches das mittelländische Gleichgewicht, d. h. der Ausgleich der politischen Einflüsse an den Küsten des Mittelmeers, eine Frage von vitaler Bedeutung war, und die diplomatischen Vertreter des Vereinigten Königreichs am Hofe des Scherifen waren es, die auf die Aufrechterhaltung des Statusquo in Marokko hinwirkten. Im Jahre 1904 führte eine englisch-französisch-spanische Verständigung zu den Abkommen vom April und Oktober, und fast ein Jahr lang konnte durch den Verzicht Portugals und Italiens und den Vertrag zwischen den drei am meisten an der Zukunft des Reiches interessierten Nationen, wenn auch nicht das komplizierte und schwierigere innere, so doch das äußere marokkanische Problem, das europäische oder diplomatische, als gelöst gelten.

Der Besuch des Kaisers in Tanger und die Unterhandlungen, die darauf folgten, führten uns zu der Konferenz von Algeciras, und diese sanktionierte das Friedenswerk Europas, das durch Vermittlung Frankreichs und Spaniens in Marokko vollbracht wird, jedoch innerhalb der Grenzen und gemäß den Regeln, welche der Kongreß der Nationen festsetzte, so daß das äußere Problem, weit entfernt, sich vereinfacht zu haben, heute noch komplizierter ist als vor 1904.

Der Zweck des vorliegenden Artikels ist lediglich der, den Lesern der „Deutschen Revue" auseinanderzusetzen, welches das wahre Urteil der öffentlichen Meinung in Spanien über jede der zwei Phasen des marokkanischen Problems ist.

*

Im Bewußtsein der Völker gibt es stets Kollektivgefühle, die, von der Geschichte ausgestaltet und von einer Generation der andern überliefert, die Unbewußtheit und zugleich die Kraft der ganzen Vorzeit haben und über die weder Regierungen noch Geschichtschreiber ungestraft werden hinwegsehen können. Sieben Jahrhunderte fortwährenden, hartnäckigen Kampfes zwischen Mauren und Christen haben zwischen Marokkanern und Spaniern einen Abgrund geschaffen, der die Verschmelzung der beiden Völker unmöglich gemacht hat und immer machen wird. Trotzdem ist es nicht richtig, wie nicht wenige französische Schriftsteller behaupten, daß die Kraft der Tradition so weit geht, daß der ererbte Haß die Beziehungen der Spanier zu den Eingeborenen im täglichen Leben in Marokko vergiftet. Die Tatsachen beweisen im Gegenteil, daß das in einigen spanischen Provinzen schon so lange dauernde Zusammenleben gemeinsame Ideen und Gewohnheiten, Eigenschaften und Fehler geschaffen hat, die dem Spanier ermöglichen, sich rascher

den marokkanischen Bräuchen zu akkommodieren, und bewirken, daß der Maure leichter mit dem spanischen Emigranten als mit den übrigen Europäern in brüderlicher Eintracht lebt. Wenn jedoch ein Christ, mag er nun von spanischer Abkunft sein oder nicht, Handlungen begeht, die der marokkanische Fanatismus mit oder ohne Recht als Attentate auf seine Religion oder seine Unabhängigkeit ansieht, lebt der Rassenhaß wieder auf und es entsteht ein Kampf, dessen Entwicklung blutig zu sein pflegt. Ebenso ist es klar, daß das Mißtrauen und die Empfindlichkeit der Marokkaner sich leichter verletzt fühlt, wenn die wirkliche oder eingebildete Beschimpfung von einem spanischen Untertanen oder einem Franzosen ausgeht, als wenn die Schuld auf Angehörige von Nationen fällt, die in weniger enger Verbindung mit der inneren Politik des Reiches stehen.

Während fast des ganzen neunzehnten Jahrhunderts gab es in Spanien keine öffentliche Meinung über das marokkanische Problem, die allgemein und stark genug war, daß wir sie als nationale bezeichnen könnten. Es schwebten unbestimmte Ideen von Eroberungen, von einer Fortsetzung der großen Geschichte Spaniens, von territorialer Ausdehnung in Afrika in der Luft, und als im Jahre 1860 die Regierung des Generals O'Donnell dem Sultan den Krieg erklärte, weil es so in ihre politischen Pläne paßte, um den Interessen ihrer Partei zu dienen und um sich am Ruder zu erhalten, was ihr denn auch länger als irgendeiner andern jener Zeit gelang, ließen sich nicht nur das Volk, sondern alle sozialen Klassen in Spanien betören und legten für diesen in seinen unmittelbaren Ergebnissen unfruchtbaren und in seinen späteren Folgen schädlichen Krieg eine Begeisterung und einen patriotischen Eifer an den Tag, die man für vernünftigere Unternehmungen hätte aufsparen sollen. Welches Urteil auch die politische Handlungsweise verdienen mag, so haben doch spanische und ausländische Schriftsteller einmütig anerkannt, daß der Kampf für beide Teile ruhmvoll war durch die Taten persönlichen Mutes und heldenhafter Tapferkeit, zu denen er Anlaß gab und die allein im Guerrillakrieg möglich waren; es wurden dadurch die alten Heldensagen aus den jahrhundertelangen Kämpfen auf der Halbinsel wieder lebendig, und die kriegerischen Töne bekamen wieder einen herrlichen Klang für die Ohren des spanischen Volkes.

Gegen 1880 stellte sich eine Gruppe von Publizisten und Politikern die Aufgabe, in der öffentlichen Meinung Spaniens hinsichtlich dieses Problems eine Wandlung herbeizuführen, und gründete eine Gesellschaft, die durch Vorträge, Schriften und Versammlungen dem irregeleiteten Volk begreiflich machen sollte, daß die Aera der Gewalt zu Ende sei und die der Zivilisation beginne, daß man der Zukunft Spaniens in Marokko die Handelsbeziehungen, die öffentlichen Arbeiten, die Werke der Wohltätigkeit und der Aufklärung zur Grundlage geben und aus unsern befestigten Plätzen Herde friedlicher Ausstrahlung unsers Einflusses machen müsse. Diese geistige Bewegung, die in ihren Anfängen bis zu dem Grade romantisch und optimistisch war, daß einige ihrer Führer die Ansicht verfochten, Spanien und Marokko seien zwei Teile eines und desselben Ganzen, zwei von Bruderstämmen bevölkerte Länder, die nur durch das unbedeutende

verdient von meiner Seite die größte Anerkennung und Dankbarkeit, und ich würde es mir selbst als ein großes Unrecht anrechnen, wenn mir jetzt das Vergessen des Vergangenen nicht leicht, ja sogar angenehm und erquickend wäre, nachdem mich die Vorstellung des immer Gegenwärtigen solange gedrückt hat. Und dazu kömmt — was mir vor Allem wichtig und nachdrucksvoll erscheint —, daß der Herr Minister nicht bloß meine Person an der Heidelberger Universität wieder geltend machen will, sondern durch mich die philosophischen Studien, daß er in meiner Person nicht den frühe abgesetzten Privatdozenten wiederherstellen, sondern in erster Rücksicht einen erprobten Lehrer der Philosophie an die Landesuniversität rufen will. Eine größere Ehre, eine reellere Anerkennung kann keinem Universitätslehrer widerfahren als in diesem Falle mir zugedacht wird. Daß ich derselbe bin, der vorher einmal in Heidelberg die bekannten Schicksale zu erdulden hatte, gilt jetzt als etwas Zufälliges (κατὰ συμβεβηκός wie Aristoteles sagt).

Von dieser Seite also fühle ich in mir nicht den mindesten Widerstand, im Gegenteil nur so viele positive Anregungen mehr. Darüber verschwinden mir auch die „Gegner" ganz und gar aus der Aussicht, ich sehe sie so wenig, daß ich nicht einmal einen kleinen Triumph über diese Leute empfinde, wirklich keinen. Freilich haben sie vollauf verdient, daß sie gedemüthigt werden, aber ich werde mich niemals als das Werkzeug dazu betrachten und darum die Gegner auch nie merken lassen, daß ich triumphiere. Diesen Leuten gegenüber würde meine Stellung genau wie der Ihrigen correspondiren und derer überhaupt, die ich die Ehre habe, meine Freunde zu nennen.

Es giebt nur einen einzigen Widerstand, den ich empfinde; der liegt nicht in Karlsruhe, nicht in Heidelberg, sondern hier in Jena. Es sind die schuldigen Rücksichten, die ich aus Pflicht und Neigung für die hiesige Universität zu nehmen habe und die Sie, mein sehr verehrter Freund, mit mir empfinden. Ich spreche mich über diesen Punkt offen und umständlich gegen Sie aus. Es ist der einzige, der ernstlich in Frage kommt.

Die kleinste und geringste jener Rücksichten — gestehe ich offen — bezieht sich auf meine Berufung selbst. Ich verdanke sie nicht der Universität, mit Einschränkung den Curatorien, hauptsächlich den Regierungen von Weimar und Gotha. Schließlich war diese Berufung ein Ausweg, eine Art Diagonale, halb und halb eine notgedrungene. Man hat lange damit gezögert, da man mich schon Jahre vorher haben konnte, zuletzt hat man mir eine ordentliche Professur e. f. gegeben; diese vorläufige Einschränkung war mitbedingt durch meine Heidelberger Schicksale. Zum Theil hat sie einen andern vorausgehenden Grund. Ich darf diese Reflexionen machen, ohne undankbar zu sein oder zu scheinen, denn sie sind wahr.

Verbindlicher für mich ist die Stellung selbst, die ich durch jene Berufung hier gewonnen habe. In der kurzen Zeit meiner hiesigen Wirksamkeit haben sich die philosophischen Studien außerordentlich gehoben. Im vorigen Semester hatte ich in einer sehr esoterischen Vorlesung über die Kritik der reinen Ver-

nunft zweihundert eingeschriebene Zuhörer, in diesem Semester zähle in der Logik und Metaphysik deren gegen hundert: also dort die größere Hälfte, hier das größere Viertel der gesammten Studentenschaft — an einer Universität, wo seit einigen Dezennien die philosophischen Studien vollkommen schliefen.

Diese Wirksamkeit macht mir Freude. Es macht mir Freude, daß sie anerkannt wird, von den entscheidenden Stellen des Curatoriums und der Regierungen, und zwar auf jede ausgesuchte Weise, die mir ehrenvoll sein kann.

Man hat in der Facultät die neunte Stelle ausdrücklich freigelassen und die zehnte meinem Collegen Apelt gegeben. Ich weiß, daß diese neunte Stelle mir aufgehoben ist und ohne Zweifel im Laufe dieses Semesters wird übertragen werden. Ich soll die erste Professur der Philosophie haben: Man hat diese Einrichtung getroffen, weil man an die Eventualität eines Rufs dachte und sich das aufsparen wollte, mich zu halten. Meine festen Jahreseinkünfte werden sich dann (die Emolumente eingerechnet) auf 8- bis 900 Thaler belaufen. Im Fall einer Berufung zweifle ich nicht, daß man mir eine beträchtliche Zulage anbieten würde. Dazu kommen die Vorlesungen, die hier zwar nicht viel, aber mir mehr eintragen, als ich erwartete. Ich berühre diese Dinge bloß, um Sie von den günstigen Hindernissen zu unterrichten, von denen ich voraussetzen darf, daß sie meinem Weggange von hier wahrscheinlich entgegengesetzt werden.

Von Seiten der badischen Regierung wird das Aufwiegen dieser Hindernisse keinen Anstand finden. Ist sie einmal geneigt, mich zu rufen, so wird sie auch das Aequivalent haben, das meine Berufung dieser Universität gegenüber zugleich als eine Verbesserung meiner ökonomischen Lage erscheinen läßt. Es ist wahrlich nicht diese, die ich suche. Aber ich werde dieses Motiv nöthig haben zu meiner Rechtfertigung, warum ich Jena verlasse. Ich muß zu den Hiesigen auch sagen können: Ihr könnt mir billiger Weise nicht übel nehmen, daß ich gehe!

Denn das letztere ist es, was ich allein fürchte, was mir innerlich am meisten widerstrebt: Der Schein, als hätte ich Jena nur als Mittel benützt, um von Heidelberg nach Heidelberg zurückzukehren. Dieser Schein könnte dem Ansehen der Universität schaden, oder man könnte es wenigstens so empfinden. Und das würde mich drücken, als ob ich ein Unrecht begangen hätte.

Ich gehe nach Heidelberg mit Freuden, um dort zu leben und zu sterben. Wenn ich nur von Jena so loskommen kann, daß ich durch meinen Weggang im Andenken der Universität keinen Vorwurf zurücklasse! Es ist eine jener Aufgaben, die verschlungene Lebensknoten sind, und sich nicht rein und ohne Rest auflösen lassen. Helfen Sie mir diesen Knoten lösen.

Nur denke ich so: Der Vorwurf, den ich meine, wird geringer, je länger ich hier geblieben bin. Er wird mit jeder Woche kleiner. Wenn nun der Herr Minister die Frage an mich richtet: 1. ob ich einem Ruf nach Heidelberg Folge leisten würde, so antworte ich: ja und mit Freuden (indem ich zunächst nur mich in Anschlag bringe); 2. ob ich in kürzerer oder längerer Zeit Jena mit

Heidelberg vertauschen möchte? — so halte ich mich aus mancherlei Rücksichten für verpflichtet, um die längere Zeit zu bitten (wenn ich auch die kürzere wünschte). Meine Politik ist: die Sache zu ergreifen, aber sie in die Länge ziehen zu lassen.

Dieses, mein hochverehrter Freund, sind meine heutigen Erwägungen, die so definitiv sind, als möglich. Sie stehen unter dem Eindruck meiner gegenwärtigen Stellung und der hiesigen Verhältnisse. Sie wissen selbst am besten, wie schnell sich akademische Verhältnisse ändern. Meinen Wunsch, nach Heidelberg zu kommen, wird nichts ändern. Aber manches kann ihn beschleunigen. Wenn mich nur die badische Regierung in ihrem Gedächtnis behalten will. Unter den persönlichen Verhältnissen, die ich hier habe, ist mir nur eines wahrhaft angenehm, das ist meine sehr freundliche und gemüthlich-herzliche Beziehung zu unserm Curator.

Ich habe Ihnen so viel und umständlich geschrieben, weil ich Sie gern zum genauen Mitwisser aller meiner hiesigen Verhältnisse machen möchte, die etwa mit der fraglichen Angelegenheit collidiren. Ich will alle Rücksichten nehmen, die hier zu nehmen sind, aber ewig will ich in Jena doch nicht bleiben. An keiner Universität möchte ich lieber sein, als in Heidelberg. Jetzt bietet sich auf die ehrenvollste Art der günstige Moment, der vielleicht nie wiederkehrt. Habe ich nicht Recht, wenn ich ihn ergreife? Kann man mir im Ernste verdenken, was doch gewiß jeder andre an meiner Stelle thun würde? Und auf der andern Seite: Hier habe ich nach einer unfreiwilligen und peinlichen Muße einen Schauplatz für die Wirksamkeit gefunden, die mir die liebste in der Welt ist. Damals kam dieser Ruf wie eine Errettung. Ich werde das nie vergessen. Meine Wirksamkeit hier ist eine sehr erfolgreiche und fruchtbare. Darf ich diesen Schauplatz verlassen, ehe ich gewiß bin, eine Saat, die ich ausgestreut, hier zurückzulassen?

Will ich beides vereinigen, so erscheint mir als die einzig mögliche Bedingung: nach Heidelberg gehen, aber Jena erst nach einer gewissen Zeit verlassen, deren nähere Bestimmung der Verhandlung offen bleiben möge, die hiermit meinerseits angeknüpft sein soll.

In diesem Sinn will ich auch die ostensiblen Zeilen schreiben.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß diese meine vorläufige Antwort in Ihrem Sinne ist, daß sie in dieser Weise selbst in Karlsruhe (nach Ihrem Briefe zu urtheilen) erwartet wird.

Noch einmal meinen herzlichsten, lebenslänglichen Dank und die Bitte um Ihren ferneren Rath und Beistand.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin und Mutter auf das herzlichste und ergebenste.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, ich bin und bleibe in wärmster Verehrung

Ihr ganz ergebenster

K. Fischer.

Häusser an Fischer.

Heidelberg, den 26. Juli 1857.

Lieber Freund!

Sie werden mein langes Schweigen schon durch die Umstände erklärt finden; es war aber auch in dieser Zeit nichts geschehen, was mir eine dringende Veranlassung zum Schreiben gegeben hätte. Der Großherzog war bis in die ersten Tage dieses Monats in Baden; dann gleich nach seiner Rückkehr erfolgte die Geburt des Erbprinzen, was abermals dazu beitrug, die Geschäfte bei Seite zu drängen. Erst dieser Tage hatte ich Gelegenheit Weiteres zu erfahren und theile es Ihnen ohne Säumen mit.

Der Anlaß war in seiner Art so unerwartet und erfreulich wie Ihre eigne Angelegenheit. Gleich nach des Großherzogs Rückkehr nach Carlsruhe erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben von ihm, in so offenem und ungezwungenem Tone gehalten, wie ich ihn nur in den Studienjahren an ihm gewohnt war. Er nahm die Zusendung meines vierten Bandes zum Ausgangspunkt, um sich theils darüber im herzlichsten und freimüthigsten Tone zu äußern, theils mir zu danken für die „Pflege", die ich ihm in seiner Studienzeit hätte angedeihen lassen. Ich hätte ihm überhaupt das Lernen erleichtert. Aber man sehe erst oft in reiferen Jahren den Werth solcher Leitung ein u. s. w. Er schloß mit dem Wunsche, ich möchte ihn besuchen, damit ich mich überzeugen könne, daß die Dankbarkeit seines Schülers unverändert sei.

Ich mußte also hinauf und stattete im Lauf dieser Woche den gewünschten Besuch ab. Im Vorzimmer traf ich Stengel; er sagte, er sei erfreut mich zu sehen, denn er sei im Begriff gewesen, mir zu schreiben. „Ich habe," waren seine Worte, „mit dem Großherzog gesprochen; er ist ganz mit einverstanden. Wir können natürlich dem Professor Fischer keine Frist vorschreiben, aber wir werden uns auch nicht beeilen, den Lehrstuhl der Philosophie zu besetzen. Fischer möge Ihnen nur mittheilen, wann er in der Lage oder geneigt ist, zu kommen."

Das waren möglichst getreu seine Aeußerungen. Gleich darauf wurde ich zum Großherzog gerufen. Von der langen Unterredung erzähle ich Ihnen wohl einmal mündlich; für jetzt nur, was Sie angeht. Er kam von selbst auf Sie zu reden, indem er damit anknüpfte: „Ich habe Ihnen auch noch zu danken für die freundliche Vermittlung, die Sie in der Berufung des Professors Fischer übernommen haben. Es wäre mir sehr lieb, wenn wir diesen Ausgestoßenen wieder gewinnen könnten." Ich ergriff dann die Gelegenheit, die Sachlage noch einmal zu präzisiren, besprach auch ganz unverhohlen die Procedur, die gegen Sie eingeschlagen ward, was er mit Aufmerksamkeit anhörte. Dann äußerte er sich in lobenden Worten über Ihre Leistungen und sagte: „Ich glaube, seine Berufung wird der Universität einen günstigen Aufschwung geben." Gleichsam, um Künftigem vorzubauen, hielt ich ihm den Unterschied zwischen einer Hochschule und einem Predigerseminar scharf vor Augen, worauf er ungefähr äußerte: „Ja, ich sehe es wohl ein, auf der Universität muß Kampf und Gegensatz sein."

Ich glaube, die Sachlage ist unsern Wünschen und Ihrer gegenwärtigen Stellung in Jena günstig. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich gern die weitere Vermittlerrolle in dieser Sache übernehme. Rath wüßte ich jetzt keinen zu geben, als daß Sie die Frist Ihrer Wanderung nicht zu weit hinausrückten; denn man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist. Schweigen wird nach wie vor hier räthlich und nothwendig sein.

In vierzehn Tagen werden wir schließen und ich mit Vangerow und Bunsen nach Neapel, Sicilien und Rom gehen. Die Erholung thut mir sehr noth, zumal ich im Winter wieder an mein Buch gehen muß, um eine zweite Auflage vorzubereiten. Für heute genug.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und bewahren Sie die alte Freundschaft

Ihrem

L. Häusser.

Fischer an Häusser.

Jena, Samstag Abend, den 14. November 1857.

Mein hochverehrter Freund!

Diese Zeilen sind vertraulich an Sie gerichtet; ich schreibe sie, nachdem ich soeben eine lange Unterredung mit dem Curator gehabt habe, durch welche ich die Heidelberger Frage zu entscheiden gedachte. Die Angelegenheit ist mir seit Ihren letzten beiden Briefen unaufhörlich im Kopfe herumgegangen, und ich habe nach einer Handhabe gesucht zu einer schnellen und glücklichen Lösung, die Sie und ich mit Ihnen für die wünschenswerthe halten. Auf der einen Seite darf ich die badische Regierung unmöglich in eine ungewisse Lage mir gegenüber versetzen; sobald sie mich unter annehmbaren Bedingungen ruft, soll und muß sie auch sicher sein können, daß ich komme; auf der andern Seite kann ich an den definitiven Abschluß der Angelegenheit nicht gehen, ohne meine Regierungen hier, d. h. das Curatorium, in Kenntnis zu setzen. Die Sache ist von Carlsruhe aus am Weimarischen Hofe bekannt geworden. Ich habe dem Curator (mit dem ich auch privatim außerdem je länger je mehr befreundet bin) versprochen, ihn über meine Entschließungen und Schritte nicht im Dunkeln zu lassen. Diese Bitte konnte ich nicht abschlagen. Daher die oben berührte Unterredung.

Das ist für mich eine sehr üble Lage, daß ich jetzt und hier nicht allein von mir aus handeln kann. Wäre das der Fall, so würde ich Ihnen so antworten, daß hoffentlich sehr bald die ganze Angelegenheit im Reinen sein sollte. So befinde ich mich Jena, den Regierungen, dem Curatorium gegenüber in einer moralisch verbundenen Stellung, die ich empfinde und, ehrenvoll wie sie ist, sogar dankbar empfinde. Hätte ich sie vergessen, so würde mich die heutige Unterredung lebhaft genug daran erinnert haben. Meine amtlich-akademische Stellung und Wirksamkeit ist — ich darf sagen — eine glänzende in ihren Erfolgen geworden, man hat mich von allen Seiten mit Zuvorkommenheiten überhäuft und noch jüngst auf die schmeichelhafteste Weise zum Ordinarius ernannt (wobei sich

auch die Facultät vortrefflich benommen). Eben habe ich die schuldigen Dankschreiben an die Ministerien unserer Tetrarchie abgehen lassen. Unmöglich kann ich im Augenblick ein Entlassungsgesuch denselben nachschicken. Es würde ein Geschrei über meine Rücksichtslosigkeit entstehen, und am lautesten würden schreien, die meinen Fortgang am liebsten sehen. Die ihn bedauern, würden ähnlich empfinden.

Dazu kommt folgende Sache. Ich habe dem Curator gesagt (der meine Vorliebe für Heidelberg genugsam kennt): „Die badische Regierung überläßt mir die Bedingungen des Rufs; und da ich nur angemessene stellen werde, so darf ich mir wohl ihre Bewilligung versprechen. In jedem Falle dürfen aber diese Bedingungen der Art sein, daß sie meine Lage auch ökonomisch verbessern. Und dieser Vorteil würde doch in den Augen der Regierungen ein Grund sein können, daß ich Jena nicht aus Laune verlasse." — „Fordern Sie auch von uns, was Ihnen gut scheint," war die Antwort. Was soll ich entgegnen? Entweder ich fordere und gebe dadurch die Aussicht, nach Heidelberg zu kommen, für immer auf. Oder ich erkläre, daß ich Heidelberg um jeden Preis Jena vorziehe, daß ich also Jena um keinen Preis will. Und das wäre eine Verletzung, die wirklich Jena nicht um mich verdient hat. Die Form, die Herr von Stengel ergriffen hat, ist mir hierbei *nicht* zugute gekommen. Ich verkenne nicht seine Gründe; ja diese Form ist für mich selbst eine sehr ehrenvolle. Aber diese unbekannten Bedingungen sind immerhin eine unbekannte Größe, mit der sich nicht leicht operiren läßt. Von einem bestimmten Anerbieten konnte ich nicht sagen. Meine Bedingungen darf ich nur *Ihnen* und der badischen Regierung aussprechen, Habe ich sie ausgesprochen, so versteht es sich von selbst, daß die Annahme von Seiten der badischen Regierung auch meine Annahme ist.

Ich habe nun auf die Frage des Curators geantwortet, daß ich entschieden an die thüringischen Regierungen *keine* Forderungen stelle, daß ich die Aussicht, nach Heidelberg zu kommen, nicht aufgeben möchte, obwohl ich einsehe, daß ich *jetzt* den thüringischen Regierungen nicht den Stuhl vor die Thüre setzen kann, obwohl ich es darauf ankommen lassen muß, daß mit dem gegenwärtigen Moment vielleicht der günstige Zeitpunkt für die Heidelberger Berufung verschwindet. Denn Ihre Gründe, mein verehrter Freund, haben mir vollkommen eingeleuchtet. Aber ich will auch die Heidelberger Sache nicht hier benutzen, auf keine Weise.

Sie werden selbst nicht wünschen, daß ich nach Heidelberg komme, während man hier hinter mir die Köpfe über mich schüttelt. Die hier errungene Stellung müßte ja doch die Basis mit sein für die Heidelberger. Diese Basis würde ich erschüttern. Nach Heidelberg zu gehen, habe ich in mir einen sehr zureichenden Grund, meine *Neigung*. Dieser Grund erscheint und ist den hiesigen Verhältnissen gegenüber nicht ausreichend, denn ich habe ja keinen Grund, den letzteren abgeneigt zu sein. Diesen letzteren gegenüber könnten allein die *positiven, vorteilhaften Bedingungen* als ein Motiv erscheinen, das meinen Weggang jetzt schon entschuldigt. Nun aber kann ich von solchen Bedingungen nicht

reden, da ich sie nicht habe, und wenn ich sie hätte, stehen die Dinge so, daß man entschieden suchen würde sie aufzuwiegen.[1])

Unter diesen Umständen sehe ich mich nach der heutigen Unterredung außer Stande, meine Bedingungen, die ich sonst nicht zurückhalten würde, zu formuliren; ja ich kann nicht einmal der badischen Regierung zumuthen, daß sie dieselben formulirt. Sobald ich sie ausspreche und sie in Carlsruhe angenommen werden, komme ich. Jetzt aber würde ich hier, wie ich sehe, eine Gegenoperation hervorrufen, der ich jetzt, nachdem ich kaum ein Jahr in Jena bin, mich nicht widersetzen kann, ohne der Universität zu nahe zu treten. Diese Gegenoperation will ich vermeiden, um wenigstens von mir aus Heidelberg nicht zu verlieren. Darum antworte ich Ihnen nicht mit Bedingungen, sondern durch eine ganz offene Darlegung meiner Verhältnisse.

Was ich Ihnen geschrieben, ist ganz vertraulich. An anderem Orte als bei Ihnen könnte es mißverstanden werden. Wünschen Sie, daß ich den Inhalt dieses Briefes in einer ostensibeln Form wiederhole, kurzgefaßt, so werde ich das sogleich thun. Wäre ich hier einige Jahre älter, als ich bin, so wären alle die Schwierigkeiten nicht, die Sie gleich vorausgesehen haben und schärfer als ich selbst. Ich denke Ostern nach Heidelberg zu kommen und möchte dann, wenn es angeht, mich selbst in Carlsruhe präsentiren, sei es auch nur, um Herrn von Stengel meine Dankbarkeit zu bezeugen. Vielleicht hat sich bis dahin auch manches anders gestaltet. Jedenfalls gebe ich Ihnen von allem mich Betreffenden Nachricht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sonntag früh.

Noch einen guten Morgen und eine glückliche Woche! Bevor ich meinen Brief abschicke.

In meiner gestrigen Unterredung ist mir von der andern Seite her, welche die hiesigen Universitätsmächte darstellt, besonders ein Gegengrund mit aller seiner Verbindlichkeit aufgeworfen worden, ein Gegengrund, an dem Carlsruhe nicht ohne alle Schuld ist. Daß Jena mich vom Exile befreit hat! Diese Empfindung ist in den Mächten stärker, als ich geglaubt. Und ich gestehe Ihnen, das Gewicht dieser Thatsache macht mich jedesmal verstummen. Ich hätte wohl manches dagegen aufzubringen, aber es würde aussehen, als ob ich der Dankbarkeit, die ich wirklich empfinde, etwas abdingen, etwas herunterhandeln wollte. Das kann und will ich nicht. So stehe ich dieser gegen mich aufgeworfenen Schanze wehrlos gegenüber. Ich schreibe Ihnen diesen Zug, damit Sie in das Innere meiner Lage den ganz deutlichen Einblick haben. Ich weiß wohl, daß ich hier Ihrer Sympathie ganz sicher bin. Noch einmal herzlich Lebewohl.

---

[1]) Darum will ich selbst der badischen Regierung nicht zumuten, Bedingungen zu stellen.

Fischer an Gervinus.

Jena, Montag Abends, den 23. November 1857.

Mein hochverehrter Freund!

Gestern Abend erhielt ich Ihren willkommenen Brief, zugleich mit dem von Strauß, und hätte ich nicht in eine Gesellschaft gemußt, so würde ich noch gestern beide Briefe beantwortet haben. Konnte ich doch an nichts Andres, als den Inhalt der beiden Briefe denken. Lassen Sie mich gleich zur Sache kommen; es ist mir unendlich lieb, mit Ihnen darüber reden zu können, Ihnen mein Herz auszuschütten. Könnte ich nur ein paar Stunden jetzt in Heidelberg sein, um wirklich mit Ihnen und Strauß darüber zu sprechen.

Der Ruf, der seit dem Mai eingeleitet worden, ist seit etwa vierzehn Tagen in meinen Händen, und seit acht Tagen habe ich ihn beantwortet, nicht in ostensibler, sondern in vertraulicher Weise. In Heidelberg zu wirken und zu leben im Verkehr mit meinen unvergeßlichen Freunden, war und bleibt mein größter Wunsch. Die Erfüllung dieses Wunsches rückt mir nah, und ich bin ihr gegenüber in einer gebundenen und in dieser Rücksicht ungünstigen Lage. Lassen Sie sich die letztere einmal von meinem Gesichtspunkt aus vorstellen.

Wie ich hier stehe, ist eines unmöglich: Ich kann nicht eines schönen Tages meinen Regierungen anzeigen, daß ich einen Ruf angenommen habe; es würde dies wenigstens in jeder Hinsicht *allen* als eine von ihrer Seite ganz unverdiente Rücksichtslosigkeit erscheinen. Thäte ich es jetzt, so würde man sagen: Nicht einmal die Möglichkeit, ihn zu halten, hat er uns gönnen wollen, er geht dorthin zurück, wo man ihn vertrieben und in eine Lage gebracht hat, aus der wir ihn erlöst; jetzt zeigt er offen, daß ihm an Jena gar nichts liegt, daß ihm Jena als Station gut genug war, und weil er das so *offen* zeigt, so hat er schließlich der Universität, die ihn befreit hat, eigentlich mehr *geschadet* als *genützt*. So würde man urteilen, nicht mit Unrecht. Ich empfinde, daß die Leute richtig empfinden.

Ich kann demnach hier einen Ruf nur annehmen, *nachdem* ich betreffenden Orts erklärt habe, daß ich ihn annehmen werde. Das erste Wort muß ich aus tausend wohlverdienten Rücksichten meinen hiesigen Regierungen gönnen. Das würde nun die Möglichkeit, fortzugehen, *nicht* ausschließen. Wenn ich nämlich einen Ruf hätte, der solche Bedingungen enthielte, mit denen man hier nicht gut concurriren kann. Schließlich müßte man sagen, wir behielten dich gern, aber wir können freilich kein Aequivalent bieten und auch nicht verlangen, daß du deinen Vorteil so ganz opferst, noch dazu, wenn dieser Vorteil mit deinem Wunsche so sehr zusammenfällt.

Das einzige Instrument, mit dem ich meinen Knoten hier hätte lösen können, war ein Ruf mit solchen Bedingungen. Darauf war auch im Stillen meine Hoffnung gerichtet. Mir waren die Bedingungen wahrlich nicht das Entscheidende, aber das Instrument war mir wichtig. Dieser Punkt war zugleich ein sehr delicater. Ich konnte und wollte darüber nichts sagen; nicht einmal Häusser

gegenüber, dem ich es früher angedeutet. Aber ich wußte bei mir im Stillen wohl, daß alles darauf ankam.

Nun läßt mir die badische Regierung sagen, ich möge selbst meine Bedingungen stellen. Die badische Regierung kann mancherlei Gründe gehabt haben, mir die Initiative zu überlassen. Als einen darunter will ich ihre Liberalität gern und dankbar anerkennen.

Aber was soll ich thun? Stelle ich von mir aus diese Bedingungen, so stelle ich sie natürlich innerhalb der gewöhnlichen Grenze, ich stelle sie so, daß ihre Annahme so gut als gewiß ist, und mit dieser Annahme ist natürlich auch die meinige entschieden, unwiderruflich. Ich muß dann hiesigen Orts den bereits angenommenen Ruf anzeigen; ich befinde mich in dem Falle, der aus moralischen Gründen der unmögliche ist.

Ich mußte also thun, was ich vorgestern vor acht Tagen gethan habe: dem Curatorium sagen: „Ich habe diesen Ruf nach Heidelberg, ich will meine Bedingungen stellen und, wenn sie angenommen werden, gehen." Darauf wurde mir entgegnet: „Sie werden uns doch nicht alle Möglichkeit nehmen, auch unsrerseits den Versuch, Sie zu halten, zu machen. Wollen Sie nach Carlsruhe Bedingungen stellen, wollen Sie dort fordern: warum wollen Sie auch nicht bei uns fordern?" Mit meiner bloßen Vorliebe für Heidelberg darf ich ja die amtlichen Rücksichten und andere nicht niederschlagen. Hier wären mir nur positive Bedingungen zugute gekommen, die ich nicht hatte.

Ich habe weder gefordert noch habe ich mich dazu verstanden, mir etwas anbieten zu lassen, um frei zu bleiben; aber ebensowenig konnte ich Forderungen nach Carlsruhe stellen. Ja ich habe sogar dem entgegengewirkt, daß etwa die badische Regierung jetzt ihrerseits mir Anerbietungen macht; denn die hiesigen Regierungen würden wahrscheinlich sich anstrengen, diesen Anerbietungen gleichzukommen. Und in diese Lage will ich keine der beiden Regierungen bringen, auch mich nicht, daß ich zuletzt wie der Gallier mit den Römern unterhandle, die Wagschale in der Hand.

Das ist meine Lage; sie hat sich so verwickelt, wie ich es vorausgesehen habe, wenn die badische Regierung nicht mit einem positiv formulirten Ruf dazwischen tritt. Das hat sie nicht gethan und dadurch wenigstens meiner hiesigen Lage nicht Rechnung getragen. Daraus mache ich ihr keinen Vorwurf. Man muß wirklich in einer solchen Lage stecken, um zu wissen, wie sie ist.

Ich habe nur zwei Gesichtspunkte, die mich zu meinem Handeln bestimmen. Was Heidelberg betrifft, so folge ich meiner innersten Neigung; Jena gegenüber will ich unter allen Umständen honnet und dankbar handeln. Kann ich beides nicht vereinigen, so opfere ich meine Neigung und lebe ohne inneren Vorwurf. Es ist nicht das Gerede der Leute, das mich schreckt, obschon es mir in diesem Fall nicht gleichgültig ist; nein, es ist mein eignes Gefühl. Ich erschrecke davor, daß die Leute laut sagen, was ich still und mit Beschämung gegen mich selbst empfinde.

Häusser hat in der Verhandlung, die er geführt, von neuem meine ganze

Liebe und Dankbarkeit gewonnen. Und auch um Häussers willen habe ich meine Stellung so ergriffen, daß die badische Regierung nie zu bereuen hat, ihren Schritt gethan zu haben. Wie ich handle, setze ich nur mich dem Verlust meines liebsten Wunsches, die badische Regierung keinem Verluste aus und keinem Vorwurfe.

Mir selbst hat sie vollkommen genug gethan, nur habe ich nichts weiter davon als die Empfindung.

Ich bitte Sie, mein verehrter Freund, prüfen Sie meine hier dargelegten Gründe und sagen Sie mir, ob ich auch nur anders hätte handeln können. (Die Sache war von Carlsruhe aus am Weimarer Hofe bekannt geworden. Wissen Sie, was Watzdorf darüber an Seebeck geschrieben: „Wenn Fischer jetzt von Jena wegginge, ohne uns auch nur die Möglichkeit des Haltens zu lassen, so würde er der Universität einen Schaden zufügen. Womit hätten wir das verdient?")

Strauß schreibe ich in diesen Tagen. Heute kann ich nicht mehr, es ist schon sehr spät. Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihnen und Ihrer geehrten Frau Gemahlin auf das Allerherzlichste.

Ich bleibe von innerster Seele Ihr

Kuno Fischer.

*

Jena, den 9. November 1861.

Mein hochverehrter Freund!

Mit Ihren sehr willkommenen Zeilen haben Sie mir ein schönes Geschenk und eine glückliche Stunde gemacht, und ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie mir Ihr Andenken so freundlich bewahrt haben. Wie ich es früher so oft gethan habe, darf ich mich auch jetzt mit ganzem Vertrauen gegen Sie aussprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da habe ich wieder an Heidelberg und meine Berufsangelegenheit gedacht, die unterdessen freilich in Heidelberg selbst in Vergessenheit gerathen ist. Von mir in keiner Weise provocirt, war Ostern 1857 die Anfrage vom Großherzog aus durch die Vermittlung Häussers an mich ergangen, sie war dreimal wiederholt, von mir nicht abgelehnt, nur in Rücksicht auf den Termin hinausgeschoben worden, endlich war sie auf Michaeli 1859 festgesetzt. Es war mir auch damals nicht gleichgültig, wie sich etwa die Facultät dazu verhalten würde. Häusser hat mir damals mündlich und schriftlich versichert, seiner Meinung nach solle ich zunächst und zwar „unico loco" vorgeschlagen werden. — Im Februar 1859 trat nun der hiesige Großherzog dazwischen und bewirkte durch eine Rücksprache mit dem badischen Herrn, daß die Berufung ausgesetzt wurde. Hätte man damals einen anderen gerufen, so konnte ich auch nicht im Stillen darüber verwundert sein. Statt dessen pausirte die Sache. Seitdem sind fast drei Jahre vergangen. Und jetzt befremdet es mich freilich, daß in der Facultät man in der Denomination nicht einmal meinen Namen gewollt hat. Darf ich Ihnen offen gestehen, daß ich namentlich ein Benehmen dabei mehr als befremdlich finde.

Freilich habe ich damals nicht geglaubt, daß eine Berufung nach Heidelberg noch einmal eine Lebensfrage für mich werden könnte. Meine hiesigen Verhältnisse in all ihrer Bescheidenheit waren und sind so befriedigend, ruhig und dem inneren Leben günstig, daß ich von allem Weltehrgeize fern mich mit dem Gedanken befreundet hatte, hier mein Leben zu beschließen. Und wäre ich ökonomisch ausgerüstet genug, um ein Amt und dessen Einkünfte nicht zu brauchen, so würde ich an keine Universität weiter denken, mein Amt aufgeben, mit meiner Familie in ein milderes Klima ziehen und mich mit den wissenschaftlichen Aufgaben in tiefster Zurückgezogenheit beschäftigen, die mich innerlich bedrücken, die ich auf der Locomotive des Katheders nicht mit Ruhe ausdenken kann und die mir selbst innerlich mehr helfen würden als das fortwährende Lehren des Ausgedachten und Fertigen.

Das ist meine Lage. Ich glaube auch, daß, ohne mir etwas zu vergeben, ich das Recht habe, selbst einen Schritt zu thun, um vielleicht noch einmal die Aufmerksamkeit in Carlsruhe auf mich zu lenken. Zwei Dinge aber werfen sich mir entgegen. Einmal, daß ich Zeller in den Weg trete, dann daß die Facultät und insbesondere die mir günstig gesinnt waren, jetzt auch in ihrem persönlichen Interesse die Berufung Zellers für gerathener finden. Die Dinge sind wunderlich gegangen. Ich verstehe aber, wie sie eben liegen. Eine Menge von Interessen sind ins Spiel getreten, die noch vor einiger Zeit nicht dazwischen waren. Auch meine Berufungsangelegenheit ist von der Parteilaune begünstigt gewesen und ist jetzt von eben dieser Laune verlassen ...

Lieb wäre es mir, wenn der Großherzog von Baden über meine ganze Stellung zu der Sache genau unterrichtet wäre, und ich danke Ihnen, mein hochverehrter Freund, aus voller Seele, daß Sie ihn darüber haben aufklären wollen.

In diesen Tagen habe ich zwei der schönsten Geschenke von Ihrer Güte empfangen, den fünften Band der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und die Charakteristik Schlossers. Die letztere habe ich sofort gelesen, wieder gelesen, meiner Frau vorgelesen und kann Ihnen nicht genug ausdrücken, wie mich diese herrliche Schrift erquickt und erhoben hat. Ich habe im Stillen wiederholt ausgerufen: „Wie richtig! Wie vortrefflich ausgedrückt! Ins Schwarze getroffen!“ Alle Erinnerungen an den ehrwürdigen und großen Mann sind mir in lebendigster Weise vergegenwärtigt. Ich weiß keine Schrift, in welcher Pietät und Kritik in einem so schönen, glücklichen, rührenden Gleichmaaß stehen. Sie haben ihn wie einen Shakespeareischen Charakter analysirt, ebenso menschenkundig, liebevoll, scharfblickend. Wie uns mitten in dem großen Bilde die kleinen Züge, die häuslichen und genremäßigen herzlich und innig erfreut haben. Bei dem Worte: „Das ist alles nix“ habe ich Schlosser reden hören. Ich habe ihn vor mir bis auf den einen, umgebogenen Vatermörder. Es ist eine Schrift, die ich oft und gern vorlesen möchte und werde. Haben Sie tausend herzlichen Dank.

Ich versäume eine Senatssitzung, um bei diesem Briefe zu bleiben, der mir wohlthut. Nehmen Sie mir die Geschwätzigkeit nicht übel. Meine Frau empfiehlt

sich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf das Beste zu freundlich-dauerndem Andenken.

Ihr herzlich und ganz ergebener

K. Fischer.

*

Jena, den 13. April 1863.

Mein hochverehrter Freund!

Mit Freuden nehme ich die Gelegenheit wahr, mich wieder einmal Ihrem gütig bewahrten Andenken vorzuführen. Vor Allem sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die neue Auflage Ihres Shakespeare, dessen Lectüre ich unendlich genußreiche Stunden verdanke. Erst durch Sie hat die Welt gelernt, daß der größte Dichter zugleich der größte Menschenkenner ist, und daß erst aus diesem Gesichtspunkte Shakespeare wahrhaft verstanden wird.

Ich komme noch mit einem ganz vertraulichen Anliegen. Nächsten Mittwoch kömmt unser Erbgroßherzog nach Heidelberg, um dort ein Jahr zu studieren. Gestatten Sie es der Theilnahme, die ich an diesem jungen Fürsten nehme, daß ich denselben Ihrer Theilnahme auf das Wärmste empfehle. Ich kann ihm nichts Besseres wünschen. Seit fast vier Jahren habe ich an seiner geistigen Entwicklung großes Interesse und auch nach dem Vermögen meiner Zeit einen kleinen thätigen Antheil genommen. Die Aufgabe, die ich mir dabei gesetzt, war weniger ein positives Einlernen gewisser Dinge als ein fortwährendes Ueben seiner geistigen Kräfte durch eine aufsteigende Lectüre klassischer Schriften und damit verbundene Unterredung, mündliche und schriftliche Darstellung. So habe ich mit ihm zuerst Schillers gehaltreichste Gedichte, dann Goethe („Götz", „Egmont", „Iphigenie", einen Teil des „Faust"), dann Lessings „Laocoon", zuletzt Shakespeares „König Johann" und „Richard II." gelesen und seinen Sinn für die darin enthaltene Staatsweisheit und königliche Kunst der Menschenkenntnis zu wecken gesucht.

Der Prinz ist jedem ästhetischen Dilettantismus von Natur und mit Bewußtsein abgeneigt. Er ist wahrhaft bescheiden, natürlich, durchaus wahr, seiner Mängel sich deutlich bewußt, lernbegierig und dem Aechten zugewendet. Seine Erziehung ist in der Hand eines grundtüchtigen Mannes gewesen, der ihn jetzt nach Heidelberg begleitet, und mit dem ich mich innig befreundet habe, ein Herr von Wardenburg, Holsteiner von Geburt und Gesinnung, ohne die „stammverwandte" Einbildung, der den mancherlei Einflüssen aus der Hofatmosphäre systematisch und mit Erfolg stets entgegengewirkt und den Prinzen auf das Aechte überall hingeleitet hat. Es bleibt mir eine sehr angenehme Erinnerung, mit diesem Manne zusammengewirkt zu haben.

In dem letzten Semester hat der Prinz sehr eifrig meine Vorlesung über Lessing gehört, und ich glaube, daß er von hier aus eine dauernde Anregung empfangen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit der wärmsten Verehrung

Ihr stets ergebener

K. Fischer.

Eine Enquete über die intellektuelle Annäherung Frankreichs und Deutschlands

Von

Ernest Tissot (Paris)

In einer Zeit, wo sich da und dort ein mehr oder weniger herzliches Einvernehmen bildet und die geringsten Zufälligkeiten des Lebens zu Hilfe genommen werden, als wollte man daraus Möglichkeiten zu künftigen Verträgen gewinnen, habe ich es für interessant gehalten, an einige von den Persönlichkeiten, deren Meinung in Paris, d. h. in Frankreich, maßgebend ist, die Bitte zu richten, ihre Ansicht über die Opportunität und die Folgen einer etwaigen Annäherung Frankreichs und Deutschlands auszusprechen.

Trotz der übelgelaunten Presse auf der Seite der Vogesen, wo ich diese Zeilen schreibe, wie auch jener Seite, wo sie gedruckt werden, verfolgen die Diplomaten der beiden großen Länder offenkundig dieses Ziel. Denn man darf wohl annehmen, daß nicht bloß die Hoffnung, sich in ganzer Figur von dem gewandtesten der Journalisten porträtiert zu sehen, den Fürsten und die Fürstin von Bülow veranlaßt haben, Herrn Jules Huret an ihre Tafel einzuladen und mit ihm Gespräche zu führen, die, wenn sie auch keinen vertraulichen Charakter hatten, doch immerhin wichtig bleiben. Und ebenso war es nicht bloß das Vergnügen, ein paar Gummibälle mit einer schönen Französin zu wechseln, was Kaiser Wilhelm veranlaßte, eine Partie Tennis mit einem Fräulein Mabilleau zu spielen, einem einfachen Bürgermädchen, dessen Vater aber — das eine wiegt das andre auf — ein Förderer der französischen mutualistischen Bewegung gewesen war. Die französischen Jachtbesitzer, die von den Kieler Regatten zurückgekehrt sind, können ebenfalls nicht genug erzählen von den Zuvorkommenheiten, deren Gegenstand sie gewesen sind. Und manche Leute behaupteten an den Ufern der Seine, daß der Erfolg der „Salome" von Richard Strauß in Paris weit mehr politischer als künstlerischer Natur gewesen sei. Diese Tatsachen, deren Zahl man leicht vervielfachen könnte und deren bedeutsamste bis jetzt die Marienbader Kur des französischen Ministerpräsidenten — mit den bekannten oder unbekannten Zusammenkünften, die dieser Aufenthalt ermöglicht hat — bleibt, sind nur Anzeichen, Konsultationen der öffentlichen Meinung. Die Zukunft wird lehren, ob die Verbindung, die einige leitende Köpfe wünschen, möglich ist, ob die beiden großen, ehemals verfeindeten Völker bereit sind, einander ohne Hintergedanken als Verbündete die Hände zu reichen.

Die Rundfrage, deren Akten wir hier veröffentlichen, ist ein Versuch gleicher Art. Sie wird das deutsche Publikum von den Gefühlen in Kenntnis setzen, die das geistige Frankreich von 1907 ihm gegenüber hegt. Der Veranstalter dieser Enquete hat seine Fragen mit Unparteilichkeit an die verschiedensten Kreise gerichtet. Dank dem außerordentlichen Entgegenkommen, das er gefunden, hat

er ein wahres geistiges Parlament zusammengebracht. Von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, Persönlichkeiten aller religiösen und philosophischen Bekenntnisse, aller politischen oder künstlerischen Schattierungen haben mit der Autorität eines oft europäischen Rufes dargelegt, wie sie dieses Problem einer französisch-deutschen Annäherung ins Auge fassen und lösen. Sie wußten, daß ihre Worte für das deutsche Publikum bestimmt sind, und doch haben sie nicht gezögert, sich mit einer Offenheit auszusprechen, die nicht verfehlen wird, einiges Staunen hervorzurufen.

Natürlich ist diese Enquete mehr literarischer als politischer Natur, da sie mehr unter Leuten der Feder als unter Staatsmännern veranstaltet wurde, aber wenn es wahr ist, daß „die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft bleibt", so wird diese Sammlung von widersprechenden Antworten genau die Ansicht der französischen Gesellschaft ausdrücken. Die guten Beobachter haben es übrigens alle bemerkt, daß, während die Männer der Feder die Meinungen machen, die Staatsmänner diesen nur Geltung verschaffen. Der Opportunismus ist die Eiterbeule der parlamentarischen Politik. Der unabhängige Literat wird sich weniger fürchten, seine Ueberzeugungen auszusprechen, als der stets durch tausenderlei professionelle oder praktische Erwägungen gehinderte Diplomat. Ist nicht die Zustimmung der Majorität für den Erfolg in seiner Laufbahn unentbehrlich? Mehr als eine politische Persönlichkeit — so fürchte ich — wird diese Seiten mit Unbehagen durchlesen. Sie laufen den Hypothesen zuwider, deren Verwirklichung diese Herren beschleunigen zu wollen scheinen. Auf beiden Seiten der Grenze scheint die öffentliche Meinung noch nicht geneigt zu sein, ohne Protest derartige Möglichkeiten gelten zu lassen.

Die folgende Fragenreihe wurde also zwölfen der hervorragendsten Wortführer des französischen Geisteslebens vorgelegt:

1. Glauben Sie, daß eine literarische oder künstlerische Annäherung Frankreichs und Deutschlands für die politische Annäherung, an der die Regierungen dieser beiden Länder arbeiten, nützlich werden könnte?
2. Sind Sie der Ansicht, daß, sozial gesprochen, das offizielle Frankreich von heutzutage, das republikanische, bürgerliche und freidenkende, durch das monarchische, militärische und religiöse Deutschland Wilhelms II. beeinflußt werden könnte und umgekehrt?
3. In welchem Maße würde der geistige Freihandel den kommerziellen Freihandel begünstigen?

Mit einigen die verschiedenen Nuancen in den Ansichten der Befragten hervorhebenden Bemerkungen lasse ich hier die Antworten folgen. Um ihre Bedeutung zu betonen, werde ich sie einander gegenüberstellen. Aus dem Zusammenprall so vieler Ideen wird vielleicht die Wahrheit hervorspringen ...

I

Zuerst zwei Philosophen: der Vicomte de Vogüé und Herr Georges Renard. Bekanntlich hat Herr de Vogüé nach einer diplomatischen Karriere in Ruß-

land und interessanten Reisen im Orient seine Kraft der Literatur gewidmet und es sich zur Aufgabe gemacht, seinem Vaterlande die russische Literatur, den italienischen Roman zu erschließen. Er ist einer der Männer unsrer Zeit, welche die Zivilisationen und die Ideen Europas am besten kennen. Durch die Großzügigkeit seines Katholizismus, durch den Zauber seines Wortes hat er sich den Namen eines Châteaubriand des zwanzigsten Jahrhunderts verdient. Als er einen Sitz in der Deputiertenkammer einnahm, tat er es in der Eigenschaft eines Ralliierten, d. h. eines Katholiken, der die republikanische Formel annimmt. Ein vortrefflich unterrichteter Beobachter des Deutschlands der Hohenzollern, schrieb er vor kurzem die denkwürdigen Worte: „Legen wir unsrer Bewunderung für diese Größe keinen Zwang an; indem wir sie verkennen, verkennen wir uns selbst." Es ist selten, daß Herr de Vogüé einem Journalisten die Gunst einer Antwort gewährt. Meine Leser werden ihm dafür Dank wissen, daß er diese Gefälligkeit gehabt hat. Herr de Vogüé schreibt:

„Meine Verlegenheit ist groß; der Fragebogen, den Sie mir zusenden, macht auf mich den Eindruck einer Seite Hebräisch. Ich finde darauf allerdings Gedanken- und Wortgruppen wieder, denen ich hundertmal in den Zeitungen begegnet bin; aber ich darf Ihnen wohl gestehen, daß sie für meinen Geist keiner historischen Realität entsprechen.

Sie fragen mich, ob ich der Ansicht bin, ‚daß eine literarische oder künstlerische Annäherung Frankreichs und Deutschlands wünschenswert, möglich sei . . .' Das heißt doch soviel wie fragen, ob es am hellen Mittag Tag ist! Seit bald hundert Jahren — seitdem die großen Napoleonischen Kriege die Intelligenzen der beiden benachbarten Länder, die einander bis dahin nicht kannten, wirklich einander genähert haben — ist die geistige Verschmelzung vollzogen; sie wird mit jedem Tage inniger. Frau von Staël hat eine breite Bahn dafür geschaffen. Der unvergleichliche Goethe war einer der Lehrmeister, andre deutsche Dichter waren mit ihm die Inspiratoren unsrer Romantik. Zu gleicher Zeit ließ sich unsre philosophische Schule von den Lehren Kants, Hegels und andrer deutscher Philosophen durchdringen.

Seit dem Jahre 1850 haben die Methoden und die Ergebnisse der deutschen Wissenschaft — mit einer Autorität, die oft übertrieben erschienen ist — alle Arbeiten unsrer Historiker, unsrer Archäologen, unsrer Philologen, unsrer Exegeten beherrscht. In den Tagen meiner Jugend genoß Schopenhauer in den wenigst philosophischen französischen Gesellschaften ein Ansehen und eine Beliebtheit, die unsre weniger beachteten Philosophen eifersüchtig machten. Nietzsche ist ihm in der Vorliebe einer andern Generation von Franzosen gefolgt. Der Gigant Wagner, der bei uns vor dem Jahre 1870 kein Verständnis gefunden hatte, hat seitdem den ganzen musikalischen Himmel erobert; selbst außerhalb und jenseits seiner Kunst hat dieser gewaltige Dichter in allen Künsten gewisse neue Arten zu sehen, zu fühlen, mit der Phantasie zu schaffen zur Geltung gebracht. In neuester Zeit haben wir den ausgezeichneten Romanen Sudermanns, den Stücken Hauptmanns einen großartigen, verdienten Emp-

fang bereitet. Der wissenschaftliche Austausch dauert fort und wird immer umfassender.

Anderseits sehe ich, wenn ich nach Deutschland komme, in den Theatern unsre Lustspiele, ich sehe, daß die Museen und die Privatleute sich um ein plastisches Werk Rodins, eine Skizze Manets, ein Gemälde unsrer impressionistischen Maler reißen. Wenn das nicht eine ‚literarische oder künstlerische Annäherung' ist, so frage ich mich, was diese Worte zu bedeuten haben, und ich suche vergebens ein andres Land, mit dem wir in einem besser ausgebildeten geistigen Verkehr ständen. Möge er noch reger werden, damit wir Vergnügen und Vorteil ziehen aus der geringsten Betätigung des germanischen Genius, ich werde mich von ganzem Herzen darüber freuen. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich über dieses Thema auszusprechen, als ich Herrn Maurice Barrès in der Akademie begrüßte: ich sagte damals, wie unverständlich die Aengstlichkeit der kleinen Gruppe, die sich ‚Nationalisten' nennt, und ihre Forderung, eine chinesische Mauer zwischen den Geistern der beiden benachbarten Völker aufzurichten, für mich sei. Aber dieser Widerstand einiger Widerspenstiger ist vollkommen belanglos in der großen Bewegung der Wißbegierde und einer freien geistigen Erschließung, die Deutsche und Franzosen dazu führt, ihre intellektuellen Errungenschaften auszutauschen.

Die wahnwitzige Forderung unsrer ‚Nationalisten' ließe sich nur rechtfertigen, wenn irgendeine Grundlage vorhanden wäre für die willkürlichen Deduktionen, von denen die ganze Reihe Ihrer Fragen durchzogen ist. Woraus schließen Sie, daß eine beständige Beziehung zwischen der geistigen und der politischen Annäherung bestehe? Sicherlich nicht aus der Geschichte, der einzigen zuverlässigen Führerin unsrer Urteile. Erinnern Sie sich der Lehren der Geschichte. Zu Anbeginn des sechzehnten Jahrhunderts führten unsre Väter unaufhörlich Krieg gegen die Italiener, und der Geist der italienischen Renaissance, der künstlerischen und literarischen, schuf damals ihre ganze Zivilisation. Am Ende desselben Jahrhunderts führten sie Krieg gegen die Spanier, und der Geist Spaniens formte damals ihre Sitten, ihren Geschmack, schuf die Vorbedingungen für das Erstehen eines Corneille. Erst nach den Napoleonischen Kriegen sind wir wirklich Europäer geworden, damals, als die Grenzen der Intelligenz unbestimmter wurden, während sich die politischen Grenzen der verschiedenen Nationalitäten bestimmter abzeichneten. Albert Sorel gebührt der Ruhm, diese doppelte und widersprechende Bewegung richtig erkannt und vortrefflich beleuchtet zu haben.

Man würde vielleicht eine Wahrheit verdrehen, wenn man behaupten wollte, daß eine literarische, künstlerische oder kommerzielle Annäherung immer die großen militärischen Zusammenstöße zwischen zwei Völkern begleitet und ihnen folgt; dennoch wäre diese zu systematische Anschauung weniger willkürlich, weniger falsch als die, mit der man sich heutigestags schmeichelt und die zwei scharf getrennte Gebiete vereinigt: das, auf dem die wißbegierigen Geister miteinander in Verbindung treten, und das, auf dem die widerstreitenden Interessen einander gegenüberstehen. Wenn es wahr wäre, daß die Einheitlichkeit der Kultur die

Ursachen zum Streite zwischen den Menschen verschwinden ließe, so gäbe es niemals einen Bürgerkrieg, und das sind die natürlichsten, die erbittertsten Kriege.

Ich sehe also keinen notwendigen Zusammenhang zwischen den Voraussetzungen Ihrer Frage — Wünsche nach einer Annäherung, die schon vorhanden ist — und den Folgerungen, die aus dieser geistigen Annäherung ihre sehr problematischen Konsequenzen ableiten. O, ich weiß wohl, daß, wenn ich so spreche, ich gegen den ganzen Wortschwall Stellung nehme, der die offiziellen Reden und die Zeitungsartikel füllt. Dieser Wortschwall macht wenig Eindruck auf mich, da er im Widerspruch steht mit den Lehren der Geschichte, des einzigen Lichtes, das uns erleuchten kann. Und die fortwährende Lehre der Geschichte geht dahin, daß das Verständnis der Intelligenzen das brutale Spiel der Leidenschaften und der Interessen in keiner Weise beeinflußt. Es bringt nur ein wenig mehr Vornehmheit und Höflichkeit in die Kämpfe der Gegner, die gelernt haben, sich gegenseitig zu achten. Das ist schon etwas.

Nun bleibt meinen Gegnern der Ausweg, mir entgegenzuhalten, daß der Fortschritt die Menschen von heute jenen des sechzehnten Jahrhunderts und unsern Großvätern vom beginnenden neunzehnten Jahrhundert sehr unähnlich gemacht hat. Das ist wieder eine jener aus der Luft gegriffenen Behauptungen, für die mir die Geschichte noch den Beweis erbringen soll. Wenn mir dieser Beweis geliefert wird, werde ich darüber höchst erfreut sein! Und ich werde öffentlich Abbitte tun vor jener Haager Konferenz, die nicht zusammentreten kann, ohne daß sogleich die Flintenschüsse ertönen in einer Welt, in der Frieden herrscht, solange sie nicht tagt. Es ist, als ob sie diese Flintenschüsse hervorrufe; in der Mandschurei das erstemal, und dieses Mal in Marokko, in Korea, wo die Konferenz die direkte Ursache eines Blutbades war.

Der Beweis, der historische Beweis für die Behauptungen, in denen die ‚Blagologie', mit der man uns füttert, gipfelt! Dieser Beweis allein dürfte unsre Zustimmung nach sich ziehen in einem Jahrhundert, in dem man nur auf die wissenschaftlichen, experimentalen Methoden schwor. Solange mir dieser Beweis nicht geliefert ist, werde ich die Behauptungen der ‚Blagologen' für schöne Trugbilder halten, die uns in unserm sehnsüchtigen Streben nach dem Ideal wohltun, die aber unsre Vernunft nicht zu überzeugen vermögen."

*

Was Herrn Renard betrifft, so ist bekannt, daß er an der Spitze des französischen Sozialismus steht, und wir wollen hinzufügen, daß dieser Denker durch sein Leben seine Ueberzeugungen betätigt und bekräftigt hat. Auch wenn man diese nicht teilt, kann man also seine Ehrenhaftigkeit, seinen Mut bewundern. Nachdem er während der Kommune die Universität in aufsehenerregender Weise verlassen hatte, ist er auf dieselbe Weise als Professor der Geschichte der Arbeit am Collège de France dorthin zurückgekehrt. Als Mitarbeiter an dem großen unter Jaurès' Leitung veröffentlichten Werk über die Revolution war er mit der Abfassung des Bandes betraut, der die Republik von 1848 behandelt. Außer-

dem ist unter seinen zahlreichen Arbeiten noch eine Studie „Ueber den Einfluß Deutschlands auf Frankreich von 1870 bis 1885" zu erwähnen, wo er schreibt: „Am Ende des verflossenen Jahrhunderts erschlossen zwei Länder dem übrigen Europa neue Wege: in politischer Hinsicht Frankreich, auf dem Gebiete des Gedankens Deutschland . . ."

Der Umfang seiner Antwort — mehr ein Artikel als ein Brief — zwingt mich leider, sie zu kürzen:

„Ich gehöre zu denen, die wünschen, daß alle Völker in gutem Einvernehmen leben. Ich kann also nur eine Annäherung zwischen der deutschen und der französischen Nation wünschen, die ein notwendiges Vorspiel zur Bildung der künftigen Vereinigten Staaten von Europa ist. Aber diese Annäherung stößt auf zahlreiche Hindernisse, die man kalt ins Auge fassen muß.

Auf dem wissenschaftlichen Gebiet braucht das Einvernehmen nicht erst dekretiert zu werden. Die Wissenschaft ist weder deutsch noch französisch; sie ist die Wissenschaft. Aber wenn die Wissenschaft auch kein Vaterland hat, so ist es doch nicht ebenso mit der Literatur und der Kunst. Sie sind der Ausdruck des Innerlichsten, des Persönlichsten, das es in der Seele eines Volkes gibt.

Oder soll und muß man auf diesem Gebiet eine Assimilation von zwei sehr verschiedenen Geistesanlagen wünschen?

Wenn Sie das unter einer literarischen und künstlerischen Annäherung verstehen, so halte ich sie für sehr schwierig, wahrscheinlich unmöglich. Die geistigen Gewohnheiten und die Verschiedenheiten des Klimas, der Sitten, der Sprache ziehen zwischen Frankreich und Deutschland eine Mauer höher als die Vogesen, einen Graben breiter als der Rhein. Uebrigens ist es für mich nicht bewiesen, daß es eine glückliche Kombination wäre, zwei grell kontrastierende Farben, von denen jede ihre Daseinsberechtigung und ihre Schönheit hat, in eine unbestimmte Nuance zu verschmelzen!

Wenn Sie dagegen einen häufigeren und vertrauteren Verkehr zwischen Literaten, Künstlern, Professoren, Studenten der beiden Nationen darunter verstehen, so sehe ich darin weder Nachteile noch ernste Schwierigkeiten. Niemals hat man in Frankreich Deutschland besser studiert, besser gekannt, ich will nicht sagen mehr geliebt als seit ungefähr vierzig Jahren. Die Zahl der Franzosen, die seine Sprache lesen oder sprechen, hat sich mindestens verzehnfacht. Bücher, Revuen, Zeitungen, wissenschaftliche Missionen haben es sich angelegen sein lassen, seine vielfältige Entwicklung zu verfolgen. Die philosophischen Lehren Schopenhauers und Nietzsches, der Sozialismus eines Karl Marx, die Musik Wagners haben in Frankreich Bewunderer, sogar Fanatiker gefunden. Orchesterdirigenten, die von jenseits des Rheins gekommen sind, haben Konzerte dirigiert, die Dramen Gerhart Hauptmanns, die Romane Sudermanns und vieler andrer haben in Frankreich sehr ehrenvolle Erfolge gehabt. Das Porträt Kaiser Wilhelms II. figurierte in einem der letzten Salons an einem sehr guten Platz. Die französischen Werke, die während der gleichen Zeit in Deutschland Aufnahme gefunden haben, will ich hier nicht aufzählen.

Es ist undenkbar, daß solchermaßen nicht eine gegenseitige Durchdringung der beiden benachbarten Gesellschaften stattgefunden hätte. Sie hat natürlich nicht die tiefen Schichten der Bevölkerung erreicht. Aber sie könnte noch weiter gefördert werden, wenn die Gleichwertigkeit der an den Universitäten der beiden Länder zugebrachten Semester dekretiert und noch mehr Gastspielreisen der Bühnenkünstler, Kongresse, Ausstellungen und Versammlungen aller Art, Ferienaufenthalte, Briefwechsel von Land zu Land veranstaltet würden. Das kann nur von den engherzigen und verbissenen Nationalisten mit scheelen Augen angesehen werden, die hier wie dort so starrköpfig sind, die ausschließlichen Bewunderer der Zivilisation zu bleiben, in der sie erzogen worden sind. Sich besser zu kennen führt dazu, sich mehr zu achten. Und vielleicht ist es endlich Zeit, daß die landläufige öffentliche Meinung in Deutschland sich entschließt, zuzugeben, daß es unter den Franzosen noch andres gibt als Schaumschläger, in Frankreich anzuerkennen, daß ein gebildeter Deutscher nicht notwendigerweise ein langweiliger, mit unverdaulichen Kenntnissen vollgepfropfter Pedant sein muß. Ich würde mir nicht getrauen, daraus die Folgerung zu ziehen, daß eine politische Annäherung nach kurzer Zeit darauf folgen müsse. Es handelt sich hier nicht mehr um Vorurteile, die zu zerstreuen sind, man muß auf frische Wunden Rücksicht nehmen, die noch bluten, auf Interessen, die verletzt werden und einander entgegenarbeiten können. Aber das bedrohlichste Hindernis ist ein radikaler Gegensatz der Prinzipien.

Das kaiserliche Deutschland unterwirft die Individuen und die menschlichen Gruppen dem geschichtlichen Recht, das der Kraft entstammt. Es fordert einerseits im Namen der Vergangenheit den Respekt vor der traditionellen Hierarchie, das Uebereinanderschichten sozialer Klassen, die ein erblicher Adel und ein erblicher Herrscher regiert; es will anderseits im Ueberschwang seiner jungen Einheit die Völker der germanischen Rasse unter einer und derselben Herrschaft gruppieren und mit dem Vorgeben, daß diese Rasse höher stehe, die gemischten Länder, in denen Deutsche ansässig sind, an Deutschland angliedern.

Die französische Republik ist auf der Autonomie der Individuen und der menschlichen Gruppen gegründet. Einerseits hat sie im Namen der Vernunft die Gleichwertigkeit aller moralischen Einheiten proklamiert, welche die Nation bilden, eine Rechtsgleichheit, die als logisches Endziel die Verschmelzung oder das Verschwinden der Klassen haben muß. Anderseits macht sie nicht die Rassengemeinschaft zum Gruppierungsprinzip, sondern ist der Ansicht, daß für einen modernen Staat eine Existenzbedingung die Zustimmung jener ist, die in ihm wohnen; sie erkennt jeder Provinz wie jeder Person das Recht zu, ihre Nationalität zu wählen.

Es kann sein, daß in Frankreich eine kleine Minderzahl noch die Prinzipien des offiziellen Deutschland hat, daß eine beträchtlichere Minderzahl in Deutschland schon die Grundsätze des demokratischen Frankreich hat. Aber auf den beiden Seiten stehen die herrschenden Auffassungen einander in zu ausgesprochener Weise gegenüber, um ein wirklich intimes politisches Einverständnis zu gestatten.

Nehmen wir jedoch an (es kommt alles vor), daß zwischen den Regierungen Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Interessen ein partielles und vorüber-

gehendes Einverständnis herbeiführen, wie das, welches bei der Expedition nach China Pickelhauben und rote Hosen unter denselben Fahnen vereinigte. Sie fragen sich, ob diese enger gewordenen Beziehungen einen politischen und sozialen Einfluß haben können.

Können Sie sich zwei ungemein empfindliche und veränderliche Substanzen vorstellen, die in einen regelmäßigen und verlängerten Kontakt gebracht werden, ohne daß eine Veränderung beider eintritt? Das wäre ein seltsames Paradoxon. Man hat diese Art chemischer Reaktion bei dem Bündnisse zwischen Rußland und Frankreich vor sich gehen sehen. Es wird behauptet, daß der Präsident der Republik nach seiner Reise nach Petersburg Anwandlungen von wenig demokratischer Art bekam, und die Ereignisse, die sich seitdem im Reiche des Zaren abgespielt haben, scheinen zu beweisen, daß die ‚Marseillaise' dort nicht umsonst ertönt ist. Es kommt mir sehr wahrscheinlich vor, daß die deutschen Begriffe und die französischen Ideen, wenn sie beständig und in engster Berührung nebeneinander hergingen, sich notwendigerweise den Platz streitig machen und daß in diesem Kampfe die einen oder die andern Boden gewinnen würden. Welche? Man kann darüber streiten. Was mich betrifft, so halte ich in unserm Zeitalter die Expansionskraft der Gleichheitsideen, die in der allgemeinen Richtung der Entwicklung der zeitgenössischen Welt wirken, für größer. Indem Bismarck die elsaß-lothringische Frage als ewigen Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland schleuderte, hat er darauf hingearbeitet, die kaiserliche Dynastie, den Militarismus, die europäische Reaktion zu befestigen. Ich zweifle sehr, daß die gegenwärtige Regierung des Kaiserreichs durch eine wirkliche und aufrichtige Annäherung an das demokratische Frankreich das Werk des eisernen Kanzlers einer raschen Auflösung durch die Einwirkung einer mächtigen Strömung, die aus dem Lande käme, wo die ‚Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte' feierlich verkündigt wurde, aussetzen will.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber es erscheint mir wenig nützlich und sogar wenig klug, zwei Dinge von so verschiedener Natur miteinander zu verbinden. Mögen die Ideen die Grenzen nach Belieben überschreiten, nichts kann wünschenswerter sein. Mit einem Schlage die Zölle abschaffen, das heißt der Industrie, die im Augenblick die bestausgerüstete ist, eine Prämie geben, — das heißt jene, die es am wenigsten ist, dem Untergang, und die Arbeiter, die davon leben, dem Elend überliefern.

Das Fallen der Schranken, die dem internationalen Umlauf der Waren aller Art entgegenstehen, ist ein fernes Ideal, das eine Organisation der Arbeit und der Produktion zwischen allen Nationen der Erde voraussetzt. Da noch nichts dergleichen besteht, muß man mit Vorsicht zu Werke gehen, und ich bin überzeugt, daß die Beziehungen zu Deutschland mehr gespannt als herzlich würden, wenn die französischen Produzenten sich von der Gefahr bedroht fühlen würden, unsern inneren Markt plötzlich von Waren überschwemmt zu sehen, auf denen die berühmten Worte zu lesen wären, die so viel Besorgnis und Gereiztheit in England erregten: ‚Made in Germany'."

II

Das Wort erhalten jetzt die Romanschriftsteller. Ich habe sie unter denen gewählt, welche darauf ausgehen, ihre Leser mehr zu überzeugen als zu unterhalten. Es sind also weniger die Maler als die Geschichtschreiber der zeitgenössischen Gesellschaft. Es sind auch die Schriftsteller mit den stärksten Auflagen im Pariser Buchhandel. Dieses praktische Detail wird ihren repräsentativen Wert bezeichnen. Ich habe mich an Paul Bourget, die Brüder Margueritte und Paul Adam gewandt.

Der Verfasser der „Etape" ist in ganz Europa bekannt. Es wird von Interesse sein, daran zu erinnern, daß Herr Bourget von entfernter deutscher Abstammung ist. Man hat seine Gedichte denen Heines an die Seite gestellt. Hat er nicht geschrieben: „Mütterlicherseits gehöre ich einer lothringischen Familie an, die vor noch nicht hundert Jahren aus dem Elsaß und vordem aus Deutschland gekommen ist ..." Man kennt die interessante Wendung, welche die Entwicklung dieses Geistes, eines der scharfsichtigsten seiner Generation, genommen hat. Ein Schüler Taines, das heißt also ein Mann, der vom Positivismus ausgegangen ist und der dann die republikanische Idee annahm, mußte er nach der leicht zu verfolgenden logischen Arbeit seines Geistes und ohne daß es in seinem Leben je einen Weg nach Damaskus gab, in der Politik zur monarchischen Formel, in der Religion zum dogmatischen Katholizismus gelangen. „Diese beiden Gesichtspunkte sind die unsrigen geworden ..." heißt es in seinem letzten Buche „Sociologie et Littérature". Niemand in Frankreich hat von Goethe mit verständnisvollerer Sympathie gesprochen, aber — so schloß er einst, nachdem er das Haus in der Großen Hirschgasse in Frankfurt geschildert hatte — „es ist Deutschland, dem wir uns durch unser Elsaß hindurch näherten, Deutschland, das wir lieben konnten ..." Sein Brief wird diesen Ausspruch erläutern:

„Ich verstehe den Sinn des Wortes ‚literarische Annäherung' nicht recht. Handelt es sich um persönliche Beziehungen zwischen den französischen und deutschen Literaten? Oder handelt es sich im Gegenteil um eine gegenseitige Durchdringung der beiden Literaturen? Im ersten Fall weiß ich keine Antwort zu geben. Was mich betrifft, so kenne ich keinen Schriftsteller von jenseits des Rheines persönlich, und ich habe niemals den Wunsch gefühlt, einen kennen zu lernen, da ich seit 1870 niemals aufgehört habe, überzeugt zu sein, daß Deutschland der natürliche Feind Frankreichs ist und daß der Frankfurter Vertrag eine Klausel enthält, welche die Revision notwendig macht. Wie soll man, wenn einen die Umstände nicht dazu gezwungen haben, gern mit fremden Kollegen Freundschaft schließen, die über die vitalste Frage unsers Landes eine vollkommen entgegengesetzte Ansicht haben?

Im zweiten Fall werde ich rundheraus die Antwort geben, daß eine gegenseitige Durchdringung der beiden Literaturen nicht wünschenswert ist, ich meine vom französischen Standpunkt aus. Unser Geist und der Deutschlands sind inkommensurabel in dem Sinne, in dem die Mathematiker dieses Wort verstehen. Wir haben immer einen Schaden erlitten, wenn wir den germanischen Einfluß

zu verspüren bekommen haben. Der abscheuliche Kant vergiftet noch immer unsre Philosophie. Wagner hat unsre musikalische Schule beinahe verdorben. Was Schlechtes in unsrer Armee vorhanden ist, kommt von der deutschen Nachahmung, und was unsre Wissenschaft betrifft, so gerät sie jedesmal auf Abwege, wenn sie die Methoden von dort drüben zur Anwendung bringen will, die für uns keinen Wert haben. Pasteur und Claude Bernard sind nur deshalb so groß, weil sie ausschließlich französisch geblieben sind. Möge Deutschland sich in seinem Typus entwickeln und wir in dem unsrigen, dann wird alles aufs beste bestellt sein.

Ich möchte hinzufügen, daß Frankreich an dem Tage sehr krank sein wird, an dem die Erinnerung an Straßburg und Metz die Sympathie für alle von dort drüben kommenden Zuvorkommenheiten nicht in den Herzen der Landsleute der Annektierten zu Eis erstarrt. Dieser Tag ist Gott sei Dank noch fern."

Die Brüder Margueritte, Gegner Bourgets in ihrem Feldzug für die Erweiterung der Ehescheidung, werden auch hier den entgegengesetzten Gesichtspunkt vertreten. Republikaner von Grundsätzen, haben sie sich unaufhörlich als Freidenker erklärt. Von lothringischer Abstammung, sind diese Schriftsteller die Söhne des Generals, der in der Schlacht bei Sedan als Held fiel. Sie haben übrigens den Krieg von 1870 in einer Romantrilogie geschildert, die durch ihre sachliche Zuverlässigkeit, ihre Unparteilichkeit und ihre künstlerischen Eigenschaften die mühsamen Kompilationen, die einst Emile Zola über denselben Gegenstand veröffentlichte, in Vergessenheit gebracht haben. Man hat sie seitdem mit einer Kühnheit, die selten vor den Konsequenzen zurückschreckt, für die Emanzipation und die Höherstellung der Frau eintreten sehen. Sie sind kräftige Bahnbrecher. Andre werden ihr Glück darin finden, später den Weg zu verfolgen, den sie durch den undurchdringlichen Wald der Vorurteile und der konventionellen Lügen unsrer Gesellschaft eröffnen. Sie schreiben:

„Ihre vielfachen Fragen haben zwei Seiten: das Mögliche und das Unbekannte.

Wir sind der Ansicht, daß eine künstlerische und literarische Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland möglich ist. Wir fügen hinzu, daß sie wünschenswert ist. Zwei Völker, deren Genie ebenso ungleich wie evident ist, können bei einer gegenseitigen Durchdringung nur gewinnen. Alles, was fähig ist, eine geistige Kraft zu vergrößern, zu verbessern, ist etwas an und für sich Gutes, woher immer der Same kommen möge.

In welchem Maße würde sich der Einfluß des deutschen Genies und der des französischen Genies vereinigen? Da haben wir die andre Seite, das Unbekannte.

Wir müssen für unsre Vaterländer und für das große menschliche Vaterland die beste Zukunft wünschen. Arbeiten wir daran, sie zu verwirklichen. Dies ist die einzige Art, sie kennen zu lernen."

Paul Adam ist unbestritten der größte Künstler unter unsern neuen Romanschriftstellern. Was die Brüder Margueritte in bezug auf den siebziger Krieg

getan haben, hat er, und zwar mit mehr Lyrismus, für die Kriege des Kaiserreiches ausgeführt. Seine Schlachtschilderungen, vor allem die der Schlacht von Jena, haben bleibenden Wert. Dieser in den vordersten Reihen der geistigen Bewegung stehende Schriftsteller hatte mich vor einigen Jahren ein wenig in Bestürzung versetzt, indem er mir erklärte, er fühle sich in innigerer Ideengemeinschaft und wirklich mehr landsmannschaftlich verbunden mit dem oder jenem Berliner als mit vielen authentischen Franzosen. Seitdem haben bei ihm Beobachtung auf Reisen, Nachdenken über seine Lektüre ihr Werk getan, und dieser mehr kraftvolle als scharfsinnige Schriftsteller schickt mir heute eine Antwort, die er bedauert, nicht in dem Sinn haben schreiben zu können, in dem er es gerne getan hätte. Das klägliche Getriebe der Politik hat augenscheinlich Paul Adams guten Willen abgekühlt: bei dem Versuche, in ausländischer Umgebung zu leben, hat er sich — wie ich prophezeit habe — wieder Franzose werden gefühlt, ein guter Franzose bis zum Exklusivismus.

Paul Adam schreibt:

„Meiner Ansicht nach vollzieht sich die literarische und künstlerische Annäherung zwischen Deutschen und Franzosen jeden Tag nach Wunsch. Die Gebildeten der beiden Nationen wissen alles Wesentliche über die bedeutenden Geister beider. Wir bewundern Goethe, Kant, Wagner und Nietzsche von ganzem Herzen. Wir klatschen Hauptmann und Sudermann Beifall. Wir schwärmen für den Bildhauer Eberlein und seine Nacheiferer. Anderseits sprechen die deutschen Zeitungen mit sehr viel Sachverständnis über unsre Werke. Das Publikum jenseits des Rheines sieht sich gerne unsre Vaudevilles von gestern an. Ich wüßte nicht, wie wir einen solch befriedigenden Seelenzustand verbessern könnten, wenn nicht, indem wir versuchen, wie wir es tun, unsre wechselseitigen Kenntnisse der den beiden Völkern zukommenden Verdienste zu vermehren. Doch zweifle ich, daß das hinreichen würde, die Politik der Diplomatien stark zu beeinflussen. Obgleich unsre ästhetischen Lehren einander nahe stehen, besaßen sie nicht die nötige Kraft, um den sehr ungerechten Streit zu verhindern, der gegen uns in Marokko angezettelt worden ist. Und ich fürchte sehr, daß die gegenseitige Achtung der Denker vergeblich gegen die Wünsche der Alldeutschen weiterkämpft. Der Besuch Napoleons bei Goethe, nach der Schlacht bei Jena, hat weder die Plünderung Lübecks noch den Marsch auf Eylau und Friedland, noch die Demütigungen der Königin Luise in Tilsit vor einem Jahrhundert verhindert. Lieben wir also unsre Bücher, unsre Gemälde, unsre Statuen, unsre Partituren und unsre Monumente; aber bilden wir uns nicht ein, daß das einen Konflikt aufhalte, wenn einer entstehen soll. In allen Epochen der Geschichte hat man Völker einander erwürgen sehen, deren auserwählte Geister einander sehr hochschätzten. Die Freundschaft Katharinas II. für Diderot bestimmte sie nicht, Suwarow zurückzuhalten, als er gegen die Truppen vorrückte, welche die Freiheit der Enzyklopädisten nach Italien brachten. Man muß leider die Trugbilder in den Käfig sperren. Und dieses scheint uns mehr als alle andern das Schicksal zu verdienen, eingesperrt zu sein."

III

Es folgen jetzt einige Herausgeber von Kampfzeitschriften — von solchen, deren Bestreben darauf gerichtet ist, die öffentliche Meinung mehr zu führen als zu verführen. In erster Reihe stand für uns der Name des Herrn Jean Finot. Hat er nicht in der „Revue des Revues", die er zum Erfolg geführt hat, Feldzüge geleitet, deren Opportunität heute anerkannt werden muß? So hat er schon im Jahre 1902 die Möglichkeit eines herzlichen Einvernehmens zwischen Frankreich und England vorhergesehen, und schon 1904 kündigte er die französisch-japanische Annäherung an. Herr Finot ist übrigens nicht nur ein umsichtiger Redakteur — er ist ein Denker, der Proben seines Wissens abgelegt hat, oder vielmehr ein Freidenker, der es versteht, aus den modernen sozialen Tatsachen neue philosophische Sätze abzuleiten. Doch was könnte ich noch zu den Lobpreisungen hinzusetzen, die ihm Präsident Roosevelt öffentlich gespendet hat? Zählte er, der in seinem schönen Werk über „das Rassenvorurteil" erklärt hatte, daß „die Grenzen verschwinden", nicht zu den Männern, die am besten für die Aufgabe gerüstet sind, unser Problem von seinen historischen und politischen Schlacken zu befreien und es als Philosoph sub specie aeternitatis untersuchen?

Herr Finot schreibt:

„Die Annäherung durch das Gedankenleben, d. h. die Freundschaft der Völker, ist immer wünschenswert. Das Aufeinandertreffen der verschiedenen Geister hat zu allen Zeiten erfreuliche Resultate ergeben. Diese Bewegung verallgemeinert sich übrigens immer mehr und mehr, und wir gehen einer europäischen Literatur entgegen, die wahrscheinlich ein Vorspiel der Vereinigten Staaten Europas ist.

Für die französisch-deutsche literarische Annäherung gilt und wird gelten das allgemeine Gesetz. Es würde illusorisch sein, ihr eine besondere Basis geben zu wollen; es ist leichter, für eine Million Waren zu verkaufen, als für tausend Franken schlechte Bücher abzusetzen. Nun hat aber das literarische Deutschland im Augenblick uns nicht viel zu bieten. Dies ist auch mit Frankreich der Fall, wo die großen Schriftsteller der vergangenen Generation verschwinden und die neuen noch auf sich warten lassen. Sobald Deutschland Schriftsteller ersten Ranges hat (es wird sie ohne Zweifel wieder bekommen, wie es sie ehemals gehabt hat), so werden sie die französische Grenze überschreiten, sollte diese selbst verboten sein. Sie bleibt aber immer geöffnet.

Verlassen wir die Literatur und kehren wir auf das politische Gebiet zurück. Die Annäherung ist hier ebenso wünschenswert. Sie ist notwendig für den Sieg des Friedens, der dem Bewußtsein der Völker so sehr am Herzen liegt. Sie ist unerläßlich für die Gründung eines internationalen Rechtsstaats, die Krönung des Friedens. Sollte die Frucht bereits reif sein? Diejenigen, welche den sehnlichsten Wunsch hätten, sie zu kosten, können sich einiger Besorgnisse nicht erwehren. Nachstehend einige derselben.

Vor mehreren Jahren hat die ‚Revue' den Versuch gemacht, in Frankreich das antideutsche Vorurteil zu entwurzeln. Man bearbeitet immer den Boden, ehe man den Samen hineinstreut. Eine sehr geachtete Persönlichkeit der deutschen

liberalen Partei, die sich vorübergehend in Paris aufhielt, beehrte mich freundlichst mit ihrem Besuche.

‚Sehen Sie nicht', sagte dieser Herr zu mir, ‚die Gefahr, welche die Entwicklung des französischen Gedankens läuft, wenn sie sich mit dem feudalen Geist Deutschlands verkettet? Ein republikanisches und in der ersten Reihe stehendes Volk, verbunden mit einem andern, das in politischer, sozialer und religiöser Hinsicht zurückgeblieben ist: ein Volk der Gleichheit, das im gleichen Schritt mit der Nation marschieren will, in der die Klassenprivilegien nur den in Rußland bestehenden vergleichbar sind: kurz, ein freies Land im Bunde mit einem autokratischen Land ...'

‚Und Rußland?' fragte ich ihn.

‚Deutschland ist eben zwischen euch. Aber wenn dieses mit Rußland verbündet ist, glauben Sie nicht, daß die direkte Aktion dieser beiden antidemokratischen Länder ein Sinken der französischen Ideen hervorrufen könnte? Es handelt sich doch schließlich um einen möglichen Rückgang der liberalen und humanitären Entwicklung ...'

Es ist gewiß, daß ein politisches Bündnis Deutschland vor allem unsern Geldmarkt öffnen würde. Unsre Ersparnisse werden Deutschland bereichern. Mit Unterstützung unsrer Milliarden wird sein unternehmender, mutiger und ausdauernder industrieller Geist Wunder vollbringen. In fünfzehn Jahren wird es wahrscheinlich die Industrie und den Handel Frankreichs außerordentlich geschwächt, wenn nicht zugrunde gerichtet haben. Nachdem es uns die fremden Märkte versperrt hat, wird es sich des französischen bemächtigen. Das wird eine schöne friedliche Eroberung sein!

Wird Deutschland seine auf diese Weise verfünffachten Hilfsmittel nicht auch außerdem dazu benutzen, seine Rüstungen und seine Flotte noch weiter zu vergrößern?

Ein Bündnis hat immer eine beschränkte Dauer. Nehmen wir an, es kommt zum Bruch. Frankreich wird sich im Kriegsfalle genötigt sehen, seine Kapitalien zu mobilisieren, denn der künftige Krieg wird vor allem ein schrecklich kostspieliger Krieg werden. Deutschland wird, wenn der psychologische Moment gekommen ist, sich wohl hüten, uns diese Mobilisierung zu erleichtern. Es wird sie ganz im Gegenteil unmöglich machen.

Verwickelte Fragen tauchen von allen Seiten auf. Und die Bahn von Bagdad? Es handelt sich für Deutschland um die Eroberung einer ganzen Welt und für Frankreich um den Verzicht darauf. Und England? Wie soll man seine antideutsche Animosität, die noch immer fortbesteht, mit unsrer deutschen Freundschaft in Einklang bringen?

Frankreich wird dadurch, daß es sich mit Deutschland verbindet, ihm die Früchte seiner vieljährigen politischen Weisheit überbringen. Es wird die ‚Einkreisung' durchbrechen, die es beengt; es wird Deutschland den Genuß der Vorteile seiner andern Freundschaften verschaffen.

Deutschland hat bei diesem Bündnis viel zu gewinnen; auch Frankreich

wird Vorteil davon haben. Das ist unbestreitbar. Aber wie? In welcher Form? Wir wissen es absolut nicht. Die klugen Deutschen, Frankreichs Freunde, würden gut daran tun, es uns zu lehren."

Was Herrn Fonsegrive betrifft, so ist bekannt, mit welcher Ausdauer er in jener „Quinzaine", deren Jahre leider gezählt waren, sich bemühte, trotzdem er sich der römischen Disziplin unterwarf, den modernen Ideen die Fenster und die Türen der alten Kathedrale zu öffnen. Daß er seinen Glaubensgenossen oft zu kühn, seinen Gegnern zu schüchtern vorgekommen ist, das wird unvermeidlich erscheinen, aber sein Werk wird deshalb nicht weniger wirksam bleiben. Unter den Vertretern des katholischen Gedankens, die entschlossen sind, dem Dogma treu zu bleiben, könnten wir keinen besser geeigneten finden. Von der Wichtigkeit dieser Enquete durchdrungen, bemerkt Herr Fonsegrive: „Bei diesen schwierigen Gegenständen kann die Beredsamkeit sehr gefährlich sein — man riskiert, sehr viel Unheil anzurichten . . ." Er hat es vorgezogen, aufrichtig zu sein; das ist immer das schwerste, aber es ist so ganz seine Gewohnheit.

„Ihre Fragen," schreibt er, „verändern sich und lassen sich folgendermaßen ausdrücken:

Ist es wünschenswert, daß die Franzosen die zeitgenössische deutsche Literatur und Kunst kennen? Daß die Deutschen die französische Literatur und Kunst kennen? Ist diese doppelte und wechselseitige Kenntnis möglich? Welcher Art können die sich daraus ergebenden politischen, moralischen, sozialen und selbst kommerziellen Folgen sein?

Auf den ersten Blick scheint es allerdings, daß alles, was das menschliche Wissen vermehrt, alles, was uns neue Schönheiten zu erblicken ermöglicht, eine Bereicherung für die Menschheit sei. Mit dieser Frage wird die Frage des künstlerischen Kosmopolitismus gestellt. Und die Intellektuellen lösen sie in der Weise, daß sie sagen, alles, was die künstlerische Erfahrung erweitere, alles, was uns neue Motive ästhetischer Ideen entdecken lasse, könne uns nur bereichern, während die Nationalisten behaupten, daß, wenn man seine Gefühlsfähigkeit zu sehr ausdehnen will, man Gefahr läuft, sie zu erschöpfen, zum wenigsten sie zu verderben. Die Wissenschaft ist kosmopolitisch, ist es die Kunst in gleichem Grade? Fühlen alle Völker gleich? Das sind ernste Fragen, die sich nicht in zwanzig Zeilen lösen lassen. Und es ist vollkommen klar, daß von ihrer Lösung die Lösung abhängt, welche diese Rundfrage sucht.

Es scheint, daß seit der Bildung der verschiedenen nationalen Literaturen, d. h. seit dem fünfzehnten Jahrhundert, die verschiedenen Arten zu empfinden sich im westlichen und zentralen Europa verbreitet haben; die italienischen Maler haben die Meister von Brügge beeinflußt, die Dichter Spaniens und Italiens haben Einfluß gehabt auf unsre Literatur des siebzehnten Jahrhunderts u. s. w.; später schlug das Genie Rousseaus die Brücke zwischen Frankreich und Deutschland. Gegenwärtig haben die deutschen Maler- und Bildhauerschulen einen großen Einfluß auf die belgischen Maler und Bildhauer, die in Frankreich sehr bekannt sind. Unsre französischen Musiker sind in Deutschland bekannt, und Wagner hat

in Paris das Bürgerrecht erlangt. Es vollzieht sich also und hat sich immer vollzogen eine langsame Ausbreitung von einem Land zum andern. Durch diese Langsamkeit hat diese Verbreitung sogar Aussicht, von Vorteil zu sein. Denn dank ihr können die fremden Empfindungsweisen assimiliert werden, ohne das Grundtemperament zu zerstören, von dem der Hauptton ausgeht.

Vielleicht könnten periodische Zusammenkünfte von Literaten und Künstlern der beiden Länder diese Verbreitung wenn auch nicht beschleunigen, so doch regeln. Unsre Romanliteratur insbesondere ist in Deutschland nur durch eine gewisse Anzahl zügelloser Schriftsteller vertreten. Diese Schriftsteller aber bilden nicht im entferntesten die literarische Elite unsers Landes. Es würde für einen deutschen Buchhändler genügen, das von der ‚Action sociale de la femme' veröffentlichte ‚Bulletin bibliographique' durchzusehen, um sich zu überzeugen, wie weit die anständige literarische Produktion in Frankreich die andre überwiegt. Wir unserseits bekommen nur eine sehr kleine Anzahl der schönen deutschen Werke in die Hand, und es ist schmerzlich zu denken, daß zum Beispiel Clara Viebig in Frankreich beinahe vollständig unbekannt ist. Regelmäßige Kongresse könnten dieser gegenseitigen Unwissenheit einigermaßen abhelfen. Und nun, welche Folgen könnte das alles haben?

Es würde sicher die moralische Wirkung haben, daß die beiden Völker, wenn sie sich besser verstehen, sich mehr verbrüdern würden. Aber die Politik ist etwas ganz andres als die Achtung und selbst die Freundschaft. Man kann die gleiche Art zu fühlen haben und sich von Herzen hassen. Der französische Schriftsteller, dessen Empfinden sich am meisten dem germanischen Empfinden nähert, Maurice Barrès, ist gewiß unter allen unsern Schriftstellern der entschiedenste Nationalist.

Ich glaube, daß unsre Literatur Deutschland ebensowenig zur Republik bekehren wird, wie uns die deutsche Literatur zur Monarchie. Es sind in jedem der beiden Länder alle Elemente des Widerspruchs, alle Gärungsstoffe der Auflösung vorhanden. Diejenigen, welche möglicherweise aus dem Ausland kommen, werden nicht immer die wirksamsten sein.

Und schließlich kann ich, abgesehen von den Verträgen zum Schutz der Autorenrechte, vom Buchhandel und von der Zunahme der Reisen nicht recht den wirtschaftlichen Einfluß erkennen, den eine größere Verbreitung der deutschen Werke in Frankreich haben könnte. Man kann Goethe bewundern und von Wagner entzückt sein und dabei doch Anhänger des Schutzzollsystems bleiben, und ich wüßte nicht, daß das Anhören einer Symphonie von Berlioz einem deutschen Schriftsteller in irgendeiner Weise die Ueberlegenheit der Lehren der Schule von Manchester beweisen könnte."

Endlich sollte sich in diesem Parlament durch Erfahrung gereifter Persönlichkeiten die Stimme der Jugend erheben; natürlich mußten wir uns an einen der streitbaren Schriftsteller wenden, dessen Geist die Kühnheit des fünfundzwanzigsten Jahres behalten hat. Was konnte ich Besseres tun, als unsern Maximilian Harden zu fragen, denn jede Literatur besitzt ihren Maximilian Harden, und obwohl der unsrige nur auf die Bühne getreten ist, um Vorträge

zu halten, so leitet er doch wie der von Berlin eine Kampfzeitschrift, die sich in Paris „Le Censeur" nennt. Seit Jahren sieht man diesen verwegenen „Censeur", der den Namen Ernest-Charles führt, mit einer heiteren Respektlosigkeit monatlich einen bis zwei gute Namen vernichten. Nicht alle zerfallen in Staub, aber alle tragen Wunden davon. Ohne Erbarmen wird er die Pfauenfedern, mit denen sich die Ehrgeizigen schmücken, die Straußenfedern, hinter denen sich die Dummköpfe verbergen, und selbst die einfachen Federn, welche die Natur den geringsten Vögeln des literarischen Himmels verliehen hat, wegreißen. Die deutschen Schriftsteller dürfen nicht hoffen, dieser schmerzlichen Operation zu entgehen.

„Von einer literarischen oder künstlerischen Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland", so schreibt dieser Mann, „kann nicht die Rede sein. Diese Annäherung ist seit sehr langer Zeit vollendet. Die zeitgenössische Kunst Deutschlands scheint bis auf einige Ausnahmen unbedeutend zu sein. Sie wird nur durch einige französische Einflüsse belebt, die dort trotz der offiziellen Tyrannei eindringen. Die deutsche Literatur ist seit dreißig oder vierzig Jahren ziemlich dürftig. Sie hat beständig unter dem Einfluß der französischen Literatur gestanden. Der deutsche Roman, das deutsche Theater sind nachgeahmt, vom französischen Theater und Roman inspiriert. Der einzige Schriftsteller, der in Deutschland hervorragt, Nietzsche, ist in vieler Hinsicht ein französischer Geist. Er stellte die französische Kultur über alles ... Sie sehen, daß die französisch-deutsche intellektuelle Annäherung vollständig ist.

Was für einen Einfluß kann diese geistige Annäherung, die nicht erst zu vollziehen, sondern schon vollzogen ist, ausüben, um eine politische Annäherung herbeizuführen? Sie kann gar keinen ausüben. Ich hoffe, daß man früher oder später erkennen wird, daß nicht die geringste Beziehung besteht zwischen dem geistigen Leben und dem politischen Handeln eines Landes. Die intellektuelle und moralische Expansionskraft eines Landes steht sogar in umgekehrtem Verhältnis zu seiner politischen und militärischen Macht. Unsre französischen Ideen haben unter Ludwig XV. die Welt bestrahlt, damals, als unsre politische und militärische Macht unter Null war. Im Gegensatz dazu war unser geistiger Einfluß sehr mittelmäßig unter Napoleon I., als unsre politische und militärische Macht kolossal war; der geistige Einfluß Deutschlands seit 1866 oder 1870 hat in dem Maße abgenommen, in dem seine politische und militärische Macht gewachsen ist — die Regierungen Frankreichs und Deutschlands können politisch ‚sich nähern'; inwiefern aber soll irgendein kleiner Vertrag unsre geistigen Beziehungen verändern?

Trotz der Intimität unsrer intellektuellen Beziehungen zu Deutschland, die seit dreißig Jahren besteht, trotz des Einflusses, man kann beinahe sagen der Herrschaft, die Frankreich auf literarischem und künstlerischem Gebiet über Deutschland ausübt, hat das republikanische, bürgerliche und freidenkende offizielle Frankreich von heutzutage an dem monarchischen, militärischen und religiösen Deutschland Wilhelms II. nichts geändert. Aber diese Verwandlung wird sich nach und

nach, und zwar durch den französischen Geist vollziehen; das ist nicht zu bestreiten. Das monarchische, militärische und religiöse Deutschland stellt die Vergangenheit dar, die widerstrebt, die ihre Waffen vermehrt, um besser widerstehen zu können. Diese Vergangenheit ist in Frankreich vollständig tot. Sie kann dort nicht wiedererstehen. Im Gegenteil, bei der ersten günstigen Gelegenheit werden die modernen Ideen des demokratischen Frankreich in Deutschland eindringen, werden es aufrütteln und es umstürzen.

Der geistige Freihandel kann den wirtschaftlichen Freihandel nicht fördern. Es besteht keine Beziehung zwischen dem einen und dem andern. Unsre Literatur und unsre Kunst beherrschen seit dreißig Jahren Deutschland beinahe ausschließlich. Der deutsche Handel bemächtigt sich des französischen Marktes."

IV

Seit zehn Jahren haben die Schriftstellerinnen in der französischen Literatur eine solche Bedeutung errungen und solche Erfolge erzielt, daß diese Enquete unvollständig wäre, wenn sie nicht zum Schlusse die Ansichten einiger dieser Damen brächte. Die Wahl war hier besonders schwierig; wir haben so viele Fürstinnen der Literatur, aber die Königin ist noch nicht erwählt, wiewohl es nicht zu bestreiten ist, daß eine jede dieser Prätendentinnen in der einen oder andern Weise auf den ersten Platz Anspruch machen könnte, die eine wegen ihres Geistes, die andre wegen ihres Mutes; ich preise die Gelehrteste, ich verehre die Moralischste, aber ich bewundere die Schönste.

Wenn ich Frau Juliette Adam gewählt habe — die weder die Mutter noch die Patin Paul Adams ist, wie man in Deutschland meint —, so habe ich es getan, weil sie zu den seltenen Schriftstellerinnen gehört, die in die Mysterien der Politik eingeweiht sind. Ihre Aufrufe zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen, ihre Prophezeiungen über das französisch-russische Bündnis sind berühmt und verschiedentlich gewürdigt worden. Der Edelsinn ihres Patriotismus erhitzte sich oft bis zum Chauvinismus. Die Entwicklung ihrer Gedanken zeigt übrigens, bis zu welchem Grade ihr Geist in Uebereinstimmung mit dem traditionellen Ideal ihres Volkes bleibt. Nachdem sie sich stürmisch einem leidenschaftlichen Heidentum zugewendet hatte, das sie als „Neuhellenentum" bezeichnete, und nachdem sie in ihrem Roman „Jean et Pascal" erklärt hatte, daß „die unversöhnliche Feindin des Christentums die Frau sein müsse", hat sie, nach dem Wort des Protestanten Guizot, so sehr begriffen, daß eine Französin, die nicht katholisch ist, keine wahre Französin nach der historischen Tradition sei, daß sie für ihre reiferen Jahre wieder im Schatten der römischen Kirche Schutz gesucht hat. Hier ihr Brief:

„Ich glaube nicht, daß meine Antworten auf Ihre Fragen Sie zufriedenstellen können, denn meine Art, den Patriotismus zu bewähren, gibt mir keinen guten Willen, sie zu verstehen.

1. Man ‚arbeitet' nicht an einer literarischen und künstlerischen Annäherung, wie man an einer politischen und wirtschaftlichen Annäherung ‚arbeitet', bei der

Interessen auf dem Spiel stehen. Die künstlerische und literarische Durchdringung von Volk zu Volk geht von selbst vor sich, je nach der Ueberlegenheit, der Schönheit, der Erhabenheit der Werke. Ein sehr schönes Werk macht auf den Geschmack des Feindes Eindruck wie auf den des Freundes. Einen Beweis dafür haben wir durch Wagner erhalten, der über unsre Grenze gekommen ist trotz alles patriotischen Sträubens ... Auch von meiner Seite! ... Eine politische Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich kann weder aufrichtig noch für den einen oder den andern nützlich sein, solange die elsaß-lothringische Frage weder gestellt noch gelöst sein wird, und sie kann es nur an dem Tage werden, da die deutsche Flotte, die Beschützerin der wirtschaftlichen Entwicklung des Kaiserreiches, durch England in Gefahr gerät. Dann — wer weiß?

2. Die Völker gehorchen den Gesetzen ihrer historischen Entwicklung im revolutionären oder konservativen Sinne. Sie werden durch keine andre Art oder Sitte beeinflußt als durch ihre eigne. Nicht das Bündnis mit uns hat die Unruhen in Rußland veranlaßt, sondern die jüdische Frage und das Interesse, das England hatte, es von seiner asiatischen Politik abzulenken.

3. Wir haben gegenwärtig nicht mehr Interesse daran, uns Deutschland zu nähern, als uns England zu nähern. Jede Annäherung setzt gleiche Vorteile voraus; weder Deutschland noch England würden sich dazu verstehen, uns solche zuzusichern. Warten wir! ..."

Was Frau Arvède Barine betrifft, so gebührte ihr selbstverständlich ein Platz. Ist sie es doch, die seit dreißig Jahren und länger bei dem französischen Publikum auf Grund eigner, direkter Kenntnis die fremden Literaturen, besonders die deutsche eingeführt hat. Sie hat sich mit allen berühmten Schriftstellern von Kuno Fischer bis Gerhart Hauptmann oder mit solchen, die im Begriff waren, berühmt zu werden, in den Ländern, die der Rhein, die Oder und die Weichsel bespülen, beschäftigt. Das geistige Streben, die Geduld dieser Frau sind unermüdlich. Wenn sie nicht Protestantin wäre und sich streng zu dieser Religion bekennen würde — es ist sogar das einzige Urteil von protestantischer Seite, das wir hier eingereiht haben —, würde ich sie gerne mit der heiligen Scholastika vergleichen; aber sie wäre eine heilige Scholastika, die entschieden zuviel Geist hätte, um völlig orthodox zu sein. Ihre Antwort beruht also gewiß auf vollkommener Sachkenntnis:

„1. Ich bin immer Anhängerin des geistigen Freihandels gewesen, aber ich wüßte nicht, was die Deutschen uns gegenwärtig zu bieten hätten, das gut und nützlich für uns sein könnte. Im vergangenen Jahrhundert haben wir uns auf dem Gebiet der historischen Methoden in ihre Schule begeben, ich weiß noch gut, mit welchem Enthusiasmus; und ich brauche nicht daran zu erinnern, mit welchem Nutzen. Seitdem sind die Deutschen zu sehr damit beschäftigt gewesen, mächtig zu werden und sich zu bereichern, um viele ihrer Kräfte der Literatur zu widmen, und die deutsche Literatur hat darunter zu leiden gehabt. Anderseits haben ihre Intellektuellen so wenig Sympathie für uns, daß ein Ideenaustausch nicht leicht wäre. Bleiben wir also jedes für sich!

2. Ich glaube es nicht.

3. Darüber weiß ich absolut nichts."

Es könnte sein, daß die Krone, die noch keiner unsrer Fürstinnen der Literatur auf die Stirne gesetzt worden ist, Frau Marcelle Tinayre vorbehalten wäre. Doch was sage ich? Die von Jahr zu Jahr zahlreicheren Leser der „Maison du Péché", der „Rebelle" mit ihren vielen ergreifenden und von der Liebe handelnden Schilderungen haben sie ihr schon zuerkannt. Ihr intellektuelles Königtum ist im Begriff zu erstehen, nicht auf der Grundlage des göttlichen Rechts, wie es einem abgekommenen mittelalterlichen Brauch entsprechen würde, selbst nicht auf dem Willen eines einzelnen oder mehrerer, was eine soziale Ungerechtigkeit wäre, sondern auf Grund der freien Uebereinstimmung der Majorität. Ist das nicht heutzutage das einzige Königtum, das Aussicht hat, angenommen zu werden? Solange es Französinnen geben wird, die der Anziehungskraft der Liebe nachgeben und denen die Schwachheiten des Herzens Leiden verursachen, wird Frau Marcelle Tinayre ihren Hofstaat, ihr Publikum haben. Die vergleichende Literatur, die Politik ist ihre Sache nicht, aber sie ist zu intelligent, um sich nicht dafür zu interessieren. Ihr Brief ist reizend. Durch ihren Mund, der verdienen würde, „golden" genannt zu werden — mit solcher Kunst sind die Worte, die aus ihm kommen, gewählt —, spricht die Französin der Gegenwart und sogar ein wenig die der Zukunft.

„Ich fühle, daß ich stark Gefahr laufe, Dummheiten zu sagen, indem ich von sehr verwickelten Fragen spreche, die ich nur wenig kenne.

Ich gebe Ihnen also ganz ungekünstelt meine Eindrücke.

Ich bewundere die deutsche Literatur sehr, obwohl ich sie nur durch die Uebersetzungen kenne. Das Deutschland der Dichter, der Philosophen, der Musiker muß jedem gebildeten Geist teuer sein.

Unter diesem speziellen Gesichtspunkt würde mir eine französisch-deutsche Annäherung wünschenswert für diese beiden Länder erscheinen, ganz ebenso wie eine französisch-englische oder französisch-italienische Annäherung. Dank den Künstlern, den Denkern, den Gelehrten wird sich vielleicht ein großes europäisches Vaterland bilden, in dem der Rassenhaß erlöschen wird.

Was die kommerzielle und politische Annäherung betrifft, so denke ich, daß wir sie wünschen und in dem Maße, wie das Gefühl der nationalen Würde es uns zu tun erlaubt, daran arbeiten sollen. Ich bin nicht Chauvinistin noch Nationalistin, und ich verabscheue den Krieg, aber ich bin nichtsdestoweniger eine große Patriotin und eine sehr gute Französin. Ich gestehe, daß ich Deutschland nur flüchtig gesehen habe — auf dem Wege durch das Elsaß! —, was keine vortreffliche Voraussetzung ist, um es richtig zu beurteilen und, vor allem, um es zu lieben! ... aber hassenswert sind nur der preußische Geist und der Kapitalismus, nicht das große deutsche Volk."

V

Wir haben nun noch die Aufgabe, die vorstehenden Urteile zu klassifizieren. Wenn man sich an die Fragen hält, die den elf Mitgliedern dieses intellek-

tuellen Parlaments unterbreitet wurden, so wird man zu konstatieren haben, daß auf die erste Frage: „Kann die literarische oder künstlerische Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland der politischen Annäherung nützlich sein?“ sieben Stimmen mit Nein, zwei mit Ja geantwortet, zwei die Frage offen gelassen haben. (Nein: die Herren de Vogüé, Renard, Bourget, Adam, Fonsegrive, Ernest-Charles und Frau Adam; Ja: Herr Finot und Frau Tinayre; unentschieden: die Brüder Margueritte und Frau Darine.) Die Frage ist also mit starker Majorität verneint worden. Bei dieser Gelegenheit verfochten mehrere der Befragten unter Anführung von Beweisen die Theorie, daß die politische Suprematie und die intellektuelle Herrschaft eines Volkes in umgekehrtem Verhältnis zueinander stehen. Könnte man nicht den als Beleg dafür gewählten Beispielen das Zeitalter Ludwigs XIV. gegenüberstellen, das ebenso reich an Siegen wie an Tragödien, an Generalen wie an Philosophen war; die Regierung Elisabeths, deren materielle Blüte und geistiges Leben gleich wunderbar waren; endlich das Zeitalter des Perikles — um nur drei Beispiele heranzuziehen? Sollte also die Sache nicht eher, wie Herr de Vogüé schrieb, so liegen, daß die Kunst und die Politik zwei getrennte Gebiete sind, ohne wahrscheinliche Abhängigkeit oder innere Beziehungen? Oder täte man noch besser, die schönen Worte des Herrn Finot und der Frau Tinayre über „die europäische Literatur, das voraussichtliche Vorspiel der Vereinigten Staaten von Europa,“ für den Ausdruck der Wahrheit anzusehen? So verlockend der Gedanke auch sein mag und obwohl der Veranstalter dieser Rundfrage ihn teilt, so muß man doch zugeben, daß er in Frankreich nur eine geringe Minorität für sich hat.

Mehr noch, es haben sich drei Schriftsteller gefunden, die diesen geistigen Freihandel zwischen Nationen, die ihr intellektuelles Erbteil nur vergrößern können, indem sie ihre beiderseitigen Errungenschaften einander mitteilen, verdammen. Ohne ihre Meinung zu untersuchen, kann man sich wundern, daß sie selbst von ihrem feindseligen Standpunkte aus nicht der Ansicht sind, daß es gerade die erste Bedingung für eine wirksame Bekämpfung des deutschen Einflusses und der deutschen Macht wäre, die Kräfte und die Grenzen dieser Macht zu kennen. Wie aber könnten sie diese genau kennen lernen, wenn die politischen Grenzen sich für sie in intellektuelle Grenzen verwandeln? Ich möchte mich eines homerischen Bildes bedienen, wie es Frau Adam liebt: man müßte zu den vertrauten Freunden der Thetis gehören, um zu wissen, daß der junge Achilles an der Ferse verwundbar war. Seien wir in diesem Sinne Vertraute Germanias, damit uns — denn ich bin ein Anhänger des Friedens — die Gewißheit, daß unsre Gegner unsre Fehler kennen, den Mut und die Ausdauer verleihe, sie zu verbessern. Ich spreche ebensowohl für die Deutschen wie für meine Landsleute; mögen wir durch angestrengtes Bemühen dahin gelangen, unsre Ferse ebenso unverwundbar zu machen wie die übrigen Teile unsers sozialen Leibes. Es ist möglich, daß der Agnostizismus in der Philosophie einen gewissen Wert hat; in der Politik hat er immer nur zum schlimmsten Unheil geführt. Der Sieg bleibt immer dem-

jenigen, der danach strebt, das zu entdecken, was sich hinter den Mauern seines Horizontes zuträgt, d. h. dem am besten Unterrichteten.

Die verneinende Antwort der Majorität auf die erste Frage mußte die Diskussion der beiden andern nutzlos machen. Wenn die literarische Annäherung keinen politischen Einfluß mit sich bringt, kann es sich in diesem friedlichen Streit von Pflichten und Interessen augenscheinlich nicht mehr darum handeln, zu wissen, welche Regierungsform den Sieg davontragen wird, die Republik oder die Monarchie. So haben nur drei Schriftsteller (Renard, Finot und Ernest-Charles) sich dazu verstanden, diesen zweiten Punkt zu behandeln. Bloß Finot sieht einen in sozialer Hinsicht reaktionären Einfluß dieses eventuellen Einvernehmens voraus, hat aber vor allem dessen finanzielle Rückwirkung ins Auge gefaßt, während Renard und Ernest-Charles, dem absoluten Charakter ihres Programms entsprechend, den Sieg des neuen Geistes über den feudalen Geist vorhersagten. Man muß gestehen, daß die Handlungen und Gebärden des zeitgenössischen Deutschlands ihnen nicht recht zu geben scheinen. Die Niederlage der sozialistischen Partei bei den letzten Wahlen hätte logischerweise die Lobredner der Vergangenheit veranlassen müssen, zu wünschen, daß eine innigere Verbindung dem oft von neuen Wahrheiten zu rasch eingenommenen französischen Publikum die Wohltaten der alten Wahrheiten zeige. Mehrere Schriftsteller würden ohne die elsaß-lothringische Frage daran gedacht haben. Damit kommen wir auf den immer empfindlichen Punkt, die immer brennende Frage, vor welcher der entschiedenste gute Wille stockt. Selbst Marcelle Tinayre hält bestürzt davor inne. Was die andern betrifft, so geben sie keine Antwort auf eine Frage, die nach ihrer Ansicht nicht ernsthaft gestellt werden kann. Auch hier ergibt die Enquete wiederum ein den Plänen der französisch-deutschen Politik wenig günstiges Resultat.

Was den dritten Punkt betrifft, so ist niemand so weit gegangen, den wirtschaftlichen Freihandel mit Deutschland zu wünschen. Renard hält ihn trotz seiner Lehren nur für möglich, wenn ihm eine allgemeine Organisation der Arbeit in Europa vorausgegangen ist. Damit begeben wir uns auf das Gebiet der Hypothesen, und es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen. Der Antrag ist einstimmig abgelehnt.

Im ganzen ist die literarische Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland von jedem anerkannt worden, ob es sich nun darum handelt, sie zu billigen oder sie zu tadeln — aber die Mehrheit hat keine Wechselbeziehung zwischen den Schicksalen der Kunst und denen der Politik entdecken können; eine schwache Minderheit hat angenommen, daß herzlichere literarische Beziehungen die Aussichten für die Tätigkeit der Diplomatie verbessern würden. Das Resultat dieser Rundfrage ist also negativ. Ihren Geist gibt ziemlich genau der sentenziöse Satz der Frau Barine wieder: „Bleiben wir jedes für sich." Hätte ich auch die Zahl der Mitglieder dieses intellektuellen Parlaments vermehrt, das Resultat wäre nicht merklich verschieden ausgefallen. Alle Parteien sind vertreten, mit Ausnahme der sozialistischen Linken. Es kann sein, daß die Diplomaten von

Paris und von Berlin an das Zustandekommen eines sympathischen Einvernehmens glauben. Doch der Augenblick ist nicht gekommen, wo ihre klugen Berechnungen des Gleichgewichts zwischen Vorteilen und Verlusten imstande wären, das Publikum so weit zu interessieren, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken.

Der Schreiber dieser Zeilen, der ein guter Franzose und stolz darauf ist, sich als solchen zu bekennen, würde diese Enquete nicht unternommen haben, wenn er diese Anschauungsweise geteilt hätte. Gewiß wird die politische Frage nicht hier behandelt werden; denn die wirkliche Politik gründet sich nicht auf Empfindungen oder Hypothesen, sondern auf Tatsachen und Zahlen, und der Verfasser von „Entre la Folie et la Mort" hält, wie alle seine Kollegen, vor der Tatsache von Elsaß-Lothringen inne. Auf dem Gebiete der Gedanken dagegen wird er um so mehr sich veranlaßt sehen, den „Freihandel" zu wünschen, als er, der einst mehrere Semester auf den Bänken der Heidelberger Universität gesessen hat, weiß, was er der germanischen Kultur verdankt, und sich ein Bild von den Vorteilen machen kann, welche die französische Literatur erringen würde, wenn der Austausch mit der deutschen Literatur lebhafter betrieben würde.

Die Verschiedenheit der Sprachen zieht leider zwischen den beiden Nationen einen Graben, der um so schwerer überschreitbar ist, als diese Sprachverschiedenheiten — wie die Wissenschaft nachgewiesen hat — Hand in Hand mit Verschiedenheiten des geistigen Wesens gehen. Um diese ersten Schwierigkeiten zu überwinden, braucht man eine Geduld und Zeit, die nicht jeder hat. Einen Schluß darauf läßt die Seltenheit der guten Uebersetzungen deutscher Bücher zu. Trotzdem bleibe ich überzeugt, daß die Lage sich bessert und sich in dem Maße bessern wird, als die Reisegelegenheiten sich mehren. Man muß die Deutschen bei sich zu Hause, in ihrer Umgebung kennen lernen, um sie nach ihrem wahren Wert zu würdigen. Ohne Zweifel sind die Generationen, welche die Schrecken von 1870 gesehen haben, wenig geeignet zu solchen Verpflanzungen, aber auf dem Erdenrund folgen, wie der alte Homer sagt, die Geschlechter den Geschlechtern so schnell, wie die Blätter den Blättern folgen — und man kann den Tag wenn nicht wünschen, so doch voraussehen, wo Frankreich, ohne seiner Vergangenheit untreu zu werden oder sie zu vergessen, sich Deutschland nähern wird, wie es Oesterreich trotz Sadowa, Dänemark trotz Schleswig-Holstein getan hat!... Die Forderungen der Diplomatie stehen oft nicht im Einklang mit den begeisterten Gefühlen des Patriotismus — das ist eine der ersten Lehren der zeitgenössischen Politik, wenn nicht die tröstlichste. Die heroischen Zeiten sind zu Ende. Nachdem Europa seine Geschichte in blutigen Buchstaben geschrieben hat, denkt es nur mehr daran, sein Glück zu sichern.

Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter

London 1852 bis 1858 und Paris 1860

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

Vorwort

Unsre Leser haben die Briefe von Malwida von Meysenbug, die sie in den Jahren 1850 bis 1852[1]) während ihres Aufenthaltes zu Hamburg und zu Berlin an ihre Mutter schrieb, mit einem solchen Interesse aufgenommen, daß wir uns ermutigt fühlen, nun auch einige Auszüge ihres umfangreichen Briefwechsels aus den Jahren 1852 bis 1860 zu veröffentlichen.

Die Darstellung dieses Abschnittes von Malwida von Meysenbugs Leben bildet den bedeutendsten Teil der Memoiren einer Idealistin, und wenn wir den Briefwechsel vollständig veröffentlichten, würde man darin sozusagen die Beweisstücke der Memoiren finden. Jedoch gibt es auch zwischen den Memoiren und den Briefen beachtenswerte Abweichungen, so daß deren Gegenüberstellung großes Interesse bietet. Selbstverständlich erwähnt Malwida von Meysenbug in den Briefen an ihre Mutter ihre Beziehungen zu Mazzini, spricht aber nicht eingehender davon, auch nicht von ihrer Verbindung mit andern Revolutionären und Flüchtlingen, mit Ledru Rollin, Kossuth, Pulszky, Louis Blanc, Saffi, Orsini, Barthélmy. Sie wußte, daß ihre Mutter sie mit Schrecken in den Kreis der Emigranten hineingezogen sähe und sich sofort einbilden würde, daß sie sich in den revolutionären Umtrieben Mazzinis bloßstellen würde. Es kann auch bemerkt werden, daß, wenn Malwida von Meysenbug in ihren Briefen viele und sehr pikante Einzelheiten über ihr Leben in der Familie Herzen gibt, sie fast nichts von den Ursachen sagt, die ihre Scheidung aus dem Herzenschen Hause im April 1856 herbeiführten. Eine ganz natürliche Zurückhaltung hinderte sie daran, ihrer Mutter mitzuteilen, auf welche Weise eine andre Frau das Regiment im Hause an sich gerissen und es ihr unmöglich gemacht hatte, die Erziehung der Töchter Herzens mit der nötigen Autorität weiterzuführen. Ihre Würde versiegelte ihre Lippen, als sie weggehen mußte, und verhinderte es, daß sie selbst ihrer Mutter, was sie da alles zu leiden gehabt, offenbarte.

Dagegen liefert der Briefwechsel viel mehr Einzelheiten als die Memoiren über das Alltagsleben von Malwida von Meysenbug, und diese Einzelheiten sind für die eingehende Kenntnis ihres Charakters wertvoll. Ganz zuerst ersieht man daraus die zahlreichen Freunde, die sie sich in der vornehmsten englischen Gesellschaft zu gewinnen wußte, den liebevollen und ehrenden Empfang, der ihr

[1]) „Deutsche Revue" 1905, August, November, Dezember. 1906, März.

in den Familien Schwabe, Milner-Gibson, Ashurst, Stansfield und vielen andern noch zuteil wurde. Unter den Fremden, welche die Zufälle der Revolution nach London gebracht hatten, bilden die Familien Bruningh, Althaus, Kinkel mit der Herzens ihren gewöhnlichen Verkehr. Aber sie lernt auch Männer kennen, die bald eine bedeutende Rolle spielen sollten, Männer wie Karl Schurz, Lothar Bucher, R. Wagner, abgesehen von Mazzini und Garibaldi. Sie hatte sogar zu London Gelegenheit, Julius Fröbel zu sehen, mit dem sie sich 1850 für das Leben verbunden hätte, wenn sich ihre Mutter ihrer Abreise nach Amerika nicht durchaus widersetzt hätte, und den sie erst kennen lernte, als er schon verheiratet war.

Was aber den Briefwechsel besonders anziehend macht, ist der Umstand, daß sich darin Malwidas Charakter vielleicht noch besser und auf noch sympathischere Weise als in den Memoiren zeigt. Sofort sehen wir, wie mächtig in dieser Unabhängigen, Selbständigen, Revolutionärin die Familienliebe stets rege geblieben. Ihre Mutter, ihre Schwestern sind immer ihre ersten Gedanken, ja sie bezeigt ihrer Mutter nicht nur eine Zärtlichkeit, die sich nie verleugnet, sondern sogar eine fast kindliche Nachgiebigkeit da selbst, wo sie für sich das Recht beansprucht, ein eignes Leben zu führen und persönliche Gesinnungen zu haben. Man bewundert in den Briefen wie in den Memoiren den Mut, mit dem sie die Schwierigkeiten des Londoner Lebens während des ersten Jahres ihres Aufenthaltes und nach ihrem Weggang aus Herzens Hause ertrug, als sie, Unterricht erteilend, sich selbst genügen sollte; aber dieser Mut ist in den Briefen noch durch beständige Heiterkeit und gute Laune verschönt. Sie stellt sich nicht als Heldin hin und ist um so heldenmütiger; denn da sie freiwillig das mühevolle Leben, das sie in der Verbannung führt, gewählt hat, fühlt sie kein Recht zur Klage, und sie weiß übrigens, daß man seine Leiden erleichtert, indem man seine Gedanken nur an die Freuden heftet, die das Schicksal gerubt uns darunterzumischen. Etwas Reizendes in ihren Briefen, was aber kaum in den zu kurzen Auszügen, auf die ich mich beschränken mußte, zutage tritt, ist endlich die Naivität, mit der sie ihrer Mutter ihre gesellschaftlichen Erfolge erzählt, die Schönheit ihrer Toiletten, der Toiletten, die fast immer das Werk ihrer Hände waren.

Um das Verständnis dieser wenigen Briefe, die auf einen Zeitraum von nahezu zehn Jahren verteilt sind, zu erleichtern, müssen wir die wesentlichen Tatsachen ihres Aufenthaltes in England ins Gedächtnis zurückrufen.

Am 25. Mai 1852 war es, daß sie, von der preußischen Polizei aus Berlin vertrieben, sich zu Hamburg nach London einschiffte. Vom Mai 1852 zum Dezember 1853 lebte sie allein in einem bürgerlichen Kosthaus im Stadtviertel von St. John's Wood. Im Dezember 1853 trat sie bei Alexander Herzen ein, um die Leitung seines Hauses und die Erziehung seiner beiden Töchter zu übernehmen. Sie wohnte mit der Familie Herzen zuerst zu London (Euston Square, Dezember 1853 bis Juni 1854), dann zu Richmond und auf der Insel Wight zu Ventnor (Sommer 1854), später zu Twickenham (November 1854 bis April 1855), wieder zu Richmond, Cholmondley Lodge, vom April zum Dezember 1855, endlich zu London, St. John's Wood, vom Januar zum April 1856.

Von neuem allein, lebte sie in St. John's Wood vom Mai zum Oktober 1856, vom November 1856 zum Herbst 1859 zu Brompton. Während dieser Jahre 1856 bis 1859 hielt sie sich mehrmals auf dem Lande auf, zu Hastings im Sommer 1856, dann im Sommer 1857 erst zu Eastbourne, endlich im Lande Wales bei Frau Schwabe, im Sommer 1858 zu Ventnor, im Sommer 1859 wieder auf der Insel Wight mit der Familie Herzen. Den Winter 1859 bis 1860 bringt sie zu Paris mit der Familie Cobden und Frau Schwabe zu und den Winter 1860 bis 1861 nochmals in Paris mit Olga Herzen. Im Jahr 1861 verläßt sie England, um mit den Töchtern Alexander Herzens in Italien zu leben. Während dieser zwei Aufenthalte zu Paris lebte sie in vertraulichem Verkehr mit Richard Wagner, den sie zum erstenmal zu London im Jahr 1855 gesehen hatte, und mit dem sie seitdem in enger Freundschaft verbunden bleiben sollte.

*

London, 20. Juni 1852.

Durch Eure nun angelangten Briefe wenigstens insoweit beruhigt, als ich weiß, wie es Euch geht, liebe Mutter, habe ich freilich nur mich selbst anzuklagen wegen der Verzögerung, da ich in der Eile, mit der ich den ersten Brief schrieb, die Adresse vergessen hatte. Daß das Ereignis,[1]) welches Dich betraf, Dir einen schmerzlichen Eindruck machen würde, mußte ich leider befürchten, und ich kann heilig versichern, daß dies mein erster und schwerster Gedanke dabei war. Hätte ich es vermocht, den Eindruck zu mildern, ich hätte alles darum gegeben, allein um 7 Uhr des Abends wußte ich selbst noch nicht, ob ich gehen sollte oder im Gefühl meines guten Rechts die Sache abwarten, und so blieb mir keine Zeit zum Schreiben.

Ich hoffte, Anna hätte es getan, und hatte sie gebeten, es so freundlich und mild als möglich zu tun. In den paar Stunden, wo ich in Hamburg war, kämpfte ich noch sehr mit mir, ob ich nach Detmold gehen sollte, aber ich bedachte, daß hierdurch einesteils die Sache noch mehr mit meiner Familie in Verbindung gebracht würde, was ich durchaus nicht wollte, da ich es selbst ausgesprochen in Berlin, wie meine ganze Familie anders denke, um jede Unannehmlichkeit von ihr abzuwenden; dann aber auch bedachte ich, wie meine Stellung in Detmold gerade nach dem Vorgefallenen, besonders bei den mir nun hinreichend deutlich gewordenen Gesinnungen der Funkschen Familie u. s. w. eine unerträgliche sein und auch nur für Euch störend sein könnte, und daß es besser sei, in der Ferne, wo die Freiheit des Gedankens von keinem Polizeiinstitut beaufsichtigt wird, eine Zuflucht zu suchen. Dein Herz, liebe Mutter, hat bereits zur Milde entschieden. Wie gern möchte ich, daß auch Dein gerechter Sinn die Sachlage beurteilte, wie sie ist, und den Tadel nicht auf mich, die ich nichts tat, als eine Gesinnung haben, sondern auf die würfe, die dem einzelnen verwehren wollen, eine Gesinnung zu haben. Ein alter, sehr netter Engländer, mit dem ich neulich im allgemeinen über solche Dinge sprach, sagte: „Die einzige

[1]) Ihre Zuflucht nach England.

Aufgabe einer Regierung ist, die volle Freiheit des Individuums zu schützen, die Regierung darf sich weder in meine Gedanken noch Geschäfte mischen, solange als ich nicht stehle, morde oder sonst ein bürgerliches Verbrechen begehe, sobald sie das tut, ist sie schuldig." Und das ist gewiß wahr; darum sind auch die Engländer ein selbständiges, stolzes Volk, weil jeder einzelne frei leben kann, wie er will, tun, was er will, Meinungen haben und aussprechen, ja dafür agitieren, welche er will, und darum sind die Deutschen sklavisch und unbedeutend als Nation nach außen, weil sie im Innern Knechte sind und nicht in ihrer persönlichen Freiheit geachtete Menschen. Die Berliner Geschichte ist ein solches Gewebe der abscheulichsten Lügen, daß es klar daraus hervorgeht, man hat nichts weiter gewollt, als was der Beamte auch sagte: „Wir wollen auch keine Gesinnung dulden, die unserm Prinzip widerspricht."

*

Dieser undatierte Brief über Wellingtons Trauerfeier[1]) soll ungefähr am Ende November geschrieben sein.

Verzeih diesen bunten Brief, ich konnte erst nicht an mein blaues Papier kommen. — Die Ausstellung des Duke of Wellington in Chelsea habe ich nicht gesehen, da wir uns doch vor dem entsetzlichen Gedränge fürchteten. Ich war gerade zu Schülerinnen von mir, als diese von dort zurückkehrten, sie waren halbtot von der Angst und Not, die eine war gar nicht hineingekommen. Zum Begräbnis aber bekam ich eine Einladung zu der englischen Familie, wo auch Anna[2]) war, ein sehr reicher Mann, der ein Zimmer im Londoner Kaffeehaus, einem Hotel nahe bei St. Paul, genommen hatte. Nun hört. Anna schlief bei mir in Kinkels Haus, da wir zusammen fort mußten und allein nach der City, wo unsre Bekannten von der andern Seite der Stadt herkamen. Um 3 Uhr nachts standen wir auf, um 4 Uhr begaben wir uns bei strömendem Regen auf die Straße, um die ersten bei den Omnibussen zu sein, die ausnahmsweise an diesem Tag um 5 Uhr anfingen zu fahren. Mit klopfendem Herzen wirklich fuhren wir noch in völliger Nacht dahin. Eine Stunde hatten wir zu fahren. Je näher der City, je toller wurde der Lärm. Wie fernes Meeresbrausen tönte das Menschengewühl, Wagen rasselten von allen Seiten, zu den zwei Millionen Londons hatten die Eisenbahnen zu diesem Tag noch über eine Million neuer Menschen gebracht. Da fühlte ich es einmal recht, in welchem Koloß von Staat ich lebe, und ich fühlte mich so recht in meinem Element in dieser großen Bewegung, die das Herz von aller kleinen Furcht befreit. In der Nähe unsers Ziels mußten wir aussteigen, da die Straßen des Zugs abgesperrt waren. Wir kamen sehr glücklich noch durch die Menschen bis in unser Haus, wo wir, mit Billett versehen, Entree erhielten und gleich in ein großes Zimmer geführt

[1]) Wellington war am 14. September gestorben und die Trauerfeier fand am 18. November statt.

[2]) Anna Althaus, die Frau von Friedrich Althaus.

wurden, wo unser Wirt bereits das Frühstück hatte decken lassen. Schon waren nun aber, noch alles bei Licht, die Fenster aller Häuser mit Menschen besetzt, auf der Straße drängte es mehr und mehr heran, und als nach einer Stunde unsre Bekannten kamen, war der einen schon der Mantel im Gedränge abgerissen. Wir frühstückten nun erst à l'anglaise, zwölf Personen, außer uns beiden lauter Engländer, und gingen dann hinauf in ein Eckzimmer, wo wir die ganze Straße von Ludgate Hill hinunter vor uns hatten. Der Tag war inzwischen angebrochen und zeigte uns das bunteste Schauspiel, während die Nebel sich allmählich verzogen und dem strahlendsten Sonnenschein Platz machten.

Zu beiden Seiten der Straßen waren Barrieren, hinter denen nun Kopf an Kopf Menschen standen; uns gegenüber war eine enge Straße, wo die Menschenmasse so dicht gedrängt war, daß sie nur immer, wenn von hinten gedrängt wurde, vorwärts schob wie eine Maschine und ebenso rückwärts; wer darin stak, hatte keinen Raum, nur ein Glied selbständig zu rühren, der Ausdruck in den Gesichtern, die immer einer über des andern Kopf hinwegstrebten, in denen Hitze, Not, Elend und über allem doch die siegende Schaulust wechselten, war unbeschreiblich; hier und da erschollen dann Schmerzenstöne, und die eifrigen Policemen suchten sich Platz zu machen, um irgendein elend werdendes Frauenzimmer aus dem Gedränge zu retten. An den Häusern war auch kein Fleckchen unbesetzt, in den Fenstern standen die Menschen etagenweise übereinander, auf den Dächern stand jedes Fleckchen voll, elegante Damen eilten darunter, außen auf den schmalen Vorsprüngen, die zwischen den Fenstern hinlaufen, standen Herren wie Mauerschwalben an das Haus geklemmt, zwei Kirchtürme, die wir sahen, waren bis zur Spitze mit Menschen gefüllt. Das beschäftigte denn, bis der Zug kam, der bei uns erst um 11 Uhr sichtbar wurde, während er um 8 Uhr sich in Bewegung gesetzt hatte. Nun entfaltete sich wirklich ein schöner Anblick, durch die wundervollste Beleuchtung begünstigt. So schönes Militär wie das englische habe ich noch nie gesehen. Die Kostüme sind förmlich poetisch. Der Beethovensche Trauermarsch eröffnete den Zug, und ich freute mich, daß das geistig Schönste doch immer von den Deutschen kommt. Die wunderschönen Horseguards gewährten einen herrlichen Anblick. Sie tragen rote Jacken, weiße Hosen, Kürasse und wunderschöne Helme mit langen weißen Federbüschen, dabei sind es alle ganz große Leute und reiten ganz schwarze Pferde, dann ist ein Regiment mit lauter grauen Pferden, alles prachtvolle Tiere, dann die malerischen Schotten u. s. w., damit wechselten nun die prachtvollen, zum Teil ganz altertümlichen Equipagen des Lordmajor von London, Prinz Albert u. s. w., alle mit herrlichen Pferden, dann die Infanterie, endlich der prachtvolle Leichenwagen, zu dem ein deutscher Künstler, Semper aus Dresden, der nach der Revolution fliehen mußte, die Zeichnung gemacht hat. Es dauerte anderthalb Stunden, bis der Zug an uns vorüber war. Ihr könnt also ermessen, wie lang er war. Als er vorüber war, begann ein förmlicher Volksspaß. Jemand warf aus dem Fenster den Soldaten, die Spalier bildeten und nun schon seit so vielen Stunden dastanden, etwas zu essen herunter, das fand Anklang, und nun flogen

aus allen Fenstern Butterbrote, Kuchen, Aepfel u. s. w. in Papier gewickelt den Soldaten zu, die lustig hin und her sprangen und sich um ihre Offiziere gar nicht kümmerten. Dies herzliche Verhältnis zwischen Volk und Militär war sehr hübsch. Um 3 Uhr, nachdem wir noch zweites Frühstück dort gehabt, also gerade nach zwölf Stunden In-Bewegung-sein, gelangten wir nach Haus, und ich freue mich sehr, daß ich es gesehen habe, da so etwas wohl nicht mehr wiederkommen wird, denn alle sagen, daß kein Regent Englands mit solcher Pracht begraben wird. Trotzdem gingen wir abends noch zu Schramm in Gesellschaft, welche uns für jeden Donnerstag eingeladen haben und uns da zuerst erwarteten.

Den andern Tag war ich auch nicht wenig müde. Nun nimmt die Politik wieder alles in Anspruch, und man kommt hier so recht in die Weltpolitik hinein und interessiert sich für alles. Das Parlament ist versammelt, und da muß man die langen Reden studieren, denn au fait sein muß man hier, das gehört sich auch für Frauen, und die jüngsten Mädchen sind es. In Amerika ist die Präsidentenwahl ganz demokratisch ausgefallen, und das ist sehr wichtig, wahrscheinlich werden die Amerikaner nun Kuba beistehen, sich freizumachen von der spanischen Tyrannei, und vielleicht gegen Europa eine ganz neue Stellung einnehmen.

Die Komödie, die in Frankreich vorgeht, wird hier nur belächelt, daß dieser Schauspieler, der trotz seiner Klugheit sich doch verrechnen wird und nichts andres kann, als einem Mann von Genie, wie sein Onkel war, alles nachmachen, daß der nicht lange Kaiser sein wird, ist wohl sehr gewiß. Die schamlosen Betrügereien, die bei den Wahlen vorgehen, machen doch selbst seine Anhänger stutzig. Hier in England ist man sehr wütend auf ihn, desto mehr wächst die Sympathie mit Deutschland.

Ich finde sehr viel Freundlichkeit unter den Engländern. Am vorigen Dienstag war ich abends allein bei der Mrs. Hering, die ich, glaube ich, schon nannte, und habe seit lange einmal wieder Schach gespielt. Heute morgen war die Mrs. Bonner, die Mutter meiner elfjährigen kleinen Schülerin, so außerordentlich freundlich gegen mich, führte mich in ihrem prachtvollen Haus umher, eröffnete mir ihre Bibliothek, aus der ich Bücher haben könnte, soviel ich wollte, und lud mich ein, nachmittags zu kommen, wenn ich wollte, und mit ihnen auszufahren. Es ist mir dies alles besonders des Englischsprechens wegen sehr lieb.

Meine gute alte Freundin Mrs. Tucke hat sich neulich als die Tante der Fräulein Fabricius kundgegeben und mich sehr gebeten, ihr einmal Nachrichten über dieselbe zu verschaffen; könnt Ihr mir mal schreiben, ob dieselbe noch in Detmold ist und wie es ihr geht? Auch habe ich immer vergessen, Louise[1]) zu antworten, ob sie wirklich der Kinkel ähnlich sähe; ich finde es nicht. Louise ist viel schöner als die Kinkel, die eher häßlich ist, nur ein sehr geistreiches Gesicht hat.

Ich glaube, daß Charles[2]) das Augenwasser immer gebrauchen kann ohne

[1]) Ihre älteste Schwester.
[2]) Ihr Bruder.

Schaden; laßt es ihn doch ja brauchen, denn man kann die Augen nicht zeitig genug retten, und die englischen Augenmittel sind ja berühmt.

Mein größter Wunsch und Plan ist, Euch im nächsten Frühjahr auf eine oder die andre Weise zu sehen, und muß man sehen, wie das auszuführen ist.

Leb wohl, liebste Mutter, möchten diese Zeilen Dich wieder wohl treffen. Habe Dank für Deinen liebevollen Brief und sei versichert, daß alles wohl in meinem Herzen empfangen ist. Grüß die Schwestern und gedenkt alle in Liebe

Eurer Malvida.

*

London, 21. Dezember 1852.

Liebe Mutter, da ich leider diesmal nichts heimsenden kann, was mir die Christfreude sehr nimmt, so soll doch wenigstens ein Gruß von mir kommen und Euch meines liebenden Andenkens versichern. Ich bin sehr in Sorge um Euch, da ich so lange nichts hörte, und der Gedanke, daß Euch etwas zugestoßen sei, verfolgt mich quälend in allem, was ich hier vornehme. Möchten meine Besorgnisse ungegründet sein und auch mir die beste Christfreude werden, von Euch zu hören, daß Ihr wohl seid. Ich werde gewiß mit meinen Gedanken bei Euch sein und wollte, ich könnte mich hinüberversetzen, um den Abend mit Euch zu feiern. Hier wollen wir ihn zwar mit einem kleinen Fest feiern, d. h. sehr einfach, aber auf deutsche Art, aber ich gebe mich mehr dazu, um Anna und den andern Freude zu machen, innerlich werde ich anderswo mit meinen Gedanken sein.

Wir haben auf Annas Wunsch deren Schwester mit ihrer kleinen Schülerin, einem sehr reizenden Mädchen, welche, da die Engländer den Abend nicht feiern, nichts vorhat, eingeladen, dann die kleinen Kinder unsrer Hausleute, welche sehr niedlich sind, dann Philipp O., der jetzt allein ist, und Herrn Gollmick, den jungen Musikus, dessen ich schon erwähnte, ein sehr lieber frischer Mensch, der etwas an S. erinnert, nur weniger albern ist, als der zuweilen war. Einen kleinen Baum haben wir gekauft, denn die großen sind hier unsinnig teuer. Annas Mutter hat uns einen Kasten voll Zuckerwerk, Pfefferkuchen u. s. w. geschickt, dazu machen wir ein paar ganz kleine Geschenke für jeden und ein paar dumme Verse dazu. Das ist unser Plan, und da es lauter kindisch frohe Menschen sind, die dazu kommen, wird es wohl recht lustig werden. Heute abend gehe ich zu der kleinen Schülerin von mir, deren Mutter Mrs. Bonner so sehr freundlich gegen mich ist. Bei ihr wird heute bereits ein großes Fest gefeiert, denn die Engländer haben die Sitte zwar angenommen, aber so dumm und geschmacklos als möglich. Es ist kein Familienfest voll Poesie und sinniger Erfindung, sondern ein Luxusfest, zu dem steife Gesellschaften eingeladen werden, wo dann der Inhalt des Baumes, der kostbare Geschenke enthält, verteilt wird. So weiß ich eine Dame, der ihr Baum auf dreißig Guineen kommt. So ist denn heute bei Mrs. Bonner ein großes Kinderfest, der einzigen Tochter zu Ehren, wozu seit acht Tagen schon das ganze Haus zu oberst zu unterst gekehrt wird. Da kommen die Mütter mit ihren Kindern hin, lauter sehr vornehme Leute, da werden zuerst Nebelbilder gezeigt, dann erscheint ein Zaubrer, und zuletzt kommt der Baum, geschmacklos behängt

von oben bis unten, und werden die Kinder beschenkt. Es ist ein besonderes Zeichen von Gunst, daß ich auch dazu gebeten bin. Gestern und vorgestern habe ich angenehme Tage gehabt, indem am Sonntag nachmittag plötzlich die liebe Madame Schwabe mit ihrem Mann und ihrer ältesten Tochter bei uns eintrat. Sie kamen von Wales und gingen nach Manchester und waren ein paar Tage hier, um Weihnachtseinkäufe zu machen, und einer ihrer ersten Besuche war zu mir, obgleich sie hier zahllose Freunde haben und auch hier wie in Manchester Leute von Wichtigkeit sind. Und obgleich sie hier nun mit allem möglichen überhäuft waren, war es doch ihre größte Sorge, auch mir zu nutzen, und ich kann wirklich nicht ohne Rührung der Güte gedenken, mit der besonders sie, die Schwabe, es sich angelegen sein läßt, mir ein sort und eine Stellung hier zu bereiten. Es freut mich dies um so tiefer, als ich dies wirklich einzig auf die Rechnung der Freundschaft setzen darf, die sie für mich gefaßt, da sonst kein Vorteil, keine Rücksicht sie dabei bewegen kann und weder Name noch Verbindungen hier einen Einfluß haben. Sie nahmen mich gleich von hier in ihrem Wagen mit zu Mrs. Milner Gibson, jener ausgezeichneten Frau, bei der ich vorigen Sommer schon einmal war und die ich dann, da sie in Deutschland und auf dem Lande war, nicht wiedersah. Nach dem Sturz des jetzigen Ministeriums ist es sehr wahrscheinlich daß ihr Mann, der zur liberalen Partei gehört, Minister wird. Sie selbst machte mir wieder denselben Eindruck wie damals, die schönste, edelste Freiheit der Form als Ausdruck der höchsten Bildung und doch dabei die Herzenswärme, die so oft bei jener geselligen Vollendung fehlt. Sie sagte, sie hoffte mich sehr oft zu sehen und „to become very intimate with me". Dann schlugen mir Schwabes vor, mich abends mit zu Cobdens zu nehmen, welche ihre besten Freunde sind und, da diese Sonntags nur Freunde empfangen, wo ich dann Gelegenheit haben würde, ihn recht zu sehen und zu sprechen. Ich nahm es natürlich mit Freude an. Mrs. Cobden ist eine sehr liebe, freundliche und gar nicht englisch steife Frau. Er hat auch etwas ganz bürgerlich einfach Gutes, doch interessierte mich sein Gespräch sehr, und da er ja jetzt das Haupt der Partei ist, die in voriger Woche glänzend über das reaktionäre Ministerium gesiegt hat, so war es mir natürlich unbeschreiblich interessant, ihn über die letzten Debatten, über das unglückliche Budget Mr. Disraelis und über seine Ansichten sprechen zu hören.[1])

Es ist auch möglich, daß er Minister wird. Die Schwabe, die es sich wirklich zur Angelegenheit gemacht hat, die Menschen auf mich aufmerksam zu machen, zog mich in ein Privatgespräch mit Cobden und ließ mich dann mit ihm allein; ich mußte ihm von den deutschen Zuständen erzählen, und es schien ihn sehr zu interessieren, was ich ihm davon sagte, da merkwürdigerweise die englischen Staatsmänner doch das eigentliche innere Leben Deutschlands wenig

[1]) Anfang Dezember 1852, Disraeli war Chancellor of the Exchequer in dem neuen konservativen und protektionierten Ministerium von Lord Derby geworden. Sein Budget, von Cobden stark angegriffen, war nicht vom House of Commons angenommen, Lord Derby resignierte, und ein neues Ministerium von Liberalen und Peeliten war am 28. Dezember mit Lord Aberdeen als Führer eingeführt.

zu kennen scheinen. Den Montag morgen ging ich zu Schwabes, wo Cobden uns abholte und mit uns in die Parlamentshäuser fuhr, uns dieselben zu zeigen. Sie, die Schwabe, ging nicht mit, und so hatte ich die Ehre, von Mr. Cobden geführt zu werden. Er zeigte uns alles, das House of Commons und das House of Lords, die prachtvollen Bibliotheken und alles, was dazu gehört. Nie noch habe ich ein so großartiges Gebäude, das so durchgängig in einem Stil gehalten ist und deshalb einen so harmonischen Eindruck macht, gesehen, doch finde ich nur die Treppen und Vorhallen imposant, die eigentlichen Sitzungsräume sind elegant und schön, aber nicht so großartig. Alles ist im gotischen Stil. Ich mußte mich auf den Stuhl des Speakers im Unterhause setzen, Cobden zeigte uns, wo sie alle gewöhnlich sitzen, die von der Linken und der Rechten, doch hat eigentlich keiner einen festen Platz außer Hume, dem Geschichtschreiber und einem der ältesten Parlamentsglieder, dem man aus Ehrfurcht immer seinen Platz läßt. Cobden will mir auch, wenn im Februar das Parlament wieder versammelt, eine Karte zu einer Sitzung verschaffen, da jetzt die interessanten Debatten vorüber sind. Wie sehr mich das interessiert hat, kannst Du denken, liebe Mutter, ich verlange nach nichts mehr, als die bedeutenden Leute Englands kennen zu lernen, ihre Ansichten zu hören und mein eignes Urteil daran zu bilden. Das, worin England uns voraus ist, empfinde ich lebhaft und wünsche mich ganz damit zu durchdringen, wie mir denn eben auch daraus um so lebhafter hervorgeht, worin wir Deutschen voraus sind und worin wir immer eine der ersten Nationen der Erde bleiben werden. Montag abend, wo unser alle vierzehn Tage jetzt stattfindender musikalischer Abend mit Annas englischer Schülerin und Herrn Gollmick war, kamen Schwabes zu uns, wie sie uns versprochen, und führten eine englische Dame mit ihrer Tochter bei uns ein, die sehr musikalisch sind und sehr angenehm. So hatten wir ordentlich eine vornehme kleine Soiree bei uns. Gollmick spielte, Anna sang, und nachher sangen wir Quartette, Herr Schwabe Tenor und Gollmick Baß. Es war sehr nett.

Dazu hatte die Schwabe, ehe sie kam, noch Besuch bei sehr important englischen Ladys gemacht, wo sie mich auch vor einigen Wochen schon durch einen Brief eingeführt hatte, und wo die eine Schwester, eine der klügsten Frauen Englands, Quasigelehrte und Tochter eines Gelehrten, eben erst zurückgekommen war. Dieser hatte sie mich so empfohlen, daß sie mir sagen ließ, ich solle sie nur so bald und so oft als möglich besuchen.

Nie habe ich jemand gesehen, dem andrer Geschick, wenn er es einmal liebgewonnen hat, so am Herzen liegt wie der Schwabe, und da sie wirklich klug und eine einflußreiche Frau ist, so ist es sehr angenehm, zu ihren Protégés zu gehören.

*

22. Dezember.

Heute morgen erhielt ich Deine Zeilen, liebe Mutter, und danke doppelt dafür, da sie mich aus der Sorge rissen um Euch.

Daß Dir meine Briefe Freude geben, erfreut mich am innigsten. Fürchte auch nichts wegen meiner Verbindungen. Ich bin nicht so politisch borniert, um

nicht einzusehen, daß der Deutsche in der Fremde keine andre Aufgabe hat, als seine persönliche Ehre und in ihr die seiner Nation aufrechtzuerhalten, dann ist aber auch die Stellung derer, die Du hier für mich fürchtest, eine ganz andre hier, als man in Deutschland denkt; Kinkels sind hier geachtet und gesucht, sie stehen fast ganz allein von der deutschen Partei und leben nur mit Engländern. Uebrigens ziehen sie aus und fern von mir, und dann hört in London aller intime Umgang auf. Was Du mir von Theodor schreibst, war mir sehr lieb. Das Andenken des verstorbenen Freundes ist in jedem Augenblick lebendig in meinem Herzen, und die Erinnerung an ihn kann nicht aufgefrischt werden, weil sie ewig wach ist und weil ich ihn noch so sehr liebe, daß ich augenblicklich meine ganze Gegenwart mit all ihrem Reichtum hingeben würde, könnte ich ihn damit ins Leben zurückkaufen. So sehr ich ihn aber auch geliebt habe, so ist doch das eben ein Beweis, daß ich nicht so fanatisch war, um nicht auch in ihm zu unterscheiden, was eben verschieden in uns war und was ich bei ihm Schwäche nannte, während er es bei mir Fanatismus nannte. Er war eine passive, ich eine aktive Natur, das war der Unterschied, und darum gehörten wir gerade so sehr zusammen, weil wir uns ergänzten. Ueber den Brief von J. Fröbel schrieb er mir noch selbst und teilte mir seine Ansicht über Amerika mit. Und doch wünschte Theodor sehnlich, selbst nach Amerika zu können, und vielleicht hatte das bei mir einen andern Grund. Tels sont les étranges mystères du cœur humain.

Daß meine Brüder sich wegen des Beckerschen Prozesses[1]) geängstigt, tut mir leid, es war ganz vergeblich. Ich habe nie eine Verbindung derart gehabt. Ueberhaupt habe ich nie etwas Heimliches getan, nur offen mit der freien Gemeinde, mit demokratischen Freunden verkehrt; das Geheime hat mir nur das böse Gewissen der Polizei selbst, die doch etwas zu spüren haben muß, damit sie für etwas da ist, untergeschoben. Doch genug davon, diese Nachtseiten der deutschen Zustände liegen persönlich hinter mir wie ein Traum, nur für mein Volk beklage ich sie; ich freue mich an den neuen Zuständen, in denen ich lebe und lerne.

Meine Fete von gestern abend war sehr brillant, ein förmlicher Kinderball mit völligem Ballkostüm u. s. w., vom Christbaum erhielt ich auch etwas sehr Niedliches, als die einzige unter den Erwachsenen, die mit beschenkt wurde. Reizende Kinder waren da, echte aristokratische Schönheiten, ein Mädchen besonders, an der ich mich nicht sattsehen konnte. Heute abend geh' ich wieder zu meiner lieben Schülerin Mrs. Macay, der jungen Frau, ihr Mann wird auch dasein, und da soll deutsche Philosophie verhandelt werden. Auf den ersten Weihnachtstag sind wir zum Diner bei einer englischen Familie.

Die Baronin Bruningh ist wie durch ein Wunder dem Tode entgangen und völlig besser, nachdem alle Aerzte sie aufgegeben.

Für die Weihnachtsgaben dank' ich im voraus tausendmal. Ich glaube, daß

[1]) Hermann Heinrich Becker, der später Bürgermeister von Köln wurde, ist 1852 in den großen Prozeß der Kommunisten in Köln verwickelt gewesen. Cf. „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. XLVI, S. 315, 317, Art. Becker.

das Geld sicher ist in dem Paket, wenigstens haben wir bis jetzt alles gut bekommen. Vielleicht wenn es vor Donnerstag in Hamburg ist, bekomme ich es schon nächsten Montag, wo unser Schiff wieder hier ankommt. Das Geld wird wohl zu einem seidenen Kleid verwendet werden, welches ich kaufen wollte. Für alle Tage hab' ich mir jetzt mein graues waschen lassen und mit schwarzen Samtbändchen nun besetzt, so daß es wieder ganz nett ist, auch werde ich mir keines zu 10 Reichstaler kaufen; das wäre zu teuer, da man hier schon gestickte wollene Kleider, sehr hübsch, zu 4 Reichstaler hat. Jedenfalls noch einmal im voraus herzlichen Dank und tausend Grüße an die Schwestern. Es ist mir zu spät geworden, noch an Laura zu schreiben, dies für Neujahr. Seid recht zufrieden und fröhlich auf dem Fest und gedenkt mein in Liebe, wie ich Eurer gedenken werde. Leb denn wohl, teuerste Mutter, und gedenke Deiner Malwida.

(Fortsetzung folgt)

Eine neue Aera in den Beziehungen zwischen Deutschland und England

Von

Sir Alfred Turner, Generalmajor

Der Besuch Seiner Kaiserlichen Majestät Wilhelms II. in England hat, wie man wirklich sagen kann, das Siegel auf die lange Reihe rastloser Anstrengungen gedrückt, die seit einigen Jahren gemacht worden sind, um wieder gute und freundliche Beziehungen zwischen den beiden Nationen herzustellen und der Bösartigkeit des Giftes entgegenzuwirken, das Unheilstifter und solche Leute, deren Ziel lediglich ihre eignen individuellen Interessen sind, seit einigen Jahren hauptsächlich durch einen wenig skrupulösen Teil der Presse beständig in die Ohren des Publikums beider Länder geträufelt haben.

Eine Aera gegenseitigen Wohlwollens hat eingesetzt und glücklicherweise einer Periode unwürdigen Argwohns und häßlicher Eifersucht ein Ende gemacht. Der Besuch des Kaisers beim König und beim Volke von Großbritannien und der ruhige, zurückgezogene Aufenthalt, den er in unserm Lande zur Kräftigung seiner Gesundheit genommen, hat einen tiefen Eindruck auf das englische Publikum gemacht; das Vertrauen des Kaisers zu diesem ist mit wirklicher Zuneigung vergolten worden und hat die Engländer besorgt um ihres hohen Gastes Gesundheit gemacht, und deren sichtliche Besserung hat sie so erfreut, als ob er einer der Ihren wäre.

Ruhige und denkende Leute, insbesondere jene, die so glücklich sind, Deutschland und die Deutschen genauer zu kennen als der Durchschnittstourist, der nach ein paar Wochen Hotellebens in diesem Lande sich oft befähigt glaubt, ausführlich eine Meinung über die deutsche Nation zu äußern, und oft einen Geschäftsreisenden für einen typischen Vertreter des ganzen Volkes hält, sind

nicht müde geworden zu betonen, daß niemals etwas wie eine wirkliche oder tiefsitzende Animosität zwischen den beiden Völkern bestanden hat.

Daß in einer gewissen Klasse von hypersensitiven Leuten durch die Haltung Deutschlands und gleichzeitig vieler andrer zivilisierter Nationen gegenüber dem Burenkrieg Mißtrauen entstand, das plötzlich einen ausgesprochenen Wahnsinn in den einfältigen Köpfen imperialistischer Jingos erzeugte, kann nicht bezweifelt werden, und weiter kann nicht geleugnet werden, daß, wie jeder außerordentliche Erfolg von Staaten sowohl wie von Einzelpersonen bei vielen von denen, die weniger erfolgreich sind, Neid, Haß und Bosheit erweckt, so eine heftige Eifersucht über die ungeheuern Fortschritte, die Deutschlands Wohlstand und Gedeihen auf allen Gebieten in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat und die hauptsächlich dem stets vom Kaiser kundgegebenen Entschluß, den Frieden aufrechtzuerhalten, zu danken sind, ein Hauptfaktor bei den Gefühlen gewesen ist, die nicht nur in Großbritannien, sondern auch in vielen andern Ländern gegen Deutschland genährt und an den Tag gelegt worden sind, und last not least hat die Steigerung im Wachstum der Flotte unsrer teutonischen Vettern den Zorn und den Argwohn einer großen Anzahl von Briten erregt, derart, daß ein wohlbekannter Admiral einen Artikel schrieb, in dem er darlegte, daß die deutsche Flotte zum Wohle Großbritanniens zerstört werden müßte, ehe sie noch mächtiger würde!

Diese Gefühle wurden unablässig angefacht und in Brand erhalten durch die sogenannte „Gelbe Presse", die aus gewissen Zeitungen und Zeitschriften besteht, welche hier nicht genannt werden sollen, weil alle, mit Ausnahme der „National Review", deren Herausgeber augenscheinlich lange ein erbitterter und unversöhnlicher Feind Deutschlands gewesen ist, ihren Ton vollständig geändert und sich mit dem Publikum und der übrigen Presse vereinigt haben, um dem erlauchten Gast des Königs und des Landes, dessen Besuch nicht nur ein äußeres Zeichen persönlicher Freundschaft für König Eduard, sein Land und sein Volk, sondern auch dadurch, daß er der Erhaltung des Weltfriedens dient, von hoher politischer Bedeutung ist.

Hochbedeutsam ist es, daß der Lordmayor von London, Sir John Bell, der höchste Vertreter der Stadt, in der noch vor wenigen Jahren die temporäre Feindseligkeit gegen Deutschland vielleicht heftiger als irgend sonstwo zum Ausdruck gebracht worden ist, vor kurzem in einer Rede bei dem Bankett einer der Gesellschaften oder Gilden der Stadt gesagt hat, wenn je irgendein kleiner Zwist oder Zwiespalt zwischen den beiden großen Völkern sächsischen Stammes bestanden habe, so sei er beseitigt. Diese Aeußerung wurde mit enthusiastischem Beifall begrüßt. Allerdings bieten solche Monarchenzusammenkünfte und solche Besuche, wie wir sie in den letzten Jahren außer andern Kundgebungen gegenseitigen internationalen Wohlwollens häufig erlebt haben, keine wirkliche Garantie für den Frieden der Zukunft und setzen die Völker nicht in den Stand, ihre Rüstungen einzuschränken, noch kündigen sie das nahe Bevorstehen des Zeitalters des Weltfriedens an; denn solange der Friede von Europa auf der bewaffneten Macht beruht, kann keine Nation, im Interesse ihrer eignen Sicherheit wie der-

jenigen andrer, unbedenklich abrüsten; und wenn irgendein Staat abenteuerlich genug wäre, mit gutem Beispiel voranzugehen und sich in einen Zustand der Ohnmacht zu versetzen, so würde er das allgemeine Gleichgewicht stören und wahrscheinlich eher eine Schlacht von Armagaddon als eine allgemeine Abrüstung und Frieden herbeiführen. Nichtsdestoweniger jedoch dient die Pflege, Erneuerung und Erhaltung freundlicher Gefühle und guter Beziehungen zwischen den verschiedenen Ländern tatsächlich und ernstlich dazu, die aktive Verwendung von Flotten und Heeren in ihrer Tod, Zerstörung und Verzweiflung verbreitenden Mission weit weniger wahrscheinlich zu machen, und überdies gewöhnen sie den Geist der Oeffentlichkeit daran, mehr an die Vorteile und Segnungen des Friedens und der Freundschaft zwischen den Völkern der Erde zu denken, als an den kriegerischen Ruhm, der im besten Falle das Ergebnis eines Systems ist, aus dem, wie ein großer Philosoph gesagt hat, fast alle Tugenden ausgeschlossen und in dem fast alle Laster verkörpert sind. Ferner sind Ententes cordiales — wie es jetzt Mode ist zu sagen — weit wirksamer in der heiligen Sache des Friedens als viele Haager Konferenzen, auf denen fast einhalbhundert Nationen durch ihre Delegierten vertreten sind, die erst zu einer einstimmigen Ansicht gelangt sein müssen, ehe über irgendeinen Gegenstand eine Vereinbarung getroffen und in das Buch der völkerrechtlichen Bestimmungen als Gesetz eingetragen werden kann, das, wenn später irgendeine Nation es verächtlich behandeln und verletzen würde, keine andre zentrale Macht hinter sich hat, die ihm Respekt verschaffen könnte, als den Krieg selbst. Es wäre nun zwar im höchsten Grade verkehrt, den Wert der Haager Konferenzen oder irgendwelcher andrer Versuche, den Krieg zu verhindern und seine Leiden geringer zu machen, herabzusetzen, aber es ist zweifellos wahr, daß, wenn friedliebende Monarchen wie Wilhelm II. und Eduard VII. und Staatsmänner wie Roosevelt, Clémenceau, Bülow, Tittoni und andre entschlossen sind, es von ihrer Seite an nichts fehlen zu lassen, um den Frieden aufrechtzuerhalten, ihre Stellung, ihr Einfluß und ihre vereinten Bemühungen praktisch viel mehr für das Wohl der Welt ausrichten werden als eine unendliche Anzahl von Konferenzen.

Es ist etwas sonderbar, daß zur selben Zeit, wo König Eduard und sein Volk sich auf den Besuch des Kaisers und der Kaiserin vorbereiteten und ihm ungeduldig entgegensahen, eine jener ungeheuerlichen Fabeln, die in England von Zeit zu Zeit in Umlauf gesetzt worden sind, um unfreundliche und feindselige Gefühle gegen Deutschland zu erregen, in einem kleinen Teil der Londoner Presse veröffentlicht werden konnten. Glücklicherweise hat das englische Publikum in seiner gegenwärtigen glücklichen Stimmung sich darüber nur belustigt und empfindet eine gesunde natürliche Verachtung für eine solche „Zeitungsente", deren Urheber von Admiral Sir John Fisher bei dem jährlichen Lordmayorsbankett am 9. November gründlich abgefertigt worden ist; seine Worte verdienen es wohl, wiedergegeben zu werden, um zu zeigen, wie man über Unheilstifter und „gobe-mouches" in den höchsten Kreisen Englands denkt.

„Es ist sehr merkwürdig," sagte der Admiral, „was für angesehene Leute

sich diesen Schreckbildern hingeben. Heute nachmittag las ich die Ergüsse eines hitzigen und entzückend interessanten ‚Magazin'-Redakteurs. Er war offenbar von einem Korrespondenten des ‚Punch' angeschwindelt worden, und dieser ‚Punch'-Korrespondent war von irgendeinem Midshipman der Kanalflotte angeführt worden. Was der Redakteur des ‚Magazines' in dem Heft dieses Monats veröffentlicht, ist folgendes: eine Armee von 100000 deutschen Soldaten habe Uebungen veranstaltet, sich auf der deutschen Flotte einzuschiffen. Die absolute Wahrheit ist, daß ein einziges deutsches Regiment zu Manöverzwecken eingeschifft worden ist. Das ist die Wahrheit. Um 100000 Soldaten einzuschiffen, braucht man Transportschiffe von Hunderten und Tausenden von Tonnen. Man könnte ebensogut davon sprechen, die St. Paulskathedrale auf einem Pennydampfer zu verladen. Diese Geschichten sind nicht nur einfältig — sie sind schädlich, sehr schädlich."

Die Worte des Admirals Fisher sind hier vollständig wiedergegeben, weil er der Flottenchef der englischen Admiralität ist und von allen in Betracht kommenden Persönlichkeiten die Tatsachen des Falles am besten kennt. Die Albernheit der Geschichte läßt sich sogar noch augenfälliger machen, denn in der Tat war es kein deutsches Regiment, das, wie oben erwähnt, manövrierte, sondern ein Bataillon, der dritte Teil eines Regiments, mit einer Friedensstärke von ungefähr fünfhundert Mann!! Diese höchst groteske und unverkennbar fingierte Geschichte gleicht genau einer andern, von der ich vor einiger Zeit in der „Deutschen Revue" gesprochen habe und die im „Globe" erschienen ist, dessen Redakteur durch eine anonyme Zuschrift benachrichtigt worden war, daß der deutsche Generalstab eine Zweigstelle in London errichtet habe und daß er mit teuflischer Geschicklichkeit ein schreckliches Schicksal für England vorbereitet habe, vermittelst der vielen deutschen Kellner in London, die auf einen in den Londoner Zeitungen veröffentlichten chiffrierten Befehl hin sich zu einer gegebenen Zeit an einem bestimmten Platz versammeln, hier ihre Offiziere treffen und Gewehre, Munition und Uniformen erhalten würden; so ausgerüstet und so geführt würden sie plötzlich über das glücklich schlafende, ahnungslose London herfallen! Man hätte denken sollen, daß niemand, außer den Insassen einer Irrenanstalt, solchem Blödsinn Gehör schenken würde! Aber leider ist das nicht immer der Fall gewesen. Nichts hat den Entschluß des englischen Volkes erschüttern können, dem Deutschen Kaiser einen vollkommen herzlichen und innigen Willkomm zu bereiten, sowohl als einem nahen Blutsverwandten des Königs, zu dessen Absichten und Bestrebungen für das Wohl des Landes das Volk das unbedingteste Vertrauen hat, wie auch als einer höchst bedeutenden und großen Persönlichkeit, einem Mann vom stärksten Willen und unerschrockensten Mute, einem Herrscher von unbegrenzter Macht, der, wenn er nach kriegerischem Ruhm ehrgeizig und selbstsüchtig gewesen wäre, die Welt hätte in Krieg und Elend stürzen können, der aber allen Versuchungen zum Trotz entschlossen während der zwanzig Jahre, die er regierte, den Frieden aufrechterhalten hat und jetzt nach England gekommen ist als unser hochgeehrter Gast, um dem Volke von Großbritannien zu sagen, wie er es in der Guildhall getan hat, daß er vor sechzehn Jahren,

als er an derselben Stelle gestanden, erklärt habe, das höchste aller seiner Ziele sei die Erhaltung des Friedens, und daß er hoffe, die Geschichte werde ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dieses Ziel seitdem stets unerschütterlich verfolgt habe. Die Hauptstütze und Grundlage des Weltfriedens sei die Aufrechterhaltung guter Beziehungen zwischen unsern beiden Ländern und er werde diese fürderhin befestigen, soweit es in seinen Kräften liege. Die Wünsche der deutschen Nation fielen mit den seinigen zusammen. Diese Worte wurden von einer riesigen Versammlung stürmisch applaudiert.

Die kaiserlichen Gäste schienen höchst erfreut zu sein über den herzlichen Empfang, der ihnen zuteil wurde in der Stadt und auf ihrer Fahrt vom und zum Bahnhof, wie auch anderseits der Kaiser und die Kaiserin sowohl an diesem Tage wie am folgenden Samstag, als sie wieder nach London kamen, den allervorteilhaftesten Eindruck machten auf alle, die sie zu Gesicht bekamen. Viele Leute fragten sich im Hinblick auf den Kaiser, ob das der große Kriegsherr sein könne, der mächtige Führer der deutschen Heere, von dem ihnen gesagt worden war, daß er an der Spitze eines glücklich gelandeten und siegreichen Heeres in das Land kommen werde, um dem gedemütigten England Bedingungen vorzuschreiben, darunter die Auslieferung der britischen Flotte, der Mann, von dem man geglaubt hatte, daß er schrecklichere Pläne gegen uns schmiede, als je Napoleon der Große getan hatte.

Der Besuch des Deutschen Kaisers und der Kaiserin hat die letzten Nebel von Mißtrauen und Feindschaft hinweggefegt, die zum großen Teile durch unglückliche Zufälle und Mißverständnisse und noch mehr durch Bosheit und Entstellung der Tatsachen hervorgerufen worden sind. Die augenscheinliche innige Freude, die unsre Gäste über die Herzlichkeit ihres Empfanges empfunden haben, und der aufrichtige Ton, der den Worten des Kaisers Nachdruck verlieh, wirkte überzeugend auf die Herzen aller, die ihn sahen und hörten; und als der Tag seiner Abreise kam, fand das von Kaiser Wilhelm ausgedrückte Bedauern, daß sein Aufenthalt zu Ende sei, ein freundschaftliches Echo in den Herzen einer großen Anzahl von Briten.

Endlich ist die Haltung jener gerechtfertigt, die in guten und in bösen Tagen beharrlich an dem Glauben festgehalten haben, daß ein bißchen unbegründetes Mißtrauen, ein bißchen gegenseitige Eifersucht die einzige Wolke bildeten, die einige Zeitlang die natürliche Freundschaft zweier großer und eng verbündeter Völker verdunkelte, die immer mit den engsten Fesseln der Eintracht und Freundschaft zu ihrem beiderseitigen Wohl und im Interesse des Friedens miteinander verbunden sein sollten. Der Besuch des Deutschen Kaisers und die Art, wie er empfangen worden ist, sowie das einfache Landleben, das er unter uns führte, seine offenkundige Sympathie mit den ärmeren Klassen, seine Freundlichkeit gegen ihre Kinder, das alles hat dazu beigetragen, einer Aera enger Freundschaft Bestand zu geben, die, wenn wir uns nicht sehr irren, wie ein uralter Felsen fest stehen wird, gegen den die Wogen des Neides, der Lüge und der Bosheit vergebens anstürmen werden.

Aus den Denkwürdigkeiten von Heinrich von Kusserow

Mitgeteilt von

Heinrich von Poschinger

Während man von der Zentralfigur des Fürsten Bismarck sagen kann, daß sie bereits von allen Seiten, ich möchte fast sagen, mit Röntgenstrahlen beleuchtet ist, stehen diejenigen, die dem großen Kanzler vorzugsweise zur Seite gestanden haben, noch vielfach recht im Schatten. Und doch knüpft sich auch an diese Männer ein lebhaftes Interesse; denn es sind von dem Glanze, der den Begründer des Deutschen Reichs umgibt, naturgemäß die Strahlen auch auf sie abgefallen. Abeken, Keudell, Delbrück, Bucher sind dem deutschen Volke vertraute Gestalten geworden.

Ihnen reiht sich würdig Heinrich von Kusserow an. Wenn er unter Bismarcks Augen aufgewachsen wäre, er könnte kaum so von dem Bismarckschen politischen Gedanken durchdrungen gewesen sein, wie er es vor dem Erwachen seiner politischen Erkenntnis war. Sein Streben war — gleich dem Bismarcks — vollständig von der Idee in majorem Germaniae gloriam erfüllt, und das deutsche Volk wird ihm als dem bedeutendsten Vorkämpfer unsrer Kolonialpolitik und Flottenverstärkung dauernd zu Dank verpflichtet sein.

Im fünften Bande meines „Bismarck-Portefeuilles", Seite 69—161, ist noch zu Lebzeiten Kusserows aus meiner Feder eine Lebensskizze desselben erschienen, die bei dem Jahre 1875, also gerade da Halt machte, wo er im Auswärtigen Amte für eine kräftigere überseeische Politik zu wirken begann. Bald nach dem Erscheinen dieser literarischen Arbeit starb Kusserow (15. Oktober 1900). Im nachstehenden soll der Versuch gemacht werden, die vorhin erwähnte Skizze an der Hand der von Kusserow hinterlassenen Papiere zu erweitern und bis an sein Lebensende fortzuführen.

Ueber die Lehrjahre Kusserows ist nur weniges vorauszuschicken. Nachdem er im achtzehnten Lebensjahre die Universität Bonn bezogen, wurde er 1858 Auskultator bei dem königlichen Landgerichte zu Köln, im Herbst des folgenden Jahres trat er aus dem Justizdienst zur Verwaltung über und wurde der königlichen Regierung zu Potsdam überwiesen. Im Oktober 1860 wurde er zum diplomatischen Dienst zugelassen und kurz darauf der königlichen Gesandtschaft im Haag zugeteilt.

1861 ließ Kusserow anonym die Broschüre „Ein positiver Vorschlag zur friedlichen Lösung der deutschen Frage" erscheinen, deren Inhalt sich vollständig im Sinne der Politik Bismarcks bewegte, ohne daß zwischen diesen beiden bisher die geringsten Beziehungen geherrscht hatten.

Am 9. Dezember 1862, nachdem Kusserow den Haag verlassen und sich nach Berlin begeben hatte, um sich dort für das diplomatische Examen vorzubereiten, richtete der Dichter der „Problematischen Naturen", Friedrich Spielhagen, nachstehende Zeilen an ihn:

„Ich erlaube mir, bei Ihnen anzufragen, ob Sie sich wohl geneigt finden lassen würden, an der von mir herausgegebenen ‚Deutschen Wochenschrift' mitzuarbeiten. Sie über die Richtung, welche das Blatt einschlägt, zu orientieren, lege ich ein Exemplar der Probenummer bei mit der Bitte, dasselbe nicht mit allzu kritischen Augen zu betrachten. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, ein so winziges Fragment so zu gestalten und auszustatten, daß es, wenn auch nur annähernd, für das Ganze genommen werden könnte. Verstatten Sie mir daher, mich mit wenigen Worten über das Ziel, welches ich im Auge habe, etwas deutlicher auszusprechen, als ich es in dem an das große Publikum gerichteten Programm konnte und wollte.

Es ist meine Absicht, der vorgeschrittenen liberalen Partei ein belletristisches Organ zu schaffen, welches die großen Fragen der Zeit in keinem Augenblick aus den Augen verliert und sich unter der Maske des Gesellschaftsromans, der humoristischen Skizze, des ernsthaften Essays über eine Menge Dinge, welche man in den rein politischen Blättern kaum zu berühren wagt und wagen darf, für den Wissenden sehr verständlich und auch für den Nichtwissenden nach und nach begreiflich, auslassen kann; ein Blatt, welches, indem es sich vorzugsweise an die weiten mittleren Schichten wendet, den Sinn und das Interesse für das öffentliche Leben da verbreitet, wo es in dieser Beziehung am allerschlimmsten aussieht.

Soviel ich weiß, fehlt es uns in Deutschland an einem solchen Organ. Weder die rein politischen Wochenschriften noch die bloßen Unterhaltungsblätter können in der angedeuteten Richtung Bedeutendes wirken; noch viel weniger die illustrierten Blätter, welche den letzten Rest von Ernst und Gründlichkeit nächstens aus dem deutschen Publikum wegillustriert haben werden. Ueberdies verfolgt meines Wissens kein einziges dieser Blätter energisch ein wahrhaft liberales Programm; anstatt liberal zu sein, kokettieren sie höchstens mit dem Liberalismus, und dieser wohlfeile Scheinliberalismus ist vielfach schlimmer als die plumpste Reaktion.

Von diesen Ansichten ausgehend, hätte ich am liebsten die Illustrationen aus meiner Wochenschrift ein für allemal verbannt; aber mein Verleger fürchtet (vielleicht nicht ohne Grund), daß es ohne alle Illustrationen durchaus nicht geht, und so muß ich mich damit begnügen, dieses traurige Hilfsmittel so sparsam wie möglich anzuwenden. Offenbar werde ich das um so eher vermögen, je mehr sich das Publikum durch den Inhalt des Blattes angezogen und befriedigt fühlt, und so kommt denn die Frage: ob ‚Unterhaltungsblatt im landläufigen Sinne' oder ‚Belletristisches Organ der liberalen Partei'? schließlich darauf hinaus, ob ich von vornherein die Wochenschrift über das gewöhnliche Niveau herauszuheben vermag oder nicht. Ich werde das aber nur dann vermögen, wenn die besten Köpfe und die besten Federn sich an dem Unternehmen beteiligen; dann aber — ich bin davon überzeugt — kann die ‚Deutsche Wochenschrift' eine Macht werden, ein kräftig treibendes Rad in dem großen Werke des Fortschritts.

Und nun komme ich dahin zurück, von wo ich ausgegangen bin: Glauben Sie, geehrter Herr, sich bei diesem Unternehmen beteiligen zu können? An Fülle des Stoffes kann es Ihnen doch gewiß nicht fehlen; und wenn die Wochenschrift die Tendenz hat, das deutsche Philistertum aus seinem schier ewigen Schlafe aufzurütteln, so sollte ich meinen, daß Ihr Humor und Ihre Satire auf diesem Felde unerschöpfliche Nahrung finden müßten. Ja, ich möchte mir — wenn das, bevor ich Ihrer Zustimmung sicher bin, nicht anmaßlich erscheint — erlauben, Ihre Aufmerksamkeit gerade auf diese Seite hin zu richten. Ich wüßte unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart keinen, der hier so Bedeutendes leisten könnte. Eine ‚Naturgeschichte des deutschen Philisters' aus Ihrer Feder — würde eine ganze Galerie der köstlichsten Charakterbilder werden. Wie ist's, geehrter Herr? Die Aufgabe, deucht mir, ist sehr dankbar, und Sie sind der Mann, dieselbe zu lösen."

Die Antwort Kusserows liegt nicht vor. Der Eifer, mit dem er seinen Berufsarbeiten oblag, wird ihm gewiß eine ablehnende Antwort diktiert haben.

Im August 1863 folgte der obenerwähnten Broschüre ein Promemoria, das der mittlerweile nach Turin versetzte Legationssekretär am 25. August 1863 an Herrn von Bismarck nach Baden-Baden sandte. Durch diese letztere Abhandlung, die den Titel „Vorschlag zur Errichtung einer deutschen Bundeszentralgewalt nebst gleichzeitiger Einführung eines deutschen Bundesparlaments" trug, wurden die Beziehungen Kusserows zu dem späteren Reichskanzler gegründet.

1864 wurde Kusserow in das Auswärtige Amt berufen, im Oktober dieses Jahres der preußischen Gesandtschaft in Paris überwiesen und nach abermals einem Jahre (15. September 1865) als Legationssekretär nach Washington versetzt. Dort erhielt er am 7. Februar 1867 den interessanten Brief eines vorzüglich orientierten Mitgliedes der preußischen Botschaft in Paris, der sich über allerlei Fragen der hohen Politik verbreitete.

Man nannte die Zeit nach 1866, da Napoleon sich für die Annexionen Preußens entschädigen wollte, die „Kompensationsphase", und aus eben dieser Phase war das „Second Empire" — nach der Versicherung unsers Pariser Diplomaten — ohne wesentlichen Zuwachs an Ruhm und Stabilität hervorgegangen. „Nach einigen Wochen Biarritz begann in Paris die römische Frage in den Vordergrund zu treten und beschäftigte uns, namentlich während eines vierzehntägigen Aufenthalts in Compiègne, den ich mit Graf Goltz[1]) durchmachte, ganz ausschließlich. Das hieran geknüpfte Projekt einer intimeren Annäherung zwischen uns und den Tuilerien gewann nicht die Gestalt, die man hier wünschte, und auch diese Phase verrann lautlos im Sande der Weltgeschichte mit dem scheidenden Jahre, ohne daß die gegenseitigen Beziehungen darum inniger geworden, noch das bereits erwähnte Kapitel von Ruhm und Ansehen des Empire vermehrt worden wäre.

[1]) Robert Heinrich Ludwig Graf von der Goltz, Botschafter in Paris.

Anno 1867 führt uns nunmehr an die Lisiere der orientalischen Frage: aber vorläufig und vermutlich auch für die erste Zeit noch nicht weiter. Statt dessen formuliert sich klar und bestimmt die Frage, die Preußen allein und speziell noch angeht, für die es sein ganzes Interesse und seine ganze Macht einsetzen wird und muß, die Frage von Deutschland. Selten hat ein Gouvernement, nach großen Kämpfen und großen Leistungen, einen so klaren und gewiesenen Weg vor sich gehabt wie das unsrige jetzt. Darauf vorwärtsschreiten ohne irgendwelche Rücksicht auf rechts und links und jedem Angreifer die Stirne bieten, aber nichts andres — das ist unser Programm in zwei Worten. Das glorreiche Jahr 1866 hat einen Ruck in der Welthistorie gemacht wie keines vor ihm: eine Fülle von Kräften auf der einen, ein Abgrund von Schwäche und Humbug auf der andern Seite ist der erstaunten Menschheit zur Erkenntnis gekommen, über welche dieselbe in permanentem Irrtum bleiben zu sollen schien.

Wie die Sachen hier im Innern stehen, werden Ihnen, bei Ihrer Kenntnis der Verhältnisse, die öffentlichen Tatsachen zur Genüge klar machen. Die Dekrete vom 19. Januar sprechen laut genug. Noch lauter wird die Opposition im Corps législatif sprechen. Es handelt sich nur noch darum, beizeiten zu erkennen, wenn die Maschine so voll Dampf ist, daß das letzte Ventil geöffnet werden muß — wir haben alle Zeit, es abzuwarten und keinen Grund, es zu fürchten.

Der Pariser Karneval leidet bisher noch so sehr unter dem allgemeinen politischen malaise, das seit dem vorigen Jahr der chronische Zustand geworden, daß an wirkliches geselliges Amüsement gar nicht zu denken ist. Man sagt sich: Alles spart seine Kräfte auf die Epoche der Ausstellung. Allerdings ist die letztere der rettende Anker für die gesamte Eintagsmenschheit und die gesamte Eintagspolitik: etwas andres wird hier schon lange nicht mehr getrieben."

Im Jahre 1868 hatte ein Pistolenduell Kusserows Rückversetzung nach Berlin zur Folge, wo er als Hilfsarbeiter im Bundeskanzleramt verwendet wurde. Zu seinem Bedauern bot sich ihm damals bis Juli 1870 nur selten die Gelegenheit zum direkten Vortrag bei dem Grafen Bismarck. Einmal ließ der Bundeskanzler Kusserow rufen, um demselben in wohlwollender Weise vorzuhalten, daß ein ihm (Bismarck) zur Unterzeichnung in englischer Sprache vorliegendes Schreiben an den auswärtigen Minister des Königs von Siam infolge der Reklamation eines Hamburger Hauses doch nicht ganz der diplomatischen Höflichkeit in solchen Fällen entspreche. Kusserow bemerkte, daß er in diesem Falle nur zur wortgetreuen Uebersetzung eines ihm vorgelegten Schriftstückes beauftragt worden sei. Als Kusserow auf die Frage, wer der Verfasser der Piece sei, den Namen des Regierungsrats Eck nannte, meinte der Bundeskanzler: „Ah, darum so eckig!" und sagte Kusserow, er solle ganz unabhängig von der deutschen Unterlage ein neues Schreiben in englischer Sprache, den diplomatischen Formen entsprechend, aufsetzen. Nachdem dies in kurzer Frist geschehen,

sprach Graf Bismarck am nächsten Abend gelegentlich seiner parlamentarischen Soiree Kusserow seine volle Zufriedenheit mit dessen Redaktion aus. Dieser Beweis persönlichen Vertrauens zu Kusserow verfehlte nicht, seine Stellung in dem Bundeskanzleramt zu befestigen.

Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges wurde Kusserow zur Vertretung des zu den Fahnen einberufenen Botschaftsrats von Krause nach London entsandt. In diese letztere Zeit fällt eine interessante Episode. Es war kein andrer als Kusserow, der zuerst die telegraphische Mitteilung von dem Flankenmarsche Mac-Mahons von Chalons nach der belgischen Grenze in das deutsche Hauptquartier vermitteln konnte. Auch sonst zeigte sich Kusserow in London außerordentlich gut informiert. Am 28. Juli 1870 schrieb ihm sein Schwiegervater Abraham Oppenheim[1]) aus Köln: „Ich setze als gewiß voraus, daß, wenn die Franzosen die erste Schlacht verlieren, Napoleon von seinem eignen Volke fortgejagt wird und die Orléans alle Chancen haben, ans Ruder zu kommen. Wenigstens lauten alle meine Berichte aus Frankreich und Belgien dahin, daß die große Mehrheit der Franzosen über den bei den Haaren herbeigezogenen Krieg wütend ist und daß heute schon selbst in Paris eine niedergeschlagene Stimmung herrscht, die noch dadurch vermehrt wird, daß die Befestigung von Paris jetzt aufs eifrigste betrieben wird. Auch teilt man mir mit, daß Napoleon wahrscheinlich seine Truppen aus Rom zurückziehen wird, um sich die Italiener zu Verbündeten zu machen und die Truppenzahl seiner Armee zu vermehren. Alles deutet darauf hin, daß fast die ganze streitbare Macht Frankreichs an den deutschen Grenzen konzentriert wird, eben weil Napoleon weiß, daß, wenn er die erste Hauptschlacht verlieren sollte, er verloren ist. Deshalb scheint es mir auch noch fraglich, ob die Franzosen ihre Position nicht so gewählt haben, um sich von unsrer Armee angreifen zu lassen und dadurch Begeisterung und Erbitterung in Frankreich hervorzurufen, statt selbst den ersten Angriff zu machen."

Eine weit wichtigere Mitteilung verdankte er einem gewissen Herrn B. in London — nämlich was Herr Thiers über die künftige Politik Frankreichs, namentlich in bezug auf dessen Verschmelzung mit Belgien, gelegentlich ausgesprochen hatte. Da der Gewährsmann Kusserows ihm verboten hatte, die Nachricht seinem Londoner Chef, dem Grafen von Bernstorff, mitzuteilen, so fand der junge diensteifrige Legationssekretär keinen besseren Ausweg, als sie unterm 15. August 1870 ganz vertraulich dem in der Umgebung Bismarcks befindlichen Herrn von Keudell zu melden.

Statt für diese politisch höchst wertvolle Information Dank und Anerkennung zu ernten, wurde er erst nach Verlauf von drei Wochen durch einen aus Rheims datierten Erlaß des Bundeskanzlers vom 8. September 1870 überrascht,

---

[1]) Kusserow war in erster Ehe mit Fräulein Springer, der Adoptivtochter von Abraham Oppenheim in Köln, vermählt.

worin Bismarck ihn belehrte, er hätte diese interessante Mitteilung seinem direkten Chef, dem Botschafter Bernstorff, nicht vorenthalten sollen, „da nach allgemeinen dienstlichen Grundsätzen ein Legationssekretär nicht in der Lage ist, ohne Wissen des Missionschefs Meldungen von politischem Interesse an das Auswärtige Amt zu richten, und da überdies im vorliegenden besonderen Falle der königliche Botschafter vorzugsweise berufen gewesen wäre, die Gedanken des Herrn Thiers politisch zu verwerten."

Kusserow, bereits damals ein überaus fester Charakter, war nicht der Mann, der eine solche Belehrung, die in seinen Augen absolut unbegründet war, ruhig in die Tasche steckte. Er glaubte den Verweis weder materiell noch formell verdient zu haben und war überzeugt, daß demselben ein tatsächliches Mißverständnis zugrunde lag. Infolgedessen richtete er an den Bundeskanzler unterm 13. Oktober aus London nach Versailles eine an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Vorstellung, worin es unter anderm heißt: „Die in Rede stehende Aeußerung des Herrn B. habe ich keineswegs dienstlich an das Auswärtige Amt gemeldet, sondern in einem ganz vertraulichen Privatschreiben Herrn von Keudell mit dem Anheimstellen mitgeteilt, einen der Wichtigkeit der Sache entsprechenden, aber streng vertraulichen Gebrauch davon machen, und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung, wie sehr mein Gewährsmann wegen seiner persönlichen Beziehungen kompromittiert zu werden fürchtete. Ich war überhaupt in den Besitz des Geheimnisses nur unter der Bedingung gelangt, daß ich mich auf Ehrenwort verpflichtete, davon ausschließlich nur insoweit Gebrauch zu machen, daß ich darüber privatim einer Vertrauensperson im Hauptquartier schriebe. Mein Gewährsmann hatte tags zuvor eine lange Audienz bei dem königlichen Botschafter, dem Grafen Bernstorff, gehabt. Wenn er sich gleichwohl veranlaßt fand, demselben die Notiz vorzuenthalten und mir ausdrücklich die Erlaubnis *versagte*, Seiner Exzellenz davon zu sprechen, so hatte er Gründe hierfür, die sich einer Erörterung meinerseits entziehen. Da ich nun nicht zu denjenigen Beamten gehöre, die bei jedem Schritt an die Gefahren persönlicher Unzuträglichkeiten denken, so wählte ich den, wie mir schien, zweckmäßigsten und gleichzeitig einzig angemessenen Weg, um der Sache zu dienen, ohne mein Wort zu brechen. Daß ich die Wichtigkeit des Gegenstandes nicht unterschätzt habe, beweist das große Interesse, welches Eure Exzellenz demselben schenken.

Ich bin mir vollkommen bewußt, daß ein Legationssekretär nicht in der Lage ist, ohne Wissen des Missionschefs Meldungen von politischem Interesse an das Auswärtige Amt zu richten. Dagegen hat mir bisher jeder Anhalt dafür gefehlt, daß ein von einem Legationssekretär an einen ihm befreundeten Beamten des Auswärtigen Amts gerichtetes vertrauliches Privatschreiben um deswillen, weil es nicht ohne politischen Inhalt ist, selbstverständlich mit einer amtlichen Meldung an das Auswärtige Amt identifiziert, also als ein Uebergriff in die Rechte des Missionschefs angesehen werden könne. Verstieß daher mein Privatbrief an Herrn von Keudell gegen einen mir bis dahin unbekannten dienstlichen Grundsatz, so wäre es an ihm gewesen, mich hierüber zu belehren, ohne

von meiner Mitteilung einen Gebrauch zu machen. Ich würde dann versucht haben, meinen Gewährsmann zu bestimmen, mich meines Wortes zu entbinden. — Das Schweigen des Herrn von Keudell bürgt mir bei seinem Wohlwollen gegen mich dafür, daß kein Verstoß gegen dienstliche Grundsätze, sondern ein tatsächliches Mißverständnis vorliegt. Eure Exzellenz wollen gewiß nicht die geistigen Keime für einen gesunden, sich selbst achtenden und geachteten Beamtenstand unterdrücken, auf den das Vaterland einmal zählen kann. Ein älterer Legationssekretär aber, der einen solchen Verweis wirklich verdient hat, ist für den diplomatischen Dienst überhaupt unbrauchbar. Ist er sich aber bewußt, denselben weder sachlich noch persönlich verdient zu haben und beugt er aus serviler Menschenfurcht seinen Nacken darunter, so mag er vielleicht aus dem Holze geschnitzt sein, aus welchem man wohl den persönlichen Vorteil stets der Sache vorstellende, für jede Verantwortlichkeit, Initiative und Tatkraft in großen Augenblicken unfähige Salondiplomaten machen kann, aber er ist nicht aus demjenigen Stoffe geschnitzt, aus welchem würdige Vertreter einer großen Nation, aus welchem Charaktere, Männer und Staatsmänner hervorgehen."

Unzweifelhaft war Kusserow mit seinen Ausführungen vollständig in seinem Rechte. Ein Legationssekretär darf allerdings nicht über den Kopf seines Gesandten oder Botschafters mit dem Leiter der auswärtigen Geschäfte Politik treiben — aber es gibt Ausnahmefälle, wo, wie im vorliegenden Falle, die politische Zentrale bei Festhaltung dieses Prinzips um eine Nachricht gebracht würde, die unter Umständen den Gang der Dinge sehr beeinflussen kann. Das Bedauernswerte für Kusserow war nur, daß Bismarck seine Rechtfertigung nicht las; auch dies entsprach den Gewohnheiten des Kanzlers, denn Schriftstücke von solcher Länge waren ihm selbst in normalen Zeiten ein Greuel, er schob sie regelmäßig beiseite.

Es lag nahe, daß sich Kusserow — abgesehen von dieser amtlichen Remonstration — auch privatim an den Geheimen Legationsrat Keudell wandte, um durch ihn Bismarck zu einer ihm günstigeren Auffassung des Vorganges umzustimmen. Indessen war der Erfolg nicht groß. Am 28. Oktober schrieb ihm Herr von Keudell aus Versailles zurück:

Verehrter Freund!

Ihre Sache habe ich vom Chef, der sie nicht gelesen, zum Vortrag erhalten, indes fehlte es an der physischen Möglichkeit, diesen Vortrag vor Abgang des Kuriers zu erledigen, zwischen süddeutschen Ministern, Reichstagsabgeordneten und Generalskonferenzen wegen der Folgen von Metz. Ich brauche, um möglichst Günstiges zu erreichen, einen guten Moment, und werde ihn benutzen, sobald ich ihn finde ...

Ich kann Ihnen den Rat geben, die Sache nicht tragisch, sondern kühl zu nehmen. Können Sie Ihren Dienst nicht mit Freudigkeit tun, so tun Sie ihn ohne Freudigkeit; wir alle sind oft genug in der Lage, dies tun zu müssen. Ich bin zweifelhaft, ob ich Ihnen einen Gefallen tue, indem ich Ihnen mit meiner

Privatansicht komme, statt Sie auf einen amtlichen Erlaß warten zu lassen; ich denke aber, Sie werden doch ein Zeichen von Teilnahme darin erblicken, und mehr soll es nicht sein.

Mit besten Grüßen

der Ihrige

Keudell.

In einem zweiten Briefe Keudells an Kusserow, d. d. Versailles, den 25. November, bat er ihn, er möchte ihn von dem Vortrage seiner Beschwerde dispensieren. Sein Wunsch sei, die Sache „still und schmerzlos zu töten. Dazu gehört aber natürlich Ihre Zustimmung eiligst. Ganz der Ihrige Keudell".

Von der Einsicht geleitet, daß nach Lage der Sache zurzeit in der Sache nichts zu erreichen sei, folgte Kusserow Keudells Rat.

Gleich nach den entscheidenden Siegen erwachte bei Kusserow der Vorsatz, angesichts der in Aussicht stehenden Wahlen zum Preußischen Landtag und zum ersten Deutschen Reichstag sich um ein Mandat zu bewerben. Wegen Ausfindigmachung eines Wahlkreises wandte er sich an den Abgeordneten Miquel, der ihm am 5. November 1870 aus Berlin zurückschrieb, daß die Chancen allerdings nicht günstig lägen, da alle Wahlbezirke entweder bereits bekannte Parlamentarier oder Lokalgrößen haben wollten. „Es hat den Anschein, als wenn die Konservativen vom reinsten Wasser bei den Wahlen gewinnen werden. Gestern kam Bennigsen von Versailles. Nur Bayern macht wegen der Militärfragen noch Schwierigkeiten. Der Waffenstillstand und dann wohl auch der Friede scheinen nahe zu sein. Elsaß und Deutsch-Lothringen, Deutsche Kaiser, König wäre mir lieber, sind die kolossalen Früchte dieser fabelhaften Kämpfe."

Und einige Tage später (12. November 1870) schrieb Miquel aus Berlin an Kusserow:

„Endlich habe ich auch von Kardorff Nachricht. Brief liegt an. Graf Bethusy war in diesen Tagen hier. Er wollte auch seinerseits noch einen Versuch in einem schlesischen Wahlkreis machen. Es scheint, daß die Wahlen zum Landtag schlecht genug ausfallen. Namentlich am Rhein haben die Ultramontanen erheblich gewonnen. Heute schreibt mir unser Direktor Zachariae aus Bleialf (Eifel), wo ich Sie ebenfalls vorgeschlagen hatte, daß die Liberalen total verloren, er selbst nicht einmal als Wahlmann gewählt sei. Der Beichtstuhl und die Kanzel sind in ganz Preußen in Bewegung. Man schlägt aus dem ‚gefangenen Papst' Kapital. Ich will nur sehen, ob Nach- und Doppelwahlen noch eine Chance bringen... Die russische Note wegen des Vertrages von 1856 steht soeben in der Zeitung. Das ist die erste harte Nuß für England, und ich fürchte, es werden deren mehrere folgen. Mir ist es höchst unlieb, daß unser Verhältnis zu England so immer schlechter werden muß."

Schließlich fand Kusserow doch noch einen Wahlkreis, Barmen-Elberfeld, der ihn bei der Stichwahl vom 12. März 1871 mit einer Mehrheit von über

tausend Stimmen in den Reichstag berief. Am 9. Mai ergriff er im Parlament zum erstenmal das Wort, als die Haltung des Panzerschiffes „König Wilhelm" während des Krieges bemängelt wurde, und es ist interessant, daß er schon an diesem Tage so eifrig für die Vergrößerung der Marine eintrat, daß man ihm damals bereits den Beinamen „Marineenthusiast" beilegte, dem sich später noch das andre Epitheton „Kolonialenthusiast" hinzugesellte. Bei Gelegenheit einer der ersten Reichstagsreden Kusserows hatte sich dieser auch für eine Reform der deutschen Parlamentsberichte ausgesprochen. Infolge einer abfälligen Kritik seiner Vorschläge in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sandte er diesem Blatte am 23. Mai 1871 die nachfolgende Erklärung:

Sie meinen: „die Vorschläge des Herrn von Kusserow gehören eher in die Rubrik des Landwirtschaftlichen", insofern es sich darum zu handeln scheint, die deutsche Journalistik durch Importation englischen Bluts zu veredeln.

Die Absicht, die ehrenwerte und verdienstvolle deutsche Journalistik wie ein Gestüte behandeln und durch fremdes Blut verbessern zu wollen, liegt mir durchaus fern. Ihre dem landwirtschaftlichen Ideenkreise entnommene Voraussetzung und die sich daran knüpfende Schlußfolgerung treffen daher nicht zu. — Ebenso bin ich weit entfernt, selbst wenn unsre Schutzzölle dies zuließen, Ihnen englische Parlamentsredner und englische Zeitungsleser importieren zu wollen; letztere nicht, weil zu wenig Engländer der deutschen Sprache mächtig sind, als daß sich mir durch eine solche Importation die angenehme Möglichkeit darböte, Ihren Leserkreis zu vergrößern; englische Parlamentsredner nicht, weil dieselben der großen Mehrzahl nach die unsrigen an Länge ihrer Reden so sehr übertreffen, daß ich besorgen würde, die Verlegenheit, in welcher, Ihnen zufolge, die „armen deutschen Journalisten" sich schon ihrem bisherigen Leserkreise gegenüber befinden, noch erheblich zu steigern. Uebrigens gibt es auch in England nur wenig Zeitungsleser, welche der Lektüre stenographischer Parlamentsberichte einige Tage, nachdem die Reden gehalten worden sind, Geschmack abzugewinnen vermöchten. Aber sämtliche Londoner Blätter von Bedeutung bringen eben schon an dem auf die Abendsitzungen folgenden Morgen und die Provinzialblätter den folgenden Abend oder spätestens den nächstfolgenden Morgen, gleichzeitig mit einem kurzen Resümee, den für den gewissenhafteren und politisch reiferen Teil der Zeitungsleser durchaus unentbehrlichen korrekten stenographischen Bericht. Die Schädlichkeit der Entstellungen, Verstümmelungen und Uebergehungen des Gesagten, deren sich nicht selten die geschicktesten und die ungeschicktesten Reporter wissentlich oder unwissentlich schuldig machen, wird hierdurch abgeschwächt. Jeder Zeitungsleser, gleichviel ob er die Politik zu seinem Hauptberuf macht oder nebenher betreibt, ist hierdurch in der Lage, sich ein Urteil zu bilden, ohne ausschließlich von dem Geschick oder der Gewissenhaftigkeit der Mitarbeiter an einer Zeitung abzuhängen. Die von Ihnen angeführte interessante Notiz, daß außer den deutschen Parlamentsmitgliedern in der ganzen großen deutschen Nation sich nur 704 Abonnenten der offiziellen stenographischen Berichte befinden, die bekanntlich erst am vierten Tage nach den betreffenden Sitzungen erscheinen, beweist nichts gegen, sondern für meinen Vorschlag, wonach unsre Presse, unter Befolgung des englischen Musters, die Lektüre der stenographischen Berichte unserm an Bildung und Gewissenhaftigkeit dem englischen nicht nachstehenden Volke unmittelbar zugänglich machen sollte. Ich erachte sie hierzu verpflichtet, wenn es richtig ist, daß die politische Presse das Korrelat des parlamentarischen Lebens der Nation bildet. Daß sie materiell imstande ist, aus gemeinschaftlichen Mitteln dieser Verpflichtung nachzukommen, erhalte ich aufrecht. Daß ich meinerseits der deutschen Presse zu den Freiheiten, deren sich die englische Presse erfreut, verhelfen möchte, wird Ihnen nach meinen Aeußerungen im Reichstag nicht zweifelhaft sein.

Wie Sie aber in der Aufforderung, hinsichtlich der Parlamentsberichte das Muster der

englischen Presse nachzuahmen, eine „allgemeine Herabsetzung der deutschen Presse gegen das Fremde“ finden können, ist mir unerfindlich, es sei denn, daß jeder Hinweis auf nachahmungswürdige Einrichtungen und Gebräuche andrer Länder als eine Versündigung an der Würde der deutschen Nation erachtet wird. Das deutsche Volk und die deutschen Staatsmänner haben schon vieles von den Engländern gelernt, und diese fangen an, auch uns manches abzusehen; die deutsche Presse wird nicht an Ansehen, Einfluß und Sympathien verlieren, wenn sie sich nicht für unfehlbar und vollkommen hält und auch ihrerseits da vom Auslande lernt, wo ihr im Inlande die Muster fehlen. Zudem muß sich's die Presse schon gefallen lassen, wenn die zur Mitwirkung an der Gesetzgebung berufenen Mitglieder des Reichstags bei der Beratung über die Preßgesetzgebung auch die ausnahmsweisen Mängel der Presse vor ihr Forum ziehen. Denn schon um nicht gegen das Prinzip der Preßfreiheit zu verstoßen, sind sie gezwungen, zwischen solchen Mängeln zu unterscheiden, die nur im Wege der Gesetzgebung, und solchen, welche wenigstens zum Teil durch die Presse selbst zu beseitigen sind. Auch halte ich diejenigen Abgeordneten, die den Vorzug genossen haben, nachahmenswerte Einrichtungen in andern Ländern kennen zu lernen, nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet, von ihren Erfahrungen den geeigneten Gebrauch zu machen. Daß ich in dieser Beziehung eklektischer verfahren werde, als dies im allgemeinen bei Besuchern des Auslandes der Fall ist, hoffe ich im Laufe der Zeit zu beweisen. Daß ich mich aber bei Ausübung dieser Pflicht durch keine Rücksicht, selbst nicht durch die Gefahr, einen Teil der Presse gegen mich zu erzürnen, abschrecken lasse, glaube ich schon jetzt bewiesen zu haben.

Empfangen Euer Wohlgeboren die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

H. von Kusserow,
Mitglied des Deutschen Reichstags.

(Fortsetzung folgt)

Die an der Kurie beglaubigten Diplomaten

Zu einer Zeit, als der Gothaer Hofkalender noch kaum daran dachte, sich eingehend mit den Diplomaten zu befassen und Listen derselben an den verschiedenen Höfen zu geben, mußte man zu den Staatshandbüchern der großen, kleinen und kleinsten Länder greifen, soweit solche vorhanden waren, wenn man sich eine Uebersicht über das diplomatische Personal verschaffen wollte. Für Europa war das, wenn man die nicht kleine Mühe des Zusammensuchens leisten wollte, annähernd möglich; aber seitdem Süd- und Mittelamerika in zahlreiche Republiken auseinander gefallen waren, konnte diese Uebersicht für die Gesamtheit der zivilisierten Staaten von einem einzelnen wohl kaum hergestellt werden.

Im Almanach de Gotha pour l'année 1821[1]) (cinquante huitième année) findet sich Seite 123 schon eine stattliche Liste des Agens diplomatiques des principales Cours de l'Europe, die Berlin, Berne, Bruxelles, Carlsruhe, Cassel, Constantinople, Copenhague, Darmstadt, Dresde, Florence, Francfort,[2]) Ham-

[1]) Gotha, chez Justus Perthes.
[2]) Assemblée de la Confédération Germanique.

bourg, Hannovre, Londres, Madrid, Munich, Naples, Paris, St. Petersbourg, Rio Janeiro, Rome, Schwerin et Streliz, Stockholm, Stuttgart, Turin, Vienne, Washington, Weimar umfaßt. Die Ueberschrift ist zu eng gefaßt, weil doch auch die diplomatischen Vertretungen in Rio und Washington schon aufgenommen sind.

Vergleicht man die Angaben des Almanachs mit den gleichzeitigen Staatshandbüchern, so ergibt sich schon eine leidliche Vollständigkeit, allerdings nur, soweit die Chefs de mission in Frage kommen. Das übrige diplomatische Personal wurde damals noch nicht aufgeführt.[1])

Vom Regime der Regierungszeit Pius' VII. (1800) haben wir für die an der Kurie beglaubigten Diplomaten eine reicher fließende Quelle, die nur für die Zeit der Gefangenschaft dieses Papstes in Frankreich nichts zu vermelden weiß, wie das natürlich ist. Es sind dieses die Notizie della Corte Pontificia, die in Rom in der Druckerei Cracas „con approvazione e privilegio pontificio", mit päpstlicher Bewilligung und päpstlichem Privileg, herauskamen. Jeder Jahrgang pflegte einem Kardinal gewidmet zu werden. Der Name des Druckers, Cracas, übertrug sich dann auf das Buch selbst, so daß man zu zitieren pflegt: Cracas 1822 Seite 104.

Diese Notizie stellen ein eigentliches Staatshandbuch dar, sowohl nach der Seite des Inhaltes wie nach der Seite der zugrunde liegenden amtlichen Quellen. Ende der zwanziger Jahre wird den einzelnen Bänden das meistens fein ausgeführte Brustbild des regierenden Papstes vorgesetzt und der Inhalt langsam erweitert.

Einen Wettbewerb bekamen die Notizie in dem im Jahre 1855 erstmals ausgegebenen Almanacco Romano, ossia Raccolta dei primari dignitari e funzionari della Corte Romana, d' indirizzi e notizie di pubblici e privati stabilimenti dei professori di scienze, lettere ed arti, dei commercianti, artisti ec. ec.[2]) Dieses äußerst wertvolle Buch bietet erschöpfende Nachrichten über die Regierung und Verwaltung sowie Angaben über den Klerus, den Adel, die Kurie, die öffentlichen Anstalten und endlich ein Adreßbuch von Kaufleuten, Gelehrten, Lehrern, Künstlern u. s. w. Was aber den Historiker besonders interessiert, das sind die geschickt abgefaßten Noten, in denen der Tätigkeitsbereich einer jeden päpstlichen Behörde, wie er

[1]) Im Hofkalender von 1797 finden wir allerlei kleine Aufsätze, darunter auch einen: „Das Neueste von den Kröten", einen andern: „Caminfeuer zu färben" u. s. w., aber noch kein Verzeichnis der Diplomaten. Einige Jahre später (Gothaischer Hofkalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1805, Gotha, bei C. W. Ettinger) begegnen wir dagegen schon einem „Verzeichnis der Gesandten, Residenten und Consuln der vornehmsten Mächte, in den Haupt- und Residenzstädten, auch einigen der angesehensten Handelsplätze, nach alphabetischer Ordnung der letzteren", das einen ganz erfreulichen Eindruck macht, immerhin aber noch recht unvollkommen ist. Die historische Bedeutsamkeit solcher Listen vermag man erst ganz zu erfassen, wenn man die damaligen spärlichen Angaben mit den abschließenden, peinlich genauen Verzeichnissen der heutigen Hofkalender vergleicht.

[2]) Roma, Tipografia Chiassi, Piazza di Monte Citorio N. 119.

damals war, klargelegt wird. Das Adreßbuch ist recht ausführlich und ermöglicht dem Forscher, die in Rom ansässigen Angehörigen seiner oder einer fremden Nation ohne große Mühe herauszusuchen.

Der folgende Jahrgang weist zahlreiche Verbesserungen und Bereicherungen auf, die sich dankenswerterweise auf Vergangenheit und Gegenwart gleichmäßig verteilen. Neben der zwar nicht durchaus kritischen Liste der Senatoren Roms von 1200 ab finden wir eine ansehnliche Vermehrung des Adreßbuchs und sehr willkommene Angaben über die fürstlichen Familien Roms und deren Besitzungen.

Beide genannte Unternehmungen waren durch Mitteilung amtlicher Nachrichten unterstützt und wertvoll gemacht worden, sie waren aber keine eigentlichen Staatshandbücher, die rein amtlichen Ursprung hatten. Diese setzen erst mit dem Jahre 1860 ein, heißen kurz Annuario Pontificio und werden in der Tipografia della reverenda Camera, der Druckerei der Apostolischen Kammer, gedruckt. Außer der katholischen Hierarchie, der päpstlichen Familie, der päpstlichen Kapelle, den Palastverwaltungen, den Kongregationen und geistlichen Behörden umfaßte der Annuario vor 1870 naturgemäß auch den gesamten Regierungs- und Verwaltungsapparat. Als die weltliche Herrschaft gefallen war, wurde nach Weglassung der Angaben über die Regierungs- und Verwaltungsbehörden der Titel des Buches umgeändert, so daß heute das päpstliche Staatshandbuch genannt wird: „La Gerarchia Cattolica, la Famiglia e la Cappella Pontificia, le Amministrazioni Palatine, le Sacre Congregazioni e gli altri Dicasteri Pontifici.“ Es erscheint in der Tipografia Vaticana.

Die innere Entwicklung der Gerarchia hat lange völlig gestockt. In den hergebrachten ausgetretenen Gleisen bequemer Routine wandelnd, verschloß man sich unter dem Staatssekretär Kardinal Rampolla gegen alle Wünsche der wiederholt und scharf zum Ausdruck gebrachten Kritik des Staatshandbuches. Die musterhafte Unübersichtlichkeit erlaubte nur dem intimen Kenner der kurialen Verhältnisse, sich darin zurechtzufinden. Für Außenstehende war die Gerarchia fast ein Buch mit sieben Siegeln. Warum man die Dinge so gehen ließ, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen; auf jeden Fall mangelte es an jeglicher Fühlung mit den Bedürfnissen unsrer Tage auf dem Gebiete der Nachschlagewerke.

Erst Pius X. vermochte, nicht zum wenigsten mit Unterstützung des Präfekten der Vatikanischen Bibliothek, des Jesuitenpaters Ehrle, Besserung zu schaffen, so daß die letzten Jahrgänge sich durch zahlreiche und richtige Verbesserungen auszeichnen; besonders erwähnens- und lobenswert ist die endliche Erfüllung des oft ausgesprochenen Wunsches nach einem zuverlässigen Personenindex. An Stelle der alten Papstchronologie aus der Paulusbasilika trat 1904 und 1905 eine kritisch gesichtete Papstreihe, die aber infolge der großen Aufregung unter den Kapitolswächtern und -rettern 1906 unterdrückt wurde, so daß jetzt überhaupt keine mehr gedruckt wird. Das ist immerhin noch besser, als es früher war, obschon das Zurückweichen vor den Traditionswächtern bedauerlich genug bleibt.

Auf Grund der vorstehend genannten Werke kann man sich ein Bild der bei der Kurie beglaubigten Diplomaten im neunzehnten Jahrhundert machen, wenn man geduldig Jahr für Jahr die in diesen Bänden enthaltenen Listen ansieht und sie zusammenstellt. Sie geben uns aber bloß die Namen. Die Tätigkeit der Diplomaten muß man anderweitig zu ergründen suchen, wenn das für viele überhaupt möglich ist. Gerade bei den Schicksalen des Kirchenstaates im verflossenen Jahrhundert hätte diese Aufgabe einen besonderen Reiz, obschon nur sechs Konklavia in diesen Zeitraum fallen. An dieser Stelle muß ich von einer solchen Untersuchung absehen und mich auf die Darlegung der heutigen Verhältnisse beschränken, nachdem ich einen Ueberblick über das Werden und Wachsen des diplomatischen Korps an der römischen Kurie gegeben haben werde.

Im Jahr 1805 hatten diplomatische Vertretungen beim Heiligen Stuhle Frankreich (Kardinal Fesch), Pfalzbayern, Portugal, Preußen, der römische Kaiser, der russische Kaiser, Sachsen-Weimar und Spanien. Da die portugiesische Gesandtschaft leer stand und Sachsen-Weimar nur einen Agenten in Rom unterhielt, so haben wir außer dem genannten Kardinal fünf bevollmächtigte Minister. Im Jahr 1807 hatte Frankreich einen Botschafter und Portugal einen außerordentlichen Gesandten entsandt; die andern Vertretungen waren die gleichen geblieben. An diesem kleinen diplomatischen Korps änderte die zweite Hälfte des langen Pontifikates Pius' VII. schon erheblich viel, so daß wir gegen Ende desselben folgende Reihe haben: Oesterreich (zugleich für Toskana) und Frankreich je einen Botschafter; Bayern, Hannover, beide Sizilien, die Niederlande, Preußen und Rußland außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister; Sardinien einen bevollmächtigten Minister in außerordentlicher Mission; Lucca, Modena, der Malteserorden, Portugal, Brasilien und Algarve, Sachsen, Spanien und Württemberg je einen Geschäftsträger.

Im Jahr 1829 tritt Brasilien mit einem Geschäftsträger in Rom auf; 1831 entsendete Anhalt-Köthen einen Geschäftsträger, Dänemark und San Marino einen Agenten, während Parma seine Vertretung Oesterreich überträgt. Der württembergische Geschäftsträger erhielt zugleich die Vertretung des Bundestages; Sardinien ist unvertreten, ordnet aber 1834 einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister an die Kurie ab. Das Großherzogtum Hessen läßt sich von 1836 ab eine Zeitlang durch einen Geschäftsträger vertreten. Im Jahr 1842 erscheinen neu die Geschäftsträger von Hohenzollern-Hechingen, Ecuador, Mexiko und Neugranada sowie der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister von Belgien; im folgenden Jahre schicken Baden, 1845 Chile, 1850 die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kostarika, 1851 Guatemala, 1852 Bolivia, 1854 Peru und San Domingo und 1855 Uruguay ihre Geschäftsträger an die Kurie. Peru stellt sich 1854 mit einem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister ein, ebenso Nikaragua im Jahr 1858, San Salvador 1860 und Venezuela 1864. Argentinien ernannte 1858 seinen ersten diplomatischen Agenten. Großbritannien hatte vor 1870 keine diplomatische Vertretung in Rom. Ein in Neapel beglaubigter Legationssekretär

war 1866 in speziellem Dienst vorübergehend in Rom, ein Vorgang, der sich Ende der achtziger Jahre noch einmal wiederholt hat. Im übrigen hatte dieser Staat nur eine konsulare Vertretung, ebenso wie die Schweiz, Schweden und Norwegen und einige andre Staaten. Der seit 1858 in Rom residierende türkische Generalkonsul wurde von der päpstlichen Regierung nicht anerkannt.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war Kardinal Fesch, wie schon erwähnt, der diplomatische Vertreter Frankreichs, und lange Jahre hat Monsignor Freiherr von Häfelin, später Kardinal Häfelin, den bayrischen Hof in Rom vertreten. Seit jener Zeit bis heute ist dann nur noch einmal ein kirchlicher Würdenträger als Diplomat an der Kurie gewesen.[1]) Mexiko hatte 1860 den Bischof von Puebla, Monsignor Pelagio de Labastida, zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister ernannt. Er wirkte einige Jahre in Rom.

Eine eigenartige Persönlichkeit zog im Jahr 1850 in das kuriale diplomatische Korps ein, als der Marquis Don Francesco de Lorenzana als Geschäftsträger von Kostarika erschien. Im Jahr 1860 vereinigte er die Vertretungen von Kostarika, Guatemala, Nikaragua, San Salvador und Bolivia in seiner Hand. Späterhin wurde ihm diejenige von Kostarika entzogen; er behielt aber jahrelang vier derselben, so daß er unter dem Namen Il ministro delle quattro potenze, der Gesandte der vier Mächte, den ihm Pius IX. zum Scherz gegeben hatte, bekannt war. Er besaß eine stattliche Fülle von Dekorationen; aber höher als alle schätzte er eine in Gold gefaßte große Kamee, das Brustbild Pius' IX. darstellend, das ihm der Papst geschenkt hatte. Er hatte sich vom Pontifex die Erlaubnis erbeten, dieses Kleinod am gelbweißen Bande nach Art der Komturkreuze um den Hals tragen zu dürfen. Wenn immer er Dekorationen anlegte, diese einzigartige Auszeichnung, auf die er sehr stolz war, fehlte nie. Mitte der neunziger Jahre ist er in Rom gestorben, nachdem er über vierzig Jahre als Chef de mission an der Kurie gewirkt hatte. Mit ihm wurde der treueste und selbstloseste Anhänger des Papsttums unter allen Diplomaten zu Grabe getragen.

*

Die meisten der genannten Staaten haben den Grad ihrer diplomatischen Vertretung an der Kurie im Laufe der Jahrzehnte gewechselt, andre zogen dieselbe, nachdem sie ihre Zwecke erreicht hatten, oder sie sich mit der Kurie verfeindet hatten, ganz zurück. Es ist ein Auf und Ab, dessen Verfolgung uns ein gutes Teil Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts enthüllt.

Spanien und Portugal, in deren innerem Leben häufig die radikalen kirchenfeindlichen Elemente am Ruder waren, zeigen die meisten Schwankungen. Bald

---

[1]) Daß die Kurie den Vorschlag Preußens, den Kardinal Hohenlohe als Botschafter nach Rom zu entsenden, ablehnte, hatte in der Hauptsache darin seinen Grund, daß man die alte Gewohnheit, geistliche Würdenträger als Diplomaten im ordentlichen Dienst zuzulassen, als abgeschafft ansah. Im übrigen hatte auch Kardinal Hohenlohe die von der preußischen Regierung in Aussicht gestellte Anfrage desselben an den Papst, ob dieser ihm die Uebernahme des diplomatischen Amtes gestatte, nie gestellt.

findet man Gesandte, bald Botschafter, bald Geschäftsträger, bald lediglich Agenten für die kirchlichen Angelegenheiten, bald überhaupt keine Diplomaten dieser Mächte in Rom. In den letzten dreißig Jahren sind derartige Verschiebungen aber kaum noch vorgekommen, und jetzt erscheint es als unweigerliche Regel, daß beide Mächte wohlbesetzte Botschaften in Rom unterhalten.

Am 10. Februar 1893 wurde Don Raphael Merry del Val, der spanische Botschafter in Wien, in gleicher Eigenschaft beim Heiligen Stuhl beglaubigt. Als Abschluß seiner langen diplomatischen Laufbahn hatte er sich immer den römischen Posten, der als der ehrenvollste gilt, gewünscht. Als die Verhältnisse seine Versetzung nach Rom möglich machten, fand der Botschafter seinen Sohn als Geheimen diensttuenden Kammerherrn im Vatikan wohnen. Die Botschafterin als geborene Engländerin fand eine über die offiziellen Beziehungen hinaus freundschaftliche Aufnahme bei jenen Familien des römischen Patriziates, die enge verwandtschaftliche Beziehungen zu England haben, wie die Ricci, Serlupi, Doria Panfili u. a. Leo XIII. war hocherfreut, daß der Vater seines besonders bevorzugten Kammerherrn in amtliche Beziehungen zu ihm trat, und es läßt sich nicht leugnen, daß die spanischen Beziehungen zur Kurie im ganzen abgelaufenen Jahrhundert nie so verständnisvoll und klug gepflegt worden waren wie vom Botschafter Merry del Val. Insofern ragt dieser weit über seine Vorgänger hinaus und verdient eine besondere Hervorhebung. Um die Pflege einer vornehmen Geselligkeit nahm sich die Botschafterin, die bald auch ihre erwachsene Tochter ausführen mußte, warm an, so daß es kein Botschaftshotel in Rom gab, wo man lieber hinging als in den Palazzo di Spagna. Des geistlichen Sohnes fabelhafte Karriere verfolgten die Eltern mit begreiflichem Stolze, und auch jetzt, nachdem der Botschafter sich zur Ruhe gesetzt hat, kommen die Eltern jeden Winter nach Rom, um sich in ihrem Glücke zu sonnen und den so hoch gestiegenen Sohn zu besuchen. Ein andrer Sohn des Botschafters wurde vom König von Spanien nach München gesandt, um vom Prinzregenten die Erlaubnis zu erbitten, daß der älteste Sohn des Prinzen Ludwig Ferdinand die Schwester des Königs heiraten dürfe. Es hat die große Gewandtheit und Geschicklichkeit des außerordentlichen Gesandten fertiggebracht, daß die Erlaubnis gern erteilt wurde. Der Prinzregent ließ dem König sagen, daß er keinen geschickteren Unterhändler hätte senden können als Merry del Val. So sind fast alle Mitglieder dieser dem spanischen Uradel entstammenden Familie erfolgreiche Diplomaten.[1])

Als nach dem Tode Leos XIII. der französische Botschafter dem Camerlengo der Heiligen römischen Kirche, Kardinal Oreglia di Santo Stefano, begreiflich machen wollte, daß die Protektion des Konklaves ihm zukomme — gesta Dei per Francos! —, und er den französischen Kurienkardinal Mathieu zur Unterstützung dieser Prätension heranzog, ließ der unbeugsame Piemontese ihn

[1]) Unter den Ahnen der Merry del Val wird ein Knabe als Heiliger verehrt, der von den Juden im dreizehnten Jahrhundert gekreuzigt worden ist.

ausreden, bemerkte dann kurz, davon könne keine Rede sein, das stehe einem andern zu und ließ ihn in den Loggien des Giovanni da Udine stehen. Der Doyen des diplomatischen Korps, Don Martins d'Antas, portugiesischer Botschafter und Pair des Königreiches, bedeutete seinem französischen Kollegen in nicht mißzuverstehender Weise, daß er sich das ihm zustehende Recht nicht nehmen lassen werde. Der Zorn über diese selbstverschuldete und allgemein besprochene Niederlage war im Palazzo Rospigliosi kein kleiner, zumal sich dieselbe mit den trübsten Aussichten für die Zukunft paarte. Don Martins d'Antas, dessen ruhiges, bestimmtes Vorgehen, dessen Liebenswürdigkeit und Gewandtheit ihm schon vorher die Sympathien weitester Kreise zugezogen hatte, wurde von allen Seiten auf das wärmste beglückwünscht. Als die Botschafterin im vergangenen Jahre starb, offenbarte sich ihre still und im geheimen ausgeübte Liebestätigkeit in so überraschender Weise, daß man damals erst inne wurde, wie diese Dame der großen Welt Leid, Tränen und Kummer mit vollendetem Takte und freigebigster Hand gemildert hatte. Es war ein Plebiszit der Liebe und Anhänglichkeit, das sich an ihrem Sarge im Palazzo Fiano abspielte.

Frankreich hat im ganzen neunzehnten Jahrhundert bis zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen stets Botschafter nach Rom gesandt. Unter Napoleon III. war die französische Botschaft mit einer solchen Fülle von Diplomaten beschickt, daß keine andre Macht damit wetteifern konnte und wollte. Die französische militärische Besetzung Roms mag das ihrige zu diesem diplomatischen Luxus sondergleichen beigetragen haben. Im Jahr 1870 finden wir den Botschafter Marquis de Banneville, den Sekretär erster Klasse Lefebvre de Béhaine, die Sekretäre zweiter Klasse Vicomte de Croy und Vicomte d'Espenilles, die Attachés Henneffy, Graf de Kergorlay, Graf de Rochefoucauld, Graf de Pourtalès, Basquillon de Genlis, Vicomte de Laistre, Graf de Bonneville und Pécoul, den Militärattachés Major Parmentier sowie einen Kanzler und einen Archivar.

Der Sekretär Lefebvre de Béhaine kehrte am 30. Oktober 1882 als Botschafter an die Kurie zurück. Er war ein Diplomat großen Stils, der ein dauerndes Andenken in Rom hinterlassen hat. Und wenn zahlreiche kirchliche Anstalten Roms seinem klugen und energischen Vorgehen ihr Weiterbestehen zu verdanken hatten, als die italienische Regierung sie bedrohte, so ist es außerordentlich bezeichnend, daß auch das deutsche Kolleg in Rom ihm, dem französischen Diplomaten, zu größtem Danke verpflichtet ist. Lefebvre achtete der politischen Gegensätze nicht und lieh dem Kolleg seinen starken Arm. Seine vor einigen Jahren ausgegebenen Memoiren gehören mit zu dem Bedeutsamsten, was uns aus diplomatischer Feder in den letzten dreißig bis vierzig Jahren geboten worden ist. Leo XIII. wußte die Tätigkeit dieses Botschafters richtig einzuschätzen und verehrte ihn sehr. Bei seinem Scheiden trauerte man in weiten Kreisen Roms. Die Nachfolger dieses vornehm denkenden und vornehm handelnden Diplomaten fanden große Befriedigung in gesellschaftlichem Glanze.

Die tiefe Zuneigung zu Frankreich und die Hoffnung, Frankreich einstens wiederum als Schutzstaat des Heiligen Stuhles ansprechen zu dürfen, wie vor

1870, hat Lefebvre sowohl dem verstorbenen Papste als auch seinem Staatssekretär, Kardinal Rampolla del Tindaro, eingepflanzt. Seiner klugen, systematischen Tätigkeit war auf diesem Gebiete ein Erfolg beschieden, wie er in neueren Zeiten selten einem Chef de mission zuteil geworden ist. Ohne daß man eine unmittelbare Beeinflussung durch Lefebvre nach dieser Richtung anzunehmen braucht, erklärt sich die oft empfundene und oft beklagte Kühle der Kurie gegen die deutschen Katholiken und ihre Führer ganz ungezwungen aus der so offenkundigen großen Hinneigung zu Frankreich, obschon dieses Land und seine Katholiken der Kurie alle Jahre immer weniger zu bieten hatten und die Regierung die Kurie mißhandelte. Die weltgeschichtlich bedeutsame Täuschung, in der Leo XIII. und Kardinal Rampolla bezüglich der Stoßkraft, Ausdehnung und Widerstandsfähigkeit des französischen Katholizismus bis zu allerletzt befangen waren, machte eine vollständige Aenderung der Politik zu dringendster Notwendigkeit, als der neue Herr in den Vatikan eingezogen war. Der selbst für die Pessimisten noch überraschend gekommene allgemeine Zusammenbruch des Katholizismus in Frankreich gibt heute denjenigen recht, die dem eiteln Geschwätz der gesta Dei per Francos, jenem erfolgreichen Blender, stets machtvoll entgegengetreten sind. In der jüngsten Entwicklung hat sich aber die vatikanische Diplomatie der französischen gegenüber so großartig überlegen gezeigt, daß niemand zweifeln kann, wem hier die Palme zuerkannt werden muß.

*

Die österreichische Vertretung beim Heiligen Stuhle ist nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches die folgende:

Als außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister:

Graf Khevenhüller	beglaubigt	von	1802	IV	5	bis	1809	IX	20
Ritter von Lebzeltern . . .	„	„	1814	IV	4	„	1816	IV	19

Als bevollmächtigter Minister:

Graf Apponyi	beglaubigt	von	1816	V	22	bis	1817	V	10

Als außerordentliche Botschafter:

Fürst Kaunitz-Rietberg . .	beglaubigt	von	1817	V	20	bis	1820	I	8
Graf Apponyi	„	„	1820	VI	27	„	1826	I	8
Graf Lützow	„	„	1826	I	2	„	1848	V	6

Als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister:

Graf Esterházy	beglaubigt	von	1848	XII	31	bis	1856	I	25

Als außerordentliche Botschafter:

Graf Colloredo Wallsee . .	beglaubigt	von	1856	I	25	bis	1859	VI	19
Freiherr von Bach	„	„	1859	VIII	21	„	1865	IX	25
Freiherr von Hübner . . .	„	„	1865	IX	29	„	1867	XII	13

Als außerordentliche Botschafter:

Graf Crivelli	beglaubigt	von	1867	XII	13	bis	1868	V	2
Graf Trautmannsdorff . .	„	„	1868	IX	19	„	1872	IV	25
Freiherr von Kübeck . . .	„	„	1872	V	25	„	1873	V	14
Graf Paar	„	„	1873	XI	19	„	1888	X	14
Graf Revertera	„	„	1889	IV	27	„	1901	X	14
Graf Szécsen von Temerin .	„	„	1901	XII	30.				

Aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist weitaus der berühmteste unter den aufgeführten Diplomaten Rudolf Graf Lützow. Die Geschichte dreier Konklavia weiß von ihm als dem geschickten Anwalt österreichischer Interessen im Kleide eines Konklavebotschafters in besonderer Mission zu erzählen. In allen Erörterungen über das sogenannte Vetorecht der katholischen Mächte — Spanien, Portugal, Frankreich, Oesterreich und beide Sizilien — spielt seine Tätigkeit eine große Rolle. Freiherr von Hübner ist weniger durch seine diplomatische Tätigkeit in Rom als durch seine Weltreisen und seine Werke bekannt. In den uns näherliegenden Zeiten ragt Ludwig Graf Paar durch eine ununterbrochene fünfzehnjährige diplomatische Tätigkeit an der Kurie hervor. Er war von großem Einfluß bei Pius IX., der, älter werdend, die ärgerlichen, von Oesterreich verursachten Vorfälle bei seinem Konklave vergessen hatte; und Graf Paar verstand es auch gleich, sich mit Leo XIII. auf guten Fuß zu stellen. Soweit man das von dem unnahbaren Leo sagen kann, trat Graf Paar im Laufe der Jahre in ein intimes Verhältnis zum Papste, der ihn sehr hoch schätzte und ihm überaus wohl wollte. Es konnte darum nicht überraschen, daß der Pontifex ihm bei seinem Scheiden aus dem Dienste den Christusorden verlieh, mit dem er im übrigen, wie bekannt, so außerordentlich sparsam war. Ein in so hohem Ansehen stehendes Komturkreuz — ein Großkreuz dieses päpstlichen Ordens gibt es nicht —, das nur bei ganz besonderen Anlässen verliehen wird, konnte nur als Abschluß einer vom Papste als ganz bedeutsam angesehenen langen Tätigkeit verliehen werden.

Am 30. Dezember zog Graf Szécsen von Temerin in den Palazzo di Venezia ein. Nach einer langen Reihe von Oesterreichern folgte er als Ungar. Vorher war er Sektionschef im Ministerium des Kaiserlichen Hauses und des Aeußeren. Graf Szécsen ist eine schlanke, gewandte Erscheinung, welcher der rote Rennfrack ausgezeichnet steht. Sein beweglicher Geist vermag sich schnell in die verschiedensten Lagen hineinzufinden. Als aber der Wechsel im Pontifikate und Staatssekretariate eintrat, benutzte er die Gelegenheit, um in kluger Weise den höchst unangenehmen Eindruck des Vetos langsam vergessen zu machen und sich eine angenehmere Position zu sichern. Auf Grund der verschiedensten Einflüsse ist das auch möglich geworden, trotzdem Giuseppe Sarto in seiner Kaplanszeit in höchst lebhafter Weise sich an der allgemeinen Bewegung gegen Oesterreich — fuori lo straniero! — beteiligt hatte. Ich glaube einen ganz augenscheinlichen Beweis für die erhebliche Besserung der Beziehungen

darin erblicken zu sollen, daß der Staatssekretär Kardinal Merry del Val nach dem jüngst erfolgten Tode des Kardinals Steinhuber das Protektorat über die deutsche Nationalanstalt der Anima übernommen hat. Die Anstalt steht unter dem Schutze des österreichischen Kaisers, der den Rektor derselben ernennt. Die Botschafterin widmet sich mit großer Hingebung den charitativen Angelegenheiten der deutschen Kolonie Roms.

Die bayrische ist die älteste aller heute an der Kurie bestehenden Gesandtschaften. Ihr an Rang hervorragendster Chef war der schon genannte Kardinal Häfelin. Seine Nachfolger waren Freiherr von Malzen, Graf Spaur, Freiherr von Berger, Herr von Sigmund, Graf von Taufkirchen, Graf von Paumgarten, Freiherr von Cetto und Freiherr von Guttenberg.

Graf Spaur ist berühmt geworden dadurch, daß er im Verein mit der Gräfin den Papst Pius IX. im Jahr 1848 aus den Händen der Aufständischen von Rom nach Gaëta ins Königreich beider Sizilien rettete. Ihm und seinem Erben wurde zum Lohne für die bewiesene Hingabe und Aufopferung eine ewige Rente ausgesetzt, die der Heilige Stuhl nach wie vor regelmäßig auszahlt. Freiherr Anton von Cetto, der das Deutsche mit derart englischem Akzent sprach, daß man oft Mühe hatte, ihn zu verstehen, kam Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Rom. Zuerst war er längere Zeit als Sekretär und dann als Geschäftsträger tätig, bevor er am 18. Januar 1883 der Nachfolger des Gesandten Grafen von Paumgarten wurde. Seine Stärke war die genaue Information über alle Minutiae der Kurie in Hof und Verwaltung.

Der St. Petersburger Gesandte Freiherr von Guttenberg wurde vor kurzer Zeit sein Nachfolger. Als glänzender, gewandter und geistreicher Redner war er schon an der Newa bekannt gewesen. In Rom hielt er an Kaisers Geburtstag 1906 die Festrede, die sich weit über das Niveau solcher Huldigungsgrüße hinaushob und alle Zuhörer lebhaft begeisterte. Im katholischen Leseverein fand er herzliche Worte warmen Empfindens und stellte seine aktive Anteilnahme an den Geschicken des blühenden Vereins in Aussicht. Er trat mitten in die deutsche Kolonie hinein, wie es Kronprinz Ludwig von Bayern in so unübertrefflicher Weise getan hatte. Ein jegliches Bestreben vaterländischer oder charitativer Art findet bei dem Gesandten teilnahmsvolles Verständnis, und die diplomatischen Geschäfte seines Staates erfahren eine großzügige Behandlung. Im Palazzo Cardelli findet man für vernünftige Wünsche jederzeit ein geneigtes Ohr.

An andrer Stelle habe ich früher betont, daß Agenten ohne öffentlichrechtlichen Charakter die Beziehungen zwischen Preußen und dem Heiligen Stuhle im achtzehnten Jahrhundert unterhielten. Nachdem Preußen aber die Möglichkeit geboten war, diese Agenten an der Kurie, die stets Italiener waren, aufzugeben und eine geordnete diplomatische Vertretung einzurichten, wird die Tätigkeit der Ministerresidenten und Gesandten im ganzen durch eine Anzahl hervorragender Ereignisse gekennzeichnet: den Abschluß des Konkordates unter Pius VII., den großen Mischehenstreit unter Gregor XVI. und die Beilegung des Kulturkampfes unter Leo XIII. Unter den Männern, die Preußen an der Kurie vertraten, sind

weltbekannte Größen: Humboldt, Niebuhr und Bunsen, ragen besonders hervor Graf von Arnim und Herr von Schlözer. Gewaltige Gelehrte wechseln ab mit Diplomaten von Fach und hohen Militärs.

Bald waren die Beziehungen zum Heiligen Stuhle herzliche, bald die denkbar schroffsten, bald suchte man die Hilfe des Papstes und ernannte ihn zum Schiedsrichter in internationalen Verwicklungen, bald glaubte man ohne ihn die Verhältnisse der preußischen Katholiken einseitig regeln zu können. Dieses Auf und Ab, dieser Wechsel in den Auffassungen gibt der Geschichte der preußischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhle etwas dramatisch Bewegtes und weltgeschichtlich Bedeutsames, das keiner andern diplomatischen Vertretung gleichen Ranges in Rom eigen ist.

Im Jahr 1854 erwarb die preußische Regierung den Palazzo Caffarelli und bestimmte ihn als Sitz der Gesandtschaft, nachdem die Diplomaten daselbst schon seit lange zur Miete gewohnt hatten. Nach Gründung des Deutschen Reiches wurde er diesem für die Botschaft überlassen, und seither wohnen die preußischen Gesandten wieder zur Miete: Palazzo Capranica, Villino Santafiora, Palazzo Odescalchi und jetzt Palazzo Taverna.

Dr. Kurt von Schlözer[1]) wurde im Jahr 1881 zur Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen nach Rom gesandt. Der französische Botschafter Lefebvre de Béhaine kennzeichnete seinen preußischen Kollegen folgendermaßen: „Hochgebildet, von gutem Humor, ein feiner Kopf, war er zugleich dem Fürsten Bismarck durchaus ergeben, aber auch ein Feind jener religiösen Leidenschaften, womit sich die Anführer der nationalliberalen Partei beim Beginn des Kulturkampfes durchdrungen hatten." Weiterhin erzählt der Botschafter, daß es zwischen dem Staatssekretär Kardinal Jacobini und Herrn von Schlözer häufiger zu ernsten Auseinandersetzungen gekommen sei. Dem Gesandten „machten Seine Eminenz den Vorwurf, daß er sich in irrtümlichen Auffassungen bewege, deren Elemente er aus dem Umgang mit mehr oder weniger abgestandenen Prälaten schöpfe, die zum päpstlichen Hof keinen Zutritt hatten und die Angelegenheiten dem Herrn von Schlözer in falschem Lichte darstellten". Ob der Staatssekretär mit diesen Vorwürfen recht hatte, ist zum mindesten zweifelhaft. Tatsache ist nur, daß Schlözer neben seinen sonstigen Informationsquellen sich eng an die feinsten diplomatischen Köpfe des Vatikans anschloß.

Nach dem Gesandten von Schlözer wurde Otto von Bülow an die Kurie gesandt. Während der Junggesellenhaushalt des ersteren sich nur für einen erlesenen Kreis von Freunden und Bekannten öffnete, verstand es Bülow, unterstützt von seiner Tochter Marie, eine allgemeinere Geselligkeit zu pflegen. Schlözer rühmte sich, daß er mit seinen ausgesuchten Weinen manchen Erfolg in der

[1]) Bis 1887 war Freiherr von Rotenhan ihm als Legationssekretär beigegeben. — Anmerkung der Redaktion. Das Urteil des Verfassers über Herrn von Schlözer, welcher einer unsrer hervorragendsten Diplomaten war, können wir nicht teilen. Derselbe genießt noch heute auch in vatikanischen Kreisen Verehrung, weil es durch seine Verhandlungen mit dem Kardinal Jacobini ermöglicht wurde, den Kulturkampf zu beseitigen.

Prälatur errungen habe. Steife Diners waren nicht sein Fall, denn er wußte, daß in einem Milieu wie dem vatikanischen etwas mehr als Korrektheit verlangt wird. Dort pflegen „Esprit" und intime Kenntnis der Verhältnisse und Persönlichkeiten meist ausschlaggebende Faktoren zu sein.

In der Erledigung seiner diplomatischen Geschäfte war Schlözer scharf und überaus fleißig. Seine Berichte enthalten ausgezeichnete Beobachtungen und werfen grelle Streiflichter auf den hin und her wogenden Kampf um Konzessionen zwischen der Wilhelmstraße und dem Vatikan. Nach dem Scheiden Bismarcks schien im Auswärtigen Amt das Verständnis für die hervorragenden Eigenschaften Schlözers im Schwinden. Als dieser Leben und Geist atmende Diplomat einige Jahre später starb, schrieb einer seiner Freunde in seinen vor nicht langer Zeit veröffentlichten Erinnerungen: „Es ist, als sei die Welt langweiliger geworden, seit Kurt von Schlözer uns nicht drastisch mehr sagt, wie dieselbe in seinem Kopf gerade zu dieser Stunde sich malt. Erfahrung ohne Müdigkeit, Tüchtigkeit ohne Pedanterie sind an dem Baum unsers Daseins erquickliche, aber seltene Früchte."

Unter dem Gesandten von Bülow ging alles seinen ruhigen Gang.

Bülows Nachfolger, Freiherr von Rotenhan, wurde am 27. Dezember 1898 und nach Beginn des neuen Pontifikates wiederum am 18. August 1903 akkreditiert. Er brachte künstlerisches und ästhetisches Verständnis mit, wie er auch selbst als Klavierspieler hochgeschätzt wird. Seine Stellung faßte er im Sinne eines Grandseigneur der alten Schule auf, richtete seine Wohnung danach ein und pflegte eine dementsprechende Geselligkeit vornehmen Stiles. Persönlich ist er einfach und anspruchslos.

Der Gesandte von Rotenhan, dessen Verabschiedung und Ersetzung durch Dr. von Mühlberg gemeldet wurde, genießt die Sympathien der vatikanischen Kreise wegen seiner ruhigen, vornehmen Art. Man verhandelt gerne mit ihm, weil man stets sicher ist, daß er in vollster Loyalität vorgeht.

Es mag noch erwähnt werden, daß Freiherr Mumm von Schwarzenstein, der eine so fabelhaft schnelle diplomatische Karriere gemacht hat, eine Zeitlang an der preußischen Gesandtschaft am Vatikan gearbeitet hat; ferner daß Herr von Bohlen und Halbach Fräulein Krupp in Rom kennen lernte, als er Legationsrat bei Freiherrn von Rotenhan war.

Von allen bisher genannten Staaten ist Preußen der erste, der zwar einen Minister an der Kurie beglaubigt, selbst aber keinen kurialen Diplomaten bei sich zuläßt. Bei zahlreichen Protestanten würde sich ein Sturm der Entrüstung erheben, wenn die preußische Regierung je einwilligen sollte, einen Nunzius in Berlin zuzulassen. Haben doch schon die wenigen Kondolenz- oder Beglückwünschungsnunzien, die an den preußischen Hof geschickt wurden, Argwohn genug erregt, so daß kein Minister der äußeren Angelegenheiten je der Errichtung einer Berliner Nunziatur das Wort zu reden wagen würde.

*

Je nachdem die Conservateurs oder die Libéraux in Belgien am Ruder sind, scheint es eine vatikanische Gesandtschaft dieses Landes zu geben oder nicht. So war es wenigstens in der Vergangenheit; ob in Zukunft, gleichgültig, welche Partei gerade am Ruder ist, dieser diplomatische Posten zum eisernen Bestand gerechnet werden wird, muß man abwarten. Was die praktische Betätigung seines Katholizismus betrifft, so ist der gegenwärtige belgische Gesandte Baron Maximilian d'Erp unzweifelhaft der eifrigste von allen. Die geistvolle Baronin d'Erp nimmt es in der Unterhaltung mit jedem auf, und es müßte merkwürdig zugehen, wenn diese gescheite und belesene Frau einmal den kürzern zöge. Auch die Waffen der Ironie und des Sarkasmus weiß sie zuweilen mit großem Erfolge anzuwenden. Da die Beziehungen zwischen Belgien und dem Vatikan zurzeit sehr gute sind, so ist die Stelle eines kurialen Gesandten eigentlich eine Sinekure. Daß die Gesandtschaft mit zwei Sekretären und einem Attachés besetzt ist, entspringt dem Wunsche der jüngeren Diplomaten, in amtlicher Stellung Rom kennen zu lernen.

Bolivia unterhält seit 1856, wenn auch mit Unterbrechungen, eine diplomatische Mission beim Heiligen Stuhle. Nach dem Tode des obengenannten Ministro delle quattro potenze, des Marquis Don Fernando de Lorenzana, wurde der Sekretär der monagassischen Gesandtschaft Guido Fausti zu dessen Nachfolger als bolivianischer Gesandter ernannt. Da er aber fortfuhr, seine Dienste nach wie vor dem Gesandten von Monako zu widmen, so war die Lage doch zu gespannt, als daß sie lange hätte andauern können. Handelte er in seiner Eigenschaft als bolivianischer Gesandter, so war er Exzellenz, trat er aber als monagassischer Gesandtschaftssekretär auf, so war er il Signor Guido Fausti. Sogar er selbst empfand schließlich diese Zwitterstellung peinlich, und er legte darum seinen Gesandtenfrack ab. Daß er sich in seiner einfacheren Stellung als Gesandtschaftssekretär beim Grafen Wagner wohlfühlt, beweist der Umstand, daß er sich heute noch in derselben befindet. Der jetzige bolivianische Gesandte Joachim Caso ist seit 1901 beglaubigt.

Auch nach der Trennung von Kirche und Staat in Brasilien, die in völligem Frieden mit Rom und zur vollständigen Zufriedenheit der Kirche durchgeführt worden ist, beschicken sich beide Mächte mit diplomatischen Vertretern. Vier Jahre nach der allgemeinen Anerkennung des brasilianischen Kaiserreiches, die am 29. August 1825 erfolgte, finden wir einen Geschäftsträger in Rom. Im Jahr 1834 wurde die Vertretung erweitert, indem der Cavaliere G. da Rocha zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister ernannt wurde. Mit kurzen Unterbrechungen folgten sich die brasilianischen Diplomaten in Rom, deren letzter, Dr. Bruno Gonçalves Chaves, seit dem 12. Oktober 1902 an der Kurie beglaubigt ist.

Während früher, in den vierziger und fünfziger Jahren, eigne chilenische Vertreter nach Rom gesandt wurden, hat sich später die Gewohnheit entwickelt, die ganze stets reichbesetzte Pariser Gesandtschaft — zurzeit außer dem Chef de mission noch zwei Sekretäre und drei Attachés — auch mit der

Wahrnehmung der kurialen Geschäfte zu betrauen. Infolgedessen ist die Anwesenheit des chilenischen Gesandten in Rom immer nur durch ein wichtiges Geschäft bedingt, was nicht zu häufig vorkommt.

Neu-Granada, jetzt Vereinigte Staaten von Kolumbia, hatte schon früh diplomatische Beziehungen zur Kurie. Die Geschäftsträger wurden später von Gesandten abgelöst. Es ist zurzeit üblich, daß der in Madrid beglaubigte Gesandte auch die geistlichen Geschäfte in Rom in gleicher Eigenschaft erledigt.

Die Republik Costa Rica hatte erst besondere Gesandte an der Kurie, deren erster der Marquis de Lorenzana war. Späterhin ging die römische Vertretung auf den Pariser Gesandten über, wie es auch heute noch ist.

Der Nizzarde Eugène-Amédée Astraudo erhielt am 26. April 1898 den erblichen römischen Herzogstitel von Leo XIII., der ihm dazu verhalf, als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Dominikanischen Republik am 31. Dezember 1900 in Rom einziehen zu können. Daß ihm ein Legationsrat, ein ordentlicher und ein Gesandtschaftssekretär honoris causa zur Seite stehen, könnte den Anschein erwecken, als ob die Zahl der Einläufe eine große und die Arbeit eine kaum zu bewältigende sei. Dem ist doch nicht so. Der Sekretär Mansella war bis zum vergangenen Jahre in gleicher Eigenschaft bei der Gesandtschaft von Nikaragua beschäftigt.

Von der Republik Ekuador ist nach der Abberufung des Gesandten Carrea kein weiterer Vertreter abgeordnet worden.

Der Berliner Gesandte von Haiti, Dr. Dalbémar Jean-Joseph, versieht auch die Legation an der Kurie.

Seit 1861 sind nur wenige Gesandte von Honduras in Rom gewesen. Der letzte ist 1892 abberufen worden, und seit jener Zeit ist die Stelle unbesetzt geblieben.

Der Fürst von Monako sandte 1867 den Cavaliere Naldini als Geschäftsträger an die Kurie, der später zum Gesandten ernannt wurde. Sein Nachfolger wurde der Aachener Graf Julius Wagner, der zugleich auch den Wiener Posten mitversieht. Wenn einmal eine etwas wichtigere Sache zur Bearbeitung kommt, was naturgemäß selten genug eintrifft, so ist der deutsche Prälat Dr. Heinrich Pick der inoffizielle Berater des Gesandten. Die aufregendste Sache war seinerzeit, den Plan des monagassischen Gesandten am Quirinal zu durchkreuzen, der den Fürsten veranlassen wollte, dem König in Rom einen Besuch zu machen. Da Albert-Honoré-Charles der erste katholische Fürst gewesen wäre, der amtlich im Quirinal Besuch gemacht hätte, so verlohnte es sich der Mühe, das zu hintertreiben, was auch gelang.

Bis zum vergangenen Jahre war Graf Matzenauer Gesandter von Nikaragua, der bis jetzt noch keinen Nachfolger erhalten hat.

Der letzte in der Reihe der Gesandten ist der peruanische, Juan M. de Goyeneche, der seit dem 15. November 1887 beglaubigt ist. Lange Jahre hindurch war er auch mit der Wahrnehmung der Pariser Geschäfte betraut, was jetzt allerdings nicht mehr der Fall ist.

Der einzige Ministerresident unter den kurialen Diplomaten ist der russische Vertreter Sergius Sazonow.

Endlich ist Argentinien durch einen Geschäftsträger, den Dr. Alberto Blancas, in Rom vertreten.

*

Unter den aufgeführten Staaten befinden sich vier, die Botschaften beim Heiligen Stuhle unterhalten: Oesterreich, Spanien, Portugal und Frankreich; letztere ist allerdings zurzeit unbesetzt. Die europäischen Staaten, die Gesandte an die Kurie schicken, sind: Bayern, Belgien, Monako und Preußen; von außereuropäischen Gesandten sind zu nennen diejenigen von Bolivia, Brasilien, Chile, Kolumbia, Costa Rica, Dominikanische Republik, Ekuador, Haiti, Honduras, Nikaragua und Peru. Drei derselben weisen augenblicklich keine Titulare auf, nämlich Ekuador, Nikaragua und Honduras. Die Gesandten von Chile, Kolumbia, Costa Rica und Haiti sind im Hauptamte in Paris, Madrid, Paris und Berlin beschäftigt; die römischen Aufträge werden im Nebenamte erledigt, obschon diese Diplomaten in regelrechter Weise auch an der Kurie beglaubigt sind. Endlich ist der römische Gesandte von Monako im Nebenamte mit der Erledigung der Wiener Geschäfte betraut.

*

Nichtkatholisch ist der preußische Gesandte und der russische Ministerresident. Für sie greifen jene Aenderungen des Zeremoniells Platz, die unter Pius VII. für derartige Fälle vorgesehen wurden. Sie sind natürlich auch nicht gehalten, unmittelbar nach der Ueberreichung ihrer Beglaubigungsschreiben in Begleitung hoher vatikanischer Würdenträger das Grab des heiligen Petrus in der vatikanischen Basilika zu besuchen, wie das für alle Chefs de mission katholischer Konfession vorgeschrieben ist. Sie werden jedoch, gerade wie ihre katholischen Kollegen, zu allen großen kirchlichen Feierlichkeiten, an denen der Papst teilnimmt, eingeladen und leisten der Einladung stets pünktlich Folge.

Ein in Rom ankommender Botschafter ist gehalten, nach seiner Antrittsaudienz die Prälatur, die römische Aristokratie und das heilige Kollegium zu einem großen Abendempfang einzuladen, womit er sich bei ihnen bekannt macht. Es ist althergebrachte Sitte, daß jeder Botschafter in jedem Winter ein oder zwei ähnliche Feste gibt, zu denen die Einladungen im gleichen Umfange ausgesandt werden.

Alle bei der Kurie beglaubigten diplomatischen Missionen haben an der Stirnseite des Palazzo, in dem sie wohnen, ihr Landeswappen und das Wappen des regierenden Papstes anzubringen. Es ist dagegen nicht üblich, daß sie bei festlichen Gelegenheiten Fahnen heraushängen.

Die Botschafter und Gesandten pflegen, wenn Prälaten ihres Landes nach Rom kommen, um den roten Hut zu empfangen, diesen ihre Gemächer für die aus diesem Anlasse stattfindenden Empfänge zur Verfügung zu stellen. Zu Ehren

dieſer neuernannten Purpurati werden dann in der Regel auch von den betreffenden diplomatiſchen Vertretern größere Feſte veranſtaltet.

Jeden Dienstag und Freitag empfängt der Kardinalſtaatsſekretär alle Diplomaten, die ſich zur Audienz einfinden. Etwaige Verhandlungen mit andern päpſtlichen Behörden haben nur durch ſeine Vermittlung ſtattzufinden, wie auch alle Mitteilungen dieſer an die Diplomaten ihm zur Beſorgung übermittelt werden.

Zur Frauenfrage[1]

Von

Dr. H. Thiel, Wirklichem Geheimen Rat, Miniſterialdirektor

Es kann nicht meine Abſicht ſein, heute die ganze Frauenfrage zu beſprechen; was ich hier ausführen will, ſoll ſich in der Hauptſache nur auf die aus den gebildeten Kreiſen ſtammenden Frauen der Neuzeit beziehen, die eine dem Manne gleiche Bildung und die Berechtigung zur Ausübung von Berufen erſtreben, die bisher den Männern vorbehalten waren. Daneben laufen dann noch eine Anzahl von Forderungen, die auch weitere Frauenkreiſe umfaſſen und die Käthe Schirmacher in ihrer Schrift über die moderne Frauenbewegung wie folgt aufſtellt:

„Volle Rechts- und Handlungsfähigkeit der Ehefrau. Aufhebung jeder Ausnahmebeſtimmung gegen das weibliche Geſchlecht. Rechtliche Verantwortlichkeit des Mannes auf geſchlechtlichem Gebiet. Frauenwahlrecht. Anerkennung des hohen Wertes ſozialer Frauenarbeit und der Unvollſtändigkeit, Härte und Einſeitigkeit jeder ausſchließlichen ‚Männerwelt‘.“

Man iſt all ſolchen Forderungen vielfach entgegengetreten, indem man die Frauen kurzweg als geiſtig und körperlich den Männern gegenüber minderwertig bezeichnete und ihnen die Fähigkeit für die von ihnen beanſpruchte Ausbildung und Tätigkeit ganz allgemein abſprach. Dies wurde dann von den Frauenrechtlern entſchieden beſtritten oder, wenn in einzelnen Beziehungen zugegeben, mit der langjährigen Verkümmerung infolge Nichtgebrauchs der betreffenden Fähigkeiten erklärt, ein Mangel, der durch entſprechende Uebung ſich wieder verlieren werde. Mag man nun die geiſtigen Fähigkeiten des Menſchen auf eine unſterbliche Seele zurückführen, die in den Körper nur auf Zeit wie in ein Futteral geſteckt iſt, oder mag man die geiſtige Tätigkeit nur als eine Funktion des Körpers auffaſſen, ſo wird man bei der auch im erſteren Falle unleugbaren Beeinfluſſung der Seele durch den Körper beiderſeits anerkennen müſſen, daß große und künſtlich nicht aufzuhebende Unterſchiede zwiſchen der geiſtigen Begabung von

[1] Abgekürzt nach einem Vortrag, gehalten in der Staatswiſſenſchaftlichen Geſellſchaft Berlin, den 25. März 1907.

Männern und Frauen naturgesetzlich bestehen. Rein naturwissenschaftlich betrachtet wäre es auch ganz unverständlich, wenn die so tiefgehende und das ganze Leben beherrschende geschlechtliche Verschiedenheit ohne Einfluß auf die körperlichen und geistigen Fähigkeiten sein sollte. Ich will in dieser Beziehung nur daran erinnern, daß es trotz der vielen von Damen getriebenen Musik kaum eine berühmte Tonsetzerin gibt, die sich als solche und nicht als ausübende Künstlerin mit den großen Musikern vergleichen könnte. Hiermit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die weibliche Begabung gegenüber der des Mannes eine minderwertige sei, nein, sie ist nur eine wesensverschiedene, und ich will gern zugeben, daß die Frauen in manchen geistigen Eigenschaften den Männern sogar entschieden überlegen sind. Der ganze Streit um die gleiche oder verschiedene Begabung hat auch für die vorliegende Frage, ob die Frauen befähigt wären, Männerausbildung zu erwerben und Männerarbeit zu tun, praktisch gar keinen entscheidenden Wert. Denn wenn die Frauen auch den letzten und höchsten Aufgaben nicht so gewachsen sein sollten wie die Männer, so ist doch das Maß von Klugheit, das die große Mehrzahl der Männer zu ihrer Berufsarbeit verbraucht, nicht so überwältigend groß, als daß man es nicht auch den Frauen zutrauen dürfte. Die entscheidenden Gründe für die Zulassung oder Nichtzulassung der Frauen zu bestimmten Berufen liegen auf ganz anderm Gebiete als dem der geistigen und körperlichen Fähigkeiten.

Die Bewegung der Frauen zur Erlangung der Möglichkeit, selbständige Stellungen zu bekleiden, ist eine Folgeerscheinung der verminderten Heiratsmöglichkeit und des Ueberschusses der Anzahl der Frauen über die der Männer. Das wird auch früher nicht sehr viel anders gewesen sein, allein einesteils war für die ledig bleibenden Frauen in den gefestigteren Familienverhältnissen und dem größeren Maß von damals noch erforderlicher Hausindustrie sowie in mancherlei Einrichtungen, worunter die Klöster in erster Reihe zu nennen sind, ein besserer Unterschlupf vorhanden und dann auch das persönliche Selbstgefühl noch nicht so entwickelt. Jetzt wird jede Unterordnung und jede Versorgung, die wie eine Gnade aussieht, übel empfunden und zumal der Gedanke, um der Versorgung willen auch einen weniger angenehmen Mann nehmen zu müssen, als eine Entwürdigung angesehen; das mag manchmal etwas übertrieben sein; aber man muß die zugrunde liegende Gesinnung anerkennen. Soll man aber deswegen nun die Frauen den Männern ganz gleichstellen und ihnen alle Berufe eröffnen? Gewöhnlich wird diese Frage schon wegen der Hemmungen, die in der körperlichen Verfassung der Frauen liegen, verneint, allein darüber würde man wohl hinwegkommen können, ebenso wie sich unsre weibliche Arbeiterbevölkerung damit abfinden muß; ein tiefergehender Gegengrund liegt in der Gefahr einer allgemeinen Verrohung, die zu befürchten steht, wenn die Frauen selbständige Berufe ergreifen und auf allen Gebieten mit den Männern und unter sich in den Kampf ums Dasein eintreten. Die größere Herzenshärtigkeit und geringere Gemütsentwicklung, die im allgemeinen den Männern eignet, ist gewiß zum Teil schon eine natürliche Mitgabe ihres Geschlechts, aber doch ganz

wesentlich ausgebildet durch die Verhältnisse, unter denen der Mann, losgelöst von dem Elternhause und der Familie, um die Erringung einer gesicherten Lebensstellung kämpfen muß. Daß die schädlichen Folgen hiervon nicht immer stärker in die Erscheinung treten, hat seinen Grund darin, daß der Mann, solange wenigstens wie die Frauen echte Weiblichkeit sich bewahren können, von seiner Mutter eine Mitgift an feinerem Gemüt als wertvollstes Erbteil mit auf den Lebensweg bekommt, wodurch der Steigerung der rauheren männlichen Eigenschaften in jeder Generation wieder entgegengewirkt wird. Diese Gegenwirkung würde wegfallen oder doch ganz erheblich abgeschwächt werden, wenn die Frauen, aus dem Frieden des Hauses auf den Markt des Lebens geworfen, sich hier mit all den guten und schlechten Mitteln, die der Wettbewerb nun einmal mit sich bringt, behaupten müßten. Kein Goethe späterer Zeit würde dann noch sagen: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edeln Frauen an."

Man kann hiergegen auch nicht einwenden, daß sich solche Folgen bei den jetzt schon in selbständige Stellungen eingetretenen Frauen nicht gezeigt hätten. Solche Charakteränderungen vollziehen sich nur langsam in der Folge der Geschlechter; durch jahrhundertelange Uebung und Sitte erworbene Eigenschaften halten naturgemäß noch lange vor, auch wenn sie ihren früheren Schutz verloren haben. Auch der Gegengrund dürfte nicht stichhaltig sein, daß es immer doch nur eine Minderzahl von Frauen sein würde, die sich auf diese Weise selbständig machen würde, die Mehrzahl werde doch nach wie vor in den sicheren Hafen der Ehe einlaufen und dort vor allen Folgen des Kampfes um das Dasein geborgen sein. Allein, was wird dann für den weiblichen Ton und die weibliche Würde maßgebend bleiben, die züchtige Hausfrau, die den Frieden des Hauses um so ungerner verlassen wird, je mehr sie draußen so ganz anders gearteten Geschlechtsgenossinnen begegnet, oder jene selbständigen Frauen, die nach und nach ganz von selbst einen Trumpf darauf setzen werden, es den Männern in jeder Beziehung gleichzutun? Und wie lange wird sich überhaupt die Ehe wenigstens in ihrer gegenwärtigen Verfassung halten lassen, wenn die Frauen sich auch ohne sie behelfen können! Man mag über die letzten Gründe der Moral denken, wie man will, das wird man zugeben müssen, daß es der Moral sehr zur Stärkung gereicht, wenn sie durch äußerliche Vorteile gestützt wird. Die gar nicht zu leugnenden Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Geschlechtsmoral sind doch nur so zu erklären, daß innerhalb gewisser Grenzen dem Manne die geschlechtliche Immoralität in seinem Fortkommen nicht hinderlich ist, während der Fehltritt dem Mädchen die Aussicht auf die Ehe und damit auf Versorgung und Lebensglück jetzt noch verschließt. Würde das immer so bleiben, wenn die Frau ganz unabhängig für sich und ihre Kinder allein sorgen kann? Auf die Korrektur solcher schlechten Sitten durch die öffentliche Meinung dürfte hierbei auf die Dauer kein Verlaß sein, sehen wir doch schon heute, was sich einzelne Frauen, ohne in ihrer gesellschaftlichen Stellung zu verlieren, in dieser Hinsicht erlauben dürfen. Man wird vielleicht geneigt sein, diese

Befürchtungen als philisterhafte Schwarzseherei zu belächeln, und von heute auf morgen werden ja auch solche Folgen nicht eintreten; es braucht auch wohl nicht noch besonders versichert zu werden, daß ich weit davon entfernt bin, all den tüchtigen Frauen, die heute schon selbständig im Erwerbsleben stehen, den Vorwurf zu machen, daß sie unsre Gesellschaftsordnung bewußt untergraben, allein wenn man die moderne Literatur über die Ehe, die freie Liebe und das Recht auf Mutterschaft u. s. w. ins Auge faßt und dabei bedenkt, wie wenig energischen und allgemeinen Widerspruch diese Phantasien finden, so kann man doch nachdenklich darüber werden, wohin denn dieser Weg führen wird und ob es nicht hohe Zeit ist, diesen Tendenzen entgegenzuarbeiten und die Schutzdämme zu erhalten, welche wir in unsern gegenwärtigen Einrichtungen besitzen. Hält man aber die Versorgung in der Ehe und die Möglichkeit, eine Ehe nur unter den gegenwärtigen Voraussetzungen eingehen zu können, für eine Stütze der Moral, so wird man nicht so leicht auch beliebige andre selbständige Erwerbsquellen für das weibliche Geschlecht schaffen. Ja, aber was wird dann aus all den braven Jungfrauen, die nicht zur Ehe begehrt werden oder die sich nicht diese Versorgung auf Kosten ihres Selbstgefühls erkaufen wollen? Ich könnte diesen Einwurf abtun mit der Ausführung, daß die Gesellschaft immer sehr grausam gewesen ist und unbekümmert um das Wohl und Wehe einzelner ihre Einrichtungen so getroffen hat, wie sie dem Wohle der Gesamtheit nach ihrer Ansicht jeweilig frommten. Doch ich will mich nicht ausschließlich auf diesen Satz kalter gesellschaftlicher Selbstsucht berufen und gern zugeben, daß es durchaus wünschenswert ist, Mittel und Wege zu finden, um die Anforderungen der Gesellschaft mit den Ansprüchen des zu kurz gekommenen Teils der weiblichen Bevölkerung auf eine befriedigende Wirksamkeit soweit wie irgend möglich zu versöhnen. Aus meinen vorstehend entwickelten Gedankengängen kann ich nur zu der Folgerung kommen, daß man den gebildeten Frauen nur solche Berufe öffnen solle und unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch öffnen müsse, die ihnen eine gedeihliche Tätigkeit und genügende Versorgung gestatten, ohne daß sie dadurch gezwungen sind, auf dem Markt des Lebens mit den Männern in schroffen Wettbewerb zu treten, also nur solche Berufe, die sie im Schutz des Hauses oder einer Korporation oder einer Behörde ausüben können. Ich sage das nicht, weil ich als Mann die Konkurrenz der Frauen fürchte und meinen Geschlechtsgenossen ein Monopol sichern will, mich bewegt dabei nur der Gedanke an die für die Gesellschaft unentbehrliche Erhaltung der Frau, die wesentlich Frau und Mutter und nicht auch Geschäftsfrau ist. Gibt es nun aber genügend solcher Frauenberufe, die meinen Anforderungen entsprechen? Von alters her wird hier alles, was Lehren und Pflegen heißt, zu nennen sein. Als neuen Beruf, wozu gerade die Frauen besonders geeignet sein dürften, möchte ich dann das große Gebiet der sozialen Arbeit hervorheben. Hier stehen keine staatlichen Hindernisse im Wege, keine langwierige Schulbildung, kein gelehrtes Studium, kein Examen ist vorgeschrieben, es genügt ein klarer Blick für menschliche Verhältnisse und menschliche Nöte und vor allem ein warmes Herz für die Mitmenschen, und ein schier unermeßliches

Arbeitsfeld öffnet sich für alle, die mehr nach innerer Befriedigung als nach äußeren Ehren trachten. Auch für alle, die darauf sehen müssen, daß die Beschäftigung ihnen den Lebensunterhalt sichert, finden sich hier immer mehr Stellungen mit genügenden, wenn auch bescheidenen Gehältern, und wo das noch nicht der Fall ist, wäre es dringliche Aufgabe, sie zu schaffen. Wer Gelegenheit gehabt hat, von der Wirksamkeit Kenntnis zu nehmen, die Frauen an der Spitze von Arbeiterinnenheimen und ähnlichen Anstalten entfalten, wird mir zustimmen, wenn ich behaupte, daß kein Studium, keine Vermehrung toten Wissens solche Befriedigung gewähren kann wie diese Arbeit, die sich direkt an die Menschen wendet und die edelsten Eigenschaften selbstloser Nächstenliebe voraussetzt und fördert. Man darf freilich bei extremen Frauenrechtlerinnen hiervon nicht reden; herrschen, nicht dienen ist ihr Ideal, und alle solche Tätigkeit wird als geringwertig eingeschätzt. Fängt man nun gar erst an, auch die stille häusliche Tätigkeit als ein wichtiges Feld weiblicher Wirksamkeit hervorzuheben, so kann man gewiß sein, im besten Fall als ein durchaus rückständiger Mensch mitleidig belächelt zu werden. Auf die Küche darf man erst recht nicht verweisen. Als ob nicht zum Kochen mehr Verstand und Geschick gehörte als zu einer Menge höchst ehrenvoll angesehener männlicher Arbeit. Auf all die übrigen häuslichen Künste der Frauen und die einer Steigerung bis zum Kunstgewerbe fähigen, jetzt so verachteten Handarbeiten will ich nur beiläufig hinweisen und nur noch bemerken, daß in manchen Familien bei unsern heutigen Dienstbotenverhältnissen schon erwogen wird, auf diese Gesellschaft ganz zu verzichten und alle häuslichen Arbeiten, soweit sie nicht ganz grober Natur sind, durch zur Haus- und Tischgenossenschaft gehörige Töchter aus gebildeten Familien ausführen zu lassen. In England und Amerika finden wir die Ladycook schon mehrfach, und auch bei uns ist die sogenannte Stütze der Hausfrau ein Uebergang zu solchen Verhältnissen. Wenn man das aber als eine Degradation für das weibliche Geschlecht ansieht und dagegen die beneidenswerte Stellung der Männer mit ihrer interessanten geistigen Tätigkeit anführt, so muß man doch fragen:

Wie viele Männer schweben denn überhaupt ständig in dem reinen Aether höchster Geisteswissenschaft und tiefsinniger Probleme? Das würde auch keiner auf die Dauer aushalten, ja viele Männer können sich ihr ganzes Leben lang sehr gut mit Arbeiten behelfen, die, rein geistig betrachtet, sehr gering einzuschätzen sind. Ich stehe nicht an, die tüchtige Direktion eines größeren Haushalts mit seinen vielerlei nie abbrechenden Sorgen und Mühen für eine Leistung zu halten, welche die Tätigkeit vieler auch höhergestellten Beamten weit übertrifft. Sie wird freilich nach außen hin nicht so anerkannt und geehrt, und damit ist ein Punkt berührt, der in der ganzen Frauenbewegung eine große Rolle spielt. Es handelt sich vielfach viel weniger um einen lohnenden Beruf als um Unabhängigkeit und ehrenvolle äußere Stellung. Dem ließe sich ja abhelfen, wenn auch auf die im Dienst des Gemeinwohls tätigen Frauen ganz paritätisch mit den Männern ein reicher Ordens- und Titelsegen sich ergösse, sofern ihnen dies irgendwelche Genugtuung bereitet. Wenn dann schließlich

auch in der Frauenwelt noch ein Defizit von Unversorgten übrigbleibt, die weder zur Heirat gelangen, noch in einer Familie dauernden Unterschlupf finden, noch praktische Befähigung genug haben, um sich einen passenden und lohnenden Erwerb zu schaffen, so erwächst daraus der Gesellschaft die Pflicht, für diesen Rest schon um deswillen zu sorgen, weil sie den Frauen nicht alle Berufe freigeben will. Was in früheren Zeiten die Klöster waren, die ja nicht ausschließlich religiösen, sondern auch ganz wesentlich Versorgungszwecken dienten, das müßten in unsrer Zeit weltliche Stiftungen sein, in denen solche Uebriggebliebene eine anständige Versorgung finden könnten. Wir haben ja vereinzelt schon solche Anstalten, aber viel zu wenig, und damit die Frauen nicht wieder über eine Herabsetzung gegenüber den Männern klagen, will ich gleich hinzufügen, daß ich solche Anstalten, die natürlich keinen Armenanstaltscharakter tragen dürfen, auch für in ihrer Laufbahn erfolglos gebliebene, sonst aber vorwurfsfreie Männer für ein bis jetzt noch nicht genügend befriedigtes Bedürfnis halte. Wir haben durch die Entfesselung der individuellen Kräfte, indem wir jeden auf sich selbst stellten, vieles erreicht, allein es ist auch mancher, der zu schwach war, in dem harten Kampfe untergegangen, da sich ihm kein Asyl bot, in das er sich vor der rauhen Welt flüchten konnte. Je schwieriger die Lebensbedingungen heute werden, desto mehr wird sich das Bedürfnis nach solchen Zufluchtsstätten gerade für Angehörige der gebildeten Stände geltend machen.

In gewisser Beziehung unabhängig von der Berufsfrage stehen die Fragen der weiblichen Bildung, die ja auch für die Frauen eine große Bedeutung haben, die einen bestimmten Beruf gar nicht anstreben. An und für sich ist das Streben nach Vertiefung der weiblichen Ausbildung gewiß nicht zu verwerfen, man muß es im Gegenteil durchaus anerkennen, wenn das Bedürfnis gefühlt wird, dem Leben einen tieferen Inhalt zu geben und die Zeit nicht mit gesellschaftlichen und sonstigen Nichtigkeiten zu vertändeln. Wenn man freilich glaubt, das Glück allein in der Vermehrung des Wissens finden zu können, so überschätzt man den Wert des Wissens in dieser Beziehung. Dauernd befriedigen kann nicht das immer doch nur Stückwerk bleibende Wissen, sondern nur die Arbeit zur Vermehrung des Wissens und das dadurch erlangte Gefühl geistigen Vermögens. Es ist auch durchaus nicht notwendig, daß die Frau, um in der Ehe eine ebenbürtige Genossin ihres Mannes sein zu können, eine spezielle Fachbildung, womöglich die ihres Mannes, haben muß. Es genügt vollständig, wenn ihr Geist so ausgebildet ist, daß sie die geistige Tätigkeit ihres Mannes würdigen kann. Die Harmonie in einer guten Ehe wird vielleicht eher dadurch verstärkt als gemindert, wenn Mann und Frau verschiedene Bildungswege eingeschlagen haben und dadurch sich gegenseitig Neues bieten können. Nach diesen Gesichtspunkten ist nun die moderne Frauenbildung weniger in Angriff genommen worden als von seiten der Ausbildung zu bestimmten Berufen: denn wesentlich um den Einwand zu entkräften, daß die Frauen nicht die gleiche geistige Ausbildung erlangen könnten wie die Männer, und daß sie darum auch keinen berechtigten Anspruch auf Zulassung zu allen Berufen erheben könnten, haben die strebsamen jungen

Damen sich darangegeben, all das Zeug zu lernen, mit dem die Schüler auf den Gymnasien gequält werden, und das ist ihnen als den freiwillig und energisch an diese Aufgaben Herantretenden auch vielfach besser und schneller gelungen als den widerwilligen Gymnasiasten. Mit diesen Leistungen haben sie dann den Schulbehörden so imponiert, daß man ihnen teils eigne Gymnasien und höhere Schulen nach dem Muster der alten eingerichtet, teils den Besuch der bestehenden höheren Schulen mit den Jünglingen in denselben Klassen gestattet hat. Ich möchte dies bedauern. Wollten die Frauen wirklich ein Neues schaffen und der Welt neue Wege weisen, so hätten sie gleich bei der Schule anfangen und zeigen sollen, daß man die wünschenswerte geistige Reife auf einem neuen Wege vollkommener erreichen könne als auf den ausgetretenen alten Schulpfaden. Von solchem revolutionärem Beginnen hielt sie aber das Ziel ab, dem sie alles zu opfern bereit waren, sie wollten ja in erster Linie den Beweis beibringen, daß sie alles so lernen könnten wie die Männer, daß sie alle vorgeschriebenen Prüfungen ebensogut bestehen und darum auch verlangen könnten, zu allen den Berufen und Stellungen zugelassen zu werden, zu denen diese Prüfungen befähigten. Wieviel fruchtbringender hätte all diese Arbeit sein können, wenn die Frauen sich zunächst auf all die freien Berufe geworfen hätten, die kein staatlicher Cerberus bewacht, und wenn sie dann in wirklich modernen, ihrer Eigenart und ihren Zielen angepaßten Schulen gezeigt hätten, daß sie es in wirklicher Bildung auf diesem Wege weiter bringen könnten als die Männer in ihren Schulen. Welcher Triumph wäre es dann geworden, wenn kluge Eltern für diejenigen ihrer Söhne, die nicht auf einen staatlich konzessionierten Beruf lossteuerten, um Aufnahme in eine solche Mädchenschule gebeten hätten, statt daß jetzt die Mädchen in Preußen noch vergeblich die Zulassung zu den höheren Knabenschulen erstreben. Damit wären wir denn zu der berühmten Streitfrage der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter gekommen. Für den eigentlichen Schulunterricht halte ich diese Gemeinsamkeit für am wenigsten bedenklich; was in den Elementarschulen, zumal auf dem Lande, vielfach notgedrungen stattfindet, sollte doch auch in den Schulen der höheren Bildung zulässig sein, obgleich hier in den oberen Klassen die Altersverhältnisse anders liegen. Allein bei verständiger Leitung können Mißstände vermieden und die Vorteile gewonnen werden, die in der Verfeinerung der Lebensart und in der Anstachelung des Ehrgeizes bei dem Zusammenarbeiten beider Geschlechter sich entwickeln.

Etwas anders liegt die Sache schon auf der Universität. Daß Studenten und Studentinnen zusammen Vorlesungen hören und zusammen in Laboratorien und Seminarien arbeiten, ist ja beinahe schon allgemeiner Brauch und auch einwandfrei, nur sollte man zur Schonung des weiblichen Zartgefühls einzelne Teile des medizinischen Unterrichts, speziell der Anatomie, für die Frauen in besonderen Kursen behandeln. Ein gemeinsames Studium setzt aber durchaus nicht voraus, daß nun auch die Studentin sich genau wie ein Student verhalten und ihr Leben so frei und ungebunden wie ein Student einrichten soll. Es ist doch ein Unterschied zu machen, ob die Studentin unter dem Schutz der eignen

oder einer befreundeten Familie steht, oder ob sie in einem eigens für Studentinnen eingerichteten Heim lebt, oder ob sie in irgendeinem beliebigen Studentenquartier sich aller akademischen Freiheit erfreut. Die Verteidiger dieser vollständigen Ungebundenheit berufen sich zum Beweise der Ungefährlichkeit dieser Freiheit auf die bisherigen Erfahrungen bei uns und vor allem auf die amerikanischen Zustände. Unsre Erfahrungen sind aber zu jung, um beweisend sein zu können, zumal wenn man die Nachwirkung früherer gebundener Sitten in Betracht zieht, und die Verhältnisse in Amerika sind in vieler Beziehung mit den unsern gar nicht zu vergleichen. Es können sich dort junge Leute beiderlei Geschlechts Besuche abstatten, Theater, Wirtshäuser zusammen besuchen, Landpartien machen, ohne daß darin etwas Kompromittierendes gesehen wird. Ob das immer so harmlos abgeht, ist schwer zu entscheiden. Denn in diesen Dingen wird nicht immer die Wahrheit gesagt, die einen suchen alles Bedenkliche zu verheimlichen, die andern ganz im Gegenteil renommieren mit Erfolgen, die sie nicht gehabt haben. Da könnten nur sehr erfahrene Geistliche, Aerzte und ähnliche Vertrauenspersonen ein maßgebendes Urteil fällen, und deren Ansichten sind geteilt, ja es scheint, daß man in letzter Zeit von der Begeisterung für die Koedukation mehr abkommt. Aber immerhin will ich zugeben, daß die Verhältnisse bis jetzt in Amerika haltbare geblieben sind und daß Karl Schurz recht hatte, als er mir gegenüber meinen Bedenken einwarf: „Ja, Sie dürfen nicht vergessen, daß wir in der Hauptsache doch ein frommes und tugendhaftes Volk sind.“ Das ist gewiß richtig, und ebensowenig wie man Frankreich nach Paris beurteilen darf, kann man an Amerika den Maßstab legen, den man aus den Skandalen des New-Yorker Highlife konstruieren könnte. Die Tugend, oder genauer gesprochen die geschlechtliche Tugend, hat auch in Amerika eine ganz andre Grundlage als in alten Kulturstaaten. In einem Lande, in dem alle die Ehehindernisse nicht bestehen, die sich bei uns von Jahr zu Jahr stärker geltend machen, in dem ausgiebige Arbeits- und Verdienstgelegenheit mit Freiheit vom Militärdienst zusammentrifft, die Menschen in privaten wie in amtlichen Stellungen viel jünger selbständig werden, wo außerdem jeder Bevölkerungszuwachs noch als eine Förderung des Nationalwohlstandes betrachtet wird und die in jeder Beziehung erleichterte Eheschließung die Verehelichung in jungen Jahren zur Sitte macht, da können viel höhere Ansprüche an die Moral der Männer erhoben und durchgeführt werden als bei uns, wo das Heiratsalter in den gebildeten Kreisen sich immer höher hinaufschiebt und dreißig Jahre bald schon nicht mehr als Normalzahl gelten werden. Auch mag gerade in Amerika die ausgebreitete Pflege des Sports und die weite Verbreitung der Abstinenz gegenüber alkoholischen Getränken günstig auf die Erhaltung eines höheren Standards der Geschlechtsmoral einwirken. Wie lange das in Amerika so bleiben wird, steht dahin, wir müssen jedenfalls diese Frage aus allgemeineren Gesichtspunkten beurteilen. In dieser Beziehung verdient es doch große Beachtung, daß unsre Verkehrssitten sich bis in die Neuzeit sehr viel strenger entwickelt hatten. Man muß doch annehmen, daß alle die Vorsichtsmaßregeln, die bei uns den

gesellschaftlichen Verkehr der Geschlechter regeln, nicht aus Bosheit oder Dummheit hervorgegangen, sondern Produkte langer Erfahrungen sind, die den Grundsatz „Besser bewahrt als beklagt" gezeitigt haben.

Wird es nun möglich sein, eine Kulturstufe zu erreichen, auf der alle solche Beschränkungen des Verkehrs fortfallen können, und ist es wünschenswert, auf die Erreichung einer solchen Entwicklung hinzuarbeiten? Die Entscheidung dieser Frage dürfte in dem Werte liegen, den man dem Vorhandensein starker Triebkräfte in der Nation beimißt. Wer das Ideal einer Nation darin sieht, daß sie aus lauter braven Mustermenschen besteht, die ruhig und geduldig ihre Arbeit tun und keine Leidenschaften kennen, der wird die Frage anders beantworten als der, welcher der Ansicht ist, daß alle großen Taten nur aus einem hohen Maß von Enthusiasmus entspringen und daß alle explosive Willens- und Tatkraft in geheimnisvoller Weise mit den geschlechtlichen Funktionen zusammenhängt. Statt langer physiologischer Ausführungen brauche ich ja nur auf den Einfluß der Kastration in dieser Beziehung hinzuweisen. Und was hat kürzlich noch der geistreiche Minister des Innern gesagt, als er im Abgeordnetenhause ein verwandtes Thema zu behandeln hatte und seine Rede damit schloß, daß es sich hier um eine Naturmacht handle, der wir am letzten Ende doch alle Leben und Kraft, Lust und Leid, Arbeits- und Schaffensfreudigkeit verdanken. Wer diese Ansicht teilt, wird es nicht als erstrebenswert ansehen, neutrale Wesen zu erziehen, die geschlechtlich so indifferent sind, daß man sie ruhig sich selbst überlassen kann. Mit solchen Leuten schlagen wir keine Schlachten und ernten wir keine Früchte heroischer Anstrengungen auf irgendeinem Gebiete menschlicher Tätigkeit und Aufopferung. Das Problem aber, Menschen mit solchen Triebkräften, wie wir sie wünschen müssen, zu einer solchen Selbstbeherrschung zu erziehen, daß sie all der Schranken nicht mehr bedürfen, die jetzt unsre ganze gesellschaftliche Verfassung noch in reichlichem Maße bietet, und daß sie dann doch ad libitum über alle die wünschenswerte Spannkraft verfügen, das halte ich für unlösbar, zumal dann, wenn im Laufe der Generationen die alten ererbten Vorstellungen und Gewohnheiten mit ihren strengen Auffassungen verloren gegangen sind.

Jedenfalls erscheint es ratsamer, in dieser Beziehung eher zu vorsichtig als zu vertrauensvoll zu sein, zumal wenn man bedenkt, daß ein Mißbrauch der unkontrollierten Freiheit mit der Zeit um so leichter stattfinden wird, je mehr sich starkgeistige Frauenzimmer finden werden, welche die alten gesellschaftlichen Formen und die altfränkische Moral verachten und damit ein gefährliches, durch physiologische Studien erworbenes Wissen verbinden, wie man die Konsequenzen eines leichtfertigen Lebens vermeiden kann. Gewiß wird es immer vornehme und sittenstrenge Naturen geben, die man ohne Bedenken ihren Weg allein gehen lassen kann und die vom Schmutz, der ihnen begegnet, angewidert und nicht verführt werden, selbst wenn er an sie in der verlockendsten Form herantritt, allein: „Schwachheit, dein Name ist Weib!" sagt der große Menschenkenner Shakespeare, und warum soll man diesen schwachen Wesen es gar zu leicht

machen, sich ins Unglück zu stürzen? Man könnte außerdem die jungen Mädchen, wenn man sie sich selbst überlassen will, nur dadurch vor diesen Gefahren bewahren, daß man sie zu alles wissenden Menschenverächtern erzieht und ihnen eine Herzenshärte anzüchtet, die sie nur mit Verlust ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften erkaufen könnten. Solchen Frauen wird auch kein Mann mehr zarte scheue Verehrung widmen wollen, und alle Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern würden vergröbert werden und einen fast geschäftsmäßigen Charakter annehmen. Lassen wir daher die notwendigen Schranken des Verkehrs bestehen, um Männern und Frauen ihre wertvollsten Eigenschaften erhalten zu können. Die Konsequenzen einer völligen Gleichstellung der Männer und Frauen kann man nicht kürzer und geistreicher ausdrücken, als dies ein boshaft-witziger Engländer getan hat, der gegen seinen Willen genötigt wurde, bei dem Festessen einer Versammlung von Frauenrechtlerinnen den Toast auf die Frauen auszubringen, und dies mit den Worten tat: „I propose the health of the ladies, once our superiors now our equals."

Es erübrigt nun noch, einen kurzen Blick auf die sonstigen Forderungen zu werfen, die, wie eingangs erwähnt, auf dem Programm der Frauenrechtlerinnen stehen. Am ehesten könnte man sich wohl über alle die Punkte verständigen, die das Gebiet der Rechtsfähigkeit der Frau in Vermögensangelegenheiten berühren. Die modernen Gesetze sind ja den Frauen schon sehr entgegengekommen und haben wie unser deutsches bürgerliches Gesetz den Frauen es erleichtert, Sondervermögen zu besitzen und vor dem Angriff des Mannes zu schützen, wenn es auch, und meiner Ansicht nach mit Recht, daran festhält, daß die Gütergemeinschaft in der Ehe das Normale sein sollte. Im übrigen wird es schwierig sein, eine absolute Rechtsgleichheit in allen Verhältnissen zwischen zwei in der Ehe verbundenen Personen zu statuieren, da dann in Konfliktfällen die entscheidende Instanz fehlt. Unter der eingangs genannten Aufhebung jeder Ausnahmebestimmung gegen das weibliche Geschlecht ist vornehmlich die Abschaffung jeder Reglementierung der Prostitution, also jeder polizeilichen Ueberwachung der Prostituierten gemeint, ein Thema, was in der Agitation der Frauenrechtlerinnen einen breiten Raum einnimmt. Inwieweit eine solche Abschaffung durchführbar ist, ohne die Volksgesundheit zu gefährden, ist eine vielbestrittene Frage, die nicht damit gelöst werden kann, daß man die Prostitution einfach als etwas ansieht, was nicht existieren sollte und um das sich der Staat nicht zu kümmern habe. Daß man bisher noch zu keiner Zeit und in keinem Volk die Prostitution ganz unterdrücken konnte, kann kein Grund sein, sich hierbei auf die Dauer zu beruhigen, und ebenso wie die moderne Gesetzgebung die Verantwortlichkeit der Männer gegenüber unehelichen Kindern und deren Müttern schärfer betont hat, würde auch nichts dagegen einzuwenden sein, die Männer strafrechtlich verantwortlich zu machen für jede unter Mißbrauch ihrer Stellung gegenüber ihren weiblichen Untergebenen geübte Verführung und für jede Verbreitung geschlechtlicher Krankheiten, immer vorausgesetzt, daß sich hierfür praktikable Wege finden lassen, ohne ungerechter Beschuldigung und den Versuchen der Erpressung Tür und Tor zu

öffnen. Wenn in manchen Ländern die Frauenrechtler in ihrem Fanatismus der vollständigen Gleichstellung der Frauen mit den Männern so weit gehen, daß sie jede Ausnahmegesetzgebung zum Schutz nur der Frauen vor Arbeitsüberbürdung, Beschränkung der Arbeitszeit u. s. w. verwerfen, so zeigt das, mit wie wenig praktischem Verständnis sie an die Verbesserung der Lage der Frauen herangehen. Etwas andres ist es, wenn für gleiche Arbeit auch gleicher Lohn gefordert wird, einerlei, ob Männer oder Frauen sie verrichten. Man kann es verstehen, daß es vielfach die Frauen revoltiert, wenn sie geringer bezahlt werden als die Männer. In dem Maße freilich, als die Frauen sich bisher den Männern vorbehaltene Arbeitsgebiete zu erobern trachten, werden sie unwillkürlich zu Lohndrückern, indem sie sich billiger anbieten müssen, um eher angenommen zu werden.

Das vielumstrittene Frauenwahlrecht könnte man für alle selbständigen Frauen, Geschäftsinhaberinnen, Gutsbesitzerinnen u. s. w. auf kommunalem und kirchlichem Gebiet unbedenklich konzedieren, ja auf dem Gebiete der Armenpflege und der Kirchen- und Schulverwaltung würde die Teilnahme der Frauen an dem aktiven und passiven Wahlrecht für die betreffenden Verwaltungskörper unstreitig eine wertvolle Verbesserung bedeuten. Ob das rein politische Wahlrecht für die Frauen den Wert haben würde, der ihm vielfach zugeschrieben wird, erscheint sehr fraglich. Die Erfahrungen, die bis jetzt vorliegen, sprechen nicht für ein lebhaftes Interesse der Frauen an der Ausübung eines solchen Rechtes, und noch kein größerer Staat, selbst unter der liberalsten Regierung, hat es für nötig gefunden, sein Wahlrecht entsprechend umzugestalten. Wahrscheinlich würde die Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaften ziemlich dieselbe bleiben, soweit wenigstens, wie die politische Richtung, nicht das Geschlecht, in Frage kommt, wenn nicht, wie z. B. jetzt in Frankreich, Fragen zur Entscheidung stehen, in denen die Frauen in ihrer Mehrzahl unter dem Einfluß der Geistlichkeit auf eine bestimmte Richtung eingeschworen sind, Grund genug für die Republik, zurzeit sich nicht für das Frauenwahlrecht zu entscheiden. Im übrigen zeigt die Geschichte, daß politisch interessierte und befähigte Frauen immer Mittel und Wege gefunden haben, auch politischen Einfluß auszuüben.

Ueber die Anerkennung des hohen Wertes sozialer Frauenarbeit brauche ich wohl nach dem früher Gesagten kein Wort zu verlieren. Hier ist noch ein so großes und fruchtbares Gebiet für Frauenbetätigung zu gewinnen, daß ich selbst vor der Forderung eines einjährigen Dienstjahres zur obligatorischen Ausbildung der Frauen in allen Zweigen dieser Arbeit nicht zurückschrecken würde.

Mit ein paar Worten möchte ich noch jene extremen Forderungen berühren, die eine vollständige Umgestaltung unsrer sozialen Verhältnisse bezwecken und wenn sie nicht überhaupt die freie Liebe fordern, so doch in der Ehe es von der jedesmaligen Zustimmung der Frau abhängig machen wollen, ob sie ein Kind haben will oder nicht. Damit würde die Ehe wenigstens in ihrer monogamischen Form nicht mehr bestehen können. Die Gesetzgebung hat nicht umsonst den Begriff und das Wort der ehelichen Pflicht geprägt und ihr eine solche

Bedeutung zugemessen, daß eine Versagung dieser Pflicht ein Scheidungsgrund ist. Will man diesen Grundsatz aufheben, so muß man zur Vielweiberei zurückkehren oder alle illegitimen Verhältnisse tolerieren.

Gewiß soll der Mann alle Rücksichten nehmen und es vermeiden, in brutaler Form Rechte zu fordern und auszuüben, die ihm nur widerwillig gewährt werden, allein die Frau, die eine Ehe eingeht, muß sich das klarmachen, welche Pflichten sie damit übernimmt und daß dies Verhältnis unhaltbar wird, wenn sie sich weigert, das Los der Frauen zu tragen.

Noch weiter von der historisch gewordenen Entwicklung aller unsrer bürgerlichen Ordnungen entfernen sich die Propheten des Rechts auf Mutterschaft und der freien Liebe. Man braucht sich die Konsequenzen solcher Forderungen in bezug auf die Kindererziehung und die Stabilität unsrer gesamten gesellschaftlichen Einrichtungen nur etwas auszumalen, um ihre Unvereinbarkeit mit einem geordneten Staatswesen einzusehen. Die katholische Kirche, der man ein tiefes Verständnis für die Schwächen der Menschen gewiß nicht absprechen kann, hat es für so wichtig gehalten, die Menschen zu verhindern, heute zusammenzulaufen und morgen sich wieder zu trennen, daß sie die Ehe mit den größten Schutzwehren umgeben, sie zu einem Sakrament erhoben und für untrennbar erklärt hat, und das hat sie sicher nicht ausschließlich aus religiösem Grunde getan, sondern aus der Erkenntnis, daß die Ehe in der Tat das Fundament einer jeden zivilisierten Gesellschaft sein muß und dies nur bleiben kann, wenn ihre Dauer möglichst gesichert ist. Daß sich gerade Frauen für die Aufhebung der Sklaverei der Ehe, wie sie es nennen, ereifern und an die Stelle der Ehe freie Liebesverhältnisse setzen wollen, die nur so lange dauern sollen, wie gegenseitige Zuneigung ihnen die geforderte moralische Rechtfertigung verleiht, das ist eigentlich sehr wunderbar. Denn nichts dürfte mehr geeignet sein, die Stellung der Frau zu degradieren, als wenn sie in Konsequenz solcher Anschauungen mehreren Männern nacheinander ihre Neigung zugewandt hat und damit in die bedenkliche Situation gekommen ist, daß mehr als ein Mann um ihre Heimlichkeiten weiß. Diese Form der Polyandrie ist jedenfalls für die Würde der Frau gefährlicher als die Polygamie. Die Männer würden sich schon eher damit abfinden, aber welchen Abbruch müßte es dem Ansehen der Frau tun, wenn sich ihre früheren Genossen über sie so unterhalten könnten, wie es jetzt die Männer über eine beliebige Kurtisane tun.

Zum Schluß noch zwei Bemerkungen über natürliche Hemmungen, die einem Sieg aller extremen Richtungen in der Frauenbewegung dauernd entgegentreten werden.

Zunächst ist der fundamentale Unterschied der geschlechtlichen Funktionen durch kein Räsonnement und durch keine Aenderung aller unsrer Einrichtungen aus der Welt zu schaffen. Seitdem die menschliche Entwicklung den Weg genommen, daß sie dem Menschen durch eine weitgehende Ausbildung seines gesamten Nervensystems den vielleicht zweifelhaften Vorzug vor dem an bestimmte Perioden gebundenen Tiere verliehen hat, zu jeder Zeit zur Liebe geneigt und

fähig zu sein, beherrscht das geschlechtliche Empfinden unser ganzes Leben, wenn es sich auch, wie die beiden jährlichen Höhepunkte der Geburtskurven zeigen, nicht zu jeder Zeit gleich stark äußert. Es ist eine Streitfrage, ob die Geschlechtssphäre beim Weibe oder beim Manne das ganze Empfindungs- und Gemütsleben stärker beeinflußt, auf jeden Fall ist der Mann in einer der wichtigsten Lebensfunktionen der aktive, die Frau der duldende Teil. Der Mann kann die Frau vergewaltigen, auch gegen ihren Willen, die Frau kann die Waffen ihres Geschlechts nur gebrauchen, um die Neigung des Mannes zu gewinnen. Dies Verhältnis muß am letzten Ende dem Manne immer das Uebergewicht gegenüber der Frau sichern.

Und dann noch eins. Unvernünftige Forderungen übertriebener Frauenrechte werden immer daran eine Grenze finden, daß die Männer stets solche Frauen vorziehen werden, die solche Rechte nicht beanspruchen und ihr Glück nicht in der Gleichstellung mit den Männern, sondern darin suchen, ihre spezifisch weiblichen Tugenden und Eigenschaften zu pflegen und auszubilden. Diese Eigenschaften werden daher auch vorzugsweise vererbt werden, während die extremen frauenrechtlerischen Tendenzen vielfach nicht zur Vererbung kommen, sondern immer wieder mit ihren altjüngferlichen Trägerinnen aussterben müssen. Sollte aber trotzdem in einzelnen Staaten die Frauenherrschaft jemals so stark werden, daß sie alle ihre, selbst die extremsten Forderungen durchsetzen könnte, so würde das nur möglich sein, wenn die Männer vollständig degeneriert wären, und ein solches Volk würde bald von gesünderen, wenn auch vielleicht auf niedrigerer Kulturstufe stehenden Völkern verdrängt und abgelöst werden. Hierbei soll man sich nun aber nicht beruhigen und diese ganze Bewegung laufen lassen, wie sie will, es muß vielmehr unsre Aufgabe wie bei allen tiefergehenden Strömungen im Volksleben die sein, das Berechtigte und Mögliche ohne Zwang zu gewähren, um dem Unberechtigten um so fester entgegentreten zu können.

Der Primat der Erzbischöfe von Gnesen-Posen

Bei Gelegenheit der Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles von Gnesen-Posen wird wahrscheinlich die alte Frage, wie es mit der Würde des Primas von Polen steht, wieder auftauchen. Leider hat sich das politische Interesse dieser Frage bemächtigt und verhindert, daß sie als rein historisch-rechtliches Problem aufgefaßt und beantwortet wurde.

Die Frage kompliziert sich, weil der Charakter des Primates überhaupt kein ganz klarer und festumgrenzter ist. Er ist niemals ein regelmäßiges Glied in der Organisation der Hierarchie gewesen. Die Kurie konnte keine sonderliche Luft haben, mit der Primatialwürde feste Rechte zu verbinden und damit den ersten Anstoß zu der Bildung von Nationalkirchen zu geben oder wenigstens

die Möglichkeit solcher Bildungen zu vergrößern. Ferner ist jede Zentralgewalt, die über räumlich oder sonst differenzierte Gruppen herrschen muß, gezwungen, zwischen der Spitze der Gewalt und ihren nächsten Organen eine möglichst große Distanz zu setzen und infolgedessen diesen Organen alle zentralen Befugnisse zu nehmen; denn nur so kann der obersten Spitze die zentrale Gewalt bewahrt bleiben, die allein auf eine jederzeit mögliche Rivalität dieser Organe und der Unmöglichkeit, größere und auch der Zentralgewalt gefährliche Untergruppen zu bilden, beruht. Wie wenig denn auch die Primatsverleihungen der päpstlichen Kanzlei im Mittelalter geordnet waren, ist schon daraus ersichtlich, daß es möglich war, erstens dem Erzbischof in Mainz das Privileg als Primas in tota Germania et Gallia zu verleihen, zweitens dem Erzbischof von Trier ein Vortrittsrecht inter alias pontifices in Gallia et Germania zuzugestehen, drittens dem Erzbischof in Magdeburg ein ebensolches Recht über die Bischöfe zuzugestehen, qui in Germania sunt, und viertens dem Erzbischof von Köln zuzusichern, daß er sub nullo primate stehen soll. Der Primat war also ein mit vielen Ehren, aber wenigen Rechten ausgestatteter Titel.

Dieser Titel wurde auf dem Konzil von Konstanz 1415 dem Erzbischof von Gnesen zuerkannt, der sich infolgedessen Primas Poloniae et Magni Ducati Lituaniae betitelte. Leo X. bestätigte durch Bulle vom 11. Juli 1515 dem Erzbischof diese Würde und verlieh ihm zur selben Zeit den Titel eines Legatus natus des päpstlichen Stuhles.

Als polnische Große beanspruchten die Erzbischöfe von Posen-Gnesen eine Reihe von politischen Rechten, in erster Linie das der Krönung des Königs. Diese Ansprüche sind sehr alt. Ferner ist bereits 1450 der König während einer Abwesenheit durch den Erzbischof Nikolaus Kurowski vertreten worden. Dann wurde Polen ein Wahlreich, und die Gnesener Erzbischöfe führten als Vicarii regni die Zwischenregierung.

Diese politische Stellung der Posener Erzbischöfe wurde in der Verfassung Polens vom 3. Mai 1791 erheblich abgeschwächt, weil durch diese Verfassung die Möglichkeit eines Interregnums ausgeschlossen wurde, und verlor bei der dritten Teilung Polens jede Bedeutung. Schon um das Jahr 1800 hat der Erzbischof von Gnesen einen Primat über Wilna und Samogitien nicht mehr in Anspruch genommen, wie aus einem Bericht der Domänenkammer zu Bialystok an das neuostpreußische Departement vom 19. März 1800 hervorgeht. Allerdings erging am 23. April 1795 ein Allerhöchstes Patent, wonach der von den Erzbischöfen von Gnesen geführte Fürstentitel anerkannt wurde. Diese Anerkennung aber entsprang der Auffassung, daß „die Fürstenwürde ursprünglich das Aggregat des erzbischöflichen Amtes, nicht aber der Primatie gewesen sei". Die Führung auch dieses Fürstentitels wurde indes dem Erzbischof von Wolicki im Jahr 1829 von Friedrich Wilhelm III. abgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit erging an den Oberpräsidenten am 7. Mai 1829 folgende königliche Order:

„Durch die Verleihungsurkunde Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät vom 23. April 1795 ist dem damaligen Erzbistum Gnesen und dem

jedesmaligen Erzbischofe die Fürstenwürde, die von ihm als Primas des Königreichs Polen geführt und mit der Auflösung des polnischen Reichs von selbst erloschen war, als neue Bevorrechtung des neuen Landesherrn, wiederum beigelegt worden. Die Ereignisse der späteren Jahre haben auch die Auflösung des Erzbistums Gnesen nach sich gezogen, und mit demselben haben die Verleihungen aus der Urkunde vom 23. April 1795 aufgehört. Bei der neuen Stiftung des Erzbistums Posen und dessen durch die päpstliche Bulle vom 16. Juli 1821 unter Meiner Genehmigung erfolgten Vereinigung mit den noch übrigen Teilen des Erzbistums Gnesen habe Ich unter Berücksichtigung der bei Wiederherstellung der Bistümer in Meinen Staaten im allgemeinen beobachteten Grundsätze die Verhältnisse nicht dazu angetan gefunden, dem in seinem früheren Diözesanumfange und in der vormaligen Dotation wesentlich verminderten erzbischöflichen Stuhle die Fürstenwürde von neuem zu erteilen. Ich trage Ihnen auf, diese Meine Bestimmung, daß die Fürstenwürde mit dem Erzbistum Posen und Gnesen nicht verknüpft sei, sowohl den Domkapiteln zu Posen und Gnesen als den sämtlichen Behörden der Provinz zu eröffnen, um sich danach zu achten. Dem Erzbischof von Wolicki sowie dem Statthalter Herrn Fürsten Radziwill habe Ich von Meinem Entschlusse besonders Kenntnis gegeben."

Es ist unmöglich zu beweisen, daß ein Erzbischof von Gnesen-Posen sich weiterhin als Primas Poloniae amtlich bezeichnet hat. Wer es getan hätte, mußte nicht nur zu den staatlichen, sondern auch zu den kirchlichen Behörden sich in Widerspruch setzen. Denn der Papst Pius VII. hatte durch Breve vom 6. Oktober 1818 dem Erzbischof von Warschau den Titel eines Primas Regni Poloniae und der Kaiser Franz I., sicher nicht gegen den Willen des Papstes, dem Erzbischof von Lemberg am 13. Februar 1817 den Titel Primas von Galizien und Lodomirien verliehen. Die Logik dieser Tatsache ist auch von polnischer Seite anerkannt worden, wie aus den Reden der Abgeordneten Kantak und von Jazdzewski im preußischen Abgeordnetenhause vom 24. Februar und 22. April 1885 hervorgeht.

Nun wurden allerdings von polnischer Seite neue Fakten geltend gemacht, welche sich nach dieser Zeit ereignet haben und die rechtliche Situation verschieben sollen. So hat zum Beispiel der Abgeordnete von Jazdzewski im preußischen Abgeordnetenhaus am 24. Februar 1885 angeführt, der Papst Pius IX. habe am 25. November 1854 durch ein Motu proprio den Erzbischöfen von Gnesen und Posen die Würde des Primas wieder zuerkannt.

Welchen Inhalts dieser päpstliche Erlaß tatsächlich gewesen ist, läßt sich nicht ausfindig machen. Daß er den vom Abgeordneten von Jazdzewski behaupteten Inhalt gehabt habe, ist unwahrscheinlich. Jacobson bezeichnet in seinem Aufsatz über den Primat im zwölften Bande von Herzogs Realenzyklopädie die Anerkennung des Primatstitels für den Erzbischof von Salzburg als Inhalt dieses päpstlichen Erlasses, wogegen er die angebliche Erneuerung des Primates von Gnesen in das Jahr 1871 verlegt.

Auch sonst wird meistens von polnischer Seite behauptet, der Papst

Pius IX. habe erst aus Anlaß des vatikanischen Konzils dem Erzbischof Grafen Ledochowski die Primatialwürde neu zuerkannt. Es gibt auch andre Tatsachen, mit denen sich die Annahme des Abgeordneten von Jazdzewski nicht recht verträgt. Als im Jahre 1854 der Erzbischof von Przyluski bei der preußischen Regierung die Bitte vortrug, den Titel eines Legatus natus in dem Staatshandbuch zu berücksichtigen, und diesen Wunsch auf die Bulle des Papstes Leo X., die wir oben erwähnt haben, gründete, wurde er von der preußischen Regierung dahin beschieden, daß dieses Prädikat „unter den seitdem völlig veränderten politischen Verhältnissen seine frühere Bedeutung wesentlich, und zwar vorzugsweise in allen denjenigen Beziehungen verloren habe, welche dadurch der weltlichen Regierung gegenüber in der Vorzeit begründet gewesen sein mögen".

Wenn nun wirklich vierzehn Tage später der Papst dem Erzbischof von Gnesen-Posen die Würde eines Primats offiziell wieder verliehen hätte, so hätte der Erzbischof gewiß nicht unterlassen, der Regierung gegenüber dies geltend zu machen. Das hat er aber nicht getan, ebensowenig wie er den Titel des Primats offen geführt hat. Außerdem kann man beweisen, daß diese angebliche Verleihung der Primatialwürde dem Kardinalstaatssekretär Antonelli im Jahre 1866 unbekannt gewesen ist. Eine polnische Zeitung hatte im Frühjahr 1866 behauptet, der Papst hätte angesichts der Lage der katholischen Kirche in Polen dem Erzbischofe von Gnesen-Posen die Obhut über die Gläubigen und alle Provinzen der ehemaligen Republik übertragen und ihn mit den entsprechenden Vollmachten versehen. Infolgedessen fragte der preußische Gesandte Graf Arnim im Vatikan nach der Begründung dieser Zeitungsnotiz. Darauf erwiderte der Kardinalstaatssekretär, es sei eine ganz unsinnige Erfindung der Zeitungsschreiber, zu behaupten, daß der päpstliche Stuhl in irgendeiner Form eine Erneuerung des Primates plane.

Später wurde dann allerdings bei Eröffnung des vatikanischen Konzils 18. September 1869 in dem amtlichen Verzeichnis der Erzbischof von Ledochowski an zweiter Stelle unter den vier Primaten aufgeführt. Da indessen nicht das geringste über eine päpstliche Wiederverleihung der Würde, die etwa dieser Sitzung vorausgegangen sein sollte, bekannt geworden ist, kann man wirklich in dieser Tatsache der Einreihung in die Rangordnung nicht mehr als eine Courtoisie aus Rücksicht auf die geschichtliche Situation erblicken. Nun hat allerdings der Erzbischof Graf Ledochowski sich sowohl von der polnischen Presse als auch in Ansprachen und Adressen vielfach als Primas von Polen bezeichnen lassen, hat sich bisweilen auch selbst in Privatschreiben als solcher bezeichnet. Man kennt aber nicht ein amtliches Schriftstück, eine erzbischöfliche Verfügung oder einen Hirtenbrief, in dem er sich amtlich so bezeichnet hätte. Wenn Graf Ledochowski anfangs der siebziger Jahre von der Kurie mit Untersuchungen und Berichten über kirchliche Angelegenheiten Russisch-Polens betraut worden ist, so hat es sich hierbei nicht um ein ihm zustehendes Amt, sondern um seine Stellung als Vertrauensmann des Papstes gehandelt. Das geht schon aus der Art dieses Schriftwechsels hervor, dessen Vermittlerin die Fürstin Odescalchi,

geborene Gräfin Granicka, war. Soweit die Breven des Papstes an den Grafen Ledochowski bekannt geworden sind, hat auch der Papst diesen niemals als Primas angeredet.

Die Nachfolger des Grafen Ledochowski, die Erzbischöfe Dinder und von Stablewski, haben sich niemals als Primas bezeichnet. Der Erzbischof Dinder wurde einmal gefragt, was denn das „und so weiter" hinter dem Erzbischofstitel seiner Visitenkarte bedeute, erklärte, dies solle zum Beispiel „Metropolit von Kulm" bedeuten. Als man ihn fragte, ob es auch „Primas von Polen" bedeute, verneinte er es. Was den Erzbischof von Stablewski betrifft, so ist in deutschen Zeitungen vielfach behauptet worden, daß er den Primat beanspruche, gehe schon daraus hervor, daß er sich auf seinen Visitations- und Firmungsreisen von Reitereskorten mit roten Fähnchen begleiten lasse. Das ist nicht richtig. Daß sich Bischöfe bei solchen Anlassen feierlich einholen lassen, ist alter Brauch, und daß dabei Reitereskorten gestellt werden, kommt auch in deutschen Diözesen auf dem Lande vielfach vor.

Man muß also sagen, daß ein Primat der Erzbischöfe von Gnesen-Posen, soweit es in früheren Jahrhunderten als Kirchenamt tatsächlich existiert hat, nur die Bedeutung eines Titels hatte, daß die staatlichen Rechte, welche in der Zeit des polnischen Wahlkönigtums den Erzbischöfen von Posen zukamen, mit der Verfassung von 1791 und weiterhin mit der dritten Teilung Polens gänzlich erloschen sind und daß drittens in der Zeit nach der dritten Teilung Polens nichts geschehen ist, woraus man auf eine Erneuerung des Primates schließen könnte.

Die genaue Prüfung der Tatsache ergibt also, daß in der Gegenwart von einem Primat weder in staatlicher noch kirchlicher Hinsicht gesprochen werden kann. Es ist wohl möglich, daß die geschichtliche Wahrheit in der politischen Agitation nicht zu ihrem Rechte kommt. Aber die Forschung sollte sich deshalb nicht beirren lassen.

Eine neue Zeit der Luftschiffahrt

Von

Hermann W. L. Moedebeck,

Oberstleutnant und Bataillonskommandeur im badischen Fußartillerieregiment Nr. 14

Wir befinden uns heute an einem Wendepunkt der Luftschiffahrt, der nach Jahrhunderten in der Geschichte als bedeutsam bezeichnet werden wird. Bedeutsam ist zunächst der Umschwung der öffentlichen Meinung in der Beurteilung des Wertes und der Zukunft der Luftschiffahrt. Vielleicht ist die öffentliche Meinung zurzeit etwas allzu optimistisch. Vorläufig würde das noch nichts schaden, weil unsre Versuche mit ihren vielen günstigen Resultaten bisher nur Anfänge waren und weil man demnach ziemlich sicher versprechen kann, daß

weitere Fortschritte zu erwarten sind, wenn erst ganze Nationen mit der Summe ihrer Intelligenz ans Werk gehen. Solange aber Fortschritt erkennbar ist, bleibt auch die Spannung und damit das allgemeine Interesse.

Sehr getrennt sind noch die Ansichten darüber, welchem Konstruktionssystem sowohl bei Luftschiffen als bei Flugmaschinen der Vorzug zu geben sei.

Bei Luftschiffen handelt es sich um das starre Bausystem, nach welchem Zeppelins Luftschiff gebaut ist, um das halbstarre, dessen Vertreter zurzeit die Lebaudy-Luftschiffe und das preußische Militärluftschiff sind, und das uralte, pralle System von Parseval, mit dem vor mehr als hundertundzwanzig Jahren Meusnier die ersten Schritte zum lenkbaren tat. Alle drei haben gezeigt, daß man je nach den Anforderungen brauchbare Luftschiffe nach ihnen erbauen kann; was aber die Leistungen anlangt, so hat heute das starre Luftschiff des Grafen von Zeppelin alle andern Systeme ganz wesentlich übertroffen.

Diese Tatsache ist um so höher zu veranschlagen, als bei dem starren Zeppelin-Luftschiff noch nicht einmal alle Fortschritte der modernen Technik zur vollen Ausnutzung gelangt waren. Die großen Schwierigkeiten, die viele berufene Fachleute der Durchführung des Zeppelinschen Unternehmens öffentlich entgegensetzten, zwangen zur äußersten Sparsamkeit und gestatteten nicht, neue, stärkere Motore für den Bau zu beschaffen.

Trotz alledem fuhr es acht Stunden ununterbrochen in der Luft und zeigte eine Geschwindigkeit von 50 Kilometer in der Stunde, und es bewies ferner, daß es ganz ohne Hilfe von Menschen auf dem Wasser landen und sich verankern konnte. Das hat ihm bisher keines nachgemacht. Aber auch die andern Luftschiffe, besonders das pralle von Parseval und der „Patrie" der französischen Armee, haben gute Leistungen aufzuweisen; ihre Geschwindigkeit beträgt etwa 40 Kilometer bzw. 35 Kilometer in der Stunde, und wenngleich sie nicht auf dem Wasser landen können, so haben beide gezeigt, daß man mit ihnen nach altgewohnter Weise ohne Beschädigung doch auf dem Lande niedergehen kann.

Die Gegner des Zeppelinschen Systems liebten es, bei demselben eine Unfähigkeit des Landens auf Land als größten Nachteil hervorzuheben. Sie sind im Irrtum, sie vergessen, daß pralle und halbstarre Ballons, die sehr viel kleiner als das Zeppelinsche Luftschiff sind, nach ihrer Landung schon von sechzig bis achtzig Menschen gehalten und fortgesetzt überwacht werden müssen, wenn man die Ballons nicht entleeren und zur Fortsetzung des Fluges unbrauchbar machen will. Ein Zeppelin-Luftschiff aber ist von vornherein so konstruiert, daß es nicht flugunbrauchbar werden darf, und es brauchte zu seiner Landung auf Land die doppelte Anzahl Menschen, etwa hundertundzwanzig bis hundertundsechzig. Wäre es nicht eine unverzeihliche Torheit, einen solchen Versuch zu machen, ohne sich vorher einer entsprechenden Anzahl geschulter Leute versichert zu halten? Die kleinen Militärluftschiffe werden ja auch von ihren geschulten Soldaten abgefangen und gehalten, die außerdem auch bei den andern Systemen beim Landen gewöhnlich zur Hilfeleistung herangezogen wurden.

Die Fesselungseinrichtungen dieser Luftschiffe ähneln denjenigen der gewöhn-

lichen Ballons; es ist deshalb nicht schwierig für Soldaten, zu verstehen, wie man solche Fahrzeuge halten muß.

Anders beim Grafen von Zeppelin! Der Mangel an Mitteln gestattete ihm nicht den Luxus, sich eine Kompagnie von hundertundzwanzig bis hundertundsechzig Leuten heranzuziehen, die sein Luftschiff bei Landungen halten konnten. Infolgedessen fiel auch für ihn von vornherein der Gedanke fort, Halteeinrichtungen für solche Handlanger an seinem Fahrzeug anzubringen, er beschränkte sich auf die ohne Kosten leicht zu bewerkstelligende Wasserlandung.

Soll man ihm hieraus einen Vorwurf machen? Seinen Widersachern möchte man wohl vorwerfen, daß es bedauerlich war, wenn sie so wenig Einsicht besaßen, die Wahrheit zu erkennen, und daß sie mit derartigen Einwänden leider schon jahrelang die Entwicklung des Zeppelinschen Systems aufgehalten haben.

Man muß sich überhaupt darüber ganz klar werden, daß die Einführung von Luftschiffen in die Armee und zu wissenschaftlichen oder Verkehrszwecken Folgen hat in bezug auf Einrichtungen, die man kurz mit „Luftschiffhäfen" bezeichnen möchte. Ebenso wie dem Dampfschiff die Kohlen, werden dem Luftschiff die Benzinvorräte ausgehen, und es zwingen schon allein zur Ergänzung seiner Betriebsmittel nach gewisser Zeit in einem solchen Hafen zu landen.

Um nun den Wert von verschiedenen Luftschiffen richtig zu ermessen, kann man sagen, daß für die Praxis sich diejenigen als brauchbarer erweisen werden, die im Vergleich zu andern ohne Auffrischung ihrer Betriebsmittel die weitesten Strecken durchfliegen. Das sind also offenbar diejenigen Luftschiffe, die eine bedeutende Eigengeschwindigkeit und Tragkraft haben, die großen Luftschiffe mit verhältnismäßig kleinem Querschnitt.

Wir erleben in dieser Beziehung in der Luftschiffahrt ein Analogon der Seeschiffahrt. Nur Schiffe wie „Kaiser Wilhelm der Große" oder „Lusitania" können in kürzester Zeit Tausende von Menschen von Europa nach Amerika befördern. Trotz alledem kann man ja auch kleinere Schiffe gut brauchen, und wir haben uns bisher Jahrzehnte hindurch mit solchen behelfen müssen und sind zufrieden gewesen, aber das Bessere ist der Feind des Guten, und der steigende Wert der Zeit drängt uns immer mehr dazu, die schnellsten Schiffe, ebenso wie die schnellsten Eisenbahnzüge zu benutzen.

So ist es auch mit der Luftschiffahrt, wir können auch die langsameren halbstarren und prallen Luftschiffe benutzen, wenn wir in unsern Anforderungen uns mehr bescheiden, und in der Tat sind ja auch zurzeit die vielfach zutage tretenden Behauptungen, daß ein Kriegsluftschiff nur zum Erkunden, besonders im Festungskriege, da sei, so bescheidene, daß man wohl sagen darf, daß derjenige, der nicht mehr verlangt, heute schon genug hat. Graf von Zeppelin aber, welcher der Luftschiffahrt gewissermaßen gleich eine „Lusitania" aufgetischt hat, welcher eine natürliche Entwicklung, zu der die Schiffahrt seit dem Bau des ersten Dampfschiffes durch Fulton beinahe hundert Jahre gebraucht hat, uns schon nach einem Dezennium des Auftretens moderner Luftschiffe geschaffen hat, verdient deshalb unsern größten Dank, unsre Bewunderung.

Mit seinem starren Konstruktionssystem, das ich wegen seiner Eigenartigkeit nicht ohne nationalen Stolz in meinem Taschenbuch für Flugtechniker und Flugschiffer im Jahr 1904 die „deutsche Schule" genannt habe, erringen wir einen Fortschritt von mehreren Dezennien gegenüber der auf historischen Erfahrungen beruhenden Entwicklung der Luftschiffahrt aus dem prallen und halbstarren System, das unsre westlichen Nachbarn als „französische Schule" nicht mit Unrecht für sich in Anspruch nehmen. Man hat den Ausdruck „deutsche Schule" anfechten wollen mit dem Hinweis darauf, daß bereits 1843 Marey Monge schon einen Ballon aus Kupferblech und der Oesterreicher David Schwarz 1893 in Petersburg und 1895 in Berlin ein starres Aluminiumluftschiff gebaut hätten. Dieser Einwand ist ein durchaus irriger, weil er, abgesehen von den vollständig verschiedenen Ausführungen der Metallkonstruktionen den Kernpunkt der Sache nicht berührt, der in der Frage gipfelt: Warum hat Marey Monge, warum hat David Schwarz und warum schließlich hat Graf von Zeppelin die Metallkonstruktion seinem Bau zugrunde gelegt?

In seinem Buch „Études sur l'aérostation", Paris 1847, klärt Marey Monge uns eingehend darüber auf, indem er wörtlich sagt:

„Die Absicht, die ich mit einem so kostspieligen Versuche verband, war:

1. einen Stoff für Ballonhüllen zu finden, welcher der Luft gegenüber vollständig unveränderlich und für Gas undurchdringlich ist;

2. zu erfahren, wie das Metall, auf ganz geringe Stärke gebracht, sich zur Verwendung als Ballonstoff eignen würde;

3. im Falle das Unternehmen von Erfolg gekrönt wurde, sollte der Ballon wissenschaftlichen Luftfahrten dienen und ein Ballon zur Hagelableitung werden."

Der Ballon wurde nun zwar fertig gebaut, war aber undicht und konnte nicht mit Wasserstoff vollgefüllt werden.

Ebenso lag dem Oesterreicher Schwarz lediglich daran, einen Metallballon aus Aluminiumblech zu bauen, um dem Entweichen des Wasserstoffes vorzubeugen; er sollte mit der ersten Füllung immerwährend betriebsfähig bleiben. Aerostatische und physikalische Kenntnisse über das Verhalten der Gase fehlten diesem Erfinder vollständig. Die ganze technische und wissenschaftliche Ausführung seines Projektes in Berlin war von dem Großindustriellen Kommerzienrat Berg zu Eveking in Westfalen übernommen worden.

Der nicht näher bekannt gewordene Versuch mit dem Luftschiff Schwarz in Rußland scheiterte, wie mir mitgeteilt wurde, ebenfalls an der Füllung des Fahrzeuges. Unter dem Drucke des Wasserstoffes dehnte es sich aus, die inneren Spanndrähte rissen, die Hülle wurde undicht, und eine Reparatur wurde nach diesen wenig aufmunternden Erfahrungen aufgegeben.

Auf Veranlassung und auf Kosten des Kommerzienrats Berg, welcher damals schon glaubte, daß dem Aluminiumluftschiff doch noch eine Zukunft beschieden sei, wurde dann das zweite Schwarzsche Aluminiumluftschiff 1895 bis 1896 bei der preußischen Luftschifferabteilung in Berlin gebaut mit einigen Verbesserungen nach Plänen und Berechnungen des Ingenieurs Moritz

von Watzesch. Auch bei dieser Ausführung bestand die Hülle wieder aus Aluminiumplatten.

Schwarz war von seinem unausführbaren Vorhaben noch nicht geheilt worden. Der Versuch am 3. November 1897 zeigte zum wiederholten Male, daß die Aluminiumhülle undicht wurde, der ganze Bau verzog sich in der Luft, die Treibriemen des Motors fielen von ihren Riemenscheiben herab; steuerlos zerbrach das Luftschiff bei seiner Landung bei Schöneberg und wurde damit sofort zum Wrack.[1])

Was gibt uns nun Berechtigung, in Ansehung des Zeppelinschen Luftschiffes von einer besonderen deutschen Schule zu sprechen?

Das Zeppelinsche Deutsche Reichspatent vom 31. August 1895 spricht in keiner Weise von der Benutzung des Aluminiums oder eines andern Metalls als Ballonhülle, sondern es sagt wörtlich:

„Um dem Luftfahrzeug eine feste Form zu geben, ist dasselbe mit einem Gerippe aus Röhren, Drahtseilen und Drahtgeflechten versehen, über welches eine äußere Hülle aus Seidenstoff oder ähnlichem Material gespannt ist. Versteift wird das Gerippe im Innern durch Zwischenwände, Vertikalstreben, zwischen diesen liegenden Umfangrinnen und Diagonalstreben.

Durch die erwähnten Zwischenwände wird das Luftfahrzeug in einzelne Abteilungen — Kammern — geteilt, in welche entsprechend geformte Gashüllen zusammengefaltet, eingebracht und dann mit Gas gefüllt werden u. s. w."

Man erkennt hieraus, daß von den benannten Vorgängern Marey Monge und Schwarz vollständig abweichende Ideen den Grafen Zeppelin bei seiner Erfindung geleitet haben; sie ist durchaus original, und wir können sie mit um so mehr Recht als „deutsche Schule" bezeichnen, als ja auch die Aluminiumfabriken des Kommerzienrats Berg die gesamten Metallkonstruktionsteile und die Continental Caoutchouc und Gutta-Percha-Co. Hannover die Ballonstoffe dazu geliefert haben; also auch diese Sachen sind ein Erzeugnis deutscher Industrie, das bisher im Auslande nicht nachgemacht worden ist.

Die französische Schule ist von dem prallen System, das, wie erwähnt, der französische General Meusnier erfunden hat, sehr bald abgegangen und hat sich ausschließlich der Entwicklung des halbstarren Systems zugewendet, mit dem Giffard 1852 und 1855 die ersten Versuche begann; er legte beim Versuch 1855 eine starke Holzleiste in der Längsrichtung oben über seinen 70 Meter langen Ballon. Diese etwas mehr als einfache Versteifung hat sich nach Erfahrungen an mehreren andern Konstruktionen schließlich zu jener großen breiten Plattform herausgebildet, die als Versteifung unter allen Fahrzeugen der französischen Lebaudy-Luftschiffe vorhanden sind.

Sehen wir von dem prallen System ganz ab und systematisieren wir die

---

[1]) Von jenem traurigen Scheitern her datiert die Legende, daß starre Luftschiffe nicht auf dem Erdboden landen könnten.

starren Systeme, so ergeben sich für ihre konstruktive Durchführung drei Formen für Versteifungsflächen, die ihre Charakteristik in ihrem verschiedenen Querschnitt haben, nämlich die T-Form, die U-Form und den Kreis.

Die T-Form zwingt dazu, den langgestreckten Ballon über dem horizontalen Balken zu befestigen. Bei der U-Form (Halbkreis) kann man den Ballon in die Höhlung hineinlegen und so schon recht erheblich schützen, ein Gedanke, den bereits 1885 ein Berliner Architekt Runge dem Deutschen Verein für Luftschiffahrt vorschlug (vgl. Die Geschichte des Berliner Vereins für Luftschiffahrt. „Illustrierte Aeronautische Mitteilungen", Oktober 1906). Anderseits ist auch leicht eine Plattform unter dem Luftschiff in U-Form zu konstruieren, und man wird bei weiterer Fortbildung des halbstarren Systems sicherlich von der T-Form abgehen und zur U-Form übergehen müssen.

Die Kreisform, zwei aufeinander gesetzte U-Formen, wie sie Zeppelin gewählt hat, bietet die vollkommenste Versteifung, daher konnte Zeppelin seinen Ballon so sehr lang bauen im Vergleich zu dem kleinen Durchmesser, nämlich 11 : 1, während die andern bei dem Verhältnis 6 : 1 mit ihrer Ballonlänge haltmachen mußten. Diese Röhrenform gestattete außerdem die Schotteneinteilung und den Schutz des innen untergebrachten Gasballons vor dem gewaltigen Luftdruck, den sie bei den andern Systemen während einer schnellen Fahrt erleiden müssen.

Die Meusniersche Luftblase (des Ballons), die bei den andern Systemen die Ballonform durch dauerndes Nachpumpen von Luft prall erhalten muß, konnte damit in Fortfall kommen. Das aber ist einer der größten Vorteile für die zukünftige Luftschiffahrt. Man bedenke, daß alle Ballonstoffe durchlässig sind für das Wasserstoffgas; selbst der beste gummierte Stoff hat noch Poren, durch die mit der Zeit das Gas hindurchdringt. Diese Penetration vollzieht sich viel schneller, sobald sich das Gas unter einem gewissen Druck befindet. Zu einem bestimmten Zeitpunkt muß also die Meusniersche Luftblase im Ballon-innern mit Luft vollgefüllt sein, und von diesem Augenblick ab muß die bisher pralle Hülle allmählich schlaff werden, während der Fahrt zunächst erheblich größere Widerstände dem entgegenstehenden Luftdruck bieten und schließlich den Lenkbaren zur Weiterfahrt unfähig machen.[1]) Er muß landen, um die Luftblase durch Nachfüllung des Ballons mit Wasserstoffgas wieder zu entleeren. Das kann beim Zeppelin-Luftschiff niemals eintreten, weil die starre Form durch das Gerippe mit seinem Stoffüberzug andauernd erhalten bleibt.

Bei der letzthin glücklich durchgeführten Fahrt des Luftschiffes „Patrie" von Meudon nach Verdun hatte Major Bouttieux mit weiser Vorsicht alle Vorkehrungen zur Nachfüllung in Chalons-sur-Marne vorgesehen. Die Erfahrung zeigte, daß es noch nicht erforderlich war, in Chalons nachzufüllen, man fuhr weiter; aber es gibt doch zu denken, daß die Geschwindigkeit gegen Ende der

[1]) Es gibt allerdings noch eine „ultima ratio" in diesem Falle, die darin besteht, daß man technische Vorrichtungen trifft, die Luft nach Anfüllen des Ballonets direkt in den Gasballon einzupumpen. Es würde dann allmählich seinen Auftrieb verlieren, aber doch keine Falten bekommen und noch weiterfahren können.

Fahrt immer mehr nachließ, und es steht in Frage, ob die Entschuldigung, daß das Luftschiff später in größeren Höhen gefahren sei, die allein richtige gewesen ist, zumal da die Windverhältnisse nach der Wetterlage am 23. November für die Fahrt durchaus nicht ungünstig gewesen sein können.

Gleiche Erscheinungen werden wir später bei unsern halbstarren und prallen Systemen beobachten können, sobald erst größere Aufgaben an sie herantreten werden.

Die Meusniersche Luftblase hat noch andre konstruktive Schwierigkeiten im Gefolge, deren eingehendere Erläuterung mich hier viel zu weit führen würde.

In Erwägung aller dieser Umstände können wir uns jedenfalls glücklich schätzen in unsrer „Deutschen Schule" ein System zu besitzen, das alle übrigen meiner Ansicht nach bei weitem übertrifft.

Einen neuen Abschnitt der Geschichte der Luftschiffahrt bietet fernerhin der seit Gründung der „Fédération Internationale Aéronautique" ins Leben getretene Aufschwung des Luftschiffersports, der durch die Stiftung des Gordon-Bennett-Preises alle Nationen mit regem Wetteifer fortgesetzt in Atem erhält.

Wir Deutsche hatten im ersten Stiftungsjahre 1906 mit recht mäßigen Leistungen abgeschnitten, weil unsre Luftschiffervereine mit großer Selbstzufriedenheit sich lediglich genüßlichen Biedermeierfahrten hingegeben hatten. Der Gordon-Bennett-Preis kam trotz tapferer Verteidigung durch Franzosen, Engländer, Spanier und Italiener im ersten Jahre zufällig zurück in das Land seines hochherzigen Gebers, nach Amerika.

Man darf eigentlich von Glück sagen, daß das Schicksal es so gefügt hat, denn erstens wurde durch diesen Umstand in der Neuen Welt der Ballonsport überhaupt erst ins Leben gerufen, zweitens haben wir Deutsche uns seitdem angestrengt und mit vielen Kosten aus Wettflügen in Berlin 1906, Mannheim und Düsseldorf 1907 Uebung und Belehrung gezogen, die zu dem schönen Ergebnis führten, daß es nun gerade uns vergönnt war, 1907 den Preis nach Europa und Deutschland zurückzubringen.

Unser Ehrgeiz stellt uns nunmehr vor die Aufgabe, diesen Preis im Verein mit den andern Europäern nicht nur in Europa zu halten, sondern möglichst mit Hilfe unsrer drei tüchtigsten Ballonführer in Deutschland. Es wird vieler Uebungen und großer Anstrengungen bedürfen, dieses Ziel zu erreichen; auf jeden Fall müssen wir bald anfangen, im Deutschen Luftschifferverbande alle Vorbereitungen dazu zu treffen.

Schließlich kann es heute nicht mehr geleugnet werden, daß wir uns immer mehr der Verwirklichung uralter Träume nähern, nach denen der Mensch in Flugapparaten durch die Lüfte segelt. Nachdem uns Lilienthal den einzig richtigen praktischen Weg gewiesen, nachdem der leichte Motor von Jahr zu Jahr verbessert vor uns tritt, hindert nichts mehr unsre Hoffnungen, dieses Ziel dereinst zu erreichen. Freilich wird es immerhin noch Jahre dauern, bis wir an eine praktische Verwertung von Flugmaschinen denken können. Was wir bisher geleistet, sind kleine, nicht ohne Gefahren unternommene Flüge bis zu einer Ent-

fernung von rund 800 Metern. Indes, der Flug ist ein Sport geworden, täglich mehren sich seine Anhänger, sie vereinigen sich zu Organisationen, sie lernen voneinander ihre Erfahrungen, tauschen sie aus — so kennzeichnet sich der Fortschritt von Monat zu Monat, so rückt der Tag der Verheißung, der unser Sehnen erfüllen wird, unaufhaltsam näher.

Auch hier sind es Preise, die hochherzige französische, englische und amerikanische Mäzene zur Förderung der Sache gestiftet haben, die zu immer besseren Leistungen anregen. Auch bei uns in Deutschland sind die Aviatiker tätig, wir haben ihrer mehr, als man glaubt, was uns aber leider gänzlich fehlt in unsern bürgerlichen Kreisen, das sind kulturfördernde Mäzene. Woran liegt es, daß gerade wir Deutschen hierin andern Kulturnationen gegenüber so rückständig sind?

Die wirtschaftlichen Ziele und Vorteile des Scheck- und Postscheckverkehrs

Von

Professor Dr. Rießer (Berlin)

Ein Bankdiskont von 7½ Prozent läßt so ziemlich jedermann etwas „tiefer blicken", diejenigen wenigstens, die sehen wollen und sehen können. Ein so hoher Bankdiskont, d. h. ein so hoher von der Zentralnotenbank geforderter Zinssatz für kurzfristige Darlehen, nach dem sich über kurz oder lang die übrigen Zinssätze richten müssen, zeigt, daß ein empfindlicher Mangel an (Geld-) Leihkapital eingetreten ist. Die Ursache kann in solchen Fällen, falls es sich um einen wirklichen Mangel an (Geld-) Leihkapital handelt, darin bestehen, daß durch allzuviel Unternehmungen, Beteiligungen u. s. w. zuviel vorhandenes Leihkapital dem Geld- und Kreditverkehr entzogen wurde oder daß dem letzteren zu wenig neues Leihkapital auf einem der hierfür vorhandenen Wege zur Verfügung gestellt worden ist; es können aber auch beide Möglichkeiten eingetreten sein. Wie dem auch sei, die Wirkung ist jedenfalls, daß das verfügbare Leihkapital an barem Geld oder an Geldsurrogaten (in erster Linie also an Banknoten) für das vorhandene Geld- und Kreditbedürfnis nicht ausreicht, daß mit andern Worten der Bedarf an Geld und Geldsurrogaten, also an Zahlungsmitteln, das Angebot übersteigt. Es tritt dann eine Geldknappheit ein, die zunächst naturgemäß in einem Anziehen der Vergütung für das knapp gewordene Geld, also in einer Erhöhung der Zinssätze, ihren Ausdruck findet. Diese Versteifung der Zinssätze wird sich erst bessern können, wenn und soweit das Angebot von Geld und Geldsurrogaten dem Bedarf gleichkommt oder ihn überschreitet.

Ob die Staatsgewalt, von der in der Regel in solchen kritischen Zeiten, wie von einer Vorsehung, zunächst Hilfe erwartet wird, gegen eine derartige Geld-

knappheit mit Erfolg etwas tun kann, hängt wesentlich davon ab, welche Ursachen jener Geldknappheit zugrunde liegen und ob diese Ursachen erkennbar oder vielleicht so undurchsichtig und kompliziert sind, daß schon deshalb ein staatliches Eingreifen untunlich ist oder erfolglos bleiben muß.

Es ist möglich, daß (überhaupt oder wenigstens zu einem wesentlichen Teil) nur eine *scheinbare*, nicht aber eine *wirkliche* Geldknappheit vorliegt, daß also das Geld zwar vorhanden, aber vom Publikum *zurückgehalten* oder aus den öffentlichen und privaten Banken, also von den Zentralen des Geld- und Kreditverkehrs, *zurückgezogen* wird. Hierzu können die verschiedensten Umstände den Anlaß geben, so insbesondere zutage getretene Mißstände in der Verwaltung öffentlicher oder privater Unternehmungen, oder dauernder schlechter Geschäftsgang, oder plötzliche, mit großen Verlusten verbundene Konkurse, oder alle diese Umstände gleichzeitig, die ein starkes *Mißtrauen* weitester Kreise wachriefen. Ein solches Mißtrauen bewirkt erfahrungsgemäß zunächst, daß jeder, um sich vor Verlusten zu schützen oder um an ihn etwa herantretenden größeren Anforderungen entsprechen zu können, *möglichst viel bares Geld an sich zieht, es also den Banken entzieht oder nicht an sie abführt.*

In derartigen Fällen — und ein solcher Fall scheint mir, *mindestens zu einem wesentlichen Teile*, jetzt in Amerika vorzuliegen, obwohl dort sicherlich auch eine starke Ueberspannung der Produktion und des Kredits hinzutrat — ist genug bares Geld, genug Leihkapital vorhanden, es ist aber dem Verkehr, der Produktion, dem Kreditbedürfnis *entzogen*.

In solchen Fällen kann die Staatsgewalt (vorausgesetzt, daß sie nicht etwa selbst, was in kritischen Zeiten leider nur zu häufig der Fall ist, an kräftiger Intervention durch eigne dringende Bedürfnisse verhindert ist) insofern mit Aussicht auf Erfolg eingreifen, als sie Maßregeln trifft, welche geeignet sind, *das gesunkene Vertrauen wieder zu heben*, was sie insbesondere dadurch erreichen kann, daß sie dem Verkehr in ausreichendem Maße Zahlungsmittel, namentlich bares Geld, zur Verfügung stellt. Das letztere kann in verschiedenster Weise, zum Beispiel so geschehen, daß der Staat zu besonders günstigen Bedingungen dem Publikum Staatswerte anbietet und, falls von der Offerte Gebrauch gemacht wird, den Erlös den Banken u. s. w. (gegen Sicherheiten oder ohne solche) auf längere Zeit überläßt, oder daß er den Banken ohne eine solche Transaktion, also direkt, bei ihm ruhende Gelder oder sonstige Werte zur Verfügung stellt.

Schlimmer steht es in Fällen einer *wirklichen* Geldknappheit oder eines wirklichen Mangels an Zahlungs- (Umlaufs-) Mitteln. Denn wenn es etwa an Gold fehlt, weil die Goldproduktion hinter dem Bedarf zurückgeblieben ist, kann diese durch staatliches Eingreifen entweder gar nicht oder nur unzureichend, jedenfalls aber nicht so rasch vermehrt werden, als es erforderlich ist.

Auch durch Vermehrung der Banknoten kann in solchen Fällen meist nichts Durchgreifendes geschehen, so nahe der Gedanke liegt.

Denn einerseits setzt eine Vermehrung der Banknotenausgabe auch eine — allerdings im Verhältnis weit geringere — Vermehrung der behufs Garantie

ihrer jederzeitigen Einlösbarkeit vorgeschriebenen Deckung voraus, die in Geld und Geldwert bestehen muß, also dem Verkehr wiederum Zahlungsmittel entzieht, statt sie ihm zuzuführen.

Andererseits aber steht es durch die Erfahrung fest, daß jeder Banknotenbetrag, der das Bedürfnis des Verkehrs nach Geldsurrogaten, ja der auch nur die völlig unberechenbare Neigung des Verkehrs, solche Geldsurrogate anzunehmen, übersteigt, unerbittlich zurückgewiesen wird, also entweder nicht ausgegeben werden kann oder sofort der Notenbank zur Einlösung gegen bares Geld präsentiert wird.

Unter diesen Umständen ist jede Vermehrung derjenigen Umlaufsmittel, welche, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Banknote zu ersetzen geeignet sind, ein Bedürfnis, und zu solchen Umlaufsmitteln gehört der Scheck, der, gleich der Banknote, eine auf Sicht zahlbare gedeckte Anweisung darstellt. Jede erhebliche Vermehrung des Scheckumlaufs wird also, da damit ein Teil des Bedürfnisses nach den Barverkehr ersetzenden Umlaufsmitteln befriedigt werden kann, in der Regel, mindestens nach und nach, eine Verminderung des Banknotenumlaufs herbeiführen und damit einen Teil der zur Banknotendeckung im Zentralnoteninstitut festgelegten Zahlungsmittel frei machen, der nun dem Verkehr, also dem Kreditbedürfnis, wieder dienen kann. Daß dies richtig ist, zeigt folgendes Beispiel:

England braucht, weil jeder, ohne bares Geld in Bewegung zu setzen, mit Schecks zahlt — es werden in London von allen bei Banken zu leistenden Zahlungen etwa 97 Prozent in Schecks und nur etwa 3 Prozent in bar oder in Banknoten gezahlt —, für seinen Riesenverkehr nur etwa rund 3500 Millionen Mark an barem Geld und Banknoten; wir brauchen, da wir nur in minimalem Umfange mit Schecks zahlen, für unsern weit geringeren Verkehr nicht etwa weit weniger als 3500 Millionen Mark, sondern ungefähr 5000 Millionen Mark an Bargeld allein und daneben mehr als 1900 Millionen Banknoten! In der „Frankfurter Zeitung" vom 7. November 1906 ist in einem Artikel „Der Scheck" ausgerechnet worden, daß man in England, wenn man dort nicht den riesigen Scheckverkehr hätte, zum Ersatz desselben etwa 140 Millionen Pfund Sterling Banknoten mehr ausgeben müßte, was bedeuten würde, daß man den zur gesetzlichen Notendeckung bestimmten Goldvorrat der Bank von England etwa zu verfünffachen hätte.

Wird aber durch Vermehrung der Schecks, wie aus diesen Zahlen klar ist, eine Verminderung der Banknoten und damit ein Freiwerden von Deckungsmitteln herbeigeführt, so wird bei steigendem Angebot baren Geldes und sinkendem Bedarf an Zahlungsmitteln allmählich wieder, wenn nicht besondere Umstände dazwischentreten, auch eine Verminderung des bisher für die Ueberlassung kurzfristiger Darlehen gezahlten Zinsfußes, des Bankdiskonts, eintreten können.

Dies sind indirekte Folgen, die in der Regel durch eine erhebliche Vermehrung des Scheckverkehrs eintreten.

Jede Vermehrung des Scheckverkehrs führt nun aber dem wirtschaftlichen

Verkehr auch direkt, und zwar in großem Umfange, neue Barmittel zu. Wer auf Grund einer mit seiner Bank oder seinem Bankier geschlossenen Vereinbarung Schecks auf seine Bank oder seinen Bankier ausstellt, muß bei diesem ein Guthaben besitzen, und zwar, soweit ihm nicht vom Bezogenen (dem Bankier) oder beim Bankier (durch Akkreditierung seitens eines Dritten) ein Kredit eröffnet ist, ein Barguthaben.

Zur Ansammlung solcher Bankierguthaben führt aber gerade den Gewerbetreibenden und den Kapitalisten, für den nur selten die Rücksicht auf das Gesamtinteresse allein entscheidend sein kann, ein mächtiger Faktor, sein eignes Interesse. Sie enthebt ihn der Mühe und Gefahr der Aufbewahrung und der etwa zu Zahlungen notwendigen Versendung von barem Gelde — beides wird seitens der Bank besorgt. Sie erleichtert ihm die Kassa- und Buchführung, welche hinsichtlich des Guthabens und der auf Grund des Guthabens ausgezahlten Beträge die Bank übernimmt, und sie bringt ihm endlich den Vorteil, Geld, welches er bisher im Geldschrank, in den Kommoden, oder, wie dies in ländlichen Bezirken noch heute häufig geschieht, in Strümpfen, also in überaus „sicheren" Aufbewahrungsorten, zinslos liegen ließ, zinsbar anzulegen und sowohl zu seinem eignen Nutzen wie zu dem der Gesamtwirtschaft produktiv verwenden zu können. Es gewährt also der Scheckverkehr dem Einleger Arbeits-, Zeit-, Risikoersparnis und Zinsgewinn und er erhöht sein Streben, auch kleine Beträge zu sammeln und produktiv anzulegen.

Die Einlage, die der einzelne einer Mittelsperson, der Bank oder dem Bankier, übergibt, gewinnt aber auch durch diese Uebergabe sofort eine andre Kraft und einen andern Charakter. Eine andre Kraft, weil jeder einzelne von zehn Einlegern mit seinen verfügbaren geringen Beträgen, sagen wir von je 500 Mark, also mit diesen seinen 500 Mark recht wenig anfangen kann, während die Bank die je 500 Mark der hundert Einleger, also 50000 Mark, schon sehr gut und in sehr produktiver Weise in den Dienst der Gesamtwirtschaft stellen kann. Einen andern Charakter, weil die Einlage an eine Zentralstelle des Geld- und Kreditverkehrs erfolgt und weil darüber durch Zahlungsanweisungen (Schecks) verfügt werden kann. Hierdurch nämlich gewinnt die Einlage eine Schwungkraft, die sie vorher nicht hatte, sie kann nun gleichzeitig wirtschaftliche Aufgaben verschiedenster Art erfüllen, und zwar mit Hilfe jener Vermittlungsstelle sowohl im Dienste des Einlegers als im Dienste der Vermittlungsstelle, also der Gesamtwirtschaft. Denn der Einleger kann über sein Guthaben durch Scheck verfügen, um einen Fabrikanten zu bezahlen, und dieser kann ihn während der Umlaufszeit dem Lieferanten seiner Rohmaterialien an Zahlung geben, der ihn an den Importeur weitergibt. Solange aber das Guthaben nicht erschöpft ist, also auch noch während der Umlaufszeit jener Schecks, die der Einleger auf das Guthaben zieht, kann es auch der Bankier seinerseits, falls er nur für angemessene Sicherstellung seiner jederzeitigen Zahlungsverpflichtung Sorge getragen hat, benutzen, um kurzfristigen Kredit zu gewähren, der vom Empfänger dann wieder zu weiteren Krediten oder Zahlungen oder

Bestellungen ausgenutzt werden kann. Durch das Dazwischentreten der Zentralvermittlungsstellen, bei denen nun in immer steigendem Umfange die verfügbaren Gelder konzentriert werden, vermehrt sich also ungemein die wirtschaftliche Kraft und Ausnutzbarkeit der Einlagen. Die Einlage erfüllt somit erst in der Hand des Bankiers aufs glänzendste die Aufgabe, die dem Handel überhaupt stets und in erster Linie am Herzen liegt, ein Maximum von Umsätzen mittels eines Minimalaufwandes von Zeit, Raum, Arbeit, Risiko und Spesen zu bewirken.

Ueberdies pflegt die Zentralvermittlungsstelle, die Bank oder der Bankier, ihrerseits wieder Teilnehmer des Giro- und Abrechnungsverkehrs zu sein, so daß Schecks, die auf Bankiers oder Banken von Personen, die bei jenen ein Bankkonto haben, zugunsten solcher Personen ausgestellt sind, die gleichfalls ein Bankkonto haben, unter Vermeidung jeder Barzahlung, durch Abschreibung der Summe von dem Guthaben des einen und Zuschreibung zum Guthaben des andern Bankiers, erledigt werden können, die nun wieder ihrerseits ihre Kunden belasten oder erkennen.

In diesem durch die Bankiers vermittelten Ueberweisungsverkehr liegt aber die Krönung des Gebäudes, weil hier jeder Bargeldumsatz erspart wird. Um welche ungeheuern Beträge es sich aber hierbei handeln kann, zeigt die Tatsache, daß im Jahr 1905 im Neuyorker Abrechnungsverkehr rund 394, im Londoner 251 Milliarden Mark umgesetzt wurden. Deutschland verrechnete dagegen 1906 bei den dreizehn Abrechnungsstellen der Reichsbank nur rund 42 Milliarden Mark, wobei allerdings nur die eine Seite des Kontos berücksichtigt ist, welche die Einlieferungen aufweist.

Schecks, die nur dazu dienen sollen, Teile des Guthabens des Ausstellers bar zu erheben, die also eine Barzahlung gar nicht ersparen, sind überhaupt entbehrlich und zwecklos, denn diesen Dienst können einfache Quittungen ebensogut verrichten.

Wenn aber jemand statt baren Geldes einen Scheck auf einen Bankier erhält, womit eine Bargeldbewegung erspart ist, und diesen Scheck nachher beim Bezogenen nicht durch seinen Bankier einziehen läßt (welchenfalls der oben beschriebene Giroverkehr zwischen den beiden Bankiers jede Bargeldzahlung entbehrlich machen würde), sondern ihn beim Bezogenen in bar abhebt, so entzieht er wiederum dem Scheck eine wichtige und für den gesamten Wirtschaftsverkehr wesentliche Funktion. Dies aber geschieht bei uns nicht nur von Personen und Firmen, die keine Bankverbindung haben, sondern auch von solchen, die sie haben, sogar von staatlichen geschäftlichen Unternehmungen, die es besser wissen und besser machen könnten.

Angehörige der mittleren und kleinen Berufsstände aber, mögen sie der Landwirtschaft, dem Handel oder der Industrie angehören, haben in der Regel überhaupt keine Bankverbindung, stellen also in Ermanglung einer solchen und eines Bankguthabens nicht nur keine Schecks aus, sondern nehmen auch Anstand, solche von ihren Schuldnern anzunehmen und einzuziehen. Dies um so mehr,

weil sie fürchten, daß ihnen, namentlich wenn der Bezogene an einem andern Orte wohnt, durch die Einziehung des Schecks höhere Spesen erwachsen würden, daß ihnen insbesondere, worin sie vielleicht nicht ganz unrecht haben, der ihnen fremde Bankier höhere Zinsen und Provisionen berechnen werde, als seinen ständigen Kunden. Daher kommt es denn auch, daß im Kleinverkehr Schecks, die als Kassapapiere nur eine sehr kurze Umlaufsfrist haben dürften, mit zwei und drei Allongen zirkulieren, die einer an den andern abschiebt und weiterindossiert, um sich die Mühe und die Kosten der Einziehung zu ersparen. Diese Stände stehen auch in der Regel dem Giroverkehr der Reichsbank fern, dessen Bedingungen für sie zu kostspielige sein würden.

Aber auch in unserm sonstigen Zahlungsverkehr sieht es, ungeachtet der so enorm gestiegenen Kraft und Ausdehnung unsers Bankwesens, nicht minder kläglich aus, obwohl kräftige Schritte zu seiner Besserung von den verschiedensten Seiten im letzten Jahrzehnt und namentlich wieder in der allerjüngsten Zeit unternommen worden sind.

Immer noch werden in der Regel von und bei einer großen Reihe staatlicher, kommunaler und privater Anstalten und Unternehmungen die Einzahlungen und die Auszahlungen in bar bewirkt, so bei Sparkassen, den Invaliden-, Kranken-, Alters-, Renten-, Hypotheken-, Versicherungs-, Knappschafts-, Beerdigungskassen oder Instituten u. a. m.

Aehnlich geht es im wesentlichen zu bei der Zahlung von Zöllen, Steuern, Stempeln, Gerichtskosten an staatliche und kommunale Behörden, obwohl auch hier schon zahlreiche Ansätze zur Besserung sich zeigen; ferner bei den Auszahlungen von Kapital und Zinsen der Staatsschuldverschreibungen, bei den Gehalts- und Pensionszahlungen an Beamte, welche letzteren allein im Reich und Preußen jährlich 888 Millionen Mark an Gehaltszahlungen zu empfangen haben, sowie auch im Postanweisungsverkehr, der täglich allein an baren Auszahlungen 20 bis 30 Millionen Mark in Anspruch nimmt, die vorher gleichfalls meist in bar eingezahlt waren. Die durch Postanweisungen, Postaufträge und Nachnahmesendungen bewerkstelligten Umsätze betragen allein etwa 13 Milliarden Mark im Jahr.

Große staatliche und kommunale Verwaltungen, wie Steuer-, Regierungs-, Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Militärbehörden, bevorzugen noch in erheblichem Umfange den Barverkehr, und nicht nur staatliche Behörden und Unternehmungen, sondern sogar industrielle und kommerzielle Unternehmungen ersten Ranges haben, ungeachtet des Zinsverlustes, aus eingewurzelter Gewohnheit weit größere Barbestände in ihren Kassen, als dies selbst bei vorsichtigster Disposition für den laufenden Betrieb notwendig ist. In England ruhen selbst bei Banken, da deren Kassenhalter die Bank von England ist, nur ganz minimale Beträge in den eignen Kassen, und ein neuerer Schriftsteller berichtet, daß ein großes, mehr als hundert Angestellte beschäftigendes englisches Exporthaus mehr als einmal nicht 10 Pfund Sterling in der Kasse liegen hatte.

In England zahlt man nicht nur den Groß- und Detailhändler, auch den Vermieter, den Handwerker, den Metzger, Schuhmacher und Schneider durch Schecks. Das ist nur möglich, wenn tunlichst alle Kreise eine Bankverbindung besitzen, bei der sie ein Guthaben unterhalten, auf das sie Schecks ziehen können.

Es ist daher anzustreben, daß in immer größerem Umfange Bankkonten gehalten werden, damit durch die Vermittlung der Banken und auf Grund der bei diesen anzusammelnden Guthaben der durch ein gutes Scheckgesetz zu sichernde Scheckverkehr, vor allem aber, wie immer wieder betont werden muß, der Giro-(Ueberweisungs-)Verkehr gepflegt, hierdurch aber in immer größerem Umfange im Zahlungsverkehr die Barzahlung ausgeschaltet und der für den Kreditverkehr verfügbare Bargeldvorrat vergrößert werde.[1]) Die Erweiterung des Scheckverkehrs hat nur Sinn und Zweck als Mittel zur Erweiterung des Ueberweisungs- und Abrechnungsverkehrs.

Bei den mittleren und kleineren Berufsständen in Landwirtschaft, Industrie und Handel werden jene Reformbestrebungen vorläufig nicht durchdringen. Diesen muß deshalb die Post mit ihren namentlich in Deutschland so zahlreichen Nebenstellen die fehlende Bankverbindung ersetzen, indem sie es in die Hand nimmt, für ihre Teilnehmer den Postscheckverkehr, vor allem aber zwischen mehreren Teilnehmern am Postscheckverkehr den Postüberweisungsverkehr zu vermitteln. Sie erzieht sie dadurch gleichzeitig, da auch der Postscheckverkehr das Bestehen eines, wenn auch sehr geringfügigen (Minimal-)Guthabens voraussetzt, behufs Erleichterung ihres Zahlungsverkehrs ihre verfügbaren Gelder zu dem Zwecke bei der Post zu hinterlegen, um darüber, je nach Bedarf, in beliebigen Beträgen durch Schecks und, wenn die Beteiligten sämtlich dem Postscheckverkehr angegliedert sind, durch Postüberweisungsaufträge (unter Bezeichnung der Kontonummern) zu verfügen. Derartige Aufträge werden aber sicherlich, da die Post die Guthaben voraussichtlich nur sehr gering oder gar nicht verzinsen wird, tunlichst unmittelbar nach dem Moment erteilt werden, wo der Auftraggeber das erforderliche Guthaben bei der Post zusammen hat, tragen also gleichzeitig dazu bei, die gerade im Kleinverkehr unerträglichen langen Zahlungskredite herabzumindern.

Die überaus große Bequemlichkeit aber, derartige Ueberweisungsaufträge (in Oesterreich bis zu 1000 Kronen) jedem Briefträger mitgeben oder in den nächsten Briefkasten werfen zu können, ist zweifellos, wie die Erfahrung in

---

[1]) Ein solches Ziel kann nur erreicht werden durch beständige Aufklärung und durch ähnliche Schritte, wie sie u. a. der Verband Ostdeutscher Industrieller mit Erfolg seinen Beamten und Mitgliedern gegenüber eingeschlagen hat. Er hat nämlich den ersteren, falls sie sich ein Bankkonto anlegen, die Pränumerandozahlung des sonst postnumerando zahlbaren Gehalts zugesagt, die letzteren aber verpflichtet, diejenigen Kunden, die sich ihr Guthaben in bar zahlen lassen, dringend und unter ständiger Wiederholung dieser Bitte zu ersuchen, sich ein Bankkonto eröffnen zu lassen, damit man in der Lage sei, ihnen ihr Guthaben im Girowege zu überweisen.

Oesterreich erwiesen hat, ein ausreichendes Aequivalent für eine nur geringe Verzinsung, während es sehr zweifelhaft ist, ob auch bei gänzlichem Fehlen einer Verzinsung sich der Postscheckverkehr einbürgern wird. Man kann dies um so mehr bezweifeln, als die Einleger auf der andern Seite Gebühren an die Post bezahlen müssen.

Für ihre Mühewaltung Gebühren zu fordern, ist die Post durchaus berechtigt; für die Höhe dieser Gebühren muß aber der Gesichtspunkt maßgebend sein, daß die Post, also bei uns das Reich, zwar einen Anspruch auf Ersatz der Unkosten hat, daß sie aber keinen Gewinn aus diesem Scheck- und Ueberweisungsverkehr ziehen darf. Denn der Gewinn, den der gesamte Zahlungsverkehr des Reiches durch diese Bargeld ersparende Einrichtung erzielt, ist jedenfalls, wenn er sich auch nicht ziffernmäßig feststellen läßt, unendlich viel höher als jeder Ertrag, den die Post aus diesem Geschäftsverkehr erzielen könnte. Im Gegenteil müßten die Gewinne, welche die Post durch die Zinsen erzielt, die ihr selbst durch die Wiederausleihung oder die Anlegung der bei ihr eingezahlten Guthaben zufließen, nach Abzug von Reserven, zur weiteren Herabminderung der Gebühren verwandt werden.

Werden, wie es der Reichstag bei Beratung der früheren Postscheckvorlage vom 1. Dezember 1899 verlangt hat, die Stammeinlagen, also die zu verlangenden Minimalguthaben, die in Oesterreich je 100 Kronen betragen, und ebenso die weiter anzusammelnden Guthaben, was ich im Interesse der Einführung dieses Postverkehrs nicht befürworten könnte, gar nicht verzinst oder werden sie nur sehr gering, also etwa nur mit 1 Prozent, verzinst, so haben die Klagen der privaten und öffentlichen Sparkassen, bei welchen letzteren jetzt etwa $13^1/_2$ Milliarden Mark Spargelder liegen, darüber, daß ihnen durch den Postüberweisungsverkehr Konkurrenz gemacht werde, keinerlei Berechtigung mehr. Zudem verfolgt der Postüberweisungsverkehr völlig verschiedene Ziele, wird daher auch nach ganz andern Grundsätzen organisiert und verwaltet als der Sparkassenverkehr. Jener verfolgt lediglich den Zweck, Bargeldzahlungen im Verkehr tunlichst auszuschließen, dieser hat den Zweck, verfügbare bare Gelder behufs dauernder Aufbewahrung und verzinslicher Anlegung anzusammeln.

Ebensowenig wie gegenüber den Sparkassen wird von diesem Postscheck- und Ueberweisungsverkehr eine irgendwie erhebliche Konkurrenz gegenüber unsern Banken zu befürchten sein, zumal die Hauptteilnehmer jenes Verkehrs, die mittleren und kleineren Berufsstände in Landwirtschaft, Handel und Industrie, nur in geringem Umfange Kunden der Banken sind und in der Folge sein werden, während sie, soweit sie etwa Depositen bei Banken oder Bankiers haben, angesichts der im Postscheck- und Ueberweisungsverkehr so geringen oder ganz fehlenden Verzinsung der Einlagen, durch den letzteren Verkehr kaum den Depositenkassen oder Bankiers als Kunden verloren gehen können. Wäre dem aber selbst anders, so müßten — ebenso wie die Sparkassen und die Genossenschaften — auch die Banken, die zudem an einer Verminderung des Bargeldumlaufs aufs lebhafteste interessiert sind, die Förderung des Gemeinwohls höherstellen als die eignen Interessen. Das Gemeinwohl aber wird hier dadurch gefördert, daß der gesamte Zahlungsverkehr durch tunlichsten

Ausschluß von Barzahlungen auf gesundere Grundlagen gestellt wird, während anderseits, da die Post selbst die eingehenden Gelder zinsbar anlegt, ungeheure Beträge, die sonst brachliegen würden, produktiver Verwendung zugeführt werden

Die Erfolge waren in Oesterreich sehr bedeutende. Bereits Ende 1904 zählte man dort im Postscheckverkehr über 62 000 Konten und betrug der Gesamtumsatz fast 15 Milliarden Kronen, heute sind es etwa 77 000 Konten und betragen die Umsätze im Postscheckverkehr etwa 24 Milliarden Mark. Das Erfreulichste aber sind wohl zwei Tatsachen:

Einmal, daß von je hundert Konteninhabern schon Ende 1904 fast 99 Prozent, also beinahe alle, auch am Clearingverkehr teilnahmen (gegen etwa 51 Prozent im Jahr 1884).

Ferner, daß von den Rückzahlungen im Postscheckverkehr auf Beträge bis zu 300 Kronen, also offensichtlich auf die Beteiligungen der „kleinen Leute" am Postscheckverkehr, im Jahr 1898 über 72 Prozent entfielen.

Es ist also der Postscheckverkehr das sicherste, rascheste, vielleicht sogar das einzige Mittel, um die mittleren und kleineren Berufsstände in Landwirtschaft, Handel und Industrie dem Scheckverkehr und dem damit notwendigerweise verbundenen Ueberweisungs- und Abrechnungsverkehr zu gewinnen.

Ernste Bedenken könnte also meines Erachtens nur die Zentralisierung voraussichtlich sehr erheblicher Mittel in den Händen des Staates, und zwar nur dann erregen, wenn man etwa die — in der Tat nicht völlig von der Hand zu weisende — Befürchtung hegt, daß die Verwaltung und Anlegung der bei der Post zusammenströmenden Gelder nach bureaukratischen und nicht, was unbedingt notwendig ist, nach kaufmännischen Grundsätzen erfolge.

Jene Bedenken könnten aber auch eine andre Grundlage haben. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß die verfügbaren Gelder in einem die Notwendigkeit und Rätlichkeit weit übersteigenden Umfange zum Ankauf von Staatsschuldverschreibungen, nicht aber zur Unterstützung und Förderung der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft, also gerade derjenigen Kreise verwandt werden, aus denen die bei der Post zusammenfließenden Gelder im wesentlichen stammen werden. Der Ankauf oder die Aufnahme von Staatsschuldverschreibungen ist ohne Zweifel an sich höchst wünschenswert und im Interesse unsers Staatskredits notwendig, zumal ihr Kurs in der letzten Zeit ihrem inneren Werte fast durchweg nicht entsprochen hat. Ueber das notwendige Maß bei diesen Ankäufen hinauszugehen, würde aber trotzdem, namentlich in kritischen und kriegerischen Zeiten, überaus bedenklich sein. Denn in solchen Zeiten tritt erfahrungsgemäß ein lebhaftes Verlangen nach barem Gelde ein, die Guthaben werden gekündigt, und dieser Umstand nötigt alsdann das Postscheckamt, ungemein große Beträge von Staatsschuldverschreibungen in einem Momente auf den Markt zu werfen, wo dieser nicht aufnahmefähig ist. Hierdurch werden aber die Kurse nur allzuleicht gerade in solchen kritischen Zeiten, wo sie gehalten werden müßten, geworfen, was eine Entmutigung der Kapitalisten in dem denkbar ungeeignetsten Momente herbeiführen würde.

Es ist deshalb nach meiner Ueberzeugung unerläßlich, gleich zu Anfang gewisse Grundsätze — selbstverständlich keine ein für allemal festgelegten, sondern von vornherein elastische und überdies von Zeit zu Zeit zu revidierende Grundsätze — festzustellen, nach denen die Anlegung und Verwaltung der verfügbaren Gelder zu erfolgen hätte. Hierbei wäre namentlich eine Maximalquote für die Aufnahme und den Ankauf von Staatsschuldverschreibungen festzustellen.

Ferner ist dem Postscheckamt behufs Ermöglichung der Heranziehung von Gold aus dem Auslande, die speziell in kritischen und kriegerischen Zeiten wünschenswert und notwendig ist, auch ein angemessener Besitz von Golddevisen und in Gold zahlbaren soliden ausländischen Wertpapieren zur Pflicht zu machen.

Weiter ist das Postscheckamt zu verpflichten, eine angemessene Quote der verfügbaren Gelder an Genossenschaften, Banken u. s. w. kurzfristig — und zwar, je nach Lage des Falles, mit oder ohne Sicherstellung — auszuleihen, damit wenigstens ein Teil der zentralisierten Gelder wieder dezentralisiert werde und denjenigen Kreisen zugute komme, aus denen diese Gelder stammen werden.

Endlich aber hege ich den lebhaften Wunsch, daß diese Postüberweisungsanstalt auf eigne Füße gestellt, also ein selbständiges Institut werde und auch die Anlegung und Verwaltung der verfügbaren Gelder selbst übernehme, damit sie die nur hier zu gewinnenden kaufmännischen Erfahrungen und Kenntnisse selbst erwerben und verwerten kann und in der Lage ist, in ebenbürtiger Stellung mit den selbständigen Postanstalten in Oesterreich, Ungarn und der Schweiz behufs baldigster Anbahnung des sehr wünschenswerten gemeinsamen Ueberweisungs- und Abrechnungsverkehrs in Verbindung zu treten.

Ueber die Temperatur des Mars

Ein Brief von

Professor Dr. Wien (Würzburg)

Von den Berechnungen der Temperatur des Mars ist die Frage abhängig, ob dieser Planet organische Wesen besitzt? Professor Wien, eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, hatte die Güte, nachstehende Ansichten hierüber zu äußern. Wir behalten uns noch weitere Veröffentlichungen über diese Frage vor.

Redaktion der „Deutschen Revue".

Sehr geehrter Herr!

Die Temperatur des Planeten läßt sich näherungsweise aus den Strahlungsgesetzen ableiten, wenn die Eigenwärme nicht in Betracht kommt, wie es schon bei der Erde der Fall ist und noch viel mehr für den Mars zutreffen wird.

Es muß nämlich die Strahlung, die der Planet selbst aussendet, ebenso groß sein wie die empfangene Sonnenstrahlung. Da man die letztere für die Erde kennt und nach der Entfernung jedes Planeten berechnen kann, da man ferner die Abhängigkeit der Ausstrahlung von der Temperatur für einen schwarzen Körper (d. h. einen solchen, der die betreffende Strahlung nicht reflektiert) kennt, so läßt sich die Temperatur berechnen. Berücksichtigt muß hierbei noch werden, daß die Planeten einen Teil der von der Sonne empfangenen Strahlen zurückwerfen, während sie sich für die langwellige Strahlung, die sie selbst aussenden, wahrscheinlich nahe wie ein schwarzer Körper verhalten. Für die Erde berechnet sich hiernach eine Temperatur von 24° C., was etwas höher als die mittlere Temperatur der Erde ist. Für den Mars findet man die Temperatur — 32°. Hiernach ist es allerdings wahrscheinlich, daß auf dem Mars sich kein flüssiges Wasser befindet. Ob man hieraus zu folgern hat, daß es auf dem Mars keine Lebewesen gibt, halte ich jedoch für sehr zweifelhaft. Wir haben kein bestimmtes Maß dafür, wie weit die Anpassungsfähigkeit der Organismen an die äußeren Bedingungen reicht. Allerdings ist die Sonnenenergie, die der Mars erhält, verhältnismäßig kleiner als die der Erde zugestrahlte. Aber sie ist bei weitem groß genug, um an sich organisches Leben bei gehöriger Ausnutzung zu unterhalten. Da ja auf der Erde auch die Warmblüter eine Körpertemperatur haben, die erheblich höher liegt als die Außentemperatur, so ist es sehr gut möglich, daß diese Differenz unter andern Bedingungen eine weit größere ist. Diese Möglichkeit ist ja schon durch den Aufenthalt in arktischen Regionen der Erde erwiesen. Allerdings ist eine Vegetation nach Art der unsern kaum denkbar. Aber die Ernährung höherer Lebewesen kann sich möglicherweise auf ganz andre Weise vollziehen.

Man wird daher wohl schließen können, daß die Lebensbedingungen auf dem Mars wegen der tieferen Temperatur erheblich andre sind als bei uns, aber wohl kaum, daß die Existenz organischer Wesen überhaupt ausgeschlossen ist.

Hochachtungsvoll

Würzburg, Dezember 1907. Wien.

Vorzugsrechte

Von

M. von Brandt

Die „offene Tür“ gehört zu den jüngsten Errungenschaften der internationalen Beziehungen; die Pflicht des einen, sie zu gewähren, und das Recht der andern, sie zu verlangen, wird überall und von allen betont, aber wenn man etwas genauer zusieht, macht es doch den Eindruck, als wenn die neue Lehre wenig mehr sei als ein Deckmantel, unter dessen Schutz die Beteiligten nur an die Wahrung ihrer eignen Interessen dächten. Es genügt, die internationalen

Abmachungen des letzten Jahrzehnts zu prüfen, um zu dieser Ueberzeugung zu kommen. Der englisch-japanische Vertrag vom 30. Januar 1902 enthält in seiner Einleitung die Erklärung, daß die beiden vertragschließenden Regierungen von dem einzigen Wunsche beseelt seien, den Statusquo und den allgemeinen Frieden in Ostasien zu erhalten, und ein ganz besonderes Interesse daran hätten, die Unabhängigkeit des Kaiserreichs China und des Kaiserreichs Korea zu wahren und dem Handel und der Industrie aller Nationen in diesen beiden Ländern die gleichen Vorteile zu sichern. Zwei Jahre nach der Bildung dieser Ostasiatischen Friedensgesellschaft bricht der russisch-japanische Krieg aus, und noch ehe der Friede von Portsmouth demselben ein Ende gemacht hat, wirft die englische Regierung den Vertrag von 1902 und alle die schönen Versicherungen, die er enthält, in den Papierkorb und trifft am 12. August 1905, also zweiundeinhalbes Jahr nach dem ersten Vertrage, der die Unabhängigkeit Koreas und die gleichen Rechte aller Nationen in demselben erklärte und garantierte, ein neues Abkommen mit Japan, in dem es, da Japan überwiegende Interessen in Korea besitze, das Recht Japans anerkennt, dort solche Maßregeln der Leitung, der Kontrolle und des Schutzes zu ergreifen, wie es für notwendig halten mag, um diese Interessen zu schützen und zu fördern, „und nun kommt das Mäntelchen", immer vorausgesetzt, daß solche Maßregeln nicht dem Prinzip der gleichen Gelegenheiten für den Handel und die Industrie aller Nationen widersprechen". Wie dieses Prinzip von seiten Japans durchgeführt wird, zeigen die jüngsten Ereignisse in Korea. Aber die Methode macht Schule. Am 10. Juni 1907 unterzeichnen Frankreich und Japan ein Abkommen, durch das sie sich gegenseitig verpflichten, die Unabhängigkeit und Integrität Chinas ebenso wie das Prinzip der Gleichheit der Behandlung in dem Lande für die Angehörigen aller Nationen zu achten. So weit sehr gut, aber in cauda venenum. Im weiteren Verlauf garantieren sie sich gegenseitig, „da sie ein besonderes Interesse daran haben, daß Ordnung und ein friedlicher Zustand der Dinge in China gesichert seien", das Recht, in den Teilen dieses Reichs, die an ihre Besitzungen grenzen, zu intervenieren „und versprechen sich gegenseitig zu unterstützen, um den Frieden und die Sicherheit in diesen Gegenden zu erhalten, mit der Absicht, die respektive Stellung und die territorialen Rechte der beiden kontrahierenden Teile auf dem asiatischen Kontinent zu wahren". Wie England und Japan in ihren Verträgen Korea, dessen Unabhängigkeit sie proklamiert und garantiert hatten, absolut ignorierten und über dessen Kopf weg über sein Schicksal entschieden, so ignorieren Frankreich und Japan bei ihren Abmachungen das größere China ebenfalls, nicht ohne daß dasselbe scharf gegen diese Behandlung protestiert hätte. Was aus der Aufhebung des auf Marokko bezüglichen Madrider Vertrages und dem Ersatz desselben durch die Algecirasakte, was ja ebenfalls der friedlichen Entwicklung der Dinge in Marokko dienen sollte, hervorgegangen ist, wissen wir. Vielleicht ist es ganz lehrreich, bei dieser Gelegenheit sich eines Briefes zu erinnern, den Lord Palmerston, als er der Partei angehörte, die gerade „out" war, und Sir Robert Peel und Lord Aberdeen in London am Ruder waren, am 29. August 1844 aus Wiesbaden an seinen

Bruder, Sir William Temple, gerichtet hat: „Die große Frage, welche alle Köpfe beschäftigt, ist die von Krieg oder Frieden zwischen England und Frankreich, aber ich kann nicht glauben, daß es zum Kriege kommen werde. Was die marokkanischen Angelegenheiten anbetrifft, so sind die beiden Regierungen unzweifelhaft zu einer festen Abmachung gekommen, und ich bin der Ansicht, daß wir uns damit einverstanden erklärt haben, daß die Franzosen einige der maurischen Armeen beschießen, unter der Bedingung, daß Frankreich nicht auch nur für einen Augenblick irgendeinen Teil des maurischen Territoriums besetze. Diese Angelegenheit ist von einer so großen und dauernden Bedeutung für unsre Interessen, daß keine Regierung, auch nicht die jetzige, darin auch nur einen Zoll zurückweichen kann, und so sehr die Franzosen auch Marokko begehren mögen, würden sie doch nicht alle die Unannehmlichkeiten und sicheren Uebel eines Kriegs mit England riskieren für die Möglichkeit, Erwerbungen in Marokko zu machen. Das würde in der Tat nach dem Schatten greifen und die Substanz verlieren sein, weil das Ergebnis eines Krieges mit uns, den Frankreich für die Eroberung von Marokko unternähme, unzweifelhaft das sein würde, daß es Algier verlöre, seiner Schiffe, seiner Kolonien und seines Handels nicht zu gedenken." Das steht in einem Privatbrief Lord Palmerstons, der erst nach seinem Tode das Licht der Oeffentlichkeit erblickt hat und dessen Inhalt man daher für die wirkliche Ueberzeugung des Schreibers anzusehen berechtigt ist. Die Verhältnisse liegen ja heute anders, auf dem Papier wenigstens, aber es kann trotzdem keinem Zweifel unterliegen, daß man auch in England in weiten Kreisen der Entwicklung der marokkanischen Frage nicht ohne Besorgnis entgegensieht. — Um noch ein andres Beispiel zu erwähnen, so bietet das englisch-russische Abkommen vom 31. August 1907 in dem einzigen in ihm erwähnten Punkte, der auch andre Staaten wirtschaftlich interessiert, Persien — Afghanistan und Tibet tun dies nicht —, anscheinend das Beispiel einer reinlichen Auseinandersetzung in betreff kollidierender Interessen durch die Schaffung zweier auch räumlich getrennter Interessensphären, aber auch in diesem Abkommen sieht der Pferdefuß unter dem Deckmantel der Erklärung hervor, daß „die Regierungen Großbritanniens und Rußlands sich gegenseitig verpflichten, die Integrität und Unabhängigkeit Persiens zu achten, und ehrlich wünschen, die Erhaltung der Ordnung in dem Reiche und eine friedliche Entwicklung zu fördern, ebenso wie die dauernde Herstellung gleicher Vorteile für den Handel und die Industrie aller Nationen". Die Anerkennung der offenen Tür wird aber dadurch in ihren Wirkungen zweifelhaft gemacht, daß in den Art. 1 und 2 des Persien betreffenden Abkommens England und Rußland sich gegenseitig verpflichten, in der Interessenssphäre des andern nicht allein keinen ihrer eignen Untertanen, sondern auch keinen einer fremden Macht angehörigen bei dem Nachsuchen einer Konzession irgendeiner Art zu unterstützen. Es werden dadurch diese Interessensphären tatsächlich von der freien Konkurrenz aller Nationen, die doch der Zweck des Abkommens sein soll, ausgeschlossen. Ganz besonders drastisch ist aber die Erklärung in Lord Greys Erlaß vom 28. August 1907, durch den er den englischen Botschafter in Petersburg ermächtigte, das

Abkommen zu unterzeichnen. Bezugnehmend auf ausdrückliche, im Laufe der Verhandlungen über das vorliegende Abkommen von der russischen Regierung abgegebene Erklärungen, daß sie die besonderen Interessen Großbritanniens im Persischen Golfe nicht in Abrede stelle, Erklärungen, von denen Seiner Majestät Regierung ausdrücklich Akt genommen habe, schließt Lord Grey seinen Erlaß mit den folgenden Sätzen, die einen durchaus komminatorischen Charakter tragen. „Um es ganz klar zu machen, daß das gegenwärtige Abkommen nicht bestimmt ist, die Lage im Golf zu beeinflussen und keinen Wechsel in der Politik Großbritanniens, die sich auf ihn bezieht, einschließt, hält es Seiner Majestät Regierung für wünschenswert, die Aufmerksamkeit auf die früheren Erklärungen der britischen Politik zu lenken und die früheren Darlegungen in betreff der britischen Interessen im Persischen Golf und der Wichtigkeit, dieselben aufrechtzuerhalten, nun wieder allgemein zu bestätigen. Seiner Majestät Regierung wird fortfahren, alle ihre Bemühungen auf die Aufrechterhaltung des Statusquo im Persischen Golf und die Erhaltung britischen Handels zu wenden; indem sie so handelt, hat sie nicht den Wunsch, den legitimen Handel irgendeiner andern Macht auszuschließen."

Diese Ausführungen, denen noch manche andern, so in betreff der Einrichtung englischer und französischer Interessensphären in Siam, hinzugefügt werden könnten, dürften beweisen, daß die schönen Phrasen von Aufrechterhaltung der Integrität und Unabhängigkeit eines Reichs, mit denen solche Abmachungen vielfach eingeleitet zu werden pflegen, tatsächlich gerade das Gegenteil von dem bedeuten, was sie besagen, und daß auch in diesen Fällen die Sprache nur dazu dient, den Gedanken zu verbergen. Es ist dies unzweifelhaft eine Betätigung der rücksichtslosen Unterdrückung des Schwächeren, der wir, wie hier in der Politik, auch in andern Verhältnissen, so im wirtschaftlichen Leben, begegnen. Daß der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts unter dem Zeichen und dem Einfluß wirtschaftlicher Konkurrenzkämpfe steht, wissen wir, aber es läge vielleicht im allseitigen Interesse, wenn die Teilnehmer an solchen sich daran erinnern wollten, daß die wirtschaftlichen Schädigungen, die solche Kämpfe im Gefolge haben, beide Teile, den Sieger wie den Besiegten, und den ersteren oft nicht am wenigsten, zu treffen pflegen. Es geht bei solchen Fragen im politischen Leben wie bei Aussperrungen und Ausständen im wirtschaftlichen; die Verluste, die beide Teile erleiden, berechnen sich nach Millionen, während es mancher Jahre bedarf, bis die kleinen Vorteile, die auch für den Sieger seinen großen Verlusten gegenüberstehen, sich bis zur Höhe der letzteren zusammensummieren. Und schließlich ist das Fazit doch, daß an Stelle der Tyrannei der Arbeitgeber die der Arbeitnehmer tritt, die viel unerträglicher ist und viel schlimmer wirkt als die erstere und wieder neue Anstrengungen seitens derselben hervorruft, um die neue Last abzuschütteln und das alte Verhältnis wiederherzustellen. Das Endresultat dieser Kämpfe, das freilich noch in weiter Ferne zu liegen scheint, wird schließlich doch sein, daß sich Arbeitgeber und -nehmer verständigen und sich über den Ruinen, die sie selbst geschaffen, die Hände zu dem

auf der Grundlage gemeinsamer Tätigkeit geschlossenen Frieden reichen. Das wird auch auf politischem Gebiet der Fall sein. Vorderhand aber scheinen die großen Kapitalisten in diesem Fache, die Beati possidentes, wenn sie auch manche Lehren Lord Palmerstons vergessen haben mögen, mit um so größerer Zähigkeit an einem andern Diktum dieses Großmeisters, der „Civis romanus sum"-Politik, festhalten zu wollen. „Es ist nicht dies oder jenes Zugeständnis," schrieb Lord Palmerston, „das eine besondere nationale Bedeutung haben kann, sondern es ist die Gewohnheit, Zugeständnisse zu machen, es ist der Glaube an die Leichtigkeit, mit der ihr sie macht, der verderblich für das Interesse, für die Ruhe, für die Ehre des Landes ist ... Gebt nie auch nur einen Stecknadelknopf auf, den ihr das Recht habt zu behalten und den ihr glaubt behalten zu können, und selbst wenn ihr glaubt, daß ihr ihn im äußersten Falle nicht behalten könnt, macht, bevor ihr ihn aufgebt, soviele Schwierigkeiten als möglich und laßt glauben, daß ihr eher Krieg machen werdet, als ihn aufzugeben." Die englische Politik steht für manche Fragen noch auf diesem Standpunkt Lord Palmerstons, während sie bei andern denselben vollständig verlassen zu haben scheint. Und dasselbe ist bei andern Mächten der Fall. Daß England Frankreich in Marokko freie Hand gelassen, daß die englische Heirat des Königs von Spanien keinem Widerstande von französischer Seite begegnet ist, daß Frankreich Aegypten aufgegeben und England sich selbst einen mächtigen und wohl auch nicht ungefährlichen Konkurrenten in Ostasien geschaffen hat, das alles deutet darauf hin, daß hüben und drüben vieles in einem Zustande der Mauserung begriffen ist und manche Dinge, die man früher als Grundpfeiler der eignen Macht ansah, aufgegeben worden sind, ohne daß die Gebäude, die sie zu stützen bestimmt waren, deswegen ins Wanken gekommen wären. Sollte es sich da nicht auch empfehlen, manche andern Dinge einer Revision zu unterziehen und nicht in jeder aufsteigenden Nation eine Gefahr zu erblicken, die von dem Platz an der Sonne ferngehalten werden müsse. Daß Deutschland nicht dauernd unterdrückt werden kann, dürfte der Lauf der Weltgeschichte hinreichend bewiesen haben, daß es in der Mitte des Kontinents politisch nicht entbehrt und nicht ersetzt werden kann, muß jedem klar sein, dem jesuitische Voreingenommenheit nicht den Blick getrübt hat, und daß es verständiger wäre, sich mit ihm zu verständigen als aus ihm einen gewissen oder möglichen Gegner heranzuziehen, wird keinem praktischen Staatsmann zweifelhaft erscheinen. Warum also nicht einmal einen ernsthaften Versuch zu einer dauernden Verständigung machen?

Literarische Berichte

Heinrich von Kleists sämtliche Werke. Mit einer biographisch-literarischen Einleitung von Fritz Baader. Gebunden M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In der neueren deutschen Dichtung nimmt zwischen dem klassischen Zeitalter Lessings, Goethes und Schillers und dem romantischen der Schlegel, Tieck, Novalis u. s. w. die merkwürdige Gestalt Heinrich von Kleists, des großen romantischen Realisten und des größten dramatischen Genies seit Schiller, eine selbständige und, wie man bedeutungsvoll sagen kann, einsame Stellung ein. Mit dem Klassizismus hatte der Dichter keine, mit der aufblühenden Romantik — der man ihn lange Zeit mit Unrecht ganz zugerechnet hat — nur vereinzelte Berührungspunkte, und so kann es uns heute nicht verwundern, daß dieser seiner Zeit so fremde und überdies so rätselvolle, in vieler Hinsicht abnorme Geist nicht nur bei der großen Masse seiner Zeitgenossen, sondern selbst bei einem Goethe kein oder nur geringes Verständnis fand. Erst die Nachwelt ist ihm gerecht geworden, und vollends die neueste Zeit, in die er bereits dunkel vorahnend hinüberzudeuten scheint, hat immer mehr gelernt, aus den inneren Widersprüchen und äußeren Konflikten dieses Dichterlebens das Unvergängliche, wahrhaft Klassische seines Schaffens herauszulösen und den kostbarsten Gütern unsrer Literatur anzureihen. Heutzutage wird es jedem Urteilsfähigen als ein bedeutsamer Gewinn für die Bildung unsers Volkes erscheinen, wenn neben Goethe, Schiller, Shakespeare, Lessing auch der Dichter des „Käthchens von Heilbronn", des „Zerbrochenen Kruges", des „Prinzen Friedrich von Homburg" und des „Michael Kohlhaas" überall in Deutschland einen Platz in der Hausbücherei erhält und fleißig gelesen wird, und allgemein wird darum die vorliegende schöne Ausgabe seiner sämtlichen Werke aufs freudigste begrüßt werden, die sich an die vorausgegangenen, weitverbreiteten einbändigen Klassikerausgaben des Verlags aufs würdigste anreiht. Ihren äußeren Wert macht neben der Handlichkeit des Bandes die schlechthin musterhafte, höchst geschmackvolle Ausstattung aus, ihren in der Vollständigkeit und sorgfältigen Kontrolle des Textes begründeten inneren Wert erhöht noch besonders die ausführliche biographisch-literarische Einleitung von Fritz Baader, die das „Problematische" im Wesen des Dichters zu entwirren, die Kraft und Tiefe seiner künstlerischen Begabung in klarer Weise auszudrücken versteht. R. D.

Das Dekameron. Von Giovanni di Boccaccio. Neue vollständige Taschenausgabe. Aus dem Italienischen übersetzt von Schaum. Durchgesehen und ergänzt von Dr. K. Mehring. Drei Bände. Zweite Auflage. Leipzig 1906, Insel-Verlag. Geheftet M. 10.—.

Fiametta. Von Giovanni di Boccaccio. Neue vollständige Taschenausgabe. Aus dem Italienischen übersetzt von Sophie Brentano. Durchgesehen und vielfach ergänzt von K. Berg. Ebenda 1906. Geheftet M. 3.50.

Seit einiger Zeit werden in Deutschland vielfach kritische Stimmen laut, die sich gegen die vielen Neuausgaben älterer, oft recht entlegener Literaturwerke wenden und in ihrem Ueberhandnehmen nicht nur ein Zeichen für das Erlahmen der schöpferischen Kraft unsrer Zeit, sondern auch eine direkte Schädigung des natürlichen und notwendigen Interesses der Gebildeten für die zeitgenössische Produktion erblicken. Keine derartige Neuausgabe kann sicherer vor solcher Kritik sein als die nun schon in zweiter Auflage vorliegende von Boccaccios „Dekameron", die uns dieses Meisterwerk der Weltliteratur in mustergültiger Form und vornehmem, geschmackvollem Gewande vermittelt. Seitdem die freiere Kultur der neuesten Zeit das „Dekameron" rein künstlerisch werten gelernt und gelehrt hat, ohne es wie früher wegen der derben Erotik mancher Erzählungen zu verfemen, gehört es zu den Werken, die jeder echte Bücher- und Literaturfreund lesen muß und besitzen sollte, und beides wird dem doppeltes Vergnügen bereiten, der sich an die schöne Ausgabe des Insel-Verlags hält. Gern werden viele dann vom „Dekameron" sich noch zur „Fiametta" wenden, der leidenschaftlichsten und persönlichsten Dichtung Boccaccios, die ihm aus der Lust und Qual einer schmerzlich endenden Jugendliebe erwachsen ist. Die vorliegende Ausgabe dieses ersten psychologischen Romans im modernen Sinne ist ebenso ausgestattet wie die des „Dekameron"; sie bietet eine sehr wertvolle Ergänzung zu diesem bekannteren und berühmteren Werk des großen Florentiner Erzählers und wird daher ebenfalls vor der Gefahr, als überflüssig oder schädlich bezeichnet zu werden, völlig gesichert sein.

B—r.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler andrer Archive bearbeitet von Ludwig Pastor. Vierter Band. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513 bis 1534.) Zweite

Abteilung: Adrian VI. und Klemens VII. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Die zweite (Schluß-) Abteilung des vierten Bandes von Prof. Pastors monumentaler „Geschichte der Päpste" behandelt das Ende der Renaissancezeit und den unaufhaltbaren Siegeszug der Reformation in allen germanischen Ländern. Bei der Darstellung des kurzen Pontifikats Adrians VI., die insofern viel Neues bringt, als sie beinahe durchgängig auf bisher unbekannten archivalischen Quellen beruht, erörtert der Verfasser eingehend die Frage, warum dieser Papst mit seinen Reformbestrebungen nicht durchdringen konnte und worin sein Verdienst besteht. Die zweite — sich ebenfalls auf ungedruckte Quellen stützende — größere Hälfte ist der wechselvollen Regierung Klemens' VII. gewidmet. Nachdem der Verfasser die verwickelten politischen Beziehungen des Papstes, namentlich dessen Konflikt mit Karl V., die Eroberung und Plünderung Roms durch die kaiserlichen Truppen nebst deren Folgen geschildert hat, geht er zur Darstellung der religiösen Begebenheiten über und schildert den Abfall Deutschlands, Englands, des skandinavischen Nordens und der Schweiz von der alten Kirche. Eine Würdigung der Stellung Klemens' VII. zu Literatur und Kunst sowie zu der beginnenden katholischen Reformbewegung bildet den Schluß des inhaltreichen Bandes, der sich wie seine Vorgänger durch die höchste Objektivität des Urteils und durch lebendige, farbenreiche Darstellung auszeichnet.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Politische Schriften von F. M. Dostojewski. (Sämtliche Werke von F. M. Dostojewski, 13. Band.) Uebertragen von E. K. Rahsin. Mit einer Einleitung von Dmitri Mereschkowski. München und Leipzig 1907, R. Piper & Co. Geheftet M. 5.—.

Im Lebenswerk Dostojewskis nehmen neben seinen dichterischen Schöpfungen seine politischen und literarischen Schriften einen so ansehnlichen Raum ein und sind subjektiv wie objektiv von solcher Bedeutung, daß sie in einer Gesamtausgabe seiner Werke nicht fehlen durften. Freilich war es durchaus unmöglich, seine politischen Schriften, mit denen wir hier zunächst bekannt gemacht werden, vollständig aufzunehmen, einerseits weil ihr Umfang zu beträchtlich ist, anderseits weil sie zum großen Teil unsystematische Augenblicksarbeiten sind, die der Natur der Sache nach zahlreiche Wiederholungen aufweisen. Die Herausgeber haben daher für die Ausgabe nur die vor allem wichtigen politischen Schriften seiner letzten acht Lebensjahre herangezogen, und zwar vornehmlich die „Ausländischen Begebenheiten aus den Jahren 1873 und 1874", das „Tagebuch eines Schriftstellers aus dem Jahre 1876" und das „Tagebuch eines Schriftstellers aus dem Jahre 1877". Das hieraus gewonnene Material ist der Uebersichtlichkeit wegen in drei Abschnitte, „Westeuropäisches", „Russisches" und „Orientalisch-Asiatisches" gruppiert. Als Manifestationen einer russischen Idealseele, die den Stempel des Genies an sich trug, sind diese Schriften von unvergänglichem Wert und können uns Deutschen nicht nur den Dichter, sondern das ganze Russentum verstehen lehren, soweit dies bei der tiefen Verschiedenheit der beiderseitigen Anlagen überhaupt möglich ist. R. D.

Kamerunер Skizzen. Von E. v. Schkopp. Berlin, Winckelmann & Söhne.

Die kleine Schrift hebt sich aus der Fülle der Kolonialliteratur rühmlichst hervor. Zunächst durch die Gesinnung; endlich einmal wieder ein Mann, der sich von der Mode gewordenen liebelosen Ueberhebung über unsre schwarzen Mitmenschen freimacht, ohne dabei in den entgegengesetzten Fehler der falschen Gefühlsduselei zu verfallen; der Inhalt bietet nicht viel Aufregendes, aber sehr anschauliche Bilder afrikanischer Lebens- und Verkehrsverhältnisse. Der Stil ist meisterhaft einfach und klar, frei von ungefügen Satzbauten und Fremdwörtern, so daß auch Abschnitte des Buches zur Aufnahme in die Schullesebücher in Betracht kommen oder richtiger sehr empfohlen werden können, um auch unsrer Jugend ein gutes Bild von dem Leben da draußen zu schaffen. K. F.

Der Kampf um Rom. Roman von Ricarda Huch. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

„Der Kampf um Rom" bildet den zweiten Teil der „Geschichten von Garibaldi", jener großangelegten Romantrilogie, in der Ricarda Huch einen der lohnendsten und verlockendsten epischen Stoffe, welche die neuere Geschichte bietet, künstlerisch zu gestalten unternommen hat. Der zweite Teil, von dem ersten, der „Verteidigung Roms", durch einen Zeitraum von zehn Jahren getrennt, in dem Garibaldi sich kriegerisch gar nicht und politisch nur wenig betätigen konnte, beginnt mit dem Italienisch-Französischen Krieg gegen Oesterreich 1859; er zeigt uns in glanzvollen Bildern die glorreichste Tat im Leben Garibaldis, die Eroberung und Befreiung Siziliens durch die Schar der „Tausend"; von der Höhe dieses Erfolges aber führt der Weg rasch bergab bis zur Katastrophe von Aspromonte, wo der Befreier Italiens von Soldaten des befreiten Italiens verwundet und gefangen genommen wird, um dann auf seiner Felseninsel Caprera aufs neue eine ihm unwillkommene Muße zu genießen. Mit wunderbarer plastischer Kraft

weiß uns die Verfasserin auch in diesem zweiten Teil die historischen Gestalten und Ereignisse lebendig zu machen und mit einer Kunst, die in ihrer besonderen Art und in dem Grade ihrer Vollendung ihresgleichen nicht hat, Wirklichkeit und Poesie zu einem Ganzen von höchster Schönheit und packender Wirkung zu verschmelzen, das dem historischen Roman unsrer Zeit neue, ungeahnte Wege erschließt und bei der großen Gemeinde der genialen Dichterin wiederum eine begeisterte Aufnahme finden wird. B—r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Albert, Adam, Fichtel und Söhne. Ein Hochlandsroman. Leipzig, Schultze & Co. M. 4.—.

Bazaillas, Albert, Musique et Inconscience. Introduction à la Psychologie de l'inconscient. Paris, Félix Alcan. Fr. 5.—.

Bibliothek wertvoller Memoiren. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Band 5: Die Erinnerungen des Generals Grafen Paul Philipp von Ségur, Adjutanten Napoléons I. Bearbeitet von F. M. Kircheisen. Hamburg, Gutenberg-Verlag. M. 6.—.

Borchert, Max, Philosophische Essays. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. M. 1.—.

Boucke, Ewald A., Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage. Ein Beitrag zur Geschichte der dynamischen Denkrichtung und Gegensatzlehre. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). M. 8.—.

Briefe deutscher Frauen. Ausgewählt von E. Wasserzieher. Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede. Mit 12 Porträttafeln. Dresden, L. Ehlermann. Geb. M. 5.—.

Constantius, Ernst, Alt-Berlin. Anno 1740. Mit 10 Abbildungen und 1 Plan. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 4.—.

Corelli, Marie, Lilith's Seele. Autor. Uebersetzung von A. Bollert. Groß-Lichterfelde, Paul Zillmann. M. 8.—.

Corelli, Marie, Prinzessin Ziska. Das Problem einer verirrten Seele. Autor. Uebersetzung von Helene Zillmann. Groß-Lichterfelde, Paul Zillmann.

Düring, Johanna von, Der Mädchenbrunnen und Anderes. Stimmungsbilder aus der Levante. Dresden, Zahn & Jaensch.

Dumbrava, Ducura, Der Haiduck. Roman. Regensburg, W. Wunderling's Hofbuchh.

Engel, Moritz, Wirklichkeit und Dichtung. Aufschlüsse in und zu Mose 2—4; 6, 1—14; 9. 18—27; 11 u. 12, 1—6. Ein Lebenswerk. Mit zwei Karten. Dresden, Wilh. Baensch. M. 4.—.

Fels, Rochus v., Wer trug die Schuld? Roman einer Familie. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Fiala, Albine, Rahel und ihre Freunde. Ein Buch der Erinnerung. Wien, W. Braumüller. M. 2.25.

Fiscricke, Dr. Kurt, Die Vögel des deutschen Waldes. Reich illustriert, in farbigem Umschlag. Stuttgart, Verlag „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde", Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung. Stuttgart. M. 1.—.

Frobenius, Leo, Im Schatten des Kongostaates. Bericht über den Verlauf der ersten Reisen der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition. Mit Kartenblättern, Tafeln und 318 Illustrationen. Berlin, Georg Reimer. M. 14.—.

Gassner, Ernst Wilhelm, Der wirtschaftliche Ausgleich. Ein Versuch zur Lösung der sozialen Frage. Briefe aus dem Nachlasse zweier Freunde. Leipzig, Friedrich Rothbarth. M. 2.—.

Haar, Georg, Parenthesen zu Lessings „Laokoon". Hanau, Clauß & Feddersen. M. 1.50.

Hepp, Carl, Paracelsus. Dichtung. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Homers Ilias. Deutsch von Hans Georg Meyer. Berlin, Trowitzsch & Sohn. M. 5.50.

Horschick, J. J., Johannes Lister. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 2.—.

Jaffé, Joseph, Französische Lyrik alter und neuer Zeit in deutschen Versen. Hamburg, Gutenberg-Verlag. M. 3.—.

Koch, Dr. med. Fritz, Häßliche Nasen und ihre Verbesserung. Die neuen Methoden und Erfolge der Nasenumformung im Lichte der Naturgeschichte, Kunst und Medizin. Berlin, Hans Baake Nachf. 50 Pf.

Kohne, Gustav, Bürgermeister Markstein. Ein Volksstück in vier Akten. Hamburg, Gutenberg-Verlag. M. 2.—.

Kohut, Dr. Adolph, Friedrich der Große als Humorist. Leipzig, O. Gracklauer. M. 3.50.

Kubel, Ludwig, Die Glocke von Falkenried. Geschichte eines märkischen Schulhauses. Dritte, illustrierte, Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. Geb. M. 3.—.

Kullmann, G., Die drei Daseinsstufen in der Entwickelung. Neue naturwissenschaftlich-philosophische Betrachtungen über den Zusammenhang des Körperlichen und Geistigen. Wiesbaden, Carl Ritter.

Kurz, Hermann, Stoffel Hiß. Roman. Berlin, Wiegand & Grieben (G. K. Saraffn). M. 3.—.

Kuthe, F. W., Harzreise. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Labréß, R. von, Endlich die Wahrheit. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 5.—.

Lichtenbergs Mädchen. Mit 12 ungedruckten Briefen Lichtenbergs, Porträt 2c., herausgegeben von Erich Ebstein. München, Süddeutsche Monatshefte.

Liguitz, v., Produktion, Handel und Besiedelungsfähigkeit der Deutschen Kolonien. Ein Hand- und Nachschlagebuch. Mit 14 Illustrationstafeln. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 2.50.

Linde, Ernst, Natur und Geist als Grundschema der Werterklärung. Versuch einer Kulturphilosophie auf entwicklungsgeschichtlicher Grund-

lage. Als Unterbau einer künftigen Allgemeinen Pädagogik. Leipzig, Friedrich Brandstetter. M. 9.—.

Lombroso, Prof. Cesare, Neue Verbrecher-Studien. Autor. Uebersetzung aus dem Italienischen von Dr. E. Jentsch. Mit 35 Abbildungen im Text und zwei Tafeln. Halle a. S., Carl Marhold.

London, Jack, Wenn die Natur ruft. Autorisierte deutsche Uebersetzung von L. Löns. Mit Illustrationen. Hannover, Adolf Sponholtz Verlag.

Meyer, Dr. M. Wilhelm, Vom Himmel und von der Erde. Ein Weltgemälde in Einzeldarstellungen. Mit über 180 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 7.—.

Moderne Kultur. Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks. Herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck. Zweiter Band: Die Persönlichkeit und ihr Kreis. Mit Bilderbeilagen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 15.—.

Müller-Bohn, Hermann, Die deutschen Befreiungskriege. Deutschlands Geschichte von 1806—1815. Mit Originalbildern und -Zeichnungen von Prof. C. Röchling, Prof. R. Knötel u. s. w. Herausgegeben von Paul Kittel. 1. Lieferung. Berlin, Paul Kittel. Vollständig in 30 Lieferungen à M. 1.—.

Poppée, Rudolphine, Graphologie. Mit zahlreichen, in den Text gedruckten Schriftproben. Leipzig, J. J. Weber. Geb. M. 4.—.

Reich, Emil, Henrik Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien. Sechste, vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 8.—.

Reinhold, Peter, Sehnsucht. Märchen. Dresden, Zahn & Jaensch.

Rümelin, Gustav, Kanzlerreden. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 7.—.

Salis-Soglio, Daniel Frhr. von, Mein Leben und was ich davon erzählen will, kann und darf. Erster Band: 1826—1866. Mit zwei Bildbeigaben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 10.—; gebunden M. 11.—.

Sauer, A., Englisch-Schottische Reisebilder. Berlin, Hermann Walther. M. 3.—.

Schaefer, Prof. A., Einführung in die Kulturwelt der alten Griechen und Römer. Für Schüler höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Scharlau, Willy, Hauptmann Althaus. Roman eines Offiziers. Hamburg, Gutenberg-Verlag. M. 4.—.

Schultze, Dr. Ernst, Kulturgeschichtliche Streifzüge. 1. Band: Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten. Hamburg, Gutenberg-Verlag. M. 2.—.

Schuffen, Wilhelm, Meine Steinauer. Eine Heimatgeschichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50; gebunden M. 3.50.

Sergel, Albert, Ringelreihen. Kindergedichte. Rostock, C. J. E. Volckmann Nachf. M. 1.—.

Stacke, Ludwig, Neueste Geschichte (1815—1900). Uebersichten und Ausführungen. Siebente Auflage, neu bearbeitet und von 1881 bis 1900 fortgesetzt von Heinrich Stein. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. Geb. M. 7.50.

Stavenhagen, W., Der gleislose Kraftwagen in militärischer Beleuchtung. Für Offiziere aller Waffen des Heeres, der Marine und der Schutztruppen. Mit Titelbild und neun Tafeln. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. M. 7.—.

Stoss-Hamburg, Paul, Die Theosophischen Gesellschaften und ihr Verhältnis zur Freimaurerei und den anderen ethischen Bestrebungen der Gegenwart. Hamburg, J. Kriebel. M. 1.20.

Strecker, Dr. R., Religion und Politik bei Goethe. Gießen, Emil Roth. M. 1.60.

Ulfers, S., Ostloorn. Holländische Dorfgeschichten. 5. Auflage. Hagen i. W., Otto Rippel. Geb. M. 4.—.

Unger, Josef, Bunte Betrachtungen und Bemerkungen. Wien, Alfred Hölder.

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Heft 13: Ernst Wichert, Der Wildbieb. Heft 14: Levin Schücking, Die drei Großmächte. Heft 15: Ludwig Anzengruber, Der Erbonkel und andre Geschichten. Heft 16: Helene Böhlau, Kußwirkungen. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Pro Bändchen 30, 25, 20 Pfg.

Voß, Richard, Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Leipzig, J. J. Weber. M. 4.—.

Wagner, Dr. jur. Klaus, Justizgesundung! Eine Programmschrift über Gerichtsorganisation, Trennung der Straf- und Streitgerichte, Gesetzessystematik, Verbrecherbehandlung und Richterstudium. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Weinel, Heinrich, Ibsen. Björnson. Nietzsche. Individualismus und Christentum. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 3.—.

Wenn die Sonne sinkt. Die Entwicklung einer Seele. Berlin, Karl Curtius. M. 3.—.

Wigand, Curt, Unkultur. Vier Kapitel Deutschtum. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Im Verlage Schuster & Loeffler, Berlin W. 57 erschien

Seine Exzellenz der Automat

Phantastisch-satirischer Roman

von

Leo Gilbert

Preis broschiert M. 4.—, vornehm gebunden M. 5.—

Aus dem Geleitwort von **Rudolf Goldscheid**:

Ein großer satirischer Zug weht durch dieses Werk — es ist die Schärfe des Blicks, die hier aus der Wirklichkeit eine Satire macht. In Romanform ist das Buch, aber es ist weit mehr als ein Roman. Es ist spannend wie ein Roman und amüsant wie die Phantasie des boshaften Humoristen, aber der geistige Gehalt ist schwer und gediegen, gleich einer tiefen wissenschaftlichen Arbeit. Nur nicht so langweilig, wie solche in unserer Zeit. — Wer dieses Buch gelesen hat, dem ist der Star gestochen, der hat aufgehört staatsblind zu sein, der ist aus seinem bürgerlichen Schlummer aufgeweckt. Darum ist es auch ein Aufklärungsbuch par excellence!

Am künstlichen Menschen, am Automaten, der die Welt erobert, wird hier — wie in der Medizin am Phantom — die ganze Enge des Menschendaseins gezeigt: eine Tragödie, wo es sich um den nach Unendlichkeit ringenden wahrhaft schöpferischen Menschengeist handelt, eine Komödie, wo die ganze Nichtigkeit des leeren Popanz, die aufgeblähte, sich unendlich wichtig nehmende Impotenz der betreßten Tagesgröße offenbar wird. Wer reiche Anregung zum Nachdenken über die tiefsten menschlichen Probleme nicht scheut, weil er Gefahr läuft, sich dabei auch zu unterhalten; wer einem Roman deshalb nicht aus dem Wege geht, weil er ihn zwingt, oft mitten in der besten Unterhaltung zu einem ernsten konzentrierten Nachsinnen sich aufzuraffen, der greife zu diesem Buche und helfe, was an ihm liegt, diese Quintessenz von Philistergift überall auszustreuen. Der Philister selber aber schaue dankbar zu seinem Verfolger empor! Er hat ihm ein unzerstörbares Denkmal gesetzt. Nie wird anmaßender Bürgerstumpfsinn einen kraftvolleren Bildner finden!

Das Buch klingt in ein Lachen aus, das mit leise verstohlenem Kichern anhebt, das aber allmählich das Zwerchfell der Mutter Erde erschüttert und so stark wird, daß alle überkommenen Schranken zu wanken beginnen. Es ist das gesunde, läuternde, heilige Lachen der innerlich Freien, der Aufgeklärten, derjenigen, die hinter die Kulissen geblickt haben. Ein Blick hinter die Kulissen des Staatstheaters mit all seinem papiernen Flitterwerk, ein Blick hinter die Kulissen der Götzentempel, ja mehr als das, ein Blick hinter die Kulissen des Ich, hinter die Kulissen der menschlichen Seele — das ist es, was Gilberts Werk, was seine Automatenschöpfung vermittelt. Es demaskiert uns in jeder Uniform, in jeder Livree, in jeder Maske, ja, es demaskiert am Ende sogar noch unsere Nacktheit.

Durch jede Buchhandlung.

Splendid Hotel und Restaurant, Berlin

Dorotheenstrasse 92/93

Neuer massiver Prachtbau. Vornehmste moderne Einrichtung. (1 Minute vom Bahnhof Friedrichstrasse.) Zimmer von M. 2.50 an. Exquisite Küche. Bestgepflegte Weine.

Neuer Besitzer: Julius Luthardt

Dan. Freiherr von Salis-Soglio

K. und K. Feldzeugmeister

Mein Leben

und was ich davon erzählen will, kann und darf :: :: ::

Erster Band. 1826—1866.

Geheftet M. 10.—,
gebunden M. 11.—

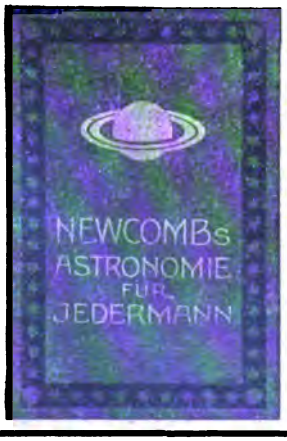
Deutsche Verlags-Anstalt
:: **in Stuttgart** ::

Es ist ein an Arbeit und Erfolgen reiches Leben, über das der Verfasser hier berichtet. Er versteht es vortrefflich, jugendlich frisch und zwanglos und darum auch anregend zu plaudern. Aus Kriegs- und Friedenszeiten erzählt er uns, den sachlichen Bericht der geschichtlichen Ereignisse umrahmend, eine Menge rein menschlicher Episoden, teils ernsten, teils heitern Charakters. Ueberall fühlen wir uns einem ehrlichen, geraden, loyalen Charakter gegenüber, einem Soldaten und Edelmann vom guten alten Schlag, von ernster Lebens- und Pflichtauffassung und doch mit glücklichem Sinn fürs Humoristische und Anekdotische. So bietet diese Selbstbiographie auch dem Nicht-Militär und Nicht-Historiker einen prächtigen Genuss.

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für soziale Reform.

Bezugspreis bei allen Postanstalten vierteljährlich 2,85 M., monatlich 95 Pf., bei freier Zustellung ins Haus vierteljährlich 42 Pf., monatlich 14 Pf. mehr. Das Reich ist täglich 12 Seiten stark und bringt Sonntags eine reich illustrierte, 8 Seiten starke Unterhaltungs-Beilage. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40.



Eine allgemeinverständliche Darstellung der Erscheinungen des Himmels

Aus dem Englischen übersetzt von **F. GLÄSER**

Durchgesehen von

Prof. Dr. SCHORR und **Dr. K. GRAFF**

Direktor Assistent
der Hamburger Sternwarte

Mit 2 Tafeln und 68 Textabbildungen

Preis: 4 M., geb. 5 M.

VERLAG VON GUSTAV FISCHER IN JENA

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Dreiunddreißigster Jahrgang — Februar 1908. — Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Professor **W. Mittermaier** (Gießen): Das Recht des Ehrenschutzes und die Presse 129
Professor **Ernst Hermann** (Baden-Baden): Erinnerungen an David Friedrich Strauß. Zum hundertjährigen Geburtstag, 27. Januar 1908 . . . 137
Rudolf von Gottschall: Die Lektüre des heutigen Lesepublikums 156
Professor **Dr. Otfried Nippold** (Bern): Das Deutsche Reich und die zweite Haager Friedenskonferenz 169
Sir **Henry Roscoe**: Hochschulwesen in Großbritannien und in Deutschland . 174
Heinrich von Poschinger: Aus den Denkwürdigkeiten von Heinrich von Kusserow (Fortsetzung) 186
von **Lignitz**, General der Infanterie z. D.: Parlament und Presse in Japan 197
Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. London 1852 bis 1858 und Paris 1860 (Fortsetzung) 202
Magnus von Wedderkop: Staat und moderne Kunst 215
Freiherr von Schleinitz: Die Südseebewohner und ihre Herkunft 225
Dr. Palisa über die Temperatur des Mars 236
Professor Wien über die Marstemperatur 237
Dr. Albert Zacher (Rom): Reformgedanken eines Kardinals und die Zustände im Kirchenstaat im Jahre 1814 238
Berichte aus allen Wissenschaften.
Geschichte: **M. A. Stolzenburg**: Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg; ein Lebensbild aus dem Dreißigjährigen Krieg 242
Naturwissenschaftliche Revue 246
Litterarische Berichte 252
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1908
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . . M. 800 Millionen.
Bankvermögen . . . . . „ 287

Unverfallbarkeit. Unanfechtbarkeit. Weltpolice.

Befreiung von der Prämienzahlung bei Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit gegen mässigen Zuschlag.

Bei Nervosität, Epilepsie, Migräne, Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

GOERZ ANSCHÜTZ-KLAPP-KAMERA „ANGO"

leicht, stabil, kompendiös und elegant.

Neues Modell.

Von **aussen verstellbarer, geschlossen aufzuziehender** Schlitzverschluss für Zeit-, Ball- und Momentaufnahmen (bis $^1/_{1000}$ Sekunde). Ansatz zur Benutzung der Hinterlinse. Kataloge kostenfrei. Bezug durch alle photographischen Handlungen oder durch

OPTISCHE ANSTALT C. P. GOERZ AKTIEN-GESELLSCH.

BERLIN-FRIEDENAU 122

LONDON PARIS NEW-YORK CHICAGO

Das Recht des Ehrenschutzes und die Presse

Von

Professor W. Mittermaier (Gießen)

Kein Gebiet des Strafrechts, das nicht heute eine Reihe von „Reformfragen" hätte. Für die Beleidigung, den Angriff auf die Ehre, ist das nicht anders.[1])

Gerade an diesem Abschnitt des Strafrechts nimmt auch die Presse besonderen Anteil: handelt es sich doch darum, ob ihr die Möglichkeit freier Meinungsäußerung gewahrt bleibt, ob sie ihr nicht heute viel zu sehr beschränkt wird, und umgekehrt, ob es nicht möglich ist, mit Hilfe des Strafrechts auch die Skandalliteratur zu bekämpfen. Sollen wir etwa gar wie in Frankreich das Beleidigungsrecht wesentlich im Preßgesetz (1881) regeln oder wie England und andre Länder besondere Preßprivilegien geben? Oder können wir nicht viel eher der Presse die ihr angemessene Behandlung im gemeinen Recht sichern, wenn wir nur ihre Bedeutung richtig verstehen?

Man wirft unserm Ehrenrecht Unzulänglichkeit einerseits vor, daß wir nicht ausreichend Genugtuung und Schutz gegen Ehrangriffe erlangen könnten; es wird sogar die Ehre „eines der vom Recht am geringsten bewerteten Güter" genannt. Anderseits klagt man über rigorose Verfolgung freier Aeußerungen, Verständnislosigkeit für vollberechtigte, offene Kritiken und damit geradezu eine schwere Hemmung der Entwicklung unsers ganzen Preßwesens. Interessante Fragen tun sich da auf: Was ist Ehre? Was ihre Bedeutung? Welche Stellung hat die Presse? Welche Stellung nimmt das Recht, besonders das Strafrecht, im Sozialleben ein? Was kann die Gesellschaft selbst zur Unterdrückung des Unrechts tun? Wie stehen Gesetz und Rechtspraxis zueinander? Wie weit gleichen sich die Rechtsauffassungen in den verschiedenen Ländern?

Fragen wir nach der Aufgabe des Strafrechts beim Ehrenschutz, dann dürfen wir nicht vergessen, daß es die von ihm verwendeten Begriffe in der Regel schon fertig vorfindet, daß es sie aber stets zu seinen Zwecken scharf um-

---

[1]) Aus der Literatur mag hier genannt sein: Binding, Lehrbuch des deutschen Strafrechts 1 (2. Auflage), § 31—41. — von Bülow, Gerichtssaal, 46, 261 und 48, 1. — von Bar, ebenda, 52, 81 ff. — Kohler, Goltdammers Archiv für Strafrecht, 47, 1 und 98. — Liepmann und von Lilienthal, Rechtsvergleichende Darstellung des Strafrechts, Band IV, 217 und 375.

grenzen und daher oft genug selbständig ummodeln muß. So auch hier: Ehre und Beleidigung sind Begriffe, die in unserm Volksleben gewachsen sind; wie sie hier unbestimmt und nach Kreisen verschieden sind, so ist auch die Auffassung unsrer Strafpraxis keine klare und scharfe. Wir Deutsche dehnen den Ehrbegriff sehr weit aus und fassen fast jeden Angriff auf die Persönlichkeit als Beleidigung auf; dementsprechend war früher vielfach die Beleidigung im Strafgesetzbuch ein subsidiärer Tatbestand, ein Lückenbüßer bei allen Verletzungen der Person, die man sonst nicht strafen konnte, und auch heute ist diese Auffassung vielen sympathisch. Wollen wir unser Strafrecht verbessern, dann müssen wir vor allem diese leidige Nervosität auf dem Ehrengebiete ablegen, die ein Zeichen der Schwäche und der Unklarheit über das Wesen der Ehre, nicht der Feinfühligkeit und des selbstbewußten Vertrauens in die eigne Kraft ist, die zur Aengstlichkeit im Verkehr und Ausdruck, nicht aber immer zu echter Höflichkeit führt. Man kann seine Ehre sehr hochhalten, braucht aber nicht jede Rüpelei eines Ungebildeten, jeden dummen oder gescheiten Witz, jeden Spott, jedes kräftige, offene oder derbe Wort, jede Foppere, jeden Aerger, den uns der Nachbar antut, als Beleidigung anzusehen, muß nicht immer gekränkt sein über jeden Mangel an Höflichkeit. Wir müssen die Strafpraxis erziehen; das Umgekehrte hat auf diesem Gebiet wenig Aussicht auf Erfolg, wie das Duellrecht zeigt.

Nun zwingt uns unser Gesetz aber gar nicht dazu, den Tatbestand der strafbaren Beleidigung so weit zu fassen, daß jedes Absprechen der Eigenschaft als Germane, des Gescheitseins, der körperlichen, besonders geschlechtlichen Normalität, jede Unhöflichkeit dazu gehörte. Das Strafgesetz definiert Beleidigung nicht; es heißt das aber durchaus nicht, daß nun der unklare, weite Begriff des täglichen Lebens anzunehmen sei! Das Strafrecht muß scharf zu umgrenzende Begriffe haben, das ist einer seiner wichtigsten Grundsätze. Es kann gar nicht jeden Angriff auf das Persönlichkeitsbewußtsein abwehren; das will auch niemand; dann aber muß man den Kreis der strafbaren Taten begrifflich abgrenzen, selbst wenn das Leben darüber hinaus von Kränkung und Beleidigung spricht. Wo das Strafgesetz eintritt, da hemmt es auch sofort die freie Bewegung. Wollte es nun so weit gehen, als das viele für unser Gebiet verlangen, dann schadete es geradezu der naiven, einfachen Sprechweise, dann verlangte es sorgsamstes philiströses Abwägen jeder Worte und ihrer eventuellen Bedeutung, dann behandelte es Mückenstiche mit dem Apparat des Chirurgen. Gottlob tut es das nicht, aber stets wieder sieht man in Einzelfällen den Anfang dazu. Den Begriff der strafbaren Beleidigung unbegrenzt weit auszudehnen, ohne daß unser Gesetz dazu nötigt, ist schon deswegen verkehrt, weil wir dann Lappalien, derbe, grobe Ausdrücke, strafen, die man äußerlich fassen kann, während doch die gemeinsten, niedersten Angriffe oft unfaßbar sind, da sie in bedeutungsvollem Schweigen, in Achselzucken, in Unterlassungen, in halb andeutenden Bemerkungen bestehen, die niemand beweist. Deswegen ist es verkehrt, wenn unsre Strafpraxis Ehre als „Inbegriff derjenigen Eigenschaften, die zur Erfüllung seiner spezifischen Aufgaben (als Mensch) unentbehrlich sind“ (Liep-

mann, a. a. O. S. 227), fassen wollte, den sozialen Wert dazu rechnete (von Lilienthal, a. a. O. S. 397), das gesamte Persönlichkeitsgefühl als Objekt der Beleidigung ansieht (von Bar). Nur das auf der Menschenwürde und sozialer (nicht bloß sittlicher!) Pflichterfüllung ruhende Wertbewußtsein kann strafrechtlich als Schutzobjekt in Betracht kommen (so Kohler, Binding), auch nicht die Standesehre als solche, die lediglich den Sonderanschauungen innerhalb eines geschlossenen Kreises entspricht. Nur wo die ganze Person herabgewürdigt oder verächtlich gemacht werden soll, tritt nach dem klaren Ausdruck des § 186 des Reichsstrafgesetzbuches der Richter ein, zum Glück bei uns auch nicht mehr da, wo der Angriff Haß erzeugen soll oder beweist, wie früher in Preußen oder heute noch in Frankreich und England.

Noch eine andre Betrachtung mahnt zur Beschränkung: unsre Ehre selbst, unser innerer Wert, ist von außen unangreifbar; für das Strafrecht kommen nur Angriffe auf die äußere Ehre, die Anerkennung der Genossen, in Betracht. Fühlt sich jemand beleidigt, dann ist nicht seine innere Ehre berührt, sondern nur der Reflex seiner äußeren Ehre in seinem Bewußtsein. Nun begehren meistens die Beleidigten „Genugtuung". In unzähligen Fällen ist eine solche recht unnötig, denn der Angriff ist ein absolut wirkungsloser. Was soll aber überhaupt Genugtuung? Wiederherstellung der äußeren Achtung? Die kann das Strafrecht doch nie erzwingen; sie ist durchaus freiwillig. Auch hat das Strafrecht ganz andre Zwecke, nämlich nur Unterdrückung des Angriffs, den der Täter unternahm, höchstens Befriedigung des verletzten Gefühls gegenüber der Schuld des Täters. Es ist aber an sich schon recht zweifelhaft, ob die Beleidigungen wirklich immer eine Gefühlsverletzung hervorrufen: bei hochstehenden Menschen ist das sehr selten der Fall; bei den meisten wird nur der Aerger darüber geweckt, daß sie nicht sofort den Angreifer ihrerseits überwinden können. Und in wie vielen Fällen ist nicht der Angegriffene ebenfalls schuld an seiner Beleidigung! Drum muß der Richter sehr vorsichtig prüfen, ob und wie weit für die Strafe überhaupt Platz ist. Vielen Ansprüchen darf, vielen kann er gar nicht gerecht werden; je geringer die Beleidigung, um so mehr gilt das.

Deswegen sind auch die Klagen über die geringen Strafen unberechtigt (ebenso besonders: Kohler, § 5, S. 14, Liepmann, 371, von Lilienthal 450 f., Kahl auf dem 28. Deutschen Juristentag, Verhandlungen Band III, S. 342). Die Strafen entsprechen in erster Linie der Gesinnung des Täters, sodann der objektiven Bedeutung des Einzelfalls; mit vollstem Recht empfinden die Richter, daß in der Regel eine geringe Strafe am Platze, daß es in unsrer Zeit des raschen, schnellverfliegenden Wortes verkehrt ist, grobe Worte, Schimpfereien, Verdächtigungen zu schwer zu wägen. Töricht ist der Gedanke, daß die Strafe etwa der angegriffenen Ehre in ihrer Gesamtheit entsprechen solle! In schweren Fällen können wir aber auch schon kraftvoll zugreifen: bis zu einem Jahr Gefängnis (§§ 185, 186 des Strafgesetzbuches), ja bis zu zwei Jahren bei Tätlichkeiten oder öffentlicher Nachrede oder bei Verleumdung (§ 187); bei übler Nachrede oder Verleumdung ist daneben Buße bis zu 6000 Mark möglich (§ 188).

Während insoweit weniger unser Strafgesetz als unsre eigne Anschauung von der Ehre und daher unsre Strafpraxis zu ändern sind und die Presse stark durch die krankhafte Empfindlichkeit und die übergroße Ausdehnung des Ehrbegriffs zu leiden hat, ist allerdings darin eine Aenderung des Gesetzes dringend zu fordern, daß die Geldstrafen zu erhöhen sind (600 Mark in der Regel nach §§ 185, 186, 1500 Mark nur bei Tätlichkeiten oder öffentlicher Nachrede), und daß die zivile Entschädigung für den Schaden, den ein Ehrangriff verursacht, entschieden erweitert werde. Auch hier kann aber die Rechtspraxis selbst schon vieles tun (s. besonders Kohler, a. a. O. § 23, und von Bar, a. a. O. S. 204 ff.). Gerade die ungebührlich weite Ausdehnung des Beleidigungsbegriffs führt dazu, daß schwere Beleidigungen von den Richtern oft nicht kräftig genug angefaßt werden, da die Menge der Lappalien uns den Blick getrübt hat.

Es sind weiterhin drei Einzelfragen, an denen die Presse besonders interessiert ist. Sie hängen aufs engste mit der Aufgabe der Presse zusammen: zu berichten und zu kritisieren. Dabei ist es unvermeidlich, daß Menschen und Einrichtungen angegriffen werden. Das Leben hat sich dahin entwickelt, daß wir viel mehr in der Oeffentlichkeit stehen als unsre Vorfahren. Wie wir an den allgemeinen Verhältnissen Anteil nehmen und nicht mehr ohne Berührung mit der ganzen Welt leben möchten, so müssen wir es uns eben auch gefallen lassen, daß wir und viele Seiten unsers Lebens von der Allgemeinheit beachtet und besprochen werden. Aber nicht in jeder derartigen Hervorhebung liegt eine Beleidigung, wie freilich oft die Betroffenen meinen, die auch hier der Neigung nachgeben, jeden Aerger, den sie erleben, als Beleidigung aufzufassen. Insbesondere ist es verkehrt, in jeder Besprechung allgemeiner Verhältnisse und Einrichtungen, in jedem Angriff auf Sitten und Anschauungen und Eigenschaften eines ganzen Standes die Beleidigung eines Mitgliedes dieses Standes, einer an den allgemeinen Einrichtungen beteiligten Person zu finden, wie das vielfach unser Reichsgericht tut. (S. Entscheidungen in Strafsachen, Bd. 25, 157; 31, 185; 33, 46.) Allgemeine Kritik von Anschauungen und Verhältnissen ist doch nie ein Angriff auf den Wert oder die Achtung eines einzelnen, viel eher wird sie von der Gesellschaft umgekehrt empfunden! Wir bekämpfen doch tausendfach Gedanken und Einrichtungen, ohne jemals ihre Träger persönlich herabwürdigen oder mißachten zu wollen. Wie oft schätzen wir gerade unsre erbittertsten Gegner persönlich hoch. Die Verhältnisse unsrer Umgebung, unsers Standes beherrschen uns, selten wir sie. Ein Angriff auf jene kann uns schmerzen, nie beleidigen, denn unser „Kulturwert" und seine allgemeine Anerkennung hängen nur scheinbar mit jenen zusammen und wachsen vielleicht, wenn jene gestürzt sind. Es ist die unbegreiflichste Schwäche, nicht eingestehen zu wollen, daß man als Mensch auch Fehler und Schwächen hat; — hat sie nicht unser Angreifer auch? Sagen wir sie nicht seinem Stand und Kreis auch oft genug nach! Mit Recht deutet Kohler auf die Größten aller Zeiten hin und sagt, Dante und Luther dürften heute nicht ungestraft ihre Anklagen erheben! (A. a. O. 145 ff.) Er könnte alle großen Kritiker nennen, zu denen wir heute dankbar aufblicken, weil wir sie heute ver-

stehen. Das Strafrecht soll aber auch ein wenig über die Schranken des Tages hinaussehen. — Ganz etwas andres ist es natürlich, wenn jemand unter dem Deckmantel allgemeiner Reden oder eines Typus erkennbar eine Person treffen will.

Hier schon zeigt sich ein ungeheurer Fehler: wir verlangen förmlich, daß unsre Presse, jeder Schriftsteller nur die abgeklärte Wahrheit sage; wir meinen wie die Kinder, alles Geschriebene und Gedruckte sei in der Ewigkeit geschöpft. Vertritt denn nicht jeder Schreiber nur seine eigensten, wie oft nur zu falschen Gedanken? Werden sie besser und wahr durch den Druck? Soll das Strafrecht dieser kindlichen Auffassung nachgeben und nicht vielmehr den gesunden Standpunkt vertreten, daß der Leser dem Schriftsteller kritisch gegenübertreten muß? Jeder Leser weiß doch heute, daß jedes Buch und jede Zeitung nur eine Seite vertreten, keiner will überhaupt die süßlich-verwaschene „Objektivität", die mancher affektiert. Dann aber müssen wir es auch zugeben, daß die Presse in ihren Angriffen oft fehlgeht, Unrichtiges vorbringt, verkehrte Interessen vertritt. Wie oft finden wir wohl eine Arbeit zu tadeln, wenn sie unsrer Richtung sympathisch ist, mag sie noch so scharf angreifen? und dürfen wir sie anklagen, wenn sie gegen uns gerichtet ist? Wie gern entschuldigen wir einen Irrtum, den ein Freund machte, sein Vorgehen, selbst wenn es sich als unberechtigt nachher herausstellt. Darf man dann jemand verurteilen, dessen Tendenzen wir nicht billigen? Das muß sich der Strafrichter vor Augen halten, das darf der Verletzte nicht vergessen. Wenn aber das Strafrecht in kühler Objektivität über allen Parteien steht, dann wird es auch in den Einseitigkeiten der menschlichen Meinungen nicht sofort Angriffe auf Personen, Beleidigungen erblicken oder mindestens sie nicht schwer wägen!

Das gilt auch für die zwei letzten Fragen: die eine, inwieweit ein in der Wahrheit beruhender Vorwurf eine Beleidigung ist, die andre, inwieweit der Angriff, der durch die Wahrung eines Rechts oder eines berechtigten Interesses nötig wird, eine Beleidigung enthält.

Wahrheit und Beleidigung scheinen einander auszuschließen und tun es wohl auch in der Regel. Daher läßt unser Strafrecht auch den Wahrheitsbeweis jedem wegen Beleidigung! Angeklagten offen (§ 190—192), und so häufig diese Einrichtung angefochten wird, so wenig können wir sie beseitigen. (S. Kohler § 18, a. a. O. S. 119 ff.) Auch die Beschränkungen der romanischen Gesetzgebungen verschwinden allmählich, und England läßt ihn jetzt vollkommen zu. Aber damit ist nur die eine Hälfte getan! Denn einmal kann trotz der Wahrheit des Inhalts eine Aeußerung schwer beleidigend sein, wenn „Form oder Umstände" dies bewirken, wie unser Strafgesetzbuch § 192 zaghaft erklärt. Diesen Gedanken muß man viel schärfer fassen: Man darf auch die Wahrheit nicht in einer übertreibenden unpassenden Form, nicht zu unpassender Zeit oder an unpassendem Ort sagen, sondern nur, wenn ihre Verbreitung einem vernünftigen Zweck dienen soll. Wer das nicht beachtet, der beleidigt trotz der Wahrheit, z. B. wer einem anständigen Geschäftsmann aus Konkurrenzneid ein Vergehen seiner längst vergangenen Jugend vorhält. Mit vollem Recht, leider ohne rechtes

Gehör zu finden, weist von Bar (a. a. O. 129 ff., 181) auf diese Schwäche unsers Rechts hin (s. auch Helfritz, Verhandlungen des 28. Deutschen Juristentags, Bd. II, 241 ff.).

Und ferner: der Wahrheitsbeweis ist nur für den Angreifer bestimmt. Unser Strafgesetz vermutet mit Recht die Unwahrheit eines Vorwurfs, aber es vergißt, daß trotz Fehlschlagens des Wahrheitsbeweises des Angreifers schon durch dessen Antreten der Beleidigte aufs schwerste bloßgestellt und gekränkt werden kann: es vergißt, daß wir einen Unwahrheitsbeweis haben müssen, der heute selten genug vor unsern Gerichten geführt wird, mit dem allein der Beleidigte sich zufrieden geben kann, der oft gerade dann am meisten nottut, wenn man den Angriff (mangels Schuld, wegen Todes des Täters) nicht packen kann. Mit aller Energie müssen wir darauf hinwirken, daß die Beleidigungsprozesse iudicia duplicia werden, in denen die Ehrenhaftigkeit des Angegriffenen festgestellt, die Beleidigung für tot erklärt wird,. und daß überhaupt diese Feststellung erlangt werden kann, auch wenn ein Täter nicht verfolgbar ist. (Besonders O. Friedmann, „Das Recht der Wahrheit und der Schutz des guten Namens", 1901, von Bar, 158 ff., Kohler, 115, Binding, Liepmann, 373, von Lilienthal, 461, Helfritz a. a. O. 248 Anm. 53; höchst interessant Beling, Informativprozesse in „Festschrift für die juristische Fakultät in Gießen", 1907, S. 320 ff. S. Norwegen § 253, Italien a 394[3].) Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Beleidigten viel weniger eine Strafe als eine Erklärung darüber erstreben, daß ihnen ein Vorwurf nicht gemacht werden kann.

Endlich die Frage der Wahrnehmung berechtigter Interessen! Wir haben keineswegs einen Satz dahin: Wer berechtigte Interessen vertritt, darf hierbei ungestraft beleidigen. Nicht einmal den engeren, daß jede Beleidigung, die der Wahrung berechtigter Interessen dient, straflos ist. Wohl aber den andern: Daß ein Angriff auf die Ehre dann nicht Beleidigung ist, wenn ohne diesen Angriff die Wahrung eines Interesses nicht möglich und dieses Interesse vom Recht höher anzuschlagen ist als die angegriffene Ehre. Es ist ja selbstverständlich, daß auch der schärfste Angriff berechtigt ist, wenn er gewissermaßen nur ein Gegenangriff ist, um ein durch den Angegriffenen rechtswidrig bedrohtes Interesse zu verteidigen. Aber auch dann ist der Verteidiger der Interessen frei, wenn sein Angriff auf die Person unberechtigt war und nur ihm als berechtigt und notwendig erscheinen mußte. Liegt gar kein berechtigtes Interesse vor, dann kann auch der gute Glaube daran dem Beleidiger nicht helfen! Aber wer nur die Gelegenheit seiner Interessenverteidigung wahrnimmt, um unter ihrem Deckmantel ungestraft zu beleidigen, oder wer in seinem Angriff viel weiter geht als nötig ist, oder den Angriff unternimmt, obwohl er überhaupt nicht als das rechte Mittel zur Interessevertretung erscheint, der ist strafbar. Er muß immer denken, daß er selbst ein Rechtsgut angreift, um ein andres zu verteidigen. Er muß daher in andrer Weise die Verteidigung nicht haben führen können — genau wie bei Notwehr oder Notstandshandlung. Und wer das erkennt, der muß auch zugeben, daß nur dann die Beleidigung entfällt, wenn das zu wahrende Interesse nach vernünf-

tiger Anschauung so wertvoll ist, daß der Angriff auf die Ehre eines Menschen gewagt werden darf.

Das offenbar ist es, was der unklar gefaßte § 193 unsers Strafgesetzbuchs ausdrücken will; und in diesem Umfang ist er auch voll berechtigt (zweifelnd von Bülow!). Dabei darf die Praxis nur nicht vergessen, daß wir von einem Schriftsteller niemals Abstraktheit und Farblosigkeit des Ausdrucks verlangen können, daß es natürlich und berechtigt ist, wenn man kraftvolle Worte verwendet, daß in einem flammenden Ausdruck nicht sofort eine Ueberschreitung des Rechts der Kritik zu finden ist, daß selten ein Schriftsteller uns erfreut oder wirkt, wenn er diplomatische Kühle des Ausdrucks zu erstreben sucht.

Wenn es am Ende nicht so schwer ist zu bestimmen, wann ein berechtigtes Interesse vorliegt, führt die andre Frage zu unendlichen Streitereien, wer zur Wahrnehmung solcher Interessen Ehrangriffe straflos unternehmen dürfe. Fast einstimmig sagt die Theorie: „Jeder! Denn der § 193 beschränkt seine Bestimmung nicht." Aber zäh hält das Reichsgericht an der andern Auffassung fest, daß der § 193 nur den decke, der eigne oder fremde (auch öffentliche) Interessen vertrete, „die ihn nahe angehen" oder zu deren Vertretung er ein Recht habe (s. z. B. Entsch. in Strafs. Bd. 30, 41; 34, 216; 36, 422). Da nun für die Presse kein Privileg gilt, muß immer geprüft werden, ob der Schriftsteller in derartigen Beziehungen zu dem wahrgenommenen Interesse stehe. Das Reichsgericht will seine die Presse selbstverständlich schwer belastende Auffassung aus der Entstehungsgeschichte des § 193 entnehmen, obwohl diese nach allgemeiner Anschauung der Rechtswissenschaft gar nichts gegenüber einem klaren Gesetzestext bedeuten kann! Das Reichsgericht fürchtet, bei andrer Auslegung möchte die Presse zu weitgehende Beleidigungsfreiheit haben, was bei richtiger Erkenntnis des Inhalts von § 193 gar nicht möglich ist! Merkwürdig ist schon, wie immer wieder die Untergerichte diese Lehre unsers obersten Gerichtes nicht verstehen wollen. Aber wie engherzig ist doch diese Auffassung, wie unhaltbar gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen! Wir nennen bei allen Gelegenheiten die Presse die berufene Vertreterin aller Interessen, die irgendwie in die Oeffentlichkeit treten; wir wenden uns alle an die Presse, wenn wir irgendein Interesse öffentlich besprechen wollen. Jeder Teil der Presse dient allen Interessen. Wir unterrichten uns über alle Geschehnisse aus einer kleinen Stadtzeitung; deutsche Regierungen beachten sorgfältig ausländische Blätter, ausländische Regierungen die unsern. Wir beklagen uns entschieden und mit Recht, wenn eine Zeitung uns nicht über alle Vorgänge im Deutschen Reich und nicht über das Wichtigere im Ausland unterrichtet. Da aber hinter allen sozialen Vorgängen zuletzt stets Menschen stehen, so sind bei Berichten und Interessewahrnehmungen Angriffe auf Menschen unvermeidbar. In dem Moment aber ist für das Reichsgericht das Auftreten der Presse nur „geduldet", nicht mehr berechtigt! Wenn wir überlegen, wie unendlich oft wir es für ganz natürlich und berechtigt erachten, daß die Presse persönliche Angriffe macht, wie oft auch nur durch ein solches Vorgehen ein Mißstand aufgedeckt wurde, dann müssen wir es geradezu folgewidrig

nennen, wenn bei der oft unvermeidbaren Beleidigung plötzlich die Aufgabe der Presse nicht mehr anerkannt wird. Es ist unnatürlich, von der Presse das Uebermenschliche absoluter Wahrheitserkenntnis zu verlangen, das nicht einmal unsre Gerichte erstreben wollen. Wenn wir der Presse für alle ihre Mitteilungen den Schutz des § 193 zubilligen, dann ist das kein Beleidigungsprivileg, sondern eine natürliche Folge von tatsächlichen Verhältnissen, die wir nicht aus der Welt schaffen können, ja die wir gar nicht mehr missen wollen! — Die Auffassung des Reichsgerichts führt unwillkürlich dazu, daß die anständige Presse schweigt und eine alles wagende Skandalliteratur entsteht, daß nicht mehr freie Offenheit gilt, sondern heimliches Flüstern und halbversteckte Andeutung, daß nicht mehr rechtzeitig auf ein Uebel hingewiesen wird, sondern erst dann, wenn es laut zum Himmel schreit. Und prüfen wir unsre Presse doch ehrlich: Läßt sie sich denn wirklich durch die Anschauung des Reichsgerichts gängeln? Ihre Natur läßt sich nun einmal nicht unterdrücken! —

Man erkennt, daß an vielen Punkten weniger das Gesetz zu ändern ist, als die Erkenntnis des Lebens zu verbessern! —

Vielfach erhofft man eine Besserung von der Errichtung von Ehrengerichten. Diese können und sollen nun niemals die allgemeinen Strafgerichte vertreten oder verdrängen: wir wollen froh sein, wenn nicht noch mehr Sondergerichte entstehen. Sie können nur durch Einwirkung auf die Anschauungen wirken, bedürfen also freier Anerkennung. Ob ein Ehrengerichtshof der Presse, der doch nur innerhalb des Pressekreises angerufen würde, genügende Macht besäße, um klärend und reinigend nach innen und außen zu wirken, wäre vor seiner Errichtung genau zu erwägen. Ihm offizielle Stellung zu geben, möchte recht leicht zur Entstehung offizieller Ehransichten führen, die noch gefährlicher als die heutige Freiheit und Selbständigkeit des einzelnen Preßorgans sein kann. Schaffung von Sonderehransichten aber sollte man nicht fördern — sie sind heute schon bedenklich genug. Vermeidet man solche Fehler, dann ist gewiß zuzugeben, daß ein Zusammenschluß der Presse in einem Ehrengerichte, das auch in Fragen der Sittlichkeit sich äußert, zur Stärkung ihrer Stellung, zur Reinigung der Anschauungen und damit zu einer Erhöhung wahrer Freiheit der Presse sehr vieles beitragen kann. Da einem solchen Gerichte staatliche Macht nie zur Seite stehen kann, es vielmehr auf freie Anerkennung gegründet sein muß, so ist auch eine Ueberspannung und Einseitigkeit seines Einflusses nicht sehr zu befürchten. Umgekehrt kann freie Prüfung der Verhältnisse durch sachverständige, von der Gesamtheit anerkannte Männer auf einem Gebiete von so rein idealer Bedeutung wie dem der Ehre mehr wirken als das Strafrecht, das nur mit sehr groben Mitteln arbeiten kann. Die Tätigkeit einer solchen Einrichtung bestünde in der schiedsgerichtlichen Feststellung der Verhältnisse, die zu einem behaupteten Ehrangriff geführt haben; daraus würde sich dann entweder die Berechtigung des Angriffs oder seine Unerlaubtheit ergeben und dadurch Besseres bewirkt werden als durch jede Strafe. Ferner in der Abgabe von Gutachten an die Gerichte über die Notwendigkeit und Erlaubtheit eines Verhaltens der Presse nach deren

Anschauungen. Selbst eine kritische Besprechung von strafgerichtlichen Urteilen ist nicht ausgeschlossen. Von hier aus könnte dann der erwünschte Einfluß auf die Strafpraxis gewonnen werden, der mehr Besserung bewirkte als die geringen Aenderungen, die unser Gesetz erfordert. Auch eine Belehrung der Allgemeinheit über die Aufgaben der Presse, ihre Bedeutung, das Wesen der Ehrangriffe sowie eine gegenseitige Aussprache über das gemeinsame Verhalten der Presse könnten hier ihren Mittelpunkt finden, der durch eine festgegründete Macht getragen, nicht so leicht wegfallen würde. Hier könnten wir dann ein Organ stolzer Selbsthilfe haben, das kraftvoll die Stellung von Angegriffenen und Angreifern in der Allgemeinheit sicherte.

Erinnerungen an David Friedrich Strauß

Zum hundertjährigen Geburtstag, 27. Januar 1908

Von

Professor Ernst Hermann (Baden-Baden)

Ende September 1868, also vor fast vierzig Jahren, nahm ich an der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Würzburg teil. Der Verlauf war der gewöhnliche. Die Herren Kollegen suchten sich für die mangelnde Anerkennung, die ihrem Stand in der Welt zuteil wird, durch die Versicherung zu trösten, daß der Menschheit Würde in ihre Hand gegeben sei, daß ihre Wissenschaft, die Philologie, in siegreicher Ruhe über den streitenden Parteien in Staat und Kirche throne, daß der Humanismus das Zeichen sei, unter dem man gegen Jesuitismus und Materialismus kämpfen müsse. Es wurde sehr viel geredet, die Leuchten der Wissenschaft wurden hochgefeiert, die erloschenen allerdings weit mehr als die lebenden. Stadt und Staat, Universität und Gymnasium zeigten den löblichsten Eifer, die Tage so fruchtbar wie genußreich für die Teilnehmer zu machen, und es gelang aufs beste. Aber „alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen". Am dritten um die Mittagszeit seufzte mein Tischnachbar, der badische Oberschulrat Deimling: „Ich hätte Lust, nun abzufahren." Gern folgte ich seiner Einladung, ihn nach Aschaffenburg zu begleiten. Hier fanden wir uns im Pompejanum sehr viel erquicklicher vom Geist des Altertums angehaucht als in der Würzburger Philologenversammlung. Als wir dann einen langen Schlaf zu tun gedachten, — „denn dieser letzten Tage Qual war groß", brach in einem alten, unserm Gasthof gerade gegenüberliegenden Hause ein mächtiges Feuer aus. Zu helfen gab's nichts, denn die Feuerwehr war gleich zur Stelle, und wenn sich auch der alte Bau nicht retten ließ, so war doch hinlänglich dafür gesorgt, daß sich das Feuer nicht weiter verbreitete. Wir aber blickten vom Balkon unsers Hauses

gerade in das gewaltige Flammenmeer und empfanden der elementaren Kraft gegenüber ganz die Wahrheit der Worte:

„Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn."

Hier in dieser Nachtstunde öffneten sich denn auch die Herzen, und es fand sich, daß wir in den wichtigsten Punkten auf demselben Boden standen. Wir sprachen von Schopenhauer, von Ferdinand Christian Baur, am eingehendsten von Strauß. „Hören Sie," rief dann Deimling, „Sie kennen die Werke von Strauß viel besser als ich; aber ich kenne und liebe auch den Menschen; wenn's Ihnen recht ist, fahren wir morgen zuerst nach Speier und versenken uns im Dom in die düsteren Zeiten des Mittelalters; dann stärken wir uns in Worms am Lutherdenkmal und von da bringe ich Sie am folgenden Tag nach Darmstadt zu meinem Freund Fritz Strauß." Nichts konnte mir willkommener sein, es war der schönste Abschluß der Ferienreise. Speier und Worms übertrafen unsre Erwartungen. In Mannheim aber, das wir im Vorbeigehen besuchten, erhielt Deimling eine Nachricht, die ihn zu schleuniger Heimkehr nach Karlsruhe zwang. In Heidelberg trennten sich unsre Wege; doch sollte mir Strauß darum nicht entgehen. Eine Karte mit Gruß und Empfehlung von Deimling mußte die persönliche Vorstellung ersetzen. So ausgerüstet traf ich am 3. Oktober 1868 nachmittags in Darmstadt ein.

Es war nicht leicht, die Wohnung von Strauß aufzufinden. Im Adreßkalender stand der Name noch nicht, da Strauß erst seit einigen Monaten hierher übergesiedelt war. Die Droschkenkutscher kannten zwar mancherlei Sträuße, aber ein Dr. David Friedrich Strauß war nicht darunter. Endlich gelangte ich mit Hilfe eines Polytechnikers ans Ziel. Die Wohnung, Neckarstraße 14, bestand aus wenigen Zimmern mit recht primitiver Ausstattung. Nur das nötigste Mobiliar, darunter ein Stehpult, wie ich sie in Tübingen oft bei den Repetenten gesehen, ein Sofa, nicht minder einfach, sehr viele Bücher, darunter die Gothaische Voltaireausgabe mit ihren siebzig Bänden. Indessen „dä Korf singt net, awer dä Vuel," sagt der Rheinländer; der Korb singt nicht, aber der Vogel. Und der Vogel trat soeben in seiner ganzen herzgewinnenden Freundlichkeit herein, entschuldigte sich, daß er mich habe warten lassen, und begann alsbald eine eingehende Unterhaltung über Deimling, die badischen Freunde und den Philologentag. Er lud mich dann ein, an seinem Spaziergang teilzunehmen, widmete mir den ganzen Nachmittag und brachte mich abends zum Bahnhof. Die Sprache wie die äußere Erscheinung verleugneten durchaus nicht den schwäbischen Gelehrten. Ein melancholischer Zug um Auge und Stirn ließ vermuten, daß er den Ruhm, den ihm sein Erstlingswerk gebracht, teuer hatte bezahlen müssen. Als er's auch einmal so gut haben wollte wie andre Leute, war es ihm fast noch schlechter als seinem großen Vorgänger Lessing bekommen. Um Lippe und Nase schwebte ein sarkastischer und zugleich strenger Zug, wie man ihn oft bei

alten Schulmännern findet, die jeden Tag aufs neue die Entdeckung machen, daß mit der Dummheit die Götter selbst vergebens kämpfen. Unsern Reiseplan fand er ausgezeichnet. Auch er würde das Pompejanum dem Philologentag vorgezogen haben. Im Dom zu Speier trete einem die Zeit anschaulich entgegen, in der sich die Leiter der europäischen Politik durch Halluzinationen und Visionen zu den abenteuerlichsten Unternehmungen bestimmen ließen. „Es ist halt immer dieselbe Geschichte," meinte er. „Der Glaube an die Unsterblichkeit unsrer Person liefert die Menschen in die Hände der Priester, welche die Schlüssel zu den Pforten des Jenseits in der Hand haben. Sonderbar genug! Es ist doch eigentlich eine abscheuliche Anmaßung, daß wir Menschen allein unter allen Kreaturen unser Dasein ins Unendliche verlängern wollen. Und ist denn unser Leben wirklich so süß, daß wir uns eine ewige Fortdauer wünschen können?" Das Lutherdenkmal in Worms, d. h. Rietschels gewaltiger Luther, hatte auf ihn den besten Eindruck gemacht, von dem Beiwerk wollte er nichts wissen. Auf meine Frage, ob er nicht ein Leben Luthers schreiben wolle, nachdem er uns Hutten und seine Zeit so wunderbar zu eigen gemacht habe, erwiderte er in ähnlicher Weise, wie er sich später in den „Literarischen Denkwürdigkeiten" darüber ausgesprochen. Er verehre in Luther den deutschen Mannesmut und das unerschütterliche Gottvertrauen im Kampf mit dem römischen Klerus; herzerquickend seien so manche Züge voller gesunder Menschlichkeit. Aber im Mittelpunkt seines Glaubens und Lebens stehe nicht der geschichtliche Christus, dessen Bild aus den Quellen geschöpft werden müsse, wie das jedes hervorragenden Menschen, sondern der Gottmensch der altchristlichen Versöhnungslehre. Daß die Menschen von Natur grundverdorben und der ewigen Verdammnis verfallen seien, daß sie nur durch den stellvertretenden Opfertod Christi erlöst werden könnten, wenn sie sich im Glauben ganz mit ihm vereinten, das sei für Luther nicht nur die Grundlage der christlichen Kirche, sondern auch der Kern seines eignen religiösen Lebens. Menschen dieser Art seien ihm — Strauß — unverständlich und unsympathisch, er könne sich nicht für sie erwärmen, und das sei doch die erste Bedingung zu einer guten Lebensbeschreibung. „Eben deshalb," erwiderte ich, „kommen wir moderne Menschen ja auch vom Lutherdenkmal zu Ihnen. Luthers ‚Kleiner Katechismus' tut's nicht mehr, trotz der persönlichen Herzenswärme. Sie müssen uns, ehe Sie Ihren Heldenlauf in der theologischen Literatur abschließen, eine Glaubens- und Sittenlehre vom modernen Standpunkt geben." Die Aufforderung sei ihm nicht fremd, meinte er mit feinem Lächeln, nicht nur andre, auch er selbst erkenne ihre Berechtigung an. Aber die Aufgabe sei eben furchtbar schwer. Von einer das Volk befriedigenden Glaubenslehre ganz zu schweigen, auch die Ethik sei sehr viel leichter zu predigen als zu begründen. Es fehle zu sehr an Vorarbeiten. Schleiermachers vermischte Aufsätze über den Pflichtbegriff, das höchste Gut u. s. w. gehörten noch zu dem Besten auf diesem Gebiet.

Unter solchen Gesprächen gingen wir in der Abendsonne dem Bahnhof zu, wo wir herzlich Abschied nahmen. Ich konnte mich der ernsten Betrachtung nicht erwehren, daß Strauß zu den großen Männern gehöre, die zwar nicht für die

Entwicklung der Menschheit, wohl aber für ihr eignes Glück zu früh in die Welt kommen.

Ein halbes Jahr später schickte ich ihm eine Programmabhandlung des Gymnasiums in Hamm i. W., in der ich auf Grund des großen Werkes von A. Sprenger „Das Leben und die Lehre des Mohammed" die Frage zu beantworten suchte, wie Mohammed zum Propheten geworden sei. Strauß antwortete umgehend: „Von dem Sprengerschen Werke habe ich die zwei ersten Bände mit Interesse gelesen, aber auch mit dem von Ihnen geäußerten Bedauern, daß es dem kenntnisreichen und denkenden Verfasser nicht gelungen ist, seinen meisterhaft zutage geförderten Stoff dem Leser übersichtlich und durchsichtig zu machen. Um so verdienstlicher ist Ihr Unternehmen, dies an seiner Statt zu leisten, und ich möchte nur wünschen, daß Ihnen bald Anlaß und Muße werde, die begonnene Arbeit zu Ende zu führen." [1]) Er habe, fährt er fort, in den Schulnachrichten, die der Abhandlung beigeheftet seien, gelesen, daß ich den Religionsunterricht in den oberen Klassen des Gymnasiums erteile. Er ersuche mich dringend: „Fahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom." Er — Strauß — könne mir als warnendes Beispiel dienen, wieviel man verliere, wenn man nicht mehr den festen Boden einer amtlichen Stellung unter den Füßen habe.

Es ist dieselbe Klage, die in seinen Briefen, den „Literarischen Denkwürdigkeiten", der Vorrede zum dritten Teil des Hutten u. s. w., immer wiederkehrt. Das „Leben Jesu" stand nicht nur im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, sondern auch seines Lebenslaufs. „Ich selbst sogar," heißt's in der erwähnten Vorrede, „könnte meinem Buche grollen, denn es hat mir (von Rechts wegen! rufen die Frommen) viel Böses getan. Es hat mich von der öffentlichen Lehrtätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben; es hat meinen Lebensgang einsam gemacht. Und doch, bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt war, verschwiegen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte: dann segne ich das Buch, das mich zwar äußerlich schwer beschädigt, aber die innere Gesundheit des Geistes und Gemütes mir, und ich darf mich dessen getrösten, auch manchem andern noch, erhalten hat."

Als Strauß im Frühling 1860 in Heidelberg dieses ergreifende Bekenntnis niederschrieb, war just ein Vierteljahrhundert seit dem Erscheinen der ersten Auflage des „Lebens Jesu" vergangen. Die Theologen, meint er, würden das Jubiläum schwerlich feiern, obwohl das Werk mehr als einem von ihnen erst zu allerlei hübschen Gedanken, dann zu Amt und Würden verholfen habe. Er aber bezeuge ihm zu seinem Ehrentag, daß es aus reinem Drang geschrieben sei,

---

[1]) Der Wunsch ist erst neun Jahre später in der Broschüre erfüllt worden: „Wie eine positive Religion entsteht. Dargetan an der Urgeschichte des Islam von Ernst Hermann." Bonn 1877, Verlag von Emil Strauß.

in ehrlicher Absicht, ohne Leidenschaft und ohne Nebenzwecke. Er bezeuge ihm ferner, daß es nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet worden; werde es jetzt wenig mehr gelesen, so komme es daher, daß es von der Zeitbildung aufgesogen, in alle Adern der modernen Wissenschaft eingedrungen sei. Er bezeuge ihm endlich, daß die ganzen fünfundzwanzig Jahre her über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden sei, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre.

Mit diesem guten und großen Bekenntnis feiert Strauß das Jubiläum seines „Lebens Jesu"; er gibt uns damit zugleich das Vorbild zu einer Feier seines hundertjährigen Geburtstags, die ihm selbst Freude machen würde. Im Mittelpunkt muß durchaus sein „Leben Jesu" stehen, das alte weit mehr noch als das neue für das deutsche Volk bearbeitete. Ihm verdankt Strauß seine Bedeutung für die Weltgeschichte. Was nicht in direktem Zusammenhang damit steht, was er, von der Theologie abgesehen, als Biograph, Lyriker, Politiker, Journalist geleistet, das sichert ihm zwar immer einen ehrenvollen Platz unter den besten Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts, aber seine Größe ist darin nicht zu suchen. Auch unsre erste und wichtigste Aufgabe wird es sein, das „Leben Jesu" von Strauß recht zu würdigen.

Das Leben Jesu! Der gläubige Christ sieht darin seinen einzigen Trost im Leben und im Sterben. Weniger in dem geschichtlichen Verlauf der Tatsachen, die in den Evangelien erzählt sind, als in dem Opfertode des einzigen Gerechten für die Ungerechten, des Sündlosen für die Sünder. Daß Jesus Gottes Sohn und für uns gestorben ist, „wer ist denn so von Gott verlassen, daß er das nicht glaubte!" sagte hocherrötend der Prinz von Preußen noch 1853 in Ostende zu Bismarck.

In der Tat waren es nicht bloß die Pietisten, die dieses Glaubens lebten, er hatte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nachdem er lange durch den Rationalismus beiseitegedrängt war, wieder weit um sich gegriffen und in Hengstenbergs „Evangelischer Kirchenzeitung" eine mächtig tönende Posaune erhalten. Die Romantiker suchten daneben nicht ohne Erfolg den alten Glauben im Licht einer neuen tiefen Poesie den Gebildeten zugänglich zu machen. Auch die herrschende Philosophie bemühte sich, als eine Art moderner Scholastik Glauben und Wissen zu versöhnen. Was das „Leben Jesu" betrifft, so nahm man die wunderbaren Tatsachen, wie sie sich in der Bibel geben, als direktes Eingreifen der Gottheit in den Entwicklungsgang, als übernatürliche Vorgänge. Der Altgläubige, mochte er der lutherischen, reformierten oder unierten Kirche angehören, sah in der Heiligen Schrift die untrügliche Offenbarung Gottes. Was er aber darin suchte, vom Sündenfall an im ersten Buch Mose bis zu den Gesichten der Offenbarung Johannis, war immer wieder die Versöhnungslehre. Daß Strauß für diese nicht zu haben war, daß sie ihn geradezu abstieß, wissen wir schon aus seinem Urteil über Luther.

Mit den Gläubigen kämpften auf den Universitäten wie im Volk die alten Rationalisten um ihren ererbten Besitzstand. Sie wollten die biblischen Berichte

nur insofern gelten lassen, als sie sich mit dem gesunden Menschenverstand vertrügen. Wir teilen, so argumentierten sie, die Vorstellungen der alten jüdischen Schriftsteller von Gott und seinem Eingreifen in die Naturordnung nicht mehr. Was sie Uebernatürliches berichten, können wir erst verstehen, wenn wir's mit unsrer Erfahrung und unsrer Denkweise in Uebereinstimmung gebracht haben. Wir fügen die Mittelursachen hinzu, welche die orientalischen Schriftsteller so gern verschweigen, und siehe da, die Vorgänge werden aus unnatürlichen zu durchaus natürlichen! Jesus rettet zum Beispiel die Tochter des Synagogenvorstehers Jairus und den Jüngling zu Nain davor, daß sie lebendig begraben werden, das ist ebenso verdienstlich als verständlich, während die Erweckung eines wirklich Toten aller Erfahrung widerstreitet. Strauß war ein viel zu gewissenhafter Gelehrter, als daß er sich zu so gewaltsamen Umdeutungen hätte entschließen können. „Diese Richtung," so konnte er mit seinem Freund Vischer sagen, „verachteten wir ganz unendlich; sie war uns der Inbegriff aller abgetretenen Plattheit, etwas Geist- und Gottverlorenes."

Soviel zur raschen Orientierung über die Gegner, mit denen Strauß zu kämpfen hatte. Werfen wir nun auf den jungen Streiter einen Blick! Geboren in der altwürttembergischen Stadt Ludwigsburg am 27. Januar 1808, Sohn eines ursprünglich wohlhabenden Kaufmanns, der aber fürs Geschäft keinen rechten Sinn hatte, und einer ebenso verständigen wie liebevollen Mutter, entschied er sich früh für die theologische Laufbahn und trat 1821 nach glänzender Prüfung in das niedere Seminar zu Blaubeuren ein. Hier traf sich's gut, daß unter den vierzig Seminaristen eine ganze Anzahl hervorragend befähigter Köpfe waren, Wilhelm Zimmermann, Gustav Pfizer, Fr. Vischer, Chr. Märklin, Gustav Binder u. a. Unter den Lehrern zeichneten sich die jugendlichen Professoren Kern und Baur aus, die bei der Lektüre des Sophokles, Thukydides und Plato den Sinn für das klassische Altertum, für ideale Anschauungen zu wecken wußten. Diese beiden ausgezeichneten Lehrer traf Strauß später als Doktoren der Theologie in Tübingen wieder. Während er hier die ersten Semester der Schellingschen Philosophie widmete und nebenbei für romantische Poesie schwärmte, empfing er in den für das Studium der Theologie bestimmten Jahren die stärkste Anregung von Baur, der in der Folgezeit die Tübinger Schule zu einer Vorkämpferin der historischen Kritik erhob. Daneben erweiterte das mit großem Eifer betriebene Studium Hegels und Schleiermachers seinen Blick. Eine glänzende Prüfung beschloß im Jahre 1830 die Lehrjahre in Tübingen; gleichzeitig erhielt er zwei Preise für Predigt und Katechese. Nun wurde er, um den praktischen Kirchendienst kennen zu lernen, eine Zeitlang Vikar bei einem Pfarrer auf dem Lande und erwarb sich auch in dieser Stellung wie als Seminarist und Student allgemeine Verehrung und Liebe. Nicht minder tüchtig zeigte er sich als Lehrer am Seminar zu Maulbronn, wo er eine Zeitlang die Stelle eines abgegangenen Professors übernehmen mußte. Im Herbst 1831 trat er dann die übliche theologische Bildungsreise an. Hegel in Berlin persönlich kennen zu lernen, war ihm dabei ein Hauptanliegen, doch starb dieser schon im November. Um so

eifriger versenkte sich Strauß in das Studium seiner Werke. Nach einem halben Jahr in die Heimat zurückgekehrt, wurde er Repetent in Tübingen und begann seine Dozentenlaufbahn mit Vorlesungen aus dem Gebiet der Philosophie. Der Erfolg war glänzend, das Interesse wuchs, und er brachte Hegel auch an der schwäbischen Universität zu hohen Ehren.

Wichtiger aber als alle Erfolge auf dem Gebiet der Philosophie erschien ihm die Beantwortung der theologischen Frage nach dem Leben Jesu. Wir sahen, daß ihm weder die altgläubige, noch die rationalistische Auffassung genügte. „Was also tun, um einen Ausweg zu finden? Ich blickte mich in den heiligen Erzählungen der alten Religionen um, die heute niemand mehr weder mit Herodot übernatürlich faßt, noch mit Euhemerus natürlich erklärt, sondern man faßt sie als Sagen, die sich aus der frommen Phantasie der Völker und ihrer Dichter heraus ohne Arg und Absicht so gebildet haben. So demnach als Erzeugnisse der absichtslos dichtenden urchristlichen Sage betrachtete ich die evangelischen Wundergeschichten wenigstens ihrer Mehrheit nach." Strauß war nicht ohne Vorgänger. Für den Anfang und das Ende der Geschichte Jesu, Geburt und Himmelfahrt, hatte schon Schleiermacher die mythische Erklärung gelten lassen. „Man fuhr durch das Prachttor der Mythe in die evangelische Geschichte ein und durch dasselbe wieder hinaus; für das in der Mitte Liegende aber ließ man sich genügen an dem krummen und mühseligen Pfade der natürlichen Erklärung." Dieser Halbheit ein Ende zu machen, die evangelischen Berichte von Anfang bis zu Ende daraufhin zu untersuchen, ob sie nicht fromme Sagen seien, Sagen, die aus einem Glaubenssatz entsprungen, also Mythen, hatte Strauß in Berlin schon als die ihm durch die Zeit gegebene Aufgabe erkannt. Von einem Freund gewarnt, daß ihm ein solches Unternehmen vielleicht für immer den Hörsaal schließen werde, erwiderte er: „Ja, es ist wohl so etwas möglich und ich bin oft recht traurig, daß alles, was ich in der Theologie tun möchte, solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgendeine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Tür für so etwas öffnen wird." Die Tür öffnete er sich selbst, indem er im Herbst 1833 jede andre wissenschaftliche Beschäftigung aufgab, um sein „Leben Jesu" zu schreiben. Nach Jahresfrist im Oktober 1834 war das ganze Buch mit Ausnahme der Schlußabhandlung, im Druck mehr als 1400 starke Oktavseiten, fertig geschrieben. „Es war, kann man sagen, ein inspiriertes Buch; d. h. der Verfasser hatte den mächtigsten Entwicklungstrieb der damaligen theologischen Wissenschaft in sich aufgenommen, und aus diesem Triebe ging das Buch hervor."

Man muß jung sein und sich an den verzweifelten Auslegungskünsten der Orthodoxen und Rationalisten abgearbeitet haben, um das wonnige Behagen zu begreifen, in das einen das alte „Leben Jesu" von Strauß versetzte. Die Persönlichkeit des Schriftstellers, sein subjektives Meinen, tritt ganz zurück. Er läßt die Tatsachen sprechen, zeigt die unvereinbaren Widersprüche in den evangelischen Berichten, weit ruhiger, weit siegesgewisser als einst Reimarus und Lessing in

der Kritik der Auferstehungsberichte, er zeigt die Unvereinbarkeit der erzählten Vorgänge mit den ewigen Gesetzen des Geschehens, die Unmöglichkeit jeder künstlichen Vermittlung; und nachdem er so den Schutt fortgeräumt, baut er sein „Leben Jesu" aus den messianischen Hoffnungen des jüdischen Volkes zu jener Zeit auf. Mindestens ein halbes Jahrhundert lag zwischen dem Tode Jesu und der Abfassung der schriftlichen Berichte, aus denen unsre Evangelien hervorgegangen. Der Zeitraum genügte, um das Bild des Messias, wie es im Volke lebte, auf die geschichtliche Persönlichkeit Jesu zu übertragen. Die Rabbiner sahen in Moses das Vorbild des Messias, man erwartete von ihm Wunder, wie sie Moses und der Reformator Elias getan, das Bild Jesu nahm mehr und mehr die Züge des geweisagten und erhofften Messias an.

Zieht man alles ab, was der Mythus zum Bilde Jesu hinzugedichtet, was bleibt dann noch als geschichtlicher Kern? Nicht allzuviel! Jesus, Josephs Sohn, ist in Nazareth aufgewachsen, von Johannes getauft, hat, indem er lehrend im Lande herumzog, Jünger um sich gesammelt, hat gegenüber der starren Gesetzesreligion überall die Religion der freien Neigung, der Gottes- und Nächstenliebe gepredigt, vielfach in so kernigen Worten und so anschaulichen Gleichnissen, daß sie sich leichter behalten als vergessen, und hat im Kampf mit der pharisäischen Partei seinen Tod gefunden. Wer mit diesem bescheidenen Ergebnis nicht zufrieden ist, den versichert Strauß, daß er den Kern des christlichen Glaubens von seinen Untersuchungen völlig unabhängig wisse. Nur müsse als Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilege, die Menschheit gesetzt werden. „Die Menschheit ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur; sie ist der Wundertäter, sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur, im Menschen wie außer demselben, bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Tätigkeit heruntergesetzt wird; sie ist der Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und zum Himmel Fahrende, sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geist des Himmels hervorgeht."

Doch wurde auf die Schlußabhandlung außerhalb der Hegelschen Schule wenig Wert gelegt. Die Christenheit war nicht geneigt, an die Stelle des Erlösers den abstrakten Begriff der Menschheit zu setzen. Die große Mehrzahl der Beurteiler hielt sich an den negativen kritischen Teil des Werkes und sah darin den vollendeten Ausdruck des modernen Unglaubens. Die Hegelsche Philosophie, meinte Hengstenberg, feire in Strauß' „Leben Jesu" einen Triumph ähnlich dem Satans, als er in Judas fuhr. So viel ist gewiß, das Werk machte Epoche, wie vielleicht seit Luthers Thesen keines mehr. Rasch nacheinander erschienen vier starke Auflagen, es wurde ins Englische und Französische übersetzt, die ganze wissenschaftliche Literatur geriet darüber in Bewegung. Daß der Verfasser seinen

jungen Ruhm teuer bezahlen mußte, haben wir schon von ihm selbst gehört. Er hatte die akademische Laufbahn in der Theologie mit den glänzendsten Hoffnungen angetreten, jetzt wurde sie ihm verschlossen. Man gab ihm zwar zum Trost ein Lehramt am Lyzeum in Ludwigsburg, aber die rasch sich folgenden Auflagen des „Lebens Jesu", die Beantwortung der zahlreichen Streitschriften nahmen seine Zeit und Kraft so sehr in Anspruch, daß er nach einem Jahr die Stelle in Ludwigsburg aufgab. Der Aufenthalt dort war ihm auch dadurch verleidet, daß sein Vater durchaus auf seiten der Altgläubigen stand und seinen Fritz mehr oder weniger als verlorenen Sohn betrachtete.

In Stuttgart fand er nun Zeit und Kraft, sich mit seinen zahlreichen Gegnern im Kampfe zu messen. Die Streitschriften gegen die Angriffe der verschiedenen Parteien von den polternden Kapuzinaden Hengstenbergs bis zu den rührenden Mahnungen der sanften Schüler Schleiermachers gehören zu dem Besten, was seit Lessings „Antigötzen" auf diesem Gebiet erschienen. In einem Stück aber mußte Strauß zugeben, daß er nicht das letzte Wort gesprochen. Er hatte die Berichte der vier Evangelien, darin mit seinen orthodoxen Gegnern einig, als gleichwertig angesehen und war bei der Vergleichung zu dem Ergebnis gekommen, die Glaubwürdigkeit aller vier in gleicher Weise bestreiten zu müssen. Hier trat ihm nun berichtigend und ergänzend sein früherer Lehrer Ferd. Chr. Baur entgegen. Baur hielt große Stücke auf Strauß; er nannte ihn gern seinen Ruben, den Erstgeborenen seiner Kraft und seines Vermögens. Aber der ernste ruhige Forscher konnte sich nicht verhehlen, daß der Bearbeitung des Lebens Jesu eine strenge Untersuchung und Charakteristik der Quellen vorangehen müsse. Die Ungeschichtlichkeit der evangelischen Berichte erwiesen zu sehen, genügte ihm nicht; er untersuchte, aus welchen Glaubensanschauungen und somit aus welcher Zeit diese ungeschichtlichen Auffassungen herstammen; er wollte die Evangelien in die Kirchengeschichte des ersten und zweiten Jahrhunderts hineinziehen. Die übrigen neutestamentlichen Schriften, besonders die unzweifelhaft echten Briefe des Paulus an die Galater, Korinther und Römer, müssen berücksichtigt werden. Es ergibt sich dann, daß ein Teil der evangelischen Geschichte zu bewußten Parteizwecken erdichtet und zusammengestellt, daß besonders das vierte Evangelium, mit dem Strauß am wenigsten hatte fertig werden können, eine völlige Umdichtung des überlieferten Stoffes zu dogmatischen Zwecken ist, die mit den Passahstreitigkeiten zusammenhängen.

Strauß nahm einstweilen an diesen Untersuchungen keinen Anteil. Er wußte sie bei seinem alten Lehrer Baur und dem vorzüglichen Stab junger Gelehrter, die dieser in den Tübinger Jahrbüchern um sich hatte, in guten Händen. Er wurde inzwischen auf einen andern Kampfplatz berufen, indem ihm 1839 durch die freisinnige Züricher Regierung eine Professur der Theologie an der dortigen Hochschule angeboten wurde. Die gute Absicht der Regierung wurde durch einen von den Pietisten herbeigeführten Volksaufstand vereitelt. Strauß wurde pensioniert, bevor er sein Amt angetreten, seinen ersten Vortrag gehalten hatte. Es stand fortan fest, daß er auf die Stelle eines Universitätsprofessors verzichten

mußte; auch in eine philosophische Fakultät ist er niemals berufen worden. Um so eifriger warf er sich auf seine wissenschaftliche Lebensaufgabe. Im Winter 1839 bis 1840 schrieb er in Stuttgart den ersten, 1840 bis 1841 ebendort den zweiten Teil seiner Dogmatik. Er stellt darin die christliche Glaubenslehre in ihrer Entwicklung dar. Wie im „Leben Jesu" geht er von der biblischen Lehre aus, beschreibt, wie sie unter fortwährenden Kämpfen sich weiterbildete, prüft ihre heutige Stellung und sucht ihr Verhältnis zur Wissenschaft sine ira et studio darzulegen. „Hier werden," sagte er im Vorwort, „Partei und Gegenpartei ausführlich vernommen und ihre Gründe gegeneinander abgewogen. Zuerst hat, wie billig, der alte Glaube das Wort und darf ungestört in aller Breite seine Herzensmeinung aussprechen. Sofort mag die moderne Wissenschaft vorbringen, was sie gegen ihn zu erinnern weiß. Doch damit auch sie nicht den Vorteil des letzten Wortes genieße, so dürfen zuletzt auch die Unterhändler und Vermittler mit ihren Vergleichsvorschlägen ihr Heil versuchen." Er habe mehr noch als im „Leben Jesu" danach gestrebt, nichts Eignes zu geben, sondern nur Gegebenes zusammenzufassen. „Die subjektive Kritik des einzelnen ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Dämme und Schleusen nichts vermögen." — An wissenschaftlichem Wert und künstlerischer Form steht die Glaubenslehre durchaus nicht hinter dem „Leben Jesu" zurück. Aber der Gegenstand ist an sich weniger populär und zudem führten bei ihrem Erscheinen die radikalen Fortschrittsmänner, ein Bruno Bauer und L. Feuerbach, das große Wort, die Strauß als einen Zurückgebliebenen darstellten. So ist das hervorragende Werk nicht über die erste Auflage (3000 Exemplare) hinausgekommen.

Mit dem Abschluß der Glaubenslehre konnte Strauß seine eigentliche Lebensaufgabe erfüllt, seinen Auftrag an die Zeitgenossen ausgerichtet zu haben glauben. Er zog sich auf mehr als zwei Jahrzehnte vom theologischen Kampfplatze zurück. Ja er legte für vier Jahre die Feder überhaupt beiseite. Dem vierunddreißigjährigen Manne schien es an der Zeit, sein häusliches Glück zu begründen. Agnes Schebest, in Wien geboren, fünf Jahre jünger als Strauß, hatte bei einem Gastspiel in Stuttgart durch ihren seelenvollen Gesang und ihr anmutiges flottes Spiel alle Herzen gewonnen. Strauß, von Anfang an vom Zauber ihrer Erscheinung hingerissen, schrieb für das Stuttgarter Morgenblatt einen Bericht über ihr Spiel. Ihr gefiel der Ernst, mit welchem sich der württembergische Gelehrte in das Wesen ihrer Kunst versenkte. Im August 1842 fand in der Nähe von Heilbronn die Trauung statt. Es war vorauszusehen — und die Freunde der beiden sahen es voraus —, daß die Ehe keine glückliche werden würde. Er — ein Gelehrter, der noch dazu die besten Jugend- und Mannesjahre in der klösterlichen Zurückgezogenheit der württembergischen Theologenschulen zugebracht hatte; sie seit ihrem dreizehnten Lebensjahr auf der Bühne, schön, gutherzig, an Bewunderung gewöhnt, aber ebensowenig imstande, einen Mann wie Strauß zu verstehen, wie er, der wahrhaftigste und hellste Kopf seiner

Zeit, sich in das Traum- und Zauberwesen einer Theaterprinzessin zu finden vermochte. „Während der vierjährigen Dauer meiner Ehe habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. Von den furchtbarsten Fragen der eignen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern; so fern wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirtschaftung seiner Güter am Lande." Im fünften Jahre der Ehe trennten sich die beiden durch Uebereinkunft ohne gesetzliche Scheidung. Die Frau lebte bis zu ihrem Tode — 1870 — in Stuttgart. Die Kinder, eine Tochter und ein Sohn, blieben die ersten Jahre bei der Mutter; als sie in das schulpflichtige Alter kamen, nahm sie der Vater zu sich und sorgte für sie mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit und Treue. Ihre Liebe, ihre geistige Entwicklung, ihr schöner Lebenslauf gaben ihm Ersatz für den Mangel des ehelichen Glücks.

Unter den hervorragenden Produkten der nächsten fünfzehn Jahre stellen wir zunächst in aller Kürze die Lebensbeschreibungen zusammen. Ueber die erste schlimme Zeit nach der Trennung von der Gattin half ihm eine Sammlung von Briefen Schubarts hinweg, die ihm Vischer anvertraut hatte. Sie bildeten die Grundlage zu „Schubarts Leben in seinen Briefen", das 1849 in zwei Bänden erschien. Der Tod seines Freundes Märklin (1849) gab ihm Anlaß, dessen Lebens- und Charakterbild in herzgewinnender Weise zu zeichnen. Das liebenswürdige Buch gewinnt noch höheren Wert dadurch, daß Strauß mit der Jugendgeschichte seines Freundes auch seine eigne schildert.

In „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin" ist ein vorzüglicher Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gegeben, der um so wertvoller ist, je schwerer die Schriften dieses talentvollen, aber maßlosen Humanisten zu bekommen sind. In Heidelberg, wo Strauß von 1854 bis 1860 lebte, schrieb er im anregenden Verkehr mit den dortigen Gelehrten, Kuno Fischer, Gervinus, Schlosser, Häusser u. s. w., die bedeutendste unter diesen Lebensbeschreibungen, „Ulrich von Hutten". Hutten war nicht nur der kühnste und fortgeschrittenste Humanist, er nahm auch an den politischen und sozialen Bewegungen im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts persönlichen Anteil, er war ein Mann der Tat, nicht bloß des Gedankens; mit der künstlerischen Anlage ist bei ihm eine gewisse Raufluft verbunden, die seinem Bild ein eigentümliches Gepräge gibt; endlich ist der tragische Ausgang eines so hoffnungsreichen Lebens von erschütternder Wirkung. Durch den Bonner Professor Böcking, der die vollständigste Huttenbibliothek besaß, aufs freundlichste unterstützt, im steten Verkehr mit den Heidelbergern, stellte Strauß in Hutten das Bild eines großen Mannes in einer großen Zeit auf, ein Bild, das dem Leser des neunzehnten Jahrhunderts recht viel zu denken gab. In der Vorrede zum dritten Band, der eine glänzende Uebersetzung der besten Streitschriften Huttens bietet, wirft Strauß die Frage auf, was Hutten zu der religiösen Bewegung unsrer Zeit sagen würde. Er würde sich wundern, lautet die Antwort, daß man nicht offen bekenne, in den Biblischen Geschichten sei Dichtung und Wahrheit

gemischt, in den kirchlichen Dogmen sehe man nur noch bedeutsame Symbole. Dem sittlichen Gehalt des Christentums, dem Charakter seines Stifters, soweit er noch zu ermitteln sei, werde man mit unveränderter Verehrung zugetan bleiben können. Im übrigen aber müsse die phantastische Strahlenbrechung schwinden, die der Menschheit als von außen kommende Offenbarung vorspiegele, was sie stets nur aus sich selbst geschöpft habe. „Wem es gelingen wird, aus dem begriffenen Wesen des Menschen in seinen natürlichen und geselligen Verhältnissen alles, was ihm obliegt, was ihn erhebt und beruhigt, vollständig und sicher abzuleiten und dies faßlich und ergreifend für alle darzustellen, der wird die Geschichte der Religion beschließen."

In den Zeiten, da die Lebensbeschreibungen von Strauß erschienen, überwog in Deutschland das politische Interesse weitaus das literarische. So sehr Strauß auch bis zum Jahr 1840 durch seine wissenschaftlichen Arbeiten in Anspruch genommen war, so sehr seiner sensitiven Künstlernatur das laute Treiben des Marktes widerstrebte, seit Beginn der vierziger Jahre konnte er sich den brennenden Tagesfragen nicht völlig entziehen. Wenn seine politische Tätigkeit auch hinter der theologischen und biographischen zurücksteht, sie gehört zur Charakteristik des Mannes und muß kurz erwähnt werden.

Die erste politische Broschüre ging aus einem Vortrag hervor, den er den Freunden in Heilbronn über Julian den Abtrünnigen gehalten hatte. Er charakterisiert seinen Helden gleich im Titel als „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren", und der Sachverständige merkt bald, daß dieses Geschichtsbild Zug um Zug das Porträt Friedrich Wilhelms IV. von Preußen ist. Julian und der Preußenkönig schließen sich im Mittelbegriff des Romantikers auf dem Kaiserthrone zusammen. Die Wirkung ist um so größer, je weniger man die Absicht merkt, je mehr die Schrift an sich den Eindruck einer ernsten geschichtlichen Charakteristik macht. Kaviar freilich für das Volk, aber ein auserlesener Genuß für den Kenner! Sie mochte mit dazu beitragen, daß die Ludwigsburger im Jahr 1848 sich ihres gefeierten Landsmannes erinnerten und ihn als Abgeordneten für das Frankfurter Parlament in Vorschlag brachten. Er hielt an verschiedenen Orten des Bezirks Kandidaturreden, die er weiterhin unter dem Titel „Sechs theologisch-politische Volksreden" herausgab. Er bekundet darin eine für die aufgeregte und verworrene Zeit überraschende Mäßigung und politische Einsicht. Er tritt für den Bundesstaat unter preußischer Führung ein, da das Reich einer starken Zentralgewalt, eines gemeinsamen Heeres und einer Flotte bedürfe. Er verlangt Gleichheit vor dem Gesetz, Befreiung des Handels durch Aufhebung der Zollschranken innerhalb Deutschlands, Unterstützung der Arbeiter durch Beförderung der Assoziationen, er ist im allgemeinen für Fortschritt ohne Umsturz. Er hatte die städtischen Wähler auf seiner Seite, aber auf dem Lande wühlten katholische und evangelische Geistliche gegen den unchristlichen Kandidaten und so unterlag er bei der Parlamentswahl dem pietistischen Querkopf Hoffmann. Um so eifriger bemühten sich nun die Ludwigsburger, ihm einen Sitz in der württembergischen Ständekammer zu verschaffen; zu dieser wurde er denn auch,

da das Land nicht mitzustimmen hatte, einstimmig gewählt. Aber auch in der württembergischen Kammer fühlte er sich nicht am Platz. Die Mehrheit der Abgeordneten bestand aus radikalen Fortschrittsmännern, die mehr ihr Wohl als das des Landes im Auge hatten und ihn zudem durch die Roheit ihres Auftretens abstießen. Auch fehlte Strauß die Gabe der freien Rede, die nicht nur in kurzem scharfen Wort, sondern in eingehender Breite auf jeden Gegenstand einzugehen vermag; er konnte nur dann recht mitsprechen, wenn er allein und in völliger Ruhe die Sache überdacht hatte. So stand er in der Debatte oft hinter den seichtesten Gesellen zurück. Seine Wähler aber wurden vollends irre an ihm, als er die allgemeine Entrüstung über die standrechtliche Erschießung Robert Blums in Wien nicht teilte und in der Hinrichtung mehr einen Fehler als ein Verbrechen sah. Die Wortführer in Ludwigsburg sprachen ihm in einer Adresse ihr Mißfallen aus. In der Kammer erhielt er gelegentlich auf Antrag der Radikalen einen seiner Meinung nach unverdienten Ordnungsruf, der letzte Tropfen, der das Gefäß zum Ueberlaufen brachte. An demselben Tage noch erklärte er seinen Austritt aus der Kammer; auf die ihm für die Zeit seiner Kammertätigkeit zustehenden Diäten verzichtete er. Sein politisches Glaubensbekenntnis faßte er so zusammen, daß er zwar aufrichtig für die Durchführung eines wahren Konstitutionalismus und einer festen Einheit bei möglichster Schonung des Bestehenden eintrete; aber in die Wahl gestellt zwischen fürstlichem und Massendespotismus, sich unbedenklich für den ersteren erkläre. Fortan enthielt sich Strauß direkter politischer Tätigkeit, ohne darum an der großen Entwicklung Deutschlands in der Bismarckschen Aera weniger teilzunehmen. Mochte er anfangs auch das Mißtrauen seiner süddeutschen Freunde gegenüber der preußischen Politik teilen, so begrüßte er doch die neue Wendung seit 1866 im Gegensatz zu Gervinus u. a. mit ungeteilter Freude, und das große Jahr 1870 fand ihn durchaus auf der Höhe. Der beste Beweis dafür ist sein Briefwechsel mit Ernst Renan, herausgegeben unter dem Titel „Krieg und Friede“. Die schöne Wendung am Schluß des zweiten Briefes verdankte Strauß einer Unterredung mit der Prinzessin Alice von Hessen, die ihren Gemahl, den Prinzen (späteren Großherzog) Ludwig, im Felde stehen hatte, wie Strauß seinen Sohn. Nicht an kriegerischen Eroberungen, so führte er da aus, hänge das Herz der Deutschen, sondern am Ausbau des Reichs, an dem Eintritt der Bayern und Schwaben, der Pfälzer und Hessen in den Deutschen Reichstag. Wenn mit den Deutschen auch die Franzosen aus diesem Krieg die Lehre ziehen, ihre Kraft auf ihre inneren Angelegenheiten zu richten, Deutschlands Entwicklung nicht aufzuhalten, dann werde Europa Ursache haben, mit dem neuen Zustand zufrieden zu sein; die Männer aber, deren Beruf es sei, für den Fortschritt der Menschheit zu wirken, könnten sich, wie vor dem Kriege, von neuem freudig die Hand reichen.

Nicht nur den Schluß von Krieg und Frieden haben wir der geistvollen Prinzessin Alice zu verdanken, sondern auch die vorzügliche Biographie Voltaires von Strauß. Im Winter 1869/70 las Strauß in sechs Abenden der hohen Frau diese glänzende Schrift vor, an der sich nachmals das ganze gebildete

Europa erfreute. Strauß' „Voltaire" gehört wie sein „Hutten" zu dem Besten, was wir auf dem Gebiete der Biographie besitzen. Mit den Geisteshelden tritt ihre ganze Zeit, dort der Humanismus, hier die Aufklärung vors Auge, und das Bild fesselt um so mehr, je deutlicher sich der Vergleich mit den Aufgaben und Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts aufdrängt.

Neben diesen Meisterwerken wäre dann noch eine große Anzahl kleiner Nebenarbeiten zu nennen, so der köstliche Aufsatz über „Nathan den Weisen", „Die Jugendgeschichte Klopstocks", „Die Erinnerungsblätter an Justinus Kerner" u. s. w. Man liest sie wie alles, was wir von Strauß haben, besonders auch die Briefe, die Zeller mit so wunderbarem Takt zusammengestellt und eingeleitet hat, mit immer neuer Freude und Dankbarkeit. Spricht doch aus allem, ähnlich wie bei Goethe, nicht nur der scharfsinnige Beobachter und Denker, sondern auch der Künstler, der die Sprache vollkommen in der Gewalt hat, der feinsinnige Gemütsmensch und Humorist. Immerhin mochte es ihm mit manchen dieser kleinen Schriften ergehen wie Goethe, als er seinem Mephistopheles Merck den Clavigo mitteilte. „Solch einen Quark," so lautete die Empfangsanzeige, „mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die andern auch." Und wenn's unserm Strauß die Freunde nicht sagten, so sagte er's sich selbst. Schon das Vorwort zu Huttens Gesprächen ließ deutlich erkennen, daß er im Grund der Seele Theolog geblieben war, daß ihn das Leben Jesu immerfort beschäftigte. Wenn er die Schutzschrift des Reimarus für die vernünftigen Verehrer Gottes in einem kernhaften Auszug veröffentlichte, so war das nicht bloß ein Beitrag zur Lessingbiographie, sondern auch eine Vorbereitung für die eignen theologischen Kämpfe. Die direkte Vorarbeit für das neue Leben Jesu gab das Studium der Werke Baurs und seiner Schule. Hier galt es, die Frage nach den äußeren Zeugnissen für die Evangelien, nach ihrem Ursprung, Verhältnis und Charakter zu beantworten, eine um so schwierigere Arbeit, da Strauß jetzt nicht nur für Theologen, sondern für das deutsche Volk schrieb, d. h. für solche, die, wie sein Bruder Wilhelm, dem er das Werk widmete, den Trieb nach höherer Bildung hatten und zugleich den Mut, über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen auf eigne Hand nachzudenken. Aus den so unzureichenden, so vielfach überarbeiteten Quellen ein deutliches Bild der Persönlichkeit Jesu zu schöpfen, war für den gewissenhaften Historiker fast unmöglich. Er konnte nicht, wie Renan in seinem gleichzeitig erschienenen „Leben Jesu", die Lücken in den Berichten durch phantastische Zutaten, durch romanhafte Erfindungen ersetzen; um so fester aber steht, was er über Persönlichkeit, Lehre und Leben Jesu in dem neuen großen Werk „Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet" feststellt. Der vierunddreißigste Abschnitt, „Das religiöse Bewußtsein Jesu nach den drei ersten Evangelien", gibt die gediegenste und beste Ausführung zu dem Goetheschen Wort, daß in den Evangelien der Abglanz einer von der Person Jesu ausgehenden Hoheit wirksam sei, so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen. Wie sich auch immer der menschliche Geist erweitern möge, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmere

und leuchte, werde er nicht hinauskommen. Im übrigen merkt man dem ersten Buche des neuen Werks „Das Leben Jesu im geschichtlichen Umriß“ deutlich an, daß es dem Verfasser sehr viel Mühe gekostet und ihn doch nicht recht befriedigt hat. Erst in der Darstellung der mythischen Zutaten zur Geschichte Jesu ist Strauß wieder recht in seinem Fahrwasser und überholt alle seine Vorgänger und Zeitgenossen.

Wie an das alte, so knüpften sich auch an das neue „Leben Jesu“ mancherlei Nebenarbeiten, von denen zwei besondere Beachtung verdienen. Die Herausgabe von Schleiermachers Vorlesungen über das Leben Jesu gab Strauß den Anlaß zu dem Werke: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte.“ Daß der Schleiermachersche Erlöser, der ohne Sünde auf Erden wandelte, das Bild einer stets mit Gott einigen Seele, ebensowenig dem Christus des apostolischen Glaubensbekenntnisses als dem geschichtlichen Jesus von Nazareth entspricht, hat Strauß mit der Wahrheitsliebe dargelegt, die weder sich noch andre täuschen kann. Ihm ist das Bild des Menschen ohne Sünde, die mit Gott einige Seele, das Ideal der Menschheit, das durch Christus wie durch viele andre vor ihm und nach ihm geläutert und fortgebildet worden ist. Daß Schleiermacher daran festhält, dieses Ideal müsse einmal auf Erden gelebt haben — ohne diese Fülle von Lebenskraft und Freude, die uns das Dasein des Erlösers gibt, möchte er nicht leben —, das hängt mit Jugendeindrücken zusammen, die er in der Brüdergemeinde empfangen; in der Sache wird dadurch nichts verändert.

Eine zweite Streitschrift, „Die Halben und die Ganzen“, schrieb Strauß im Mai 1865 unter dem glücklichen Himmel von Baden-Baden, wo er Befreiung von einer schweren Erkältung suchte und fand. Man merkt dem kleinen, aber hochbedeutsamen Werk die glückliche Gemütsstimmung des Rekonvaleszenten an, er hatte „lange nichts mit solchem innern Trieb und Glück geschrieben“. Vertreter der „Halben“ ist ihm in dieser Schrift der Heidelberger Theologieprofessor und Seminardirektor Herr Kirchenrat Schenkel, dessen „Charakterbild Jesu“ zu einer Vergleichung mit dem neuen „Leben Jesu“ von Strauß geradezu herausforderte. Worin Schenkels wissenschaftliche Halbheit besteht, läßt sich am besten aus seiner Behandlung der Auferstehung Jesu entnehmen. Schenkel lehnt, wie die kritische Theologie, die wunderbare Wiederbelebung des getöteten Christus ab; ebensowenig ist er mit Schleiermacher und seiner Schule einverstanden, die ein natürliches Wiederaufleben Jesu im Grabe für die Lösung der Frage halten, also Scheintod annehmen. Anstatt nun aber folgerecht auf jedes wirkliche Wiederaufleben des Gekreuzigten zu verzichten, nimmt er eine Einwirkung seiner verklärten Persönlichkeit auf die Jüngergemeinde an, eine reale geheimnisvolle Selbstoffenbarung der aus dem Tode lebendig und unvergänglich hervorgegangenen Persönlichkeit Jesu, von der die Jünger den Eindruck erhielten, Jesum wirklich zu schauen und einer stärkenden und erneuernden Mitteilung seines Personlebens gewürdigt zu werden. Die Gründung der christlichen Kirche aus Visionen zu erklären, widerstrebt nach Schenkel dem höherorganisierten historischen Gefühl; dafür gibt er seinem Christus das Vorrecht, nach seinem Tode noch

nicht für einen Genuß. Wer aber mit der Aladinslampe in diese funkelnde Juwelenhöhle des Jean Paulschen Genius tritt, der muß, von ihrem Glanz geblendet, ein aufrichtiger Bewunderer dieser geistigen Schätze sein. Bestohlen wird der überreiche Jean Paul oft genug, nicht bloß durch die Verfasser von Chrestomathien, sondern auch durch Autoren, die ihm diesen oder jenen Edelstein entwenden und sich damit schmücken, die Unkundigen blendend, doch die scharfe Rüge der Kundigen herausfordernd.

Noch weniger als Jean Paul werden die Dichter der romantischen Schule heute gelesen, und eine verspätete Bewunderung derselben, wie sie Ricarda Huch zur Schau trägt, wird hierin nichts ändern können; es waren unzweifelhafte Talente, die aber auf Irrwegen wandelten. Der Goethesche Spruch:

Es steht immer schief darum,
Denn ihr habt kein Publikum

paßte durchaus auf die Romantiker. Ihre Zeitschriften hatten eine kurze Lebensdauer und eine Handvoll Abonnenten; sie hatten nicht den geringsten Einfluß auf die öffentliche Meinung, nicht die geringste nationale Wirkung, und wenn sich unsre Literaturgeschichten mit ihnen in so eingehender Weise beschäftigen, so erhalten wir ein ganz schiefes Bild jener Epoche, indem die Marotten einer ganz kleinen literarischen Gemeinde als tonangebende Geistestaten ausposaunt werden. Das Haupt der Romantiker, Ludwig Tieck, begann mit Kolportageromanen, die vielleicht einen Hintertreppenleserkreis hatten, dann kamen seine Literaturkomödien, Delikatessen für die Auserwählten, und seine großen Märchendramen, mit denen er in ohnmächtiger Konkurrenz mit Schiller und Goethe wetteifern wollte. Das alles hatte gar kein Publikum; in Jena und Weimar und vielleicht auch in Berlin sprach man davon und Weihrauch streute nur eine kleine Schar von Gleichgesinnten. In weiteren Kreisen bekannt wurde Ludwig Tieck erst durch die Taschenbücher, als Novellist der „Urania" kam er auf die Toilettentische, und in der Tat sind seine oft fein ironischen Novellen das Beste, was er geschaffen hat, und verdienten auch heutigestags noch mehr gelesen zu werden, als es der Fall ist. Von all den rittertümlichen und eddahaften Dichtungen des Majors Fouqué hat die Gegenwart nur eine dunkle Kunde, aber seine „Undine" war schon bei den Zeitgenossen beliebt und ist auch heute nicht ganz unbeachtet. Größere Verbreitung in Deutschland und selbst in Frankreich haben die Callotschen Phantasiestücke des Th. Amadeus Hoffmann gefunden, der die nüchternste Wirklichkeit gespenstig zu verzaubern verstand, aber in einzelnen Erzählungen auch mit Glück einen volkstümlichen Ton anschlug. Novalis ist für gewisse feinfühlige Seelen und sensitive Naturen noch immer ein bewundernswerter Poet; aber die barocken Ungeheuerlichkeiten des genialen Clemens Brentano und die dramatischen Puppenspiele Achims von Armin, der auch einige größere Werke geschaffen, denen es nicht an Schönheiten fehlt, würden ganz vergessen sein, wenn nicht des „Knaben Wunderhorn" die Namen der beiden Dichter trüge.

Die Lyrik der Klassiker und Romantiker ist in den Gesamtausgaben ihrer Werke dem Lesepublikum zugänglich geworden. Von den Romantikern kamen nur

Novalis und Brentano in Betracht; Ludwig Tieck ist als Lyriker ganz unzurechnungsfähig. Von der schwäbischen Dichterschule hat nur Ludwig Uhland ein größeres Publikum gefunden; einige seiner Balladen wetteifern an Volkstümlichkeit mit denen Schillers. Mörike ist mit seinen goethisierenden Gedichten in beinahe ausschließlichem Besitz der ästhetischen Feinschmecker geblieben. Rückert mit seinen bändereichen Anregungen und Improvisationen, mit seinen asiatischen Weisheitssprüchen und koburgischen Hauspostillen ist nur mit dem „Liebesfrühling“ und wenigen Gedichten in den Anthologien vertreten; mit dem ganzen Reichtum seines Wesens und Schaffens, den uns Hofrat Beyer so pietätvoll enthüllt hat, ist er für die Jetztlebenden sehr in den Hintergrund getreten und seine Gesamtausgaben schmücken nur wenig Bücherschränke; auch Graf Platen, der unvergänglich schöne Verse gemeißelt hat, ist dem großen Publikum stets ein Fremdling geblieben, obschon die Literaturgeschichte mit Recht sein Marmorbildnis in einer bevorzugten Nische aufgestellt hat. Glücklicher ist der Deutschfranzose Chamisso gewesen; seine Ballade „Salas y Gomez“ und sein Blütenstrauß häuslicher und fraulicher Lyrik sind populär geworden. Heinrich Heine, der Pariser Aristophanes, hat sich mit Liedern von unvergänglichem Gepräge, mit andern von unvergleichlichem Witz einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß erobert, den ihm nur engherzige Beschränktheit streitig machen kann. Nikolaus Lenau hat in seinen schwermutvollen Liedern Töne angeschlagen, die bei elegischen Gemütern ein lebhaftes Echo weckten, er ist ein echter Frauenlyriker. Seine größeren Dichtungen mit ihrem Freiheitsdrang waren mehr auf die Männerwelt berechnet; doch diese ist heutzutage für die Lyrik sehr unzugänglich. Anastasius Grün hat in seinem „Schutt“ eine herrliche Dichtung geschaffen, doch der sich unter üppiger Bilderfülle verbergende Gedankenreichtum ist nie nach dem Geschmack des großen Publikums gewesen; die poetischen Juwelen aus diesem Schutt herauszulesen scheint ihm zu unbequem und den Wiener Poeten auf seinen Spaziergängen zu begleiten, wo er das Morgenrot der politischen Freiheit in Oesterreich erblickt und verkündet, ist nicht mehr zeitgemäß. Und das gilt von der ganzen politischen Lyrik, deren Lerchenlieder einst in ganz Deutschland so lauten Widerhall fanden, von Herweghs feurigen „Liedern eines Lebendigen“, von Dingelstedts Liedern eines mit der Laterne in den damaligen politischen Zuständen herumleuchtenden kosmopolitischen Nachtwächters, von den kleinen prickelnden Epigrammen Hoffmanns von Fallersleben, von der Programmlyrik eines Robert Prutz, ja selbst von der farbenprächtigen düsteren Revolutionsmuse eines Ferdinand Freiligrath, während der „Löwenritt“, „Das Gesicht des Reisenden“ und andre Erzeugnisse seiner ersten Epoche mit ihren weiten Weltperspektiven und ethnographischen Weltwanderungen noch jetzt zum geistigen Eigentum der Schuljugend und der ganzen gebildeten Kreise unsers Volkes gehören. Doch auch die Schätze, die in unsrer politischen Lyrik vergraben sind, verdienten heutigestags mehr gehoben zu werden; es sind zum Teil funkelnde Gaben schöner Talente. Erfolgreicher als die von ihm bekämpften politischen Lyriker war Emanuel Geibel; er wurde anfangs als ein Dichter für Backfische bezeichnet, und die Lieder seiner keuschen Minne fanden

Kranken. Die wunderbare Klarheit des Geistes, die es ihm sein Leben lang unmöglich machte, sich selbst etwas vorzutäuschen oder sich vortäuschen zu lassen, verließ ihn auch im Angesicht des Todes nicht. Aber die Gewißheit, daß die Nacht komme, da alles Wirken aufhört, gab ihm die Kraft, die letzten Tage in volle Harmonie mit seinem Leben zu bringen. So galt auch von ihm, was er von seinem Bruder rühmte: „Da ihm das Wirken im Großen verwehrt war, suchte er sich im Kleinen treu zu erweisen; umgekehrt, da er mit dem Schmerz im Großen sich vertraut gemacht hatte, fochten ihn die kleinen Plagen des Lebens wenig an. Da ihm das, was die Menschen gemeinhin Genuß nennen, versagt war, wußte er aus dem Geringsten kleine bescheidene Freuden zu ziehen. Während wir nur ein Auge dafür hatten, wieviel er entbehrte, schien er nur Sinn dafür zu haben, wieviel ihm doch noch geblieben war. So kam es, daß dieser Schwache Kräftigere stärken konnte, an diesem Daniedergeworfenen Aufrechtstehende eine Stütze fanden, dieser Mitleidswerte und Trostbedürftige noch Trost für andre übrig hatte." Das alles traf bei unserm Kranken um so mehr zu, je größer die Lebensaufgabe war, die ihm gestellt wurde. Niemand verließ sein Zimmer, ohne jenen Eindruck der Weihe mitzunehmen, den der Sieg des Geistes und der Willenskraft über den siechen Körper hervorbringt. Jede schmerzlose Stunde benutzte er dankbar zum Verkehr mit den Kindern, den Freunden, zur Korrespondenz. Auch der Muse der Poesie, mit der er im stillen und für den Privatgebrauch stets gern verkehrt hatte, wurde der Eintritt ins Krankenzimmer freundlich gestattet, und manche der seelenvollsten Lieder sind in den letzten Lebenstagen entstanden. Während er von dem, was über sein letztes Werk geschrieben wurde, nichts mehr wissen wollte, nahm er am öffentlichen Leben wie immer regen Anteil. Vom Kulturkampf meinte er, der alte Kaiser sehe jetzt den Kirchenstreit wie einen Feldzug an, und die letzten Worte, die er schrieb, galten der Reichstagseröffnung am 5. Februar 1874. „Glückauf für morgen zur Reichstagseröffnung," lautete die Nachschrift zu einem Briefe vom 4. Februar dieses Jahres, „das sind Hauptsachen, wogegen unsre kleinen Schmerzen verschwinden." Als der Sohn am frühen Morgen des 8. Februar seinen Besuch machte, fand er den Kranken nicht mehr bei Bewußtsein; um Mittag verschied er in den Armen des Sohnes.

Einer seiner letzten Briefe war an die Prinzessin Alice von Hessen gerichtet. Er wurde ihr überbracht, während sie dem Bildhauer Kopf zu ihrer Büste Modell stand. Kopf wußte ergreifend zu erzählen, wie sie mit zitternder Hand den Brief öffnete, las und laut zu weinen anfing. „Sollen wir aufhören?" fragte Kopf. — „Nein, nein," erwiderte sie, „aber hören Sie, was mir Ihr Landsmann Strauß schreibt. Indem er mir für meine Güte und Freundschaft dankt, nimmt er Abschied für immer. Wenn diese Zeilen in meine Hände gelangen würden, sei er wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden. Da dränge es ihn, mir noch einmal zu sagen, daß er von allem, was er über Religion und Glauben zu mir gesprochen, angesichts des Todes kein Wort zurücknehme. Zum Schluß wünscht er mir ein glückliches Leben und bittet um eine Stelle in meinem Gedächtnis."

Der Brief bestätigt, wie seine letzten Gespräche, Gedichte, Anordnungen für sein Begräbnis u. s. w., daß er seinem Glauben bis zu seinem Tode getreu geblieben. Wie man bei diesem Glauben, wenn auch nicht heilig, so doch ehrlich leben und wenn auch nicht selig, so doch ruhig sterben könne, dafür ist er ein klassisches Beispiel. Damit aber der Trilogie das Satyrspiel nicht fehle, sollte das Begräbnis des streitbaren Helden noch zu einem grellen Mißklang Anlaß geben. Strauß hatte so etwas vorausgesehen; er hatte von seinem Krankenlager seine Feinde in einem ergötzlichen Gedicht zur Teilnahme an seiner Beerdigung eingeladen.

„Dabei soll von den Sachen,
Die sonst die Leiche machen,
So hab' ich's vorgesehen,
Bei meiner nichts geschehen.
Kein Glockenstrang gerühret,
Kein Pfarrer mitgeführet,
Um draußen mit Behagen
Sein Sprüchlein herzusagen.
Hier wäre denn, so dächt' ich,
Ein Charivari prächtig,
Um aller Welt zu zeigen,
Daß sie noch Christo eigen,
Daß auch, wer aufgekläret,
Doch noch das Aeußre ehret.
Es sollten bei der Feier
Nicht fehlen faule Eier;
Auch etliche tote Katzen,
Unfähig zwar zu kratzen,
Fänd' ich erwünscht und schicklich.
Dies Blatt geht augenblicklich
An alle deutsche Christen,
Besonders Journalisten."

So schlimm war's nun gerade nicht. Die Katzenmusik (Charivari) an Strauß' Grabe bestand in einem zelotischen Angriff auf den Studienrat von Binder, der seit fünfzig Jahren mit Strauß herzlich befreundet war und ihm am Grabe ein kurzes warmes Wort der Erinnerung gewidmet hatte. „Das deutsche Volk," hatte er u. a. gesagt, „wird deiner eingedenk sein, die deutsche Jugend wird dich nicht vergessen." Darin sahen die schwäbischen Ketzerrichter ein schweres Aergernis und suchten durch Predigten und Proteste auf die Amtsenthebung Binders hinzuwirken. Doch erreichten sie ihren Zweck nicht, Binder blieb weiterhin unangefochten.

Die gebildete Welt war und ist sich einig darüber, daß Strauß zu den hervorragendsten Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts gehört. Wunderbare Klarheit und Besonnenheit des Geistes vereint sich in seinen Meisterwerken mit einer künstlerischen Darstellungsgabe, einer plastischen Anschaulichkeit des Ausdrucks, die den Leser stets mit innigem Behagen erfüllt. Was ihm aber weltgeschichtliche Bedeutung gibt, sind seine Forschungen auf dem Gebiet der Theologie. Er hat den Grund gelegt zu der neueren historischen Forschung über das Leben Jesu und die Entstehung der christlichen Glaubenslehre. Wie groß die Fortschritte sein mögen, die inzwischen gerade auch auf diesem Gebiet gemacht worden sind, man wird ihm den Ruhm nicht streitig machen können, daß ihm unter den Begründern der modernen Weltanschauung die Führerstelle gebührt.

Die Lektüre des heutigen Lesepublikums

Von

Rudolf von Gottschall

Der deutsche buchhändlerische Meßkatalog zeugt von einer Betriebsamkeit unsrer Schriftsteller und Verleger, die uns vor den andern Nationen einen großen, vielleicht nicht gerade beneidenswerten Vorsprung sichert. Inwieweit dieser Produktion und Ueberproduktion der Eifer der Konsumenten in der Aneignung derselben entspricht, darüber fehlen alle näheren statistischen Angaben; denn die buchhändlerischen „Krebse", die in aller Stille wieder in die heimischen Gewässer zurückkehren, werden von der Statistik nicht eingefangen und die Bilanzen der deutschen Verleger hüllen sich meistens in ein verschämtes Geheimnis. Selbst die bisweilen aufmarschierenden Tausende von Exemplaren und ebenso die zahlreichen neuen Auflagen sind immerhin unsichere Kantonisten und keine zuverlässigen Bürgen eines großen Erfolgs. Im ganzen darf man annehmen, daß die Deutschen weniger Bücher kaufen als die Franzosen und Engländer, da selbst begüterten und reichen Familien der Ehrgeiz fehlt, eine ausgewählte Bibliothek zu besitzen, und auch die herrschende Mode einen solchen Besitz nicht als ein Zeichen geistiger Bildung verlangt. Man kann bei unsern Millionären ganz leere Bücherschränke sehen; unsre Großgrundbesitzer und Großkaufleute betrachten ihren Haushalt nicht mit Bücherladungen, die ihnen sehr überflüssig erscheinen, und ihre Frauen und Töchter begnügen sich mit schöneingebundenen Büchergeschenken, die auf ihrem Geburtstagstisch lagen oder an ihren Christbaum gehängt wurden. Und dennoch wird in Deutschland so viel gelesen; es gibt so wenig Analphabeten in des Wortes höherer Bedeutung, denen jede Lektüre fremd oder ein Greuel ist; so darf man wohl die Frage aufwerfen, wie es denn eigentlich mit der Lektüre des deutschen Publikums steht? Zunächst fallen für die Beantwortung dieser Frage die überaus zahlreichen fachwissenschaftlichen Werke aus, die den buchhändlerischen Meßkatalog zu so erstaunlicher Dicke anschwellen lassen, sie dienen mehr dem Studium als der Lektüre. Die Repositorien der Gelehrtenstuben sind damit angefüllt, mögen sie auch hoch bis an die Decke heranreichen. Die Juristen und Mediziner sind sehr produktiv; noch schreibseliger sind die Theologen und Pädagogen; die Historiker entwickeln einen erstaunlichen Sammelfleiß und veröffentlichen eine alte Urkunde nach der andern; die Techniker, die Chemiker und Physiker, ja fast alle Gewerbe haben ihre Literatur, und auch der einsame Agrarier, der dem Makulaturgeruch der Bücher den frischen Hauch der Erdscholle vorzieht, kann sein sonst verwaistes Bücherbrett mit allerlei landwirtschaftlichen Schriften schmücken, die ihn über die beste Fruchtfolge und die beste Düngermethode unterrichten. Der Offizier aber findet in seiner Regimentsbibliothek kriegswissenschaftliche Werke jeder Art, kriegsgeschichtliche Schriften vom alten Tempelhof bis zu den neuesten Generalstabswerken über die Kriege von 1866

und 1870, und kann, wenn er sich auch nicht zur Kriegsschule vorbereitet, doch seine militärische Einsicht stärken und für die regelmäßigen Winterarbeiten die gewünschte Ausbeute davontragen. Das alles gehört indes zum Handwerkszeug für den Beruf; das Buch ist dabei nicht Selbstzweck, sondern es spielt eine durchaus dienstbare Rolle, für den Buchhandel selbst aber, für den Kauf und Verkauf von Büchern, ist die Fachliteratur von der größten, maßgebenden Bedeutung.

Das Buch als solches hat aber in neuerer Zeit einen sehr gefährlichen Konkurrenten erhalten: die Zeitung und die Zeitschrift; es gibt auch fachwissenschaftliche Zeitschriften, aber sie wirken mehr anregend, können das Interesse nicht voll befriedigen und bedürfen der größeren Werke, auf die sie meistens hinweisen, zu ihrer Ergänzung. Ganz anders die Zeitung, von dem kleinsten Lokalblatte an, das die wichtigsten Tagesneuigkeiten nachdruckt, bis zu den großen Organen, die in ihren Leitartikeln der Weisheit der Staatsmänner zu Hilfe kommen und auch sonst in ihren Rahmen viel Wissenschaftliches und Belletristisches aufnehmen. Der Zeitungsleser ist der Fanatiker der Lektüre; man braucht ihn bloß in den Konditoreien und Kaffeehäusern zu beobachten, wie er möglichst viele Zeitungen an sich rafft und dabei noch immer nach andern hinüberschielt, die ihm zunächst nicht zugänglich sind, weil sie sich noch in den Händen eines mit Haß und Neid verfolgten Konkurrenten befinden. Neben diesen Vielbegehrenden mit ihrem unersättlichen Zeitungshunger gibt es wiederum andre, die dem Grundsatz huldigen, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, die sich mit einer einzigen Zeitung begnügen, dieselbe aber stundenlang von Anfang bis zu Ende durchstudieren, so daß sie für jeden fremden Wunsch ein Noli me tangere wird. Es gibt Zeitungsleser, die niemals ein Buch in die Hand nehmen, und zu ihnen gehört ein großer Teil des Mittelstandes. Für den deutschen Philister ist die Zeitung ein so notwendiges Requisit wie das Bierglas, und an Ausdauer kommt dem Zeitungsleser nur der Skatspieler gleich, eine andre Abart des bücherfeindlichen Philisteriums, und wie am Biertisch darüber debattiert wird, was Fürst Bülow hätte tun und lassen sollen, so werden am Skattisch in erhitztem Gespräch alle Varianten erörtert, die eingetreten wären, wenn diese oder jene Karte nicht im Skat gelegen hätte. Das „Buch“ eben ist für diese ganzen Herrenabende, die sich bis tief in die Nacht, oft bis zum Morgen erstrecken, eine Terra incognita. Das Volk der Denker und Dichter darf man freilich an den Skat- und Biertischen nicht suchen, und ebensowenig in den Varietétheatern; doch wo ist es eigentlich noch zu finden? Vielleicht in den literarischen Salons, in denen die Frauen präsidieren? Was aber auf dem Biertisch die Zeitung, das ist auf dem Salontisch die Zeitschrift, die Frauenzeitung, die Modezeitung, das Familienblatt, fast alle reich mit Illustrationen ausgestattet, so daß der Herr der Schöpfung sich damit zu begnügen pflegt, diese Bilderalbums zu durchblättern und sich die Illustrationen anzusehen. Die Frauen aber finden darin noch andre Nährstoffe, die spannende Erzählung. Spannend muß sie sein, sonst hätten sie das Lesekomitee und der Verleger nicht ausgewählt; vor jedem „Fortsetzung folgt“ muß gleichsam eine sichtbare, in die Zukunft hinausweisende

Das größte Bereich der Lektüre bietet die erzählende Unterhaltungsliteratur und dabei muß man mit falscher Vornehmheit nicht den Hintertreppen- und Kolportageroman ausschließen, der viel in den Küchen und Gesindestuben gelesen wird und bisweilen ganz enorme Auflagen erlebt. Seine Frakturschrift enthält eine oft brutale Spiegelung der Erlebnisse und Abenteuer, mit denen die Spekulation auf die Neugierde der Salondamen die feiner zubereitete Kost der literarisch wertvolleren Romane würzt. Diese eifrige Lektüre, welche ganze Leihbibliothekenkataloge hinunterschlingt, gibt ein schlagendes Zeugnis für den Straußenmagen unsers Publikums. Da ist eine Regelung vom erzieherischen Standpunkte aus unmöglich — von wem soll sie ausgehen? Moralisierende Tendenzromane sind langweilig; es kann nicht die Absicht der Romandichtung sein, zu bessern und zu bekehren, sie soll durch Anregung der Phantasie und durch Ablenkung der Gedanken von den oft traurigen Erfahrungeu des alltäglichen Lebens eine wohltuende Zerstreuung bieten. Den moralischen Maßstab an diese Lebensbilder der Romane anzulegen muß bedenklich erscheinen. Eine solide Hausfrau ist eine schlechte Romanheldin; die Idylle des ehelichen Glücks würde, wenn ihr der Kontrast fehlte, durch ihre Eintönigkeit ermüden, ohne Verirrungen und Ausschreitungen auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens gibt es keine Romane. Nun kommt es freilich auf das Kolorit an; doch dies ist meistens abhängig von der Eigenart der Schriftsteller, und die Wirkungen sind wieder abhängig von der Eigenart der Leser. Diese wird meistens außer acht gelassen, wenn die Gegner der Lex Heinze und die Sachverständigen der Gerichte sich bemühen, den Kunstwert der Erzeugnisse zum Maßstab für die Beurteilung ihrer moralischen Haltung und ihrer Strafbarkeit zu machen. Die Kunstverächter und einseitigen Rigoristen haben ganz recht, daß eine nackte Aktstudie oder irgendeine mythologische Weibergruppe ebensogut der Sittenpolizei verfallen könnte wie irgendeine pornographische Skizze; denn nicht auf die Intentionen des Künstlers und des Autors kommt es an, sondern auf die Wirkungen des Bildwerkes auf den Beschauer, und wenn dieser kein Kunstkenner und ästhetischer Feinschmecker ist, sondern die Dinge nimmt, wie sie sind, so wird die Befriedigung, mit der er sich dem Anblick dieser Kunstwerke hingibt, aus ganz andern Quellen herstammen als aus dem kastalischen, aus denen die Meister schöpften; dasselbe gilt von der Literatur. Diese Unterschiede vergessen bei der Abmessung des Nutzens und Schadens bedenklicher Romankapitel die Bekämpfer der Lex Heinze und der gesetzlichen Unzuchtsparagraphen. Was indes für die heißblütige Jugend verderblich ist, kann für schläfrige Ehemänner eine sehr vorteilhafte Anregung bieten und auch dem Staatsinteresse zugute kommen, welches ja in der Vermehrung der Bevölkerung die beste Garantie für die Größe und Macht des Staatswesens steht.

Mehr als auf allen andern literarischen Gebieten ist auf dem der Unterhaltungsliteratur die Mode maßgebend; hier begegnen wir einem oft schwindelerregenden Umschwung der öffentlichen Meinung, die heute fallen läßt, was sie noch gestern in den Himmel erhoben hat. Gegenwärtig sind die unbegrenzten

Romane aus der Mode; zur Zeit, als Eugène Sue und Alexandre Dumas mit ihren bändereichen Werken den literarischen Markt beherrschten, war dies anders. Auch Karl Gutzkow schrieb zwei neunbändige Romane, „Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“, zwei großartige Kulturgemälde, doch er mußte sie in späteren Auflagen auf je vier Bände reduzieren und auch das war ein zu großer Umfang für den Zeitgeschmack. Auch Spielhagens Romane, darunter „Sturmflut“, ein Meisterwerk unsrer erzählenden Literatur, sind zu breit angelegt für die Leserwelt, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer ungeduldiger wurde; nur bei ausländischen Autoren wie bei Tolstoi läßt man sich noch langatmige Romane gefallen oder wie bei Zola bandwurmartige Romanzyklen. Auch mit Bezug auf den Inhalt und die Richtung wechselte die Mode. Der historische Roman hatte ein großes Publikum, als Willibald Alexis die alten Brandenburger Heroen aus dem märkischen Sand herausgrub, und König die Zuckungen des deutschen Lebens schilderte, welche die französische Revolution oder die napoleonische Herrschaft hervorgerufen hatte. Einen schönen Erfolg hatte später Felix Dahns Roman „Der Kampf um Rom“; dann kam die Zeit des archäologischen Romans und der Triumph der ägyptologischen Muse von Georg Ebers. Da konnten nicht genug Exemplare gedruckt werden; das Talent des Autors hatte die Fremdartigkeit der Stoffe siegreich bewältigt. Doch auch diese Epoche ging rasch vorüber; unsre Leserinnen hörten auf, sich mit der Toilette der ägyptischen Prinzessinnen zu beschäftigen. Gustav Freytags „Soll und Haben“ und „Verlorene Handschrift“ waren Lieblingswerke des Lesepublikums, die „Ahnen“ wurden dann ein Modeartikel; doch während jene Romane sich nach wie vor in der Gunst der Leserwelt behaupten, verlieren sich die „Ahnen“ in den Winkeln der Bücherschränke, denn die saubere Kupferstichmanier des Autors war den großen Aufgaben nicht gewachsen.

Hatte schon ein Weltblatt wie die „Gartenlaube“ einen großen Leserkreis um sich versammelt, so kam dies auch den Buchausgaben ihrer Erzählerinnen zu statten. Die phantasievolle Marlitt, die Werner und Heimburg hatten, trotz aller Verketzerungen durch die vornehme Kritik, ein überaus großes Publikum gefunden, welches auch ihren illustrierten Gesamtausgaben treu blieb; schon früher ist die Marlitt nicht durch die „Gartenlaube“, sondern durch ihre Buchausgaben eine vermögende Dame geworden. Auch die Dorfgeschichten fanden viele Verehrer und noch mehr Verehrerinnen; von Auerbachs spinozistisch angeflogenen Bauern und Bauernmädchen u. s. w., von Gotthelfs rohen, vierschrötigen Bauernknechten bis zu den Landbewohnern und Schullehrern des vielgepriesenen Volksschriftstellers Rosegger und den bäuerlichen Romanfiguren des begabten Ganghofer, der die „Gartenlaube“ mit Sensationen befruchtete, zieht sich eine lange Reihe salonfähig gewordener Dorfliteratur, deren Holzschuhe zwar nicht auf den Parketts klapperten, die aber, sauber angekleidet und ausgestattet, Zutritt in die Toilettenzimmer der Damen fanden. Was die Jüngsten betrifft, so blieben zwar die Kellnerinnenromane Bleibtreus, die oft gewagten Erzählungen Albertis und Conradis auf einen kleinen Leserkreis beschränkt, und

dieses umfangreichen Areals wird in erstaunlichem Mißverhältnis zu diesem Umfang stehen und der Usufruktus wird sich nur auf einige poetische Blumen und Früchte erstrecken, während in mehr als dreißig Bänden die Blätter aneinander kleben. Immerhin ist es erfreulich, daß der Besitz von Goethes und Schillers Werken in allen gebildeten Kreisen als ein unerläßliches Zeichen höherer Kultur betrachtet wird. Damit ist ja die wünschenswerte Grundlage für Privatbibliotheken gelegt, wie sie in England und Frankreich zum Inventar jedes vornehmen, ja jedes anständigen Hauses gehören. Doch über diese Grundlage geht man leider in Deutschland nicht hinaus; Autoren und Buchhändler würden glücklich sein, wenn es der Fall wäre.

Goethes erste Werke, „Werther" und „Götz" waren von der Lesewelt verschlungen worden; dann trat aber eine bedenkliche Pause in dem Wachstum seines Ruhmes ein; die im Göschenschen Verlag erschienene Gesamtausgabe seiner Werke fand wenig Käufer und Leser. Bei seiner Rückkehr von der italienischen Reise glaubte er ein verschollener Dichter zu sein. Dies änderte sich, als Cotta Goethes Verleger geworden war; von Jahr zu Jahr mehrten sich des Dichters Ruhm und das an ihm hängende Publikum. Die Bühne, die sonst die erfolgreichste Vermittlerin des Dichterruhmes ist, trug wenig dazu bei; seine Stücke wurden nicht häufig aufgeführt; gegenüber einem Kotzebue und Iffland war Goethe ein wenig beachteter Bühnendichter; doch seine Dichtergröße wurde immer lauter proklamiert, je mehr er der Nestor der deutschen Literatur wurde. Noch mehr von den Ufern der Spree als von denen der Ilm strahlte sein Ruhm aus; weniger der joviale Zelter, der seine Lieder komponierte und ihm die Teltower Rüben schickte, als die geistreichen Damen der Berliner Salons stellten den Dichter auf ein immer höheres Piedestal, und weder der grobe Schlesier Menzel, der mit seinem Sittlichkeitspathos gehörig dreinschlug und seinen Gendarmen und die noch ungeborene Lex Heinze in der Brust trug, noch der Frankfurter Jude Börne mit seinem demokratischen Feuereifer vermochten ihm die Kränze von der Jupiterstirn zu reißen, denn der jugendliche Apollo hatte sich allmählich in einen Jupiter, den Dichterkönig des deutschen Olymps, verwandelt. Jetzt wird Goethe in den Schulen gelesen und auf den Kathedern der Universitäten erläutert. Das heutige Publikum liest seinen „Faust", „Götz", „Egmont" „Tasso", seine „Iphigenie", aber nicht seine „Natürliche Tochter", nicht seine Singspiele und Bühnenscherze, nicht den „Großkophta", den „Bürgergeneral", „Des Epimenides Erwachen", nicht die Mummenscherze mehr, mit denen er auf einer oft etwas verstimmten Leier die Hoffestlichkeiten begleitete. Gelesen werden der „Werther", auch „Die Wahlverwandtschaften" und „Wilhelm Meisters Lehrjahre"; aber schon die „Wanderjahre" sind eine zu harte Nuß für die Lesewelt und sie wird nur von den Sozialreformern und Kommentatoren geknackt. Man liest „Hermann und Dorothea", auch den „Reinecke Fuchs", wenn die Kaulbachschen Illustrationen zur Hand sind, aber die „Achilleis" bleibt ungelesen; man liest die Lieder, die Epigramme, läßt sich von den „Römischen Elegien" nicht abschrecken, aber auf dem „Westöstlichen Diwan" mit Suleika auszuruhen ist nicht allen Lesern genehm,

und gar die Farbenlehre, die Biographie Cellinis, zahlreiche kunstgeschichtliche und naturwissenschaftliche Glossen bleiben gänzlich unberührt von dem Wissensdurst des Publikums; eher werden „Wahrheit und Dichtung“ und die „Italienische Reise“ in die Hand genommen. Man kennt indes auch den Inhalt jener verschlossenen sibyllinischen Bücher; denn wenn man nun auch nicht diese Schriften Goethes gelesen hat, so hat man doch die Schriften über Goethe, deren Zahl ja Legion ist, durchstudiert. Diese Goetheliteratur muß ein großes Publikum haben, wie wäre es sonst möglich, daß die deutschen Verleger, die meistens nicht opferlustig sind, eine Goetheschrift nach der andern erscheinen ließen, daß die Seiten der Bücherkataloge mit dieser überquellenden Produktion von oben bis unten angefüllt sind; ja, man kann jetzt als Goetheforscher und Goethegelehrter berühmt werden, ein Ruhm aus zweiter Hand, auf den die glücklichen Besitzer so stolz sind, als hätten sie den „Faust“ und die „Iphigenie“ selbst gedichtet. Größere Goethebiographien wie die von Bielschowsky und Heinemann werden abgelöst von hundert Kommentaren zu den einzelnen Werken, die wie die Düntzerschen ins kleinste Detail gehen und häufig mit vielem Kraftaufwand offene Türen einrennen. Und gar die Liebschaften so zahlreich wie diejenigen, welche die Mythologie von dem Donnerer Zeus erzählt. Jedes Opfer der Goetheschen Entwicklungsgeschichte erhält in diesem Pantheon oder vielmehr in dieser Schönheitsgalerie seine besondere Nische, von der unseligen Friederike von Sesenheim bis zu der Ballettänzerin außer Diensten, der Heldin des „Westöstlichen Diwans“, und alle sind sie Tugendspiegel, und wer an der Tugend der Frau von Stein zweifelt, der wird von den patentierten Goetheforschern unsanft beim Kragen gefaßt und in den Abgrund gestoßen, wo Molch und Drachen, die Ignoranz und der böse Willen hausen.

Einsam neben den anerkannt großen Dichtern, deren Doppelmonument sich in Weimar erhebt, steht der Sohn des Fichtelgebirges, der in Wunsiedel geborene und in Baireuth verstorbene Jean Paul, ein Schriftsteller von unerschöpflichem Geistesreichtum, was Phantasie und Witz betrifft, von keinem übertroffen an hoher poetischer Anschauung, mit der Gabe glänzender Schilderung, mit welcher sein Talent als Erzähler nicht Schritt hält; denn er war schwerfällig und dunkel, wo er den Zusammenhang der Ereignisse darstellen wollte; aber er war es auch mit Hinsicht auf die sprachliche Einkleidung, die an einer Ueberfülle der ihm zuströmenden Bildlichkeiten und an einem durch zu viele Einschachtelungen mühselig gewordenen Periodenbau litt. Befremdend muß es uns scheinen, daß er seinerzeit ein Liebling der Frauenwelt war, während heutzutage nicht bloß unsre Frauen, sondern oft auch unsre Männer es verschmähen, an seiner harten Schale herumzuknuspern. Man findet ihn jetzt nicht lesbar, denn die Lektüre soll ja keine Arbeit sein; wie würden die Lesekomitees unsrer Journale und Familienblätter sich vor seinen Erzählungen und Romanen und selbst vor seinen Artikeln bekreuzigen! Damals waren sie dem Cottaschen „Morgenblatt“ stets willkommen. Man liebt jetzt bei der Lektüre die Bequemlichkeit; man ist darin verwöhnt; was man nicht zwischen Schlaf und Wachen lesen kann, das gilt für eine Strapaze,

nicht für einen Genuß. Wer aber mit der Aladinslampe in diese funkelnde Juwelenhöhle des Jean Paulschen Genius tritt, der muß, von ihrem Glanz geblendet, ein aufrichtiger Bewunderer dieser geistigen Schätze sein. Bestohlen wird der überreiche Jean Paul oft genug, nicht bloß durch die Verfasser von Chrestomathien, sondern auch durch Autoren, die ihm diesen oder jenen Edelstein entwenden und sich damit schmücken, die Unkundigen blendend, doch die scharfe Rüge der Kundigen herausfordernd.

Noch weniger als Jean Paul werden die Dichter der romantischen Schule heute gelesen, und eine verspätete Bewunderung derselben, wie sie Ricarda Huch zur Schau trägt, wird hierin nichts ändern können; es waren unzweifelhafte Talente, die aber auf Irrwegen wandelten. Der Goethesche Spruch:

Es steht immer schief darum,
Denn ihr habt kein Publikum

paßte durchaus auf die Romantiker. Ihre Zeitschriften hatten eine kurze Lebensdauer und eine Handvoll Abonnenten; sie hatten nicht den geringsten Einfluß auf die öffentliche Meinung, nicht die geringste nationale Wirkung, und wenn sich unsre Literaturgeschichten mit ihnen in so eingehender Weise beschäftigen, so erhalten wir ein ganz schiefes Bild jener Epoche, indem die Marotten einer ganz kleinen literarischen Gemeinde als tonangebende Geistestaten ausposaunt werden. Das Haupt der Romantiker, Ludwig Tieck, begann mit Kolportageromanen, die vielleicht einen Hintertreppenleserkreis hatten, dann kamen seine Literaturkomödien, Delikatessen für die Auserwählten, und seine großen Märchendramen, mit denen er in ohnmächtiger Konkurrenz mit Schiller und Goethe wetteifern wollte. Das alles hatte gar kein Publikum; in Jena und Weimar und vielleicht auch in Berlin sprach man davon und Weihrauch streute nur eine kleine Schar von Gleichgesinnten. In weiteren Kreisen bekannt wurde Ludwig Tieck erst durch die Taschenbücher, als Novellist der „Urania“ kam er auf die Toilettentische, und in der Tat sind seine oft fein ironischen Novellen das Beste, was er geschaffen hat, und verdienten auch heutigestags noch mehr gelesen zu werden, als es der Fall ist. Von all den rittertümlichen und eddahaften Dichtungen des Majors Fouqué hat die Gegenwart nur eine dunkle Kunde, aber seine „Undine“ war schon bei den Zeitgenossen beliebt und ist auch heute nicht ganz unbeachtet. Größere Verbreitung in Deutschland und selbst in Frankreich haben die Callotschen Phantasiestücke des Th. Amadeus Hoffmann gefunden, der die nüchternste Wirklichkeit gespenstig zu verzaubern verstand, aber in einzelnen Erzählungen auch mit Glück einen volkstümlichen Ton anschlug. Novalis ist für gewisse feinfühlige Seelen und sensitive Naturen noch immer ein bewundernswerter Poet; aber die barocken Ungeheuerlichkeiten des genialen Clemens Brentano und die dramatischen Puppenspiele Achims von Armin, der auch einige größere Werke geschaffen, denen es nicht an Schönheiten fehlt, würden ganz vergessen sein, wenn nicht des „Knaben Wunderhorn“ die Namen der beiden Dichter trüge.

Die Lyrik der Klassiker und Romantiker ist in den Gesamtausgaben ihrer Werke dem Lesepublikum zugänglich geworden. Von den Romantikern kamen nur

Novalis und Brentano in Betracht; Ludwig Tieck ist als Lyriker ganz unzurechnungsfähig. Von der schwäbischen Dichterschule hat nur Ludwig Uhland ein größeres Publikum gefunden; einige seiner Balladen wetteifern an Volkstümlichkeit mit denen Schillers. Mörike ist mit seinen goethisierenden Gedichten in beinahe ausschließlichem Besitz der ästhetischen Feinschmecker geblieben. Rückert mit seinen bändereichen Anregungen und Improvisationen, mit seinen asiatischen Weisheitssprüchen und koburgischen Hauspostillen ist nur mit dem „Liebesfrühling" und wenigen Gedichten in den Anthologien vertreten; mit dem ganzen Reichtum seines Wesens und Schaffens, den uns Hofrat Beyer so pietätvoll enthüllt hat, ist er für die Jetztlebenden sehr in den Hintergrund getreten und seine Gesamtausgaben schmücken nur wenig Bücherschränke; auch Graf Platen, der unvergänglich schöne Verse gemeißelt hat, ist dem großen Publikum stets ein Fremdling geblieben, obschon die Literaturgeschichte mit Recht sein Marmorbildnis in einer bevorzugten Nische aufgestellt hat. Glücklicher ist der Deutschfranzose Chamisso gewesen; seine Ballade „Salas y Gomez" und sein Blütenstrauß häuslicher und fraulicher Lyrik sind populär geworden. Heinrich Heine, der Pariser Aristophanes, hat sich mit Liedern von unvergänglichem Gepräge, mit andern von unvergleichlichem Witz einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß erobert, den ihm nur engherzige Beschränktheit streitig machen kann. Nikolaus Lenau hat in seinen schwermutvollen Liedern Töne angeschlagen, die bei elegischen Gemütern ein lebhaftes Echo weckten, er ist ein echter Frauenlyriker. Seine größeren Dichtungen mit ihrem Freiheitsdrang waren mehr auf die Männerwelt berechnet; doch diese ist heutzutage für die Lyrik sehr unzugänglich. Anastasius Grün hat in seinem „Schutt" eine herrliche Dichtung geschaffen, doch der sich unter üppiger Bilderfülle verbergende Gedankenreichtum ist nie nach dem Geschmack des großen Publikums gewesen; die poetischen Juwelen aus diesem Schutt herauszulesen scheint ihm zu unbequem und den Wiener Poeten auf seinen Spaziergängen zu begleiten, wo er das Morgenrot der politischen Freiheit in Oesterreich erblickt und verkündet, ist nicht mehr zeitgemäß. Und das gilt von der ganzen politischen Lyrik, deren Lerchenlieder einst in ganz Deutschland so lauten Widerhall fanden, von Herweghs feurigen „Liedern eines Lebendigen", von Dingelstedts Liedern eines mit der Laterne in den damaligen politischen Zuständen herumleuchtenden kosmopolitischen Nachtwächters, von den kleinen prickelnden Epigrammen Hoffmanns von Fallersleben, von der Programmlyrik eines Robert Prutz, ja selbst von der farbenprächtigen düsteren Revolutionsmuse eines Ferdinand Freiligrath, während der „Löwenritt", „Das Gesicht des Reisenden" und andre Erzeugnisse seiner ersten Epoche mit ihren weiten Weltperspektiven und ethnographischen Wellwanderungen noch jetzt zum geistigen Eigentum der Schuljugend und der ganzen gebildeten Kreise unsers Volkes gehören. Doch auch die Schätze, die in unsrer politischen Lyrik vergraben sind, verdienten heutigestags mehr gehoben zu werden; es sind zum Teil funkelnde Gaben schöner Talente. Erfolgreicher als die von ihm bekämpften politischen Lyriker war Emanuel Geibel; er wurde anfangs als ein Dichter für Backfische bezeichnet, und die Lieder seiner keuschen Minne fanden

auch in diesen Kreisen den größten Anklang. Dann aber zeigte er in seinen Balladen, politischen Liedern und Gedankendichtungen eine geistige Energie, die oft wie der schwunghafte Ausdruck derselben an Schiller erinnern möchte; er war jedenfalls ein Lyriker, der viel gelesen wurde und noch heute viel gelesen wird, wie die zahlreichen Auflagen seiner Gedichte beweisen. Doch er ist bei weitem nicht der gelesenste Lyriker. Den Rekord hierin erreichten zwei andre Dichter: Bodenstedt, der mit seinem „Mirza Schaffy, dem Weisen von Tiflis" und seinen leichtgeflügelten Versen voll Lebensfreude im deutschen Buchhandel den Vogel abgeschossen hatte, denn „Mirza Schaffy" brachte es zu mehr als hundert Auflagen, sogar zu einer diamantenen, während allerdings andre Gedichtsammlungen Bodenstedts vielfach den buchhändlerischen Krebsgang einschlugen. Ebenso siegreich war der Badenser Scheffel mit seinem süddeutschen Humor, der „Trompeter von Säkkingen", die Sammlung „Gaudeamus", selbst der Roman „Ekkehard", das waren lauter Treffer, und die Firma Bonz & Cie. in Stuttgart konnte aus ihren Büchern nachweisen, daß Scheffel der gelesenste und beliebteste unsrer gleichzeitigen Schriftsteller war.

Und nun kam die „Moderne" mit ihrem kühnen Revolutionsdrang und ihrer zaghaften Lyrik! Bleibtreus Gedichte klopften vergebens an die Pforten des harthörigen Publikums, wer kannte und kennt die prächtigen Gedichte Walloths? Erst als der ritterliche Rittmeister Freiherr Detlev von Liliencron mit seinen lebendigen Schlacht- und Paradebildern und seinen kecken Liebesabenteuern hinter den holsteinischen Hecken in die Arena trat und dieser flotte Kavalier von den Jüngsten als Bandenchef erklärt wurde, fand diese Lyrik einen lebhafteren Anteil; bald trat Richard Dehmel hinzu mit seinem Talent für die Odendichtung, mit seinem hochgehenden Schwung und seiner Liederlichkeit nicht bloß mit Bezug auf die Lex Heinze, sondern auch auf die Ars poetica; Bierbaum mit seinen wohlgelungenen Genrebildern für das „Ueberbrettl" und einigen breitaustönenden Hymnen höheren Stils, die Wiener Hoffmannsthal und Dörmann mit schönen, wohllautenden Versen und andre recht schwülstige, aber in den Vordergrund gezerrte Poeten, und dieser ganze moderne Chorus, der in einer wohlgeordneten Reclamschen Sammlung sich zusammenfand, suchte mit gemeinsamem Ansturm die Gleichgültigkeit des deutschen Publikums gegen die Lyrik zu überwinden.

Inwieweit dies gelungen, könnte nur die Statistik des Buchhandels angeben; gewiß — nicht nur Liliencrons gelungene Strophen, sondern auch seine holperigen und stolperigen Verse fanden ihre Bewunderer und selbst ein Mombert mit seinem grotesken Schwulst unerschrockene Leser, aber in succum et sanguinem der Gegenwart ist diese Lyrik nicht übergegangen wie die der vorausgehenden Epochen.

Das Drama ist für die Aufführung bestimmt, ein bloßes Buchdrama ist ein totgeborenes Kind. Gleichwohl kann es solche bedeutende Dichtungen in dramatischer Form geben, und zu ihnen hat ja Goethes „Faust" Jahrzehnte hindurch gehört. Auch gibt es sehr aufführbare Buchdramen, welche aus irgendwelchen Gründen nicht den Beifall der Bühnenleiter gefunden haben oder ihnen

gänzlich entgangen sind; wir selbst haben Buchdramen gelesen, welche an poetischem Wert und auch an dramatischer Kraft sehr viele Stücke übertreffen, welche die Tagesbühne beherrschen, doch für die Lektüre kommen sie nicht in Betracht, denn sie werden von wenigen Sterblichen gelesen. Anders verhält es sich mit den im Buchhandel erscheinenden Dramen, welche den Weg über die Bühnen gemacht haben; doch auch hier steht es fest, daß ein Bühnenerfolg keineswegs einen buchhändlerischen Erfolg bedeutet. Goethe und Schiller in ihrer klassischen Ausnahmestellung kommen dabei nicht in Betracht, Grillparzer ist in neuester Zeit einer der gelesensten Buchdramatiker geworden, wenigstens wenn man nach den zahlreichen Ausgaben seiner Werke schließen darf, die überall wie Pilze aus der Erde schießen. Nach den großen Erfolgen seiner „Ahnfrau" und „Sappho" konnte sich der Dichter indes an den Buchausgaben dieser Tragödien wenig erfreuen; denn sie erschienen in kläglicher Ausstattung und lagen in den Winkeln der Buchhandlungen umher; auch die Dramen Kleists, so glänzend sich der „Prinz von Homburg" und das „Käthchen von Heilbronn" auf der Bühne behaupteten, sind im Buchhandel keine große Nummer geworden, ebensowenig die Dramen Friedrich Hebbels. Auch diejenigen Gutzkows hatten nur mäßigen Erfolg. Laube selbst beklagte sich bei mir, daß seine dramatischen Werke im Buchhandel gar nicht gingen. Was die gesammelten Dramen der beliebtesten Bühnenschriftsteller, eines Iffland und Kotzebue, eines Benedix und Moser betrifft, so ist ihre Bedeutung für die Lesewelt immer gering geblieben, sie sind mehr als ein Reservoir zu betrachten, dessen Abflüsse die Theaterrepertoire speisen. Um so auffallender muß es indes erscheinen, daß die Dramen einiger jüngeren Schriftsteller im Buchhandel einen so großen Absatz erlangten. Dies gilt besonders von den Dramen Sudermanns, die, im Cottaschen Verlag erschienen, eine Zahl von Auflagen aufweisen, die in gar keinem Verhältnis zu den Auflageziffern der bisher erwähnten Dramatiker steht. Sudermann ist der gelesenste deutsche Dramendichter der Jetztzeit, und selbst diejenigen Stücke, die auf den Bühnen nur einen zweifelhaften Erfolg errungen, wie z. B. „Sodoms Ende", stehen im Buchhandel auf gleicher Linie mit seinen erfolgreichsten Werken. Ebenso sind einige Dramen Fuldas, besonders der „Talisman", die alle ebenfalls bei Cotta erschienen sind, in sehr zahlreichen Exemplaren verbreitet. Dasselbe gilt von den Dramen Hauptmanns und auch von denen Wildenbruchs; auch Wilbrandts „Meister von Palmyra" hat viele Auflagen erlebt, so daß man wohl von einem eingetretenen Umschwung in bezug auf die Lektüre beliebter Bühnenstücke sprechen kann: sie werden weit mehr gelesen als früher. Dem Buchdramatiker, dem sich die Pforten der Musentempel verschließen, ergeht es freilich nicht so gut, weder im Buchhandel noch in den Literaturgeschichten, nur ein einziger, der barock geniale Grabbe, macht eine Ausnahme, seine Dramen haben die Teilnahme der Leser und die Würdigung der Literarhistoriker gefunden, obschon sie der Bühne fremd blieben und neuerdings nur an einzelnen Bühnen, wie in München, Meiningen, Schwerin, ein Experiment mit ihrer Aufführung und zwar ohne nachhaltigen Erfolg gemacht wurde.

Das größte Bereich der Lektüre bietet die erzählende Unterhaltungsliteratur und dabei muß man mit falscher Vornehmheit nicht den Hintertreppen- und Kolportageroman ausschließen, der viel in den Küchen und Gesindestuben gelesen wird und bisweilen ganz enorme Auflagen erlebt. Seine Frakturschrift enthält eine oft brutale Spiegelung der Erlebnisse und Abenteuer, mit denen die Spekulation auf die Neugierde der Salondamen die feiner zubereitete Kost der literarisch wertvolleren Romane würzt. Diese eifrige Lektüre, welche ganze Leihbibliothekenkataloge hinunterschlingt, gibt ein schlagendes Zeugnis für den Straußenmagen unsers Publikums. Da ist eine Regelung vom erzieherischen Standpunkte aus unmöglich — von wem soll sie ausgehen? Moralisierende Tendenzromane sind langweilig; es kann nicht die Absicht der Romandichtung sein, zu bessern und zu bekehren, sie soll durch Anregung der Phantasie und durch Ablenkung der Gedanken von den oft traurigen Erfahrungeu des alltäglichen Lebens eine wohltuende Zerstreuung bieten. Den moralischen Maßstab an diese Lebensbilder der Romane anzulegen muß bedenklich erscheinen. Eine solide Hausfrau ist eine schlechte Romanheldin; die Idylle des ehelichen Glücks würde, wenn ihr der Kontrast fehlte, durch ihre Eintönigkeit ermüden, ohne Verirrungen und Ausschreitungen auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens gibt es keine Romane. Nun kommt es freilich auf das Kolorit an; doch dies ist meistens abhängig von der Eigenart der Schriftsteller, und die Wirkungen sind wieder abhängig von der Eigenart der Leser. Diese wird meistens außer acht gelassen, wenn die Gegner der Lex Heinze und die Sachverständigen der Gerichte sich bemühen, den Kunstwert der Erzeugnisse zum Maßstab für die Beurteilung ihrer moralischen Haltung und ihrer Strafbarkeit zu machen. Die Kunstverächter und einseitigen Rigoristen haben ganz recht, daß eine nackte Aktstudie oder irgendeine mythologische Weibergruppe ebensogut der Sittenpolizei verfallen könnte wie irgendeine pornographische Skizze; denn nicht auf die Intentionen des Künstlers und des Autors kommt es an, sondern auf die Wirkungen des Bildwerkes auf den Beschauer, und wenn dieser kein Kunstkenner und ästhetischer Feinschmecker ist, sondern die Dinge nimmt, wie sie sind, so wird die Befriedigung, mit der er sich dem Anblick dieser Kunstwerke hingibt, aus ganz andern Quellen herstammen als aus dem kastalischen, aus denen die Meister schöpften; dasselbe gilt von der Literatur. Diese Unterschiede vergessen bei der Abmessung des Nutzens und Schadens bedenklicher Romankapitel die Bekämpfer der Lex Heinze und der gesetzlichen Unzuchtsparagraphen. Was indes für die heißblütige Jugend verderblich ist, kann für schläfrige Ehemänner eine sehr vorteilhafte Anregung bieten und auch dem Staatsinteresse zugute kommen, welches ja in der Vermehrung der Bevölkerung die beste Garantie für die Größe und Macht des Staatswesens steht.

Mehr als auf allen andern literarischen Gebieten ist auf dem der Unterhaltungsliteratur die Mode maßgebend; hier begegnen wir einem oft schwindelerregenden Umschwung der öffentlichen Meinung, die heute fallen läßt, was sie noch gestern in den Himmel erhoben hat. Gegenwärtig sind die unbegrenzten

Romane aus der Mode; zur Zeit, als Eugène Sue und Alexandre Dumas mit ihren bändereichen Werken den literarischen Markt beherrschten, war dies anders. Auch Karl Gutzkow schrieb zwei neunbändige Romane, „Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“, zwei großartige Kulturgemälde, doch er mußte sie in späteren Auflagen auf je vier Bände reduzieren und auch das war ein zu großer Umfang für den Zeitgeschmack. Auch Spielhagens Romane, darunter „Sturmflut“, ein Meisterwerk unsrer erzählenden Literatur, sind zu breit angelegt für die Leserwelt, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer ungeduldiger wurde; nur bei ausländischen Autoren wie bei Tolstoi läßt man sich noch langatmige Romane gefallen oder wie bei Zola bandwurmartige Romanzyklen. Auch mit Bezug auf den Inhalt und die Richtung wechselte die Mode. Der historische Roman hatte ein großes Publikum, als Willibald Alexis die alten Brandenburger Heroen aus dem märkischen Sand herausgrub, und König die Zuckungen des deutschen Lebens schilderte, welche die französische Revolution oder die napoleonische Herrschaft hervorgerufen hatte. Einen schönen Erfolg hatte später Felix Dahns Roman „Der Kampf um Rom“; dann kam die Zeit des archäologischen Romans und der Triumph der ägyptologischen Muse von Georg Ebers. Da konnten nicht genug Exemplare gedruckt werden; das Talent des Autors hatte die Fremdartigkeit der Stoffe siegreich bewältigt. Doch auch diese Epoche ging rasch vorüber; unsre Leserinnen hörten auf, sich mit der Toilette der ägyptischen Prinzessinnen zu beschäftigen. Gustav Freytags „Soll und Haben“ und „Verlorene Handschrift“ waren Lieblingswerke des Lesepublikums, die „Ahnen“ wurden dann ein Modeartikel; doch während jene Romane sich nach wie vor in der Gunst der Lesewelt behaupten, verlieren sich die „Ahnen“ in den Winkeln der Bücherschränke, denn die saubere Kupferstichmanier des Autors war den großen Aufgaben nicht gewachsen.

Hatte schon ein Weltblatt wie die „Gartenlaube“ einen großen Leserkreis um sich versammelt, so kam dies auch den Buchausgaben ihrer Erzählerinnen zu statten. Die phantasievolle Marlitt, die Werner und Heimburg hatten, trotz aller Verketzerungen durch die vornehme Kritik, ein überaus großes Publikum gefunden, welches auch ihren illustrierten Gesamtausgaben treu blieb; schon früher ist die Marlitt nicht durch die „Gartenlaube“, sondern durch ihre Buchausgaben eine vermögende Dame geworden. Auch die Dorfgeschichten fanden viele Verehrer und noch mehr Verehrerinnen; von Auerbachs spinozistisch angeflogenen Bauern und Bauernmädchen u. s. w., von Gotthelfs rohen, vierschrötigen Bauernknechten bis zu den Landbewohnern und Schullehrern des vielgepriesenen Volksschriftstellers Rosegger und den bäuerlichen Romanfiguren des begabten Ganghofer, der die „Gartenlaube“ mit Sensationen befruchtete, zieht sich eine lange Reihe salonfähig gewordener Dorfliteratur, deren Holzschuhe zwar nicht auf den Parketts klapperten, die aber, sauber angekleidet und ausgestattet, Zutritt in die Toilettenzimmer der Damen fanden. Was die Jüngsten betrifft, so blieben zwar die Kellnerinnenromane Bleibtreus, die oft gewagten Erzählungen Albertis und Conradis auf einen kleinen Leserkreis beschränkt, und

der erste Verleger der neuen Aera, Friedrich, machte keine besonders ermutigenden Erfahrungen. Doch der talentvolle Beyerlein, der mit seinem „Zapfenstreich“ einen verdienten großen Erfolg auf dem Theater davongetragen, hatte mit seinem Militärroman „Sedan oder Jena“ auch im Buchhandel den Vogel abgeschossen. Und kaum war die Kunde von dem sagenhaften Absatz dieses Romans in das Publikum gedrungen, als bei dem Automobilrennen um den Erfolg ein andrer Matador ans Ziel gelangte, der Schleswig-Holsteiner Frenssen, der aus dem Dunkel seiner Dorfpfarre mit epochemachenden Romanen auftauchte; über das Verhältnis ihres Erfolgs zu ihrem Werte gehen die Ansichten weit auseinander, doch wurden durch dieselben Adolf Wilbrandts geistvolle Zeitbilder, Wilhelm Jensens traumhaft beleuchtete Lebens- und Geschichtsbilder, Paul Heyses von freigeistigen Tendenzen durchleuchtete Berliner und Münchner Romane ganz in Schatten gestellt. Als erfindungsreicher Novellist, der in seinen Novellensammlungen eine Editio castigata des Boccaccio gibt, steht dieser an der Spitze einer Zahl gelesener Erzähler, unter denen sich Nachahmer des Maupassant, Tovote und Ompteda, und der Schweizer „Shakespeare der Novelle“, wie ihn Heyse getauft, der vielfach überschätzte Gottfried Keller befinden. Unter den zahlreichen andern Roman- und Novellenschriftstellern hat das Publikum die größte Auswahl; jeder Geschmack hat seine Lieblinge und gibt sie nicht preis, wenn die Kritik an ihnen herummäkelt. Clara Viebig mit ihren Erzählungen aus den Rheinlanden und der Eifel gefällt vielen weit besser als die in Literaturgeschichten gepriesene Ricarda Huch oder die Gattin eines nicht waschechten Muselmanns mit ihren „Ratshaustöchterplaudereien“, ihrem „Rangierbahnhof“ und „Halbtier“.

Glücklicherweise haben neben jenem brodelnden Hexenkessel, in welchem die Unterhaltungsliteratur ihre Zaubertränke braut, auch noch Werke von wissenschaftlichem Gepräge, die indes aus dem Kreise der Fachwissenschaften heraustraten, ihr Publikum. Historiker wie Mommsen, Duncker, Giesebrecht, Treitschke, Gervinus, Naturforscher wie Darwin und Häckel, naturwissenschaftliche Volksschriftsteller wie Roßmäßler, Schleiden, Bölsche werden nicht bloß von Männern, sondern auch von Frauen vielfach gelesen, und was die Philosophen betrifft, so liegt zwar Hegel, der ein ganzes Jahrhundert beherrschte, wie Blei in den Lagerhäusern der Firma Duncker & Humblot, und nicht viel besser ergeht es Fichte und Schelling; doch der jahrzehntelang ganz beiseitegeschobene Schopenhauer hat ein fröhliches Auferstehungsfest gefeiert; Nietzsche wird mehr gelesen als mancher Kolportageroman und beide haben ein großes Frauenpublikum, obschon sie der Frauen verächtlich genug dachten. Außerdem hatte die „Philosophie der Unbewußten“ von Eduard von Hartmann einen großen Erfolg, den auch seine andern sehr wertvollen Werke verdienten, und ebenso haben Kuno Fischers und Wundts Schriften auch in nichtwissenschaftlichen Kreisen große Beachtung gefunden.

Da es unserm literarischen Schaffen an jedem Regulator fehlt und auch die kritische Würdigung des Geschaffenen nach allen Gegenden der Windrose

auseinander geht, so gibt es auch für die Lektüre keine festen Maßstäbe; aber für den allerverschiedensten Geschmack ist die reichste Auswahl geboten und wenn wir statt der Schriftsteller die Leser beurteilen wollen, so können wir uns nur an die eine Maxime halten: „Sage mir, was du liesest, und ich sage dir, wer du bist!"

Das Deutsche Reich und die zweite Haager Friedenskonferenz

Von

Professor Dr. Otfried Nippold (Bern)

Es fehlt immer noch nicht an Leuten, die glauben, daß im Haag Wunder geschehen sollen. Daneben fehlt es auch nicht an Mißtrauischen und Kleinmütigen. Im ganzen aber hat sich in der Beurteilung des Haager Friedenswerkes doch eine wesentliche Wandlung vollzogen. Ich sehe dabei natürlich ab von einer gewissen Sorte von Zeitungsschreibern und Commis voyageurs, deren sichere Urteile auch hier im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Sachkenntnis stehen. Aber die ernst zu nehmenden Urteile sind entschieden vielfach andre geworden. Die offiziellen Kreise und die Wissenschaft insbesondere haben heute wohl allenthalben Zeugnis davon abgelegt, daß sie Wert und Ernst der Haager Arbeiten erkannt haben. Das gilt speziell auch von Deutschland, und innerhalb Deutschlands nicht in letzter Linie auch von der deutschen Reichsregierung. Durch ihre Aufnahme der russischen Einladung, durch die Art ihrer Beteiligung an den Konferenzarbeiten und Konferenzverhandlungen, durch die von ihr eingereichten Vorschläge hat die letztere bewiesen, wie ernst es ihr mit ihrer Mitarbeit heute ist, und daß sie das im Jahre 1899 noch von ihr bekundete Mißtrauen heute überwunden hat.

Von dieser Gesinnung der deutschen offiziellen Stelle zeugen auch das kürzlich dem Reichstage vorgelegte Weißbuch, sowie die im Reichstage gesprochenen Worte des Reichskanzlers. Dem Weißbuch ist eine Denkschrift beigegeben, die eine Uebersicht über die Konferenzergebnisse, sowie eine kurze Kennzeichnung des Inhaltes der einzelnen Haager Abmachungen bietet, und in der unter anderm mit Recht hervorgehoben wird, daß durch die Ausarbeitung dieser Vereinbarungen das russische Programm zum größten Teile erledigt worden sei und daß insbesondere die Konferenz die bestehenden Haager Abkommen von 1899 in wesentlichen Punkten verbessert und durch neue Bestimmungen, teilweise auch durch neue Abkommen ergänzt habe. Auf dem Gebiete des Seekriegsrechts habe das Programm allerdings nicht erschöpft werden können, weil die Rechtsauffassungen und die Interessen der beteiligten Mächte nicht überall in Einklang zu bringen waren. Immerhin seien auf diesem Gebiete wichtige Fragen geregelt worden;

an dieser Schöpfung ein hervorragendes Verdienst zu. Sie beruht auf Vorschlägen der deutschen und der englischen Delegation, die unter Beteiligung Frankreichs und der Vereinigten Staaten zu einem gemeinsamen Entwurf verschmolzen wurden. Durch dieses Abkommen wird ein ständiger Prisengerichtshof im Haag geschaffen, dem die Prisengerichtsbarkeit aller Länder in letzter Instanz anvertraut wird. Die Konvention regelt sowohl dessen Verfassung als auch das Verfahren vor dem Prisenhof. In der Tat stehen wir hier einem nach verschiedenen Richtungen hin bedeutsamen Fortschritt gegenüber, für den die Initiative ergriffen zu haben der deutschen Regierung als Verdienst angerechnet werden muß.

Zum Schluß erklärt die Denkschrift noch mit Bezug auf die in der Schlußakte enthaltene Empfehlung der Veranstaltung einer dritten Friedenskonferenz, Deutschland werde, soweit sich zurzeit übersehen lasse, gerne bereit sein, dieser Anregung Folge zu geben.

Ueberblickt man die Tätigkeit der deutschen Delegation auf allen den in Frage kommenden völkerrechtlichen Gebieten, so wird man dem Reichskanzler gewiß rechtgeben, wenn er im Reichstage ausgeführt hat, daß man nicht nur mit der im Haag geleisteten Arbeit zufrieden sein könne, sondern auch mit dem Anteil, den Deutschland an dieser Arbeit gehabt habe. Die deutsche Regierung könne mit Genugtuung sagen, daß die Konferenzbeschlüsse vielfach auf Vorschlägen der deutschen Delegierten und auf den Arbeiten der deutschen Wissenschaft beruht haben. Gewiß lasse die Konferenz manche Fragen ungelöst, die der Zukunft anheimgestellt seien; aber deshalb dürfe man doch nicht ungerecht sein für das, was die Konferenz und die Delegierten auf ihr geleistet haben im Interesse der Humanität und des Friedens der Welt.

So kann man also im ganzen der Stellungnahme der deutschen Regierung zur zweiten Friedenskonferenz in der Tat alle Anerkennung zollen. Es würde ja auch wohl niemand von ihr vorausgesetzt haben, daß sie nun gleich bei allen Vorschlägen sich an die Spitze setzen werde, und zwar um so weniger, als die Entschließung, inwieweit man selbst die Initiative ergreifen solle, auf manchen Gebieten gewiß auch von politischen Faktoren und nicht nur von rechtlichen Erwägungen abhängig ist. Man kann im Gegenteil sagen, daß das vorsichtig abwägende Vorgehen, wie es die deutsche Delegation bekundet hat, gerade in der vorliegenden Materie auch seine Vorzüge hat und sogar eine Garantie für den schließlichen Erfolg bietet. Und insofern ist es vielleicht in der Tat auch besser, daß der allgemeine obligatorische Schiedsvertrag, die Schiedsunion, diesmal noch nicht zustande gekommen ist, da die Frage noch nicht nach allen Richtungen und für alle Beteiligten abgeklärt, da die erhobenen Einwände noch nicht genügend geprüft und widerlegt waren. Und dasselbe muß man von dem Schiedshof mit den permanenten Richtern sagen.

In jedem Falle wird man aber allerdings anderseits auch sagen müssen, daß entweder eine Schiedsunion und ein permanenter Gerichtshof geschaffen werden mußte, oder, falls beides zugleich nicht zu erreichen war, zunächst

eine Schiedsunion. Keinesfalls aber konnte man einen in Wahrheit ständigen Gerichtshof kreieren, ohne demselben auch bestimmte Kompetenzen zu erteilen. Solange ein internationaler Gerichtshof keinerlei Kompetenzen hat, wird auch ein Bedürfnis nach ständigen Richtern nicht vorhanden sein, so daß also die Schaffung eines neuen Tribunals neben dem bisherigen zurzeit wirklich keinen Zweck haben würde. Denn sonst würde man eben ein Haus mit einer schönen Fassade, aber ohne innere Einrichtung erstellen, also gerade dasjenige, wovor Freiherr Marschall von Bieberstein in seiner Rede vom 23. Juli gewarnt hat. Indem gerade die deutsche Regierung durch ihr Eintreten für das ständige Gericht und durch ihre Ablehnung des obligatorischen Schiedsvertrags selbst diejenige war, die in den von ihr befürchteten Fehler verfallen ist, hat sie also auf der einen Seite sogar zuviel des Guten getan, während sie auf der andern Seite in der Frage der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit die kleinen juristischen Bedenken vielleicht etwas zu sehr in den Vordergrund gestellt bzw. ihnen eine etwas zu große praktische Bedeutung beigemessen hat, so daß die großen und wesentlichen Gesichtspunkte daneben etwas zu kurz kamen. Gewiß hatte Renault recht, wenn er in der Sitzung der ersten Kommission vom 7. Oktober 1907 sagte: „On dirait vraiment, en entendant les craintes qu'il éveille et les précautions dont on veut l'entourer, que l'arbitrage est un monstre inconnu jusqu'à ce jour et qu'il s'agit de museler. L'arbitrage cependant fonctionne depuis longtemps, et jamais on n'a eu l'occasion de constater les perturbations produites par lui sur la juridiction internationale."

Im einzelnen wird man also dem Verhalten der deutschen Delegation zwar nicht überall beistimmen können, und es ist klar, daß die Wissenschaft sich das Recht der Kritik demgegenüber wahren muß. Aber gerade dieser Umstand zeigt eben auch wieder, daß es in der Tat besser war, zunächst die schwebenden Fragen noch näher aufzuklären, bevor man einen unklaren Schritt nach vorwärts tat. Diese Aufklärung werden die nächsten Jahre nun ja bringen. Die im Haag behandelten Probleme rufen vor allen Dingen nach einer wissenschaftlichen Erörterung, in der Deutschland hoffentlich nicht zurückstehen wird und deren Resultate die Regierungen sich auf den späteren Konferenzen werden zunutze machen können. In der Zwischenzeit aber bedeutet schon die Tatsache der Diskussion dieser Probleme im Haag an sich eine Errungenschaft, an der zweifellos auch dem Deutschen Reich ein Verdienst zukommt.

Mögen also auch nicht alle einzelnen Resultate in gleichem Maße befriedigt und mögen auch in manchen Beziehungen die von deutscher Seite vorgebrachten Bedenken den Eindruck einer etwas allzu weitgehenden Aengstlichkeit gemacht haben — geschadet hat das der Sache keinesfalls, und es hindert das daher auch nicht, die deutsche Stellungnahme im Haag im ganzen für eine erfreuliche zu erklären. Letzteres um so mehr, als man bei ihrer Würdigung ein Moment nicht vergessen darf: Nicht nur die Menschen, auch die Regierungen wachsen mit ihren Zwecken. Die noch junge Weltmacht Deutschland wird sich der Wichtigkeit ihrer Stellung innerhalb der völkerrechtlichen Gemeinschaft und des Wertes der internationalen

an dieser Schöpfung ein hervorragendes Verdienst zu. Sie beruht auf Vorschlägen der deutschen und der englischen Delegation, die unter Beteiligung Frankreichs und der Vereinigten Staaten zu einem gemeinsamen Entwurf verschmolzen wurden. Durch dieses Abkommen wird ein ständiger Prisengerichtshof im Haag geschaffen, dem die Prisengerichtsbarkeit aller Länder in letzter Instanz anvertraut wird. Die Konvention regelt sowohl dessen Verfassung als auch das Verfahren vor dem Prisenhof. In der Tat stehen wir hier einem nach verschiedenen Richtungen hin bedeutsamen Fortschritt gegenüber, für den die Initiative ergriffen zu haben der deutschen Regierung als Verdienst angerechnet werden muß.

Zum Schluß erklärt die Denkschrift noch mit Bezug auf die in der Schlußakte enthaltene Empfehlung der Veranstaltung einer dritten Friedenskonferenz, Deutschland werde, soweit sich zurzeit übersehen lasse, gerne bereit sein, dieser Anregung Folge zu geben.

Ueberblickt man die Tätigkeit der deutschen Delegation auf allen den in Frage kommenden völkerrechtlichen Gebieten, so wird man dem Reichskanzler gewiß rechtgeben, wenn er im Reichstage ausgeführt hat, daß man nicht nur mit der im Haag geleisteten Arbeit zufrieden sein könne, sondern auch mit dem Anteil, den Deutschland an dieser Arbeit gehabt habe. Die deutsche Regierung könne mit Genugtuung sagen, daß die Konferenzbeschlüsse vielfach auf Vorschlägen der deutschen Delegierten und auf den Arbeiten der deutschen Wissenschaft beruht haben. Gewiß lasse die Konferenz manche Fragen ungelöst, die der Zukunft anheimgestellt seien; aber deshalb dürfe man doch nicht ungerecht sein für das, was die Konferenz und die Delegierten auf ihr geleistet haben im Interesse der Humanität und des Friedens der Welt.

So kann man also im ganzen der Stellungnahme der deutschen Regierung zur zweiten Friedenskonferenz in der Tat alle Anerkennung zollen. Es würde ja auch wohl niemand von ihr vorausgesetzt haben, daß sie nun gleich bei allen Vorschlägen sich an die Spitze setzen werde, und zwar um so weniger, als die Entschließung, inwieweit man selbst die Initiative ergreifen solle, auf manchen Gebieten gewiß auch von politischen Faktoren und nicht nur von rechtlichen Erwägungen abhängig ist. Man kann im Gegenteil sagen, daß das vorsichtig abwägende Vorgehen, wie es die deutsche Delegation bekundet hat, gerade in der vorliegenden Materie auch seine Vorzüge hat und sogar eine Garantie für den schließlichen Erfolg bietet. Und insofern ist es vielleicht in der Tat auch besser, daß der allgemeine obligatorische Schiedsvertrag, die Schiedsunion, diesmal noch nicht zustande gekommen ist, da die Frage noch nicht nach allen Richtungen und für alle Beteiligten abgeklärt, da die erhobenen Einwände noch nicht genügend geprüft und widerlegt waren. Und dasselbe muß man von dem Schiedshof mit den permanenten Richtern sagen.

In jedem Falle wird man aber allerdings anderseits auch sagen müssen, daß entweder eine Schiedsunion und ein permanenter Gerichtshof geschaffen werden mußte, oder, falls beides zugleich nicht zu erreichen war, zunächst

eine Schiedsunion. Keinesfalls aber konnte man einen in Wahrheit ständigen Gerichtshof kreieren, ohne demselben auch bestimmte Kompetenzen zu erteilen. Solange ein internationaler Gerichtshof keinerlei Kompetenzen hat, wird auch ein Bedürfnis nach ständigen Richtern nicht vorhanden sein, so daß also die Schaffung eines neuen Tribunals neben dem bisherigen zurzeit wirklich keinen Zweck haben würde. Denn sonst würde man eben ein Haus mit einer schönen Fassade, aber ohne innere Einrichtung erstellen, also gerade dasjenige, wovor Freiherr Marschall von Bieberstein in seiner Rede vom 23. Juli gewarnt hat. Indem gerade die deutsche Regierung durch ihr Eintreten für das ständige Gericht und durch ihre Ablehnung des obligatorischen Schiedsvertrags selbst diejenige war, die in den von ihr befürchteten Fehler verfallen ist, hat sie also auf der einen Seite sogar zuviel des Guten getan, während sie auf der andern Seite in der Frage der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit die kleinen juristischen Bedenken vielleicht etwas zu sehr in den Vordergrund gestellt bzw. ihnen eine etwas zu große praktische Bedeutung beigemessen hat, so daß die großen und wesentlichen Gesichtspunkte daneben etwas zu kurz kamen. Gewiß hatte Renault recht, wenn er in der Sitzung der ersten Kommission vom 7. Oktober 1907 sagte: „On dirait vraiment, en entendant les craintes qu'il éveille et les précautions dont on veut l'entourer, que l'arbitrage est un monstre inconnu jusqu'à ce jour et qu'il s'agit de museler. L'arbitrage cependant fonctionne depuis longtemps, et jamais on n'a eu l'occasion de constater les perturbations produites par lui sur la juridiction internationale."

Im einzelnen wird man also dem Verhalten der deutschen Delegation zwar nicht überall beistimmen können, und es ist klar, daß die Wissenschaft sich das Recht der Kritik demgegenüber wahren muß. Aber gerade dieser Umstand zeigt eben auch wieder, daß es in der Tat besser war, zunächst die schwebenden Fragen noch näher aufzuklären, bevor man einen unklaren Schritt nach vorwärts tat. Diese Aufklärung werden die nächsten Jahre nun ja bringen. Die im Haag behandelten Probleme rufen vor allen Dingen nach einer wissenschaftlichen Erörterung, in der Deutschland hoffentlich nicht zurückstehen wird und deren Resultate die Regierungen sich auf den späteren Konferenzen werden zunutze machen können. In der Zwischenzeit aber bedeutet schon die Tatsache der Diskussion dieser Probleme im Haag an sich eine Errungenschaft, an der zweifellos auch dem Deutschen Reich ein Verdienst zukommt.

Mögen also auch nicht alle einzelnen Resultate in gleichem Maße befriedigt und mögen auch in manchen Beziehungen die von deutscher Seite vorgebrachten Bedenken den Eindruck einer etwas allzu weitgehenden Aengstlichkeit gemacht haben — geschadet hat das der Sache keinesfalls, und es hindert das daher auch nicht, die deutsche Stellungnahme im Haag im ganzen für eine erfreuliche zu erklären. Letzteres um so mehr, als man bei ihrer Würdigung ein Moment nicht vergessen darf: Nicht nur die Menschen, auch die Regierungen wachsen mit ihren Zwecken. Die noch junge Weltmacht Deutschland wird sich der Wichtigkeit ihrer Stellung innerhalb der völkerrechtlichen Gemeinschaft und des Wertes der internationalen

hat. Ein weiterer wichtiger Umstand in ihrem korporativen Leben und ein Ueberbleibsel aus alten Zeiten ist die Tatsache, daß die Nichtgraduierten eines College — von denen jeder seine besonderen Räume hat — alle zusammen speisen in dem schönen alten Saal, der eine Eigentümlichkeit eines jeden College ist. Wir müssen daran erinnern, daß einige der Colleges im dreizehnten Jahrhundert gegründet worden sind, seit welcher Zeit ihr akademisches Leben und Wirken ununterbrochen fortgedauert hat. Balliol und Merton in Oxford datieren von den Jahren 1263 und 1264, Peterhouse in Cambridge von 1257.

Die Colleges, deren es dreiundzwanzig in Oxford und siebzehn in Cambridge gibt, sind geschlossene Korporationen, die durchaus unabhängig von der Universität und natürlich vollständig unabhängig von der Kontrolle der Regierung oder der Stadtverwaltung sind. Die Beziehung, in der diese Colleges zur Universität stehen, werde ich weiter unten schildern. Die meisten von ihnen sind reich, sie besitzen Land, das der „fromme Stifter" oder andre Personen ihnen vermacht haben und das im Wert tausendfach gestiegen ist; so beläuft sich das Einkommen von Trinity College in Cambridge aus Grundbesitz allein auf mehr als 80000 Pfund Sterling jährlich und wird hauptsächlich für die Ausbildung von beinahe siebenhundert Nichtgraduierten ausgegeben, während Christ Church in Oxford aus ähnlichen Quellen ein Einkommen von 32000 Pfund Sterling bezieht und ungefähr dreihundert Nichtgraduierte hat.

Eine andre dem englischen Collegeleben eigentümliche Einrichtung, die an den deutschen Universitäten völlig unbekannt ist, sind die „Fellowships". In vergangenen Zeiten wurden diese Fellowships, die nicht nur freie Kost und Wohnung einschlossen, sondern mit einem jährlichen Einkommen von ungefähr 250 Pfund Sterling verbunden waren und von denen manche lebenslänglich, andre für die Dauer von sieben Jahren verliehen wurden, den Mitgliedern der Colleges in reichlichem Maße zuerteilt, ohne daß irgendwelche erzieherische Pflichten mit der Stellung verknüpft waren, sie wurden intelligenten jungen Leuten als Prämien gegeben, um ihnen in ihrer späteren Berufslaufbahn Beihilfe zu gewähren. Heutigestags sind die Sinekuren dieser Art zum großen Teil abgeschafft, und es wird von dem Fellow verlangt, daß er an der Erziehung der Studenten teilnimmt. Indessen ist eine weitere Reform notwendig, in der Weise, daß eine Fellowship, statt als Prämie für einen bei Universitätsprüfungen errungenen guten Platz gewährt zu werden, nur als Bezahlung für entweder erzieherische oder selbständige wissenschaftliche Tätigkeit verliehen werden sollte.

Die leitende Behörde eines College ist nach demokratischen Grundsätzen zusammengesetzt, sie besteht aus einem Vorsteher und einer Anzahl von „Fellows", die alle aus den graduierten Mitgliedern der Universität selbst gewählt worden sind. Sie haben die Verantwortung für die Verwaltung der Finanzen und für die Leitung und die erzieherische Tätigkeit des College.

Was die Verfassung der Universität betrifft, so ist vor allem zu bemerken, daß sie, wie die Colleges, vollständig unabhängig von der staatlichen Organisation

ist; sie erhält keine Mittel von der Regierung noch duldet sie die leiseste Einmischung in ihre Rechte von Seite des Königs oder von der des Staates. Sie ist in der Tat eine autonome Institution, die niemand für ihre Handlungen Rechenschaft zu geben braucht als ihren eignen Mitgliedern und der öffentlichen Meinung, soweit sie von dieser beeinflußt werden kann. Wenn man auf diesen unabhängigen Charakter der Universität hinweist, muß man immer im Auge behalten, daß das Parlament in England allmächtig ist und daß daher eine Parlamentsakte jede Universitätsverordnung umstoßen, die Statuten eines College oder einer Universität ändern kann, selbst die, welche an der Wurzel der Universitätsverwaltung liegen. So hat das Parlament bereits zum Beispiel von den Colleges verlangt, daß sie einen Teil ihrer Einkünfte für reine Universitätszwecke hergeben, und kann und wird es zweifellos wieder so machen.

Die beiden Universitäten Oxford und Cambridge sind, wenn man sie von den Colleges gesondert betrachtet, keine reichen Körperschaften, und wenn nicht die Beiträge gewesen wären, welche die Colleges entweder freiwillig oder durch eine Parlamentsakte gezwungen hergegeben haben, so würden die Universitäten vollkommen unfähig gewesen sein, die Verbesserungen durchzuführen, die das moderne Leben und die Expansion der Wissenschaft notwendig gemacht haben.

Daß beide Universitäten ungenügend ausgestattet sind, geht aus der Tatsache hervor, daß kürzlich die Kanzler der beiden Universitäten, der Herzog von Devonshire von Cambridge aus und Lord Curzon von Oxford aus, zusammen mit ihren Vizekanzlern einen Aufruf in der Tagespresse veröffentlicht haben, in dem das Publikum aufgefordert wird, die Geldmittel für gewisse wichtige Einrichtungen zu stiften, deren Durchführung ohne eine derartige Unterstützung unmöglich sei. Nichts kann den großen Unterschied zwischen Deutschland und England deutlicher zeigen als dies. Man stelle sich vor, der Rektor Magnifikus von Heidelberg — der Großherzog von Baden — erließe zusammen mit dem Prorektor Dr. Curtius einen ähnlichen offiziellen Aufruf, in dem das badische Volk um Geld für die Ruperto-Carola gebeten würde!

Von dem Reichtum der Colleges und der verhältnismäßigen Armut der Universitäten kann man sich ein Bild nach der Tatsache machen, daß, während die Einkünfte der Colleges in Oxford 200 000 Pfund Sterling jährlich betragen und die von Cambridge jährlich 300 000 Pfund Sterling übersteigen, das Einkommen der Universitäten als solches, ohne die Zuschüsse von den Colleges, für Oxford auf 65 000 und für Cambridge auf 43 000 Pfund Sterling geschätzt werden.

Die Verbindung zwischen den Colleges und den Universitäten ist eine einigermaßen komplizierte. Die Universität Oxford wird von drei repräsentativen Körperschaften geleitet: erstens der „Convocation" (etwa: Berufungsbehörde), die aus mehr als 6000 Mitgliedern, nämlich aus allen gegenwärtigen und ehemaligen Masters of Art, Doktoren der Medizin, der Theologie oder der Rechtswissenschaft und daher zum größten Teile aus Nichtortsansässigen zusammengesetzt ist; zweitens der „Congregation", die solche Mitglieder der „Convocation" umfaßt, welche

tatsächlich in Oxford wohnhaft sind, etwas über vierhundert an der Zahl, hauptsächlich jene, die im Lehrberuf angestellt sind; drittens dem „Hebdomadal Council", dem geschäftsführenden Ausschuß, der alle Hauptgeschäfte der Universität besorgt, bestehend aus dem Kanzler, dem Vizekanzler der Universität und aus Vertretern der Colleges und andern Beamten, die alle, mit Ausnahme des Kanzlers, am Orte wohnhaft und praktisch an den Angelegenheiten der Universität beteiligt sind. Dieser Ausschuß stellt die neuen Statuten auf und legt sie der „Congregation" vor, die sie ihrerseits annehmen, verändern oder ablehnen kann, und so hat das „Hebdomadal Council" die Initiative in der ganzen Gesetzgebung der Universität. Doch keiner ihrer Vorschläge wird zum Gesetz, ehe er an erster Stelle von der „Congregation" angenommen und an zweiter endgültig von der „Convocation" genehmigt worden ist. Kann man sich wundern, daß dieses schwerfällige Kontrollsystem den Fortschritt nicht fördert noch sich mit den Anforderungen der modernen Zeit verträgt? Man darf nämlich nicht vergessen, daß die Mehrheit der „Convocation", bei der die endgültige Entscheidung liegt, aus Landgeistlichen und Juristen und andern vielbeschäftigten Berufsmenschen besteht, zusammen mit andern Männern, deren Kenntnis von den Forderungen der Gegenwart oft mangelhaft ist und deren Ansichten über das Universitätsleben mehr die der Vergangenheit als die der gegenwärtigen Zeiten sind.

Die Universität von Cambridge wird nach ähnlichen Grundsätzen geleitet wie die Universität von Oxford, wiewohl unter andern Bezeichnungen; in Cambridge hängt die ganze Entscheidung über die Abänderung der Statuten, wie in Oxford, von den Stimmen der nicht am Ort wohnenden graduierten Mitglieder ab. Infolgedessen ist jedes tätige Vorgehen sehr gehemmt. So ist zum Beispiel vor einiger Zeit die Frage erörtert worden, ob es ratsam ist, das obligatorische Griechisch bei der Aufnahmeprüfung abzuschaffen, aber durch den Einfluß der Macht, welche die Stimmen der nichtortsansässigen Mitglieder ausüben, bleibt das Statut, welches das Griechische für das Examen verlangt, unverändert, obwohl die ortsansässigen Mitglieder sich entschieden für seine Abschaffung erklärt haben, um so mehr, als das kleine Bißchen Griechisch, das verlangt wird, für die geistige Bildung nutzlos ist, da es eingepaukt wird, um dem Studenten den Eintritt in die Universität zu ermöglichen, aber nie wieder hervorgeholt wird.

Nach dem Vorstehenden ist es klar, daß in der Leitung der Universitäten keine ernstliche Reform von innen heraus zustande gebracht werden kann. Die Körperschaft, bei der die letzte Entscheidung liegt, wird voraussichtlich niemals einem Akt der Selbstopferung zustimmen, und es ist ebenso klar, daß, solange die Macht dieser Körperschaft nicht abgeschafft ist, die alten Mißbräuche bestehen bleiben werden. So wird denn keine wichtige Aenderung vollzogen werden, wenn nicht das Parlament eingreift. Aber weder die Regierung noch das Parlament wird einen Schritt in dieser Richtung tun, wenn sie nicht sowohl von der öffentlichen Meinung wie von dem Urteil der Männer, die im Universitätsleben tätig sind, unterstützt werden. Diesem Punkt kommen wir jetzt näher. Die Tageszeitungen werden überflutet mit Vorschlägen für die Universitätsreform, ausgehend

von Männern, die mit dem Gegenstand genau vertraut sind, so daß die Frage jetzt in das Stadium der „praktischen Politik“ tritt, obwohl die Erfüllung noch in der Ferne liegen kann, denn wir Engländer sind bekannt als Anhänger des „Festina lente“.

Nach dem Gesagten könnte man denken, daß die Universität, sowohl in Oxford wie in Cambridge, eine bedeutungslose Institution sei; dies ist jedoch keineswegs der Fall, weil sie die Examina abhält und infolgedessen einen überwiegenden Einfluß auf die Art und Weise der geistigen Ausbildung ausübt. Die Universität spielt denn auch an keinem dieser Sitze der Gelehrsamkeit eine unbedeutende Rolle, weder nach innen noch nach außen der Welt gegenüber. So sind die Universitätsgebäude sowohl in Oxford wie in Cambridge weithin sichtbar: Die Universitätskirche, die Bibliotheken — die „Bodleiana“ in Oxford ist eine der größten und bedeutendsten der Welt, die mit Cambridge und Dublin das durch eine Parlamentsakte verliehene Privilegium besitzt, von jedem Buche, das in Großbritannien und Irland gedruckt wird, eine Kopie zu erhalten —, das Senatshaus und die Museen, im Verein mit speziellen Instituten, welche die verschiedenen physikalischen und biologischen Wissenschaften vertreten, die Prüfungssäle, die Universitätsobservatorien, botanischen Gärten, Gemäldegalerien und Hospitäler, sie alle tragen dazu bei, den Städten, in denen sie liegen, einen bestimmten Geist und Charakter zu verleihen.

Noch ein andrer Wirkungskreis dieser beiden alten Universitäten verdient Erwähnung. Als König Jakob I. die Revision der Bibel anordnete, verlieh er den beiden englischen Universitäten das Recht, alle in England gedruckten Bibeln und Gebetbücher zu veröffentlichen. Seit jener Zeit hat sich diese Verleihung als eine fortdauernde Quelle bedeutender Einkünfte bewährt. Diese Einkünfte werden indessen nicht hauptsächlich für Universitätszwecke verwendet, obwohl von den beiden Druckereien ein ansehnlicher Jahresbetrag den Universitäten überwiesen wird; der Rest und zwar der größere Teil wird sowohl in Oxford wie in Cambridge zur Veröffentlichung literarischer Werke von Bedeutung verwendet, die ihrer Natur nach für den gewöhnlichen Verleger sich nicht als einträglich erweisen würden. Als Beispiel möchte ich das große Oxforder Wörterbuch der englischen Sprache erwähnen, das, obwohl noch nicht vollendet, die Universitätsdruckerei schon die Summe von 100000 Pfund Sterling gekostet hat, wofür sie keine entsprechende Entschädigung zu erhalten hoffen kann. Die Universitätsdruckerei in Oxford verdankt ihren Namen „Clarendon Press“ dem Umstand, daß das alleinige Recht der Veröffentlichung von des Lordkanzlers Clarendon „History of the Rebellion“ im Jahr 1712 an Oxford verliehen wurde.

Nach dem Vorstehenden wird der Leser erkennen, daß nicht bloß ein äußerlicher, sondern ein wesentlicher Unterschied zwischen den Verfassungen der beiden alten englischen und der deutschen Universitäten besteht. Die ersteren sind, wie ich gezeigt habe, demokratische, autonome Institute, die ihre eignen Lehrpläne haben und ihre Finanzen selbst verwalten, mit einem Wort unabhängige Lehranstalten. Die deutschen Universitäten, die vom Staate erhalten werden, stehen

tatsächlich in Oxford wohnhaft sind, etwas über vierhundert an der Zahl, hauptsächlich jene, die im Lehrberuf angestellt sind; drittens dem „Hebdomadal Council", dem geschäftsführenden Ausschuß, der alle Hauptgeschäfte der Universität besorgt, bestehend aus dem Kanzler, dem Vizekanzler der Universität und aus Vertretern der Colleges und andern Beamten, die alle, mit Ausnahme des Kanzlers, am Orte wohnhaft und praktisch an den Angelegenheiten der Universität beteiligt sind. Dieser Ausschuß stellt die neuen Statuten auf und legt sie der „Congregation" vor, die sie ihrerseits annehmen, verändern oder ablehnen kann, und so hat das „Hebdomadal Council" die Initiative in der ganzen Gesetzgebung der Universität. Doch keiner ihrer Vorschläge wird zum Gesetz, ehe er an erster Stelle von der „Congregation" angenommen und an zweiter endgültig von der „Convocation" genehmigt worden ist. Kann man sich wundern, daß dieses schwerfällige Kontrollsystem den Fortschritt nicht fördert noch sich mit den Anforderungen der modernen Zeit verträgt? Man darf nämlich nicht vergessen, daß die Mehrheit der „Convocation", bei der die endgültige Entscheidung liegt, aus Landgeistlichen und Juristen und andern vielbeschäftigten Berufsmenschen besteht, zusammen mit andern Männern, deren Kenntnis von den Forderungen der Gegenwart oft mangelhaft ist und deren Ansichten über das Universitätsleben mehr die der Vergangenheit als die der gegenwärtigen Zeiten sind.

Die Universität von Cambridge wird nach ähnlichen Grundsätzen geleitet wie die Universität von Oxford, wiewohl unter andern Bezeichnungen; in Cambridge hängt die ganze Entscheidung über die Abänderung der Statuten, wie in Oxford, von den Stimmen der nicht am Ort wohnenden graduierten Mitglieder ab. Infolgedessen ist jedes tätige Vorgehen sehr gehemmt. So ist zum Beispiel vor einiger Zeit die Frage erörtert worden, ob es ratsam ist, das obligatorische Griechisch bei der Aufnahmeprüfung abzuschaffen, aber durch den Einfluß der Macht, welche die Stimmen der nichtortsansässigen Mitglieder ausüben, bleibt das Statut, welches das Griechische für das Examen verlangt, unverändert, obwohl die ortsansässigen Mitglieder sich entschieden für seine Abschaffung erklärt haben, um so mehr, als das kleine Bißchen Griechisch, das verlangt wird, für die geistige Bildung nutzlos ist, da es eingepaukt wird, um dem Studenten den Eintritt in die Universität zu ermöglichen, aber nie wieder hervorgeholt wird.

Nach dem Vorstehenden ist es klar, daß in der Leitung der Universitäten keine ernstliche Reform von innen heraus zustande gebracht werden kann. Die Körperschaft, bei der die letzte Entscheidung liegt, wird voraussichtlich niemals einem Akt der Selbstopferung zustimmen, und es ist ebenso klar, daß, solange die Macht dieser Körperschaft nicht abgeschafft ist, die alten Mißbräuche bestehen bleiben werden. So wird denn keine wichtige Aenderung vollzogen werden, wenn nicht das Parlament eingreift. Aber weder die Regierung noch das Parlament wird einen Schritt in dieser Richtung tun, wenn sie nicht sowohl von der öffentlichen Meinung wie von dem Urteil der Männer, die im Universitätsleben tätig sind, unterstützt werden. Diesem Punkt kommen wir jetzt näher. Die Tageszeitungen werden überflutet mit Vorschlägen für die Universitätsreform, ausgehend

von Männern, die mit dem Gegenstand genau vertraut sind, so daß die Frage jetzt in das Stadium der „praktischen Politik“ tritt, obwohl die Erfüllung noch in der Ferne liegen kann, denn wir Engländer sind bekannt als Anhänger des „Festina lente“.

Nach dem Gesagten könnte man denken, daß die Universität, sowohl in Oxford wie in Cambridge, eine bedeutungslose Institution sei; dies ist jedoch keineswegs der Fall, weil sie die Examina abhält und infolgedessen einen überwiegenden Einfluß auf die Art und Weise der geistigen Ausbildung ausübt. Die Universität spielt denn auch an keinem dieser Sitze der Gelehrsamkeit eine unbedeutende Rolle, weder nach innen noch nach außen der Welt gegenüber. So sind die Universitätsgebäude sowohl in Oxford wie in Cambridge weithin sichtbar: Die Universitätskirche, die Bibliotheken — die „Bodleiana“ in Oxford ist eine der größten und bedeutendsten der Welt, die mit Cambridge und Dublin das durch eine Parlamentsakte verliehene Privilegium besitzt, von jedem Buche, das in Großbritannien und Irland gedruckt wird, eine Kopie zu erhalten —, das Senatshaus und die Museen, im Verein mit speziellen Instituten, welche die verschiedenen physikalischen und biologischen Wissenschaften vertreten, die Prüfungssäle, die Universitätsobservatorien, botanischen Gärten, Gemäldegalerien und Hospitäler, sie alle tragen dazu bei, den Städten, in denen sie liegen, einen bestimmten Geist und Charakter zu verleihen.

Noch ein andrer Wirkungskreis dieser beiden alten Universitäten verdient Erwähnung. Als König Jakob I. die Revision der Bibel anordnete, verlieh er den beiden englischen Universitäten das Recht, alle in England gedruckten Bibeln und Gebetbücher zu veröffentlichen. Seit jener Zeit hat sich diese Verleihung als eine fortdauernde Quelle bedeutender Einkünfte bewährt. Diese Einkünfte werden indessen nicht hauptsächlich für Universitätszwecke verwendet, obwohl von den beiden Druckereien ein ansehnlicher Jahresbetrag den Universitäten überwiesen wird; der Rest und zwar der größere Teil wird sowohl in Oxford wie in Cambridge zur Veröffentlichung literarischer Werke von Bedeutung verwendet, die ihrer Natur nach für den gewöhnlichen Verleger sich nicht als einträglich erweisen würden. Als Beispiel möchte ich das große Oxforder Wörterbuch der englischen Sprache erwähnen, das, obwohl noch nicht vollendet, die Universitätsdruckerei schon die Summe von 100000 Pfund Sterling gekostet hat, wofür sie keine entsprechende Entschädigung zu erhalten hoffen kann. Die Universitätsdruckerei in Oxford verdankt ihren Namen „Clarendon Press“ dem Umstand, daß das alleinige Recht der Veröffentlichung von des Lordkanzlers Clarendon „History of the Rebellion“ im Jahr 1712 an Oxford verliehen wurde.

Nach dem Vorstehenden wird der Leser erkennen, daß nicht bloß ein äußerlicher, sondern ein wesentlicher Unterschied zwischen den Verfassungen der beiden alten englischen und der deutschen Universitäten besteht. Die ersteren sind, wie ich gezeigt habe, demokratische, autonome Institute, die ihre eignen Lehrpläne haben und ihre Finanzen selbst verwalten, mit einem Wort unabhängige Lehranstalten. Die deutschen Universitäten, die vom Staate erhalten werden, stehen

direkt unter der Aufsicht der Kultusminister in den verschiedenen Staaten oder unter der des Statthalters oder in einigen Fällen unter dem regierenden Fürsten, und diese Aufsicht ist keineswegs nur eine nominelle. Verschiedenheiten von größerer oder geringerer Bedeutung charakterisieren jede Sphäre der Universitätstätigkeit; so zum Beispiel in dem Modus der Ernennung der Professoren. In Deutschland werden zwar bei der Besetzung eines Lehrstuhls vom akademischen Senat dafür geeignete Persönlichkeiten vorgeschlagen, aber die Ernennung ist Sache der Regierung, die nicht verpflichtet ist, den vom Senat an erster Stelle auf die Liste gesetzten Namen zu wählen. Während in England eine geringe Anzahl von sogenannten „Regius Professorships" nominell von dem Monarchen, aber in Wirklichkeit von der jeweiligen Regierung, die sich mit den Hauptrepräsentanten der Universitäten berät, ernannt werden, wird die Mehrzahl der Professoren durch besondere Komitees von Sachverständigen ausgewählt, von denen ein Teil außerhalb der Universität steht, und eine Einmischung oder Beeinflussung von seiten der Regierung ist nicht denkbar oder möglich. Das deutsche System ist frei von einer in England oft vorkommenden, nicht einwandfreien Praktik, die darin besteht, daß die Kandidaten für einen Lehrstuhl von ihren Freunden ausgestellte Zeugnisse über ihre Befähigung und ihren Charakter vorlegen. Doch ist dies einem System vorzuziehen, das bei der Wahl politischen Erwägungen erlaubt, sich geltend zu machen, und das einst im Jahre 1837 seinen Höhepunkt erreichte in der Entlassung der „Göttinger Sieben", einem Beispiel von einer despotischen Einmischung, die in Deutschland gewiß nie wieder vorkommen kann.

Jedes der beiden Systeme der Hochschulorganisation hat natürlich seine Schattenseiten. Die Freiheit, die Oxford und Cambridge dadurch genießen, daß sie keiner Staatsaufsicht unterstehen, wird durch den Umstand aufgewogen, daß sie keine finanzielle Unterstützung vom Staate erhalten und deshalb oft mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn es gilt, den Forderungen des modernen Hochschulunterrichts Genüge zu leisten. Wenn anderseits in Deutschland die Universität auch nicht in gleichem Grade eine autonome Verwaltung besitzt wie bei uns, so hat sie doch den großen Vorteil, daß sie den Staatssäckel in Anspruch nehmen kann. Und so kommt es, daß die Institute zur Förderung der wissenschaftlichen Bildung und selbständiger wissenschaftlicher Arbeit in Deutschland auf einer höheren Stufe stehen, als wir es in Oxford und Cambridge finden.

Der Stolz und Ruhm der deutschen Universitäten ist: „Frei lernen und frei lehren," und dies ist die Grundlage der höchsten Form des Universitätslebens, denn es fördert das freie Denken und das freie Handeln. Unsre alten Universitäten besitzen diese Freiheit in geringerem Grade; da sie unglücklicherweise in die Fesseln eines starren Prüfungssystems geschlagen sind, fördern sie geistige Selbständigkeit und wissenschaftliches Streben unter den Studenten nicht in dem Maße, wie es in Deutschland der Fall ist.

Die Freiheit, die der deutsche Universitätsstudent genießt, folgt auf die neun Jahre gründlicher und strenger Vorbereitung, die er auf dem Gymnasium durch-

gemacht hat. Man kann sagen, daß die Mehrzahl der jungen Deutschen nur während der drei auf der Universität zugebrachten Jahre Freiheit genießt, denn dahinter starrt den meisten von ihnen eine lebenslängliche Periode amtlichen Zwanges ins Gesicht. Eine Erklärung für das, was ich das engherzige System unsrer Universitäten im Gegensatz zu der Unterrichtsfreiheit des Deutschen nennen möchte, liegt darin, daß unser Mittelschulwesen heutigestags in einem chaotischen Zustand ist, während das Deutschlands trefflich organisiert ist. Allerdings ist das Leben in unsern großen öffentlichen Schulen freier und humaner als das auf dem Gymnasium, aber vom rein akademischen Standpunkt aus betrachtet ist es viel weniger vollkommen und gediegen. Kurz gesagt, in der Unterrichtsmethode der deutschen Gymnasien wird großer Nachdruck auf ein Zwangssystem gelegt, das von dem militärischen Geist erzeugt wird, der die Nation durchdringt, während in den alten englischen öffentlichen Schulen, wie Eton, Harrow oder Wincheſter, die einen großen Prozentsatz der Studenten in Oxford und Cambridge stellen, mehr Nachdruck auf die Bildung des Charakters als auf die rein geistige Entwicklung gelegt wird. Wäre es nicht ein Vorteil für beide Nationen, wenn die Deutschen in ihren Gymnasien etwas von der individuellen Eigenart Etons einführen könnten, und wenn Eton und unsre andern Mittelschulen sich ein Beispiel an den Deutschen nehmen würden in bezug auf die Gründlichkeit und den hohen Stand ihres Unterrichts?

Die Studenten an den älteren Universitäten Englands können in drei Klassen eingeteilt werden. Zur ersten Klasse gehören die Studenten, welche sie mit einem Minimum geistiger Anstrengung durchmachen und für die Oxford und Cambridge glückliche Jagdgründe sind; diese Klasse umfaßt vielleicht dreißig bis vierzig Prozent der Nichtgraduierten. Mir fällt da ein Nichtgraduierter ein, der vor den Dekan seines Colleges gerufen wurde, weil er die Vorlesungen nicht besucht hatte. „Sie sind sehr faul gewesen, mein Herr," sagte der Dekan, „Sie haben seit langer Zeit die Vorlesungen und die Kirche nicht besucht." — „Herr Dekan," sagte der Student, „ich bin nicht faul gewesen; als ich nach Oxford kam, fand ich, daß es zwei Wege zur Auszeichnung gibt, der eine liegt auf dem Fluß, der andre führt durch die Schulen, und ich wählte den ersteren."

Die zweite Klasse umfaßt jene jungen Leute, die hinkommen, um zu arbeiten, aber ihre Aufmerksamkeit darauf beschränken, die Universitätsprüfungen in Ehren zu bestehen, da diese das letzte Ziel aller ihrer Hoffnungen und Wünsche sind. Die dritte Klasse — sie umfaßt nur eine kleine Anzahl von jungen Leuten, aber diese sind die Zierde der Universitäten — besteht aus denjenigen, die hinkommen mit dem Entschluß, all ihre Energie daranzusetzen, um irgendeine selbständige literarische, historische oder naturwissenschaftliche Untersuchung auszuarbeiten. Diese letztere Klasse benutzt die Vorteile, welche die Bibliotheken, Laboratorien und Museen bieten, und zieht überdies Nutzen aus dem persönlichen Verkehr mit erstklassigen Geistern, die als Professoren die verschiedenen Fächer vertreten. Daß diese beiden Universitäten in vergangenen Zeiten erleuchtete und führende Männer hervorgebracht haben, beweisen die Chroniken von Oxford und Cam-

In Oxford und Cambridge ist, wie ich gezeigt habe, das professorale System, gelinde gesagt, unwirksam, und nur wenige Studenten besuchen die Vorlesungen selbst der hervorragendsten Professoren. Dies muß anders werden, und wir müssen uns Deutschland zum Muster nehmen, wenn diese Universitäten die Nation vertreten sollen. Das Erwachen von Begeisterung und Interesse, das den beredten Worten eines Mommsen oder Häusser folgte, sollte sein Echo in den Hörsälen von Oxford und Cambridge finden, wo Männer dieser Art Ausnahmen sind. Der Einfluß, den der Kontakt mit solchen führenden Geistern auf junge Studenten ausüben kann, läßt sich kaum überschätzen. Der Professor muß jedoch nicht nur sein Fach kennen, sondern muß die Gabe lebendiger Darstellung besitzen, und diese letztere Bedingung wird nur zu oft aus dem Auge gelassen. Könnte ein solcher Zustand herbeigeführt und ein System von Professorenvorlesungen nach dem deutschen Muster in Oxford und Cambridge Seite an Seite mit dem gegenwärtig in Blüte stehenden tutorialen System geschaffen werden, so würde der nationale Einfluß dieser Universitäten um ein Vielfaches vergrößert werden.

Ich habe von dem beinahe übermächtigen Einfluß gesprochen, den die Prüfungen in unserm Universitätssystem ausüben, und habe mein Bedauern ausgesprochen, daß dies so ist. Es muß jedoch daran erinnert werden, daß die Universitätsexamina in England von denen in Deutschland völlig verschieden sind. In Deutschland gibt der Kandidat seine zwei oder drei „Hauptfächer" und sein eines Nebenfach an. Er wird mündlich geprüft von den Professoren, unter denen er studiert hat, und denen gewöhnlich seine schwachen und seine starken Seiten wohlbekannt sind. Wenn das Examen länger als eine Stunde dauert, so ist es klar, daß der Geprüfte weder sehr gut noch sehr schlecht ist, denn ein paar Minuten zeigen, ob er sein „Summa cum laude" erhalten kann oder ob sein „Durchfall" eine ausgemachte Sache ist. In England dagegen ist die mündliche Prüfung eine Ausnahme und die schriftliche die Regel. Diese ist sehr streng; sie umfaßt Arbeiten über viele Fächer und dauert mindestens sechs Tage zu je sechs Stunden. Ueberdies sind der Name und die Qualifikationen der Kandidaten im allgemeinen, wenigstens für die Mehrzahl der Prüfenden, eine unbekannte Größe, während pedantisch verwickelte Regeln angewendet werden, um die Zensuren mit der äußersten Genauigkeit abzumessen, eine notwendige Bedingung für die außerordentliche Wichtigkeit, die dem Ergebnis beigelegt wird. Was die Prüfungen an unsern neueren Universitäten betrifft, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, so geht das gegenwärtige Streben dahin, diese festen Regeln umzustoßen und den Wert der Fähigkeiten des Kandidaten nach dem deutschen System näherkommenden Methoden zu beurteilen, in erster Linie dadurch, daß das, was der Kandidat während seiner Studienzeit geleistet hat, mit in Anschlag gebracht wird, in zweiter Linie dadurch, daß seinen Professoren eine ausschlaggebende Stimme bei Feststellung des Ergebnisses eingeräumt wird.

Es ist von vielen nachdrücklich verlangt worden, daß, um volle Unparteilichkeit zu sichern, die Prüfungen ausschließlich von Personen geleitet werden sollten,

die den Kandidaten nicht kennen, denn der entgegengesetzte Usus, daß die Lehrer als Examinatoren fungieren, sei nur ein bequemes Verfahren, „die eignen Heringe abzustempeln". Wie in vielen Fällen liegt die Wahrheit in der Mitte, und in dieser Richtung strebt das moderne Universitätsleben in England vorwärts.

Ich habe schon bemerkt, daß das Collegeboot, die College-„Elf", das Fußball-Team des College eine bedeutende Rolle im Leben der Nichtgraduierten von Oxford und Cambridge spielen. Einen noch höheren Rang nimmt der Wettbewerb in den athletischen Spielen zwischen den beiden Universitäten ein. Die Boatrace zwischen Oxford und Cambridge, ihr Cricketmatch, ihr Fußballmatch und ihre Sportwettkämpfe sind nationale Einrichtungen geworden. Tatsächlich können sie treffend „Saturnalia" genannt werden, denn tausend und aber tausend Menschen, reich wie arm, strömen bei diesen Meetings zusammen, und jeder Kutscher und jeder kleine Straßenjunge in London trägt am Tag der Boatrace ein hell- oder dunkelblaues Band — Oxfords Farbe ist dunkelblau, die Cambridges hellblau. Ein ganzes Buch könnte über die englischen athletischen Spiele geschrieben werden. Es muß zugegeben werden, daß sie beinahe zu einem Fetisch geworden sind, und ihr bis zur Ausschließung aller intellektuellen Interessen ausgearteter Kultus ist eine der Hauptgefahren des Tages. Bezeichnend für die Lage der Dinge sind die Worte, die ein Trainierer der Mannschaft des Universitätsbootes an ein schwächeres Mitglied derselben richtete, indem er es wegen Schlaffheit tadelte: „Sie können nicht rudern," sagte er, „weil Sie nicht beständig daran denken. Wenn Sie in der Vorlesung sind, so drücken Sie Ihre Ferse gegen den Fußboden und suchen Sie Ihren Körper mit fest gegen die Fußlatte gestemmten Füßen zurückzulegen." Man kann eine hohe Wette darauf eingehen, daß der junge Mann den Rat befolgte und daß der Einfluß des Vortragenden nicht bedeutend war.

Ueber die Vorteile der athletischen Wettkämpfe wie ihre anerkannten Nachteile ist treffend gesagt worden: „Man stelle sich ein Oxford oder Cambridge voll von sanften, verweichlichten jungen Leuten vor, die nur beabsichtigen, bei den Prüfungen Erfolg zu haben, wie bald würden wir uns nach dem alten Barbarentum sehnen! Athletische Wettkämpfe halten wenigstens die Atmosphäre rein und männlich und ihre guten Wirkungen sind in fast jeder Sphäre sichtbar. Wenn man sich daran erinnert, daß nach der Ernennung für eine Professur der durchgefallene Kandidat oft der erste ist, der herbeieilt, um den Gewählten zu beglückwünschen, wenn man an die Güte, an das Fehlen niedriger Eifersucht, an die Brüderlichkeit denkt, die jede Phase des Universitätslebens charakterisiert, so glauben wir es, daß ein guter Sportsmann zu sein und das ‚play the game' weit mehr bedeutet als körperliche Uebung, die nach der Bibel ‚wenig nütz ist'. (1. Timotheus IV. 8.)"

(Schluß folgt)

In Oxford und Cambridge ist, wie ich gezeigt habe, das professorale System, gelinde gesagt, unwirksam, und nur wenige Studenten besuchen die Vorlesungen selbst der hervorragendsten Professoren. Dies muß anders werden, und wir müssen uns Deutschland zum Muster nehmen, wenn diese Universitäten die Nation vertreten sollen. Das Erwachen von Begeisterung und Interesse, das den beredten Worten eines Mommsen oder Häusser folgte, sollte sein Echo in den Hörsälen von Oxford und Cambridge finden, wo Männer dieser Art Ausnahmen sind. Der Einfluß, den der Kontakt mit solchen führenden Geistern auf junge Studenten ausüben kann, läßt sich kaum überschätzen. Der Professor muß jedoch nicht nur sein Fach kennen, sondern muß die Gabe lebendiger Darstellung besitzen, und diese letztere Bedingung wird nur zu oft aus dem Auge gelassen. Könnte ein solcher Zustand herbeigeführt und ein System von Professorenvorlesungen nach dem deutschen Muster in Oxford und Cambridge Seite an Seite mit dem gegenwärtig in Blüte stehenden tutorialen System geschaffen werden, so würde der nationale Einfluß dieser Universitäten um ein Vielfaches vergrößert werden.

Ich habe von dem beinahe übermächtigen Einfluß gesprochen, den die Prüfungen in unserm Universitätssystem ausüben, und habe mein Bedauern ausgesprochen, daß dies so ist. Es muß jedoch daran erinnert werden, daß die Universitätsexamina in England von denen in Deutschland völlig verschieden sind. In Deutschland gibt der Kandidat seine zwei oder drei „Hauptfächer" und sein eines Nebenfach an. Er wird mündlich geprüft von den Professoren, unter denen er studiert hat, und denen gewöhnlich seine schwachen und seine starken Seiten wohlbekannt sind. Wenn das Examen länger als eine Stunde dauert, so ist es klar, daß der Geprüfte weder sehr gut noch sehr schlecht ist, denn ein paar Minuten zeigen, ob er sein „Summa cum laude" erhalten kann oder ob sein „Durchfall" eine ausgemachte Sache ist. In England dagegen ist die mündliche Prüfung eine Ausnahme und die schriftliche die Regel. Diese ist sehr streng; sie umfaßt Arbeiten über viele Fächer und dauert mindestens sechs Tage zu je sechs Stunden. Ueberdies sind der Name und die Qualifikationen der Kandidaten im allgemeinen, wenigstens für die Mehrzahl der Prüfenden, eine unbekannte Größe, während pedantisch verwickelte Regeln angewendet werden, um die Zensuren mit der äußersten Genauigkeit abzumessen, eine notwendige Bedingung für die außerordentliche Wichtigkeit, die dem Ergebnis beigelegt wird. Was die Prüfungen an unsern neueren Universitäten betrifft, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, so geht das gegenwärtige Streben dahin, diese festen Regeln umzustoßen und den Wert der Fähigkeiten des Kandidaten nach dem deutschen System näherkommenden Methoden zu beurteilen, in erster Linie dadurch, daß das, was der Kandidat während seiner Studienzeit geleistet hat, mit in Anschlag gebracht wird, in zweiter Linie dadurch, daß seinen Professoren eine ausschlaggebende Stimme bei Feststellung des Ergebnisses eingeräumt wird.

Es ist von vielen nachdrücklich verlangt worden, daß, um volle Unparteilichkeit zu sichern, die Prüfungen ausschließlich von Personen geleitet werden sollten,

die den Kandidaten nicht kennen, denn der entgegengesetzte Usus, daß die Lehrer als Examinatoren fungieren, sei nur ein bequemes Verfahren, „die eignen Heringe abzustempeln". Wie in vielen Fällen liegt die Wahrheit in der Mitte, und in dieser Richtung strebt das moderne Universitätsleben in England vorwärts.

Ich habe schon bemerkt, daß das Collegeboot, die College-„Elf", das Fußball-Team des College eine bedeutende Rolle im Leben der Nichtgraduierten von Oxford und Cambridge spielen. Einen noch höheren Rang nimmt der Wettbewerb in den athletischen Spielen zwischen den beiden Universitäten ein. Die Boatrace zwischen Oxford und Cambridge, ihr Cricketmatch, ihr Fußballmatch und ihre Sportwettkämpfe sind nationale Einrichtungen geworden. Tatsächlich können sie treffend „Saturnalia" genannt werden, denn tausend und aber tausend Menschen, reich wie arm, strömen bei diesen Meetings zusammen, und jeder Kutscher und jeder kleine Straßenjunge in London trägt am Tag der Boatrace ein hell- oder dunkelblaues Band — Oxfords Farbe ist dunkelblau, die Cambridges hellblau. Ein ganzes Buch könnte über die englischen athletischen Spiele geschrieben werden. Es muß zugegeben werden, daß sie beinahe zu einem Fetisch geworden sind, und ihr bis zur Ausschließung aller intellektuellen Interessen ausgearteter Kultus ist eine der Hauptgefahren des Tages. Bezeichnend für die Lage der Dinge sind die Worte, die ein Trainierer der Mannschaft des Universitätsbootes an ein schwächeres Mitglied derselben richtete, indem er es wegen Schlaffheit tadelte: „Sie können nicht rudern," sagte er, „weil Sie nicht beständig daran denken. Wenn Sie in der Vorlesung sind, so drücken Sie Ihre Fersen gegen den Fußboden und suchen Sie Ihren Körper mit fest gegen die Fußlatte gestemmten Füßen zurückzulegen." Man kann eine hohe Wette darauf eingehen, daß der junge Mann den Rat befolgte und daß der Einfluß des Vortragenden nicht bedeutend war.

Ueber die Vorteile der athletischen Wettkämpfe wie ihre anerkannten Nachteile ist treffend gesagt worden: „Man stelle sich ein Oxford oder Cambridge voll von sanften, verweichlichten jungen Leuten vor, die nur beabsichtigen, bei den Prüfungen Erfolg zu haben, wie bald würden wir uns nach dem alten Barbarentum sehnen! Athletische Wettkämpfe halten wenigstens die Atmosphäre rein und männlich und ihre guten Wirkungen sind in fast jeder Sphäre sichtbar. Wenn man sich daran erinnert, daß nach der Ernennung für eine Professur der durchgefallene Kandidat oft der erste ist, der herbeieilt, um den Gewählten zu beglückwünschen, wenn man an die Güte, an das Fehlen niedriger Eifersucht, an die Brüderlichkeit denkt, die jede Phase des Universitätslebens charakterisiert, so glauben wir es, daß ein guter Sportsmann zu sein und das ‚play the game' weit mehr bedeutet als körperliche Uebung, die nach der Bibel ‚wenig nütz ist'. (1. Timotheus IV. 8.)"

(Schluß folgt)

Bismarck Kusserow sagte, er müsse nun aber auch diesem selbst die Initiative überlassen, wann er wieder eintreten wolle.

Bereits am folgenden Tage stellte sich Kusserow dem Präsidenten des Reichskanzleramts Delbrück wieder zur Verfügung; am 28. Mai 1872 erfolgte seine Beförderung in dieser Behörde vom Legationssekretär zum Legationsrat.

In der nächsten Zeit beschäftigte sich Kusserow neben seiner ausgedehnten parlamentarischen Tätigkeit lebhaft mit der Frage einer zeitgemäßen Reform des Seerechts in Kriegszeiten. Das Ergebnis seiner Studien war ein Aufsatz, betitelt: „Les devoirs d'un gouvernement neutre." Es kam ihm zunächst darauf an, die amtliche Genehmigung zur Veröffentlichung dieses Aufsatzes zu erlangen, zu welchem Behufe er sich die guten Dienste des befreundeten Legationsrats Lothar Bucher erbat, dem er das in französischer Sprache abgefaßte Manuskript vorlegte.

Am 25. Oktober 1873 schrieb ihm Bucher aus Berlin zurück:

Verehrter Freund!

Hier haben Sie Ihr Manuskript, an dem ich keine Aenderung vorzuschlagen wüßte. An einigen Stellen, wo ich beim Lesen gestolpert bin, habe ich Blaustiftzeichen gemacht. De la pure théorie oder de pure théorie ist eine feine Frage, die wohl nur ein Nationalfranzose entscheiden kann. Kompositum oder Adjunktiv? Ich gehe morgen früh nach Varzin und erwarte dort das Opus und die Inhaltsanzeige. In großer Eile

der Ihrige

Bucher.

Da Kusserow trotz mehrfacher Korrespondenz mit Bucher die amtliche Genehmigung Bismarcks zur Veröffentlichung seines Manuskripts nicht erlangen konnte, veröffentlichte er dasselbe auf eigne Verantwortung in der von dem Institut de Droit international herausgegebenen Revue (Februar-Heft 1874).

Am 1. Juni 1874 trat Kusserow, dessen Reichtagsmandat inzwischen erloschen war, aus dem Reichskanzleramt in das Auswärtige Amt zurück, woselbst er in der zweiten Abteilung die überseeischen Sachen zu bearbeiten hatte. Am 9. November erfolgte seine Ernennung zum Wirklichen Legationsrat und Vortragenden Rat.

Ueber die interessanteste Zeit seines Lebens in der Wilhelmsstraße 75 und 76, am Brennpunkt der politischen Entscheidungen, hat Kusserow keinerlei Aufzeichnung hinterlassen. Die dienstliche Tätigkeit nahm ihn in dieser Zeit so vollständig gefangen, daß zu privater literarischer Arbeit keine Minute übrigblieb. Außerdem waren die Materien, die er zu bearbeiten hatte, so diskreter Natur, daß er sie bei seiner großen Gewissenhaftigkeit niemals einem Tagebuch hätte anvertrauen wollen. Bei dieser Sachlage beschränken sich unsre Quellen für

diese Periode in der Hauptsache auf die Reden, die Kusserow als Kommissar des Bundesrats im Reichstage gehalten hat, und auf die Briefe, die aus Freundeskreisen und von den Kollegen an ihn gelangten; diese Korrespondenz eröffnet erfreulicherweise hier und da einen Einblick in das Räderwerk des Auswärtigen Amtes. Sein Hauptverdienst aber war, daß er nach dem Grundsatze „gutta cavat lapidem" den Fürsten Bismarck allmählich dahin brachte, seine Abneigung gegen die Erwerbung deutscher Kolonien zu besiegen. Im Auswärtigen Amt schloß er sich an Lothar Bucher näher an, und es entwickelte sich zwischen beiden bald auch ein reger außerdienstlicher Verkehr. Am 31. Juli 1875 entschuldigte sich Bucher unmittelbar vor dem Antritt seines Urlaubes bei Kusserow, daß er dessen Schwester keinen Besuch mehr abstatten konnte. „Die Regel, in dubio abstine, hat sich in unsern politischen Geschäften während der letzten Wochen so gut bewährt, daß ich ihr auch in diesem Falle folge und Sie bitte, den Damen zu sagen, wie herzlich ich mich freue, daß es wieder so gut geht. Bitte, grüßen Sie bestens Ihre Frau und die kleine Gesellschaft, besonders den Zerstörer Magdeburgs, der mich vorigen Sonntag so in Affektion genommen. Zu einem Besuch in der Wilhelmstraße werden die kleinen Besorgungen, die sich immer im letzten Augenblicke finden, mich nicht kommen lassen. Also a rivederci!"

Der folgende Brief mit Datum 20. Juli 1876, den der damals im Auswärtigen Amte kommissarisch beschäftigte deutsche Konsul in Petersburg, Herr von Brauer, an Kusserow, den er während dessen Urlaubs zu vertreten hatte, richtete, beweist, wie stark damals noch die Abneigung des Fürsten Bismarck gegen die Erwerbung von Kolonien war: „Ihrem Wunsche und meinem Versprechen gemäß beeile ich mich, Sie zu benachrichtigen, daß Samoa-Tonga ungenehmigt aus Kissingen zurückgekommen ist. Die bekannten Bleistiftrandbemerkungen werfen die Frage auf: Was ist Kohlenstation? — Nur Hafen oder auch Gebäulichkeiten am Ufer? Hafen zu unsrer ausschließlichen Benutzung? — Ich bin nicht ohne Sorge, daß wir durch faktisches Vorgehen der Marine in eine Gründung hineingeraten, die einer kaiserlichen deutschen Kolonie nicht ähnlich sieht. — Mündlich mehr. Bei diesem Schlußpassus stockt natürlich nunmehr die ganze Geschichte bis zur mündlichen Rücksprache, welche voraussichtlich Anfang nächster Woche wird statthaben können.

Sonst wenig Neues. Die letzten Tagen haben keine größeren Sachen gebracht, welche Sie etwa speziell interessieren könnten."

Am 25. Oktober 1876 schrieb der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte, Dr. Busch, an Kusserow: „Ich beehre mich für Ihre Expedition aus Bassenheim den verbindlichsten Dank des Auswärtigen Amts auszusprechen und ist von deren Inhalt hier mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen worden. Bucher, Holstein ꝛc. ꝛc. haben sich bei der Erledigung Ihres Auftrags nach Kräften beteiligt. Wie geht es Ihnen sonst? Ich hoffe, Rheinluft und Traubengenuß bekommen Ihnen gut und Sie kehren gestärkt zur Winterkampagne zurück. Wir sehen hier mit Spannung der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen; in welcher Richtung dieselbe liegen wird, läßt sich auch bei Kenntnis aller Karten nicht prophezeien.

Adieu! Nochmals herzlichen Dank und Gruß, dem die Kollegenschaft sich anschließt."

Der nachstehende, an Kusserow am 26. Oktober 1877 aus Varzin gerichtete Brief der damals noch unvermählten Gräfin Marie Bismarck zeigt, wie stark die gemütliche Seite im Hause des ersten Reichskanzlers vorherrschte und wie stark die Vorliebe für Hunde war, nicht nur bei dem Fürsten Bismarck selbst, sondern auch bei dessen Gemahlin und Tochter.

„Verehrter Herr Geheimrat! Denken Sie, wie unsagbar traurig, gestern Abend ist uns Sultl gestorben! Es ist uns gerade, als ob wir einen sehr lieben, treuen Freund verloren hätten! Sie mögen ja auch Hunde gern, darum teile ich Ihnen diese traurige Nachricht zuerst mit, Sie können es wohl verstehen, wie tiefbetrübt wir alle über diesen Verlust sind! Als Mama und ich gestern hier eintrafen, kam er uns so fröhlich entgegengesprungen, und wenige Stunden darauf schleppte er sich nur noch schwankend, von draußen kommend, in den Flur, von wo wir ihn dann ans Kaminfeuer trugen, ihn liebkosten und alle möglichen Versuche anstellten, seinen Zustand zu bessern, er wedelte noch matt, aber bald darauf war er tot! Der Tierarzt war heute morgen hier und hat eine Obduktion vorgenommen, doch ist noch nicht recht zu konstatieren, wodurch es geschehen sein mag. Der Tierarzt meinte, es wäre wahrscheinlich, daß er einen schweren Schlag oder Fußtritt oder Stoß bekommen haben könnte, weil eine Ader gesprungen und die ganze Bauchhöhle von Blut erfüllt war. Er soll im Park, auf der halben Höhe der Terrasse, begraben werden. Ich kann Ihnen heute nichts mehr schreiben, weil ich so sehr traurig bin! Leben Sie wohl!"

Im Jahre 1878 bearbeitete Kusserow das erste deutsche Weißbuch, die sogenannte Nicaragua-Denkschrift, die dem Bundesrat und dem Reichstag mitgeteilt wurde. Das Vorgehen Deutschlands gegen diesen Staat fand bei allen Politikern Billigung.

*

Zu Anfang des Jahres 1879 wurde dem Reichstag vom Reichskanzler ein Konvolut Aktenstücke, betreffend die Samoa-, Tonga-, Duke of York-, Marschalls- und Ellice-Inseln, vorgelegt. Es waren Handels- und Freundschaftsverträge abgeschlossen, die Anlage von Kohlenstationen vereinbart und auf den Duke of York-Inseln sogar für wenige hundert Mark zwei Häfen käuflich erworben worden. Weitere Verträge wurden bald darauf von dem Kommandanten der Korvette Bismarck mit einigen Inseln des nicht unter französischem Protektorat stehenden westlichen Teils der Gesellschaftsgruppe abgeschlossen. Die Politik der Reichsregierung schien sich damals des ungeteilten Beifalls des Reichstags zu erfreuen. Dagegen wurde die sogenannte Samoa-Vorlage, wodurch der deutschen Seehandelsgesellschaft eine sich in mäßigen Grenzen haltende finanzielle Unterstützung des Reichs in Aussicht gestellt wurde, im April 1880 trotz der warmen Unterstützung durch den Bundesratskommissar von Kusserow mit 128 von 240 Stimmen abgelehnt.

*

Das nächste Auftreten Kusserows im Reichstag schloß sich an die zwischen dem Deutschen Reiche und China, Mexiko und Korea abgeschlossenen Freundschafts-, Schiffahrts- und Handelsverträge an, deren Inhalt und Bedeutung er sachgemäß erläuterte.

Seit Anfang September 1881 war Kusserow mit verschiedenen Persönlichkeiten in Bremen und Bremerhaven in schriftlichem Verkehr, da die Absicht bestand, ihn im dortigen Wahlkreise an Stelle Mosles in den Reichstag zu wählen. Selbstredend konnte sich Kusserow in seiner Eigenschaft als Vortragender Rat im Auswärtigen Amte nicht um das Mandat bewerben, ohne sich vorher der Zustimmung des Fürsten Bismarck versichert zu haben. Am 19. September 1881 telegraphierte ihm aus Varzin der in der Umgebung des Reichskanzlers befindliche Legationsrat Graf Herbert Bismarck: „Telegramm erhalten, Reichskanzler ist mit Ihrer Absicht und brieflichen Darlegung einverstanden." Das vorstehende Telegramm begleitete Graf Herbert noch mit folgenden eigenhändigen Zeilen: „Varzin, den 19. September 1881. Verehrter Herr von Kusserow! Mit meinem verbindlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief erwidere ich darauf ergebenst, daß mein Vater mit Ihrer Kandidierung zum Reichstage ganz einverstanden wäre, wenn es feststeht, daß Herr Mosle nicht wieder auftreten will. Er würde sich in diesem Falle sehr freuen, falls Sie als Vertreter Bremens in den Reichstag gewählt werden sollten. Ueber Meier hat mein Vater dasselbe Urteil, welches Sie in Ihrem Briefe aussprachen, und es wäre deshalb für die Regierung sehr erwünscht, wenn dieser meistenteils feindlich stimmende Mann kein Mandat erhielte.

Eben im Begriff, diese Zeilen abzusenden, erhalte ich Ihr Telegramm von heute früh, und da ich dasselbe gleich beantwortet habe, könnte ich diese Zeilen ebensogut zurückhalten. Ich sende sie aber doch ab, um Ihnen zu sagen, daß es mir beim besten Willen nicht möglich war, Ihren am 16. abends erhaltenen Brief früher als am 18. zum Vortrag zu bringen. Eine umgehende Beantwortung wäre mir also nur möglich gewesen, wenn ich Ihnen lediglich meine Privatansicht mitgeteilt hätte, daran würde Ihnen aber schwerlich etwas gelegen haben. Es sind hier so viele wichtige Sachen vorzutragen und zu bearbeiten, daß schon diese nicht immer sämtlich am Tage ihres Einganges erledigt werden können, und da mein Vater gerade seit den letzten Tagen weniger wohl war, mußte ich die Vorträge einteilen, so gut ich es konnte. Es tut mir sehr leid, daß Sie schon auf eine Antwort früher gerechnet zu haben scheinen, und ich bitte es zu entschuldigen, daß ich sie nicht erteilen konnte: In solchen Fällen empfiehlt es sich, gleich von vornherein telegraphische Antwort zu verlangen, was in Ihrem Briefe nicht geschehen war. In vorzüglichster Hochachtung bin ich Ihr ergebenster Graf Bismarck."

Um bei Gelegenheit des Wahlkampfes auf etwaige Anfragen der Wähler um so sicherer antworten zu können, ersuchte Kusserow unter andern auch den Staatssekretär des Innern Herrn von Boetticher um einen Aufschluß über die Tendenz und die Lage der Vorarbeiten für die sozialwirtschaftlichen Pläne des

Adieu! Nochmals herzlichen Dank und Gruß, dem die Kollegenschaft sich anschließt."

Der nachstehende, an Kusserow am 26. Oktober 1877 aus Varzin gerichtete Brief der damals noch unvermählten Gräfin Marie Bismarck zeigt, wie stark die gemütliche Seite im Hause des ersten Reichskanzlers vorherrschte und wie stark die Vorliebe für Hunde war, nicht nur bei dem Fürsten Bismarck selbst, sondern auch bei dessen Gemahlin und Tochter.

„Verehrter Herr Geheimrat! Denken Sie, wie unsagbar traurig, gestern Abend ist uns Sultl gestorben! Es ist uns gerade, als ob wir einen sehr lieben, treuen Freund verloren hätten! Sie mögen ja auch Hunde gern, darum teile ich Ihnen diese traurige Nachricht zuerst mit, Sie können es wohl verstehen, wie tiefbetrübt wir alle über diesen Verlust sind! Als Mama und ich gestern hier eintrafen, kam er uns so fröhlich entgegengesprungen, und wenige Stunden darauf schleppte er sich nur noch schwankend, von draußen kommend, in den Flur, von wo wir ihn dann ans Kaminfeuer trugen, ihn liebkosten und alle möglichen Versuche anstellten, seinen Zustand zu bessern, er wedelte noch matt, aber bald darauf war er tot! Der Tierarzt war heute morgen hier und hat eine Obduktion vorgenommen, doch ist noch nicht recht zu konstatieren, wodurch es geschehen sein mag. Der Tierarzt meinte, es wäre wahrscheinlich, daß er einen schweren Schlag oder Fußtritt oder Stoß bekommen haben könnte, weil eine Ader gesprungen und die ganze Bauchhöhle von Blut erfüllt war. Er soll im Park, auf der halben Höhe der Terrasse, begraben werden. Ich kann Ihnen heute nichts mehr schreiben, weil ich so sehr traurig bin! Leben Sie wohl!"

Im Jahre 1878 bearbeitete Kusserow das erste deutsche Weißbuch, die sogenannte Nicaragua-Denkschrift, die dem Bundesrat und dem Reichstag mitgeteilt wurde. Das Vorgehen Deutschlands gegen diesen Staat fand bei allen Politikern Billigung.

*

Zu Anfang des Jahres 1879 wurde dem Reichstag vom Reichskanzler ein Konvolut Aktenstücke, betreffend die Samoa-, Tonga-, Duke of York-, Marschalls- und Ellice-Inseln, vorgelegt. Es waren Handels- und Freundschaftsverträge abgeschlossen, die Anlage von Kohlenstationen vereinbart und auf den Duke of York-Inseln sogar für wenige hundert Mark zwei Häfen käuflich erworben worden. Weitere Verträge wurden bald darauf von dem Kommandanten der Korvette Bismarck mit einigen Inseln des nicht unter französischem Protektorat stehenden westlichen Teils der Gesellschaftsgruppe abgeschlossen. Die Politik der Reichsregierung schien sich damals des ungeteilten Beifalls des Reichstags zu erfreuen. Dagegen wurde die sogenannte Samoa-Vorlage, wodurch der deutschen Seehandelsgesellschaft eine sich in mäßigen Grenzen haltende finanzielle Unterstützung des Reichs in Aussicht gestellt wurde, im April 1880 trotz der warmen Unterstützung durch den Bundesratskommissar von Kusserow mit 128 von 240 Stimmen abgelehnt.

*

Das nächste Auftreten Kusserows im Reichstag schloß sich an die zwischen dem Deutschen Reiche und China, Mexiko und Korea abgeschlossenen Freundschafts-, Schiffahrts- und Handelsverträge an, deren Inhalt und Bedeutung er sachgemäß erläuterte.

Seit Anfang September 1881 war Kusserow mit verschiedenen Persönlichkeiten in Bremen und Bremerhaven in schriftlichem Verkehr, da die Absicht bestand, ihn im dortigen Wahlkreise an Stelle Mosles in den Reichstag zu wählen. Selbstredend konnte sich Kusserow in seiner Eigenschaft als Vortragender Rat im Auswärtigen Amte nicht um das Mandat bewerben, ohne sich vorher der Zustimmung des Fürsten Bismarck versichert zu haben. Am 19. September 1881 telegraphierte ihm aus Varzin der in der Umgebung des Reichskanzlers befindliche Legationsrat Graf Herbert Bismarck: „Telegramm erhalten, Reichskanzler ist mit Ihrer Absicht und brieflichen Darlegung einverstanden." Das vorstehende Telegramm begleitete Graf Herbert noch mit folgenden eigenhändigen Zeilen: „Varzin, den 19. September 1881. Verehrter Herr von Kusserow! Mit meinem verbindlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief erwidere ich darauf ergebenst, daß mein Vater mit Ihrer Kandidierung zum Reichstage ganz einverstanden wäre, wenn es feststeht, daß Herr Mosle nicht wieder auftreten will. Er würde sich in diesem Falle sehr freuen, falls Sie als Vertreter Bremens in den Reichstag gewählt werden sollten. Ueber Meier hat mein Vater dasselbe Urteil, welches Sie in Ihrem Briefe aussprachen, und es wäre deshalb für die Regierung sehr erwünscht, wenn dieser meistenteils feindlich stimmende Mann kein Mandat erhielte.

Eben im Begriff, diese Zeilen abzusenden, erhalte ich Ihr Telegramm von heute früh, und da ich dasselbe gleich beantwortet habe, könnte ich diese Zeilen ebensogut zurückhalten. Ich sende sie aber doch ab, um Ihnen zu sagen, daß es mir beim besten Willen nicht möglich war, Ihren am 16. abends erhaltenen Brief früher als am 18. zum Vortrag zu bringen. Eine umgehende Beantwortung wäre mir also nur möglich gewesen, wenn ich Ihnen lediglich meine Privatansicht mitgeteilt hätte, daran würde Ihnen aber schwerlich etwas gelegen haben. Es sind hier so viele wichtige Sachen vorzutragen und zu bearbeiten, daß schon diese nicht immer sämtlich am Tage ihres Einganges erledigt werden können, und da mein Vater gerade seit den letzten Tagen weniger wohl war, mußte ich die Vorträge einteilen, so gut ich es konnte. Es tut mir sehr leid, daß Sie schon auf eine Antwort früher gerechnet zu haben scheinen, und ich bitte es zu entschuldigen, daß ich sie nicht erteilen konnte: In solchen Fällen empfiehlt es sich, gleich von vornherein telegraphische Antwort zu verlangen, was in Ihrem Briefe nicht geschehen war. In vorzüglichster Hochachtung bin ich Ihr ergebenster Graf Bismarck."

Um bei Gelegenheit des Wahlkampfes auf etwaige Anfragen der Wähler um so sicherer antworten zu können, ersuchte Kusserow unter andern auch den Staatssekretär des Innern Herrn von Boetticher um einen Aufschluß über die Tendenz und die Lage der Vorarbeiten für die sozialwirtschaftlichen Pläne des

Reichskanzlers. — „Ich bin bisher" — so antwortete ihm Herr von Boetticher de dato Berlin, 22. Oktober 1881 — „nicht in der Lage gewesen, mit unserm Herrn Chef über die Gestalt der künftigen Vorlagen an Bundesrat und Reichstag mich zu unterhalten, und ich kann Ihnen daher nichts sagen, was die Bedeutung einer autoritativen Aeußerung hätte. Wir müssen, bevor wir die Form finden, in welche wir die der Fürsorge für die Arbeiter gewidmeten Gedanken gießen, zunächst das Ergebnis der angeordneten statistischen Aufnahmen abwarten. So viel aber steht fest, daß wir das Unfallversicherungsgesetz mit den wesentlichen Prinzipien des vorjährigen Entwurfes (Reichsanstalt, Reichssubvention) wieder bringen, wenn wir auch vielleicht und sogar wahrscheinlich die korporativen Versicherungsverbände nicht nur erleichtern, sondern für gewisse Betriebe obligatorisch machen werden. Daneben werden wir Hilfskassen für das ganze Gebiet des Reiches vorschreiben müssen, um während der Karenzzeit des Unfallversicherungsgesetzes die Fürsorge für den verunglückten Arbeiter sicherzustellen. Auch diese Materie ist in der Bearbeitung begriffen. Ueber die Alters- und Invalidenversicherung läßt sich ebenso wie über die Absicht, das Unterstützungswohnsitzgesetz zu reformieren, für jetzt nur so viel sagen, daß beide Sachen in Fluß sind, daß wir uns über das Wie? der Gestaltung noch nicht schlüssig gemacht haben.

Ich habe mit vieler Freude aus Ihren Reden entnommen, daß Sie klar und unverhohlen Ihre Meinung äußern und das elfte Gebot wohl beherzigen. Das Terrain, auf welchem Sie sich dort bewegen, ist schwierig, um so höher der Ruhm, wenn Sie durchdringen. Daß dies geschehe, wünsche ich von ganzem Herzen. Glück auf dazu!"

Leider gingen diese Hoffnungen nicht in Erfüllung, vielmehr erhielt Kusserow bei der am 21. Oktober 1881 stattgefundenen Wahl nur 1700 Stimmen, während sich auf seinen Gegner Meier 13324 Stimmen vereinigten. Am 10. November 1881 schrieb Herr C. J. Peters aus Emming an Kusserow: „Der Ausfall der Reichstagswahlen hat auch mich überrascht, und doch muß ich mir sagen, daß dieselben ein Bild der heutigen Stimmung im Lande geben. Die großen und neuen Gedanken unsers mächtigen Reichskanzlers in volkswirtschaftlichen Beziehungen haben doch die Welt erschreckt, und seine besten Anhänger haben noch nicht den Mut gefunden, hier fördernd mitzuhelfen. In unsrer Gegend haben sich diejenigen, welche nicht fürs Zentrum stimmen, vielfach gleich mir der Wahl enthalten."

Kusserow selbst schrieb am 30. Oktober einem seiner Getreuen, Herrn Dr. Johannes Jacobi: „Ich hoffe im Interesse der nationalen Sache, die wir gemeinsam vertreten haben, daß sich die Freunde in Bremen nicht unterkriegen lassen und daß die national gesinnten wohlhabenden Leute, nachdem es ihnen rechtzeitig an dem Mut gefehlt hat, mit ihrer Auffassung hervorzutreten, sich nun um so mehr ihrer Pflicht bewußt sein werden, ihre mutigeren aber unbemittelteren Mitbürger nicht im Stich zu lassen. Hier heißt es ausharren und sich möglichst ohne Zeitverlust wieder organisieren, und zwar straffer wie

früher. Die Drohungen, welche man sich erlaubt hatte, werden Männer, wie Sie und die Freunde sind, nicht erschrecken. Mit dem ‚Aufräumen' hat es gute Wege.

Ich würde es im Interesse der nationalen Sache und der Gewerbetreibenden Bremens, welche auf unsrer Seite standen, nicht genug beklagen können, wenn Sie sich persönlich durch die Widerwärtigkeiten degoutieren und, was man ja offenbar bezweckt, aus Bremen herausärgern ließen. Wir wollen doch wenigstens noch eine Weile abwarten, wer sich schließlich am meisten ärgern wird, die Sieger oder wir."

Am 11. März 1882 ordnete Fürst Bismarck die Verwendung Kusserows in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes an, und am 4. desselben Monats wurde ihm das orientalische Dezernat übertragen, vorläufig unter Beibehaltung des Dezernats in der II. Abteilung (also à deux mains).

Nach der Eröffnung des Unterstaatssekretärs Dr. Busch beabsichtigte dieser, bei Abteilung A ein Referat aus Holland, Luxemburg und den sämtlichen amerikanischen Ländern für Kusserow zu bilden. Diese Absicht scheiterte indes an der Erklärung des Geheimen Legationsrats von Holstein, daß er bitten müsse, ihm das orientalische Referat abzunehmen. Es blieb daher dem Unterstaatssekretär kein andrer Ausweg, als Kusserow gerade dieses unter den gegebenen Umständen für den Anfang schwierige Referat zu übertragen. Kusserow bearbeitete es während der Monate März und April 1882 neben seinem ehemaligen Referat in der II. Abteilung mit einem täglichen Arbeitspensum von durchschnittlich zwölf bis vierzehn Stunden. Im Mai ging Kusserows Referat bei der Abteilung II vorerst auf den Wirklichen Legationsrat von Brauer über.

Im November 1882 bildete es den Gegenstand der Erwägung, einen Teil des fraglichen Referats (die mehr politischen Sachen, wie z. B. die Verhandlungen über Ratifizierung des Sulu-Protokolls, Reklamationen gegen Kolonialmächte und die in das Gebiet der kolonialen Bestrebungen fallenden Anträge von Reichsangehörigen, sowie die Korrespondenz über Entsendung und Verwendung von kaiserlichen Kriegsschiffen) nach A hinüberzunehmen, um, unter Entlastung der II. Abteilung, Material zu einem Referat in der politischen Abteilung für Herrn von Brauer zu gewinnen. Dieser Plan ward indes, unter anderm mit Rücksicht auf die vor der Verlegung der II. Abteilung nach der Wilhelmstraße Nr. 75 erschwerte Trennung der Registratur, vertagt.

Daß Kusserow zu Anfang des Jahres 1882 die schon längst angestrebte Verwendung in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes gefunden hatte, gereichte ihm zu besonderer Genugtuung; man kann aber nicht sagen, daß er dort auf Rosen gebettet war, wie denn auch seines Verbleibens daselbst nicht lange war. Einen Einblick in verschiedene Interna dieser mit Geheimnis umgebenen Abteilung ergeben die nachfolgenden Briefe, die trotzdem, daß sie fünfundzwanzig Jahre zurückliegen, noch immer Interesse erwecken.

Berlin, den 5. Juli 1882.

Geheimrat Lothar Bucher an Kusserow.

Lieber Kusserow!

Da Sie mir gesagt hatten, Sie wollten Ihre Frau nach Schwalbach bringen, und doch nicht wiederkamen, auch nichts von sich hören ließen, kam ich auf den Gedanken, Sie wären statt in das nächste Stahlbad gleich nach St. Moritz gegangen. Um mich zu vergewissern, fragte ich bei Hansemann telegraphisch nach Ihrer Adresse und erhielt die Antwort: Boppard. Mit Hatzfeld habe ich über Ihr längeres Ausbleiben nicht gesprochen, da ich nicht wußte, was Sie ihm oder Busch gesagt hatten. Sobald ich ihn sehe, werde ich Sie nach Inhalt Ihres Briefes vom 4. vorläufig entschuldigen.

Sie fragen, wie es mit der Vertretung geworden. Ich hatte seit dem 1. oft darüber nachgedacht, ob ich Ihnen das Vorgefallene melden sollte, und mich endlich entschlossen, dies nicht zu tun, um Ihnen zu Ihren schweren Sorgen nicht noch einen Verdruß einzuimpfen. Aber da Sie Auskunft verlangen, kann ich sie Ihnen nicht füglich vorenthalten. In Gemäßheit einer Verfügung Seiner Exzellenz[1]) ist Holstein zum stellvertretenden Unterstaatssekretär ernannt mit der Einschränkung, daß er meine Konzepte nicht zu zeichnen hat und daß Seine Exzellenz seine Befehle mir direkt wird zugehen lassen ...

Wenn Sie sich dadurch veranlaßt finden, Urlaub zu nehmen, so bin ich bereit, Sie bis zum 1. August zu vertreten, vorausgesetzt, daß ich es aushalte, wenn mein eignes Dezernat so lebhaft bleibt, wie es seit einigen Tagen ist (Schlözer).[2]) Jedenfalls rate ich, daß Sie gegen Hatzfeldt Ihr längeres Ausbleiben schriftlich motivieren, ehe Sie wiederkommen. Wie die Kollegen in II[3]) sich verhalten, weiß ich nicht: ich habe niemand von ihnen gesehen und mische mich in die Sache nicht.

Nachdem ich das Geschäftliche geschäftlich besprochen, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, wie herzlichen Anteil ich nehme und wie ich Ihrer Frau Erleichterung ihrer Leiden wünsche. Unter unaufhörlichen Störungen geschrieben.

Der Ihrige

Bucher.

*

Berlin, den 8. Juli 1882.

Geheimer Regierungsrat Lothar Bucher an Kusserow.

Lange Briefe dürfen Sie von mir nicht erwarten. Seit einer Woche bin ich von 11, zuweilen von 10 Uhr morgens auf dem Amt, bleibe mit einer Mittagspause von 1 bis 1 1/2 Stunden bis 9 Uhr abends und habe die ganze

---

[1]) Graf Hatzfeldt, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.

[2]) Es wird sich um kirchenpolitische Fragen, angeregt durch den Gesandten in Rom, Herrn von Schlözer, gehandelt haben.

[3]) Das heißt in der II. Abteilung des Auswärtigen Amtes.

Zeit zu diktieren oder zu schreiben, wie Sie dereinst aus den Akten sehen werden; bin überdies zeit meines Lebens ein schlechter Privatkorrespondent gewesen.

Seine Exzellenz[1]) hatte sich einige Tage in den Kiosk[2]) zurückgezogen und nur bleistiftlich verkehrt. Ich habe ihn eben zum erstenmal wieder gesehen und Ihre Entschuldigung wegen Verzögerung des Umzugs von Boppard nach Schwalbach ausgerichtet. Er sagte:

„Schreiben Sie Kusserow nur, er sollte sich keine Sorge machen; es wäre ja natürlich, daß er bei seiner Frau bliebe, bis die Gefahr vorüber sei."

In betreff Ihres weiteren Urlaubs habe ich Ihnen nicht vorgegriffen.

Als „Werkchen" über kanonisches Recht kann ich Ihnen nur Walter nennen.

In betreff der Blau- und Gelbbücher furchtbare Konfusion, unter anderm, weil von einigen Heften alle drei Exemplare sich in dem Privatgewahrsam, teils des Unterstaatssekretärs Busch, teils in andern Händen befinden.

Bei meiner Nervosität und Schlaflosigkeit wird es mir zweifelhaft, ob ich bis 1. August werde aushalten können: ich habe Seiner Exzellenz meine Besorgnisse darüber angedeutet.

Herzliche Grüße und alle guten Wünsche für Ihre Frau, für die ich einige sehr schöne Briefmarken habe.

Der Ihrige

Bucher.

*

Berlin, den 11. Juli nachts 1882.

Geheimer Legationsrat Lothar Bucher an Kusserow.

Eben, am Schlusse des Tagewerks, sagte mir Hatzfeldt: „Wir brauchen Hilfe; ich lasse morgen an Thielau[3]) schreiben, ob er zeitweise eintreten will. Wäre es Ihnen recht, daß er mit Ihnen arbeitet?"

Ich konnte darauf nur mit ja antworten. Rantzau ist seit Juni beurlaubt, der Vizeunterstaatssekretär[4]) scheint sich ausschließlich mit Dirigierung der II. Abteilung zu beschäftigen, dazu bekomme ich noch die schwierigeren Preßaufträge. Am 9. hat das Chiffrierbureau bis 3 Uhr morgens arbeiten müssen.

Ich teile Ihnen dies mit, weil es vielleicht auf Ihre Entschließungen von Einfluß ist, wenn dieselben nicht, wie ich leider fürchten muß, durch das Befinden Ihrer Frau bestimmt sind, die ich herzlich grüße.

*

---

1) Graf Hatzfeldt.

2) Die nach der Königgrätzerstraße zu gelegene Dienstwohnung des Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten.

3) Legationsrat von Thielau, Generalkonsul in Sofia.

4) Geheimer Legationsrat von Holstein.

auf die Mitglieder seiner Partei ist gleichwohl ein großer geblieben. Der liberale Ito machte im Jahre 1901 einem konservativen Ministerium Katsura, von der Färbung Yamagata, Platz, seit 1905 herrscht fast ohne Opposition das gleichgesinnte Ministerium Saionji. Der Block der regierungsfreundlichen Parteien umfaßte im Herbst 1907 etwa drei Viertel der Gesamtzahl der Abgeordneten.

Das Oberhaus besteht aus etwa 350 Mitgliedern: den kaiserlichen Prinzen, den Prinzen und Marquis aus dem hohen Adel vom fünfundzwanzigsten Lebensjahre ab, aus auf sieben Jahre gewählten Vertretern des übrigen Adels, aus vom Mikado auf Lebenszeit zu Pairs ernannten verdienten Staatsmännern (ohne daß hiermit der Adel verliehen wird), aus auf sieben Jahre von Stadt und Land gewählten höchsten Steuerzahlern vom Lande, aus der Industrie und dem Handel.

Das Haus der Abgeordneten zählt etwa 380 Mitglieder. Das Wahlrecht setzt voraus eine jährliche Steuerzahlung von mindestens 20 Mark, die Kenntnis des Schreibens, wenigstens des eignen und des Kandidatennamens. Vom Wahlrecht sind ausgeschlossen: in Untersuchung Befindliche, Bankrotte, Personen ohne genügende Erziehung, ferner solche, deren bürgerliche Rechte suspendiert sind. Nicht wählbar sind aktive Militärs, Studenten, Priester und Religionslehrer, Regierungslieferanten, Hofbeamte, Gerichts-, Steuer-, Wahl- und Polizeibeamte. Durch diese vielfachen Ausnahmen vermindert sich die Zahl der 10 Millionen Männer im wahlfähigen Alter auf 4 Millionen. — Die Liberalen wünschen die Herabsetzung des Steuerzensus auf 6 Mark, aber nicht weiter, um jedenfalls die anwachsende Sozialdemokratie fernzuhalten. Der früher neben Okuma populäre Samurai Itagaki strebt an, die tatsächlich noch bestehende Oligarchische oder Clanregierung zu beseitigen. Anfang des Jahres 1907 richtete er an alle Mitglieder des Adels die Aufforderung, einem Aussterben der Adelstitel zuzustimmen.

Das Oberhaus teilt sich ein in 5 Klubs und eine parteilose Gruppe von über 100 Mitgliedern.

Das Unterhaus zerfällt in 5 Parteien: die liberale, Seiyukai, etwa 150 Mitglieder — die fortschrittliche, Shimpoto, etwa 90 — die beiden Regierungsparteien Daidoklub und Yukokai, über 90 bzw. über 30 Mitglieder, endlich einige 30 Parteilose. Die Liberalen sind mit 3 Mitgliedern im Ministerium vertreten, aber sicher konservativ sind nur die 36 Yukokai. Die jetzige starke Majorität wurde durch die unsichere außerpolitische Lage geschaffen. Dieselbe führte auch herbei, daß die liberale Partei sich auf Kosten der Parteilosen in neuerer Zeit um 18 Mitglieder vergrößerte. Das hohe Budget ist einstimmig[1]) bewilligt worden, trotz der scharfen Opposition durch Graf Okuma, welcher hervorhob, daß die Forderungen der Regierung über die Finanzkraft des Landes weit hinausgingen.

Die Thronrede am 28. Dezember 1906 hatte die Erwartung ausgesprochen, daß der Reichstag alle Wünsche des Mikado, betreffend den Fortschritt der

[1]) Der erste Fall dieser Art seit Bestehen der Verfassung.

Nation und der Wehrkraft des Landes, beherzigen und sich bestreben werde, seine Erwartungen zu rechtfertigen, in Pflichterfüllung und Eintracht die Vorlagen zu beraten und zu genehmigen.

Das Abgeordnetenhaus antwortete sogleich: „Eure Majestät beehrten den Reichstag mit Ihrer Gegenwart und haben seine 23. Session persönlich eröffnet. Sie haben uns eine gnädige Thronrede gewährt, die auf uns einen tiefen Eindruck gemacht hat. Wir, Eurer Majestät ergebene Diener, wollen höchst sorgfältig beraten und willig unsern Anteil an der Führung der Staatsgeschäfte übernehmen, um die erhabenen Wünsche Eurer Majestät zu erfüllen und das Vertrauen der Nation zu verdienen." — Die Adresse des Oberhauses lautete ähnlich.

Von Wichtigkeit erscheinen die Kundgebungen, welche die Parteien aus Anlaß des Schulkonfliktes in San Franzisko im Sommer 1907 erließen. Zuerst mahnte die Fortschrittspartei in energischer Weise die Regierung, die Interessen der Nation zu wahren. Darauf äußerten sich die Seyukai und die Daido in ruhigem Tone und gaben der Hoffnung auf eine friedliche Regelung der schwebenden Zwistigkeiten Ausdruck. — Der Führer der Opposition im Oberhause, General Vicomte Tani, äußerte: „Die Verfolgung der Japaner in San Franzisko ist ganz ruchlos. Sollte die Diplomatie eine genugtuende Lösung nicht zustande bringen, so ist der einzige Weg der Appell an die Waffen. Unsre Gesinnung ist entschlossen. Es ist sicher, daß Amerika nachgeben wird, denn sein Volk ist in seinem Fühlen vor allem kommerziell."

Die Presse in Japan hat sich sehr entwickelt und in den letzten auswärtigen Krisen durchaus bewährt. Sie ist geschützt durch zwei Bestimmungen in der Konstitution: „Der Reichstag darf keine Gesetze bilden, welche die Freiheit der Sprache oder der Presse beschränken", und „japanische Untertanen sollen innerhalb der Grenzen des Gesetzes die Freiheit der Sprache, der Schrift, der Veröffentlichung, öffentlicher Versammlungen und Vereine genießen". Das Gesetz schützt nicht Schmähschriften, es schützt die öffentliche Moralität und verbietet die Veröffentlichung von geheimen militärischen, Marine- und diplomatischen Nachrichten. Wenn der Kaiser den Belagerungszustand erklärt hat, unterliegt auch die Presse den einschränkenden Bestimmungen. Während des letzten Krieges hat die japanische Presse einen musterhaften Patriotismus gezeigt, indem sie nicht ein Wort publizierte, das hätte Schaden oder Nachteil bringen können.

Zurzeit erscheinen täglich in Tokio zwölf Zeitungen und in dem Industriezentrum Osaka zwei. Die regierungsfreundliche „Asahi" (Morgenzeitung) und die sehr einflußreiche, fortschrittliche „Hochi" (Intelligenz) erscheinen in je 120000 Exemplaren, die nächst verbreiteten sind der halbamtliche „Kokumin" (Nation), „Yomiuri" (Herold), „Nihon" (Japan) und „Mainichi" (Tageblatt) mit je etwa 60000 Exemplaren. Außer der „Hochi" sind „Niroku" (Der ganze Tag) und „Yorodzu-choho" (Alle Morgennachrichten)[1]) als chauvinistische Blätter

[1]) Der Redakteur der „Yorodzu", Kawakami, gilt als einer der Vertreter der Kriegspartei. Er war im Mai 1907 in Washington, zur Besprechung mit den Leitern der Pazifik-Japaner, während Okuma einen Delegierten in Seattle hatte.

auf die Mitglieder seiner Partei ist gleichwohl ein großer geblieben. Der liberale Ito machte im Jahre 1901 einem konservativen Ministerium Katsura, von der Färbung Yamagata, Platz, seit 1905 herrscht fast ohne Opposition das gleichgesinnte Ministerium Saionji. Der Block der regierungsfreundlichen Parteien umfaßte im Herbst 1907 etwa drei Viertel der Gesamtzahl der Abgeordneten.

Das Oberhaus besteht aus etwa 350 Mitgliedern: den kaiserlichen Prinzen, den Prinzen und Marquis aus dem hohen Adel vom fünfundzwanzigsten Lebensjahre ab, aus auf sieben Jahre gewählten Vertretern des übrigen Adels, aus vom Mikado auf Lebenszeit zu Pairs ernannten verdienten Staatsmännern (ohne daß hiermit der Adel verliehen wird), aus auf sieben Jahre von Stadt und Land gewählten höchsten Steuerzahlern vom Lande, aus der Industrie und dem Handel.

Das Haus der Abgeordneten zählt etwa 380 Mitglieder. Das Wahlrecht setzt voraus eine jährliche Steuerzahlung von mindestens 20 Mark, die Kenntnis des Schreibens, wenigstens des eignen und des Kandidatennamens. Vom Wahlrecht sind ausgeschlossen: in Untersuchung Befindliche, Bankrotte, Personen ohne genügende Erziehung, ferner solche, deren bürgerliche Rechte suspendiert sind. Nicht wählbar sind aktive Militärs, Studenten, Priester und Religionslehrer, Regierungslieferanten, Hofbeamte, Gerichts-, Steuer-, Wahl- und Polizeibeamte. Durch diese vielfachen Ausnahmen vermindert sich die Zahl der 10 Millionen Männer im wahlfähigen Alter auf 4 Millionen. — Die Liberalen wünschen die Herabsetzung des Steuerzensus auf 6 Mark, aber nicht weiter, um jedenfalls die anwachsende Sozialdemokratie fernzuhalten. Der früher neben Okuma populäre Samurai Itagaki strebt an, die tatsächlich noch bestehende Oligarchische oder Clanregierung zu beseitigen. Anfang des Jahres 1907 richtete er an alle Mitglieder des Adels die Aufforderung, einem Aussterben der Adelstitel zuzustimmen.

Das Oberhaus teilt sich ein in 5 Klubs und eine parteilose Gruppe von über 100 Mitgliedern.

Das Unterhaus zerfällt in 5 Parteien: die liberale, Seiyukai, etwa 150 Mitglieder — die fortschrittliche, Shimpoto, etwa 90 — die beiden Regierungsparteien Daidoklub und Yukokai, über 90 bzw. über 30 Mitglieder, endlich einige 30 Parteilose. Die Liberalen sind mit 3 Mitgliedern im Ministerium vertreten, aber sicher konservativ sind nur die 36 Yukokai. Die jetzige starke Majorität wurde durch die unsichere außerpolitische Lage geschaffen. Dieselbe führte auch herbei, daß die liberale Partei sich auf Kosten der Parteilosen in neuerer Zeit um 18 Mitglieder vergrößerte. Das hohe Budget ist einstimmig[1]) bewilligt worden, trotz der scharfen Opposition durch Graf Okuma, welcher hervorhob, daß die Forderungen der Regierung über die Finanzkraft des Landes weit hinausgingen.

Die Thronrede am 28. Dezember 1906 hatte die Erwartung ausgesprochen, daß der Reichstag alle Wünsche des Mikado, betreffend den Fortschritt der

[1]) Der erste Fall dieser Art seit Bestehen der Verfassung.

Nation und der Wehrkraft des Landes, beherzigen und sich bestreben werde, seine Erwartungen zu rechtfertigen, in Pflichterfüllung und Eintracht die Vorlagen zu beraten und zu genehmigen.

Das Abgeordnetenhaus antwortete sogleich: „Eure Majestät beehrten den Reichstag mit Ihrer Gegenwart und haben seine 23. Session persönlich eröffnet. Sie haben uns eine gnädige Thronrede gewährt, die auf uns einen tiefen Eindruck gemacht hat. Wir, Eurer Majestät ergebene Diener, wollen höchst sorgfältig beraten und willig unsern Anteil an der Führung der Staatsgeschäfte übernehmen, um die erhabenen Wünsche Eurer Majestät zu erfüllen und das Vertrauen der Nation zu verdienen." — Die Adresse des Oberhauses lautete ähnlich.

Von Wichtigkeit erscheinen die Kundgebungen, welche die Parteien aus Anlaß des Schulkonfliktes in San Franzisko im Sommer 1907 erließen. Zuerst mahnte die Fortschrittspartei in energischer Weise die Regierung, die Interessen der Nation zu wahren. Darauf äußerten sich die Seyukai und die Daido in ruhigem Tone und gaben der Hoffnung auf eine friedliche Regelung der schwebenden Zwistigkeiten Ausdruck. — Der Führer der Opposition im Oberhause, General Vicomte Tani, äußerte: „Die Verfolgung der Japaner in San Franzisko ist ganz ruchlos. Sollte die Diplomatie eine genugtuende Lösung nicht zustande bringen, so ist der einzige Weg der Appell an die Waffen. Unsre Gesinnung ist entschlossen. Es ist sicher, daß Amerika nachgeben wird, denn sein Volk ist in seinem Fühlen vor allem kommerziell."

Die Presse in Japan hat sich sehr entwickelt und in den letzten auswärtigen Krisen durchaus bewährt. Sie ist geschützt durch zwei Bestimmungen in der Konstitution: „Der Reichstag darf keine Gesetze bilden, welche die Freiheit der Sprache oder der Presse beschränken", und „japanische Untertanen sollen innerhalb der Grenzen des Gesetzes die Freiheit der Sprache, der Schrift, der Veröffentlichung, öffentlicher Versammlungen und Vereine genießen". Das Gesetz schützt nicht Schmähschriften, es schützt die öffentliche Moralität und verbietet die Veröffentlichung von geheimen militärischen, Marine- und diplomatischen Nachrichten. Wenn der Kaiser den Belagerungszustand erklärt hat, unterliegt auch die Presse den einschränkenden Bestimmungen. Während des letzten Krieges hat die japanische Presse einen musterhaften Patriotismus gezeigt, indem sie nicht ein Wort publizierte, das hätte Schaden oder Nachteil bringen können.

Zurzeit erscheinen täglich in Tokio zwölf Zeitungen und in dem Industriezentrum Osaka zwei. Die regierungsfreundliche „Asahi" (Morgenzeitung) und die sehr einflußreiche, fortschrittliche „Hochi" (Intelligenz) erscheinen in je 120000 Exemplaren, die nächst verbreiteten sind der halbamtliche „Kokumin" (Nation), „Yomiuri" (Herold), „Nihon" (Japan) und „Mainichi" (Tageblatt) mit je etwa 60000 Exemplaren. Außer der „Hochi" sind „Niroku" (Der ganze Tag) und „Yorodzu-chohō" (Alle Morgennachrichten)[1]) als chauvinistische Blätter

[1]) Der Redakteur der „Yorodzu", Kawakami, gilt als einer der Vertreter der Kriegspartei. Er war im Mai 1907 in Washington, zur Besprechung mit den Leitern der Pazifik-Japaner, während Okuma einen Delegierten in Seattle hatte.

zu bezeichnen. Neben „Kokumin“ ist halbamtlich die jeden Sonnabend in englischer Sprache erscheinende „Japan Times“. Außer „Asahi“ bemühen sich „Jiji“ (Laufende Angelegenheiten) und „Nichinichi“ (Tokioer Tageblatt), der öffentlichen Meinung Ausdruck zu geben. „Nihon“ gilt als unabhängiges Blatt, „Mahichi“ gehört dem fortschrittlichen und einflußreichen Abgeordneten Shimada. „Hochi“ und „Yorodzu“ halten Korrespondenten in den Vereinigten Staaten. „Yomiuri“ kann als Familienblatt bezeichnet werden.

Nach Ausbruch des Konfliktes in San Franzisko brachten schließlich sämtliche Zeitungen Artikel, die der tiefen Mißstimmung des japanischen Volkes gegen die Vereinigten Staaten Ausdruck gaben. Hieran beteiligten sich auch die beiden halbamtlichen Blätter. Der „Kokumin“ schrieb im Sommer: „Die amerikanisch-japanischen Beziehungen gestalten sich mehr und mehr bedauerlich. Wir betrachten die San Franziskoer Ausschreitungen als einen großen Schandfleck auf der amerikanischen Zivilisation. Doch sind in solchem Falle keine heftigen Worte angebracht; Vernunft braucht keine Ueberredungskünste. Von Rache zu reden ist verfrüht ... Selbst Buddhas Geduld hält nur drei Schläge ins Gesicht aus, wie das Sprichwort sagt. Die lauten Beleidigungen der antijapanischen Blätter erhöhen die Gefahr, die der Freundschaft der beiden Völker droht ... Wir erklären, daß das japanische Volk mit den Beschränkungen der Einwanderung unzufrieden ist. In den Augen unsers Volkes sind sie nichts andres als Ausschließungspolizeigesetze. Aber auch abgesehen von dieser Frage ist das ganze Volk über den San Franziskoer Aufruhr entrüstet.“ — Die „Japan Times“ äußerte: „... Es ist begreiflich, daß die Amerikaner und das japanische Volk in dem Ernst der Betrachtung der San Franziskoer Ausschreitungen voneinander abweichen. Man sendet nicht sofort Kriegsschiffe aus, wenn unter zivilisierten Nationen Streitfragen entstehen ... Es ist nötig, daß der Ernst der Sache der Bevölkerung von San Franzisko vor Augen geführt wird. Andernfalls ist keine Hoffnung auf dauernde Sicherheit für unsre Landsleute in jenem Hafen vorhanden; und jede Wiederholung der Ausschreitungen wird in uns den Glauben erzeugen und verstärken, daß die Bundesregierung und das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika unsre Vertragsrechte zu schützen ohnmächtig sind. Und wir kommen der wirklichen Gefahr sehr nahe ...“

Die Fortschrittspartei veröffentlichte in ihrem Organ folgende Erklärung: „Im letzten Herbst wurde eine antijapanische Bewegung an der pazifischen Küste der Vereinigten Staaten von Amerika inszeniert und in San Franzisko besonders energisch durchgeführt. Sie wurde durch die Veröffentlichung des neuen Einwanderungsgesetzes, durch das man Zeit gewinnen wollte, zunächst unterdrückt. Gegen Ende des Monats Mai aber griff man in San Franzisko japanische Läden an, und in der ganzen Stadt wurde antijapanisches Feldgeschrei laut. Die japanischen Residenten leiden unter der Verfolgung und Beleidigung des amerikanischen Volkes. Der amerikanisch-japanische Vertrag ist auf der Basis der Gleichberechtigung geschlossen und verbürgt die Sicherheit der Rechte und des Eigentums des einen Volkes in dem Lande des andern. Angesichts der

Verfolgung, der unsre Landsleute in Amerika ausgesetzt sind, erweist sich die durch den Vertrag gewährte Bürgschaft als null und nichtig. Die Ereignisse sind nicht spontaner Natur. Die Ausschreitungen haben verschiedene Monate gedauert. Daß sie nicht beseitigt sind, daran trägt die Nachlässigkeit der Zentral- und Lokalregierung der Vereinigten Staaten die Schuld. Unser Volk ist unzufrieden mit den Maßnahmen, die bisher von unsrer eignen Regierung getroffen sind. Sie, unsre Regierung, sollte schleunigst geeignete Schritte tun, um die Würde des Reiches aufrechtzuerhalten und die Rechte und das Eigentum der Japaner in Amerika dauernd zu sichern." — Innerhalb der Partei wurde die Forderung laut, daß den Japanern in den Vereinigten Staaten das Recht der Naturalisation gegeben werde.

Nachdem sich die Japaner in den letzten vierzig Jahren das technische Wissen die Waffen und die Kriegswissenschaft des Westens angeeignet, in letzterer Beziehung ihre Lehrmeister sogar übertroffen haben, ist ihr Hauptstolz und Ehrgeiz, für eine der großen zivilisierten und zivilisierenden Weltmächte in voller Gleichberechtigung zu gelten. Anderseits ist wenig wahrscheinlich, daß sie das volle Naturalisationsrecht in den Pazifikstaaten der Union ohne Krieg erreichen, ebenso nicht im westlichen Kanada und noch weniger in Australien.

Im Herbst vorigen Jahres kam die ungünstige finanzielle Lage Japans zum deutlichen Ausdruck mit Preissturz der Industriepapiere und mit Rückgang in den Einnahmen der drei großen Dampfergesellschaften. Dies und die Abfahrt von sechzehn amerikanischen Linienschiffen am 16. Dezember haben in den chauvinistischen Kreisen eine Ernüchterung hervorgerufen.

Das hohe Ausgabenbudget für 1908/09, 616 Millionen Yen, einschließlich 38 Millionen außerordentliche Ausgaben für die Armee, 36 für die Marine und 21 für öffentliche Bauten, setzt die Weiterbewilligung der im Kriege eingeführten Ausnahmesteuern voraus sowie die Bewilligung von 30 Millionen in Steuererhöhungen und einer neuen Petroleumsteuer. Es ist wenig wahrscheinlich, daß das jetzt versammelte Parlament wieder ganz fügsam sein wird, es stehen vielmehr erhebliche Abstriche in dem $106\frac{1}{2}$ Millionen erreichenden Extraordinarium bevor. — Die Anleiheschuld ist auf $2\frac{1}{4}$ Milliarden Yen, gleich $4\frac{1}{2}$ Milliarden Mark, angewachsen, je die Hälfte innere und äußere Anleihen.

Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter

London 1852 bis 1858 und Paris 1860

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

(Fortsetzung)

27. Januar 1853.

Die Nachrichten über Erna haben mich sehr betrübt. Möchte ihre Genesung doch eine dauerhafte sein. Wie möchte ich bei allen solchen Gelegenheiten immer rufen: die Wasserkur, die Wasserkur! Ich habe jetzt wieder so fabelhafte Proben davon erlebt, daß mein Vertrauen aufs neue gewachsen ist, und jedenfalls wieviel angenehmer ist dieselbe und erleichternd für die Kranken gegen die abscheuliche Qualmethode der Allopathen. Hier in England kommt sie immer mehr auf, mit Homöopathie vereint. Die berufensten Aerzte bekennen sich jetzt dazu. Der Vater von zweien meiner Schülerinnen ist auch Arzt, Homöopath und Wasserarzt, er steht einem der größten Hospitäler hier vor und hat eine große Praxis, er ist ein sehr geistvoller Mann und sprach mit mir über das grauenvolle Behandeln der Frau von Bruningh, die von Allopathen und Medizinen, Pflastern, Blutverlusten u. s. w. wahrhaft unmenschlich gequält worden ist und nun vor einigen Tagen ihrem Leiden erlegen ist. Am Dienstag haben wir sie alle zur ewigen Ruhe geleitet; da es hier häufig ist, daß die weiblichen Angehörigen und Freunde mitgehen, so hatte Herr von Bruningh bestimmt, daß auch seine Kinderchen und die Damen des Hauses sie zur letzten Ruhestatt geleiten sollten, und da schlossen wir alle, die wir sie gekannt und geliebt, uns an. Auf dem wundervoll schönen Kirchhof von Highgate, der, etwas erhöht, die prachtvollste Aussicht auf London gewährt und gleich einem Garten mit den schönsten Anlagen versehen ist, empfing ein zahlreicher Kreis von Männern und Frauen aller Stände (denn auch die Armen, die Handwerker, besonders die armen deutschen Emigrierten verlieren in ihr eine wahrhafte Trösterin) die letzten Reste dieser liebenswürdigen, in voller Jugendblüte (sie war erst zweiunddreißig Jahre) geschiedenen Frau. An ihrem Grabe hielt Dr. Löwe[1]) eine wunderschöne Abschiedsrede, und wir alle warfen ihr blühende Kränze und Sträuße nach in das allzu frühe Grab. Es ist ein großer Verlust, mit ihrem Hause schließt sich der Vereinigungspunkt für die Deutschen, und zerstreut fühlen sich alle nun doppelt in der Fremde. Wer sie gekannt hat, wird sie nie vergessen.

Auch ich fühle die Lücke in meinem Leben, denn sie hatte mich sehr lieb, und ich fühlte mich dort heimatlich, werde nun auch viele geachtete und inter-

[1]) Wilhelm Löwe-Kalbe, 1832 bis 1836, Arzt in Kalbe a. d. Saale, Vizepräsident des Parlaments von Frankfurt, Präsident des Parlaments von Stuttgart, im Jahre 1848 wegen seiner Teilnahme an den Stuttgarter Beschlüssen zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, lebte als Flüchtling zwei Jahre in der Schweiz, dann zwei Jahre (1851 bis 1853) teils in Paris, teils in London, dann acht Jahre in Amerika, in New Port.

essante Bekannte wohl nur noch sehr selten sehen. Ein deutsches Haus bleibt mir nun noch bei den schon erwähnten Schramms, die ebenfalls sehr reich sind und fast jeden Abend, besonders aber Donnerstag abend, empfangen. Dahin werden sich die dort aufgelösten Elemente nun wohl mehr ziehen, und auch mich können Deine Gedanken oft am Donnerstag dort suchen. Da Schramms selbst sehr freundliche Menschen sind und stets dort ein lebendiges Gespräch ist, so fühle ich mich wohl da. Die Frau Schramm ist aus Lennep und kennt die reichen Damen Schröder und Müller, die unsre Tischnachbarinnen in Hamburg waren. Dann ist eines der Häuser, wo ich unendlich gern bin, das Pulszkysche. Die Frau von Pulszky ist eine der edelsten weiblichen Naturen, die ich kenne, sie vereinigt Geist und Charakter mit höchster weiblicher Anmut, frei von Eitelkeit, ist sie eine treffliche Mutter und Frau und in jeder Hinsicht achtungswert. Sie erzählte mir noch neulich von ihrer Bekanntschaft mit William[1]), und daß eine gemeinschaftliche Freundin von ihnen in Wien gewiß geglaubt habe, er werde sie (Frau von Pulszky) heiraten. Mehrere der Ungarn, die dort immer sind, sind sehr interessante Leute, und Engländer sind dort auch sehr viel. Meine englischen Bekanntschaften mehren sich auch. So bekam ich gestern ein Billett mit einer Einladung für nächsten Sonnabend zu der Nichte jener alten reizenden Dame, Mrs. Rich, von der ich neulich schrieb, daß ich durch die Schwabe dort eingeführt worden sei. Die Nichte hat mir mit der Tante Besuch gemacht, ich ihr noch gar nicht, und nun lädt sie mich schon ein. Sie scheint ein reizendes Mädchen zu sein, und freue ich mich ungemein auf den Umgang. Sie heißt Miß Erskine, hat lange in Deutschland gelebt und liebt alles Deutsche. Vorigen Sonnabend waren Anna und ich auch in einer reizenden englischen Familie, bestehend aus Vater, Tochter, Nichte, Sohn. Er ist ein Mr. Fox, war früher Prediger und trat zuerst in England mit freieren religiösen Ansichten hervor, denen der freien Gemeinden in Deutschland ähnlich. Er soll ein hinreißender Redner gewesen sein, so daß er eine begeisterte Gemeinde fand. Nun ist er aber schon mehrere Jahre im Parlament und hat deshalb seine Predigerstelle niedergelegt. Er ist ein herrlicher Mann mit deutscher Bildung, und seine Tochter Elisa, welche Anna Loppe sehr ähnlich ist, ist ein liebenswürdiges Wesen, eine vortreffliche Malerin und so von der guten Sorte Engländer, die dann auch immer sehr gut sind. Wir saßen ums Kamin herum und hatten animierte Gespräche über Poesie, Kunst, Politik und alles mögliche, und ich freute mich, daß der geistvolle Mr. Fox immer meiner Ansicht war.

Solche englische Abende haben etwas Reizendes. Das gänzlich Ungenierte und Freie solchen um das Kamin herum Sitzens und Schwatzens kann man kaum beschreiben, und in Deutschland kann man *das* gar nicht. Das große Tagesgespräch ist Napoleons Heirat.[2]) Mich amüsiert die Effronterie dieses

---

[1]) Bruder von Malwida von Meysenbug.

[2]) Napoleon III. hat am 30. Januar 1853 Eugenie de Montijo, Komtesse de Téba, geheiratet, nachdem er umsonst eine Prinzessin von königlichem Blut zu erwerben gesucht hatte.

Menschen; es ist doch etwas darin, wenn auch nur eine unerhört kluge Frechheit. Hier haßt man ihn über alle Maßen. Daß die Königin ihn so rasch anerkannt, war zum Teil noch die Schuld des vorigen Kabinetts, und man hat es ihr auch sehr verdacht. Dann aber ist es die englische Politik, fremde Nationen bis auf einen gewissen Grad gewähren zu lassen in ihren eignen Angelegenheiten. Doch weissagt man hier allgemein und mit Bestimmtheit seinen nicht allzu fernen Fall, und das weiß ich aus sicherer Quelle, daß man gerade in Paris sehr unzufrieden mit ihm ist. Besonders wird seine maßlose Verschwendung ihm wohl den Hals kosten.

*

London, 23. März 1853.

Liebste Mutter! Diese Zeilen erreichen Dich hoffentlich zur rechten Stunde, um Dir meine innigsten Wünsche zu Deinem Geburtstage darzubringen. Es ist darunter ein sehr egoistischer, der es aber deshalb doch nicht ganz ist, weil ich weiß, daß auch Du Dich seiner freuen würdest, das ist nämlich die Erfüllung unsers Planes und unser Wiedersehen. Ich sehne mich danach aus tiefstem Herzen und wünsche nichts so sehr, als daß Gesundheit und Verhältnisse uns es möglich machen. Schone Dich dazu recht, liebe Mutter, damit uns diese Freude werde und wir vereint die schöne Weltstadt genießen. Ich kann freilich sagen, daß ich mich nicht so übermäßig nach Paris selbst sehne, denn es geht mir ganz eigentümlich mit vielen Dingen. Die Denkmäler der Vergangenheit, die mich sonst mit unwiderstehlicher Sehnsucht lockten, wie Italien, Paris u. s. w., haben ihre Attraktion sehr verloren; die Vergangenheit mit ihrem Inhalt ist mir klar, ich empfinde noch mit Wärme darin alles Schöne und Gute, ich freue mich des ewig lebensvollen Wertes wahrer menschlicher Größe und des unversiegbaren Interesses des Genius. Aber die Sehnsucht meines Herzens zieht mich nur dahin, wo das junge Leben der Gegenwart eine neue Zukunft vorbereitet, wo das Prinzip oder vielmehr die Notwendigkeit der Erneuerung der menschlichen Gesellschaft in sichtbaren Zeichen an den Tag tritt, und Kunstproduktionen begeistern mich nur dann mit einem neuen Feuer, wenn sie dieser selben Richtung angehören, wie zum Beispiel die Wagnerschen Opern. Ich freue mich, hier bestätigt zu finden (wenn es für mich noch der Bestätigung bedurft hätte), daß derselbe Drang in der menschlichen Gesellschaft nach freieren Formen, nach einer Ausgleichung der ungeheuern Kontraste, nach einem menschlicheren, schöneren Dasein, der in Deutschland und auf dem Kontinent unter dem Druck der widerstrebenden Tyrannei sich als Revolution kundgab, ebenso hier seinen unaufhaltbaren Weg geht; nur weil eben die Bewegung freigegeben ist, weil kein Despot die Notwendigkeit der Volksentwicklung hemmt, so geht es hier auch friedlicher vorwärts, doch ist es dasselbe Bedürfnis, dieselbe Veränderung. Hier kommen, eben weil die Bewegung frei ist, mächtige Hilfsquellen hinzu, vorzüglich die Auswanderung nach Australien, in das Land des Goldes, wo eine neue Gesellschaft unter gänzlich andern Bedingungen sich bilden wird als in der Alten Welt und erneuernd auch auf diese zurückwirken wird, indem nämlich jetzt schon hier die

Abnahme unter den arbeitenden Kräften, die doch Unabhängigkeit und Freiheit suchen, fühlbar wird. So sagte mir neulich eine Schneiderin: Es halte ihr jetzt schon schwer, Arbeiterinnen zu bekommen, wenigstens verlangten sie alle höheren Lohn, arbeiteten nicht eine Minute länger als ihre gesetzte Zeit und fühlten sich viel selbständiger, da sie wüßten, sie könnten weggehen und sich eine neue, bessere Stellung gründen. Denn namentlich die Frauen werden wirklich emanzipiert durch Australien, d. h. emanzipiert von ihrer bisherigen Abhängigkeit und Untergeordnetheit, und damit werden sie vollkommenere Geschöpfe werden als bisher, wenn die Erziehung dazukommt und sie auch geistig entwickelt. Eine Dame hier, eine Mrs. Chrisholm, hat ihr Leben ganz der Aufgabe gewidmet, die weibliche Emigration nach Australien zu leiten. Sie hält Meetings hier, wo sie über diesen Zweck spricht und wo Tausende von Menschen hinströmen. Sie besorgt die Auswanderung und Ausstattung der jungen Personen und ihre Aufnahme und honette Placierung drüben in Australien. Kürzlich ging erst ein Schiff mit neunhundert jungen Mädchen fort. Drüben finden sie gleich Beschäftigung aller Art und meistenteils schnell Männer, da die Männer schnell reich werden und der junge Staat noch des Familienlebens entbehrt. So wird hier zu Hause Platz geschafft für die Arbeitenden, aber diese fühlen nun ihren Wert; ihr Selbstgefühl gibt ihnen höhere Ansprüche, sie wollen nicht mehr wie Sklaven arbeiten, sie wollen für ihre Arbeit den verhältnismäßigen Lohn, um ein menschliches, kein Hundedasein zu führen und geistig genießen zu können wie die andern, die nicht arbeiten. So stellt sich zuletzt ein vernünftiges Verhältnis her ohne kommunistische Gleichstellung, die absurd ist: wer arbeitet, bekommt zu leben und kann genießen, und das ist genug. Sehr schön, sehr interessant ist es, dies zu beobachten. Doch geh' ich jetzt mehrere Male in der Woche an dem alten Palast von Whitehall vorbei, wo eine Statue von Jakob II. steht, der mit dem Finger auf die Stelle zeigt, wo sein Großvater Karl I. enthauptet wurde, und ich gedenke dann immer, daß auch die Engländer ihre jetzige Freiheit erst durch den Tod eines Tyrannen erkauften. Das ist die Geschichte!

*

24. März.

Ich habe mich ganz in die Betrachtungen der Geschichte verloren, doch denke ich, sind Dir solche Züge aus dem hiesigen Leben auch manchmal interessant. Leider konnte ich gestern nicht fertig schreiben, und so fürcht' ich, wird mein Brief zu spät kommen. Aber gestern morgen, als ich schrieb, mußte ich um 11 Uhr in die Stunde zu meiner Amerikanerin bis 1 Uhr, dann ging sie mit mir eine Strecke Wegs, wodurch ich mehr Zeit brauchte, kam erst um 2 Uhr nach Hause, fand Besuch, mußte in Eile essen und um drei wieder in einer Stunde sein, von drei bis fünf Stunden in zwei Häusern, dann nach Hause, rasch elegant gemacht, um sechs wieder in eine Stunde bis halb acht, wo Anna und eine Engländerin mich im Wagen holten in die Réunion des Arts, wo ein schönes Konzert war. Da konnte ich nicht mehr zum Schreiben kommen. Ein Italiener Botenelli, ein wunderschöner Mensch, spielte den Kontrabaß als Solo-

instrument, so wie ich es noch nie gehört habe. Es ist etwas ganz Außerordentliches. Auch erregte es solch einen Enthusiasmus, daß er Dakapo spielen mußte.

Nächsten Dienstag denkt an uns, da eröffnen wir unser Haus, d. h. wir geben eine kleine Gesellschaft, die aber sehr extrafein sein wird. Es ist eine Künstlerfamilie aus Hamburg hier, ein Enkel des berühmten Romberg,[1]) mit Mutter und Schwester, der ebenfalls und zwar ebensogut Violoncell spielt und ein wirklich reizender Mensch von achtzehn Jahren ist. Sie kennen Anna sehr gut und sind zur Saison hier. Die kommen, dann ein berühmter Violinspieler Jansa, und werden die mit der Kinkel ein Trio von Beethoven spielen. Dann also Kinkels, Pulszky,[2]) ein sehr interessanter Ungar, Herzen, Müller-Strübing (ein sehr geistreicher Mann, intimer Freund von George Sand), dann die Schwestern Smith, deren Bruder, noch eine Engländerin, Miß Williams, mit ihrem Bruder, der ein Gelehrter ist,[3]) noch ein andrer englischer Gelehrter, Mr. Klingsworth, ein sehr bedeutender Mann, und vielleicht auch der Architekt Semper[4]) mit Frau, und hoffentlich Garcia, wenigstens hat er's versprochen, da ich eine ganz besondere Eroberung an ihm gemacht habe. Ist das nicht eine ausgesuchte Gesellschaft? Man könnte, glaub' ich, lange suchen, bis man soviel geistvolle Menschen zusammen fände. Ich freue mich sehr darauf und werde von dem Ausgang berichten.

Herzen besuchte mich vorgestern mit seinem wunderschönen Sohn. Sorells sah ich noch nicht wieder.

*

21. April 1853.

Vorgestern abend hatte ich das Vergnügen, in der Réunion des arts die Fräulein Claus zu hören. Ich war unwohl und ging nur ihr zu Gefallen noch hin. Sie ist wohl, dem Rufe nach, eine der ersten Klavierspielerinnen jetzt, aber nicht bloß dem Rufe nach. Ich sah sie schon voriges Jahr, wo ich sie mit Anna besuchte; sie ist erst achtzehn Jahre alt, gar nicht hübsch, aber ein Gesicht, bei dem man die andern Schönen vergißt, eine fast noch kindliche Erscheinung, aber von einer Anmut, die freilich nur die Gewandtheit des Lebens in der großen Welt gibt; ihr Spiel ist vollendet, sie hat eine männliche Kraft im

---

[1]) Bernhard Romberg (1768—1842), berühmter Violoncellist, Kapellmeister und Komponist. Der Enkel, Bernhard Hildbrand Romberg, geboren 1833, war Cellovirtuos und Kaufmann. Er verunglückte 1856 beim Brand des Schiffes „Austria".

[2]) Pulszky hatte in der ungarischen Revolution von 1848 eine große Rolle neben Kossuth gespielt.

[3]) Wahrscheinlich William Mathieu Williams (1820—1892), der Gründer der Birbeck School in London, der später dem Orsini die Lehre der Explosiven gab, ohne zu wissen, zu welchem Zweck Orsini das wissen wollte.

[4]) Gottfried Semper (1803—1879), berühmter Architekt, R. Wagners Freund, der in Dresden das Museum, das Theater und das Oppenheimsche Palais baute, wegen seiner Teilnahme an dem Dresdner Aufstande im Jahre 1849 genötigt wurde, nach Paris und dann nach London überzusiedeln, wo er an der großen Ausstellung von 1851 teilnahm.

Anschlag, dabei sitzt sie am Klavier und spielt nicht, sondern dichtet ein Gedicht aus ihrer eignen Seele, fesselnd, unwiderstehlich. Ich ging nachher zu ihr, sie erinnerte sich meiner noch. „Les autres touchent le piano, vous touchez le cœur," sagte ich ihr, und dann sagte ich ihr, sie mache Poesie auf dem Klavier. „Ja," erwiderte sie, „das ist ja auch der Zweck, und das andre ist dazu nur das Mittel."

Die andern Menschen behaupten freilich, ihre Einfachheit und Kindlichkeit sei Affektation, und es ist auch nicht denkbar, daß ein so gefeiertes, so hochgepriesenes Wesen ganz frei davon geblieben sein sollte. Aber anders als die große Schar der meisten Künstler und Künstlerinnen ist sie doch, wenn sie spielt, so ist sie von einem höheren Adel durchdrungen, und wenn sie affektiert, so affektiert sie wenigstens das Schöne, während andre nur das Gemeine, das Alltägliche, das Affenwesen einer abgenutzten Koketterie darzustellen vermögen. O! neben einer solchen wirklichen Künstlerin fühlt man erst wieder, wie wenige das göttliche Feuer kennen, welches die Seele läutern soll vom Schmutz des Gemeinen; ich höre hier soviel Gesang und Spiel, aber anstatt Freude davon zu haben, wird es einem zum Ekel, dies Possenspiel mit der erhabenen Göttin, die wirklich zu allen denen sagen kann: „Gehet weg von mir, denn ich habe euch noch nie gekannt." Sooft ich die Claus noch hören kann, werde ich es tun.

Ins Theater geh' ich allerdings nie, es ist hier sehr teuer und dafür nicht genug Vergnügen; neulich wurde mir ein Billett ins französische Theater angeboten, aber ich war schon engagiert. Und dann dauert das Theater auch gar zu lang; vor 1 Uhr nachts kommt man nicht nach Haus, und das ist mir zu spät. Ich scheue die späten Partien sehr. Neulich bin ich freilich einmal bis nach 2 Uhr aufgeblieben. Der Herr von Bruningh gab in seinem Haus einen Abschiedsabend den deutschen Freunden, die sich dort zu versammeln pflegten, als seine Frau noch lebte, und die nun fast alle nach Amerika sind. Es war ein wehmütiger Abend; wir alle beschlossen mit ihm eine Vergangenheit hier in London, in der Fremde, die durch ein Grab besiegelt ist, durch das Grab einer edeln, warm und menschlich fühlenden Frau; die einen zogen hinaus in die Neue Welt, sich eine neue Heimat zu gründen, die andern blieben zurück, hier ihr Heil ferner zu versuchen, aber der Kreis ist getrennt und gesprengt. Reichenbachs, Dr. Löwe u. a. sind fort, elf Personen auf einmal. Unsre guten Wünsche geleiten sie. Es ist sonderbar, daß ich die gute Freundin so vieler Witwer bin. So hat mich eben Herr von Bruningh noch besucht, der noch immer tieftraurig ist und mir viel Vertrauen und Achtung beweist. Er ist ein braver, redlicher Mann, vor dem ich große Achtung hege.

Gestern nachmittag war Herzen bei mir, den ich mit jedem Mal mehr schätzen lerne. Er hat mich gebeten, seiner kleinen Tochter, die nächste Woche kommt, Stunden zu geben, was ich ihm gern zugesagt habe, da das Kind reizend und klug sein soll. Noch nie habe ich so mit einem Menschen über Erziehung übereingestimmt, wie mit Herzen, er erzieht in seinem Sohne eines der herrlichsten Geschöpfe, die man sehen kann; wenn er am Leben

bleibt, so wird das einst ein Jüngling werden, an dem die Menschheit ihre Freude haben kann. Glaube aber ja nicht, daß irgendein andres Interesse zwischen uns sei als das einer sich langsam an der vollkommensten Hochachtung entwickelnden Freundschaft. Ihn hat ein schweres Geschick vereinsamt und ganz von der Gesellschaft abwendig gemacht, besonders von den Frauen, und ich darf es als eine schöne Auszeichnung annehmen, daß er mich zuweilen besucht und gern bei mir zu sein scheint; es ist das aber gegenseitig weiter nichts als vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten und die gleiche Abgeschiedenheit von den weltlichen Bestrebungen und Freuden, die keiner ewigen Idee dienen, keinen ewigen Inhalt haben.

Wie ich mich nur noch an solchen Dingen zu erfreuen vermag, so ist es auch, wenn ich Dir von Politik schreibe, liebe Mutter, gewiß kein andrer Zweck und Wunsch, als die Brücke zu bauen, die zwischen uns nicht bloß die alles überwindende Liebe, sondern auch die Punkte treffe, worin wir uns mit unsern Ueberzeugungen treffen. Ich weiß es, daß in Deinem gerechten Herzen in mehr als einem Punkt ein Ja sein muß für das, was ich glaube, und ich möchte Dir immer so gern beweisen, daß ich nur das Gerechte, das Menschliche und Wahre will. Wären meine Ueberzeugungen nur ein Rausch oder eine Exaltation der Jugend oder erhitzten Phantasie, dann müßte ich mein vergangenes Leben bedauern, aber ich bin still, klar, ruhig bis in das tiefste Herz hinein, und müßte ich heute noch einmal alles wiedererleben, ich könnt' es nicht anders machen. Ich beklage den Schmerz, den ich machen mußte, und habe selbst genug davon gelitten, aber ändern kann ich nichts. Mildern möcht' ich ihn aber soviel als möglich, und indem ich Dir, liebe Mutter, die Bilder eines Lebens entgegenbringe, wo meine Ansichten nicht nur einzeln Anklang finden, sondern wo sie die geachteten, die verbreiteten sind, wo die Realität ihnen bereits nachstrebt, hoffte ich nur Dir Freude zu geben und Dich über mich zu beruhigen. So zum Beispiel wurde ich neulich in einer Gesellschaft bei Wedgwood einer alten reizenden Dame vorgestellt mit grauem Haar, aber einem so lieblichen Gesicht, daß ich ganz entzückt davon war. Die Rede kam gleich auf Politik, wie denn eine jede Frau hier, die auf Bildung Anspruch macht, sich für Politik interessiert und darin gründlich Bescheid weiß. Die alte Frau war eine glühende Freiheitsfreundin, und als ich ihr sagte: ich hätte auch mein Vaterland verlassen, weil ich es entwürdigend für den Charakter fände, in meinem Lande zu leben, wo man um seiner heiligsten Ueberzeugungen willen zum Verbrecher gestempelt werde, da faßte die alte Frau meine beiden Hände, ihr Gesicht strahlte ordentlich vor Freude, und sie sagte: „Oh! how happy I am to have made your acquaintance.“ Nachher kam sie wieder zu mir und stellte mir ihren Sohn vor, einen wunderschönen Menschen, und dieser schöne Sohn führte mich nachher die Treppe hinunter zum Wagen, und diese alte Frau war eine ehrwürdige, einfache Dame, keineswegs eine Exaltierte. Ebenso die Mrs. Milner Gibson,[1]) bei der ich eine

[1]) Susanna Arethusa Cullon (1814—1885), die 1832 Thomas Milner Gibson (1806—1884), den berühmten Staatsmann, Freund von Lord John Russell, von J. Bright

köstliche Morgenstunde verlebte, ist so tief in der Politik, daß es gar nicht möglich ist, mit ihr nicht davon zu sprechen. Und warum sollten die Frauen nicht daran teilnehmen, sobald die Politik nicht mehr das Eigentum der Diplomaten und Kabinette, sondern das der Völker ist, zu denen doch die Frauen so gut gehören wie die Männer. Aber lassen wir das, nur davon sei überzeugt, und das sag' ich aus innigster Liebe, und weil ich denke, es muß Dich freuen, daß ich hier um meiner Ansicht willen geachtet werde und nicht wie in Deutschland ausgestoßen.

Sorells sind vor ein paar Tagen hier gewesen bei Anna; ich war aus, Henry auch noch mit. Die Alte ist krank gewesen, deshalb kamen sie nicht. Aber, liebe Mutter, glaube mir, sie würden auch Dir nicht mehr genügen, sie haben sich nicht verändert, aber wir haben uns verändert. Sogar Anna, die doch ein sehr einfaches, munteres Mädchen ist, sagte: „Ach, hör mal, die sind aber doch sehr unintereſſant."

Sie sind nicht in die Vorlesung gegangen, woran sie sehr viel verloren haben. Solch einen glänzenden Erfolg, wie Kinkel hat, hätte ich mir nicht träumen lassen. Das ungeheure Lokal der Universität, das, amphitheatralisch gebaut, fünfhundert Menschen faßt, war so gedrängt voll, daß die Leute noch auf den Treppen und Gängen saßen und standen. Als Kinkel in der Mitte der Professoren erschien, empfing ihn ein so endloser Jubel, daß er gar nicht anfangen konnte zu sprechen. Nach der Vorlesung waren die oberen Räume der Universität geöffnet, wo die Flaxmanschen Sammlungen aufgestellt sind.[1]) Dahin wogten die Menschen. Man fand sich mit unzähligen Bekannten; ich wunderte mich selbst, wie viele ich hier habe; das How do you do, Guten Abend, Bonsoir nahm gar kein Ende. Alle die Professoren ließen sich der Frau Kinkel vorstellen. Die zweite Vorlesung war fast noch voller, es mußten Menschen weggehen. Kinkel sprach wunderschön; die deutschen Gedanken in der fremden Sprache machten mir viel Vergnügen zu hören.

*

London, 7. Dezember 1853.[2])

Meine Adresse: 25 Euston Square, New Road.

Liebe Mutter, ich fürchte leider, daß Du Dich aufs neue geängstigt hast, weil ich wieder länger nicht schrieb, doch diesmal ohne Grund. Aus der Kranken war nämlich eine Krankenpflegerin geworden, indem nach mir die beiden kleinen

---

und Cobden, heiratete, hatte in London einen Salon, wo die berühmtesten Flüchtlinge, Mazzini, Victor Hugo, Louis Blanc, Herzen, Kossuth, Ledru Rollin sich mit den besten englischen Schriftstellern mischten.

[1]) Der Flaxman Hall im University College enthält eine große Sammlung der Werke und der Modelle in Gips von dem berühmten Bildhauer, Kupferstecher und Zeichner John Flaxman (1755 bis 1826), dem die wohlbekannte Porzellanfabrik Wedgwood einen Teil ihres Ruhms verdankt.

[2]) Malwida von Meysenbug war seit einigen Tagen in dem Hause von Herzen als Erzieherin seiner zwei Töchter eingetreten.

Mädchen auf einmal erkrankten und uns einige Tage Sorge machten, so daß ich gar keine Zeit zum Schreiben finden konnte, so gern ich auch gewollt hätte. Nun ist es aber wieder besser, und die älteste (Natalie, auf russisch abgekürzt: Tata, wie sie genannt wird) sitzt schon wieder neben mir mit ihrem russischen Lehrer und nimmt ihre russische Stunde. So kann ich nun mit Muße Dir schreiben und Dir für Deine Güte und Liebe danken. Ich bin wieder wohl und, Dank sei es dem Wasser, wieder schneller kräftig geworden, als ich dachte. Ein Trost und eine Beruhigung wirklicher Art aber mag es Dir sein, daß ich hier im Hause bin, wo für alle ähnliche etwa eintretende Fälle mir die Pflege und Sorge gewiß ist, die man im Schoße der Familie findet und die unmöglich sind bei einem Leben in bloßen Lodgings. Auch im übrigen kann ich Dir versichern, daß bis jetzt meine gegenwärtige Lage sich mit jedem Tage verschönert, nachdem die ersten Schwierigkeiten, die am Ende ein jedes Lebensverhältnis hat, sich ebnen und beseitigen. Herzen sagte vor ein paar Tagen zu einem Bekannten: „Vous ne pouvez pas vous imaginer, comme Mademoiselle Meysenbug tyrannise déjà toute notre maison!“ und es ist wirklich komisch, daß ich fast alles durchsetze, was ich will, ich darf es aber tun, denn ich habe das reinste Bewußtsein, daß ich nur zum Guten führen will und daß all mein Tun aus uneigennütziger Freundschaft entspringt. Ich habe mir meine Stellung so eingerichtet, daß ich gar kein Geld mehr von Herzen nehme, nur gänzlich frei in seinem Hause lebe und den großen Teil meiner Zeit den Kindern widme, die übrigens eine deutsche Bonne haben, welche für ihre materiellen Bedürfnisse sorgt und das Hauswesen, d. h. Wäsche u. s. w., überwacht, da alles der Küche Angehörige hier den Köchinnen überlassen wird. Dafür habe ich mir einige Stunden außer dem Hause behalten, deren Einnahme für meine Bedürfnisse hinreicht, da ich ja nun für das Leben gar nichts brauche; auch macht es mir Vergnügen, noch einige meiner früheren Schülerinnen, mit denen sich ein wahres Freundschaftsverhältnis gestaltet hatte, zu behalten. So fühle ich mich sehr frei hier im Hause; ich weiß, daß ich mehr tue, als ich empfange, und das ist mir angenehmer.

Die Kinder sind höchst liebliche Geschöpfe, und mein altes Kinderherz ist so befriedigt von diesem Zusammenleben, daß Herzen sich gar nicht genug wundern kann, wie gut ich verstände, mit Kindern umzugehen, da er mich früher nur als Politikerin oder Philosophin gesehen hatte. Besonders hat der Sohn, Alexander, der nun schon vierzehn Jahre alt und ein reizender Knabe — Jüngling ist, sich an mich angeschlossen. Ich mache mit ihm Aufsätze über verschiedene Themas, habe Musik mit ihm angefangen, welches das einzige war, was noch nicht in ihm geweckt war; denn sonst kann ich fast von ihm lernen, so klug ist er und doch dabei ganz kindlich. Ich habe die innigste Freude an ihm, er ist so erzogen, wie mein Ideal ist.

Herzen selbst ist einer der edelsten und geistvollsten Männer, die ich je gesehen habe. Jetzt, wo ich sein Privatleben teile und die Vertraute seiner geheimsten Gedanken bin, kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich glaube: es gibt

wenig Männer wie er. Er hat eine entschiedene Aehnlichkeit in seiner Natur mit dem teuern Vater, dieselbe überströmende Güte und tiefe Menschlichkeit, die kein Unrecht sehen, keine Träne ungetröstet lassen kann; nur ist er dabei viel lebhafter und von einer Erregbarkeit des Geistes, die außerordentlich ist. Er hat in der geselligen Konversation die Lebhaftigkeit und den sprühenden Witz eines Franzosen, und dabei, wenn er auf ernste Gegenstände kommt, wie zum Beispiel gestern abend, wo ich mehrere Stunden mit ihm allein war, sprach er mit mir über Philosophie, Mathematik, Geschichte mit dem gründlichsten Wissen eines Deutschen ohne die deutsche Pedanterie. Er ist ein schöner Typus des russischen Volkes, dem eine große Zukunft bevorstehen muß, wenn es viele Menschen wie ihn hat.

Freilich ist er ein Feind des russischen Despotismus; allein wer wäre das nicht mit ihm, und wenn er, der sich selbst jeden Luxus des Lebens gönnen könnte und als Kind daran gewöhnt war, jetzt lebt wie ein einfacher Bürgersmann und einen Teil seines Vermögens großmütig verwendet, um für dies arme, von jeder Erkenntnis ausgeschlossene russische Volk Schriften zu drucken, die ihm die Freuden der Erkenntnis aufschließen, so kann ihn dafür jeder edeldenkende Mensch nur hochachten. Am Montag war sein Namenstag, und ich hatte die Kinder zu allerlei Ueberraschungen veranlaßt, um in ihnen wieder ein Familiengefühl und die Poesie der Liebe zu wecken.

Am Morgen beim Frühstück hatten wir ihm seinen Platz mit unsern Geschenken geschmückt. Am Abend zum Tee hatten Alexander und ich das Zimmer mit Blumen, Lichtern und Kränzen festlich geschmückt, und als er zur Tür hineintrat, empfingen wir ihn mit einem Chor, den ich den Kindern einstudiert hatte und den sie mit Leidenschaft beim Klavier sangen. Die Kinder waren zum erstenmal wieder unten, und wir waren sehr vergnügt, tranken Champagner und nachher blieb ich mit Herzen und einem Freund, der auch da war, bis 2 Uhr nachts in schönen Gesprächen sitzen. Zuletzt versicherte er mir, daß ich nicht daran denken dürfe, sie so bald wieder zu verlassen, daß ich die erste Person sei, die einen wirklichen Trost in sein Leben bringe nach allem Unglück, das ihn betroffen, und dankte mir so gerührt, daß es mir wirkliche Freude gab.

Solltest Du künftiges Frühjahr kommen, so bin ich überzeugt, Du wirst alles bestätigt finden, was ich Dir gesagt habe. Ich bin nicht verliebt in Herzen, noch er in mich, aber wir achten uns gegenseitig so hoch, daß unser Verhältnis das angenehmste ist, das sich denken läßt. Möchte es so bleiben. Außerdem bin ich zwar noch nicht wieder in Gesellschaft gewesen, aber sehr viel eingeladen, u. a. habe ich gestern eine Einladung bekommen zu Mr. Chapman, dem größten Verleger in London, der jeden Montag empfängt und in dessen Hause sich die Geistesnotabilitäten von London versammeln. Eine Freundin hat ihm soviel von mir erzählt, daß er mich hat einladen lassen, auch Montags hinzukommen, vielleicht gehe ich nächsten.

Auch hier im Hause sehe ich viel interessante Menschen. Herzen hat Sonntag und Donnerstag offenen Abend für seine Bekannten, da kommen zwar nur Herren,

und ich bleibe nicht immer da, sondern ziehe mich meist zurück, aber oft bleibe ich doch und höre die geistreichsten Männer aus allen Nationen diskutieren, wobei Herzen doch fast immer der glänzendste ist.

Ich habe mein eignes, sehr nettes Schlafzimmer mit einem Riesenbett à l'anglaise, wo eine ganze Familie drin schlafen könnte, einem schönen Teppich und großen Schränken, so daß ich zum erstenmal im Leben mehr Platz habe als ich brauche. Dann ein kleines Arbeitszimmer für mich allein, parterre, so daß ich nicht viel Treppen zu steigen brauche. Außerdem ist unten das große Eßzimmer, wo wir unsre Stunden haben und wo man in England auch Visiten empfängt. Erste Etage ist der Salon und Herzens Arbeitszimmer, wo ich zuweilen mich zu ihm setze. Darüber sind sein und Alexanders Schlafzimmer, darüber die Zimmer der Kinder. So sind hier alle Häuser.

*

London, 31. Dezember 1853.

Ich wollte, ich hätte eine Gelegenheit, Dir eines seiner Bücher über Rußland zuzuschicken, es würde Dich gewiß interessieren, da sie eine Welt aufschließen, in der man noch so ganz unbekannt ist. Daß diese Welt eine Zukunft hat, wird mir immer wahrscheinlicher, denn nicht nur, daß ich diesen einen Repräsentanten kenne, sondern durch ihn habe ich eine Menge russischer Schriftsteller in ihren Werken kennen gelernt und finde überall dieselbe hohe Bildung, die unsrer deutschen gleichkommt, ohne die Pedanterie derselben, aber dabei die Beweglichkeit des französischen Geistes, dazu eine tiefe Sehnsucht nach einem schönen öffentlichen Leben und Befreiung von dem Despotismus und eine Aufopferungsfähigkeit, die gleich Ernst macht mit dem Gedanken und nicht von Menschenbeglückung spricht, ohne etwas zu tun, wie sie es in Deutschland und Frankreich tun; zum Beispiel ein gleichgesinnter Freund Herzens in Rußland hat gleich, als er seine Güter bekam, seine Bauern in Freiheit gesetzt, obgleich er dadurch sein halbes Vermögen verlor.[1]) Nur hilft es unter dieser Regierung nicht viel. Dennoch aber ist es merkwürdig, wie schnell durch die Eroberungspläne des Kaisers Nikolaus die Entwicklung dieser slawischen Welt herbeigeführt wird, denn, einmal in Berührung mit der übrigen Welt, werden sich jene Völker schneller befreien als alle andern. Und insofern, trotzdem ich Deine Sympathien für die Türken ganz teile, sehe ich doch dem Gang der Dinge jetzt mit tiefem Interesse zu: die Politik des englischen Ministeriums ist eine abscheulich elende, der höchste Grad der Selbsterniedrigung, auch fühlen die edeln Engländer es mit Scham, und mehrere meiner Bekannten, junge reiche Leute, sind fort nach der Türkei, um wenigstens ihre persönliche Ehre zu retten. Lord Palmerston ist wieder eingetreten in das Ministerium und hat sich damit völlig blamiert und den Ruf des Liberalismus, den er unverdienterweise besaß, ganz zerstört. Doch wird die

---

[1]) Es war Nikolaus Ogareff, der Busenfreund von Herzen und später sein Mitarbeiter in London und Genf für die „Etoile Polaire" und „Kolokol", der dieses Opfer gebracht hatte.

Strafe nicht ausbleiben, und England wie Frankreich, von Deutschland gar nicht zu reden, werden es empfinden, daß sie den rechten Augenblick versäumten, dem russischen Koloß zu opponieren.

*

Bridge Villa's, 23. Dezember 1854.

Liebe Mutter, ich hätte Deine lieben Zeilen so beantworten sollen und mögen, daß Du diese Antwort zum Weihnachtsfest erhalten hättest, allein die Umstände verdarben mir diesen Vorsatz und ich entbehre dadurch selbst die Freude, wenigstens schriftlich bei Dir einzukehren an dem Tag, der einst den ganzen Familienkreis vereinte. Meine Gedanken indes eilen zu Euch in herzlichster Liebe, und gäbe es ein Fortunatus-Wünschhütlein, ich würde plötzlich unter Euch sein und Ihr würdet dann sehen, daß mein Herz unverändert dasselbe ist, das es war.

Ich werde am Weihnachtsabend keine Bescherung machen, sondern der Christbaum ist aufgeschoben bis zum Silvesterabend und so beide Feste in eins verschmolzen, da wir nämlich genötigt sind, wegen Verkaufs des Hauses dasselbe zu verlassen, und in nächster Woche zwischen den Festen umziehen. Da gab es allerlei Unruhe, und so war ich teils mit meinen Vorbereitungen noch nicht fertig, teils wollten wir in der Unruhe des Ausziehens nichts mehr hier tun, sondern lieber das neue Haus mit einem schönen Fest einweihen. Der Umzug ist fatal, besonders für mich, die doch als Hausfrau immer das meiste dabei zu tun hat, aber sonst freue ich mich, denn das neue Haus ist noch viel schöner als dieses, es ist zwar ein wenig weiter nach Twickenham hinaus von Richmond weg, aber ganz nahe bei der Twickenhamschen Eisenbahnstation, so daß wir dadurch beinahe näher an London sind. Dazu liegt das Haus mitten in einem großen prächtigen Garten, der bis zur Themse geht und uns im Frühjahr ein wahres Götterleben verspricht. Das Haus selbst ist viel größer als das jetzige, allein zehn Schlafzimmer, so daß wir immer Freunde beherbergen können, unten sind drei Salons, ein Eßsalon und zwei andre, die in den Garten hinausgehen, eine Veranda läuft vor dem Haus her, und ein Treibhaus voller Blumen ist dabei. Sind wir erst darin, will ich Euch eine Zeichnung davon schicken. Ich werde immer mehr eine Landbewohnerin, und bei dem ungemein schönen milden Winter, den wir haben, ist es auch äußerst angenehm. Unser letztes Fest ist so glänzend ausgefallen, daß ich noch etwas davon erzählen muß, ich habe kaum je etwas Gelungeneres unternommen. Vielleicht hört Ihr auch auf anderm Wege davon, da Friedrich Althaus und Charlotte hier waren. Anna spielte uns den schlechten Streich, Migräne zu haben, und kam nicht, was ihr ebenso leid war wie uns. Ich hatte einen kleinen Kreis von den besten Freunden heimlich beschieden, sogar Herzens liebsten Freund, einen Italiener, einen der besten Menschen, die ich kenne, der jetzt in Oxford wohnt, hatte ich verschrieben, und er fand sich ein.[1])

[1]) Saffi, einer der römischen Triumvirn von 1849.

Am Morgen hatten die Kinder und ich Herzen mit Gesang empfangen und auf seinen bekränzten Frühstücksplatz ihm unsre kleinen Geschenke bereitet. Dann war er den ganzen Tag in sein Schlafzimmer verbannt, da wir sein Kabinett beim Salon nötig hatten. Um 6 Uhr durfte er in den Salon, wo der Kreis lieber Menschen ihn empfing und wo alles mit Blumen geschmückt war, besonders die Tür des Kabinetts, die eine förmliche Laube bildete, in der ein Vorhang das Innere verhüllte. Endlich begann hinter dem Vorhang schöne Musik. Ein Freund, Musiker, war da versteckt mit dem Piano. Dann las Alexanders Lehrer, unser geistreicher Franzose,[1]) ein reizendes Märchen vor, das er geschrieben, worin Herzens Leben mit kurzen Zügen beschrieben und das folgende vorbereitet war; dann kamen nun Tableaux aus Herzens Leben, die wirklich wunderschön ausfielen, immer mit entsprechender Musik begleitet, die unser Freund im voraus zusammengestellt hatte. Als alles vorüber war, herrschte große Fröhlichkeit; ich hatte ein nettes Souper bereitet mit deutschem Heringssalat und deutschem Punsch, wobei letzterer ganz besonders gute Wirkung tat. Nach dem Souper wurde musiziert, und was denkst Du wohl, daß ich jetzt Hauptsängerin bin und mich alle sehr gern singen hören, obgleich zwei tüchtige Künstler, ein Herr und eine Dame, eine Engländerin, die sehr schön spielt, in der Gesellschaft waren. Wir blieben bis 4 Uhr nachts zusammen, dann zogen wir Damen uns in die Schlafzimmer zurück, denn alle Welt blieb hier über Nacht. Die Herren ruhten sich unten auf den Sofas aus. Um 9 Uhr andern Morgens frühstückten wir alle in fortgesetzter Heiterkeit und begleiteten dann alle die Freunde zur Eisenbahn. Die Kinder waren selig, und dies Fest spielt eine große Rolle in ihrer Erinnerung. Auf Neujahr soll nun eine kleine Wiederholung stattfinden, wenigstens soll der kleine Kreis sich wieder versammeln, und da wir im neuen Haus so viel mehr Menschen beherbergen können, so wird es um so besser gehen. Das Gute ist, daß ich mit gutem Gewissen von Zeit zu Zeit solche Glanzpunkte ins Leben der Kinder flechten kann, da es bei Herzen nicht so darauf ankommt, wenn mal ein paar Pfund mehr in der Woche draufgehen. Hoffentlich wird diesmal auch Anna dabei sein können, da es mir unendlich fehlen würde, sie nicht hier zu haben, denn ich liebe sie immer inniger, da sie sich noch stets zu ihrem Vorteil entwickelt und immer freier wird von allem Romantismus und Exaltation, ein ganz reales und höchst vortreffliches Wesen. Vorige Woche waren Herzen, Alexander und ich nachmittags nach London, bloß um Althausens einen Besuch zu machen. Wir tranken Tee in ihrer kleinen Villa, waren sehr vergnügt und fuhren abends mit dem letzten Bahnzug zurück.

---

[1]) Domenger, der nach dem Aufstand vom Juni 1848 in London als Flüchtling lebte und später in Florenz eine berühmte französische Schule dirigierte.

(Fortsetzung folgt)

Staat und moderne Kunst

Von

Magnus von Wedderkop

In diesen Zeiten sehr geteilter und radikaler Ansichten über Kunst ist die Frage oft aufgeworfen worden, ob der Staat zu ihrer Pflege überhaupt zuständig sei. Dies kann natürlich nur eine Doktorfrage sein, denn der Staat betrachtet die Kunst seit langem als seine Domäne in dem guten Glauben, daß er sie in legitimem Erbgang von den Fürsten überkommen hat. Auch hat er seine Herrschaft über sie tatsächlich immer ausgeübt, und es ist unwahrscheinlich, daß er dies nobile officium jemals wieder niederlegen wird. Diejenigen also, denen es antipathisch ist, dem Staat auch auf diesem Gebiete zu begegnen, müssen sich bescheiden. Wohl aber kann man mit ihnen über die andre ähnliche, weniger theoretische Frage diskutieren, welche Grenzen der Einwirkung des Staats auf die Kunst zu ziehen seien und wie diese Einwirkung zweckmäßig zu gestalten sei. Diese Frage ist in der Tat von außerordentlichem Interesse und immer gleicher Aktualität. Mit jeder neuen Phase der Kunstentwicklung, mit jedem neuen Nachwuchs von Künstlern wird das Verhältnis von Kunst und Staat wieder revisionsbedürftig. Die nachfolgenden kritischen Bemerkungen können vielleicht zur ersten Orientierung in dieser Frage beitragen.

Die Ehe zwischen Staat und Kunst ist alles andre als im Himmel geschlossen, und es bedarf wohlverbürgter Verträge und immer wieder neuer Kautelen, um gute Beziehungen zwischen ihnen dauernd aufrechtzuerhalten. Der moderne Staat hat sich in steter Anpassung an Bedürfnisse und Zwecke entwickeln müssen, die von denen der Kunst so verschieden sind wie denkbar. Ihr gegenüber kann er nur dann Erfolg haben, wenn er sein innerstes Wesen und alle seine Grundsätze verleugnet und ein Verhalten beobachtet, das demjenigen auf den übrigen Gebieten seiner Herrschaft gerade entgegengesetzt ist.

Des Staates innerstes Wesen ist Autorität, die in letztem Grunde auf Gewalt beruht. Das ist eine Atmosphäre, in der die Kunst nicht leben kann. Ihre Lebensluft ist Freiheit, und sie kennt nur die eine Autorität, die des Meisters über den Schüler. Der Staat leitet und beschränkt sein eignes Wirken durch Gesetze und Verordnungen, die für alle seine Organe maßgebend sind. Für die Kunst taugt nur das unmittelbare Einwirken der durch kein Reglement, Programm oder Instruktion gebundenen Persönlichkeit. Wo immer in vergangenen Zeiten die Kunst geblüht hat, war es der fördernde Einfluß eines Fürsten von ausgesprochener Persönlichkeit, von hervorragendem Kunstsinn, der sie es verdankte, ein Fingerzeig für den modernen Staat, der in die Kunstverwaltung nur Männer berufen sollte, die in direktem persönlichem Eingreifen ihres Amtes zu walten imstande sind, welche die Einsicht und den Takt haben, sich der eigentlichen staatlichen Autorität, die hinter ihnen steht, ganz zu begeben, die nur mit dem Ueber-

gewicht ihrer Persönlichkeit und mit dem Vertrauen und Ansehen, das sie genießen, ihre Aufgabe zu erfüllen suchen, nie dekretieren wollen, nie zwingen, nie vergewaltigen, nach dem Motto: „Ne pas confondre intelligence avec gendarmes."

Auch darin muß der Staat seine Natur geradezu umkehren, daß er nicht herrschen will, nicht prätendieren, der Kunst die Richtung vorzuschreiben oder eine ihm genehme Tradition oder Kunstweise der Nation zu oktroyieren, sondern im Gegenteil muß die Regierung sich regieren lassen und sich von dem Strom lebendiger Kunstentwicklung tragen und leiten lassen, statt ihn einzudämmen.

Ferner, das Grundprinzip, nach dem der Staat seine Herrschaft ausübt, das der Gerechtigkeit und Billigkeit, paßt für die Kunst fast in keinem Falle. Sobald er es ihr gegenüber anwendet, so füllen sich seine Galerien mit mittelmäßigen und gleichgültigen Durchschnittsleistungen, geht das Niveau der Lehrkräfte in seinen Kunstlehranstalten zurück, werden die Städte durch minderwertige Bauten verunstaltet, denn in der Kunst gilt nur das Talent, diese große Ungerechtigkeit der Natur. Talentloser, treuer Fleiß und Streben, überall sonst anerkennenswert, ist in der Kunst nicht nur wertlos, sondern schädlich.

Sollte uns einmal ein großer Architekt entstehen, so müßte man so ungerecht sein, ihm allein alle wichtigen Staatsaufträge zuzuwenden, ohne Rücksicht auf ebenso strebsame, gleichaltrige oder ältere Baumeister von geringer Begabung. Die öffentlichen Sammlungen müßten von den großen Bildhauern und Malern alle erreichbaren Werke zu erwerben suchen, und sollten darüber hundert andre fleißige Vertreter dieser Künste leer ausgehen. Statt dessen zeigen tausend Beispiele, wie dem Staat nichts schwerer fällt, als skrupellos sein Gerechtigkeitsprinzip beiseitezusetzen, und immer wieder verfällt er bei seinen Ankäufen und Aufträgen, bei der Besetzung seiner Lehrstellen, bei der Vergebung seiner Auszeichnungen in ein verderbliches Reihum, damit womöglich alle, die sich Künstler nennen oder die er in seinen akademischen Abgangszeugnissen so genannt hat, mit seinen Benefizien bedacht werden.

Eine andre Gefahr für die Kunst liegt in der Gewohnheit des Staats, auf den Gebieten seiner Herrschaft eine Politik zu treiben, d. h. gewisse vorgefaßte Ziele zu verfolgen. So notwendig gewiß eine Eisenbahn-, eine Gewerbe-, eine Bergbaupolitik ist, so verderblich ist eine Kunstpolitik, von welcher Art immer sie sei. Wo sie sich bisher gezeigt hat, war sie meist einseitig auf die Stärkung einer vorhandenen Kunstweise oder Tradition gerichtet, die den Regierenden lobenswert erschien. Man hat dabei oft beobachten müssen, daß der Staat den Fehler begeht, die Verhältnisse, die ihm bei der Verfolgung seiner Politik in andern Ressorts vertraut sind, unwillkürlich auf das der Kunst zu übertragen, wohin sie nicht passen: Richtungen und Strömungen in der Kunst betrachtet er dann als Parteien, die Kunstweise, die ihm zusagt, weil sie schon lange in Uebung war oder sich auf die Autorität ihm bereits bekannter Meister stützt, sieht er als konservativ und regierungsfreundlich an, und Künstler, die andre Wege einschlagen, hat er Neigung als oppositionell zu behandeln. Oft genug sind in den Zeiten, als der Impressionismus aus dem Auslande bei uns eindrang, seine

Vertreter mit Sozialdemokraten und Anarchisten verglichen worden, als Beweis, zu welcher Absurdität es führen kann, wenn man die Kunst der Schablone der Regierungsmaxime unterwirft und Anschauungen und Begriffe des eigentlichen staatlichen Lebens auf die Kunst überträgt.

Immer wieder muß es daher betont werden, daß die Kunst nur gedeihen kann, wenn es ihr gestattet wird, in völliger Freiheit eine Sonderexistenz zu führen, einen Staat im Staate zu bilden und dem eignen Gesetze folgend sich entwickeln zu dürfen.

Unter den Zweigen staatlicher Kunstverwaltung im einzelnen ist der Unterricht und die Frage, wie er zu gestalten sei, am wichtigsten und von vitalem Interesse. Im Vordergrunde stehen hier die Akademien und Kunstschulen.

Der Vorteil, der darin liegt, daß der Staat es ist, der diese Institute unterhält, leuchtet sofort ein. Denn langlebiger und gesicherter als Privatanstalten der Art, sind sie imstande, eine Tradition des Technischen und Handwerklichen in der Kunst zu bilden, die für sie als ihr fester Grund und Unterbau eine Lebensbedingung ist. Was staatliche Anstalten in dieser Hinsicht leisten können, zeigt ihrer aller Muster und Vorbild, die Pariser Akademie. Mit ihrer alten, festgefügten, bis in Lebruns Tage zurückreichenden, ununterbrochenen Ueberlieferung konnte es ihr gelingen, das Niveau technischen Könnens in Frankreich auf einer gleichmäßigen und höchst ansehnlichen Höhe zu halten. Das war, wie der Erfolg gezeigt hat, ein sehr großes Verdienst, denn die besten und epochemachenden französischen Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, wenn sie auch fast alle außerhalb des Schattens der Akademie standen, haben trotz ihrer Opposition gegen sie den großen Vorteil von ihr gezogen, daß sie unter dem hohen, von der Akademie aufgestellten Normalmaß der Anforderungen an ein Kunstwerk mit ihren Leistungen nicht zurückbleiben durften. Ohne die formaltechnische Vollendung ihrer Werke aber hätten sie trotz aller ihrer Genialität der französischen Kunst die Hegemonie, die sie noch immer in Europa führt, nicht sichern können. So hat die Akademie, wenn auch indirekt, unleugbar ihren großen und rechtmäßigen Anteil an den künstlerischen Lorbeeren Frankreichs.

Ein ähnliches Ziel auch nur annähernd zu erreichen war freilich den deutschen Nachbildungen der Pariser Akademie nicht vergönnt. Keine von ihnen hat sich mit dem Muster verglichen auf der Höhe ihrer Aufgabe gezeigt. Einsichtige deutsche Akademielehrer begriffen schon früh die eigne Unzulänglichkeit und schickten ihre Schüler, wie der jüngere Schadow in Düsseldorf, nach Paris. Das schlimmste an der Mangelhaftigkeit des staatlichen Kunstunterrichts in Deutschland aber war, daß sich die geringeren formalen Qualitäten der deutschen akademischen Kunst in den Werken der eigentlichen großen deutschen Künstler widerspiegeln, obwohl sie fast alle ganz wie in Frankreich den Akademien fernstanden. Es ist bezeichnend, daß so geniale Maler wie Schwind, Thoma, Böcklin in Frankreich nicht gewürdigt werden, wie anderseits Menzel, der Künstler der solidesten Arbeit, dort überaus hochgeschätzt wird. Am augenfälligsten, mehr noch als in der Malerei, treten die Mängel des deutschen Kunstunterrichts in

der Plastik zutage. Hier ganz besonders zeigt sich die französische akademische Schulung sehr weit überlegen.

Mehr materieller Natur ist der Schaden, welcher der deutschen Kunst erwächst, dadurch, daß sie, wie man heutzutage oft beklagen hört, auf den ausländischen Kunstmärkten zurückgedrängt wird. Mit Vorliebe schiebt man diesen Mißstand dem Impressionismus in die Schuhe. Mit großem Unrecht. Impressionistische Bilder werden überall gemalt und kommen überall in den Handel. Es ist vielmehr in den meisten Fällen die geringere Güte technischer Ausführung, derentwegen deutsche Kunstwerke überall da unterliegen, wo eine andre, besser geschulte Nation und besonders Frankreich in Konkurrenz tritt.

Es war immer das Verhängnis der Akademien, daß sie sich mit der Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe, dem Kunstunterricht, nicht begnügen konnten. Ein unseliger Ehrgeiz trieb sie, der Kunst im ganzen die Richtung zu weisen. Dieses Streben mußte scheitern. Keiner der zahlreichen deutschen Akademien und Kunstschulen ist es gelungen, die eigentlichen treibenden Lebenskräfte in der Kunst an sich zu ziehen, eine kraftvolle Bewegung aus sich zu erzeugen. Schon die äußeren Verhältnisse ließen das nicht zu. Eine wirkliche Landeshauptstadt der Kunst wie Paris, die alle Kräfte vereinigte, gab es in Deutschland nicht und gibt es im Grunde noch nicht. Berlin und München waren bis vor kurzem kaum mehr als Mittelstädte. So fehlte den deutschen Akademien und Kunstschulen, die schon den großen Nachteil hatten, daß ihrer zu viele waren, der rechte Boden für eine gesunde und kräftige Entwicklung. Was es an tüchtigen Lehrern gab, zersplitterte sich, aber auch alles, was die Kunst sonst zum Gedeihen bedurfte, war nicht vorhanden. Wie war in einer industriellen Mittelstadt wie Düsseldorf, in einer Beamten- und Militärgarnison wie Königsberg ein natürliches Wachstum der dortigen Akademien und der ihnen affiliierten Kunst möglich? Alle Elemente fehlten: Mäzenaten und Sammler, weite Kreise eines kunstliebenden Publikums, Gelegenheit zu großen Aufträgen und vor allem ein umfassender, wohlorganisierter Kunsthandel. Was geschehen mußte, geschah. Die Kunst, die von diesen Städten und Städtchen ausging, konnte nicht anders, als ein provinziales dürftiges Wesen zur Schau tragen.

Düsseldorf, das ein die dort entstandene Kunst eingehend illustrierendes Museum besitzt, ist besonders geeignet, die Entwicklung der akademischen Kunst in Deutschland zu veranschaulichen. Es zeigt immer wieder dasselbe Bild: Ein Stil entsteht und wird nach einiger Zeit allmählich obsolet. Die draußen in der großen Welt sich bildenden Strömungen wachsen an und werden endlich so stark, daß sie die Akademie mit fortreißen. Nach vergeblichem Widerstreben schließt sie dann endlich ein Kompromiß, indem sie die ihr aufgedrängte neue Kunst zu zähmen, zu akademisieren sucht. So erhält das, was sie produziert, das Gepräge einer lahmen Halbheit. So entsteht Bokelmann und sein zaghaftes Pleinair, so Karl Gehrts, der Vertreter eines flauen Makartismus; und in unsern Tagen sehen wir die Landschaft und das Genre, die eigentliche Domäne Düsseldorfs, in einen milden, sehr erlaubten Naturalismus geraten, und sogar von dem ver-

achteten Böcklinismus gibt es dort einen dünnen Aufguß, der als akademiefähig betrachtet wird. Vielleicht erleben wir es noch, daß Düsseldorf sein Kompromiß mit dem Impressionismus schließt, aber wohl erst, wenn er in der übrigen Welt vergessen sein wird.

Daß hin und wieder im Gefolge dieser Akademiker ein humorvolles Original wie Gerhard Hansen oder ein ausgezeichneter, in seiner deutschen Eigenart charaktervoll beharrender Künstler wie Eduard von Gebhard erscheint, bestätigt als Ausnahme nur die Regel akademischer Entwicklung, die über die Produktion von Kunst aus zweiter Hand nicht hinaus gelangt.

Kein Wunder deshalb, daß Männer wie Rethel, Feuerbach und Böcklin, Düsseldorfs größte Schüler, die Stadt verließen, sobald sie sich auf sich selbst besannen, daß überhaupt alle Künstler von ausgeprägter Originalität, alle selbständigen, kühnen und erfindungsreichen Köpfe fern von den Akademien ihre eignen Wege gingen, so daß es kaum übertrieben ist, wenn man sagt, daß gerade das Beste und Lebenskräftigste in der deutschen Kunst im Widerspruch mit den staatlichen Kunstanstalten entstanden ist.

Indem so der Geist der Akademien sich unfruchtbar erwies zur Hervorbringung einer nationalen Kunst, war er anderseits stark genug, um mancherlei Schaden anzurichten.

Die Akademien zeigten immer die unglückliche Neigung, über das in der Kunst Erlernbare hinaus auch auf das, was im Künstler frei sich entfalten muß, bestimmend einzuwirken, seine persönliche und originale Auffassung und sein künstlerisches Temperament. Dadurch warfen sie eine Menge wertvoller Talente, die nicht die Kraft hatten, dem mächtigen Einfluß der Schule zu widerstehen, aus ihren Bahnen und lenkten sie auf einen ihrer Natur widerstrebenden Weg. Die Beispiele sind zahlreich, und die Jahrhundertausstellung in der Berliner Nationalgalerie im vorigen Jahre hat ihnen noch eine Menge neue und eklatante hinzugefügt.

Es ist daher nur zu erklärlich, daß zu allen Zeiten eine Opposition gegen den Akademismus bestand. Indes fast das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch blieb das Glück ihm treu. Das Interesse für bildende Kunst war in der Nation nicht sehr lebhaft, und die Opposition fand wenig Widerhall im Publikum. Mehr und mehr festigte sich die Stellung der Akademien, die ungestört einen schweren Druck auf alle nicht fügsamen Elemente ausüben konnten. Schon hatte es den Anschein, als würde die Kunst ein staatliches, ein akademisches Monopol werden, da kam gegen Ende der achtziger Jahre der Umschwung. Das Interesse der Nation für künstlerische Dinge begann zu erstarken, und in gleichem Maße gewann die antiakademische Kunst an Boden. Je längere Zeit sich der Druck der Akademien fühlbar gemacht hatte, desto stärker mußte jetzt der Gegendruck der Gegner sein. Daher die mancherlei unerfreulichen Symptome eines Antagonismus in der Kunst, daher die mancherlei Uebertreibungen, Einseitigkeiten und Absonderlichkeiten, die man gelegentlich in den Werken moderner Künstler findet. Sie sind der bösen Luft entsprungen, das, was die nichtakademische von

Am Morgen hatten die Kinder und ich Herzen mit Gesang empfangen und auf seinen bekränzten Frühstücksplatz ihm unsre kleinen Geschenke bereitet. Dann war er den ganzen Tag in sein Schlafzimmer verbannt, da wir sein Kabinett beim Salon nötig hatten. Um 6 Uhr durfte er in den Salon, wo der Kreis lieber Menschen ihn empfing und wo alles mit Blumen geschmückt war, besonders die Tür des Kabinetts, die eine förmliche Laube bildete, in der ein Vorhang das Innere verhüllte. Endlich begann hinter dem Vorhang schöne Musik. Ein Freund, Musiker, war da versteckt mit dem Piano. Dann las Alexanders Lehrer, unser geistreicher Franzose,[1]) ein reizendes Märchen vor, das er geschrieben, worin Herzens Leben mit kurzen Zügen beschrieben und das folgende vorbereitet war; dann kamen nun Tableaux aus Herzens Leben, die wirklich wunderschön ausfielen, immer mit entsprechender Musik begleitet, die unser Freund im voraus zusammengestellt hatte. Als alles vorüber war, herrschte große Fröhlichkeit; ich hatte ein nettes Souper bereitet mit deutschem Heringssalat und deutschem Punsch, wobei letzterer ganz besonders gute Wirkung tat. Nach dem Souper wurde musiziert, und was denkst Du wohl, daß ich jetzt Hauptsängerin bin und mich alle sehr gern singen hören, obgleich zwei tüchtige Künstler, ein Herr und eine Dame, eine Engländerin, die sehr schön spielt, in der Gesellschaft waren. Wir blieben bis 4 Uhr nachts zusammen, dann zogen wir Damen uns in die Schlafzimmer zurück, denn alle Welt blieb hier über Nacht. Die Herren ruhten sich unten auf den Sofas aus. Um 9 Uhr andern Morgens frühstückten wir alle in fortgesetzter Heiterkeit und begleiteten dann alle die Freunde zur Eisenbahn. Die Kinder waren selig, und dies Fest spielt eine große Rolle in ihrer Erinnerung. Auf Neujahr soll nun eine kleine Wiederholung stattfinden, wenigstens soll der kleine Kreis sich wieder versammeln, und da wir im neuen Haus so viel mehr Menschen beherbergen können, so wird es um so besser gehen. Das Gute ist, daß ich mit gutem Gewissen von Zeit zu Zeit solche Glanzpunkte ins Leben der Kinder flechten kann, da es bei Herzen nicht so darauf ankommt, wenn mal ein paar Pfund mehr in der Woche draufgehen. Hoffentlich wird diesmal auch Anna dabei sein können, da es mir unendlich fehlen würde, sie nicht hier zu haben, denn ich liebe sie immer inniger, da sie sich noch stets zu ihrem Vorteil entwickelt und immer freier wird von allem Romantismus und Exaltation, ein ganz reales und höchst vortreffliches Wesen. Vorige Woche waren Herzen, Alexander und ich nachmittags nach London, bloß um Althausens einen Besuch zu machen. Wir tranken Tee in ihrer kleinen Villa, waren sehr vergnügt und fuhren abends mit dem letzten Bahnzug zurück.

---

[1]) Domenger, der nach dem Aufstand vom Juni 1848 in London als Flüchtling lebte und später in Florenz eine berühmte französische Schule dirigierte.

(Fortsetzung folgt)

Staat und moderne Kunst

Von

Magnus von Wedderkop

In diesen Zeiten sehr geteilter und radikaler Ansichten über Kunst ist die Frage oft aufgeworfen worden, ob der Staat zu ihrer Pflege überhaupt zuständig sei. Dies kann natürlich nur eine Doktorfrage sein, denn der Staat betrachtet die Kunst seit langem als seine Domäne in dem guten Glauben, daß er sie in legitimem Erbgang von den Fürsten überkommen hat. Auch hat er seine Herrschaft über sie tatsächlich immer ausgeübt, und es ist unwahrscheinlich, daß er dies nobile officium jemals wieder niederlegen wird. Diejenigen also, denen es antipathisch ist, dem Staat auch auf diesem Gebiete zu begegnen, müssen sich bescheiden. Wohl aber kann man mit ihnen über die andre ähnliche, weniger theoretische Frage diskutieren, welche Grenzen der Einwirkung des Staats auf die Kunst zu ziehen seien und wie diese Einwirkung zweckmäßig zu gestalten sei. Diese Frage ist in der Tat von außerordentlichem Interesse und immer gleicher Aktualität. Mit jeder neuen Phase der Kunstentwicklung, mit jedem neuen Nachwuchs von Künstlern wird das Verhältnis von Kunst und Staat wieder revisionsbedürftig. Die nachfolgenden kritischen Bemerkungen können vielleicht zur ersten Orientierung in dieser Frage beitragen.

Die Ehe zwischen Staat und Kunst ist alles andre als im Himmel geschlossen, und es bedarf wohlverbürgter Verträge und immer wieder neuer Kautelen, um gute Beziehungen zwischen ihnen dauernd aufrechtzuerhalten. Der moderne Staat hat sich in steter Anpassung an Bedürfnisse und Zwecke entwickeln müssen, die von denen der Kunst so verschieden sind wie denkbar. Ihr gegenüber kann er nur dann Erfolg haben, wenn er sein innerstes Wesen und alle seine Grundsätze verleugnet und ein Verhalten beobachtet, das demjenigen auf den übrigen Gebieten seiner Herrschaft gerade entgegengesetzt ist.

Des Staates innerstes Wesen ist Autorität, die in letztem Grunde auf Gewalt beruht. Das ist eine Atmosphäre, in der die Kunst nicht leben kann. Ihre Lebensluft ist Freiheit, und sie kennt nur die eine Autorität, die des Meisters über den Schüler. Der Staat leitet und beschränkt sein eignes Wirken durch Gesetze und Verordnungen, die für alle seine Organe maßgebend sind. Für die Kunst taugt nur das unmittelbare Einwirken der durch kein Reglement, Programm oder Instruktion gebundenen Persönlichkeit. Wo immer in vergangenen Zeiten die Kunst geblüht hat, war es der fördernde Einfluß eines Fürsten von ausgesprochener Persönlichkeit, von hervorragendem Kunstsinn, der sie es verdankte, ein Fingerzeig für den modernen Staat, der in die Kunstverwaltung nur Männer berufen sollte, die in direktem persönlichem Eingreifen ihres Amtes zu walten imstande sind, welche die Einsicht und den Takt haben, sich der eigentlichen staatlichen Autorität, die hinter ihnen steht, ganz zu begeben, die nur mit dem Ueber-

gewicht ihrer Persönlichkeit und mit dem Vertrauen und Ansehen, das sie genießen, ihre Aufgabe zu erfüllen suchen, nie dekretieren wollen, nie zwingen, nie vergewaltigen, nach dem Motto: „Ne pas confondre intelligence avec gendarmes."

Auch darin muß der Staat seine Natur geradezu umkehren, daß er nicht herrschen will, nicht prätendieren, der Kunst die Richtung vorzuschreiben oder eine ihm genehme Tradition oder Kunstweise der Nation zu oktroyieren, sondern im Gegenteil muß die Regierung sich regieren lassen und sich von dem Strom lebendiger Kunstentwicklung tragen und leiten lassen, statt ihn einzudämmen.

Ferner, das Grundprinzip, nach dem der Staat seine Herrschaft ausübt, das der Gerechtigkeit und Billigkeit, paßt für die Kunst fast in keinem Falle. Sobald er es ihr gegenüber anwendet, so füllen sich seine Galerien mit mittelmäßigen und gleichgültigen Durchschnittsleistungen, geht das Niveau der Lehrkräfte in seinen Kunstlehranstalten zurück, werden die Städte durch minderwertige Bauten verunstaltet, denn in der Kunst gilt nur das Talent, diese große Ungerechtigkeit der Natur. Talentloser, treuer Fleiß und Streben, überall sonst anerkennenswert, ist in der Kunst nicht nur wertlos, sondern schädlich.

Sollte uns einmal ein großer Architekt entstehen, so müßte man so ungerecht sein, ihm allein alle wichtigen Staatsaufträge zuzuwenden, ohne Rücksicht auf ebenso strebsame, gleichaltrige oder ältere Baumeister von geringer Begabung. Die öffentlichen Sammlungen müßten von den großen Bildhauern und Malern alle erreichbaren Werke zu erwerben suchen, und sollten darüber hundert andre fleißige Vertreter dieser Künste leer ausgehen. Statt dessen zeigen tausend Beispiele, wie dem Staat nichts schwerer fällt, als skrupellos sein Gerechtigkeitsprinzip beiseitezusetzen, und immer wieder verfällt er bei seinen Ankäufen und Aufträgen, bei der Besetzung seiner Lehrstellen, bei der Vergebung seiner Auszeichnungen in ein verderbliches Reihum, damit womöglich alle, die sich Künstler nennen oder die er in seinen akademischen Abgangszeugnissen so genannt hat, mit seinen Benefizien bedacht werden.

Eine andre Gefahr für die Kunst liegt in der Gewohnheit des Staats, auf den Gebieten seiner Herrschaft eine Politik zu treiben, d. h. gewisse vorgefaßte Ziele zu verfolgen. So notwendig gewiß eine Eisenbahn-, eine Gewerbe-, eine Bergbaupolitik ist, so verderblich ist eine Kunstpolitik, von welcher Art immer sie sei. Wo sie sich bisher gezeigt hat, war sie meist einseitig auf die Stärkung einer vorhandenen Kunstweise oder Tradition gerichtet, die den Regierenden lobenswert erschien. Man hat dabei oft beobachten müssen, daß der Staat den Fehler begeht, die Verhältnisse, die ihm bei der Verfolgung seiner Politik in andern Ressorts vertraut sind, unwillkürlich auf das der Kunst zu übertragen, wohin sie nicht passen: Richtungen und Strömungen in der Kunst betrachtet er dann als Parteien, die Kunstweise, die ihm zusagt, weil sie schon lange in Uebung war oder sich auf die Autorität ihm bereits bekannter Meister stützt, sieht er als konservativ und regierungsfreundlich an, und Künstler, die andre Wege einschlagen, hat er Neigung als oppositionell zu behandeln. Oft genug sind in den Zeiten, als der Impressionismus aus dem Auslande bei uns eindrang, seine

Vertreter mit Sozialdemokraten und Anarchisten verglichen worden, als Beweis, zu welcher Absurdität es führen kann, wenn man die Kunst der Schablone der Regierungsmaxime unterwirft und Anschauungen und Begriffe des eigentlichen staatlichen Lebens auf die Kunst überträgt.

Immer wieder muß es daher betont werden, daß die Kunst nur gedeihen kann, wenn es ihr gestattet wird, in völliger Freiheit eine Sonderexistenz zu führen, einen Staat im Staate zu bilden und dem eignen Gesetze folgend sich entwickeln zu dürfen.

Unter den Zweigen staatlicher Kunstverwaltung im einzelnen ist der Unterricht und die Frage, wie er zu gestalten sei, am wichtigsten und von vitalem Interesse. Im Vordergrunde stehen hier die Akademien und Kunstschulen.

Der Vorteil, der darin liegt, daß der Staat es ist, der diese Institute unterhält, leuchtet sofort ein. Denn langlebiger und gesicherter als Privatanstalten der Art, sind sie imstande, eine Tradition des Technischen und Handwerklichen in der Kunst zu bilden, die für sie als ihr fester Grund und Unterbau eine Lebensbedingung ist. Was staatliche Anstalten in dieser Hinsicht leisten können, zeigt ihrer aller Muster und Vorbild, die Pariser Akademie. Mit ihrer alten, festgefügten, bis in Lebruns Tage zurückreichenden, ununterbrochenen Ueberlieferung konnte es ihr gelingen, das Niveau technischen Könnens in Frankreich auf einer gleichmäßigen und höchst ansehnlichen Höhe zu halten. Das war, wie der Erfolg gezeigt hat, ein sehr großes Verdienst, denn die besten und epochemachenden französischen Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, wenn sie auch fast alle außerhalb des Schattens der Akademie standen, haben trotz ihrer Opposition gegen sie den großen Vorteil von ihr gezogen, daß sie unter dem hohen, von der Akademie aufgestellten Normalmaß der Anforderungen an ein Kunstwerk mit ihren Leistungen nicht zurückbleiben durften. Ohne die formaltechnische Vollendung ihrer Werke aber hätten sie trotz aller ihrer Genialität der französischen Kunst die Hegemonie, die sie noch immer in Europa führt, nicht sichern können. So hat die Akademie, wenn auch indirekt, unleugbar ihren großen und rechtmäßigen Anteil an den künstlerischen Lorbeeren Frankreichs.

Ein ähnliches Ziel auch nur annähernd zu erreichen war freilich den deutschen Nachbildungen der Pariser Akademie nicht vergönnt. Keine von ihnen hat sich mit dem Muster verglichen auf der Höhe ihrer Aufgabe gezeigt. Einsichtige deutsche Akademielehrer begriffen schon früh die eigne Unzulänglichkeit und schickten ihre Schüler, wie der jüngere Schadow in Düsseldorf, nach Paris. Das schlimmste an der Mangelhaftigkeit des staatlichen Kunstunterrichts in Deutschland aber war, daß sich die geringeren formalen Qualitäten der deutschen akademischen Kunst in den Werken der eigentlichen großen deutschen Künstler widerspiegeln, obwohl sie fast alle ganz wie in Frankreich den Akademien fernstanden. Es ist bezeichnend, daß so geniale Maler wie Schwind, Thoma, Böcklin in Frankreich nicht gewürdigt werden, wie anderseits Menzel, der Künstler der solidesten Arbeit, dort überaus hochgeschätzt wird. Am augenfälligsten, mehr noch als in der Malerei, treten die Mängel des deutschen Kunstunterrichts in

der Plastik zutage. Hier ganz besonders zeigt sich die französische akademische Schulung sehr weit überlegen.

Mehr materieller Natur ist der Schaden, welcher der deutschen Kunst erwächst, dadurch, daß sie, wie man heutzutage oft beklagen hört, auf den ausländischen Kunstmärkten zurückgedrängt wird. Mit Vorliebe schiebt man diesen Mißstand dem Impressionismus in die Schuhe. Mit großem Unrecht. Impressionistische Bilder werden überall gemalt und kommen überall in den Handel. Es ist vielmehr in den meisten Fällen die geringere Güte technischer Ausführung, derentwegen deutsche Kunstwerke überall da unterliegen, wo eine andre, besser geschulte Nation und besonders Frankreich in Konkurrenz tritt.

Es war immer das Verhängnis der Akademien, daß sie sich mit der Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe, dem Kunstunterricht, nicht begnügen konnten. Ein unseliger Ehrgeiz trieb sie, der Kunst im ganzen die Richtung zu weisen. Dieses Streben mußte scheitern. Keiner der zahlreichen deutschen Akademien und Kunstschulen ist es gelungen, die eigentlichen treibenden Lebenskräfte in der Kunst an sich zu ziehen, eine kraftvolle Bewegung aus sich zu erzeugen. Schon die äußeren Verhältnisse ließen das nicht zu. Eine wirkliche Landeshauptstadt der Kunst wie Paris, die alle Kräfte vereinigte, gab es in Deutschland nicht und gibt es im Grunde noch nicht. Berlin und München waren bis vor kurzem kaum mehr als Mittelstädte. So fehlte den deutschen Akademien und Kunstschulen, die schon den großen Nachteil hatten, daß ihrer zu viele waren, der rechte Boden für eine gesunde und kräftige Entwicklung. Was es an tüchtigen Lehrern gab, zersplitterte sich, aber auch alles, was die Kunst sonst zum Gedeihen bedurfte, war nicht vorhanden. Wie war in einer industriellen Mittelstadt wie Düsseldorf, in einer Beamten- und Militärgarnison wie Königsberg ein natürliches Wachstum der dortigen Akademien und der ihnen affiliierten Kunst möglich? Alle Elemente fehlten: Mäzenaten und Sammler, weite Kreise eines kunstliebenden Publikums, Gelegenheit zu großen Aufträgen und vor allem ein umfassender, wohlorganisierter Kunsthandel. Was geschehen mußte, geschah. Die Kunst, die von diesen Städten und Städtchen ausging, konnte nicht anders, als ein provinziales dürftiges Wesen zur Schau tragen.

Düsseldorf, das ein die dort entstandene Kunst eingehend illustrierendes Museum besitzt, ist besonders geeignet, die Entwicklung der akademischen Kunst in Deutschland zu veranschaulichen. Es zeigt immer wieder dasselbe Bild: Ein Stil entsteht und wird nach einiger Zeit allmählich obsolet. Die draußen in der großen Welt sich bildenden Strömungen wachsen an und werden endlich so stark, daß sie die Akademie mit fortreißen. Nach vergeblichem Widerstreben schließt sie dann endlich ein Kompromiß, indem sie die ihr aufgedrängte neue Kunst zu zähmen, zu akademisieren sucht. So erhält das, was sie produziert, das Gepräge einer lahmen Halbheit. So entsteht Bokelmann und sein zaghaftes Pleinair, so Karl Gehrts, der Vertreter eines flauen Makartismus; und in unsern Tagen sehen wir die Landschaft und das Genre, die eigentliche Domäne Düsseldorfs, in einen milden, sehr erlaubten Naturalismus geraten, und sogar von dem ver-

achteten Böcklinismus gibt es dort einen dünnen Aufguß, der als akademiefähig betrachtet wird. Vielleicht erleben wir es noch, daß Düsseldorf sein Kompromiß mit dem Impressionismus schließt, aber wohl erst, wenn er in der übrigen Welt vergessen sein wird.

Daß hin und wieder im Gefolge dieser Akademiker ein humorvolles Original wie Gerhard Hansen oder ein ausgezeichneter, in seiner deutschen Eigenart charaktervoll beharrender Künstler wie Eduard von Gebhard erscheint, bestätigt als Ausnahme nur die Regel akademischer Entwicklung, die über die Produktion von Kunst aus zweiter Hand nicht hinaus gelangt.

Kein Wunder deshalb, daß Männer wie Rethel, Feuerbach und Böcklin, Düsseldorfs größte Schüler, die Stadt verließen, sobald sie sich auf sich selbst besannen, daß überhaupt alle Künstler von ausgeprägter Originalität, alle selbständigen, kühnen und erfindungsreichen Köpfe fern von den Akademien ihre eignen Wege gingen, so daß es kaum übertrieben ist, wenn man sagt, daß gerade das Beste und Lebenskräftigste in der deutschen Kunst im Widerspruch mit den staatlichen Kunstanstalten entstanden ist.

Indem so der Geist der Akademien sich unfruchtbar erwies zur Hervorbringung einer nationalen Kunst, war er anderseits stark genug, um mancherlei Schaden anzurichten.

Die Akademien zeigten immer die unglückliche Neigung, über das in der Kunst Erlernbare hinaus auch auf das, was im Künstler frei sich entfalten muß, bestimmend einzuwirken, seine persönliche und originale Auffassung und sein künstlerisches Temperament. Dadurch warfen sie eine Menge wertvoller Talente, die nicht die Kraft hatten, dem mächtigen Einfluß der Schule zu widerstehen, aus ihren Bahnen und lenkten sie auf einen ihrer Natur widerstrebenden Weg. Die Beispiele sind zahlreich, und die Jahrhundertausstellung in der Berliner Nationalgalerie im vorigen Jahre hat ihnen noch eine Menge neue und eklatante hinzugefügt.

Es ist daher nur zu erklärlich, daß zu allen Zeiten eine Opposition gegen den Akademismus bestand. Indes fast das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch blieb das Glück ihm treu. Das Interesse für bildende Kunst war in der Nation nicht sehr lebhaft, und die Opposition fand wenig Widerhall im Publikum. Mehr und mehr festigte sich die Stellung der Akademien, die ungestört einen schweren Druck auf alle nicht fügsamen Elemente ausüben konnten. Schon hatte es den Anschein, als würde die Kunst ein staatliches, ein akademisches Monopol werden, da kam gegen Ende der achtziger Jahre der Umschwung. Das Interesse der Nation für künstlerische Dinge begann zu erstarken, und in gleichem Maße gewann die antiakademische Kunst an Boden. Je längere Zeit sich der Druck der Akademien fühlbar gemacht hatte, desto stärker mußte jetzt der Gegendruck der Gegner sein. Daher die mancherlei unerfreulichen Symptome eines Antagonismus in der Kunst, daher die mancherlei Uebertreibungen, Einseitigkeiten und Absonderlichkeiten, die man gelegentlich in den Werken moderner Künstler findet. Sie sind der bösen Luft entsprungen, das, was die nichtakademische von

akademischer Kunst trennt, recht zu unterstreichen und ersichtlich das stark hervorzukehren, was die Vertreter und Bewunderer dieser Kunstübung in Harnisch bringen muß.

Dem Bedürfnis der Verteidigung und Abwehr gegenüber der Alleinherrschaft der Akademien entwuchsen auch die Sezessionen und neuerdings der Künstlerbund. Nichts wäre irriger, als sie als die Vorkämpfer einer einzelnen heterodoxen Kunstrichtung, etwa des Impressionismus, anzusehen, den man der Nation aufdrängen wollte. Sie repräsentieren vielmehr sämtliche Richtungen und Arten deutscher Kunst mit alleiniger Ausnahme der akademischen, so daß die Akademien und der Staat sich mit einem Kriege mit hundert Fronten bedroht sehen. Denn was könnte so diametral entgegengesetzte Künstler wie Max Liebermann und Ludwig von Hofmann, Corinth und Trübner, Stuck und Olde, Klinger und Kalckreuth um die gleiche Fahne scharen, wenn nicht das gemeinschaftliche Interesse an der ungehemmten, freien Entwicklung der Kunst und der Widerstand gegen den übermächtig gewordenen Geist der Akademien.

Als warnendes Beispiel, wohin die schrankenlose Herrschaft des Akademismus führen kann, möge die Pariser Akademie uns Deutschen immer vor Augen stehen. Traditionell in diesem Institut ist seit unvordenklichen Zeiten der Geist des Pseudoklassizismus. Er zeigte sich um so unausrottbarer, als er sich auf die schlechteren Instinkte der französischen Volksseele gründete, deren Eitelkeit sich stets mit dem bizarren Gedanken der Abstammung und Verwandtschaft mit den antiken Römern schmeichelte. Im neunzehnten Jahrhundert hatte diese Tradition, die, wie alle Traditionen, je länger sie besteht, um so gefährlicher wird, eine solche Macht erlangt, daß sie trotz ihrer fremdländischen Herkunft und Art sich als die legitime und alleinige nationale Kunst ausgeben konnte und alle von ihr abgewandten, die spezifische Eigenart des französischen Geistes zum Ausdruck bringenden Künstler als antinational und unfranzösisch verdächtig wurden. Millet wäre verschollen wie der geniale Honoré Daumier, wenn nicht das Ausland sich des großen Meisters angenommen hätte. Delacroix ist bis auf unsre Tage in einem Halbschatten geblieben. Welche Kämpfe haben Courbet und Manet, später Monet, Degas und Renoir bestehen müssen, ehe sie die Anerkennung fanden, die ihnen als den eigentlichen Klassikern der modernen französischen Malerei gebührt.

Die größten und originalsten französischen Künstler wurden das ganze neunzehnte Jahrhundert über von Ankäufen und Bestellungen des Staates ausgeschlossen, und bis in die jüngste Zeit suchte man sie vergeblich in den staatlichen Galerien. Was von ihren Werken jetzt noch in Frankreich erreichbar ist, gelangt neuerdings zuweilen geschenkweise und unter Schwierigkeiten in die öffentlichen Sammlungen.

So weit, bis zu dieser fast systematischen Knebelung der originalen nationalen Kunst ist es selbstverständlich in Deutschland nie gekommen, aber immerhin besteht auch bei uns nach den gemachten Erfahrungen stets die Gefahr, daß eine akademische Tradition sich befestige, den Staat verleite, für sie ausschließlich Partei

zu ergreifen und dadurch ähnliche Unzuträglichkeiten und Schäden wie in Frankreich hervorzurufen.

Was nach dem hier dargelegten Standpunkt für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Kunst wünschenswert ist, wäre vor allem die möglichste Beschränkung der Akademien auf ihre eigentliche Aufgabe, das rein Technische der Kunst zu lehren. Je mehr dies gelingt, desto größer wird der Nutzen sein, den diese Institute bringen können. Sodann ist es nötig, zu verhindern, daß sich eine bestimmte akademische Kunstrichtung als Tradition einwurzle, da sie nicht nur der freien Entfaltung der Kunst zum Nachteil gereicht, sondern auch den Akademien selbst, die sich dadurch den Zustrom neuer Anschauungen und Ideen und frischer Lebenskräfte versperren. Was sie durch eine alteingelebte Tradition an äußerer Macht vielleicht gewinnen, verlieren sie an lebendiger und gestaltender Einwirkung auf die Kunst. Endlich sollte der Staat seine Mittel auf solche Akademien konzentrieren, die lebensfähig sind und die auf einem solchen Boden stehen, der ihnen wirklich bedeutende und nutzbringende Leistungen ermöglicht.

Nächst den Akademien ist der bei weitem wichtigste Zweig staatlicher Betätigung gegenüber der modernen Kunst die Pflege von Kunstsammlungen. Auch hier ist ihm eine schwierige Aufgabe gestellt. Galerien sind nur gut, wenn sie das Werk einer ausgesprochenen künstlerisch begabten einzelnen Persönlichkeit sind. Alle bedeutenden und wohl zusammengesetzten Sammlungen aus der Aera der fürstlichen Kunstpflege verdankt man jedesmal dem Geschmack und Kunstsinn eines einzelnen Herrschers, und aus unsrer Zeit ist die schönste moderne Galerie noch immer die des Grafen Schack, nicht nur durch die Zahl der Meisterwerke, die sie enthält, sondern auch weil sie wie keine andre ein einheitliches und zusammenhängendes Bild deutscher Kunst in Schacks Tagen gibt, wie es eben nur möglich ist, wenn eine individuell ausgeprägte Sinnesart in einer Sammlung waltet. Hier liegt die Schwierigkeit für den Staat. Mit seinen modernen Galerien Erfolge zu erringen hat er nur dann Aussicht, wenn er es über sich gewinnt, einen als Sammler und Kenner hervorragenden Mann als Leiter solcher Institute uneingeschränkt, unberaten, undirigiert wirken zu lassen.

Nun krankt aber die gesamte Kunstverwaltung in fast allen ihren Zweigen unter einer von alters her eingenisteten Einrichtung, die sich vielleicht im übrigen Staatsleben bewährt und nötig ist, aber für die Kunst fast in keinem Falle taugt. Es ist der Beirat, das Kuratorium, die Kommission oder wie solche Kollegien von Sachverständigen heißen mögen, die überall da eingesetzt werden, wo ein großer staatlicher Auftrag, ein Bau etwa, auszuführen ist, wo ein Stiftungs- oder sonstiger großer Fonds zu Kunstzwecken besteht, und bei allen Arten von Anstalten und Instituten. Ihr Zweck ist, mit ihrem sachverständigen Rat bei der Lösung der Aufgaben, um die es sich hier handelt, mitzuwirken. Oft auch ist ihnen das Recht gegeben, mit zu beschließen und zu entscheiden. Insoweit solche Körperschaften lediglich mit äußeren Verwaltungssachen befaßt sind, können sie sehr nutzbringend sein. Das aber ist der seltene Ausnahmefall. Fast immer sind sie berufen, auch in das Innere und Eigentliche jener Aufgaben einzugreifen

akademischer Kunst trennt, recht zu unterstreichen und ersichtlich das stark hervorzukehren, was die Vertreter und Bewunderer dieser Kunstübung in Harnisch bringen muß.

Dem Bedürfnis der Verteidigung und Abwehr gegenüber der Alleinherrschaft der Akademien entwuchsen auch die Sezessionen und neuerdings der Künstlerbund. Nichts wäre irriger, als sie als die Vorkämpfer einer einzelnen heterodoxen Kunstrichtung, etwa des Impressionismus, anzusehen, den man der Nation aufdrängen wollte. Sie repräsentieren vielmehr sämtliche Richtungen und Arten deutscher Kunst mit alleiniger Ausnahme der akademischen, so daß die Akademien und der Staat sich mit einem Kriege mit hundert Fronten bedroht sehen. Denn was könnte so diametral entgegengesetzte Künstler wie Max Liebermann und Ludwig von Hofmann, Corinth und Trübner, Stuck und Olde, Klinger und Kalckreuth um die gleiche Fahne scharen, wenn nicht das gemeinschaftliche Interesse an der ungehemmten, freien Entwicklung der Kunst und der Widerstand gegen den übermächtig gewordenen Geist der Akademien.

Als warnendes Beispiel, wohin die schrankenlose Herrschaft des Akademismus führen kann, möge die Pariser Akademie uns Deutschen immer vor Augen stehen. Traditionell in diesem Institut ist seit unvordenklichen Zeiten der Geist des Pseudoklassizismus. Er zeigte sich um so unausrottbarer, als er sich auf die schlechteren Instinkte der französischen Volksseele gründete, deren Eitelkeit sich stets mit dem bizarren Gedanken der Abstammung und Verwandtschaft mit den antiken Römern schmeichelte. Im neunzehnten Jahrhundert hatte diese Tradition, die, wie alle Traditionen, je länger sie besteht, um so gefährlicher wird, eine solche Macht erlangt, daß sie trotz ihrer fremdländischen Herkunft und Art sich als die legitime und alleinige nationale Kunst ausgeben konnte und alle von ihr abgewandten, die spezifische Eigenart des französischen Geistes zum Ausdruck bringenden Künstler als antinational und unfranzösisch verdächtig wurden. Millet wäre verschollen wie der geniale Honoré Daumier, wenn nicht das Ausland sich des großen Meisters angenommen hätte. Delacroix ist bis auf unsre Tage in einem Halbschatten geblieben. Welche Kämpfe haben Courbet und Manet, später Monet, Degas und Renoir bestehen müssen, ehe sie die Anerkennung fanden, die ihnen als den eigentlichen Klassikern der modernen französischen Malerei gebührt.

Die größten und originalsten französischen Künstler wurden das ganze neunzehnte Jahrhundert über von Ankäufen und Bestellungen des Staates ausgeschlossen, und bis in die jüngste Zeit suchte man sie vergeblich in den staatlichen Galerien. Was von ihren Werken jetzt noch in Frankreich erreichbar ist, gelangt neuerdings zuweilen geschenkweise und unter Schwierigkeiten in die öffentlichen Sammlungen.

So weit, bis zu dieser fast systematischen Knebelung der originalen nationalen Kunst ist es selbstverständlich in Deutschland nie gekommen, aber immerhin besteht auch bei uns nach den gemachten Erfahrungen stets die Gefahr, daß eine akademische Tradition sich befestige, den Staat verleite, für sie ausschließlich Partei

zu ergreifen und dadurch ähnliche Unzuträglichkeiten und Schäden wie in Frankreich hervorzurufen.

Was nach dem hier dargelegten Standpunkt für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Kunst wünschenswert ist, wäre vor allem die möglichste Beschränkung der Akademien auf ihre eigentliche Aufgabe, das rein Technische der Kunst zu lehren. Je mehr dies gelingt, desto größer wird der Nutzen sein, den diese Institute bringen können. Sodann ist es nötig, zu verhindern, daß sich eine bestimmte akademische Kunstrichtung als Tradition einwurzle, da sie nicht nur der freien Entfaltung der Kunst zum Nachteil gereicht, sondern auch den Akademien selbst, die sich dadurch den Zustrom neuer Anschauungen und Ideen und frischer Lebenskräfte versperren. Was sie durch eine alteingelebte Tradition an äußerer Macht vielleicht gewinnen, verlieren sie an lebendiger und gestaltender Einwirkung auf die Kunst. Endlich sollte der Staat seine Mittel auf solche Akademien konzentrieren, die lebensfähig sind und die auf einem solchen Boden stehen, der ihnen wirklich bedeutende und nutzbringende Leistungen ermöglicht.

Nächst den Akademien ist der bei weitem wichtigste Zweig staatlicher Betätigung gegenüber der modernen Kunst die Pflege von Kunstsammlungen. Auch hier ist ihm eine schwierige Aufgabe gestellt. Galerien sind nur gut, wenn sie das Werk einer ausgesprochenen künstlerisch begabten einzelnen Persönlichkeit sind. Alle bedeutenden und wohl zusammengesetzten Sammlungen aus der Aera der fürstlichen Kunstpflege verdankt man jedesmal dem Geschmack und Kunstsinn eines einzelnen Herrschers, und aus unsrer Zeit ist die schönste moderne Galerie noch immer die des Grafen Schack, nicht nur durch die Zahl der Meisterwerke, die sie enthält, sondern auch weil sie wie keine andre ein einheitliches und zusammenhängendes Bild deutscher Kunst in Schacks Tagen gibt, wie es eben nur möglich ist, wenn eine individuell ausgeprägte Sinnesart in einer Sammlung waltet. Hier liegt die Schwierigkeit für den Staat. Mit seinen modernen Galerien Erfolge zu erringen hat er nur dann Aussicht, wenn er es über sich gewinnt, einen als Sammler und Kenner hervorragenden Mann als Leiter solcher Institute uneingeschränkt, unberaten, undirigiert wirken zu lassen.

Nun krankt aber die gesamte Kunstverwaltung in fast allen ihren Zweigen unter einer von alters her eingenisteten Einrichtung, die sich vielleicht im übrigen Staatsleben bewährt und nötig ist, aber für die Kunst fast in keinem Falle taugt. Es ist der Beirat, das Kuratorium, die Kommission oder wie solche Kollegien von Sachverständigen heißen mögen, die überall da eingesetzt werden, wo ein großer staatlicher Auftrag, ein Bau etwa, auszuführen ist, wo ein Stiftungs- oder sonstiger großer Fonds zu Kunstzwecken besteht, und bei allen Arten von Anstalten und Instituten. Ihr Zweck ist, mit ihrem sachverständigen Rat bei der Lösung der Aufgaben, um die es sich hier handelt, mitzuwirken. Oft auch ist ihnen das Recht gegeben, mit zu beschließen und zu entscheiden. Insoweit solche Körperschaften lediglich mit äußeren Verwaltungssachen befaßt sind, können sie sehr nutzbringend sein. Das aber ist der seltene Ausnahmefall. Fast immer sind sie berufen, auch in das Innere und Eigentliche jener Aufgaben einzugreifen

gewicht ihrer Persönlichkeit und mit dem Vertrauen und Ansehen, das sie genießen, ihre Aufgabe zu erfüllen suchen, nie dekretieren wollen, nie zwingen, nie vergewaltigen, nach dem Motto: „Ne pas confondre intelligence avec gendarmes."

Auch darin muß der Staat seine Natur geradezu umkehren, daß er nicht herrschen will, nicht prätendieren, der Kunst die Richtung vorzuschreiben oder eine ihm genehme Tradition oder Kunstweise der Nation zu oktroyieren, sondern im Gegenteil muß die Regierung sich regieren lassen und sich von dem Strom lebendiger Kunstentwicklung tragen und leiten lassen, statt ihn einzudämmen.

Ferner, das Grundprinzip, nach dem der Staat seine Herrschaft ausübt, das der Gerechtigkeit und Billigkeit, paßt für die Kunst fast in keinem Falle. Sobald er es ihr gegenüber anwendet, so füllen sich seine Galerien mit mittelmäßigen und gleichgültigen Durchschnittsleistungen, geht das Niveau der Lehrkräfte in seinen Kunstlehranstalten zurück, werden die Städte durch minderwertige Bauten verunstaltet, denn in der Kunst gilt nur das Talent, diese große Ungerechtigkeit der Natur. Talentloser, treuer Fleiß und Streben, überall sonst anerkennenswert, ist in der Kunst nicht nur wertlos, sondern schädlich.

Sollte uns einmal ein großer Architekt entstehen, so müßte man so ungerecht sein, ihm allein alle wichtigen Staatsaufträge zuzuwenden, ohne Rücksicht auf ebenso strebsame, gleichaltrige oder ältere Baumeister von geringer Begabung. Die öffentlichen Sammlungen müßten von den großen Bildhauern und Malern alle erreichbaren Werke zu erwerben suchen, und sollten darüber hundert andre fleißige Vertreter dieser Künste leer ausgehen. Statt dessen zeigen tausend Beispiele, wie dem Staat nichts schwerer fällt, als skrupellos sein Gerechtigkeitsprinzip beiseitezusetzen, und immer wieder verfällt er bei seinen Ankäufen und Aufträgen, bei der Besetzung seiner Lehrstellen, bei der Vergebung seiner Auszeichnungen in ein verderbliches Reihum, damit womöglich alle, die sich Künstler nennen oder die er in seinen akademischen Abgangszeugnissen so genannt hat, mit seinen Benefizien bedacht werden.

Eine andre Gefahr für die Kunst liegt in der Gewohnheit des Staats, auf den Gebieten seiner Herrschaft eine Politik zu treiben, d. h. gewisse vorgefaßte Ziele zu verfolgen. So notwendig gewiß eine Eisenbahn-, eine Gewerbe-, eine Bergbaupolitik ist, so verderblich ist eine Kunstpolitik, von welcher Art immer sie sei. Wo sie sich bisher gezeigt hat, war sie meist einseitig auf die Stärkung einer vorhandenen Kunstweise oder Tradition gerichtet, die den Regierenden lobenswert erschien. Man hat dabei oft beobachten müssen, daß der Staat den Fehler begeht, die Verhältnisse, die ihm bei der Verfolgung seiner Politik in andern Ressorts vertraut sind, unwillkürlich auf das der Kunst zu übertragen, wohin sie nicht passen: Richtungen und Strömungen in der Kunst betrachtet er dann als Parteien, die Kunstweise, die ihm zusagt, weil sie schon lange in Uebung war oder sich auf die Autorität ihm bereits bekannter Meister stützt, sieht er als konservativ und regierungsfreundlich an, und Künstler, die andre Wege einschlagen, hat er Neigung als oppositionell zu behandeln. Oft genug sind in den Zeiten, als der Impressionismus aus dem Auslande bei uns eindrang, seine

Vertreter mit Sozialdemokraten und Anarchisten verglichen worden, als Beweis, zu welcher Absurdität es führen kann, wenn man die Kunst der Schablone der Regierungsmaxime unterwirft und Anschauungen und Begriffe des eigentlichen staatlichen Lebens auf die Kunst überträgt.

Immer wieder muß es daher betont werden, daß die Kunst nur gedeihen kann, wenn es ihr gestattet wird, in völliger Freiheit eine Sonderexistenz zu führen. einen Staat im Staate zu bilden und dem eignen Gesetze folgend sich entwickeln zu dürfen.

Unter den Zweigen staatlicher Kunstverwaltung im einzelnen ist der Unterricht und die Frage, wie er zu gestalten sei, am wichtigsten und von vitalem Interesse. Im Vordergrunde stehen hier die Akademien und Kunstschulen.

Der Vorteil, der darin liegt, daß der Staat es ist, der diese Institute unterhält, leuchtet sofort ein. Denn langlebiger und gesicherter als Privatanstalten der Art, sind sie imstande, eine Tradition des Technischen und Handwerklichen in der Kunst zu bilden, die für sie als ihr fester Grund und Unterbau eine Lebensbedingung ist. Was staatliche Anstalten in dieser Hinsicht leisten können, zeigt ihrer aller Muster und Vorbild, die Pariser Akademie. Mit ihrer alten, festgefügten, bis in Lebruns Tage zurückreichenden, ununterbrochenen Ueberlieferung konnte es ihr gelingen, das Niveau technischen Könnens in Frankreich auf einer gleichmäßigen und höchst ansehnlichen Höhe zu halten. Das war, wie der Erfolg gezeigt hat, ein sehr großes Verdienst, denn die besten und epochemachenden französischen Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, wenn sie auch fast alle außerhalb des Schattens der Akademie standen, haben trotz ihrer Opposition gegen sie den großen Vorteil von ihr gezogen, daß sie unter dem hohen, von der Akademie aufgestellten Normalmaß der Anforderungen an ein Kunstwerk mit ihren Leistungen nicht zurückbleiben durften. Ohne die formaltechnische Vollendung ihrer Werke aber hätten sie trotz aller ihrer Genialität der französischen Kunst die Hegemonie, die sie noch immer in Europa führt, nicht sichern können. So hat die Akademie, wenn auch indirekt, unleugbar ihren großen und rechtmäßigen Anteil an den künstlerischen Lorbeeren Frankreichs.

Ein ähnliches Ziel auch nur annähernd zu erreichen war freilich den deutschen Nachbildungen der Pariser Akademie nicht vergönnt. Keine von ihnen hat sich mit dem Muster verglichen auf der Höhe ihrer Aufgabe gezeigt. Einsichtige deutsche Akademielehrer begriffen schon früh die eigne Unzulänglichkeit und schickten ihre Schüler, wie der jüngere Schadow in Düsseldorf, nach Paris. Das schlimmste an der Mangelhaftigkeit des staatlichen Kunstunterrichts in Deutschland aber war, daß sich die geringeren formalen Qualitäten der deutschen akademischen Kunst in den Werken der eigentlichen großen deutschen Künstler widerspiegeln, obwohl sie fast alle ganz wie in Frankreich den Akademien fernstanden. Es ist bezeichnend, daß so geniale Maler wie Schwind, Thoma, Böcklin in Frankreich nicht gewürdigt werden, wie anderseits Menzel, der Künstler der solidesten Arbeit, dort überaus hochgeschätzt wird. Am augenfälligsten, mehr noch als in der Malerei, treten die Mängel des deutschen Kunstunterrichts in

auftauchen und entdeckt, daß die Namen der wirklich großen Künstler gänzlich unbekannt sind.

Ein andres auffälliges Symptom unsrer künstlerischen Unbildung ist die erstaunliche Anmaßung, mit der jeder, der zu den gebildeten oder vermögenden Klassen gehört, sich ein Urteil über Kunstwerke beimißt und sich berechtigt glaubt, über Künstler und Kunstrichtungen, an die sein Verständnis nicht heranreicht, apodiktisch abzusprechen. So groß ist die Einsichtslosigkeit im Publikum der Gebildeten, daß die Vorstellung davon völlig fehlt, was die elementarsten Voraussetzungen zum Urteil in künstlerischen Dingen sind, zu dem nicht nur ein besonderes künstlerisches Organ, eine natürliche Veranlagung gehört, die wie das musikalische Gehör durchaus nicht jedem eignet, sondern auch eindringende Kenntnisse und Erfahrung und ein durch vieles Betrachten erzogenes und gebildetes Auge.

Um sich zu vergegenwärtigen, auf einen wie abnormen Tiefstand künstlerischer Kultur die angeführten Symptome schließen lassen, werfe man einen Blick auf ein verwandtes Gebiet, das der Musik. Würde es dort nicht absurd sein, zu behaupten, die Nation sei so unorientiert, daß sie ihre führenden und bedeutendsten Musiker nicht kenne, und würde man die Prätension, daß jeder Gebildete, gleichviel ob musikalisch oder nicht, ein Urteil über musikalische Kompositionen und Interpretationen führen dürfe, nicht als unsinnig überall zurückweisen?

Solange aber dieser Zustand kindlich-naiver Unwissenheit in künstlerischen Dingen im gebildeten Publikum noch allgemein verbreitet ist — und bis ins Unendliche könnte man die ihn erhärtenden Indizien mehren —, kann sich eine die staatlichen Organe beeinflussende öffentliche Meinung von wirklichem Gewicht nicht bilden. Wo diese aber fehlt, sind allen Möglichkeiten Tür und Tor geöffnet, und man kann sich nicht wundern, wenn aus einer so unorientierten Nation Chefs der Kunstverwaltung hervorgehen, welche im besten Glauben, daß das juristische Studium und allgemeine Bildung zum Urteil und Verständnis der Kunst befähigen, in ihre Entwicklung eingreifen, den Malern vorschreiben, wie sie malen und wie sie nicht malen sollen, und für die Galerien dasjenige Mittelmaß des Talents festsetzen, das bei den Neuerwerbungen höchstens erlaubt werden kann. Dann ist es erklärlich, daß Aufträge zu nationalen Denkmälern, zu monumentalen Kunstwerken in Kirchen, staatlichen Palästen und den Erinnerungsstätten des Volkes, Werke, die eine Gültigkeit für Jahrhunderte haben sollten, gelegentlich an Eintagsberühmtheiten vergeben werden, daß staatliche Riesenbauten Pygmäen übertragen und daß die größten und besten Künstler ignoriert und übergangen werden.

Trotz alledem, trotz ihrer mancherlei Irrtümer und Mißgriffe haben wir doch sehr viel bessere Kunstverwaltungen, als wir nach dem Stande unsrer künstlerischen Kultur verdienen. Sie werden nichts mehr zu wünschen übriglassen, sobald die Nation darin eine Höhe erreicht hat, die etwa dem Niveau entspricht, das sie jetzt in der Musik inne hat. Es wird dann als selbstverständlich gelten, daß an der Kunstverwaltung nur Männer teilnehmen, die künstlerische Bildung

und ein Organ für Kunst besitzen, und ohne Kämpfe und Reibungen wird dann der Staat seines Patronats über die Kunst walten innerhalb der Grenzen, die ihm eine wohlbegründete öffentliche Meinung setzt und ihren Wünschen entsprechend. Wir werden dann endlich für die Kunst annähernd dieselben verhältnismäßig friedlichen und gedeihlichen Zustände errungen haben, wie sie jetzt in der Musik oder in der vor zwanzig Jahren noch so kampfbewegten schönen Literatur herrschen. Einsichtslosigkeit und Mißverständnisse sind die einzigen Quellen der Verwirrung in unserm Kunstleben. Jeder Schritt, den das Publikum, besonders das der leitenden Stände in künstlerischer Kultur und Erkenntnis vorwärts macht, wird dem Staat und seiner Kunstverwaltung unmittelbar zugute kommen.

Die Südseebewohner und ihre Herkunft

Von

Freiherrn von Schleinitz

Seit wir im Großen Ozean eigne Kolonien besitzen, geht die Abstammung ihrer eingebornen Bevölkerung, die bisher fast nur von Ethnologen vom Fach besprochen wurde, auch die Allgemeinheit in Deutschland näher an. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte Gelegenheit, bei seinen Seereisen, insbesondere bei der von ihm geleiteten wissenschaftlichen Reise S. M. S. „Gazelle“ um die Erde, sodann gelegentlich seines zweijährigen Aufenthaltes in Kaiser-Wilhelms-Land und dem übrigen deutschen Schutzgebiet in der Südsee, als erster Landeshauptmann desselben, mit der eingebornen Bevölkerung der von ihm besuchten Länder in nahe Berührung zu kommen, zumal eine Aufgabe S. M. S. „Gazelle“ in der Forschung auf ethnographischem und anthropologischem Gebiete bestand und in Sammlung darauf Bezug habender Gegenstände, die dem Berliner Ethnologischen Museum bzw. der Universität überwiesen wurden.

Bei Vorträgen nach Rückkehr von dieser Reise in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin vor nunmehr dreißig Jahren berührte ich auch meine über die Herkunft der hellen Bewohner der Südsee, der Polynesier, gewonnene Anschauung, die abwich von derjenigen der Fachethnologen und infolgedessen von dieser Seite einigen Widerspruch erfuhr. Seitdem haben sich aber mehrfach Ethnologen und Sprachforscher auf einen dem meinen nahekommenden Standpunkt gestellt, und das von mir später gesammelte Material sowie mein folgender längerer Aufenthalt in unsrer Südseekolonie haben mich in der Ueberzeugung von der Begründetheit meiner damals entstandenen Ansicht bestärkt.

Ein vor einiger Zeit in der „Deutschen Zeitung“ erschienener Aufsatz von Emil Amend, der unter dem Titel „Die Phönizier die Entdecker Amerikas“ dem sehr interessanten Problem der rassenverwandtschaftlichen Beziehung der Völker

akademischer Kunst trennt, recht zu unterstreichen und ersichtlich das stark hervorzukehren, was die Vertreter und Bewunderer dieser Kunstübung in Harnisch bringen muß.

Dem Bedürfnis der Verteidigung und Abwehr gegenüber der Alleinherrschaft der Akademien entwuchsen auch die Sezessionen und neuerdings der Künstlerbund. Nichts wäre irriger, als sie als die Vorkämpfer einer einzelnen heterodoxen Kunstrichtung, etwa des Impressionismus, anzusehen, den man der Nation aufdrängen wollte. Sie repräsentieren vielmehr sämtliche Richtungen und Arten deutscher Kunst mit alleiniger Ausnahme der akademischen, so daß die Akademien und der Staat sich mit einem Kriege mit hundert Fronten bedroht sehen. Denn was könnte so diametral entgegengesetzte Künstler wie Max Liebermann und Ludwig von Hofmann, Corinth und Trübner, Stuck und Olde, Klinger und Kalckreuth um die gleiche Fahne scharen, wenn nicht das gemeinschaftliche Interesse an der ungehemmten, freien Entwicklung der Kunst und der Widerstand gegen den übermächtig gewordenen Geist der Akademien.

Als warnendes Beispiel, wohin die schrankenlose Herrschaft des Akademismus führen kann, möge die Pariser Akademie uns Deutschen immer vor Augen stehen. Traditionell in diesem Institut ist seit unvordenklichen Zeiten der Geist des Pseudoklassizismus. Er zeigte sich um so unausrottbarer, als er sich auf die schlechteren Instinkte der französischen Volksseele gründete, deren Eitelkeit sich stets mit dem bizarren Gedanken der Abstammung und Verwandtschaft mit den antiken Römern schmeichelte. Im neunzehnten Jahrhundert hatte diese Tradition, die, wie alle Traditionen, je länger sie besteht, um so gefährlicher wird, eine solche Macht erlangt, daß sie trotz ihrer fremdländischen Herkunft und Art sich als die legitime und alleinige nationale Kunst ausgeben konnte und alle von ihr abgewandten, die spezifische Eigenart des französischen Geistes zum Ausdruck bringenden Künstler als antinational und unfranzösisch verdächtig wurden. Millet wäre verschollen wie der geniale Honoré Daumier, wenn nicht das Ausland sich des großen Meisters angenommen hätte. Delacroix ist bis auf unsre Tage in einem Halbschatten geblieben. Welche Kämpfe haben Courbet und Manet, später Monet, Degas und Renoir bestehen müssen, ehe sie die Anerkennung fanden, die ihnen als den eigentlichen Klassikern der modernen französischen Malerei gebührt.

Die größten und originalsten französischen Künstler wurden das ganze neunzehnte Jahrhundert über von Ankäufen und Bestellungen des Staates ausgeschlossen, und bis in die jüngste Zeit suchte man sie vergeblich in den staatlichen Galerien. Was von ihren Werken jetzt noch in Frankreich erreichbar ist, gelangt neuerdings zuweilen geschenkweise und unter Schwierigkeiten in die öffentlichen Sammlungen.

So weit, bis zu dieser fast systematischen Knebelung der originalen nationalen Kunst ist es selbstverständlich in Deutschland nie gekommen, aber immerhin besteht auch bei uns nach den gemachten Erfahrungen stets die Gefahr, daß eine akademische Tradition sich befestige, den Staat verleite, für sie ausschließlich Partei

zu ergreifen und dadurch ähnliche Unzuträglichkeiten und Schäden wie in Frankreich hervorzurufen.

Was nach dem hier dargelegten Standpunkt für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Kunst wünschenswert ist, wäre vor allem die möglichste Beschränkung der Akademien auf ihre eigentliche Aufgabe, das rein Technische der Kunst zu lehren. Je mehr dies gelingt, desto größer wird der Nutzen sein, den diese Institute bringen können. Sodann ist es nötig, zu verhindern, daß sich eine bestimmte akademische Kunstrichtung als Tradition einwurzle, da sie nicht nur der freien Entfaltung der Kunst zum Nachteil gereicht, sondern auch den Akademien selbst, die sich dadurch den Zustrom neuer Anschauungen und Ideen und frischer Lebenskräfte versperren. Was sie durch eine alteingelebte Tradition an äußerer Macht vielleicht gewinnen, verlieren sie an lebendiger und gestaltender Einwirkung auf die Kunst. Endlich sollte der Staat seine Mittel auf solche Akademien konzentrieren, die lebensfähig sind und die auf einem solchen Boden stehen, der ihnen wirklich bedeutende und nutzbringende Leistungen ermöglicht.

Nächst den Akademien ist der bei weitem wichtigste Zweig staatlicher Betätigung gegenüber der modernen Kunst die Pflege von Kunstsammlungen. Auch hier ist ihm eine schwierige Aufgabe gestellt. Galerien sind nur gut, wenn sie das Werk einer ausgesprochenen künstlerisch begabten einzelnen Persönlichkeit sind. Alle bedeutenden und wohl zusammengesetzten Sammlungen aus der Aera der fürstlichen Kunstpflege verdankt man jedesmal dem Geschmack und Kunstsinn eines einzelnen Herrschers, und aus unsrer Zeit ist die schönste moderne Galerie noch immer die des Grafen Schack, nicht nur durch die Zahl der Meisterwerke, die sie enthält, sondern auch weil sie wie keine andre ein einheitliches und zusammenhängendes Bild deutscher Kunst in Schacks Tagen gibt, wie es eben nur möglich ist, wenn eine individuell ausgeprägte Sinnesart in einer Sammlung waltet. Hier liegt die Schwierigkeit für den Staat. Mit seinen modernen Galerien Erfolge zu erringen hat er nur dann Aussicht, wenn er es über sich gewinnt, einen als Sammler und Kenner hervorragenden Mann als Leiter solcher Institute uneingeschränkt, unberaten, undirigiert wirken zu lassen.

Nun krankt aber die gesamte Kunstverwaltung in fast allen ihren Zweigen unter einer von alters her eingenisteten Einrichtung, die sich vielleicht im übrigen Staatsleben bewährt und nötig ist, aber für die Kunst fast in keinem Falle taugt. Es ist der Beirat, das Kuratorium, die Kommission oder wie solche Kollegien von Sachverständigen heißen mögen, die überall da eingesetzt werden, wo ein großer staatlicher Auftrag, ein Bau etwa, auszuführen ist, wo ein Stiftungs- oder sonstiger großer Fonds zu Kunstzwecken besteht, und bei allen Arten von Anstalten und Instituten. Ihr Zweck ist, mit ihrem sachverständigen Rat bei der Lösung der Aufgaben, um die es sich hier handelt, mitzuwirken. Oft auch ist ihnen das Recht gegeben, mit zu beschließen und zu entscheiden. Insoweit solche Körperschaften lediglich mit äußeren Verwaltungssachen befaßt sind, können sie sehr nutzbringend sein. Das aber ist der seltene Ausnahmefall. Fast immer sind sie berufen, auch in das Innere und Eigentliche jener Aufgaben einzugreifen

und in künstlerischen Fragen ihren Rat und ihre Entscheidung zu geben. Der Mann aber, dem in erster Linie die Erfüllung der Aufgabe obliegt, der Architekt, der Direktor der Anstalt, der Verwalter des Kunstfonds, er kann sie mit Erfolg nur lösen, wenn er seine ganze Persönlichkeit einsetzt. Jede Beschränkung, jede Einengung seiner Tätigkeit durch eine ihm zur Seite gesetzte Kommission oder Beirat kann ihm und der Sache nur schaden.

Weitaus am bedenklichsten sind diese Organe bei den Galerien moderner Kunst, wenn sie dort bei der Auswahl der Ankäufe mitzuwirken bestimmt sind. Denn eine Kommission hat niemals Geschmack, wenn sie auch aus lauter noch so geschmackvollen Mitgliedern zusammengesetzt ist. Ja, man kann sagen, je individueller, also je besser der Geschmack der einzelnen ist, desto geringer ist die Aussicht, die Körperschaft als solche für die Erwerbung eines Kunstwerkes von kräftiger Eigenart zu gewinnen. Beispielsweise gibt es viele sehr kunstsinnige Leute, denen etwa Böcklin oder Leibl antipathisch sind, die dann gewöhnlich ein um so tieferes Verständnis für ganz anders geartete Künstler besitzen. In einer Galeriekommission halten solche Leute dann Böcklin oder Leibl ihrer Sammlung fern. Andern ist die moderne impressionistische Landschaftsmalerei unverständlich, und so werden dann die besten und genialsten Vertreter dieser Kunstrichtung ausgeschlossen. So lehnt jeder ab, was ihm antipathisch ist. Das Resultat ist, daß man sich in solchen Kommissionen schließlich einigt auf das Kunstwerk, gegen das am Ende niemand etwas einwenden kann, das keinen Fehler aufweist, keinen Vorwand bietet, es abzulehnen, dafür aber auch keine großen und ungewöhnlichen Qualitäten besitzt und niemand bezaubert und beglückt. Das aber ist der Sieg der Mittelmäßigkeit, deren farblose Gebilde nun ihren Einzug in die Galerien halten. In dem Falle, daß solche Sammlungen alljährlich durch Ankäufe auf großen Kunstausstellungen ergänzt zu werden pflegen, geht es ihnen noch schlimmer. Die Ankaufskommission verfällt dann meist in den Fehler, das Bild oder die Skulptur zu wählen, die im Augenblick allgemein gefällt: das Modebild, den „Schlager". Da solche Eintagsfliegen der Kunst ihre Anziehungskraft schnell verlieren und rascher verwelken als Blumen, so machen solche Galerien einen besonders traurigen Eindruck mit ihren toten und vergessenen Berühmtheiten. Fast alle deutschen Galerien sind solche Kommissionsgalerien. Nicht allen freilich ist es schlecht gegangen, hin und wieder hat sich ein tüchtiger und energischer Direktor des gefährlichen Einflusses seines Beirats zu erwehren gewußt und etwas Schönes schaffen können, aber frei von den Spuren der Kommission ist keine Galerie, und wo in ihnen Ungleichmäßigkeit und Uneinheitlichkeit und geringere Qualität zutage tritt, wird man mit Sicherheit auf die Einwirkung der Kommission raten können.

In welches Verderben dieses Kommissionswesen führen kann, wenn man es frei gewähren läßt, das zeigen in erschreckender Weise die unter kommunaler Verwaltung stehenden modernen Kunstsammlungen, ein Schreckbild, das dem Staat stets lebendig vor Augen stehen sollte.

Gerade in unsern größten und reichsten Städten bestehen wahre Zerrbilder

von Galerien. So groß ist die Planlosigkeit und Geringwertigkeit ihrer Zusammensetzung, daß sie den Eindruck erwecken, als hätte der lokale Kunsthändler von jeher seine Ladenhüter dorthin geliefert. Der Zufall, dessen Walten man in den befremdlichen Räumen dieser Museen überall verspürt, hat hin und wieder auch ein Meisterwerk hierhergebracht, das nun fremd und heimatlos von den Wänden blickt inmitten von Originalen zu den Nietenblättern des dortigen Kunstvereins sowie von Werken der in der Stadt ansässigen oder gebürtigen Künstler und andrer Produktionen, die der Ausdruck des örtlichen Geschmacks und der jeweiligen Kunstmode sind. Daß es mit diesen Sammlungen so weit kommen konnte, ist allein das Werk der städtischen Kommissionen, die, von dem meist nur juristisch gebildeten Magistrat eingesetzt, in der Regel aus denjenigen Bürgern bestehen, die in der Stadt durch Besitz maßgebend sind.

Diesem Typus von Galerie ist die staatliche Kommissionsgalerie immer in Gefahr zuzusteuern. Sie ist nur dann wirklich zu beseitigen, wenn der Staat, stets eingedenk der Vorzüge der Schackschen und des Gegenbeispiels der städtischen Galerie, sich entschließen könnte, die Leiter seiner modernen Kunstsammlungen von dem Druck der Kommissionen oder des Kuratoriums zu befreien und ihnen Gelegenheit zu persönlichem Schaffen in völliger Freiheit eines Privatsammlers zu schaffen. Der Staat wird dann auch in der Lage sein, sich die besten Kräfte zu sichern. Denn häufig schon ist der Fall eingetreten, daß besonders fähige Männer Stellungen an Galerien ausgeschlagen haben, die mit derartigen Beiräten behaftet waren. Scheinen ihm aber solche Organe unumgänglich nötig, so sollte wenigstens der Galeriedirektor sie selber zusammensetzen dürfen, wie dies auch unter einzelnen einsichtsvollen Kunstverwaltungen bereits geschieht.

Wenn man aus den vorstehenden Bemerkungen den Schluß ziehen wollte, daß es lediglich der Staat sei, der für die Mängel und Unzuträglichkeiten in unserm Kunstleben verantwortlich ist, so würde man fehlgehen. Wenngleich die Kunstverwaltungen nicht selten den verkehrten Weg einschlagen und es oft an Weitblick und Weitherzigkeit fehlen lassen, so würde es doch außerordentlich ungerecht sein, den Staat zum Sündenbock unsrer Mißstände machen zu wollen. Er hat es weder an gutem Willen noch an redlichem Bemühen fehlen lassen, seine Aufgabe gegenüber der Kunst zu erfüllen. Den Hauptteil der Schuld trägt vielmehr die Nation selbst und ihr, verglichen mit andern Völkern, besonders großer Mangel an Geschmack und ihre Unwissenheit in künstlerischen Dingen, die in einem auffallenden Mißverhältnis zu dem sonstigen Niveau ihrer Bildung und Kultur stehen. So paradox es klingt, so ist beispielsweise die Nation völlig im Dunkeln darüber, wer zurzeit ihre großen und führenden Künstler sind. Ein Teil des Publikums glaubt noch an die Koryphäen, welche die Akademien und offiziellen Stellen als solche nennen. Jede Partei und jede Richtung hat ihre Götter. In Berlin preist man andre als größte deutsche Künstler als in Düsseldorf und München, und oft, wenn man einmal in seinen weiteren Bekanntenkreisen danach Umfrage hält, so hört man Namen aus den Tiefen äußerster Obskurität

auftauchen und entdeckt, daß die Namen der wirklich großen Künstler gänzlich unbekannt sind.

Ein andres auffälliges Symptom unsrer künstlerischen Unbildung ist die erstaunliche Anmaßung, mit der jeder, der zu den gebildeten oder vermögenden Klassen gehört, sich ein Urteil über Kunstwerke beimißt und sich berechtigt glaubt, über Künstler und Kunstrichtungen, an die sein Verständnis nicht heranreicht, apodiktisch abzusprechen. So groß ist die Einsichtslosigkeit im Publikum der Gebildeten, daß die Vorstellung davon völlig fehlt, was die elementarsten Voraussetzungen zum Urteil in künstlerischen Dingen sind, zu dem nicht nur ein besonderes künstlerisches Organ, eine natürliche Veranlagung gehört, die wie das musikalische Gehör durchaus nicht jedem eignet, sondern auch eindringende Kenntnisse und Erfahrung und ein durch vieles Betrachten erzogenes und gebildetes Auge.

Um sich zu vergegenwärtigen, auf einen wie abnormen Tiefstand künstlerischer Kultur die angeführten Symptome schließen lassen, werfe man einen Blick auf ein verwandtes Gebiet, das der Musik. Würde es dort nicht absurd sein, zu behaupten, die Nation sei so unorientiert, daß sie ihre führenden und bedeutendsten Musiker nicht kenne, und würde man die Prätension, daß jeder Gebildete, gleichviel ob musikalisch oder nicht, ein Urteil über musikalische Kompositionen und Interpretationen führen dürfe, nicht als unsinnig überall zurückweisen?

Solange aber dieser Zustand kindlich-naiver Unwissenheit in künstlerischen Dingen im gebildeten Publikum noch allgemein verbreitet ist — und bis ins Unendliche könnte man die ihn erhärtenden Indizien mehren —, kann sich eine die staatlichen Organe beeinflussende öffentliche Meinung von wirklichem Gewicht nicht bilden. Wo diese aber fehlt, sind allen Möglichkeiten Tür und Tor geöffnet, und man kann sich nicht wundern, wenn aus einer so unorientierten Nation Chefs der Kunstverwaltung hervorgehen, welche im besten Glauben, daß das juristische Studium und allgemeine Bildung zum Urteil und Verständnis der Kunst befähigen, in ihre Entwicklung eingreifen, den Malern vorschreiben, wie sie malen und wie sie nicht malen sollen, und für die Galerien dasjenige Mittelmaß des Talents festsetzen, das bei den Neuerwerbungen höchstens erlaubt werden kann. Dann ist es erklärlich, daß Aufträge zu nationalen Denkmälern, zu monumentalen Kunstwerken in Kirchen, staatlichen Palästen und den Erinnerungsstätten des Volkes, Werke, die eine Gültigkeit für Jahrhunderte haben sollten, gelegentlich an Eintagsberühmtheiten vergeben werden, daß staatliche Riesenbauten Pygmäen übertragen und daß die größten und besten Künstler ignoriert und übergangen werden.

Trotz alledem, trotz ihrer mancherlei Irrtümer und Mißgriffe haben wir doch sehr viel bessere Kunstverwaltungen, als wir nach dem Stande unsrer künstlerischen Kultur verdienen. Sie werden nichts mehr zu wünschen übriglassen, sobald die Nation darin eine Höhe erreicht hat, die etwa dem Niveau entspricht, das sie jetzt in der Musik inne hat. Es wird dann als selbstverständlich gelten, daß an der Kunstverwaltung nur Männer teilnehmen, die künstlerische Bildung

und ein Organ für Kunst besitzen, und ohne Kämpfe und Reibungen wird dann der Staat seines Patronats über die Kunst walten innerhalb der Grenzen, die ihm eine wohlbegründete öffentliche Meinung setzt und ihren Wünschen entsprechend. Wir werden dann endlich für die Kunst annähernd dieselben verhältnismäßig friedlichen und gedeihlichen Zustände errungen haben, wie sie jetzt in der Musik oder in der vor zwanzig Jahren noch so kampfbewegten schönen Literatur herrschen. Einsichtslosigkeit und Mißverständnisse sind die einzigen Quellen der Verwirrung in unserm Kunstleben. Jeder Schritt, den das Publikum, besonders das der leitenden Stände in künstlerischer Kultur und Erkenntnis vorwärts macht, wird dem Staat und seiner Kunstverwaltung unmittelbar zugute kommen.

Die Südseebewohner und ihre Herkunft

Von

Freiherrn von Schleinitz

Seit wir im Großen Ozean eigne Kolonien besitzen, geht die Abstammung ihrer eingebornen Bevölkerung, die bisher fast nur von Ethnologen vom Fach besprochen wurde, auch die Allgemeinheit in Deutschland näher an. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte Gelegenheit, bei seinen Seereisen, insbesondere bei der von ihm geleiteten wissenschaftlichen Reise S. M. S. „Gazelle“ um die Erde, sodann gelegentlich seines zweijährigen Aufenthaltes in Kaiser-Wilhelms-Land und dem übrigen deutschen Schutzgebiet in der Südsee, als erster Landeshauptmann desselben, mit der eingebornen Bevölkerung der von ihm besuchten Länder in nahe Berührung zu kommen, zumal eine Aufgabe S. M. S. „Gazelle“ in der Forschung auf ethnographischem und anthropologischem Gebiete bestand und in Sammlung darauf Bezug habender Gegenstände, die dem Berliner Ethnologischen Museum bzw. der Universität überwiesen wurden.

Bei Vorträgen nach Rückkehr von dieser Reise in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin vor nunmehr dreißig Jahren berührte ich auch meine über die Herkunft der hellen Bewohner der Südsee, der Polynesier, gewonnene Anschauung, die abwich von derjenigen der Fachethnologen und infolgedessen von dieser Seite einigen Widerspruch erfuhr. Seitdem haben sich aber mehrfach Ethnologen und Sprachforscher auf einen dem meinen nahekommenden Standpunkt gestellt, und das von mir später gesammelte Material sowie mein folgender längerer Aufenthalt in unsrer Südseekolonie haben mich in der Ueberzeugung von der Begründetheit meiner damals entstandenen Ansicht bestärkt.

Ein vor einiger Zeit in der „Deutschen Zeitung“ erschienener Aufsatz von Emil Amend, der unter dem Titel „Die Phönizier die Entdecker Amerikas“ dem sehr interessanten Problem der rassenverwandtschaftlichen Beziehung der Völker

Amerikas und Europa-Asiens näher tritt und die Phönizier auch mit der hellen polynesischen Südseerasse in Verbindung bringt, gibt mir Veranlassung, auf dieses jetzt für uns aktuelle Thema zurückzukommen.

Es wurde früher fast allgemein angenommen, und auch später vertraten viele amerikanische Gelehrte die Ansicht, daß Amerika in den Indianern eine autochthone Rasse besäße, denn besondere Rassenmerkmale der Indianer, namentlich der nordamerikanischen, und auch die Eigentümlichkeiten ihrer Sprache sollten sich bei den Völkern der andern Kontinente nicht wiederfinden.[1]) Bestärkt wurde man in dieser Auffassung, als in Schichten von hohem geologischem Alter, zusammen mit Knochenresten lange ausgestorbener Tiere, menschliche Relikten gefunden wurden. Als man aber die Indianer Zentral- und Südamerikas genauer kennen lernte, ergaben sich doch sehr beträchtliche Stammesverschiedenheiten, und bald fand man, daß manche dieser Stämme mehr an die kaukasische Rasse als an die der nordamerikanischen Indianer erinnerten.

In jenem Aufsatz, der zu dieser Besprechung den Anlaß gibt, wird der wesentliche, auf vorstehende Frage Bezug habende Inhalt einer von der Geographischen Gesellschaft in San Francisco herausgegebenen, von M. Jonston verfaßten Schrift wiedergegeben, wonach einerseits der von den Spaniern nach Entdeckung Amerikas festgestellte hohe Kulturstand der Bevölkerung vom heutigen Mexiko, Peru u. s. w., wie er sich in guten Kunststraßen, großartigen Bauwerken in ägyptischem, assyrischem und griechischem Baustil, Baumwollfabriken, Kanälen und Tunneln, in einer eignen Literatur u. s. w. äußerte, wonach anderseits auch die religiösen Anschauungen und Gebräuche auf nahe Beziehungen zu den alten Mittelmeervölkern schließen lassen sollen. In der „Encyclopaedica Britannica“ fanden sich in bezug hierauf als aztekische Ueberlieferung Nachrichten zusammengestellt, die dahin gingen, daß die Zivilisation Mittelamerikas von Yucatan ausgegangen sei, wo sich ungefähr 1000 Jahre v. Chr. Votan als erster Gesetzgeber niederließ, der mit seinem Volke in sieben Schiffen von Westen kam und die Stadt Palenque gründete. Die Ankömmlinge, die langwallende Gewänder trugen, fanden die Küste von Darien bis Kalifornien von einem wenig entwickelten Volke besetzt. Votan unternahm vier Reisen nach seinem Heimatlande und besuchte auf einer derselben auch die Stadt der dreizehn Schlangen (Benares) und die Ruinen eines Baues, der von Menschen errichtet war, um den Himmel zu erreichen, und wo Gott jedem Stamme seine Sprache gegeben hätte (der babylonische Turm).

Aus diesen Ueberlieferungen wird geschlossen, daß Votan und seine Genossen nur Phönizier gewesen sein konnten, da nur diese zu jener Zeit große Seefahrer waren. In der Bibel wurden sie als Werkleute erwähnt, die bei dem Bau des Salomonischen Tempels und der Errichtung des Palastes am Libanon tätig waren, und es sei dort angeführt, daß sie während dieser Bauzeitdauer von einund-

[1]) Unter anderm vertraten diese Ansicht die Ethnologen Samuel Morton, Agassiz, Nott, Gliddon.

zwanzig Jahren in Verbindung mit den Juden mehrere dreijährige Reisen nach dem Lande Ophir unternahmen, von wo sie Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen zurückbrachten. Aus der dreijährigen Dauer dieser Reise und dem Umstande, daß sich die Reste von den amerikanischen ähnlichen Bauten auf verschiedenen Inseln der Südsee finden, sowie aus der aztekischen Ueberlieferung, wonach Botan vom Westen gekommen sei, wird in der kalifornischen Schrift der Schluß gezogen, daß das Land Ophir in Zentralamerika zu suchen sei. Die Phönizier hätten auf ihren Fahrten durch den Großen Ozean dann auch die Polynesischen Inseln besiedelt und die dort vorhandenen Bauten errichtet. Auf der ganzen Linie dieser Inseln, von der Torresstraße bis zur Osterinsel, von wo der Weg nach Peru und Mexiko leite, fänden sich außer den Bauten auch Spuren des religiösen Glaubens der Azteken und Phönizier, die beide ein Götzenbild, halb Tier und halb Mensch, verehrten, dem massenhafte Menschenopfer gebracht wurden.

Herr Amend stimmt dieser amerikanischen Hypothese zu und sucht nachzuweisen, daß die zur Ausführung jeder Reise vom Roten Meer durch den Indischen Ozean, die Torresstraße und den Großen Ozean nach der Westküste Zentralamerikas und einem längeren Landaufenthalt in Amerika angeblich gebrauchte Zeit von ungefähr drei Jahren hierfür ausgereicht habe, indem er annimmt, daß die Schiffe während eines Tages 30 Meilen (es sind jedenfalls geographische Meilen zu je 4 Seemeilen gemeint) zurücklegten. Diese Annahme belegt er mit der Angabe, daß Kolumbus nur etwas über 2 Monate zur Fahrt über den Atlantik, Vasco de Gama von Lissabon um Afrika herum bis Kalkutta hin und zurück 2 Jahre und 2 Monate, Magellan zu seiner Reise um die Erde 3 Jahre gebraucht habe. Zur Stütze seiner Annahme fügt er noch hinzu, daß die Phönizier sich bei diesen Fahrten immer innerhalb der Breiten von 10 Grad Süd und Nord, also in der Region der Passatwinde, gehalten hätten, die sie dabei begünstigten und rasche Fahrt gestatteten.

Dem mit der Seefahrt von Segelschiffen Vertrauten stoßen in bezug auf diese Voraussetzungen in einigen Richtungen gewichtige Bedenken auf. Das Auffinden Mittelamerikas vom Westen kann ihm nur als schöne Fabel erscheinen, während eine Ansiedlung im tropischen Amerika von Gliedern der kaukasischen Rasse von Osten her bereits vor 3000 Jahren durchaus im Bereiche der seefachlichen Möglichkeit liegt. Es sei darauf hingewiesen, daß die supponierte ostwärts gerichtete Fahrt hin und zurück, in geraden Entfernungen gerechnet (die nie einzuhalten sind), ungefähr das Anderthalbfache des Umfangs der Erde beträgt. Magellan, der seine Reise westwärts unternahm, legte sie zumeist im Bereiche der günstigen Winde zurück, während die Phönizier, wenn sie auf der einen Fahrt die Passate mit sich hatten, sie diese doch auf der entgegengesetzten gegen sich gehabt haben würden, und zwar wäre letzteres im Großen Ozean gerade schon auf der Ausreise eingetreten. Nur im Bereiche der mit dem Passat wechselnden Monsune (Indischer Ozean und westlicher Teil des Großen Ozeans) hätten sie bei richtiger Wahl der Jahreszeit auf

Hin- und Rückfahrt günstige Winde finden können; im östlichen Großen Ozean wäre ihnen dies auf Tausende von Seemeilen versagt gewesen. Wenn die Phönizier bei ihren dreijährigen Ophirreisen jedesmal große Schätze an Gold und Silber heimbrachten (nach der biblischen Sage auf jeder Fahrt an 400 Zentner), so ist zu bedenken, daß solche Schätze nicht auf der Straße gefunden werden, daß Edelmetalle erst durch mühsame Bergwerksarbeit gewonnen und ausgeschmolzen oder, falls alluvial, durch Schlemmprozesse ausgeschieden werden müßten. Dazu gehört so viel Zeit, daß von den drei Jahren für die Seefahrt nicht allzuviel übriggeblieben sein würde. Das sagenhafte Ophir hatte man daher bisher, wohl sehr richtig, in nicht allzu große Entfernung vom Roten Meer gelegt.

Man stelle sich nun aber weiter die Unfaßbarkeit des Gedankens vor, daß die Phönizier auf ihrer Reise vom Roten Meere ostwärts Hunderte und aber Hunderte der herrlichsten Inseln und Halbinseln (Vorder- und Hinterindien, den Ostindischen Archipel, die Unzahl der *westlichen* Inseln des Großen Ozeans) passiert haben sollten, ohne es der Mühe wert zu halten, dort zu landen und zu verbleiben, von einem unerklärlichen Drang ohne Zweck und Ziel immer weiter ostwärts getrieben, um dann schließlich den östlichen Teil des Großen Ozeans zu durchsegeln, wo sie auf ca. 3000 Seemeilen Entfernung so gut wie nichts mehr von Land oder Inseln vorfanden. Gerade in diesem Teile der Ausreise hätten sie aber sowohl den Passat (Nordost oder Südost) wie auch die Strömung gegen sich gehabt. Daß eine Reise ostwärts im Gürtel der zwischen beiden Passaten herrschenden Windstillen und veränderlichen leichten Brisen auf die große hier in Betracht kommende Strecke ausgeschlossen ist, dürfte für den Nautiker kaum einem Zweifel unterliegen, denn sicherlich wären bei solchem Versuche die großen Bemannungen der Schiffe (ein jedes soll an 500 Mann geführt haben) bei der Unmöglichkeit, die Vorräte in ergiebiger Weise zu ergänzen, dem Tode des Verhungerns und Verdurstens anheimgefallen. Gerade die zuletzt noch etwa angelaufenen östlichen Südseeinseln besitzen so gut wie keine eßbaren Tiere (nur einige wenige, ohne Pulver und Blei sehr schwer erlegbare Vögel), ebensowenig erzeugen sie Zerealien, höchstens einige Knollen und Früchte.

Den Ausgangspunkt der hier in Rede stehenden Schriften bildet die Annahme der Rassenverwandtschaft amerikanischer und Südseestämme mit europäisch-asiatischen Völkern.

Rassenverwandtschaft setzt zunächst Uebereinstimmung oder große Aehnlichkeit der körperlichen Eigenschaften der betreffenden Völker, weiter der Charakter- und Geistesanlagen, der auf dieser Grundlage sich entwickelnden Ideen (Kultus, Sagen) sowie der gewählten oder angeeigneten Mittel der Verständigung (Sprache, Schriftzeichen) und der erzeugten, zur besseren und leichteren Lebensführung benötigten Außendinge (Gebrauchsgegenstände, Handwerkszeuge, Waffen, Boote, Schiffe, Spiele, Getränke u. s. w.) voraus.

Eine Uebereinstimmung dieser Eigenschaften in ihrer Gesamtheit findet man erfahrungsmäßig selbst nicht bei zweifellos miteinander nahe verwandten Völkern.

Wenn nur eine größere Anzahl derselben übereinstimmt und namentlich die mehr eigentümlichen, so werden Beziehungen wahrscheinlich. Es kommt hierbei auch in Betracht, daß die körperlichen Eigenschaften nach heutiger Ansicht der Anthropologen bei keinem Volke als für alle Ewigkeit konstant anzusehen sind, sie ändern sich unter dem Einfluß der Lokalität, des Klimas und der angenommenen Lebensgewohnheiten, also des Milieu, und daher vorzugsweise bei wandernden Völkern.[1])

Man kann nun nicht gerade sagen, daß die vorangeführten Rassenmerkmale in ihrer überwiegenden Mehrheit über den ganzen amerikanischen Kontinent verbreitet seien. Es besteht da ein bemerkenswerter Unterschied zwischen Nord und Süd, Ost und West. Bestimmte Schlüsse zu ziehen ist deshalb nicht leicht, weil (entgegen früherer Annahme) der größere Teil der farbigen Amerikaner seit ungezählten Jahrtausenden[2]) dort sein Domizil hat und nach dem, was oben entwickelt wurde, seinen physischen Charakter infolge der einwirkenden sehr verschiedenartigen lokalen Lebensbedingungen (in einem Kontinent kaltes, gemäßigtes, heißes Klima vereint, nur eine verhältnismäßig schmale Landverbindung zwischen Nord und Süd, enorm hohe Gebirgszüge, den Kontinent in westliche und östliche Hälfte trennend, tropische Inselwelt u. s. w.) wohl mehr oder weniger stark verändert haben könnte.

Wenn nun auch die amerikanischen, übrigens noch keineswegs eingehend ergründeten Sprachen nach Ansicht einiger Ethnologen ein einziges Sprachsystem darstellen, das eine eigenartige Stellung einnimmt und sich von den Systemen aller andern Sprachgemeinschaften unterscheidet, so ist dies (worauf später noch

---

[1]) Die Ethnologen Grote und Joh. H. Becker sprechen sich für die allmähliche Umwandlung der Rassenmerkmale durch Einfluß der Umgebung und infolge Kampfes ums Dasein aus. Unser großer Anthropolog R. Virchow, der zwar kein Freund der Haeckelschen Affenabstammungshypothese ist, sagt doch in seiner Denkschrift „Rassenbildung und Erblichkeit“: „Von jeher ist unter den Ursachen der Rassenbildung der Einfluß der örtlichen Verhältnisse an erster Stelle genannt worden. — Obwohl das Wort ‚Klima‘ etwas vieldeutig ist und bald weiter, bald enger aufgefaßt werden kann, so ist es doch für die uns hier beschäftigende Betrachtung das weitaus brauchbarste. Jedermann weiß, daß die Versetzung eines Menschen in ein andres Klima eine Abweichung in seinen Lebensverhältnissen hervorbringt, aus welcher eine Klimakrankheit entstehen kann, daß aber auch eine ‚Anpassung‘ an die neuen Verhältnisse ‚erworben‘ werden kann, welche die Akklimatisation ermöglicht. Man ist aber auch zu allen Zeiten geneigt gewesen, die Akklimatisation durch Vererbung der neugewonnenen Eigenschaften auf die Nachkommenschaft sich übertragen zu lassen, und wenn dadurch auch nicht sofort eine neue Rasse geschaffen wird, doch eine solche durch die Summierung immer neuer erworbener Störungen, welche die ‚ethnologische Provinz‘ (eine Bezeichnung von Dr. Bastian) hervorbringt, zustande kommen zu lassen.“

[2]) Dr. Bramford hat auf der im Nicaraguasee gelegenen Insel Ometepec eine Anzahl prähistorischer Gefäße und andrer Dinge ausgegraben, die drei verschiedene Epochen einer vergleichsweise vorgeschrittenen Kultur erkennen ließen und deren Schichten jede von der andern durch Lavadecken getrennt waren. Man fand auch verschiedenen Orts Reste des längst ausgestorbenen amerikanischen Pferdes und Anzeichen, daß es als Haustier gehalten wurde, desgleichen menschliche Erzeugnisse mit den Gerippen von Mastodon (Elephas Columbi) und andern vorzeitlichen Tieren in quaternären und tertiären Schichten.

zurückgekommen wird) noch kein Beweis der anthropologischen Einheit und der Ursprünglichkeit einer Rasse. Es darf vielmehr als feststehend angenommen werden, daß ein Teil der Indianer, aber eben nur ein Teil, namentlich die nordamerikanischen, mongolischer Abstammung ist.

Verschiedene Ethnologen sprechen sich bestimmt in diesem Sinne aus. Francis A. Allen stellt die Theorie auf, daß Amerika durch zwei verschiedene Völkerzüge von Asien her bevölkert worden ist, der eine, der mongolischen Rasse angehörend, über die Beringstraße eingewandert, ein andrer aus dem südlichen Asien über die Inseln des Großen Ozeans nach Zentralamerika und Peru.

In Uebereinstimmung hiermit befindet sich Virchow, wenn er feststellt, daß ähnlich wie bei der kaukasischen Rasse auch die Schädelverhältnisse der amerikanischen Stämme sehr variierend seien. Zum Beispiel wären die Schädel der Tapuios, der Botokuden, der Patagonier, der Peruaner, Chibchas u. s. w. dolichozephal, dagegen die der sogenannten Moundbuilders,[1]) der Karaiben, Araukanier, Pampas und andrer kurzköpfig. Professor Fritsch sagt, daß trotz der sehr wahrscheinlichen mongolischen Einwanderung von Asien nach Amerika viele Stämme, wie Azteken, Inkas, Tolteken, ihrem Kerne nach sicherlich nicht mongolisch seien; er neigt sich eher der Ansicht zu, daß diese Stämme Repräsentanten einer eingeborenen amerikanischen Urrasse seien.

Daß die Eingeborenen Amerikas aber keine autochthone Rasse darstellen, dürfte, seitdem festgestellt ist, daß die Spuren der Menschheit bis in die geologische Tertiärzeit hinaufreichen, ohne weiteres aus der Erwägung zu folgern sein, daß Asien und Amerika im hohen Norden nur durch das flache Beringmeer voneinander getrennt sind und wohl noch zu Menschenzeiten in Landzusammenhang waren. Der amerikanische Ethnologe Grote entwickelt in diesem Sinne seine Ansicht dahin, daß in der Tertiärzeit die Menschen sich aus der warmen Zone der östlichen Hemisphäre nach dem nördlichen Asien verbreitet und von dort nach Amerika übergewandert seien, daß hierauf, wenn nicht früher, so doch jedenfalls in der pliozänen Periode, die Menschen längs der Hochlande, welche an die einen riesigen Felsbergrücken darstellende, beide Hälften Amerikas an ihrer Westseite nordsüdwärts durchziehende Gebirgskette angrenzen, südwärts gewandert seien und daß ihre weitere Entwicklung das Ergebnis der Einwirkung ihrer Umgebung bei ihrer späteren isolierten Lage gewesen sei, indem das Vordringen des Eises in den Eiszeiten die Verbindung zwischen der Alten und Neuen Welt bis in verhältnismäßig junge Zeit unterbrochen gehabt habe.

Joh. H. Becker, der eine sehr eingehende Arbeit über Wanderung und Wandlung des Menschengeschlechts von seinem ersten Werden in Zusammenhang mit den geologischen Vorgängen geliefert hat, spricht sich, wie Grote, für die

[1]) Von den „Moundbuilders", zu deutsch „Wallerbauer", sagt Dr. Rothauer: „Man muß annehmen, daß dort (am Eriesee) Jahrhunderte hindurch ein Volk lebte, welches, wie aus der Form der aufgefundenen Schädel erhellt, ganz verschieden war von den diese Gegend in postkolumbischer Zeit bewohnenden Indianern, vielmehr zu dem altbrasilianischen Typus zu stellen ist."

Möglichkeit einer allmählichen Umwandlung der Rassen durch Einfluß der Umgebung und im Kampf ums Leben aus und nimmt hinsichtlich der amerikanischen Bevölkerung an, daß die arischen Hunnen über Sakkalin mit dem Kuro Siwo nach Amerika gelangt und, von Columbia das Felsengebirge überschreitend, Mississippi abwärts unter Führung des schon erwähnten Votan nach Peru gelangt seien. Ein andrer Zweig dieser Völkerfamilie wäre unter Benutzung des nach Süd fließenden Polarstromes nach den Polynesischen Inseln gelangt.[1])

In Uebereinstimmung hiermit hält Schaafhausen auf Grund von Schädeluntersuchungen es für möglich, daß die Makrozephalen des Altertums, die Avaren und Hunnen, sowie die alten Peruaner derselben Rasse angehört hätten.

Nach Brasseur de Bourbourg sind die Spuren arischer Beziehungen zu den altamerikanischen Kulturvölkern unverkennbar.

Der englische Ethnologe Flower betont bei seiner Rasseneinteilung der Menschheit die nahe Verwandtschaft der Ureinwohner Amerikas mit den asiatischen Mongolen. Desgleichen will Tylor nähere Beziehungen amerikanischer und asiatischer Rassen aus dem Vorkommen fast ganz gleicher Spiele in Indien und Mexiko (des mexikanischen Spiels Patole gleich dem indischen Pachisispiel) erkennen, auch ließe die hohe Entwicklung der Altmexikaner in den Metallarbeiten, in der Architektur, Astronomie, in den politischen und religiösen Einrichtungen eine asiatische Beeinflussung annehmen. Humboldt schloß auf solche Beziehungen aus dem Vorkommen eines chronologischen Kalenders in Mexiko, in welchem Tage, Jahre u. s. w. nach einem kombinierten Verfahren aufgezeichnet seien, nach dem asiatische Völker (Tibet) die Zeit berechnen. Auch der französische Ethnograph M. Charnay findet, daß die hindu-buddhistische Kultur stark an die altmexikanische erinnere, und der Anthropologe Putnam spricht sich in einer Arbeit über die südkalifornischen Indianer dahin aus, daß die amerikanische Rasse zwar wohl eingeboren sein könne, daß vieles aber auch auf den asiatischen Ursprung deute. Die älteste amerikanische Rasse ist nach ihm dolichozephal, während die Kurzköpfe später eindringenden Stämmen zuzuschreiben seien, welche die Urbewohner Nord- und Südamerikas überrannten, besiegten und absorbierten oder sie in die entlegensten Teile des Kontinentes trieben. Er meint, daß Südkalifornien der meeting ground verschiedener Zweige der eingedrungenen mongolischen Völker gewesen sei.

Zu erwähnen ist hier auch noch, daß nach alten chinesischen Ueberlieferungen aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. ein 20000 Li östlich von China gelegenes Land Fusang von dort aus besucht, auch ein im grauen Altertum im Norden Chinas ansässiges Volk Hiungun (das nach Deguignes identisch mit den Hunnen sei) in dieses ferne Land eingewandert sei. Dieses Land Fusang wurde von

[1]) Dieser Polarstrom bleibt freilich sehr weit ab von den Inseln der Südsee. Aber die im zentralen und östlichen Teil des Großen Ozeans herrschenden Meeresströmungen schließen nicht aus, daß mit den veränderlichen Winden der Zone zwischen 20 und 30° nördlicher Breite die Sandwichsinseln oder der Meeresteil östlich davon und von dort mit dem Passat die Inseln der Südsee selbst mit unvollkommenen Fahrzeugen erreicht werden können.

Neumann, von Eichthal, M. Paravey, Ch. J. Leland für Amerika erklärt, dem aber Bretschneider widersprach und es für Japan hält, unter anderm aus dem Grunde, weil er nicht für denkbar hält, daß zu der Zeit der breite Ozean durchschifft worden sei. Es ist nun aber erwiesen, daß selbst in historischen Zeiten verschiedene unfreiwillige Verschlagungen asiatischer Fahrzeuge nach Nordamerika stattgefunden haben. Man hat schon 1873 fünfzehn solcher gut beglaubigter Fälle innerhalb der letzten neunzig Jahre festgestellt, und es ist das keineswegs zu verwundern, da sowohl die vorherrschenden Winde wie die dortige Meeresströmung die Fahrt nach Ost in hohem Grade begünstigen.

Nach allem dem können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß es keine amerikanische eingeborene Urrasse gibt, daß vielmehr sicherlich auch Amerika seine Bevölkerung aus der Urheimat des Menschengeschlechtes, aus Asien (zum Teil vielleicht aus Europa-Asien vom Osten her), erhalten hat in Uebereinstimmung mit unsrer biblischen Tradition.[1])

Es wurde versucht, in vorstehendem namentlich durch Berufung auf Ethnologen vom Fach nachzuweisen, daß einerseits die altamerikanischen Völker keine autochthone Rasse für sich bilden, daß anderseits aller Wahrscheinlichkeit nach das Blut zweier voneinander abweichenden Hauptrassen in Amerika zu finden sei. Die Ethnologie ist leider noch weit davon entfernt, eine Präzisionswissenschaft zu sein. Sie stützt ihre Folgerungen in erster Reihe auf anthropologische Merkmale, sodann auf die Sprache.

In ersterer Beziehung schien die Untersuchung der Schädelform und die Knochenbildung des Gesichts von ausschlaggebender Bedeutung werden zu sollen, jedoch ergab sich, daß innerhalb derselben Rasse eine recht mannigfaltige Schädelform vorkommt, ja selbst innerhalb eines enger begrenzten Kreises einer Urrasse, z. B. des arischen Zweiges der kaukasischen Rasse. Gewisse Eigentümlichkeiten der Knochenbildung des Gesichtes (Gesichtswinkel u. s. w.), z. B. die Prognathie,

---

[1]) Die heutige Anthropologie zweifelt wohl kaum noch an der Wahrscheinlichkeit der Abstammung des ganzen Menschengeschlechtes von einem Paar und demgemäß von dem Einfluß der Umgebung und der Lebensbedingungen im Sinne der Erzeugung von Rassenverschiedenheiten. R. Virchow sagt u. a. darüber, nachdem er darauf hingewiesen hat, daß die Veränderung der Rassenfarbe nicht etwa durch die Ablagerung eines Hautpigments erzeugt wird, das vorher nicht vorhanden war, sondern nur durch eine stärkere oder schwächere Anhäufung und eine oberflächlichere oder tiefere Lage des gewöhnlichen Pigments, weshalb theoretisch nichts leichter sei, als aus einer dunkeln Rasse eine hellere entstehen zu lassen: „Da weit mehr Gründe dafür sprechen, daß die Vorfahren der verschiedenen Rassen nicht unabhängig voneinander entstanden, daß vielmehr sämtliche Rassen auf gemeinsame Vorfahren zurückzuführen sind, so werden wir nicht umhin können, für ihre Entstehung äußere Einwirkung aufzusuchen.“ — Und ferner: „Abstrahiert man von dem tatsächlichen Nachweis der Ueberreste des Urmenschen, so bleibt für die Erklärung der Rassenbildung nur der Weg übrig, den Darwin für die Erklärung der Artenbildung eingeschlagen hat, nämlich das Studium der fortschreitenden Variation von Individuum zu Individuum. Mit dem Anpassungsprinzip läßt sich der Uebergang ‚gefärbter‘ Rassen in schwach gefärbte ebenso bequem erklären wie der Uebergang von ‚weißen‘ Rassen zur gelben oder schwarzen.“

ließen wenigstens mit einiger Bestimmtheit auf kleinere oder größere Entfernung von dem Urtypus des Menschen schließen. Einen guten Anhalt für Beurteilung der Rassenunterschiede erhoffte man auch durch Messung des Rauminhaltes der Schädel und des Gewichtes des Gehirns zu gewinnen. Es ergab sich dabei, daß die Gehirnmasse in vielen Fällen der geistigen Kapazität der einzelnen Individuen (es kommt dabei aber auf das relative Gewicht zum Gewicht des Körperskeletts sehr an) parallel ging und — wohl im Zusammenhang hiermit — daß die Schwankungen in diesen Maßen bei einer Rasse um so größer sind, einen je höheren Kulturstand sie einnimmt. Der Anthropologe Will. Flower erwähnt zum Beispiel bei Gelegenheit der Besprechung der australischen Rasse in bezug auf Schädelform und Schädelinhalt, daß dieselbe zu den hohen Schmalschädeln (es kommen nach Tropinard aber auch Breitschädel vor) rechne. Ein hervorragendes Merkmal ihrer Schädel sei aber ihre geringe Kapazität bei vergleichsweise sehr dicker Hirnschale. Die Kapazität betrage im Durchschnitt wenig über 1200 Kubikzentimeter. Flower bemerkt dabei, daß nach Dr. Gustave Le Bon um so größere Schwankungen in der Schädelkapazität vorkommen, je zivilisierter eine Rasse sei (also, wie es scheint, eine körperliche Aenderung durch geistige Arbeit). Diese Schwankung betrage bei den australischen Negern nur ca. 307 Kubikzentimeter, bei den Deutschen dagegen 715 Kubikzentimeter, beim Gorilla gar nur 199 Kubikzentimeter. Es kämen die größten Prozentsätze in der Kapazität bei den Europäern, die kleinsten bei den Australnegern vor.

Mehr als die Schädellehre dürften Farbe von Haut und Haar und der Wuchs des letzteren, ferner aber auch die durchschnittliche Körpergestalt zu rassenverwandtschaftlichen Schlüssen berechtigen. Ersteres freilich auch nur bedingungsweise, d. h. unter der einschränkenden Erwägung, daß — wie schon ausgeführt — das Milieu der Umgebung im Laufe der Jahrtausende Veränderungen in der Farbe und im Haarwuchs erzeugt. Wir haben in der hier vorliegenden Erörterung es aber nicht mit so langen Zeitperioden zu tun, daß wesentlichen zeitlichen Umgestaltungen Rechnung zu tragen wäre. Jedenfalls hat die Betrachtung von Farbe, Gestalt, Haarwuchs den Vorzug, daß man schon aus der äußeren Erscheinung auf die zugehörige Hauptrasse oder wenigstens eine nähere Verwandtschaft mit ihr zu schließen vermag, und es hat dies ja auch zur Aufstellung und Unterscheidung der alten drei Hauptrassen (kaukasische, mongolische, äthiopische) geführt, die alle eine große Zahl Unterabteilungen in sich begreifen, eben als Wirkung des äußeren Einflusses, durch die wir uns auch die Hauptrassen entstanden denken müssen.

Diese allgemeine Körpererscheinung angehend, so sind verschiedene Reisende und Ansiedler geradezu erstaunt gewesen, bei einzelnen Stämmen, namentlich des nördlichen Südamerikas, im ganzen Habitus frappierende Aehnlichkeit mit der europäischen Rasse zu finden, was auch wohl den Hauptanlaß zu der Aufstellung der hier zu besprechenden Hypothese gegeben hat. So sagt ein Pater Kolberg von den Kitschuosindianern, die von der Nordgrenze Ecuadors über die Hochebene der Kordilleren bis nach Peru und Bolivia hinein wohnen, daß

sie im Aussehen sich vielfach vom Europäer nicht unterscheiden. Der Ungar weiche in Physiognomie und Wuchs mehr vom Deutschen ab als diese Ureinwohner der Kordilleren vom europäischen Südländer. In einigen Teilen dieser Länder seien Männer und Weiber so weiß in Farbe, so wohlgebaut, von so intelligenter und angenehmer Physiognomie, daß man sie in europäischer Kleidung zwischen Europäern keinenfalls herauserkennen würde. Ihre Bemalung und ihr Schmuck erinnern dagegen ganz an die Südseeinsulaner. Jules Crevaux bemerkt von den Indianern von Guganas und insbesondere von den Bosciongennes am Amazonenstrom, daß ihre Hautfarbe die eines südlichen Europäers sei. Seine eignen Hände fand er dunkler als die Hautfarbe der Eingebornen, die Kinder seien stets fast weiß; die Oyacoulets sollen nach ihm blonde Haare und ebensolchen Bart haben. Ueber einen Indianerstamm in Honduras schreibt ein dort angesessener Deutscher, daß diese Leute körperlich viel zu schön seien, um sie für Ureinwohner Amerikas zu halten, sie müßten eingewandert, etwa phönizischen Blutes oder Abkömmlinge der Spanier sein. Jeder junge Mann des Stammes könnte einem Bildhauer als Modell dienen.

Gehen wir nun etwas näher auf die Polynesier ein. Sie bewohnen bekanntlich in größerer Reinheit nur die östlich der Fidschiinseln, also Amerika am nächsten, gelegenen Inseln — darunter auch unsre Samoainseln — demnächst die Sandwichinseln im nördlichen Großen Ozean und, mehr mit dunkelm Blute gemischt, Neuseeland, dort Maoris genannt. Auf den andern, den westlich gelegenen Inseln des südlichen Großen Ozeans, die von einer an den Negertypus stark erinnernden Bevölkerung von braun bis schwärzlicher Hautfarbe, den sogenannten Melanesiern, wohl papuanischen Ursprungs, bewohnt werden, ist mancherorts etwas polynesische Blutmischung unverkennbar. Hellere Hautfarbe weisen auch vielfach die Bewohner der westlichen Inseln des nördlichen Großen Ozeans (Marschallinseln, Karolinen, Marianen u. s. w.), die sogenannten Mikronesier auf, indes erscheint es zweifelhaft, ob hier Mischung mit Polynesiern oder nicht vielmehr solche mit den asiatischen Mongolen vorliegt.

Im westlichen Teil des Großen Ozeans herrscht nicht das ganze Jahr hindurch der östliche Passat, sondern dieser wechselt mit dem durch die kontinentale Masse Asiens erzeugten westlichen Monsun. Nun ist es eine sehr auffallende Erscheinung, daß das Monsungebiet sich gewissermaßen deckt mit der vorwiegend dunkeln Bevölkerung, mit den Melanesiern und Mikronesiern, das reine Passatgebiet in der östlichen Hälfte des Ozeans aber mit der hellen, mit den Polynesiern, oder, um es noch anders auszudrücken: die östliche Grenzlinie des Monsuns stimmt ziemlich überein mit der östlichen Grenzlinie der Melanesier und Mikronesier derart also, daß jenseits, östlich, dieser Linie die Polynesier hausen. Diese Windverhältnisse, denen auch die Meeresströmungen im allgemeinen entsprechen, wirken selbstverständlich erleichternd bzw. erschwerend auf die Schiffahrt, das will sagen: innerhalb des Monsungebietes kann man zur richtig gewählten Jahreszeit mit dem Passat sich leicht in westlicher Richtung, mit dem Monsun in östlicher Richtung bewegen, in dem reinen Passatgebiet ist es aber

recht schwierig, sehr weite Entfernungen mit einem Segelfahrzeug gegen den Passat, also nach Ost, zurückzulegen. Man pflegt mit Segelfahrzeugen daher auch ohne Rücksicht auf große Umwege immer die Gegenden mit günstigen Winden — also bei Fahrt nach Ost die Gegend der Westwinde außerhalb der Wendekreise — aufzusuchen und erst wenn man den entsprechenden Längenmeridian des Bestimmungsortes erreicht hat, mit halbem Winde auf diesen zuzusteuern. Bei der gegenwärtigen Kenntnis der meteorologischen Verhältnisse ist das mit Hilfe der heutigen Karten ein leichtes, vor Tausenden von Jahren wäre es kaum ausführbar gewesen. Wie abhängig die auf niedriger Kulturstufe, auch hinsichtlich der Schiffahrt, stehenden Völker von Wind und Strom sind, beweisen die vielfachen unfreiwilligen Verschlagungen ihrer primitiven Fahrzeuge, worüber einige Beispiele angeführt werden mögen, in Ergänzung der schon erwähnten Fälle zwischen Asien und Nordamerika. Nach Franz Hernsheim hätte das französische Schiff „Dauphin" auf 20° 20′ südlicher Breite und 163° 30′ östlicher Länge ein Kanoe mit vier Frauen aufgenommen, die einige Wochen vorher von Maiana in der Kingsmillgruppe auf der Fahrt nach der nahen Insel Turrowa, also ca. 1200 Seemeilen in südwestlicher Richtung vertrieben wären. Sechs Männer waren dabei teils verhungert, teils ertrunken. Jagor gibt in seinem Werke über die Philippinen sechs geschichtlich bestätigte Beispiele von Kanoes an, die von den Palaosinseln (Karolinen) nach den Philippinen verschlagen wurden, also 600 bis 1000 Seemeilen in westlicher Richtung. Professor Ratzel führt an, daß Cook 1777 auf der Insel Watin drei tahitische Eingeborne fand, die zwölf Jahre vorher von Tahiti vertrieben waren, also ca. 600 Seemeilen in südwestlicher Richtung. Er führt zwar auch Fälle an, wo eine Vertreibung in östlicher Richtung stattgefunden hatte, also gegen den Passat; diese Fälle sind aber erklärlich, weil in den betreffenden Gegenden, innerhalb jener Inselgruppen, zuweilen auch starke Westwinde vorkommen. Es gibt ja auch nördlich vom Aequator zwischen dem Nordost- und Südostpassat einen nicht sehr breiten Gürtel von Windstillen und mit leichten veränderlichen Winden, aber in diesem die großen Entfernungen zurückzulegen, um die es sich hier handelt, ist außerordentlich schwierig, auch liegt dieser Stillengürtel ein beträchtliches Stück, nämlich an tausend Meilen, nordwärts gerade derjenigen Inselgruppen, die hier in Betracht kommen.

(Schluß folgt)

Dr. Palisa über die Temperatur des Mars

Herr Professor Wien hat den springenden Punkt in meinem Aufsatze über Mars, die Frage nach der mittleren Temperatur desselben zu einer kurzen Auseinandersetzung im Januar-Hefte dieser Monatsschrift auserwählt und kommt zu dem Schlusse, daß auf Grund der Strahlungsgesetze der Wärme die mittlere Temperatur auf Mars —32° beträgt. Wenn ich ihn weiter recht verstehe, so schließt er es aus, daß trotz vorkommender Schwankungen der Temperatur, diese je über Null, dem Gefrierpunkte des Wassers, steigen kann. Wenn das richtig ist, so wären alle Veränderungen auf Mars, welche beobachtet sind, anders zu erklären und Vegetation in unserm Sinne unmöglich, weil diese nur dann vorkommen kann, wenn die Temperatur zeitweise über Null steigt.

Zunächst möchte ich an die Eiszeiten unsrer Erde erinnern. In jenen Zeiten war die Temperatur ganzer Erdteile viel tiefer als jetzt. Nun wird wohl zugestanden werden, daß nach unsern jetzigen Anschauungen über das Wesen der Sonne, denen zufolge dieselbe ein glühender Gasball ist, der kontinuierlich Wärme an das Universum abgibt, die Sonne früher gewiß nicht weniger, sondern eher mehr Wärme der Erde zugesendet hat; und doch scheint die Tatsache der Eiszeiten dagegen zu sprechen. Man hat versucht, diese Anomalie auf verschiedenem Wege zu erklären; man hat zum Beispiel die Aenderung der Exzentrizität der Erdbahn als diese Ursache hingestellt, ja sogar eine starke Aenderung der Lage der Erdpole angenommen, lauter sehr unwahrscheinliche Hypothesen. Eine einzige, die von Arrhenius aufgestellte, daß die Eiszeiten infolge der Verminderung des Kohlensäuregehaltes unsrer Atmosphäre eingetreten sind, scheint diese Tatsache auf die einfachste Weise zu erklären.

Wenn man nun zugibt, daß die Sonnenstrahlung nicht abgenommen hat, und weiters annimmt, daß die Temperatur der Erde, wie es Herr Professor Wien analog für den Planeten Mars behauptet, nur von der Sonnenstrahlung abhängig ist, so existiert hier ein Widerspruch zwischen der Tatsache der Eiszeiten und dem von Herrn Professor Wien ins Treffen geführten Wärmegesetze.

Wenn ich nun zu den weißen Polarkalotten des Mars übergehe, so erwähne ich zuerst, daß nur zwei Hypothesen über das Wesen derselben bisher aufgestellt worden sind, nämlich, daß diese weiße Färbung der Existenz von Schnee oder der Existenz von fester Kohlensäure ihren Ursprung verdankt. Nehmen wir zunächst an, daß die weiße Farbe von Schnee herrührt. Die Beobachtungen zeigen ganz deutlich, daß die weiße Polarkalotte mit dem Vorrücken des Frühlings und des Sommers an Ausdehnung abnimmt, daß sich um die Polarkalotte ein dunkler Saum bildet und daß die Kanäle auftreten. Ferner zeigen die Beobachtungen — ich habe diesen Punkt in meinem Aufsatze nicht berührt —, daß die Färbung vieler dunkler Stellen sich der Jahreszeit entsprechend ändert, gerade so, wie es der Fall sein müßte, wenn Vegetation in unserm Sinne dort

vorhanden wäre. Also unter der Annahme, daß das Weiß der Polarkalotten Schnee ist, ergeben die Beobachtungen der Marsoberfläche, daß die Temperatur um diese Zeit unbedingt und über längere Zeit — vielleicht unterbrochen durch sehr tiefe Nachttemperaturen — über Null steigen muß. Ist aber das Weiß der Polarkalotten Kohlensäure und die Temperatur stets unter Null, dann sind die Aenderungen der Färbung der Landschaften kaum zu erklären, denn nach unsrer Kenntnis kann ein derartiges Phänomen unter solchen Umständen nicht eintreten. Wenn aber die Kohlensäurehypothese von Arrhenius richtig ist, dann wäre im Gegenteil gerade jener lokale Zustand vorhanden, welcher eine Erhöhung der Temperatur herbeiführen müßte. Die Kohlensäurehypothese, auf Mars angewendet, enthält also bereits in sich etwas Widersprechendes.

Ich bin leider nicht in der Lage, diesen Widerspruch zu lösen, aber die Existenz desselben läßt mich glauben, daß das von Herrn Professor Wien zitierte Wärmegesetz nicht allein maßgebend für die Temperatur eines Planeten sein kann, sondern daß diese ein Resultierendes der empfangenen Sonnenstrahlung und der auf jedem Planeten vorfindlichen lokalen Verhältnisse ist.

J. Palisa.

Professor Wien über die Marstemperatur

Die Berechnung der Temperatur eines Planeten aus den Strahlungsgesetzen setzt voraus:

1. Die Kenntnis der vom Planeten wirklich aufgenommenen Sonnenstrahlung, wobei die reflektierte in Abzug zu bringen ist;
2. daß der Planet keine in Betracht kommende Eigenwärme besitzt;
3. daß der Einfluß der Atmosphäre des Planeten in Rechnung gezogen werden kann;
4. daß die Oberfläche des Planeten von den Strahlen, die sie selbst aussendet, wenig reflektiert.

Während Punkt 1, 2 und 4 zwar auch unsicher bleiben, aber doch wahrscheinlich mit genügender Annäherung berücksichtigt werden können (es sei denn, daß zum Beispiel Energiequellen unbekannter Art, wie große Mengen Radium, auf dem Mars vorhanden wären), bleibt der Einfluß der Atmosphäre ziemlich unsicher. Dieser Einfluß ist von Arrhenius in seiner geistreichen Hypothese über die Einwirkung der in der Luft vorhandenen Kohlensäure auf die Erdtemperatur in Rechnung gezogen, es ist aber natürlich schwierig, diese Verhältnisse auf dem Mars zu berücksichtigen. Ich möchte daher bei der Unsicherheit der Rechnungsunterlagen die ohne Berücksichtigung des Einflusses der Atmosphäre berechnete Temperatur des Mars nur als eine Schätzung ansehen, die wahrscheinlich tiefer

liegt als die wirkliche Temperatur. Aber wenn die wirkliche Temperatur auch höher liegen sollte, so wird sich eine Schlußfolgerung auf die Unmöglichkeit der Existenz von Lebewesen noch weniger ziehen lassen.

Reformgedanken eines Kardinals und die Zustände im Kirchenstaat im Jahre 1814

Von

Dr. Albert Zacher (Rom)

Als Kardinal Kopp in der Kölner Bischofsversammlung vom Dezember sich gegen die Papstenzyklika „Pascendi" ausgesprochen haben sollte, spotteten die Leute des Vatikans über die Modernisten, die einen Kardinalprotektor zu haben wünschten. Sie vergaßen dabei wohl, daß schon 1814 ein Kardinal Modernist im wahren Sinne des Wortes war, Giuseppe Sala. Schlecht bekam's ihm zwar; denn seine Reformschrift, die er schrieb, als er seines Herzens Drang nicht zähmen konnte, wurde vom Kardinalstaatssekretär Consalvi so gründlich unterdrückt, daß nur ein Exemplar heute noch im Geheimarchiv des Staatssekretariates schlummert. Wenn sie trotzdem heute wieder in der Oeffentlichkeit erscheint, verdankt sie es nur dem Umstand, daß Salas Großneffe eine geheime Abschrift entdeckte, die Leo XIII. als junger Geistlicher gefertigt hatte, sie wieder kopieren ließ und dem Verbot der geistlichen Oberen zum Trotz in Druck gab.[1])

Das interessante Werk, durch das ein mundtot gemachter Kirchenfürst nach fast einem Jahrhundert wieder zu Wort kommt, verdient die Beachtung aller Historiker und Kirchenpolitiker, weil es mit seltenem Freimut die im Vatikan eingerissenen Mißbräuche schildert, hatte Sala doch schon 1798 in sein Tagebuch geschrieben: „Kirchenstaat und Kirche bedürfen großer Reformen und namentlich in den Personen, die Gott geweiht sind." Hier möchte ich hauptsächlich mich nur mit seinen Schilderungen der damaligen Zustände im Kirchenstaat befassen, da der Raum nicht gestattet, ausführlicher zu werden.

„Bei den Katholiken in den von uns entferntesten Ländern war es einst herrschende Ansicht, daß der Kirchenstaat und besonders Rom das Land der Engel wären, und deshalb war oft mancher Fremde, der zu uns kam, verwundert, wenn er die gleichen Unordnungen fand wie anderswo; denn er hatte vorausgesetzt, daß die Päpste bei der Verschmelzung von geistlicher und weltlicher Macht besser als andre Souveräne es verstehen würden, ihre Staaten zum Vorbild in religiöser Beziehung und in öffentlicher Ordnung zu gestalten." Fast wie Ironie klingen diese Worte, die Sala im Eingange seines Buches schreibt, wenn man sie mit den folgenden Darlegungen vergleicht. Zunächst läßt er am päpstlichen Hofstaat kein gutes Haar und tadelt es vor allem, daß alle, selbst die bürgerlichen Beamten, das geistliche Kleid trügen. Das geschehe doch nur aus heuchlerischer Interessenpolitik. Dann eifert er gegen die unedle Aemterjagd und die Sucht der Prälaten, durch Exploitierung der Pfründen sich persönlich zu bereichern.

In einem folgenden Kapitel zeigt sich Sala als Demokrat und Patriot, der gegen alle Privilegien des Adels und der fremden Gesandten wettert. Die der letzteren hatten

[1]) G. A. Sala, „Piano di Riforma", umiliato a Pio VII. Ora per la prima volta integralmente pubblicato dal pro-nipote di lui, Giuseppe Cugnoni Tolentino. Stab. Tip. Francesco Filello. 1907. VIII u. 508 S.

freilich zu Zuständen geführt, die bis vor kurzem nur noch in Syrien ihresgleichen hatten So war zum Beispiel der Spanische Platz, weil auf ihm der Palast des spanischen Gesandten stand, der Gerichtsbarkeit des Papstes entzogen. „Die Dirnen durften in diesem Bezirk ihre Lusthäuser offen halten, alle Verbrecher fanden hier ein sicheres Asyl, und die Logen der Freimaurer hielten friedlich ihre Versammlungen." Auch die Nationalkirchen waren Asyle. „Die Küster von S. Giacomo de' Spagnuoli feierten Freudenfeste, wenn sie einen Gauner, der von den päpstlichen Polizisten verfolgt wurde, retten und die Verfolger weidlich durchprügeln konnten."

Weniger zeigt sich Sala als Freiheitsmann, wenn er das Privileg der fremden Posten bekämpft, das es der Papstregierung unmöglich mache, ein schwarzes Kabinett zu halten, um die ein- und ausgehende Korrespondenz politisch zu überwachen. Fast beneidet er die Wiener Post, die damals alle amtliche Briefe öffnete und, da sie auch die fremden Staatssiegel in mehreren Exemplaren besaß, wieder kunstvoll schloß, wobei sie sich freilich oft Versehen zuschulden kommen ließ, die den Mißbrauch offenbarten. Hauptsächlich aber mißfielen Sala die den fremden Gesandten unterstehenden Posten, weil durch sie nur zu oft die politische Umsturzpresse eingeschmuggelt wurde.

Unzufrieden ist er auch mit den mondänen Kardinälen, vor allem mit einem französischen Gesandten und Günstling der Pompadour. „Er hatte vom Kardinal nichts als das Kleid. Sein ganzes Bestreben schien nur, als des Königs Vertreter zu glänzen. Engste Intimität verband ihn mit schlechten Subjekten und einem übelberüchtigten Weib. Als Erzbischof sah er seine Residenz nie, und als er Kardinalbischof wurde, ging er nur zur Sommerfrische dahin, natürlich mit seiner unvermeidlichen Freundin, die die Leute von Albano das Weib des Bischofs nannten." Dann folgt ein Joseph II. und Kaunitz befreundeter Kardinal. „Er erregte durch seine beispiellose Prostitution bei der ersten Verteilung der Kreuze der Ehrenlegion im Invalidendom großes Aergernis. Sein Beispiel fand sofort bei den französischen Bischöfen und Kardinälen Nachahmung (und Kardinal Fesch war nie stolzer, als wenn er seine große Dekoration am Halse baumeln lassen durfte, trug sie sogar über den geistlichen Gewändern am Altar). Mir scheint es hingegen, daß die Kardinäle jenen Säulen aus feinstem Marmor gleichen müßten, die mit ihrer ihnen innewohnenden Schönheit zufrieden, niemals andern Ornamentenschmuck erlauben." ... „Und die Kapläne der Fürsten? Erniedrigen sie nicht vielleicht den Purpur, anstatt ihn zu erhöhen? Warum mußte sich Kardinal Conte, der in dieser Jahreszeit sicherlich keine Pfarrei seiner Diözese besuchen würde, eigens von Siena nach Florenz bemühen, um an einem Werktage einer Fürstin Messe zu lesen, die sonst nicht einmal alle gebotenen Feste beobachtet? Freilich, was war auch von solchen Höflingskreaturen im Purpur zu erwarten, wenn man wußte, wie ihre Ernennung erfolgte?" Sala kritisiert das Unwesen dieser Ernennungen sehr scharf. „Als Beispiel erwähne ich nur den berüchtigten Monsignore D. Seinen Namen las man in den Denkschriften der Jakobiner als den eines der Koryphäen der Freimaurersekte, zu der, wie seine eignen Freunde bezeugen, er gehörte. Und dennoch wurde er zur Zeit, als der Heilige Vater in Paris weilte, zum Erzbischof befördert, und in den Erkundigungsakten, auf Grund deren die Beförderung erfolgte, schildern ihn alle vernommenen Zeugen als einen frommen und würdigen Prälaten, der in der Erfüllung seiner Pflichten äußerst strenge sei."

Seinen Unmut läßt Sala auch die französischen Hofkardinäle fühlen, die Napoleon I. gegenüber, der doch in Aegypten Muselmann geworden, alle Rechte der Kirche preisgaben und gar den Papst zur Reise zur Pariser Krönung bestimmten, ohne daß Pius die Gewißheit hatte, ob er in der Person Josephinens ein legitimes Weib krönen würde.

Doch kehren wir zu den Verhältnissen des Kirchenstaats zurück. Indem Sala die einzelnen Aemter der Kurie durchgeht, macht er sich über die Examina lustig, da man doch mit Geld und Fürsprache den Doktortitel so billig erwerben könne. Dann spricht er mit Ironie von der Leichtfertigkeit in der Auswahl der Nunziaturdiplomaten. Als

Kardinal Gampara Nunzius in Wien war, entdeckte er zu seinem größten Schmerze, daß ein Sekretär ein Spion der österreichischen Regierung war. Auch die Geistlichkeit gefällt Sala nicht. Ihre Zahl ist ihm zu groß. Deshalb haben viele nichts zu tun. „Die unbeschäftigten Priester sind die fleißigsten Teilnehmer an den öffentlichen Spaziergängen, den glänzenden Jours fixes (conversazioni), den Spielen, besonders den verbotenen, an rauschenden Festen, Theatervorstellungen. Sie sind die Seele von allen festlichen Veranstaltungen, wobei sie leider auch oft die Rolle der Eule auf dem Krähenstock spielen, sie arrangieren Landpartien und machen jungen schönen Frauen den Hof. Der Apostel kann noch so laut rufen: ‚Und wir geben niemand irgendein Aergernis, auf daß unser Amt nicht verlästert werde' (2. Kor. 6, 3), sie hören ihn nicht und vielleicht haben sie ihn nie gelesen, sei es, daß sie sich nicht mit Büchern abgeben, oder weil sie nur profane Lektüre treiben und es unter ihrer Würde halten, einen Blick in die heiligen Schriften zu werfen ... Welch Wunder also, daß die Laien sich über sie erbosen und von den Geistlichen Uebles sprechen?" Auch die Beichtväter kommen schlecht weg, weil sie zu leichtfertig absolvieren. Ein Skandal scheint es dem strengen Zensor nicht minder, daß man die Eunuchensänger der Sistina zum Priesteramt zuläßt, um durch das Messehonorar ihre Einkünfte zu erhöhen. „Das Volk verlacht die Priester, die die Messe mit Sopranstimmen singen." Ueberhaupt, die meisten ergreifen die Priesterlaufbahn nur, „weil sie wenig Lust zur Arbeit haben und das Priesterleben ihnen ein behagliches Dasein und ein Mittel, ihr Glück zu machen, dünkt".

Schlimm sieht es auch mit den Klöstern aus. Viele Mönche erreichten einen unerträglichen Grad von Verfeinerung und Weibischkeit. „Unter anderm zeigte man mit Fingern auf einen jungen Mönch von denen, deren Tracht weiß ist, der mit großen Schuhspangen, mit seidenen Strümpfen, spitzem modischem Hut prunkte und solch einen Hauch der Eleganz verbreitete, daß man ihn einem Florindo oder gar Narziß hätte vergleichen können." Auch die Zucht ließ nach. Die Abhängigkeit von den Oberen war zur reinen Formalität herabgesunken. „In einem römischen Kloster kam es vor, daß ein Mönch, als sein Abt sich weigerte, ihm Ausgangserlaubnis zu geben, diesen mit der Pistole bedrohte." Die Oberen steuerten den Mißbräuchen nicht, auch hielten sie es nicht der Mühe wert, Kapitelversammlungen zu halten. Doch die Visiten der Provinzialen wurden dafür regelrecht betrieben. „Freilich möchte ich nicht gerade sagen, daß das Motiv zu diesen Visiten das Geldinteresse war, da die Gebühren, welche die Klöster bei dieser Gelegenheit zahlen mußten, als die Haupteinnahme des Amts des Pater Provinciale galten. In unsern Klöstern wird wohl auch noch nicht vorgekommen sein, was man von Paraguay berichtet, wo die Mönche, als einst ein Superiore Regolare erschien, um Visite zu machen, die Kirchenglocken verkaufen mußten, um dem Visitanten zu seinen Gebühren verhelfen zu können."

Harte Worte findet Sala auch für die Sensalen und Agenten, welche die Geschäfte zwischen der Kurie und den ausländischen Bischöfen vermitteln. Die ungebildeten Müßiggänger verdienen ihm zuviel, sie betrügen und stehlen, fälschen Dokumente und Rechnungen. Und wie sieht es erst in den von Geistlichen geleiteten Hospitälern aus? „Die Hospitalkapläne sind meist elende Soldknechte, die ihr Amt auf das schlechteste versehen, ohne einen Schatten von Würde und christlicher Nächstenliebe. Wie oft lassen sie die Sterbenden ungetröstet und versäumen es, ihnen rechtzeitig die Sakramente zu geben, ja profanieren sogar das Sakrament der letzten Oelung, indem sie es, um sich und die jungen Wärter der Strafe zu entziehen, Leichen erteilen." Wie die Kapläne, so ihre Herren, die Canonici von S. Spirito. „Sie sehen sich einander nur beim Chordienst, falls sie diesen nicht schwänzen. Wenn sie nicht zur gemeinsamen Tafel im Refektorium erscheinen wollen, lassen sie sich, und zwar sehr reichlich, auf ihrer Zelle servieren und gehen aus, wenn es ihnen beliebt, ebenso wie sie nachts zu der Stunde zurückkehren, die ihnen am bequemsten dünkt." Selbstverständlich erstaunen daher auch die Fremden, wenn sie die Hospitäler besuchen, über die Unordung und den Schmutz.

Groß ist Salas Kummer über die Sittenlosigkeit, die Frechheit der Frauen, die zu sehr in Dekolletierungen schwelgen, die Liederlichkeit der Hasardspieler und die Gemeinheit der Wucherer, die ihre Stütze in dem Wohlwollen milder Theologen finden, welche über die Zinserhebung mit vieler Nachsicht kanonische Regeln aufstellen. Getadelt wird von ihm auch das viele Fluchen, die Trunksucht im Volke und dann — die allzu große Nachsicht gegen den Uebermut der Juden. „Diese haben in den revolutionären Zeiten zuviel Freiheit erworben; zumal auf den Thronen Monarchen saßen, die getränkt waren vom gefährlichen neuen Geiste der Philosophie. So kam es, daß diese unversöhnlichen Feinde des Christentums und ewigen Verfertiger von Lug und Trug Schutz selbst bei denen fanden, deren Pflicht es war, sie zu unterdrücken ... Ich habe sogar in Toskana bemerkt, daß die Juden in ihren Villen Ballfeste geben, zu denen sie die schönsten Frauen der Umgebung einladen und dabei die Unverschämtheit haben, selbst den Pfarrer des Orts mit einer Einladung zu bedenken. Ich habe sogar einen Priester gekannt, der in einer Judenfamilie als Hausmeister diente. Solche Unordnungen werden wir bald auch bei uns sehen, wenn wir der Freiheit der Juden keine Zügel anlegen."

Trotzdem ist Sala kein Freund der Folter. Er wünscht ihre Abschaffung, da sie die Mißbilligung aller erleuchteten Männer finde. Auch verlangt er mehr Gerechtigkeit und bessere Rechtspflege. Moderne Ansichten hat er über die Gefängnishaft, welche, anstatt zu bessern, Verbrecher züchte: „Und an Verbrechern, Müßiggängern, Vagabunden fehle es und fehlte es doch nimmer im Kirchenstaat."

Vor allem fordert er Unbestechlichkeit der Richter. „Indessen murmelte man oft von gewissen Gouverneuren in Stadt und Provinz, die aus Gewinnsucht oder um bei hervorragenden Familien nicht anzustoßen Klageschriften verbrannten, den Gang von Prozessen absichtlich verwirrten, Schuldige freisprachen. Von dem Vorwurf schlecht verwalteter Justiz blieben auch manche Richter und Notare in Rom nicht frei." Unausrottbar erscheint Sala auch fast die Messerplage: „Obgleich in keinem andern Staate so harte Strafen gegen alle angedroht waren, welche Messer oder Feuerwaffen besäßen, so gab es in Rom doch keinen Einwohner, der nicht ständig und aus Gewohnheit diese tödlichen Instrumente mit sich führte." Auch an das Fastenverbot störte sich niemand, selbst an den Vigilien, an Freitagen und Samstagen gab es in den Osterien Fleischgerichte, da man sagte, die Fastengebote oder die Vorschriften über das Verbot des Fleischgenusses an gewissen Tagen seien nur dumme Erfindungen der Pfaffen."

Die lautesten Töne der Entrüstung findet Sala aber, wenn er von der päpstlichen Polizeikanaille spricht, die er „sbirraglia" nennt. Fast glaubt man einen modernen Anarchisten wettern zu hören, wenn er sagt: „Sie diente oft mehr dazu, Verbrechen zu fördern, als sie zu unterdrücken, mehr das Volk niederzuhalten, als es zu erheben, mehr Ruhe und Ordnung zu stören, als zu sichern." — Den Beruf des Schergen konnte, da er in schlechtem Leumund stand, nur die Hefe der Bevölkerung ergreifen, und es war nichts Seltenes, daß er den Notanker für rückfällige Verbrecher bildete. Oft flohen auch Delinquenten, um der Strafe zu entgehen, in ein andres Land, wo sie es bequemer fanden, das Metier des Schergen dem des Ackerbauers oder Handwerkers vorzuziehen ... Da die Sbirren als einzigen Antrieb für ihr Handeln nur das Interesse kannten, denn man gab ihnen Prämien für ihre Operationen, so war es an der Tagesordnung, daß nur die Armen die Schwere der Justiz fühlten. Außerdem brandschatzte die Polizei die Ladenbesitzer durch als schuldigen Tribut periodisch geforderte Trinkgelder. Der Geschäftsmann, der sich renitent zeigte, ward das Opfer von geheimnisvollen Einbrüchen, von denen „jedermann überzeugt war, daß sie das Werk der Sbirren und Spione seien". Die isoliert wohnenden Bauern in der Campagna, die der Polizei nicht zu Willen waren, wurden ihres Viehs beraubt. Selbstverständlich erwarben die Polizeileutnants und ihr höchster Chef, der bargello, Reichtümer. Sie galten als die geldkräftigsten Leute, an die man sich bei Anleihen wenden konnte, und meist verließen sie ihren Dienst schon in jungen Jahren.

Alles das war aber nur möglich, wenn sich die Polizei ganz, wie im heutigen Rußland, hoher Protektion erfreute. „Sagen wir es nur gerade heraus, ist es nicht wahr, daß viele bargelli Protektoren in der Kurie, in der Konsulta, unter den Höflingen und Prälaten, ja selbst im Kardinalskollegium hatten?" Und wodurch kam diese Protektion? Durch Geschenke und Naturalientribute.

Im folgenden verbreitet sich Sala skeptisch über das päpstliche Heer, indem er sehr erbauliche Exempel von Desertionen und Bestechungen aus Offizierskreisen erzählt, dann widmet er der Campagnawüste Ausführungen, die man nur unterschreiben kann, denn die von ihm gerügten Hauptmißstände dauern heute noch fort: „Malaria, allzu große Latifundien, Mangel an Bauernwohnstätten, Mangel an Arbeitskräften." Die Melioration der Pontinischen Sümpfe, die Pius VI. versuchte, erscheint ihm durch das Mißverhältnis zwischen der Riesenzahl der Menschenopfer und den nur für einen kleinen Besitzerkreis erzielten Vorteile nicht berechtigt. Dann schreibt er gegen die fortschreitende Waldverwüstung, der er die Steigerung der Hauptplage Roms, des Druckes des Südwindes, zur Last legt: „Die antiken Urwälder, die dem Schirokko als Wall dienten, wurden niedergeschlagen und so Campagna und Stadt seinem Gluthauche doppelt ausgesetzt."

Zum Schluß ein Wort über die Kamarilla: „Was soll man von Ministern sagen, die dem Fürsten die Wahrheit verbergen oder ihn mit Lügen verraten, die Aemter vergeben und das allgemeine ihrem Privatinteresse opfern? Mit Recht schreibt Muratori: Der Fürst soll sich hüten, die großen Schwätzer für Leute von Geist zu halten. Er soll darauf achten, daß in seiner Umgebung keine Kabbalisten oder hitzige Gehirne und phantasievolle Dichternaturen weilen; denn aus ihnen entsprießt nicht immer nützlicher Ratschlag."

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg; ein Lebensbild aus dem Dreißigjährigen Krieg

Nach historischen Quellen von M. A. Stolzenburg

Man geht schwerlich zu weit, wenn man den wilden Abenteurern, welche die Zeit des Dreißigjährigen Krieges in allen Schichten der Bevölkerung hervorbrachte, den Günstling Ferdinands II., Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg und dessen Bruder Franz Albrecht zuzählt, jenen Parteigänger Wallensteins, dem das grausige Odium des Meuchelmordes an Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen anhaftet. Nach einer nicht ganz festzustellenden Ueberlieferung hat der 1598 geborene Franz Albrecht sich in seiner Jugend am schwedischen Hof, der seiner Familie verwandt war, aufgehalten. Wie auch Schiller seinem Gewährsmann Mauvillon nacherzählt, soll der Lauenburger wegen einer Ungehörigkeit eine Ohrfeige von dem impulsiven jungen König Gustav Adolf bekommen haben, und es wäre ein Duell erfolgt, hätte Oxenstierna nicht interveniert. Aus einer Tagebuchnotiz von 1613 geht hervor, daß Franz Albrechts älterer Bruder Julius Heinrich tatsächlich ein Duell mit Gustav Adolf hatte. Eine Verwechslung ist also nicht ausgeschlossen. Aber Schriftstellern, die Franz Albrecht für den Mörder des Schwedenkönigs halten, ist die Tradition dieser Ohrfeigengeschichte wichtig und reizvoll in der Kette ihrer Beweise.

Im Anfang seiner kriegerischen Laufbahn focht Franz Albrecht im böhmischen Aufstand unter Hohenloe und Mansfeld als Hauptmann. 1619 finden wir ihn als Oberstleutnant

in kaiserlichem Dienst, und zwar an der Spitze eines Kürassierregiments, das sein Bruder Julius Heinrich geworben hatte. Wahrscheinlich hatte dieser ihn zum Uebertritt in die kaiserliche Partei bestimmt. (Vgl. Dr. Fitte, Franz Albrecht, Vaterländisches Archiv für Geschichte des Herzogtums Lauenburg, N. F. 3, S. 5 ff.)

1622 wurde er mit seinem Regiment in die Pfalz geschickt zu Tilly, im nächsten Jahr kämpfte er in Niedersachsen gegen Christian von Braunschweig. Und als dann Wallenstein zum „Capo über alles kaiserliche Volk" ernannt war, finden wir Franz Albrecht als Obristen von drei eignen Regimentern unter des Friedländers Fahnen.

Die im Wolfenbüttler Staatsarchiv verwahrten Tagebücher Franz Albrechts aus den Jahren 1625 bis 1633 und 1638 bis 1642 rollen ein unendlich unruhiges Bild auf. Bald ist der Herzog in Wien und hat „Sr. Kayserl. Majestät zur Hetze aufgewardt", bald ist er in Brüssel, Schlackenwerth, Nürnberg, Torgau, Güstrow, mit kaiserlichen Kommissarien werden „Accorde abgeschlossen", und mit Graf Schlick besetzt er Halberstadt und Magdeburg. Da wechseln Notizen über neue Werbungen mit solchen über Zusammenkünfte mit dem „Generall" oder über „stadtliche Jagden" ab; über kaiserliche Handschreiben und heftige Scharmützel, in denen „fast alles niedergemacht" wurde, oder nach denen die Besiegten zu seiner Fahne übertraten. Der diplomatisch gewandte und geschmeidige junge Feldherr wußte sich in der Gunst des Kaisers sowohl wie Wallensteins zu befestigen.

Nach den Feldzügen in Schleswig-Holstein und Pommern stieß Franz Albrecht im September 1629 mit seinen Regimentern zu den Truppen, die unter Colalto und Aldringen ins nördliche Italien marschierten, um den von Frankreich begünstigten Herzog von Nevers zu vertreiben. (Fitte, a. a. O.) Nach seinem Tagebuch scheint ihm hier das Kriegsglück hold gewesen zu sein.

Ob verschiedene Reibereien mit Aldringen und Maximilian von Bayern der Grund waren oder ob sich der Lauenburger nicht genug vom Kaiser belohnt fühlte, wie einige Schriftsteller annehmen, kurz, nach Beendigung des mantuanischen Erbfolgekrieges nahm er am 17. August 1631 „Abschiedt" vom Kaiser, nachdem er noch „generallwachtmeister geworden". — In der unglücklichen Schlacht bei Breitenfeld kämpften seine Regimenter wohl mit, er selbst war krank in Prag.

Inzwischen war Wallensteins Stellung arg erschüttert, Gustav Adolf in Pommern gelandet, das Glück hatte den Kaiser verlassen. Unter den kleineren Fürsten Norddeutschlands, die sich nunmehr dem schwedischen Heer anschlossen, war auch ein älterer Bruder Franz Albrechts, Herzog Karl von Sachsen-Lauenburg. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dies der Grund war, daß Franz Albrecht plötzlich zur schwedischen Partei überging; auch eine Unterredung mit der Kurfürstin von der Pfalz, jener glühenden Vorkämpferin des Protestantismus, wird ihn kaum zur Bekehrung veranlaßt haben. Rätselvoll ist und bleibt der rasche Umschwung. Am 21. Oktober finden wir ihn in Nördlingen, wo er „zum ersten Mall Audiens beim König" (Gustav Adolf) hatte. Bis zum 26. ist er „daverblieben", dann folgen einige Notizen über Ritte nach Dinkelsbühl, Rotenburg, Kitzingen, am 11. November hat er „bei Weißenfels mit dem Feindt charmutzirt und hernach wieder zurück nach der Naumburg". Am 15. „haben wir den feindt aus den Quartiren gejagedt bis nach Lützen, allborten allermeyst die Nacht im Felde geblieben". Am 16. „haben wir bei Lützen mitt dem feinde geschlagen, die schlagt gewunne undt das feldt behalten, zur Nacht nach Weißenfels. 17. nach Lützen. Auf die Walstete und zur Nacht wieder nach Weißenfels."

Hier greift er wieder auf den 16. zurück: „Den 16. feindt J. M. der König ihn Schweden Mir ihm Arm erschossen worden in derselben Schlagt." Und fährt, als ob das etwas ganz Nebensächliches sei, in seinen Aufzeichnungen fort: „18. in Weißenfels verblieben, 19. in Halle, weiter über Bitterfeldt, Turgau nach Dresden," wo er Station machte.

Schon am 4. Dezember schreibt er: „habe ich mich bei J. F. G. dem Churfürsten zu Sachsen ihn Dienst eingelassen undt bin Feldtmarschalck über seine Armada worden."

Franz Albrecht rechtfertigte später vor dem kaiserlichen Gericht seine Beteiligung an

der Schlacht bei Lützen mit der Aussage, er habe sich Pässe für eine Reise ins Ausland von den Schweden verschaffen wollen, und bei dieser Gelegenheit habe der König ihn nicht fortgelassen.

Dem König dagegen war höchst wahrscheinlich der Lauenburger willkommen, weil er hoffte, den protestantischen Prinzen, der zehn Jahre dem katholischen Habsburger gedient hatte, für die evangelische Sache zu gewinnen. Oder vermutete er, Franz Albrecht wäre als früherer Vertrauter Wallensteins in dessen Pläne eingeweiht? Die Anfänge von Verhandlungen des Schwedenkönigs mit dem Friedländer nach dem Siege bei Breitenfeld waren im Sande verlaufen. Nach dem Treffen bei Nürnberg wurden sie wieder angeknüpft, aber nun wies Wallenstein die ihm entgegengestreckte Hand zurück. Der König unterhielt sich, wie Franz Albrecht erzählt, eingehend mit ihm über die Sache. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der diplomatisch gewandte Herzog, der schon zwischen Wallenstein und den Sachsen den Vermittler abgab, auch von Gustav Adolf zu solchen Missionen in Aussicht genommen war.

Die Berichte über die Schlacht bei Lützen sind zahlreich, widersprechen sich aber in wichtigen Einzelheiten. In der nächsten Umgebung des Königs, der sein Regiment Steinbock selbst gegen den linken Flügel des Feindes führte, befand sich der Lauenburger und der schwedische Page Leubelfing. Der plötzlich aufsteigende Nebel des Novembertages verführte den ohnehin kurzsichtigen König, sehr nahe an die feindlichen Schlachtreihen heranzugehen. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Arm, „daß man das rohr (den Armknochen) aus den kleidern hangende sehen konnte. Darauf," so fährt ein Berichterstatter aus dem Lager zu Grimma vom November 1632 fort, „hat einer S. Majestät die Pistohl auf den rücken und Sie durchgeschossen. Und ob zwar dazumahl J. Maj. sich noch salviren wollen, hat gleichwohl der feind allzuhart angedrungen und J. Ma. des pferdes galoupe nicht ausstehen können, sondern aus Ohnmacht vom pferde gefallen" u. s. w.

Auch findet man es in diesen Berichten „verwunderlich", daß sich „zwei Fremde, die nicht in Eid und Pflicht des Königs gewesen", bei ihm befunden hätten und daß diese beiden unverwundet geblieben, während der König und seine andern Begleiter fielen.

Der Page Leubelfing starb einige Tage nach der Schlacht an den erlittenen Wunden. Franz Albrecht war also der einzige nähere Augenzeuge.

Von Anfang an hatte man den Lauenburger nicht gern im schwedischen Lager gesehen. Er wird die finsteren, mißtrauischen Blicke der Soldateska und Offiziere nach der Schlacht bemerkt haben, und da er sich sehr unbehaglich fühlte, verließ er alsbald das Lager.

Khevenhüller in seinen vielbenutzten Annalen Ferdinands II. schreibt: „es sind ihrer viele, die sich's gar nicht ausreden lassen." Auch der Geschichtsschreiber Pufendorf war ganz überzeugt von Franz Albrechts Schuld und behauptet, nur die ganz allgemeine Ansicht des schwedischen Volkes in seinem Werk ausgesprochen zu haben.

Dem Lauenburger blieb der schmachvolle Verdacht, der sich immer mehr ausbreitete, nicht verborgen. Er hoffte, „sich vor seinem Tode an diesen pendards rächen zu können". Ob er innerlich unter diesem Gerücht gelitten hat? — Wahrscheinlich war er dazu viel zu oberflächlich.

Es ist bekannt, daß Wallenstein nach dem Tode Gustav Adolfs die beiden evangelischen Kurfürsten auf seine Seite zu ziehen strebte, um mit ihnen vereint den allgemeinen Frieden zustande zu bringen. Die Form dieser Verhandlungen — wenn mit ihnen selbst auch der Hof in Wien einverstanden war — nahm aber einen sehr bedenklichen Charakter an.

Auch der nunmehr sächsische Feldmarschall Franz Albrecht wünschte den Frieden. Er stand jetzt in Schlesien, schlug sich mit den „Crabaten" herum und fühlte sich sehr wenig glücklich. Im Frühjahr 1633 bot er durch den französischen Residenten in Dresden Ludwig XIII. seine Dienste an, ließ auch durchblicken, er hoffte, den größten Teil seines Kriegsvolks mit hinüberziehen zu können.

Am 16. August 1633 notiert er in seinem Tagebuch: „ist der Hertzog von Friedtlandt nebens vielen Cavalliren zwischen den Wachten bei mir zusammen gewesen;" und am

14. September: „ist der Generalissimus bei mir gewesen." Am 16. November war er „nach Dresden", jedenfalls wegen Friedensunterhandlungen; und dann noch dreimal im kaiserlichen Lager. Am „26. hat sich die Friedenstractation gans zerschlagen".

In der ersten Hälfte des Januar 1634 reiste Franz Albrecht von Dresden nach Pilsen ab. In Schlackenwerth in Böhmen, einer Besitzung seines Bruders Julius Heinrich, traf er mit diesem zusammen. Hier bekam er eine Kopie von dem ersten Pilsner Revers und sandte sie gleich dem Kurfürsten. Julius Heinrich, der „Obrister" in kaiserlichem Dienst, hatte an jenem berühmten Bankett Ilows sich beteiligt und als erster den Revers unterschrieben. Später, als er in den Sturz Wallensteins verwickelt wurde, sagte er zu seiner Verteidigung aus, das Bankett sei „eine besoffene Mette" gewesen und seine Unterschrift in der Trunkenheit erzwungen. — Einige Tage später wurde der Lauenburger von Wallenstein in Pilsen empfangen. Aus dessen Reden entnahm er, daß er zum Frieden entschlossen sei, „der Kaiser wolle oder wolle nicht". Franz Albrecht wurde beordert, den Generalleutnant von Arnim nach Pilsen zu schicken; mit ihm wollte Wallenstein die letzten Besprechungen zur Ausführung seines großen Planes machen.

Aber Arnim war vorsichtig geworden und reiste statt nach Pilsen nach Berlin, um die Meinung des Kurfürsten zu hören. Franz Albrecht mahnte von Pilsen aus mehrfach zur Eile — und die Zeit verstrich.

In Wien hatte man nach den Vorgängen in Pilsen endlich einen Entschluß gefaßt und Wallenstein durch ein — allerdings vorderhand noch geheim gehaltenes — Patent seines Oberbefehls enthoben. — Auch auf Arnim und Franz Albrecht hatte man es stark abgesehen. Letzterer war soeben von Wallenstein zu Bernhard von Weimar, dem jetzigen Feldherrn der schwedischen Krone, nach Regensburg geschickt, um diesen zu bitten, „an den Grenzen etwas aufzuwarten, wenn's vonnöten wäre". Doch hatte er noch ein andres Motiv zur Reise, das er später als Hauptgrund derselben darstellte. Bernhard hatte von ihm vor ein paar Jahren tausend Dukaten entliehen und diese Forderung trieb er ein. Sonst hatte seine Bemühung wenig Erfolg. Bernhard von Weimar legte gleichgültig die Abschrift des Pilsner Reverses beiseite und sagte zum Lauenburger: „Bruder, du bist gewiß von dem Friedländer verzaubert worden, daß du diesem Manne, hol ihn der Teufel, trauen magst!"

Während seines viertägigen Aufenthaltes in Regensburg erhielt Franz Albrecht zwar ein Schreiben von Ilow, das ihn benachrichtigte, Gallas hätte allerseits den Befehl erlassen, weder Wallenstein noch Trzka oder Ilow ferner zu gehorchen u. s. w., aber er ließ sich die Stimmung nicht verderben. Am 25. Februar machte er sich wohlgemut nach Eger auf, wohin der Friedländer seine ihm treu gebliebenen Obristen hatte entbieten lassen. — Am selben 25. Februar vollzog sich in Eger das grauenhafte Blutbad.

Arnim war endlich auf dem Wege nach Eger, erfuhr aber in Zwickau, was geschehen war und reiste nicht weiter.

Franz Albrecht hatte durch einen aufgefangenen Brief an Ilow gebeten, ihm einen Trompeter in den Wallensteinschen Farben entgegenzusenden. In der Nähe von Eger sah er eine Schar Dragoner mit ihrem Offizier und an der Spitze den erbetenen Trompeter auf sich zukommen. In dem festen Glauben, es sei das erbetene Ehrengeleit, unterhielt er sich ebenso unvorsichtig wie prahlerisch mit dem Leutnant Moser, der ganz auf seine Art einging. Erst kurz vor der Stadt klärte der Offizier ihn auf, daß er sein Gefangener und Wallenstein gestürzt sei.

Mit der Leiche seines Meisters und Freundes wurde er zunächst nach Mies geschafft und dann nach Pilsen zu Gallas. Man hoffte, daß durch ihn alle „Partikularitäten der boshaften Praktiken an das Tageslicht gebracht werden". Denn ein handgreiflicher Beweis für Wallensteins Schuld war ja noch nicht erbracht. Nach Wiener-Neustadt ins Gefängnis gebracht, wurde Franz Albrecht im April 1634 scharf verhört.

Dreiundsiebzig Fragen legte man ihm vor, und er hat sie im ganzen der Wahrheit gemäß beantwortet. Er gab sogar zu, daß Wallenstein über die Abhängigkeit des Kaisers

von den Spaniern und Jesuiten gescholten und erklärt habe, er wolle einen „rechtschaffenen Frieden“ zuwege bringen und gegen alle diejenigen die Waffen ergreifen, die diesem Frieden sich widersetzten. Von den andern Plänen des Friedländers, der angeblichen Verjagung des Kaisers, den Absichten auf die Krone Böhmens, wisse er gar nichts. Der Generalissimus habe ihn nicht in Geheimnisse eingeweiht. — Natürlich suchte er sich möglichst reinzuwaschen, verwickelte sich aber in Widersprüche, wo man auf die Regensburger Reise kam.

Erst im Herbst 1635 wurde Franz Albrecht und mit ihm sein katholisch gewordener Bruder Franz Karl aus dem Gefängnis entlassen. Inzwischen war Kaiser Ferdinand II. gestorben und Ferdinand III. ihm gefolgt. Beide Lauenburger wurden wieder in Gnaden aufgenommen und im kaiserlichen Heer angestellt.

Franz Albrecht mochte wohl das Kriegsleben satt haben und sehnte sich nach einer eignen Häuslichkeit. Er kaufte sich das Gut Stintenburg im Herzogtum Lauenburg. Kurz vorher hatte er sich mit Christina Margareta von Mecklenburg verlobt.

Sein Tagebuch von 1640 berichtet: „21. Februar in Güstro vermählt.“

1641 wurde von Ferdinand III. ein neues Heer in Schlesien aufgestellt, dessen Oberbefehl Arnim bekam. Doch ehe dieser sein Amt antreten konnte, ereilte ihn der Tod, und nun rückte der Lauenburger in dessen Stelle auf. Anfangs war ihm das Kriegsglück hold.

Im März 1642 war er in Wien und hatte „Audiens“ beim Kaiser. Als er von Wien zur Armee nach Schlesien abging, überkamen ihn Todesahnungen und er traf in einem Briefe an seinen Bruder Julius Bestimmungen für den Fall seines Todes.

Diese Todesahnung sollte in Erfüllung gehen. Am 31. Mai wurde er von Torstenson in der Nähe von Schweidnitz angegriffen und nach kurzem Kampf besiegt und schwer verletzt. Zehn Tage später starb er, vierundvierzig Jahre alt.

Seine irdischen Reste ruhen in der Fürstengruft zu Lauenburg an der Elbe. Ein halbes Jahrhundert später erlosch der lauenburgische Zweig der Askanier. Franz Albrechts auffallend große Reichtümer, seine zeitweilige Vertrautheit mit dem schwer zugänglichen Wallenstein, sein gewinnsüchtiger, leichtsinniger Charakter könnten vielleicht für eine Schuld an dem Tode Gustav Adolfs sprechen. Und wäre es auch nur die, daß er den kurzsichtigen König absichtlich der feindlichen Reiterei zu nahe führte.

Chemnitz, der unter Oxenstiernas Augen die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges schrieb, will „nicht über ihn aburtheilen, sondern es Gottes geheimben Gerichten anheimstellen“.

Das Gerücht hat Franz Albrecht verurteilt. Aber die „vox populi“ ist nicht immer die „vox Dei“.

Der Mund der Geschichte hat die Schuldfrage weder bejaht noch verneint. Er wird sie wohl auch ferner unbeantwortet lassen ...

Naturwissenschaftliche Revue

Es ist wahrlich keine leichte Stellung, die das junge Deutsche Reich in der Welt einzunehmen gezwungen ist. Jahrhundertelang waren die übrigen Nationen gewohnt, unser Vaterland als eine zu vernachlässigende Größe im Rate der Völker anzusehen, sich aber die Ergebnisse deutscher Wissenschaft und deutschen Fleißes unbedenklich anzueignen. Seit das anders geworden ist und wir die Früchte unsers Fleißes selber genießen wollen, haben wir uns den Haß aller Mitstrebenden zugezogen, und wenn dies uns auch mit Stolz erfüllen muß, wenn wir sehen, daß Deutschland nun auch in Handel, Verkehr und Industrie überall an der Spitze marschiert, so müssen wir doch alle Kräfte einsetzen, um

zu behaupten, was wir haben, um zu gewinnen, was wir brauchen. Handelt es sich doch dabei darum, einen möglichst großen Anteil an den Gütern, die uns die Erde bietet, zu erringen. Dazu aber muß man einmal den Gegner genau kennen lernen, muß sich zum andern auf der Erde selbst heimisch machen. Dem ersten Zweck dient das treffliche Werk A. Oppels,[1]) das uns die Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten Nordamerikas darlegt und unter Berücksichtigung der Landesnatur, der Art der Besiedelung, der in Tier-, Pflanzen- und Mineralwelt zur Verfügung stehenden Schätze den gegenwärtigen Zustand von Handel und Verkehrswesen, von Gewerbe und Industrie vor Augen führt. Den zweiten Gesichtspunkt verfolgen eine Reihe andrer Werke. Unser ostafrikanisches Gebiet schildert Schillings in seinem: Der Zauber des Eleleschо[2]) betitelten prachtvollen Werke, das eine große Menge vielfach aus bedeutender Entfernung mit dem Teleapparat aufgenommener wohlgelungener Bilder der Tierwelt der Wildnis vorführt. Leider muß er von deren bevorstehenden Vernichtung berichten, wenn nicht bald Mittel ergriffen werden, sie vor den Feuerwaffen der Eingeborenen und der von uns angesiedelten Buren zu schützen. Den Eleleschо, einen stark duftenden, der dortigen Gegend ihren eigenartigen Charakter verleihenden Strauch, werden sie freilich nicht ausrotten. Seinem Zauber gibt sich der Leser an der Hand des Verfassers nur zu gern hin. Diesem Werke treten würdig die Reisestudien Hans Meyers[3]) an die Seite, die er in den Hoch-Anden von Ekuador gemacht hat. War auch seine Reise der Erforschung und Ersteigung der hohen Berggipfel dieses Teils der Erde in erster Linie gewidmet, die in wunderschönen Lichtdrucken nach Photographien vorgeführt werden, so hat er doch auch die Bevölkerung und deren Lebensverhältnisse untersucht, muß leider feststellen, daß die Nordamerikaner so festen Fuß gefaßt haben, daß es für Deutsche kaum möglich sein wird, dort Verbindungen anzuknüpfen. Seine am Kilimandscharo gemachten Ergebnisse über das Eintreten der Eiszeit konnte er bestätigen. Der gewaltige Rückgang der Temperatur muß auf der ganzen Erde zur nämlichen Zeit eingetreten sein. Vorher freilich herrschte auf ihr gemäßigtes Klima, wie die Nordpolarforschung bewiesen hat; nun ist man daran gegangen, auch die Südpolarregionen zu untersuchen. Die Ergebnisse dieser Forschungen, an denen sich verschiedene europäische Nationen beteiligt haben, schildert Regels Südpolarforschung.[4]) Am Südpol befindet sich ein Kontinent, die Antarktika, die bis zur Kreidezeit mit Südafrika, in der Tertiärzeit mit Südamerika zusammenhing, Entdeckungen, die geeignet sind, auf die Verbreitung der Tierwelt über die Erde neues Licht zu werfen. Die Frage nach der Verbreitung der Menschheit und insbesondere nach der Herkunft der Indianer wird dadurch freilich nicht aufgeklärt. Ihre vermutete mongolische Abstammung ist nach K. E. Rankes Anthropologischen Beobachtungen aus Zentralbrasilien[5]) nicht erweislich, aber auch ihr Gegenteil nicht festzustellen. Sie zeigen neben asiatischen auch europäische Züge.

Neben der Erforschung jener fernen Gegenden ist auch die näher gelegene, ist auch die Deutschlands nicht vernachlässigt. Auch hier hat die Eiszeit deutliche Spuren hinterlassen. Solche zeigt der berühmte Gletschergarten in Luzern,[6]) dessen Entdeckung Amrein in einer durch viele Abbildungen geschmückten Schrift schildert, welcher eine geologische Beschreibung der die gewaltigen Wirkungen der Gletscher vor Augen führenden, höchst merkwürdigen Naturerscheinung beigegeben ist. Die Ausbreitung der Gletscher

[1]) Angewandte Geographie. 3. Ser. 2. Heft. Halle a. S., Gebauer-Schwetschkesche Druckerei. 3,50 M.

[2]) Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 12,50 M.

[3]) Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohen). 15 M.

[4]) Hillgers Illustrierte Volksbücher. Bd. 68. Berlin und Leipzig, H. Hillger. 80 Pf.

[5]) Abhandlungen der K. Bayr. Akad. d. Wissensch. In Kommission des G. Franzschen Verlags, München.

[6]) Kommissionsverlag: E. Haag, Luzern. 80 Pf.

Skandinaviens bis nach Ostfriesland aber führt R. Bielefeld im 4. Hefte des 16. Bandes zur deutschen Landes- und Volkskunde vor, der die Geest[1]) behandelt, jenes unfruchtbare Gebiet neben den reichen Marschen, deren Unterschied auch der verschiedene Charakter der Bewohner hervortreten läßt. Während die Geest eine Bevölkerung niedersächsischen Stammes aufweist, sind die Marschen von bedächtigen Ostfriesen bewohnt. Dem Leser fällt sofort die schöne Schilderung der beiden Stämme ein, wie sie Frenssen in seinem „Jörn Uhl" gibt. Wünscht endlich der Leser ein Gesamtbild von der Erde und ihren Völkern[2]) zu besitzen, so hat er nur zu den zwei Bänden der 5. Auflage des trefflichen Buches Friedrichs von Hellwald zu greifen, das in der Neubearbeitung von Wächter alles davon Wissenswerte nach dem jetzigen Stande unsrer Kenntnisse enthält und mit seinen vielen schönen und lehrreichen Abbildungen und Karten gewiß das Recht hat, sich ein Hausbuch zu nennen.

Führt es uns die Herrlichkeit der Erde vor, so ist der Schilderung des Himmels Plaßmanns: Die Fixsterne[3]) betiteltes Buch gewidmet, das für den Liebhaber auch aus dem Grunde von größtem Nutzen ist, als es ihn zur Anstellung wissenschaftlich brauchbarer Beobachtungen, die nur geringe Mittel erfordert, anweist. Die den Durchgang des Himmelslichtes zur Erdoberfläche gestattende Atmosphäre lehrt Försters: Von der Erdatmosphäre zum Himmelsraum[4]) kennen, ein Buch, das über die wunderbaren, sich in den höchsten Höhen der Atmosphäre abspielenden Vorgänge, die Sternschnuppen, das Polarlicht, die prachtvollen Lichterscheinungen, zu denen die aus Vulkanausbrüchen stammenden Staub- und Eisteilchen Veranlassung geben, Rechenschaft ablegt. Es zeigt, wie die dem ungeheuern Ausbruch des Krakatau entstammenden, jahrelang in der Luft schwebenden Eisteilchen Ursache der auffallenden Dämmerungserscheinungen, des Bischopschen Rings, der silbernen Nachtwolken wurden. Die Wind-, Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse sucht wiederum die Meteorologie durch kleine Luftballons oder Drachen, die mit registrierenden Instrumenten versehen sind, zu erforschen, den Stand der Frage über den lenkbaren Luftballon ersehen wir dagegen aus der Darstellung der Entwicklung der Motorluftschiffahrt im 20. Jahrhundert,[5]) in der Major Groß die Vorteile des starren Systems des Grafen Zeppelin, des unstarren des Majors Parseval und des halbstarren des Franzosen Juillot, das Lebaudy hat herstellen lassen, gegeneinander abwägt. Wir ersehen daraus zu unsrer Befriedigung, daß Deutschland auch auf diesem bisher von den Franzosen als ihr eigenstes betrachtetes Gebiet die Führung übernommen hat.

Indem man nun das Gewordene staunenden Blickes betrachtete, hat man schon frühe versucht, auch Klarheit über das Werden zu gewinnen, sowohl das der Weltkörper als das der Organismen auf ihnen, ja das der sie zusammensetzenden Atome. Ueber die Erklärungsversuche in allen diesen Richtungen liegen uns interessante Arbeiten vor. Das Werden des Weltalls will Arrhenius[6]) mit Hilfe neu erkannter Tatsachen der physikalischen Chemie dem Verständnis näherbringen, indem er von den irdischen Verhältnissen ausgeht und von ihnen auf die im Weltenraum herrschenden zu schließen sucht. Er legt den theoretisch längst erwiesenen, nun auch experimentell bestätigten Lichtdruck zugrunde, der leichte Körperchen von der Sonne wegtreiben muß. Das sind aber die Tröpfchen, die sich aus den von ihr aufsteigenden Dämpfen an den in ihrer Nähe durch die ultravioletten Strahlen gebildeten negativ elektrischen Jonen niederschlagen. Weggetrieben bilden sie den kosmischen Staub, der, da ähnliches an allen Fixsternen statt-

[1]) Stuttgart, J. Engelhorn. 10 M.
[2]) Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.
[3]) Kempten und München, Jos. Kösselsche Buchhandlung. 1 M.
[4]) Berlin und Leipzig, Herm. Hillgers Verlag. 1,50 M.
[5]) Berlin, Otto Salle. 1 M.
[6]) Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Bamberger. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft.

findet, im Weltall weit verbreitet ist. Stoffverminderung der Sonnen findet dabei nicht statt, da die aus dem Staube sich zusammenballenden Meteoriten wieder auf sie herabstürzen. Mit diesen Staubteilchen aber können auch organische Keime von Weltkörper zu Weltkörper getragen werden, und so können diese ebenso von Ewigkeit her bestehen wie die anorganischen Stoffe. Zu manchen nicht immer sehr wahrscheinlichen Annahmen muß die sehr lesenswerte Schrift freilich ihre Zuflucht nehmen, doch gelingt es ihr, ihre Aufgabe völlig einheitlich zu lösen. Auf eine Erklärung der Entstehung der organischen Körper ist damit freilich verzichtet, worauf Dölter in seiner das Grenzgebiet des Organischen und Anorganischen behandelnden Inaugurationsrede[1]) besonders hinweist. So bleibt diese Frage offen. Obwohl nun die Kristalle, namentlich die flüssigen der Kolloide, mancherlei Aehnlichkeiten mit den einfachsten Organismen zeigen, so ist doch durch sie die Möglichkeit der Entstehung solcher allein noch nicht gegeben, und so ist es das wahrscheinlichste, daß eine Reihe von Bedingungen zufällig zusammentreffen mußten, wie sie nur eine frühere Epoche in der Erdbildung geben konnte, um Eiweiß zu bilden. Daß sich etwa vorhanden gewesene Zwischenstufen zwischen Organischem und Anorganischem nicht erhalten haben, kann nicht verwundern. Aehnliches zeigt ja die Erdgeschichte häufig genug. Seit langer Zeit hat die Naturwissenschaft sich auf den Standpunkt des Monismus gestellt, der mit möglichst wenig Mitteln das Wesen von Geistes- und Körperwelt zu erklären wünscht. Die materialistische Lehre, die nur den Stoff als wirklich vorhanden betrachtete, ist beseitigt. An Stelle der Materie hat Ostwald die Energie gesetzt, die allerdings eine für das körperliche Geschehen einleuchtende Erklärung gibt, die aber nicht ausreicht, um das Nervenleben verständlich zu machen und zu diesem Behufe noch eine ganz hypothetische vitale, eine Nervenenergie setzen muß. Doch hat sich auch neuerdings eine idealistische Denkart, wie sie Mach und noch weitergehend Verworn als Solipsismus (solus ipse = allein das Selbst) vertreten, wonach nur das Empfindende, nicht das Empfundene vorhanden ist, sehr ausgebreitet.

Daß Francé im Leben der Pflanze[2]) in andrer Art diese Schwierigkeiten wegzuräumen sucht, ist dem Leser bekannt. Von diesem schönen Werke liegt nun der zweite Band vollendet vor, der in einem eingeschalteten Zwischengespräch diesen Versuch in interessanter und wirksamer Weise verteidigt. Von dem Gewinn, den die Darstellung des Gewirres von Erscheinungen nimmt, abgesehen, läßt sich von diesem Gesichtspunkt aus ja vieles, was an der Zelle zu beobachten ist, bequem verständlich machen, aber die Hypothese läßt im Stich, sobald weitere Gesichtspunkte zu erörtern sind, dazu muß in wenig monistischer Weise doch wieder eine Weltseele, müssen das Weltganze regelnde Gesetze unterstellt werden. In seinem sehr lesenswerten Buche: Der heutige Stand der Darwinschen Fragen[3]) zeigt derselbe Verfasser, daß die Darwinsche Theorie zum Teil aufgegeben werden muß, da sie wohl die Ausmerzung unpassender, aber nicht die Entstehung neuer Arten erklären kann; an seine Stelle wird die abgeänderte Lehre Lamarcks gesetzt, zu der die Annahme der Beseelung der Zelle führt. In gemäßigter Form schließt sich ihr auch A. Wagner in seinen Streifzügen durch das Forschungsgebiet der modernen Pflanzenkunde[4]) an, die nach etwas weitläufiger Einleitung gut orientieren.

Wenn nun die Behauptung auch sehr übertrieben ist, daß früher in dem Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften immer nur Systematik getrieben worden sei und auch jetzt noch werde, wenn vielmehr zum Beispiel auf den Gymnasien längst die Lebenserscheinungen von Pflanze und Tier berücksichtigt wurden, so ist es anderseits ein

---

[1]) Graz, Leuschner und Lubenskys Universitätsbuchhandlung. 70 Pf.

[2]) Lieferung 21 bis 26. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagshandlung. Die Lief. 1 M.

[3]) Leipzig, Theod. Thomas. 2. Aufl. 3,60 M.

[4]) München, Ernst Reinhardt. 1,50 M.

wirklicher Fortschritt zu nennen, daß die Biologie als selbständiger Unterricht eingeführt werden soll. Ihren Inhalt und dessen Behandlung wird der Leser am besten aus Kräpelins schön ausgestattetem und klar geschriebenem Biologischen Unterricht[1]) ersehen, dem sich, spezielle Gebiete behandelnd, Giesenhagens Kulturpflanzen,[2]) nämlich die Getreidegräser, und Simroths Biologie der Tiere,[3]) sowie mit besonderer Berücksichtigung der das Leben der Tiere und ihre Verbreitung bedingenden äußeren Verhältnisse Maaß' Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere[4]) anschließen. Aber auch Hegis Illustrierte Flora[5]) und Lamperts schönes Werk: Die Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas,[6]) von denen jene bis zur 9., dieses bis zur 25. Lieferung fortgeschritten ist, und die wieder erfreuen durch erschöpfenden Text und die einzig schönen Abbildungen, gehören hierher, sowie Knauers Kakteen,[7]) eine kleine Schrift, die ihrem Zweck, größere Kreise mit den vielfach so seltsamen Gewächsen vertraut zu machen, wohl genügen wird. Den Bau und die Tätigkeit des menschlichen Körpers[8]) lehrt uns H. Sachs in erwünschter Weise kennen, und aus Hiesemanns mit zwei schönen farbigen Tafeln gezierten Lösung der Vogelschutzfrage[9]) ersehen wir, daß diese für uns so wichtige Angelegenheit dank der eifrigen Bemühungen des Grafen Berlepsch immer weitere Kreise interessiert und wie jeder einzelne hier sich helfend beteiligen kann. Die geistigen Fähigkeiten der Tiere behandeln Groos und Forel, jener, indem er aus den Spielen der Tiere[10]) den Anteil des vererbten Instinktes und die Lust, sich zu betätigen, aufweist und zeigt, welche Bedeutung ihnen für das spätere Leben des Tieres zukommt, dieser, indem er durch das Studium des Gehirns der Ameisen, namentlich der Arbeiter, sowie deren eigentümliche Sinneswerkzeuge uns einen interessanten Blick in die psychischen Fähigkeiten der Ameisen und einiger andrer Insekten[11]) tun läßt. Ihre Raumvorstellungen erhalten sie in ganz andrer Weise wie wir, durch einen Kontaktgeruchsinn, dem ein Ferngeruch zur Seite tritt.

Unsre Raumvorstellungen verschafft uns in erster Linie der Gesichtssinn, den dann der Tastsinn über die Bedeutung der Verschiedenheit der Bilder beider Augen namentlich von naheliegenden Gegenständen aufklärt. Den Beweis dafür liefert uns das Stereoskop,[12]) das nebst seiner Anwendung Hartwig zum Gegenstand eines sehr lesenswerten kleinen Buches gemacht hat. Behandelt es doch auch die Telestereoskope, wie sie gegenwärtig die Zeißschen optischen Werkstätten in wunderbarer Vollkommenheit herstellen. Unabhängig von den Raumvorstellungen ist die Wahrnehmung der Farben, die durch dreierlei Art von Nervenendigungen in der Netzhaut des Auges ermöglicht wird. Die den Laien oft fremdartige Wiedergabe der Farben durch die Kunstmaler hatte nun die Annahme machen lassen, daß dem eine verschiedene Organisation der Augen zugrunde liege. Nun haben aber Heine und Lenz in einer Schrift über Farbensehen, besonders der Kunstmaler[13]) die Versuchsergebnisse an den Augen von 18 Kunst-

---

[1]) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 4 M.
[2]) Aus Natur- und Geisteswelt. 10 Bändchen. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M.
[3]) Sammlung Göschen. Bd. 181. 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 80 Pf.
[4]) Aus Natur- und Geisteswelt. Bd. 139. Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M.
[5]) München, J. J. Lehmanns Verlag. Preis der Lieferung 1 M.
[6]) Eßlingen und München, J. F. Schreiber. Preis der Lieferung 75 Pf.
[7]) Hillgers Illustrierte Volksbücher. Bd. 65. Berlin und Leipzig, Hermann Hillger. 30 Pf.
[8]) Aus Natur- und Geisteswelt. Bd. 32. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M.
[9]) 2. Aufl. Leipzig, Franz Wagner. 1 M.
[10]) 2. Aufl. Jena, Gustav Fischer. 5 M.
[11]) 2. Aufl. München, Ernst Reinhardt. 1,50 M.
[12]) Aus Natur- und Geisteswelt. 135. Bd. Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M.
[13]) Jena, Gustav Fischer. 80 Pf.

malern mitgeteilt und gezeigt, daß diese die Farben genau so sahen wie andre Menschen auch und daß somit das Fremdartige eines Bildes nur in psychologischen Momenten zu suchen sei.

Auf diesem Gebiet ist also alles den bisher geltenden Anschauungen Zuwiderlaufende ausgeschlossen; anders ist es auf dem Gebiet der Radioaktivität. Erregte es schon das größte Erstaunen, als es Ramsay gelang, ein Element in ein andres, das Radium in das Helium, überzuführen, so wird dieses Erstaunen vermehrt durch die weitere Nachricht, daß sich unter andern Versuchsbedingungen auch Argon, ja Lithium aus dem Radium entwickeln kann, Beobachtungen, die allerdings noch der Bestätigung bedürfen. Doch ist da der Wunsch gerechtfertigt, die Arbeiten, die zu so neuen Anschauungen geführt haben, zusammengestellt zu sehen, und diesem Wunsche kommen Rutherford und Frommel nach. Des ersteren radioaktive Umwandlungen[1]) erfüllen diesen Zweck für den Leser, der über genügende Vorkenntnisse verfügt, in solchem Maße, wie man es von einem Forscher, der sich selbst an den einschlägigen Arbeiten in hervorragender Weise beteiligt hat, erwarten darf; der letztere setzt die Errungenschaften in leicht faßlicher Darstellung auseinander und geht in seiner Radioaktivität[2]) auch mehr auf die chemischen Verhältnisse ein. Sollten dem Leser die dazu nötigen Kenntnisse fehlen, so kann er sie leicht aus Kauffmanns anorganischer[3]) und Wedekinds organischer Chemie[4]) schöpfen. Da beide Werke Volkshochschulvorträgen entstammen, so wird er in ihnen den Stoff vollständig und leicht verständlich vorgetragen finden. In die neuesten chemischen Lehren aber führt ihn bequem van Deventers Physikalische Chemie für Anfänger[5]) ein, ein Buch, das ein Vorwort van't Hoffs mit Recht empfiehlt. Auch die Art, wie die Chemie zu ihrer gegenwärtigen Höhe gelangt ist, erregt seit langer Zeit das Interesse der Gebildeten, sonst hätten Ladenbergs Vorträge über die Entwicklungsgeschichte der Chemie[6]) nicht vier Auflagen seit 1869 erleben können. Durch die vollständigen Quellenangaben ist das Buch ein wertvolles Mittel zum Studium geworden, und seine Bezeichnung auf dem Titel: von Lavoisier bis zur Gegenwart ist wörtlich zu nehmen, da die neue Auflage auch die Arbeiten über Radioaktivität enthält. Den Fortschritt aller Naturwissenschaften stellt aber deren von Wildermann herausgegebenes Jahrbuch[7]) dar, dessen 22. Jahrgang nunmehr vorliegt.

Zum Schluß sei noch zweier Werke gedacht, in deren einem Merkel die Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit,[8]) nämlich Straßen und Eisenbahnen, Kanal- und Hafenbauten, in Wort und Bild vorführt, in deren anderm, der praktischen Geometrie für Schule und Selbstunterricht,[9]) Fr. Chr. Wolf eine Methode darlegt, nach der die Geometrie im Anschluß an die beim Kinde bereits vorhandenen Raumvorstellungen leicht zum Verständnis gebracht werden soll.

---

[1]) Uebersetzt von Levi. Die Wissenschaft Heft 21. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 8 M.
[2]) Sammlung Göschen. Bd. 317. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 80 Pf.
[3]) Volkshochschulvorträge. Stuttgart, F. Enke. 3,60 M.
[4]) Volkshochschulvorträge. Stuttgart, F. Enke. 3,60 M.
[5]) 3. Aufl., besorgt von E. Cohen. Leipzig, W. Engelmann. 3 M.
[6]) 4. Aufl. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 12 M.
[7]) Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.
[8]) Aus Natur- und Geisteswelt. 28. Bd. Leipzig, B. G. Teubner. 1,25 M.
[9]) 2. Aufl. für Lehrer 2,50 M. und 4 Hefte für Schüler zu 30 bis 50 Pf. Leipzig, E. Wunderlich.

Literarische Berichte

Die kleine Stadt. Tragödie eines Mannes von Geschmack. Roman von Liesbet Dill. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eine von zu vielen. Roman von Liesbet Dill. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—. Ebd. 1908.

Mit den beiden vorliegenden, kurz nacheinander erschienenen Romanen ist das dichterische Schaffen der hochbegabten Erzählerin, als die sich Liesbet Dill längst durch „Lo's Ehe", „Oberleutnant Grote" und „Das gelbe Haus" bekannt gemacht hat, abermals in eine neue Phase getreten, zu der schon das letztgenannte Buch überleitete. Statt ihre Darstellungskunst auf Einzelschicksale zu konzentrieren, verknüpft sie in ihren neuesten Werken die äußeren und inneren Erlebnisse ihrer Gestalten mit Kulturproblemen, die im sozialen Leben der Gegenwart eine bedeutende Rolle spielen. „Die kleine Stadt" behandelt im Rahmen einer überaus fesselnden Handlung das Verhältnis der kleinen, vom regen Weltverkehr abliegenden Städte zu den Fortschritten des Lebens und Geschmacks, und der Untertitel läßt deutlich genug erkennen, daß es kein Idyll ist, das uns die Dichterin vor Augen stellt. Die Schattenseiten des Kleinstadtlebens — gegenseitiges Sichbelauern, Klatschsucht, Kastengeist, Splitterrichterei — geben den meisterhaften Schilderungen, welche die Verfasserin entwirft, die eigentliche Stimmung; und sie wirken besonders trüb und trostlos wegen des Kontrastes, den sie zu der Hauptfigur des Romans, dem „Mann von Geschmack", bilden, dessen hochstrebender Geist einen aufreibenden, wenn auch nicht ganz erfolglosen Kampf mit der Interessenlosigkeit seiner Mitbürger führt und auch in seinem persönlichsten Empfinden und Wünschen zu bitterer Entsagung verurteilt bleibt. — „Eine von zu vielen" ist die Tragödie des mittellosen jungen Mädchens aus einer den besten Kreisen angehörigen Familie, das sich unter fremden Leuten selbst sein Brot verdienen will, ohne etwas Rechtes gelernt zu haben. Der Stoff ist schon von andern behandelt worden, aber wohl noch nie so lebensvoll und packend wie hier. Die verschiedenen Milieus, in welche die Heldin gerät, sind mit wahrhaft verblüffender Sicherheit und Anschaulichkeit geschildert. Wie der Farbenreichtum und die Lebenswahrheit dieser immer wechselnden Bilder uns die Monotonie des so oft wiederkehrenden Refrains: „Als untauglich entlassen" völlig vergessen machen, so nehmen sie zwar auch den ernsten Mahnungen, die das Buch enthält, alles trocken Lehrhafte, prägen sie aber dafür nur desto nachdrücklicher ein. Alles Theoretisieren, jedes bloß doktrinäre Mitredenwollen zur heutigen Frauenbewegung liegt der Verfasserin völlig fern; desto nachdrücklicher wirkt die Predigt, die sie uns aus dem Mund des Lebens selbst vernehmen läßt. So wird der Roman, der schon bei seinem ersten Erscheinen in „Ueber Land und Meer" Interesse und Teilnahme der Leser in ganz ungewöhnlichem Maß wachrief und festhielt, auch in Buchform als glänzend geschriebener Zeitroman und als eindringliches Zeitdokument eine starke, tiefgehende Wirkung üben. R. D.

Der gleislose Kraftwagen in militärischer Bedeutung. Für Offiziere aller Waffen des Heeres, der Marine und der Schutztruppen. Von W. Stavenhagen, Hauptmann a. D. Mit 52 Skizzen auf 9 Tafeln und 1 Titelbild. Oldenburg, Gerh. Stalling.

Infolge der gewaltigen Fortschritte der Technik hat sich der gleislose Kraftwagen (Automobile, Vorspann und Lastenzüge) nicht nur schon eine feste Stellung im allgemeinen Verkehrsleben errungen, sondern auch für die Verwendung im Heeresdienst einen hohen Wert erlangt. Vorliegendes Werk, das in Form eines kurzen systematischen Grundrisses die militärische Bedeutung klarlegen soll, ist deswegen höchst zeitgemäß, und wer die früheren Arbeiten des Verfassers kennt, wird nicht darüber im Zweifel sein, daß er auch diese nicht leichte Aufgabe in vorzüglicher Weise gelöst hat. Wir können die vortreffliche Arbeit auch allen, die sich für das Automobilwesen überhaupt interessieren, nur bestens empfehlen. Fr. R.

Paulus und Jesus. Von Dr. D. Adolf Jülicher, Professor in Marburg. Tübingen 1907, Mohr (II, 72, 8°) 50 Pfg.

Es ist ein schönes Merkmal am Kulturstreben unsrer Gegenwart, daß sie auch die Fragen der Religion wieder mit Lebhaftigkeit diskutiert, und die menschliche Kultur besitzt ja wirklich in der Religiosität ihre feinste Blüte. Diesem religionsoffenen Blick breiter Schichten unsrer Zeitgenossen bieten sich nun zum Beispiel die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" als leicht zu erschließende Quellen der Belehrung dar. Wer aber auch nur eine von ihnen sich öffnen will, der greife zu Adolf Jülichers Schrift über das Verhältnis von Paulus und Jesus! Denn diese ist in erster Linie deshalb ganz besonders instruktiv, weil sie auch an den Darstellungen gesinnungsverwandter Gelehrter eine freimütige Kritik

übt und in ihrem Eingang auch grundsätzliche Erörterungen über die richtige Methode der Geschichtsforschung anstellt. Mit Recht wird da betont, daß die Weltanschauung des Forschers keinen Einfluß auf die Feststellung der Aussagen einer Geschichtsquelle ausüben darf. Und nun die drei Hauptteile des Buches über die Kluft zwischen Paulus und Jesus, die Uebereinstimmung zwischen beiden und die Erklärung für Uebereinstimmung und Unterschied! Mit welcher Sorgsamkeit wird da jedem Extrem in der Trennung der beiden Geistesgrößen entgegengetreten! Es beruht ja auf dem — freilich erklärlichen — Ueberschätzen mancher Momente (S. 22 f., 27, 35, 39 u. s. w.). Mit welcher Kraft des Beweises wird dagegen das Urteil von der grundlegenden Harmonie zwischen Jesus und Paulus gestützt! Denn in der Vergeistigung des Gesetzes sind sie doch eins, wie ich auch in meiner „Geschichte des Reiches Gottes" (1908) ausführe, und vom himmlischen Vater hat sich doch auch Paulus nicht losreißen lassen, und in Hoffnung, Glaube und Liebe stimmte der Jünger doch mit seinem Meister zusammen u. s. w. Bei der Besprechung dieses Buches kann man sich freilich schwer versagen, einige von den prachtvollen Stellen, in denen die zwingende Beweisführung des Verfassers sich konzentriert (S. 24, 37, 39, 42, 59 f. 68), zu zitieren, aber die Rücksicht auf den Raum verbietet dies ja. Es sei deshalb nur gestattet, aus der im Schlusse des Buches gegebenen Beantwortung der Frage nach dem Stifter des Christentums den Satz herauszuheben: „Jesus hat eine neue Frömmigkeit, ein neues Ideal in die Welt getragen. Als er starb, war die Kraft seiner Religion schon so gewaltig, daß sie bei den Besten seines Volkes der furchtbaren Enttäuschung dieser Niederlage trotzen konnte" (S. 69). Auch in diesem Schluß bewährt sich dieses Buch Jülichers als eine Tat, und zwar als eine meisterhafte.

Ed. König (Bonn).

Julius Schuldes Bardenlied. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Dieses Bardenlied erinnert daran, daß der Verfasser eine Broschüre „über den Verfall der Literatur" geschrieben hat. Das ist auch der Inhalt dieser satirischen Dichtung, in der er nachdrücklich für das echte Menschentum eintritt und alle Unnatur geißelt. E. M.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der rumänischen Sprache von Prof. Dr. Ghita Pop unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Weigand. 1. bis 10. Brief. I. u. II. Beilage. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg 1907. [Im ganzen 36 Briefe à 1 M.; bei Vorausbezahlung Gesamtpreis 27 M.]

Bei der von Jahr zu Jahr wachsenden Bedeutung, die Rumänien als Absatzgebiet für den deutschen Handel und die deutsche Industrie gewinnt, und bei dem auf der Hand liegenden Werte der Beherrschung der Landessprache für die Anbahnung und Unterhaltung geschäftlicher Beziehungen werden die hier angezeigten Unterrichtsbriefe nach der in jahrzehntelanger Erfahrung als unübertrefflich bewährten Methode Toussaint-Langenscheidt vielen gewiß eine willkommene Gabe sein. Der hohe praktische Wert der Methode beruht vor allem darauf, daß der Lernende sofort mitten in die Sprache hineingeführt und von der ersten Stunde an zum Sprechen und Schreiben angeleitet wird. Nach einem kurzen Lesestück über den Apfel (Brief 1) enthalten die folgenden Briefe den Anfang einer Novelle „Popa tanda" („Der Neckpfaffe") von Joan Slavici; dem Texte schließen sich grammatische Erläuterungen und Sprech- und Schreibübungen an — alles in so musterhafter Klarheit und Verständlichkeit und in so sorgfältig berechneter allmählicher Steigerung der Schwierigkeiten, daß das Studium der Briefe selbst dem, der keinerlei fremdsprachliche Vorkenntnisse mitbringt, bei ernster angestrengter Arbeit ein stetes Fortschreiten ermöglicht.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Das Glossarium eines Menschen. (Ein Vermächtnis.) Von Dagobert von Gerhart Amyntor. Leipzig 1906, Walther Fiedler. M. 2.—.

Vorliegende Schrift erschien zum 75. Geburtstage des Dichters. Sie ist eine Aphorismensammlung von bleibendem Wert. Wer sie auch in die Hand nimmt, findet darin reiche Anregung und Befriedigung. Das dem Buch vorgesetzte Motto (nach Faust) „Wenn ihr aus diesem Buch zuweilen nascht, so werdet ihr besondere Wirkung spüren," hat seine volle Berechtigung. E. M.

Die Pflichten des außerehelichen Konkumbenten. Ein Beitrag zur Revision des österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches von Dr. Eduard Ritter von Lisz t. Wien und Leipzig 1907, Wilhelm Braumüller.

Entgegen den Bestrebungen der neueren Zeit, eine größere Fürsorge für die unehelichen Kinder und ihre Mütter herbeizuführen, stellt der Verfasser sich in dieser Untersuchung etwas einseitig auf den Standpunkt des unehelichen Vaters. Man wird dem größten Teile seiner Ausführungen nicht folgen können, doch sind einzelne derselben immerhin zu billigen, und die Begründung ist überall sehr beachtenswert. K. F.

Vom Himmel und von der Erde. Ein Weltgemälde in Einzeldarstellungen. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit mehr als 180 Abbildungen. Gebunden M. 7.—. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Das neue Buch des Meisters populärwissenschaftlicher Darstellung, als welcher der „Urania-Meyer" seit langem in allen naturfreundlichen Kreisen anerkannt und, wie man wohl sagen kann, berühmt ist, enthält achtzehn Aufsätze, die das im besten Sinne pädagogische Talent des Verfassers, dem Laien selbst verwickelte Probleme und entlegene Objekte der Forschung nahezubringen und verständlich zu machen, wiederum in glänzendem Lichte zeigen. „Die große Einheit des Weltbaus" ist der erste Aufsatz überschrieben, der die Struktur des Kosmos mit seiner im unermeßlich großen Weltsystem wie in den unmeßbar kleinen Atomsystemen gleichmäßig wirkenden Gesetzmäßigkeit darstellt und damit gleichsam den gewaltigen Rahmen abgibt, in den sich die übrigen Essays einfügen. Von ihnen seien hier genannt: „Sonne und Erde", „Der Mensch im Weltall", „Ungehobene Schätze der Natur", „Aetherwellen", „Radium, der gefundene Stein der Weisen", „Das Rätsel der Eiszeiten", „Riesen der Vorwelt", „Die Schönheit des Lebendigen", „Capri und der große Vesuvausbruch vom April 1906", der umfangreichste Aufsatz des Buches, der viel mehr, auch an weiterblickenden Betrachtungen, birgt, als die Ueberschrift vermuten läßt, „Im Heiligtum der Himmelskunde", interessante Schilderungen aus den bekanntesten Sternwarten der Erde, und „Das Zeißwerk und die Glashütte in Jena", worin diese einzigartige Verbindung strengster wissenschaftlicher Forschung mit der modernen Technik eine ausführliche Würdigung erfährt. Drei Menschendarstellungen beschließen den Band: das literarische Doppelporträt der genialen Göttinger Gelehrten Gauß und Weber, je ein Essay über die taubstumme, blinde Helen Keller und den amerikanischen Eisenkönig und Förderer der Wissenschaft, Carnegie. Erstaunlich ist es, wie M. Wilhelm Meyer es verstanden hat, all diese so verschiedenen Gegenstände durch Bearbeitung von einem leitenden Gesichtspunkt aus zu einem wirklichen Ganzen, zu einem „Weltgemälde" zu vereinigen. Die sehr zahlreichen, außerordentlich interessanten Abbildungen erläutern und schmücken das Buch in gleichem Maße.

R. M.

Gedankenheer aus Bertha von Suttners Werken. Rekrutiert von Fritz Decker. E. Piersons Verlag in Dresden (1906). M. 2.50.

Unter einem etwas geschmacklosen Titel hat Fritz Decker eine Anthologie aus etwa 30 Werken der berühmten Friedensfreundin veranstaltet. Dabei hat er einfach aus den einzelnen Werken die wichtigsten Aussprüche ausgehoben und nacheinander verzeichnet, so z. B. Nr. 1—70 aus dem „Inventarium einer Seele", Nr. 71—103 aus dem Roman „Ein schlechter Mensch" u. s. w. Insgesamt sind es 645 Nummern. Vielleicht wäre es verdienstlicher gewesen, wenn er die einzelnen Dikta nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet hätte, obwohl wir nicht verkennen, daß auch seine Zusammenstellung von Wert ist, indem sie einen Einblick in den Charakter der einzelnen Schriften gewährt. Uebrigens hat Decker dem Buche ein umfangreiches Register nach allgemeinen Gesichtspunkten beigefügt.

E. M.

„Herzenslaute." Alte und neue Reime von Heinrich Remy. Zum Besten der Armen. Im Selbstverlage des Verfassers.

Das hübsch ausgestattete kleine Buch enthält eine Auswahl von Dichtungen des im Jahre 1906 verstorbenen, in weiteren Kreisen durch seine humanitären Bestrebungen bekannten Gußstahlfabrikanten Heinrich Remy in Hagen, der sich die letzten Jahre seines Lebens wegen Krankheit von seiner geschäftlichen Tätigkeit nach Godesberg a. Rh. zurückgezogen und seine Muße mit philosophischen Studien und dichterischen Arbeiten ausgefüllt hatte. Die Gedichte behandeln die verschiedensten Motive und legen in Form und Inhalt Zeugnis von einem feinen poetischen Empfinden ab. Am besten sind meines Erachtens die Naturbilder gelungen, die an hübschen eigenartigen Zügen und Wendungen reich sind. Ein Hauch warmer Menschenliebe, die das Elend nach Möglichkeit zu lindern bestrebt ist, und die der Verstorbene ja auch in seinem Wirken betätigt hat, durchströmt wohltuend viele seiner Gedichte, ohne daß der Verfasser jedoch zu wohlfeiler Sentimentalität und zu Gemeinplätzen seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Vielfach sind diese Gedichte von tiefem religiösen Ernst getragen, der aber nichts mit irgendwelcher Dogmengläubigkeit zu tun hat, sondern nur dem Gebot der Menschenliebe einen weihevolleren Hintergrund verleiht. Auch die Freude an heiterem Lebensgenuß und der Humor (dieser letztere namentlich in den eingestreuten Trinkliedern) kommen zu ihrem Rechte, so daß man dem Dichter in der Tat ein vielseitiges Talent zuerkennen muß, das sich weit über die landläufige Dilettantenbegabung erhebt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Einfälle und Betrachtungen. Philosophische und weltliche Gedanken von Mathias Auerbach. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1904.

Diese Aphorismensammlung ist aus dem vollen Bewußtsein dessen, was der Aphorismus leisten kann und soll, hervorgegangen.

Ihre Richtung würde man ehedem freigeistig genannt haben. Von einem solchen Standpunkt aus betrachtet, enthält das Buch viel inhaltlich und formal Gutes, dazwischen jedoch auch Grundverkehrtes, z. B. die Behauptung, daß diejenige Poesie die beste sei, „die in Prosa übersetzt, die Bedeutung ihrer Gedanken erst recht an den Tag legt". Wer indessen in den Grundanschauungen überhaupt von des Verfassers Welt- und Lebensauffassung abweicht, wird durch manche spitz formulierte Sätze sich verletzt fühlen. Das gilt besonders von dem Abschnitt „Sexuelles".

M. D.

Römische Sonntage. Von Margarete Marasse. Leipzig 1906, Duncker & Humblot. M. 2.80.

Beschreibung einer Anzahl von Tagestouren in und um Rom, von denen namentlich Bracciano mit den Andeutungen über die Geschichte der Päpste aus dem Hause Orsini besonders interessant ist. Aber auch die andern Aufsätze sind lesenswert, die Verfasserin hat mit großem Geschick hübsche abgerundete Bilder geschaffen. K. F.

Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Eine Sammlung von Preisschriften. Herausgegeben von Prof. Dr. H. E. Ziegler in Verbindung mit Prof. Dr. Conrad und Prof. Dr. Haeckel. Achter Teil. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1906. A. u. d. Tit.: Organismen und Staaten. Eine Untersuchung über die biologischen Grundlagen des Gesellschaftslebens und Kulturlebens. Von Dr. med. Alfred Methner in Breslau.

Der achte Band der verdienstlichen Sammlung, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, von der Grundlage der Deszendenztheorie aus die grundlegenden Fragen der Soziologie (diesen Begriff im weitesten Sinne genommen) einer Erörterung zu unterziehen, geht von dem Standpunkte aus, daß die Entwicklung der Menschheit sich in vollständiger Wechselwirkung zwischen dem Individuum und dem Gemeinwesen vollzieht. Eine moderne, auf die Deszendenztheorie begründete wissenschaftliche Weltanschauung vermag uns ein weitgehendes Verständnis der Erscheinungswelt in ihrem ursächlichen Zusammenhange zu erschließen, namentlich wenn wir sie zu Rate ziehen, um die naturgesetzlichen Beziehungen des Menschen zu seinesgleichen zu ermitteln. Sie lehrt uns, daß die menschlichen Gemeinwesen in höherem Grade, als wir gemeinhin glauben, den Wert einer biologischen realen Einheit besitzen. — Das Buch ist frisch und klar geschrieben und bietet fesselnde Betrachtungen über den Ursprung des menschlichen Gesellschaftslebens, die Anfänge der Gesittung und die ethnologische Grundlage der Kultur.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Albing, Ansgar, Eine seltsame Verbindung. Roman. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Gebunden M. 4.—.

Albing, Ansgar, Frühling im Palazzo Caccialupi und andre Geschichten. Zwei Bände. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. In Leinwand gebunden M. 6.—.

Bastier, Paul, Friedrich Hebbel, dramatiste et critique. Paris, Emile Larose. 3 fr. 50.

Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von Dr. Wilhelm Lindemann. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Zwölf Bände. Gebunden in Leinwand M. 36.—; jeder Band M. 3.—. Erster Band: Klopstocks Werke.— Der Göttinger Dichterbund. Mit einem Bildnis Klopstocks. Zweiter Band: Lessing und Wieland. Mit einem Bildnis Lessings. Dritter Band: Ausgewählte Werke von Herder, Claudius, Bürger und Jean Paul. Mit einem Bildnis Herders. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Calderons größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Dr. Franz Lorinser. Zweite Auflage. Herausgegeben von Engelbert Günthner. Sieben Bändchen, gebunden in drei Leinwandbände M. 16.—. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Delerot, Emile, Quelques propos sur Goethe. Paris, H. Le Soudier. 2 fr. 50.

Deutsches Militärstrafrecht. Von Dr. Max Ernst Mayer. Zwei Bändchen. Sammlung Göschen Nr. 371/72. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. In Leinwand gebunden je 80 Pf.

Ebell, Max, Perlen der Sandstein-Vogesen. Streifzüge durch Zabern und seine Umgebung. Plaudereien. Mit Abbildungen. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 5.—.

Enskat, Otto Emanuel, Beiträge zur Naturgeschichte der Tanten und Onkel. Ein fröhlich-ernstes Kapitel. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Hansjakob, Heinrich, Der Vogt auf Mühlstein. Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Prachtausgabe mit acht Heliogravüren nach Originalzeichnungen von Professor Wilhelm Hasemann.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. In Leinwand gebunden M. 12.—.

Hinze, Adolf, Erscheinung und Wirklichkeit. Eine Kritik der reinen Empfindung. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Hlatky, Eduard, Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht in drei Handlungen. Vierte und fünfte Auflage. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. In Leinwand gebunden M. 5.60.

Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Mit über 1300 Textabbildungen und 132 Tafelbildern und Beilagen. Lieferungen 33 bis 40 (Schluß) à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Jesinghaus, Walter, Nietzsches Stellung zu Weib, Liebe und Ehe. Dritte Auflage. Leipzig, Friedrich Rothbarth. M. 1.50.

Kienzl, Hermann, Die Bühne ein Echo der Zeit (1905—1907). Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 6.50.

Lie, Jonas, Oestlich von der Sonne, westlich vom Mond und hinter den Türmen von Babylon. Streifzüge auf dem Jagdgebiet. Berlin, R. Taendler's Verlag. M. 3.—.

Lindau, Hans, Gustav Freytag. Mit Bildnis. Leipzig, S. Hirzel. M. 8.—.

Lobedank, Dr. E., Der Stammbaum der Seele. Mit 9 Abbildungen. Halle a. S., Carl Marhold. M. 1.50.

Magnus, Dr. Rudolf, Vom Urtier zum Menschen. Gemeinverständliche Darstellung des gegenwärtigen Standes der gesamten Entwicklungslehre. Mit 11 Abbildungen. Halle a. S., Carl Marhold. M. 2.—.

Marshall, Dr. William, Etliche Dutzend Duzfreunde aus der fröhlichen Jugendzeit. Bd. 1. Leipzig, A. Twietmeyer.

Niemann, Dr. Walter, Das Klavierbuch. Kurze Geschichte der Klaviermusik und ihrer Meister, des Klavierbaues und der Klavierliteratur. München, Georg D. W. Callwey. M. 2.50.

Notnagel, Hermann, Das Sterben. 2. Aufl. Wien, Moritz Perles. Kr. 2.—.

Oertzen, Georg von, Am offenen Fenster. Terzinen und Sonette. Karlsruhe, Friedrich Gutsch. M. 3.50.

Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde von Dr. Wilhelm Reuter. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von Lorenz Lütteken. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. In Leinwand gebunden M. 2.50.

Pfeiffer-Raimund, Tina, Das Mysterium des Weiblichen. Zweite Auflage. Leipzig, Friedr. Rothbarth. M. 1.50.

Poliak, Gustav, Franz Grillparzer and the Austrian Drama. New York, Dodd, Mead & Company. $ 2.50.

Rechtsprechung 1907 zum gesamten Zivil-, Handels- und Prozeßrecht (insgesamt zu 149 Gesetzen) nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen unter Mitwirkung von Oberlandesgerichtsrat Birkenbihl. Herausgegeben von Dr. Hs. Th. Soergel. 8. Jahrgang. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 8.50.

Reitims humor. Erzählungen aus dem Jägerleben. Von Ludw. Joh. Müller. Zweiter Teil. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Salkind, Alex., Arthur Schnitzler. Eine kritische Studie über seine hervorragendsten Werke. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schurz, Carl, Lebenserinnerungen. Band II: Von 1852 bis 1870. Berlin, Georg Reimer. M. 9.—.

Schwindrazheim, Oskar, Kunst-Wanderbücher. Eine Anleitung zu Kunststudien im Spazierengehen. Mit Abbildungen. 2. Bändchen: Stadt und Dorf. 3. Bändchen: In der freien Natur. Hamburg, Gutenberg-Verlag. Je M. 1.20.

Shaw, Bernard, Ein Ibsenbrevier. Die Quintessenz des Ibsenismus. Deutsch von S. Trebitsch. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 2.50.

Shaw, Bernard, Ein Wagnerbrevier. Kommentar zum Ring der Nibelungen. Deutsch von S. Trebitsch. Berlin, S. Fischer Verlag. M. 2.50.

Simroth, Dr. Heinrich, Die Pendulations-Theorie. Mit 27 teils zweifarbigen Karten. Leipzig, Konrad Grethlein's Verlag. M. 12.—.

Ular, Alexander, Die gelbe Flut. Ein Rassenroman. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. M. 5.—.

Valois, Vize-Admiral z. D., Aus den Erlebnissen eines alten Seeoffiziers. Mit drei Abbildungen. Potsdam, A. Stein's Verlagsbuchhandlung. Gebunden M. 3.—.

Verworn, Dr. Max, Die Mechanik des Geisteslebens. Mit 11 Figuren im Text. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 200. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. In Leinwand geb. M. 1.25.

Wister, Owen, Novellen aus dem Abenteurerleben des wilden Westens. Deutsch von Adda Goldschmidt. Hamburg, Gutenberg-Verlag.

Zakostelski, Louise, Das siebente Sakrament. Roman. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

NEU! Soeben erschienen: NEU!

Soergels Rechtsprechung 1907

Zum gesamten Zivil-, Handels- und Prozessrecht

8. Jahrgang. Ein Band von 1113 Seiten. Gebunden M. 8.50

Der neue Band bringt die oberstrichterliche Rechtsprechung zu

149 Gesetzen

und enthält mehr als

2900 Reichsgerichts-Entscheidungen,

wovon nahezu

700 unveröffentlichte.

Das verbreitetste, inhaltreichste und billigste Jahrbuch der oberstrichterlichen Rechtsprechung Deutschlands

Unentbehrlicher Berater

für Aktiengesellschaften, Banken, Genossenschaften, Grossindustrielle, Kaufleute etc.

Briefe von Richard Wagner

Richard Wagner an Minna Wagner

Die Briefe des Meisters an seine erste Gattin. Herausgegeben von Hans von Wolzogen

Die überraschendste Publikation ist dieser Band von Briefen des Meisters, auf den wohl bisher am begehrlichsten gewartet worden ist. Herrschen doch heute noch so verwirrte Ansichten über Wagners erste Ehe, daß die Herausgabe dieser Dokumente der Bedeutung einer Generalkorrektur gleichkommt. Nur etwa ein halbes Dutzend von schriftlichen Aeußerungen des Meisters an Minna Planer waren bekannt: hier berichten nicht weniger als 269 Briefe von dem Zusammenleben mit jener Frau, die die bittersten Jahre an der Seite des Genius standhaft durchgemacht hat: die Wanderjahre mit den Stationen Magdeburg, Königsberg, Riga, die Flucht über die Ostsee, die Pariser Nöte, die Dresdener Revolution, das Schweizer Exil, die Züricher Katastrophe und die Irrfahrten des Ruhelosen, bis die vom Dasein so Umhergeworfene kurz nach der großen Wendung im Leben Wagners von ihm scheiden mußte. Der Wert dieser Publikation ist fundamental. Wer den Genius kennen lernen will, wie er sich intim gibt, wie er sich so ganz rückhaltlos ausspricht, wie man eben nur zu seiner Frau spricht, der wird hier eine so unvergleichliche Quelle zur Erkenntnis des Menschen Wagner finden, wie sie des Meisters Briefe an Mathilde Wesendonk doch nur zum Teil zu geben vermochten. Zwei Bände. Geheftet M. 8.—, in Leinen M. 10.—, in Halbfranz M. 12.—

Richard Wagner an Eliza Wille

Dieser Band enthält die 16 Briefe, in denen der Meister seiner Freundin Eliza Wille in den sturmbewegten Tagen vor seiner Berufung durch König Ludwig II und gleich nach dieser unerwarteten Schicksalsfügung sein übervolles Herz ausgeschüttet hat: wundervolle Dokumente der Freundschaft und kostbare biographische Enthüllungen. Gebunden M. 3.—

Bayreuther Briefe

1871 bis 1883. Herausgegeben von C. Fr. Glasenapp. 2. Auflage

„Es ist unter sämtlichen vorhandenen Sammlungen von Briefen des Meisters nicht leicht eine wichtigere, geschichtlich bedeutungsvollere denkbar als diese, in der wir sein persönliches Dasein, Ringen, Kämpfen und Leiden in so unmittelbarer Verbindung mit seinem reformatorischen Lebenswerke verknüpft antreffen, aus der wir andererseits die ernste, überlegene, dann wieder traulich humorvolle, feurige und anfeuernde, immer aber von herzlicher Dankbarkeit erfüllte Art seines Verkehrs mit seinen treuen Helfern und Mitarbeitern aus unmittelbarem Miterleben kennen lernen." So sagt der Herausgeber in der Einleitung. Als Motto aber und Schlußwort zu diesem Buche läßt sich folgender Satz Wagners anführen: „Ueberblicke ich im Ganzen das Verhalten der Mitwelt zu mir seit den letzten zehn Jahren" (1872—1882), „so gestehe ich, daß die Wagschale meines Dankgefühls fast einzig und voll auf die Seite meiner damals mir gewonnenen Freunde fällt, und hiermit der Name Bayreuth mir das Liebste nennt, was mir neben meiner Familie zuteil geworden ist." Geheftet M. 5.—, in Leinenband M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—

Verlag von Schuster & Löffler, Berlin W.

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. WECK, G. m. b. Haftung, OEFLINGEN,
A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur **Weck's Originalfabrikate**
Ueberall Verkaufsstellen.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katalog
m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Schau zurück!

wie Dein Charakter sich entwickelte, wie Dein Lebensweg im Zick-Zack lief! Charakterbeurteilungen in einem tieferen Sinne ermöglicht nach eingesandten Schriftstücken seit 1890 — Prospekt frei —
P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Moderne Kultur
Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks :: ::
In Verbindung mit **W. Fred, K. Scheffler, Dr. K. Storck** u. a. herausgegeben von
Prof. Dr. Ed. Heyck
2 Bände. Reich illustriert.
Vornehm gebunden M. 30.—
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Deutsche Geschichtsblätter.
Monatschrift
zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung.
Herausgegeben von **Dr. A. Tille.**
Monatlich 1 Heft. Pro Jahrgang M. 6.—
Probenummern gratis und franko.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes
A.-G. in Gotha.

Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen der
kaufmännischen Praxis
(auch für Herren reiferen Alters) als Ersatz für eine 3- bis 4jährige Lehrzeit, rationelles Studium fremder Sprachen sowie der Handels- und verwandten Wissenschaften unter Beschränkung der Ferien als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Dauer der Ausbildung 12 bezw. 18 Monate.
Direktion der Handelswissenschaftl. Kurse
Fr. Mester, Leipzig, Johannispl. 5.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900
Für Magere u. Schwache!
Blühend. Aussehen, schnelle Körpergewichtszunahme, volle Figur bewirken die bewährt. **Pohl's Herkules-Nähr- und Kraft. Desserts,** sind nervenstärkend, blut-, fett- u. knochenbildend, regen d. Appetit an, für den Magen außerordentl. leicht verdaulich f. Erwachsene u. Kinder. In einer Woche schon bis 6 Pfund Zunahme. Garantiert völlig unschädlich. Viele Dankschreiben. Karton Mk. 4.60 frko 3 Kartons Mk. 11.—. Frko. p. Nachnahme.
Georg Pohl, Versandhaus „Georheta", Berlin, Hohenstaufenstr. 60

Splendid Hotel und Restaurant, Berlin
Dorotheenstrasse 92/93
Neuer massiver Prachtbau. Vornehmste moderne Einrichtung. (1 Minute vom Bahnhof Friedrichstrasse.) Zimmer von M. 2.50 an. Exquisite Küche. Bestgepflegte Weine.
Neuer Besitzer: Julius Luthardt

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Drei ...sigster Jahrgang März 1908. Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
M. von Brandt: Der kommende Kampf in Ostasien?	257
Hugo Münsterberg: Amerikanische Wissenschaft	262
Heinrich von Poschinger: Aus den Denkwürdigkeiten von Heinrich von Kusserow (Schluß)	267
General **Bonnal**: Der Marsch ins Verderben. Persönliche Erinnerungen aus den Kämpfen vom 23. bis 31. August 1870	275
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXXII	284
E. Budde: Ueber Ausstellungswesen	295
Sir Henry Roscoe: Das Hochschulwesen in Großbritannien und in Deutschland (Schluß)	305
Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. London 1852 bis 1858 und Paris 1860 (Fortsetzung)	316
P. Walther, Fregattenkapitän z. D.: Das erste Jahr der preußischen Marine	326
Major Groß über Flugmaschinen	342
A. Laubeuf, ehemaliger Chefingenieur der französischen Marine: Die Vereinigten Staaten und Japan	344
Freiherr von Schleinitz: Die Südseebewohner und ihre Herkunft (Schluß)	357
Bernhard Wities: Was heißt Spracheristenz? Einige prinzipielle Grundrißlinien	368
Dom Laurent Janssens O. S. B.: Der Papst und die Benediktiner. Ein Wort der Erwiderung auf einen Angriff	374
Literarische Berichte	377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	379

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . . M. 800 Millionen.
Bankvermögen . . . . . „ 287

Unverfallbarkeit. Unanfechtbarkeit. Weltpolize.

Befreiung von der Prämienzahlung bei Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit gegen mässigen Zuschlag.

Bei Nervosität, Epilepsie, Migräne, Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900

Für Magere u. Schwache!

Blühend. Aussehen, schnelle Körpergewichtszunahme, volle Figur bewirken die bewährt. Pohl's Herkules-Nähr- und Kraft. **Desserts,** sind nervenstärkend, blut-, fett- u. knochenbildend, regen d. Appetit an, für den Magen außerordentl. leicht verdaulich f. Erwachsene u. Kinder. In einer Woche schon bis 6 Pfund Zunahme. Garantiert völlig unschädlich. Viele Dankschreiben. Karton Mk. 4.60 frko 3 Kartons Mk. 11.—, Frko. p. Nachnahme.

Georg Pohl, Versandhaus „Georheta", Berlin, Hohenstaufenstr. 69

Alte Japan Drucke

vorzügliche Collektion sofort sehr preiswert verkäuflich. Reflektanten belieben ihre Adresse unter J. C. 7935 an Rudolf Mosse, Berlin SW. zu senden.

Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen der

kaufmännischen Praxis

(auch für Herren reiferen Alters) als Ersatz für eine 3- bis 4jährige Lehrzeit, rationelles Studium fremder Sprachen sowie der Handels- und verwandten Wissenschaften unter Beschränkung der Ferien als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Dauer der Ausbildung 12 bezw. 18 Monate.

Direktion der Handelswissenschaftl. Kurse Fr. Mester, Leipzig, Johannispl. 5.

Ihr wahres Gesicht

Charakterbeurteilungen in einem tieferen Sinne liefert nach eingesandten Schriftstücken seit 1890 — Prospekt frei — P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Drucksachen über:

Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

kostenlos durch:

J. WECK, G. m. b. Haftung, OEFLINGEN, A. Säckingen (Baden).

Man verlange nur Weck's Originalfabrikate.

Ueberall Verkaufsstellen.

Der kommende Kampf in Ostasien?

Von

M. von Brandt

So betitelt ein guter Kenner der ostasiatischen Verhältnisse, Mr. Putnam Weale, der Verfasser von zwei ausgezeichneten und zwei weniger guten, aber immer noch weit über die gewöhnlichen Produktionen hervorragenden Büchern über dortige Zustände, sein neustes Werk. General Freiherr von der Goltz, der auch den Lesern dieser Revue genügend bekannt ist, hielt am letzten Januar in der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft einen Vortrag über „Die Gelbe Gefahr im Lichte der Geschichte", und der Telegraph meldete am 3. Februar aus London, daß die japanischen Werte an der dortigen Börse auf eine amerikafeindliche Rede des japanischen Kriegsministers matt gewesen seien. Das alles mag nicht viel zu bedeuten haben, aber es sind jedenfalls Anzeichen, daß die öffentliche Meinung die Ohren spitzt und das Zünglein der Börse, des feinfühligsten aller Instrumente, bereit ist, auf das geringste Symptom einer politischen Unstimmigkeit zu reagieren. Und woher und warum das alles? Die einen sind bereit, die Beunruhigung, die unzweifelhaft in der öffentlichen Meinung besteht, auf Rechnung der Sendung der amerikanischen Flotte nach dem Stillen Ozean zu setzen, die andern schütteln bedenklich den Kopf und munkeln von einer japanischen Anleihe, die in England oder Frankreich abgeschlossen werden solle, oder flüstern sich in die Ohren, daß die japanischen Studenten Amerika verließen, weil sie nach Hause berufen worden seien, wie ähnliches vor dem Krieg mit Rußland in Europa stattgefunden habe. Vielleicht handelt es sich auch nur darum, daß, wie die Vorherrschaft im europäischen Mittelländischen Meer seit Jahrtausenden der Vorwand und der Grund von Zwistigkeiten und Kämpfen zwischen den Anwohnern gewesen ist, man sich von seinem jüngeren Vetter, dem amerika-asiatischen Mittelmeer, keines besseren versieht.

Nach dem Frieden von Portsmouth mußte man sich darüber klar sein, daß Japan mit den Ergebnissen seines Krieges mit Rußland nur wenig zufrieden sein konnte. Zwar war ihm infolge seiner maritimen und militärischen Erfolge und wohl mehr noch als eine Frucht seines zweiten Vertrags mit England Korea, das Ziel seiner jahrtausendelangen Sehnsucht und Bemühungen, in den Schoß gefallen, aber es war sich darüber klar, daß die Nichterlangung einer Kriegsentschädigung von Rußland es in eine sehr schwierige finanzielle Lage

brachte, die noch dadurch verschlimmert wurde, daß es sehr bedeutender Mittel bedurfte, um sein Heer und seine Marine zu reorganisieren und sie auf einen Standpunkt zu bringen, der dem Lande erlaubte, allen ferneren Eventualitäten mit Ruhe entgegenzusehen. Die englische Diplomatie war gern bereit, dem neuen Bundesgenossen die Wege zu ebnen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie in Paris, Petersburg und Washington eifrig bemüht gewesen ist, unter Hinweis auf das Unberechenbare der japanischen Politik, die Kabinette dieser drei Mächte zu einer Verständigung zu bewegen, die Japan freie Hand in Ostasien zu lassen bestimmt war. Die erste Frucht dieser Bemühungen war der japanisch-französische Vertrag vom 10. Juni 1907, der, wenn er überhaupt einen Sinn hat, dahin verstanden werden muß, daß beide Regierungen sich unter allerhand zum Teil nichtssagenden, aber wohlklingenden Kautelen und Bedingungen verpflichteten, sich in den an ihre Besitzungen und Interessensphären grenzenden chinesischen Gebieten gegenseitig freie Hand zu lassen. Eine zweite scheint ein japanisch-russischer Vertrag vom 17. August 1907 gewesen zu sein, durch den die beiden Mächte, wie früher Frankreich und Japan, die Integrität des chinesischen Reiches anerkannten und sich gegenseitig verpflichteten, dieselbe mit allen friedlichen Mitteln aufrechtzuerhalten, während sie gleichfalls die Abmachungen, die jede von ihnen nach dem Frieden von Portsmouth mit China getroffen, gegenseitig zu achten versprechen. Es handelt sich dabei ersichtlich um auf die Mandschurei bezügliche Bestimmungen, die das Prinzip der freien Türe mehr oder weniger illusorisch zu machen bestimmt sind. In Washington allein scheinen die englischen Bemühungen gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt zu haben, obgleich oder vielleicht weil gerade die dort gegen die japanische Einwanderung ausgebrochene nativistische Bewegung wenn auch nicht die Gefahr, so doch immerhin die Möglichkeit eines Konflikts mit Japan näher erscheinen lassen konnte. Die Gefahr eines solchen Konflikts ist namentlich in der englischen Presse oft und scharf betont und allerhand Maßregeln, ihn zu beschwören, angegeben worden, so auch von Professor Dicey, einem sonst ernster zu nehmenden Schriftsteller, der vorschlug, die Vereinigten Staaten sollten den Japanern die Philippinen abtreten und dagegen das Aufhören der japanischen Auswanderung von Japan zugesagt erhalten. Daß sich aus der Einwanderungsfrage allein ein ernster Konflikt oder gar ein Krieg entwickeln könne, ist nie anzunehmen gewesen, obgleich die Frage einerseits durch den Stolz der Japaner, die nicht mit andern asiatischen Nationen in einen Topf geworfen werden wollen, sondern dieselben Rechte wie jede europäische Nation beanspruchen, und anderseits durch das Gebaren der Arbeiterorganisationen, besonders in den Stillen-Meer-Staaten, eine Verschärfung erfährt, die eine Verständigung sehr erschwert. Von beiden Seiten ist indessen mit großer Vorsicht und Ruhe vorgegangen worden, so daß die Gefahr eines sich aus dieser Frage ergebenden Konflikts ausgeschlossen scheint, wenn nicht grobe Ausschreitungen der amerikanischen Arbeiter gegen die Japaner im Lande in Japan eine Bewegung hervorrufen, der die Regierung zu widerstehen kaum in der Lage sein würde. Man sieht daher auch auf amerikanischer

Seite dem Eintreffen des Geschwaders an der pazifischen Küste mit einiger Besorgnis entgegen, da man befürchtet, daß dieselbe von unskrupulösen Führern oder Parteien benutzt werden könne, um die Hetze gegen alle Japaner mit verdoppelten Kräften zu erneuern. Daß solche Besorgnisse nicht ohne Grund sind, geht auch daraus hervor, daß sich nach den letzten Nachrichten in Denver (Colorado) in den Arbeiterkreisen eine neue antiasiatische Liga gebildet hat, als deren Zweck angegeben wird, die Austreibung aller Asiaten durch Gewaltmaßregeln herbeizuführen, da dieses Ziel auf dem Wege durch die Gesetzgebung zu langsam und nur in ungenügender Weise zu erreichen sei. Dies mag nur ein Wahlmanöver sein, aber es verschlimmert die Lage, da es für die Sicherheit der Japaner in Amerika Besorgnisse erweckt, die in Japan einen nachteiligen Eindruck besonders in weiteren Kreisen der Bevölkerung hervorbringen müssen. Ebenso sind die von der Heraussendung der amerikanischen Flotte nach dem Stillen Meer unvermeidlichen weiteren maritimen und militärischen Maßnahmen der Regierung der Vereinigten Staaten durchaus geeignet, gerade in den mit den tatsächlichen Verhältnissen weniger vertrauten Bevölkerungsschichten, und nicht nur in diesen, Aufregung und Besorgnisse hervorzurufen. Schiffe, die nach einer so langen Reise wie die um das Kap Horn an ihrem Bestimmungsort ankommen, brauchen Dock- und Werftanlagen, um für weitere aktive Verwendung wieder instand gesetzt zu werden; wo dieselben überhaupt nicht oder nicht in genügendem Umfange vorhanden sind, müssen neue geschaffen oder vermehrt und vergrößert werden; Vorkehrungen für ihren artilleristischen Schutz müssen durch Anlage von Forts oder Batterien geschaffen und zur Besetzung derselben die erforderlichen Mannschaften herangeschafft oder wenigstens die Maßregeln für ihre beschleunigte Heranschaffung im Notfall getroffen werden. Das alles wirkt suggestiv, und so kann man sich nicht wundern, daß der japanische Kriegsminister nicht in Abrede stellt, daß Japan ebenfalls Vorbereitungen treffe, die gegen keine besondere Macht gerichtet seien, aber durch die lange Ausdehnung der Küsten Japans am Stillen Ozean geboten erschienen. Das Sensationsbedürfnis eines großen Teils der Presse tut dann das übrige, um die politische Lage gespannter erscheinen zu lassen als sie ist und vielleicht auch sie tatsächlich zu verschärfen.

Man wird wohl nicht irregehen, wenn man annimmt, daß die Frage der japanischen Einwanderung nichts oder nur sehr wenig mit der Sendung der amerikanischen Flotte nach dem Stillen Meere zu tun gehabt hat; der wahre Grund für diese Maßregel wird vielmehr in den Besorgnissen zu suchen sein, welche die von Japan seit dem Frieden von Portsmouth China gegenüber eingenommene Stellung hervorgerufen hat. Um diese Besorgnis ganz zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß die Fragen der Herrschaft im Stillen Meere und der Handelssuprematie in Ostasien sich mit den Wünschen und, man kann wohl sagen, mit den Bestrebungen eines großen Teils, wenn nicht des ganzen amerikanischen Volks decken, wenn die darauf bezüglichen Kundgebungen sich augenblicklich auch auf die Aufrechterhaltung der offenen Türe in China beschränken. Diese Aspira-

tionen finden aber nicht nur in ganz gleichen japanischen einen nicht zu unterschätzenden Widerstand, sondern es kann auch gar keinem Zweifel unterliegen, daß Japan eifrig bemüht ist, seine Stellung in der Mandschurei zu seinem ausschließlichen Vorteil auszunutzen, und sich außerdem darauf vorbereitet, seine Ausnahmestellung dort, auf der Halbinsel Liaotung sowie in Korea rücksichtslos auszunutzen. Darauf deuten nicht nur eine ganze Anzahl von Imponderabilien hin, die man in der Politik nicht unterschätzen darf, sondern auch eine nicht unerhebliche Anzahl von Tatsachen. Die „New York Sun" sagt von Japans Vorgehen in der Mandschurei, daß das Monopol, das die Japaner dort unter dem Vorwand der offenen Türe etabliert hätten, ein vollständiges sei. Die Japaner hätten als Eroberer ein Gebiet besetzt, das ihnen nicht gehöre, und hätten sich des ganzen Handels in demselben bemächtigt, zum Ausschluß des Handels aller andern Mächte. Die Zustände dort seien genau dieselben wie vor dem Kriege, nur daß Japan an die Stelle von Rußland getreten sei. Allein der amerikanische Handel sei um 50 Prozent zurückgegangen und der der andern Nationen teile dasselbe Schicksal. Der Spezialkorrespondent der „Times" findet dagegen nur zu sagen, daß man nicht vergessen dürfe, daß Japan die Provinz für China zurückerobert und ihm die Verwaltung und die Einkünfte derselben zurückgegeben habe, ohne irgendeine direkte pekuniäre Entschädigung dafür zu empfangen. Die Beibehaltung der offenen Türe, d. h. gleiche Gelegenheit für alle, sei versprochen worden, aber vorauszusetzen, daß kein Versuch gemacht werde, durch den Handel einige wenige der vielen Millionen, die der Krieg verschlungen, zurückzuerhalten (ohne die Tausende von Leben zu rechnen), hieße Japan einen größeren Grad von Wohlwollen und Altruismus zuschreiben, als irgendeine westliche Macht besitze. Aber Japan sei gar nicht in der Lage, altruistisch zu sein, da es eine große Kriegsschuld zu tragen hat, die schwer auf der ganzen Nation laste, nicht schwer vielleicht, wenn man sie mit den europäischen Nationen vergleiche, aber ungeheuer im Vergleich mit dem, was ein Japaner zu verdienen imstande sei. — Darin liegt unzweifelhaft viel Zutreffendes, aber man kann es doch schließlich den fremden Nationen nicht verdenken, wenn sie verlangen, daß Japan die Lasten, die es dem eignen Lande aufzulegen für gut befunden, nicht auf fremde Schultern abzuwälzen suche, indem es den Handel derselben beeinträchtigt. China hat manche Ursachen, mit Japan unzufrieden zu sein. Wenn das letztere in der Mandschurei einige dreißig Plätze für den Verkehr mit Postpaketen öffnet und der Oberleitung des Weltpostvereins Mitteilung davon macht, ohne sich vorher darüber mit China zu verständigen, so mag das als ein Versehen oder eine Taktlosigkeit hingehen, aber wenn es den Chinesen untersagen will, in der Mandschurei die Bahn auf dem rechten (westlichen) Ufer des Liao von Hsin-min-tun nach Fu-ku-men zu verlängern, weil dadurch der weit östlich davon gelegenen Südmandschurischen Bahn Konkurrenz gemacht werde und China 1905 die Verpflichtung übernommen habe, keine Bahn zu bauen, die dies täte, so heißt das einfach China jede wirtschaftliche Entwicklung der Mandschurei untersagen und es in der Beziehung auf den guten

Willen der Japaner anweisen. Noch nachteiliger und verletzender für China ist das Vorgehen der Japaner in der Frage der „Insel" Chentao (Mittelinsel). Diese Insel ist nun allerdings gar keine Insel, sondern ein von den Flüssen Tumen im Osten, Domon, einem Nebenfluß des Tumen, im Norden und Hailan, einem Nebenfluß des Domon, im Westen begrenztes Gebiet, das in seiner Längenausdehnung 300 englische Meilen, in seiner größten Breite 60 Meilen mißt und in seiner räumlichen Größe ungefähr der japanischen Insel Kiuschiu entspricht, also immerhin ein recht hübsches Stück Land darstellt. Ueber dieses Gebiet haben jahrhundertelange Verhandlungen zwischen China und Korea geschwebt; es war anfänglich unzweifelhaft im Besitz der Mandschurei, wurde später als neutrales Gebiet zwischen Korea und China angesehen und 1712 vom Kaiser Kangsi als chinesisches Gebiet in Anspruch genommen und als solches durch ein Denkmal bezeichnet. Daß es der mandschurischen Dynastie mit diesem Schritt Ernst war, geht schon daraus hervor, daß der in dem Gebiet gelegene „Lange Weiße Berg" (Chang peh-shan), auf dem das Denkmal errichtet ist, als der Geburtsplatz der mandschurischen Dynastie gilt und deshalb als heilig angesehen wird. Später wurde das Gebiet, wohl gegen den Willen der beiderseitigen Regierungen, von chinesischen und koreanischen Ansiedlern bevölkert, und seit 1885 war ein chinesischer Beamter in Chentao stationiert. Selbst zugegeben, daß die Frage nicht ganz klar sein mag, so kann man es der chinesischen Regierung nicht verdenken, daß die Handlungsweise der Japaner, die das Gebiet einfach okkupiert haben und Verhandlungen darüber ablehnen, sie gerade wegen des geschichtlichen und religiösen Wertes, den die herrschende Dynastie auf das Gebiet legt, sehr verletzt hat. — Neben diesen Fragen stehen hundert andre, die, wie der „Times"-Korrespondent in Peking richtig bemerkt, einzeln nicht viel zu bedeuten haben, aber durch ihre Anzahl an Gewicht gewinnen und wesentlich zur Verschlechterung der Beziehungen zwischen Japan und China beigetragen haben.

Wenn so die Gefahr einer Betätigung einer panasiatischen Politik durch die beiden Mächte verschwindet, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen ihnen wächst, ganz besonders wenn man das Bedürfnis der japanischen Regierung nach Vergrößerung ihrer Einnahmen und die Rücksichtslosigkeit, mit der sie vorzugehen pflegt, in Betracht zieht. Daß es Erwägungen dieser Art gewesen sind, mehr als die Frage der japanischen Einwanderung in die Vereinigten Staaten, die Amerika zur Entsendung der Flotte in den Stillen Ozean veranlaßt haben, darf man wohl mit Recht annehmen. Die Maßregel soll in erster Linie die Erhaltung des Statusquo in Ostasien und die Forderung der offenen Tür in China unterstützen, also einem friedlichen Zweck dienen. Sehr wesentlich könnte die amerikanische Politik durch eine einigere und festere Haltung der andern mit China in Vertragsbeziehungen stehenden Staaten unterstützt werden, die alle die Integrität Chinas garantiert haben. Wie weit eine solche Unterstützung vorkommendenfalls eintreten wird, läßt sich für den Augenblick nicht übersehen, aber die unruhige Stimmung in Britisch-Indien, die sich auch in Französisch-Hinterindien bemerkbar macht, dürfte

England und Frankreich auf die Gefahren aufmerksam machen, die weitere Erfolge der Japaner, friedliche oder kriegerische, auch für sie im Gefolge haben würden. An das von Putnam Weale angeregte maritime Bündnis aller angelsächsischen Staaten ist für den Augenblick allerdings nicht zu denken, aber wohl würde es sich für alle Staaten empfehlen, der ostasiatischen Frage ihre dauernde Aufmerksamkeit zuzuwenden und sich für die Ueberraschungen vorzubereiten, welche dieselbe mit sich bringen könnte. Ostasien spielt heute schon eine zu große Rolle im politischen und wirtschaftlichen Leben der Welt, als daß eine bloße „laiser aller"-Politik ihm gegenüber als der Inbegriff aller Weisheit anzusehen sein dürfte.

Amerikanische Wissenschaft

Von

Hugo Münsterberg

Die akademische Welt Amerikas war kürzlich von einer leichten Erregung ergriffen, die auch heute noch nicht völlig geschwunden ist. Hin- und Widerreden, Erklärungen und Berichtigungen, Angriffe und Verteidigungen waren auf der Tagesordnung, und alles das war ausgelöst durch eine seltsame Festrede, die Owen Wister in der großen Aula der Harvard-Universität in Boston gehalten. Owen Wister, der in Philadelphia lebt, ist selbst kein Gelehrter; er ist ein liebenswürdiger Schriftsteller, dessen historische Romane weithin beliebt sind. Als alter Harvardstudent war er eingeladen worden, die Paraderede bei einer Universitätsfeier zu halten, bei der dem Herkommen gemäß gewisse akademische Ehrenpreise für besonders tüchtige Studenten verkündet werden.

Diese Gelegenheit, einmal zum ersten akademischen Auditorium des Landes zu sprechen, war offenbar zu verlockend; statt der bei solchem Anlaß üblichen Begeisterungsansprache hält er eine überhaupt nicht für die Studenten, sondern für die anwesenden Professoren bestimmte Rede über die Schwächen der amerikanischen Wissenschaftsproduktion. Er ging aus von der gewaltigen Entwicklung amerikanischen Wirtschaftslebens, mit dem mächtigen Uebergewicht der Ausfuhr über die Einfuhr, und verglich damit die Wissenschaftspflege, bei der noch immer der amerikanische Import viel größer sei als der Export. Trotz der außerordentlichen Aufwendungen für die Universitäten leiste die amerikanische Forscherwelt heute noch nicht so viel wie die deutsche; den Beweis dafür erbrachte er statistisch: für jedes wissenschaftliche Einzelgebiet nannte er den hervorragendsten lebenden Gelehrten und wies nach, wie groß dabei die Majorität der Deutschen, wie klein die Minorität der Amerikaner sei.

Die Zeitungen des ganzen Landes berichteten über die Rede, und die Angriffe gegen Wister erfolgten aus den verschiedensten Richtungen. Der erste

Empörungsschrei von allen Seiten war: Wie taktlos! Ein Novellist will über Gelehrte zu Gericht sitzen und gar in Anwesenheit der Studentenschaft! Nun läßt sich gewiß gegen Wisters Vorgehen mancherlei sagen, und doch wäre diese Art Widerspruch gegen den Ankläger besser unterblieben. Wenn nämlich irgend etwas den hiesigen Wissenschaftsbetrieb schädigt, so ist es die Ueberbehutsamkeit, mit der jede scharfe Kritik vermieden wird, um nur nicht jemand zu verletzen. Politischer Parteienstreit gilt als unpersönlich; aber jeder persönliche Streit gilt in Amerika als erniedrigend, jeder Tadel als taktlos. Nun ist ja deutscher Professorenzank in der Tat manchmal nicht erhebend, aber wenn Gelehrte sich immer nur wechselseitig zu ihren Leistungen beglückwünschen, so leidet die Sache vielleicht doch noch mehr. Es gilt ja vom ganzen sozialen Zusammenleben der gebildeten Amerikaner, daß man niemals lauten Widerspruch hört und niemals einer dem andern ins Wort fällt; gewiß gibt das dem Ganzen eine feinabgetönte Ruhe, die vornehm und sympathisch wirkt, aber die Arbeit der Wissenschaft muß nun einmal auch wirklich ein Kampf um die Wahrheit sein, und in vornehmer Zurückhaltung läßt sich nicht kämpfen.

Tiefer dringend, aber sicherlich noch bedenklicher war ein andres Argument gegen Wister, das immer wieder in den Erörterungen auftrat. Seine ganze Anklage, so hieß es, steht und fällt mit seiner Voraussetzung, daß der deutsche Typus des Wissenschaftsbetriebes der einzig berechtigte ist. Die deutsche Wissenschaft, so argumentierte man, besteht in der sorgsamen Ausgrabung und Anhäufung trockener Tatsachen; so sehr man auch die Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und Nützlichkeit dieser Methode anerkennen müsse, so sehr müsse man zugleich betonen, daß es nicht die einzige und nicht einmal die höchste Art der Wissenschaft sei. Gar zu lange habe man versucht, diese dürre Arbeitsweise den amerikanischen Universitäten aufzuzwängen, obgleich solch unlebendiger Betrieb ganz im Widerspruch stehe zu der Geistesweise des Amerikaners, der stets die Fühlung mit dem pulsierenden Leben sucht. Wenn der Amerikaner bei solcher Kärrnerarbeit hinter den Deutschen zurückbleibe, so sei das sicherlich kein Vorwurf. Mehr als die fußnotenreiche Schulweisheit der Deutschen mit ihrer Stillosigkeit, Schwerfälligkeit und Enge zieht den echten Amerikaner die schöne Klarheit der Franzosen an und die umfassende Blickweite der Engländer. Unter ihrem Einfluß habe sich ein neuer Typus von amerikanischen Gelehrten entwickelt, der sich ganz andre, höhere Ziele setze und somit nicht nach der deutschen Schablone beurteilt werden dürfe.

Es ist merkwürdig, wie weit solche Anschauung, besonders in nichtakademischen Kreisen, verbreitet ist. Daß die deutsche Wissenschaft auch glänzenden Stil und vollendete Form kennt, vor allem daß sie gerade in der großzügigen Zusammenfassung so oft der Welt voranging, für solche Botschaft fehlt dem Fernerstehenden der Glaube. Die deutsche Doktordissertation beherrscht den Eindruck, und die Werke von Mommsen und Ranke, von Virchow und Helmholtz stehen zurück. Aber auch in dem engeren Kreise ist unverkennbar eine leichte Reaktion gegen deutschen Einfluß eingetreten. Nur ist es eine Reaktion, die

sich eigentlich gar nicht auf die deutsche Wissenschaft selbst bezieht und nur durch eine seelische Verschiebung häufig auf sie übertragen wird. Das, was viele ernsthafte Amerikaner wirklich beklagen, ist die Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten unter deutschem Einfluß der von England ererbte Collegeunterricht mit seinem Ideal allgemeiner Bildung mehr und mehr dem spezialisierenden Universitätsunterricht gewichen ist mit seinem Ideal fachmännischer Schulung. Ob da nicht in der Tat viel Wertvolles dabei verloren gegangen, ist eine Frage, über die sich sicherlich streiten läßt; ja es ist sogar eine berechtigte Frage, ob nicht auch die deutsche Universität in ihrem Kultureinfluß gewinnen könnte, wenn sie gewisse Elemente des englisch-amerikanischen College ihrem Arbeitsprogramm zufügte.

Aber es bleibt deshalb doch nur eine Verwirrung, wenn diese häufige Wendung gegen deutsche Universitätsmethode sich umsetzt in eine Abneiguug gegen deutsche Wissenschaft. Die Kenner wissen das auch sehr wohl. Sie wissen, daß die Wissenschaft wohl nationale Färbung haben kann und haben soll — besonders in der Vorliebe für gewisse Disziplinen, wie ja auch in Amerika manche Fächer bevorzugt sind, die sich in Deutschland nur schwach entwickeln —, daß es aber letzthin doch nur eine einzige Gesamtwissenschaft gibt, die daher auch nur einen einzigen gemeinsamen Maßstab fordert. Daß, mit diesem Maßstab gemessen, die deutsche Wissenschaft eine Sonderstellung einnehme, wird gewiß kein Amerikaner anerkennen, und noch weniger würde er zugeben, daß sich ein getreues Bild etwa in den deutschen Bibliotheken gewinnen ließe, da von ihnen Amerika überhaupt noch nicht entdeckt worden ist. Daß aber im großen und ganzen Deutschland auch heute noch mehr zu dem gemeinsamen Gesamtfortschritt beiträgt als irgendein andres Land, das bestreiten die besten akademischen Kreise nicht; sie würden nur zufügen, daß hinter Deutschland heute sofort Amerika kommt, im Vortritt vor Frankreich und England. Wisters Versuch, Amerika mit dem deutschen Maßstab zu messen und die geistige Wirtschaftsbilanz als für Deutschland günstig zu beurteilen, bleibt in den Augen des Kenners also durchaus berechtigt.

Anders aber steht es mit Wisters Methode. Seine Berechnung des amerikanischen Defizits beruhte gänzlich auf der Abzählung der führenden Forscher. In jedem Einzelgebiete suchte er den einen, der alle überragt, und verglich dann in der Gesamtliste den Beitrag der verschiedenen Nationen. Ist da nun aber wirklich ein Ergebnis zu erwarten, das entscheidenden Wert besitzt oder wenigstens den Wissenschaftsbetrieb in klärender Weise beleuchtet? Ist da nicht vielmehr das meiste arg willkürlich? Zunächst beginnt die Willkür mit der Abgrenzung der Sondergebiete. Wister erkennt beispielsweise an, daß der Chemiker Richards von Harvard, der letztes Jahr Austauschprofessor in Berlin war, oder der Physiker Michelson aus Chikago, der kürzlich den Nobelpreis erhielt, in ihrem Sondergebiete die ersten sind. Nun ist aber sicherlich Richards nicht der größte Chemiker; in der anorganischen Chemie dürften Ramsay und Moissan, in der organischen Fischer und Bayer, in der physikalischen

Chemie Van't Hoff und Ostwald an der Spitze stehen. Es muß also erst ein besonderes Gebiet aus der Chemie abgezirkelt werden, um Richards zum Ersten in seinem Feld zu machen. Und solche Verengerung hat natürlich prinzipiell keine Grenze. Der zweite Assistent an meinem psychologischen Laboratorium hat kürzlich ein vorzügliches Buch über das Seelenleben der tanzenden Mäuse geschrieben — auf diesem Gebiet ist er unbedingt der führende Gelehrte der Welt.

Wisters Liste war aber nicht nur willkürlich in ihren Abgrenzungen, sondern mehr noch in ihrer Auswahl der Führer. Das galt zunächst von den Amerikanern, wenn er seltsamerweise Lea in Philadelphia zum ersten Historiker in seinem Gebiet erhebt und manche Führer amerikanischer Wissenschaft übergeht. Ich denke da an Astronomen wie Newcomb in Washington und Pickering in Harvard, an den Geologen Chamberlin in Chikago, den Biologen Agassiz in Newport, die Pathologen Theobald Smith in Harvard und Welch in Baltimore, an Philologen wie Jackson oder Lanman oder Gildersleeve, Juristen wie Beale und Moore und Ames und viele andre. Aber das gilt auch von seiner Auswahl der Deutschen. Um etwa auf mein eignes Arbeitsgebiet, die Philosophie, zu verweisen: Wister sagt, in der Psychologie sei der größte lebende Denker Wundt in Leipzig, in der Geschichte der Philosophie Windelband in Heidelberg, und in der systematischen Philosophie Cohen in Marburg. Daß Wundt der Führer der experimentellen Psychologie sei, wird allseitig zugegeben werden; dagegen wurde sofort darauf hingewiesen, daß in einer andern Richtung, nämlich in der beschreibenden Psychologie, wohl der Amerikaner William James der Führer sei. Daß aber Cohen der größte Systematiker sei, würde wohl mancher selbst dann bestreiten, wenn nur Deutsche zur Wahl ständen; handelt es sich um die Gesamtheit, so würde ich nicht zögern, den Siegespreis meinem Harvardkollegen Royce zuzusprechen.

Alles das beweist aber nur, daß die ganze Methode verfehlt ist. Wo sich ein Weltgenie erhebt, das alle Mitstrebenden gewaltig überragt, da hat es guten Sinn, solche Führergestalt einer einzelnen Nation als besondere Kulturleistung zuzurechnen. Wenn aber der erste sich nur durch kaum merkbare Unterschiede vom zweiten und der zweite kaum merkbar vom dritten unterscheidet, dann bleibt es ohne Bedeutung, ob nun zufällig der erste ein Deutscher und der zweite ein Amerikaner ist oder ob das Umgekehrte zutrifft. Ein Philosoph wie Kant stempelte Deutschland zum philosophischen Lande; ist der Führer nur ein Cohen, so bleibt das Zufallssache für den internationalen Vergleich; ein zweiter oder dritter zählt gleichviel. Die Wissenschaft von heute ist aber offenbar kein Schauplatz für solche Weltgenies; selbst in der Naturwissenschaft, die im Vordergrund zu stehen scheint, haben die Helmholtz und Pasteur und Darwin der vorigen Generation keine Nachfolger gefunden. Vielleicht ist dieses Nivellieren notwendig für unsern heutigen Wirtschaftsbetrieb, der vor allem organisierte Zusammenarbeit der vielen verlangt; vielleicht ist es auch nur die Ruhe vor der großen geisteswissenschaftlichen Neuerhebung, die nahe zu sein scheint. Wer die wissenschaftliche Gegenwartsleistung eines Landes heute würdigen will, ist jedenfalls

vollkommen auf die Schätzung der Gesamtarbeit und nicht auf die Heraushebung der Heroen angewiesen. Wer aber so zu Werk geht und vorurteilslos die Leistung auf dem eignen Boden beobachtet, kann in der Tat nicht zweifeln, daß die amerikanische Wissenschaft und die produktive Arbeit der amerikanischen Universitäten durchaus des mächtigen Weltreiches würdig sind und kaum noch weit hinter Deutschland zurückstehen. Und diese Anerkennung muß zur Bewunderung werden, wenn der Rhythmus der Entwicklung betrachtet wird. Die wissenschaftliche Arbeit von heute verglichen mit der amerikanischen Forschertätigkeit von vor dreißig, ja vor zwanzig Jahren zeigt eine Kraft der Vorwärtsbewegung, vor der die Kritik verstummen muß. Und gerade dieser schnelle Wandel, der im höchsten Maße unter deutschem Geisteseinfluß vor sich ging, bekundet, wie irreführend es ist, nur nach den Weltführern Ausschau zu halten, denn solche Führer sind Männer, deren Lebenswerk vollbracht ist; die amerikanische Wissenschaft aber ist im wesentlichen die Arbeit der letzten Jahrzehnte — die meisten ihrer Träger stehen noch nicht im Führeralter.

Wisters Angriff war somit verfehlt, und dennoch hätte er wohl nicht soviel Aufsehen erregt, wenn er nicht trotz alledem ein tüchtig Stück Wahrheit zum Ausdruck brächte. Die wissenschaftliche Leistung Amerikas ist durchaus anerkennenswert und verdient zehnmal mehr Berücksichtigung, als sie meisthin in Deutschland findet, aber auf der Höhe der wirtschaftlichen Leistung des Landes steht sie in der Tat noch nicht, und, was schlimmer ist, starke Tendenzen widerstreben geradezu der vollsten Höhenentwicklung. Vor allem eines: das Land drängt seine stärksten Persönlichkeiten in die Berufe des Rechts, der Industrie, des Handels, der Politik, aber nicht in die akademische Laufbahn. Wie überall, hängt aber auch in der Wissenschaft doch schließlich alles vom Menschenmaterial ab: auch in Millionenpalästen läßt sich von zweitklassigen Persönlichkeiten keine erstklassige Wissenschaft aufbauen. Die wissenschaftliche Arbeit hat noch nicht jene soziale Anziehungskraft, welche die stärksten selbständigsten Geister auf ihren Weg lockt. Das hat natürlich seine historischen Gründe; in einem Pionierland mit so ungeheuern wirtschaftlichen und rechtlichen Aufgaben müßte sich zunächst eine Tradition entwickeln, die alle sozialen Prämien den Berufen der Tat verspricht und so die stolzesten Kräfte der Entwicklung des Landes dienstbar macht.

Und dazu kommt ein sachlicher Faktor; das Land hat heute sechshundert höhere Lehrinstitute, die eine Stufenleiter darstellen; da ist nirgends eine scharfe Grenzlinie zwischen dem kleinen westlichen College, das vielleicht einer deutschen Prima entspricht, und den großen wirklichen Universitäten. Dieses allmähliche Uebergehen von niederen zu höheren Formen ist offenbar notwendig mit dem demokratischen Gefüge des Landes gegeben und hat sicherlich auch seine gewaltigen Vorteile für die Kulturentwicklung. Aber es hat den großen Nachteil, daß dadurch die eigentliche akademische Laufbahn in ihrem Anfang nirgends scharf vom Weg des höheren Schullehrers abgegrenzt ist. Die deutsche Privatdozentenstelle fehlt im amerikanischen System. Vom kleinen Institut mit Schulcharakter haben oder hatten wenigstens die meisten sich emporzuarbeiten. Diese Vermischung

schädigt nun aber wieder den sozialen Wert der Laufbahn. Vieles hat sich in alledem bereits gebessert, die Anziehungskraft der wissenschaftlichen Karriere ist durch viele Umstände in den letzten zwanzig Jahren stetig gesteigert, und so wie in Deutschland die besten jungen Kräfte in wachsendem Maße sich den früher verschmähten wirtschaftlichen Berufen zuwenden, so macht sich in Amerika langsam eine Schwenkung zugunsten der Wissenschaft geltend. In dieser Schwenkung liegt der Hauptgrund dafür, daß amerikanische Wissenschaft heute die Lehrzeit überwunden hat und mit vollgültiger Leistung eingetreten ist in die Weltpolitik des Geistes.

Aus den Denkwürdigkeiten von Heinrich von Kusserow

Von

Heinrich von Poschinger

(Schluß)

Der Tätigkeit Kusserows in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes machte folgender an ihn ergangener Erlaß ein Ende:

Auswärtiges Amt. Berlin, den 8. Januar 1883.

Nachdem im dienstlichen Interesse die Rückkehr des Kaiserlichen Ministerresidenten Dr. von Holleben auf seinen Posten nach Buenos Aires erforderlich geworden, ist das Bedürfnis hervorgetreten, dem gegenwärtig vorhandenen Mangel an Arbeitskräften in der II. Abteilung durch Ueberweisung eines in den dortigen Geschäften erprobten Beamten abzuhelfen.

Ich will daher Euer Hochwohlgeboren hiermit von Ihrer bisherigen Tätigkeit in der politischen Abteilung entbinden und Sie bis auf weiteres wiederum der II. Abteilung zur Beschäftigung überweisen.

Die nähere Bestimmung über Ihre nunmehrige Verwendung wird der Herr Staatssekretär Graf von Hatzfeldt treffen, bei welchem Euer Hochwohlgeboren sich zu diesem Zwecke gefälligst melden wollen.

von Bismarck.

Kusserow war durch die Ueberweisung an die II. Abteilung des Auswärtigen Amts sehr betroffen, und er teilte seine Empfindung dem Fürsten Bismarck alsbald mit. Hierauf bezieht sich das nachstehende Billett Lothar Buchers, d. d. Berlin, 9. Januar 1883, dessen Vermittlung er angerufen hatte:

„Ihr Schreiben mit meinem Begleitschreiben werde ich jetzt gleich in Nr. 77 abgeben. Ich bin verärgert, mag nicht unter Menschen gehen, habe bei Courcel[1]) abgeschrieben und bitte mich auch heute abend durch einen Strohmann zu ersetzen."

---

[1]) Baron Courcel, der französische Botschafter in Berlin.

Am 12. Januar 1883 teilte hierauf der Staatssekretär Graf Hatzfeldt Herrn von Kusserow amtlich mit, „daß der Reichskanzler dessen Ansicht von einer in dem Uebertritt zur II. Abteilung angeblich liegenden Herabsetzung als eine völlig unbegründete und unberechtigte bezeichnet habe".

Der Umstand, daß Kusserow wieder ausschließlich auf sein altes überseeisches Referat angewiesen wurde, hatte doch auch seine guten Seiten; denn nur von dieser Stelle aus konnte er das schon als Attaché im Haag festgehaltene Ziel seiner Tätigkeit, das in der Erwerbung deutscher Kolonien bestand, kräftig weiter verfolgen. In der Tat blieb der Sieg des kolonialen Gedankens nicht mehr lange aus. Bereits am 24. April 1884 wurden hauptsächlich auf sein Betreiben die Lüderitzschen Besitzungen in Angra Pequena unter den Schutz des Reiches gestellt.

*

Bei Beratung des Handels-, Freundschafts- und Schiffahrtsvertrages vom 26. November 1883 ergriff Kusserow in der Sitzung des Reichstags vom 26. Juni 1884 das Wort, um dem Abgeordneten Dr. Bamberger gegenüber auszuführen, die seinerzeitige Ablehnung der Samoa-Vorlage sei ein Fehler gewesen, der eine ganz erhebliche Schädigung der deutschen Interessen in Australien und in der Südsee zur Folge gehabt habe. „Wir haben uns von diesem Schlage dort noch nicht erholen können."

Bei der am 27. Juni 1884 stattgehabten Beratung der Dampfersubventionsvorlage geriet Kusserow in der Budgetkommission des Reichstags mit dem Abgeordneten Dr. Bamberger scharf aneinander. Bamberger hatte daselbst die Angelegenheiten der „Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln in Hamburg" unter Nennung des Namens des Herrn von Hansemann einer verletzenden Kritik unterzogen und hatte sodann, unter Bezugnahme darauf, daß Kusserow dem Herrn von Hansemann nahestände, ersteren um eine Auskunft über jene Angelegenheit ersucht. Kusserow antwortete dem Abgeordneten Bamberger: „Die Rede des Herrn Vorredners bewegte sich auf einem so niedrigen Niveau, daß ich als Kommissar des Bundesrates nicht auf dasselbe herabsteigen darf." Er müsse positiv in Abrede stellen, daß irgendein Zusammenhang zwischen der Dampfervorlage und Privatunternehmungen bestünde. Er (Kusserow) würde sich wohl als Privatmann über die von Herrn Bamberger berührten Angelegenheiten in einer Wählerversammlung unterhalten können, wenn er aber auf derartige Dinge sich als Regierungskommissar einließe, würde der Bundesrat ihn mit Recht nicht wieder zu seinem Kommissar ernennen können.

Hierauf erwiderte Dr. Bamberger: Wenn er auch annehmen wolle, daß die Regierung bona fide gehandelt und sich eines Zusammenhanges zwischen der Dampfervorlage und den Interessen der Samoa-Gesellschaft nicht bewußt gewesen sei, so würde es doch wichtig sein zu erfahren, ob die einzelnen Regierungsvertreter jene Nachrichten und derartige Projekte bestätigen oder widerlegen könnten. Dann vermöchte jeder Abgeordnete sich über den Zusammenhang ein Urteil zu bilden.

Da Kusserow glaubte, daß eine Reichstagskommission nicht das Recht hat, Regierungsvertreter zu inquirieren, so legte er sich von da ab das absoluteste Schweigen auf. Tags darauf schrieb er aber an Bamberger einen Brief, worin er sagte, er müsse in dem Vorgehen Bambergers den Versuch persönlicher Verunglimpfung und deshalb ein unehrenhaftes Verfahren erblicken. Die Folge dieses Briefes war natürlich eine von Dr. Bamberger an Kusserow ergangene Duellforderung. Diese wurde jedoch durch die erfolgreiche Vermittlung der beiderseitigen Zeugen, der Abgeordneten von Massow und von Köller auf der einen und der Abgeordneten Büchemann und Goldschmidt auf der andern Seite, endlich des Abgeordneten von Kolmar als Unparteiischen, verhindert. Damit hatte diese unerquickliche Episode ihr Ende.

Am 17. August 1884 schrieb der Vortragende Rat im preußischen Staatsministerium Graf Wilhelm Bismarck an den in Koblenz in Urlaub sich aufhaltenden Geheimrat von Kusserow: „Mein Vater akzeptiert Ihr freundliches Anerbieten [1]) mit vielem Dank und bittet Sie, sich mit Aubert [2]) ins Benehmen setzen zu wollen. Ich habe den letzteren von Ihrer Bereitwilligkeit in Kenntnis gesetzt.

Die Verträge wollte Seine Durchlaucht nur für alle Fälle haben. Bisher sind sie noch nicht angesehen worden und lagern in Frieden. Kalnoky [3]) bleibt morgen noch hier. Der Text der Abmachungen ist aber bisher nicht in Frage gekommen und morgen wird wohl auch nicht mehr darauf rekurriert werden.

Es freut mich sehr, daß Ihnen Ihre Kur wohlgetan hat, und ich hoffe, daß Sie sich noch durch nachträgliche Uebungen die gewünschte Kräftigung verschaffen. Schweninger zieht ja nun nach Berlin und da haben Sie ihn unter der Hand."

Am 14. September 1884 teilte Geheimer Legationsrat Lothar Bucher aus Berlin Herrn von Kusserow, der sich noch immer in Urlaub befand, nachstehendes mit: „Nach achtundvierzig höchst unbehaglichen Stunden kann ich Ihnen jetzt mit leichtem Herzen schreiben. Hören Sie!

Am Donnerstag kam Seine Durchlaucht an und gab ein Pack Kolonialsachen mit V [4]) bezeichnet heraus. Seine Exzellenz, [5]) die sich (unaufgefordert) auch eingefunden hatte, übernahm dieselben und schickte sie am Freitag um 6 Uhr heraus mit einem Umschlage, auf dem als Ergebnis des V dreierlei verzeichnet war:

1. Es solle ein Status über die Westküste gemacht,
2. X. gerüffelt werden; anstatt Privatbriefe zu schreiben, soll er berichten;

---

[1]) Um welches Anerbieten und um welche Verträge es sich handelt, ist nicht ersichtlich.

[2]) Professor Aubert, im Auswärtigen Amt beschäftigt mit der Redaktion französischer Aktenstücke.

[3]) Graf Kalnoky, der österreichische Ministerpräsident.

[4]) Bismarck bezeichnete die bei ihm zum Vortrage bestimmten Piecen mit einem V.

[5]) Der Staatssekretär Graf Hatzfeldt.

3. Alle Kolonialsachen, in denen England oder Frankreich in Frage kommen, sollten als politische behandelt und meinem Dezernat zugeteilt werden.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich unglücklich war Ihret- und meinetwegen. Wie sollte ich mich in den Wust einarbeiten und welche Ungerechtigkeit gegen Sie! Denn wenn alle die bezeichneten Sachen herausgenommen wurden, so blieb so gut wie nichts. Ich faßte mir daher heute ein Herz und fragte, ob Seine Exzellenz wohl die Intentionen von Seiner Durchlaucht richtig verstanden habe, indem er das und das verfügt — dazu las ich den Passus vor. Ich hatte nicht nötig, den kleinen Speech, den ich mir überlegt hatte, anzubringen. Seine Durchlaucht unterbrach mich und sagte, das wäre gar nicht seine Absicht gewesen; nur wollte er, daß ich, wie es im Frühjahr gewesen, wichtige Erlasse nach Paris und London entwerfen sollte. Dabei sprach er mit großer Anerkennung von Ihren Kenntnissen und Ihrem unermüdlichen Fleiß, beklagte sich aber, daß es Ihnen an Ruhe fehle, Sie ‚überschütteten' ihn, hielten ihm zuviel Vorträge. Ich bitte Sie, Ihrer Frau, die ich herzlich grüße, diesen Brief zu zeigen, damit sie ihn zum Texte von Abwiegelungspredigten nehmen kann.

Bleiben Sie nicht zu lange aus; Sie wissen, les absents ont tort, und wer weiß, welches andre Unternehmen gegen Sie versucht wird.

Mir ist die Kur (†††) recht gut bekommen, ich gehe wie ein andrer Mensch."

*

Auf dieselbe Angelegenheit bezieht sich auch der folgende Brief Lothar Buchers, d. d. Berlin, 27. September 1884:

„Zunächst beantworte ich im engsten Vertrauen Ihre Fragen und werde davon einen leichten Uebergang auf die Vorgänge am 12. d. M. finden.

B. zeichnet wie früher. Der Chef hat davon gesprochen, drei Abteilungen zu machen, eine politische, eine für Handel und Kolonien, eine für den Rest; aber das ist noch in weitem Felde, und ich glaube, niemand weiß, wie er über die Personalfragen denkt, vielleicht er selbst nicht.

Ich hoffe, nachdem jetzt einige Tage vergangen sind, wird mein Brief Ihnen nicht mehr den unangenehmen, von mir herzlich bedauerten Eindruck machen wie im ersten Augenblick und in Verbindung mit den Stemrichschen[1]) Nachrichten. Jeder Mensch im Amte, z. B. Göring, erkennt an, daß ohne Ihre langjährige Tätigkeit und ohne Ihre Initiative der Chef seine gegenwärtige Kolonialpolitik nicht machen könnte, und zweifeln Sie doch nicht, daß er selbst das bei sich anerkennt. Mäkeln tut er ja immer, ganz wohl hat es ihm noch kein Mensch gemacht, und mit Anerkennung ist er nicht freigebig. Ich arbeite jetzt zwanzig Jahre unter ihm, und er hat einmal, während der Konfliktszeit, mir gesagt, daß eine Arbeit von mir, ein Zeitungsartikel, gut sei, und ich glaube doch manches Bessere geschrieben zu haben. Ich hielt es für richtig, Ihnen zu

[1]) Stemrich, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt, Herrn von Kusserow zugeteilt.

schreiben, was er gesagt hatte, damit Sie sich womöglich danach richten. Wie er überhaupt damals, am 14., dazu gekommen ist, über Sie zu sprechen, ist mir ganz klar: er hatte das Gefühl, daß eine Rücksichtslosigkeit gegen Sie und zugleich sachlich eine große Verkehrtheit begangen wurde. Er sprach daher gut von Ihnen, und das angehängte Jedoch und Aber kommt auf Rechnung nicht bloß seiner Gewohnheit, sondern auch der augenblicklichen Laune, die so wenig günstig war, daß ich schwankte, ob ich mit der heiligen Bitte um Interpretation des angeblich von ihm ausgegangenen Dekrets hervorkommen sollte.

Verzeihen Sie diese schlechte Schreiberei, ich habe wieder Schmerzen in dem einen Finger.

Der Ihrige

Bucher.

Ich brauche nicht zu sagen, daß Sie meines Erachtens bei dieser Sachlage am besten nichts tun."

*

Wir nähern uns dem Zeitpunkt, da in Berlin auf den Vorschlag der deutschen Regierung die Konferenz zur Regelung der Handels- und Schiffahrtsverhältnisse auf dem Kongo und Niger und die Feststellung der bei neuen Besitzergreifungen an der afrikanischen Küste zu beobachtenden Formen behandelt wurden. Hierauf bezieht sich das nachfolgende an Kusserow gerichtete Schreiben Lothar Buchers, d. d. Berlin, den 27. September 1884:

„In einigen Tagen wird eine Einladung an die an dem afrikanischen Handel interessierten Mächte, vielleicht auch an die nichtinteressierten Großmächte ergehen, hier zu einer Konferenz zusammenzutreten, um über zwei von uns zu machende Vorschläge zu beraten:

1. Anwendung der Bestimmungen der Wiener Kongreßakte über Flußschiffahrt auf Kongo und Niger.

2. Feststellung der Formalitäten (wie es jetzt noch heißt, aber wohl geändert werden muß), unter welchen neue Erwerbungen an den Küsten Afrikas effektiv werden.

Der Tag steht noch nicht fest, doch wird er wahrscheinlich in die erste Hälfte Oktober fallen.

Natürlich sind Sie dazu nötig. Ich weiß nicht, wie lange Ihr Urlaub noch währt, aber rate jedenfalls, einige Tage vor der Konferenz hier zu sein, deren Termin ich Ihnen schreiben werde."

*

Am 15. November 1884 trat in Berlin die afrikanische Konferenz unter Beteiligung Kusserows im Reichskanzlerpalais zusammen.

Am 23. September 1884 erfuhr Kusserow, der sich auf einem Erholungsurlaub befand, aus einer dem Fürsten Bismarck nahestehenden Quelle, der letztere habe in bezug auf die westafrikanischen deutschen Kolonien folgende Entschließungen gefaßt: Eine Verschmelzung der sämtlichen Unternehmungen behufs Bildung einer

großen Kompagnie, die Bismarck ursprünglich ins Auge gefaßt hatte, verlange er jetzt nicht mehr. Das Auswärtige Amt könne aber nicht mit jeder einzelnen Firma verkehren, es komme daher darauf an, eine Vereinigung (Syndikat) der beteiligten Kaufleute in den Hansestädten zu bilden zur Vertretung der allen gemeinsamen Interessen. Mit dem zu diesem Zwecke zu bildenden Syndikat werde die Regierung in allen den Schutz der deutschen Niederlassungen an der westafrikanischen Küste betreffenden Fragen verhandeln. Die ganze Organisation der Verwaltung in den unter deutschen Schutz gestellten Gebieten müsse den Beteiligten überlassen bleiben. Das Reich werde die Portefeuilles des Auswärtigen und des Krieges übernehmen, für alles übrige, Anstellung von Beamten u. a., müßten die Herren selbst sorgen. Bismarck wies wiederholt auf die „East India Company", die „North Borneo Comp." hin. Als die wichtigste Aufgabe unsrer überseeischen Politik bezeichnete der Kanzler die Schonung der französischen Interessen.

*

Am 23. September 1884 ließ sich Fürst Bismarck in Friedrichsruh von einem Beamten des Auswärtigen Amtes einen Vortrag über die deutschen Niederlassungen im Biafragebiet und über eine kurz vorher eingegangene Note des englischen Geschäftsträgers in Berlin betreffend Angra Pequena halten. Diese Note ging Fürst Bismarck alsbald mit dem gedachten Beamten des Auswärtigen Amtes durch und sprach sich über den entgegenkommenden Ton, in dem diese gehalten war, sehr befriedigend aus. Englischer Ansprüche auf den Küstenstrich von 26° s. Br. bis Kap Trio und des Kap-Parlaments-Beschlusses war mit keiner Silbe Erwähnung getan. Die Engländer hießen Deutschland als Nachbarn willkommen, wünschten aber Auskunft über eine ganze Reihe von Fragen.

Am 25. September 1884 begaben sich, einer Einladung des Fürsten Bismarck zufolge, die Inhaber der Firmen G. Woermann und Jantzen & Thormälen zu einer Besprechung nach Friedrichsruh. Woermann war sehr erfreut, daß ihnen die Gelegenheit geboten werden sollte, ohne Hinzuziehung der übrigen Interessenten sich über ihre Wünsche und Vorschläge in betreff des Biafragebietes auszusprechen. Die Zusammenkunft verlief befriedigend. Den Gedanken einer großen Kompagnie hatte der Fürst längst fallen lassen; an der Bildung eines Syndikats in Hamburg hielt er fest. Als Basis der Besprechung und der Vorschläge über die Organisation der Regierung und der Verwaltung in Kamerun diente ein unter Kusserows Mitwirkung aufgesetztes Schreiben Woermanns. Bismarck erklärte sich mit diesen Vorschlägen einverstanden. Jantzen und Thormälen, die beide lange in Kamerun waren, sollten über die dortigen Verhältnisse Aufschluß geben. Recht ungehalten war der Fürst, daß Nachtigals Berichte noch immer nicht vorlagen. Diese sollten abgewartet werden, bevor weiteres veranlaßt wurde. Der Fürst erklärte, daß er die Mitarbeiterschaft Kusserows nicht entbehren könne: um in der Sache vorwärts zu kommen, hoffe er, daß dieser baldigst nach Berlin zurückkehren würde.

*

Auch in den letzten Jahren seiner Tätigkeit im Auswärtigen Amte finden wir Kusserow vielfach im Reichstage die Postulate der Reichsregierung als Bundesratskommissar erfolgreich vertreten, so z. B. bei der Beratung der neuen Konsulatsposten in Korea, Apia, Tonga, Neubritannien, Kapstadt und bei der Beratung der Konvention zwischen dem Reiche und Madagaskar. Es war dies, am 12. Mai 1885, das letzte parlamentarische Auftreten Kusserows im Reichstage.

Am 4. Juni 1885 verlieh der König von Preußen Kusserow den durch die Pensionierung des bisherigen Gesandten von Wentzel erledigten Posten eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bei den großherzoglich mecklenburgischen Höfen und den Hansestädten mit dem Amtssitze in Hamburg. Kusserow entwickelte hier eine rege, sowohl von dem Fürsten Bismarck und den Senaten der Hansestädte als auch von den kolonialen, kaufmännischen und Reedereikreisen anerkannte Tätigkeit betreffend die Förderung unsrer überseeischen Interessen. Es fallen in diese Zeit auch die Arbeiten zum Zollanschlusse Hamburgs, die seine Tätigkeit vielseitig in Anspruch nahmen.[1])

Am 1. Februar 1890 richtete Kusserow aus Hamburg an den Fürsten Bismarck nachstehenden vertraulichen Brief:

„Eurer Durchlaucht habe ich heute mir gestattet in offenem Bericht die Bitte zu unterbreiten, mich zur Annahme der mir von Vertretern und Männern der Kartellparteien des Reichstagswahlkreises Mörs-Rees angetragenen Kandidatur zu ermächtigen bzw. mir zum alsbaldigen Besuche des Wahlkreises Allerhöchstenorts einen kurzen Urlaub erwirken zu wollen. Ich wage hiermit, Eurer Durchlaucht zugleich vertraulich das Nachstehende vorzutragen: Für den Fall eines dienstlichen Bedenkens gegen die Vereinigung eines Reichstagsmandats mit dem hiesigen Posten gestatte ich mir zu bemerken, daß ich ohnehin aus Familienrücksichten bereits seit einiger Zeit den Wunsch hege, bald von Hamburg wegzuziehen. Es verträgt, unter andern Gründen, eine meiner Töchter nicht das hiesige Klima, so daß ich mich nun schon zwei Jahre von ihr trennen mußte. Ich trug mich deshalb schon mit der Absicht, Eurer Durchlaucht die Bitte zu unterbreiten, im Laufe dieses Frühjahrs für mich bei Seiner Majestät die Enthebung von meinem hiesigen Posten, eventuell unter Allergnädigster Zurdispositionsstellung, beantragen zu wollen, da ich wegen meines einzigen Sohnes, der Ostern zur Sekunda versetzt wird, in der Heimat bleiben möchte. Meinen Kindern zu Gefallen würde ich des Winters in Berlin und im Sommer auf Bassenheim bei Koblenz leben, wo ich meine Rechte und Pflichten als Kreiseingesessener auszuüben gedenke. Eure Durchlaucht wollen mir erlauben, auf diese Seite der Frage nach den Reichstagswahlen zurückkommen zu dürfen. Ich wäre sehr dankbar, wenn diese vertrauliche Meldung einstweilen als solche behandelt werden könnte. Für heute darf ich mich auf die Bitte beschränken, daß

[1]) Eine umfassende Würdigung von Kusserows Tätigkeit als Gesandter in Hamburg aus meiner Feder findet sich in den „Hamburger Nachrichten" Nr. 725 vom 14. Oktober 1896.

Eure Durchlaucht geneigen wollen, mich zur baldigen Annahmeerklärung der mir telegraphisch angebotenen Kandidatur in den Stand zu setzen."

Die Antwort des Fürsten Bismarck, d. d. Berlin, 14. Februar 1890, lautet:

„Euer Hochwohlgeboren danke ich für Ihren Brief vom 1. d. M., der mir gleichzeitig mit dem gefälligen Berichte von demselben Tage zugegangen ist. Ich würde mich sehr freuen, wenn es Ihnen gelingen sollte, einen Sitz im Reichstage zu erlangen, aber doch nur, wenn ich nach Inhalt Ihres Schreibens ohnehin auf Ihre Mitarbeit für die Zukunft verzichten muß. Die Stellung des Abgeordneten ist mit der des Gesandten in Hamburg auf die Dauer nicht verträglich. Auf dem von Ihnen mit Fleiß und Umsicht versehenen Posten ist zu viel zu tun, als daß der Inhaber desselben gleichzeitig dem Reichstage angehören könnte.

von Bismarck."

*

Der Umstand, daß trotz dieser Ankündigung Kusserow sich im Wahlkreise Mörs-Rees als Kandidat der Kartellparteien aufstellen ließ, beweist, daß alle nach einem halben später aufgetretenen Gerüchte in betreff eines nicht freiwilligen Rücktrittes Kusserows von dem Hamburger Gesandtenposten vollständig aus der Luft gegriffen waren.

Wiewohl Kusserow in mehreren Wahlreden seinen Standpunkt wirksam vertrat, war ihm das Wahlergebnis doch nicht günstig. Sein politischer Gegner, Graf Hoensbroech, wurde mit 12583 Stimmen in den Reichstag gewählt, während auf Kusserow nur 11203 Stimmen entfielen.

Am 2. Juni 1890 reichte Kusserow, welcher sich inzwischen mit der Witwe des früher in Hamburg domizilierenden Kaufmanns Adolf Bartning, einer selten begabten und interessanten Frau, vermählt hatte, seinen Abschied ein, worauf er am 25. desselben Monats von dem Kaiser unter huldreicher Anerkennung seiner langjährigen guten Dienstleistungen mit dem gesetzlichen Wartegelde in den einstweiligen Ruhestand versetzt wurde. „Bei Ihrem einstweiligen Ausscheiden aus dem Staatsdienste" — so schrieb ihm der Reichskanzler Graf Caprivi bei Mitteilung dieser Allerhöchsten Entschließung — „ist es mir ein Bedürfnis, Eurer Hochwohlgeboren im Anschlusse an die huldreichen Worte Seiner Majestät auch meine volle Zufriedenheit mit den guten Diensten auszusprechen, welche Sie in länger als dreißigjähriger Tätigkeit in den verschiedensten Stellungen im Reichs- und Staatsdienste geleistet haben, und es wird mir angenehm sein, bei sich darbietender Gelegenheit, sofern Ihre Verhältnisse dies gestatten, von Ihren Diensten wieder Gebrauch zu machen."

Der Marsch ins Verderben

Persönliche Erinnerungen aus den Kämpfen vom 23. bis 31. August 1870.

Von

General Bonnal

Infolge der Katastrophe von Fröschweiler (6. August) führten die Ueberreste von Mac Mahons Korps einen eiligen Rückzug über Zabern nach Lunéville aus, und auch das Korps de Faillys, das während der Schlacht in Bitsch geblieben war, ging rasch in derselben Richtung zurück.

Dann marschierten diese beiden Armeekorps gegen Süden, wurden auf die Eisenbahn gesetzt und kamen zwischen dem 15. und dem 18. August im Lager von Châlons an.

Zu gleicher Zeit bestimmte die Schlappe, die das Frossardsche Korps am 6. August bei Spichern erlitten hatte, den Kaiser, die Armee Bazaines nach Metz zurückgehen zu lassen. Nachdem diese Armee drei Tage lang im Osten der Festung stehengeblieben war und damit eine kostbare Zeit verloren hatte, begann sie am 14. die Mosel zu überschreiten, in der Absicht, sich nach Verdun und Châlons zu begeben, schlug noch am Abend einen Angriff des Feindes ab, nahm ihren Marsch in der folgenden Nacht wieder auf, erreichte am 15. die Umgegend von Rezonville, hatte am 16. einem neuen Angriff standzuhalten, wurde dann von ihrem Oberbefehlshaber in die Stellung bei St. Privat zurückgeführt, mit dem Vorgeben, daß sie sich in Metz wieder verproviantieren müsse, und erlitt endlich am 18. August eine Niederlage, die ihren endgültigen Rückzug in das verschanzte Lager herbeiführte.

*

Nachdem der Kriegsminister Graf de Palikao von Bazaine eine trügerische Depesche vom 19. August erhalten hatte, in welcher der Marschall von der Möglichkeit berichtete, unverzüglich in der Richtung nach den nördlichen Festungen hin zu entweichen, faßte er den Plan, die Metzer Armee in der Gegend von Montmédy durch die sogenannte Armee von Châlons aufnehmen zu lassen, die sich zu dieser Zeit gerade im Lager von Châlons unter dem Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, zusammenzog. Diese Armee umfaßte die Trümmer des I. Korps, das V., VII. und XII. Korps, das letztere erst neu gebildet, und verfügte über sechs Kavalleriedivisionen.

Da der Marschall Mac Mahon für den Rückzug nach Paris war, schien man seinen Absichten Rechnung zu tragen, indem man ihm den Befehl erteilte, seine Armee am 21. nach Reims zu führen, doch schon am nächsten Tage ergab der Marschall sich darein, nach Osten zu marschieren.

Die Armee von Châlons, die in aller Eile aus moralisch und ihrer Ausbildung nach sehr verschiedenen Elementen gebildet war, bot keinerlei Garantie

für einen Erfolg, und ihr Oberkommando war nicht dazu angetan, ihre Mängel auszugleichen.

Statt rasch von Reims auf die Maas zu marschieren, machte diese Armee nur lächerlich kurze Märsche, die von der Unentschlossenheit ihres Oberbefehlshabers Zeugnis ablegten.

Vom 26. August an wurde ihre rechte Flanke von der deutschen Kavallerie bedroht, und seit dem 28. sah sie sich von mehr oder weniger starken feindlichen Kräften gefolgt und von andern in ihrer rechten Flanke bedroht, was auf die konzentrischen Märsche zweier von Westen und von Süden kommender deutscher Heeresmassen hinzudeuten schien.

*

Die Armee von Châlons war in zwei Kolonnen formiert, die rechte umfaßte das V. und das VII. Korps, die linke das XII. und das I. Korps.

Der Marschall Mac Mahon hatte den Plan gefaßt, die Maas bei Dun und Stenay überschreiten zu lassen. Da er am 28. August erfuhr, daß diese beiden Städte in der Gewalt des Feindes seien, verlegte er die Uebergangspunkte weiter nach Norden, für das XII. und V. Korps nach Mouzon, für das VII. Korps nach Villers-devant-Mouzon und für das I. Korps nach Remilly. So hegte der Oberbefehlshaber der Armee von Châlons die wahnwitzige Hoffnung, daß es ihm ohne Kämpfe gelingen werde, den Truppen Bazaines die Hand zu reichen, von denen er sehr mit Unrecht annahm, daß sie auf dem Wege von Metz nach Montmédy seien.

Das V. Korps (General de Failly) hätte, um den erhaltenen Befehlen zu entsprechen, am 29. August in Beaumont eintreffen und die Maas am nächsten Morgen bei Mouzon überschreiten müssen, aber es ließ sich durch eine deutsche Avantgarde beim Bois des Dames aufhalten und kam erst in der Nacht vom 29. zum 30. August ans Ziel. Wegen der außerordentlichen Strapazen, welche die Truppen hatten aushalten müssen, gewährte ihnen der General de Failly eine lange Ruhepause, die bis 2 Uhr nachmittags dauern sollte. Der an Zahl überlegene Feind jedoch griff das V. Korps gegen 12 Uhr überraschend an und brachte ihm eine Niederlage bei, die den Rückzug des XII., dann des VII. und schließlich auch des I. Korps nach Sedan oder in dessen unmittelbare Umgebung nach sich zog.

*

Am 6. August gegen 4 Uhr nachmittags in der Schlacht bei Fröschweiler verwundet, kam ich, damals ein junger Leutnant (sechsundzwanzig Jahre) und Kompagniechef, um 6 Uhr abends in Niederbronn an und setzte, nachdem ich oberflächlich verbunden worden war, meinen Weg nach Buchsweiler fort. Als die Nacht gekommen war, ließ mich der Kommandant Lanty von der Genietruppe, der gesehen hatte, daß ich mit Mühe weitermarschierte, auf einem Protzkasten Platz nehmen, auf dem bereits eine brave Marketenderin saß, der ich es verdanke, daß ich nicht zu wiederholten Malen unter die Räder fiel. So kam ich

am 7. August morgens 5 Uhr in Zabern an. Ein Zug mit Verwundeten nahm mich nachmittags nach Nancy mit, und ich blieb bis zum 10. August im Militärhospital dieser Stadt, dann fuhr ich mit der Eisenbahn nach Châlons-sur-Marne, wo ich bis zum 14. August in der Ambulanz, die in der Ecole des Arts et Métiers eingerichtet worden war, gepflegt wurde. An diesem Tage eröffnete der leitende Arzt den verwundeten Offizieren, daß sie nach Chambery gebracht oder zu ihren Familien geschickt werden würden, je nachdem sie es wünschten.

Ich hatte kein Fieber mehr und gewann bereits meine Kräfte wieder. Meine Pflicht war mir genau vorgezeichnet, ich begab mich zu Fuß ins Lager von Châlons, wo der Marschall Mac Mahon, wie es hieß, seine Armee reorganisieren wollte.

Bei meiner Ankunft in Mourmelon-le-Petit am 15. August wurde ich von dem Artillerieleutnant Demmler, einem Mann von edelstem Herzen, wie ein Bruder aufgenommen und gepflegt. Vierzehn Tage später legte dieser Offizier westlich von Mouzon die außerordentlichste Tapferkeit an den Tag.

Am übernächsten Tage, den 19. August, erreichten die Trümmer meines Regiments, des 48., das Lager und bezogen ein Biwak bei dem Dorfe Livry. Offiziere und Soldaten waren in einem völlig abgerissenen Zustand. Zwei Tage später wurden Tornister, Wäsche, Schuhe und eine Anzahl von Kleidungsstücken unter die Leute verteilt. Die Offiziere erhielten einen Kapuzenmantel, und die Unterleutnants entschlossen sich, in Zukunft mit dem Tornister auf dem Rücken zu marschieren.

Von 67 Offizieren und 2181 Mannschaften, die beim Beginn der Schlacht von Fröschweiler vorhanden gewesen, waren am nächsten Tage nur noch 17 Offiziere und 700 Unteroffiziere, Korporäle und Soldaten verfügbar. Alle übrigen waren getötet, verwundet oder gefangen. Von den Hauptleuten war nur ein einziger der Katastrophe entronnen.

Vom 15. bis zum 18. August stießen 3 Offiziere und etwa 100 Mann, Verwundete oder Versprengte, wieder zum Regiment, und am 18. brachte eine Verstärkung von 3 Offizieren und 300 Reservisten den Effektivbestand auf 23 Offiziere und 1100 Mann, so daß 1 Offizier und 50 Mann auf die Kompagnie kamen. Am 21. August setzte sich das 48. Regiment gleichzeitig mit der ganzen sogenannten Armee von Châlons in Marsch auf Reims. Am nächsten Tage wurde ich beim Mittagsappell zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Am 23. August kampierte das Regiment bei Bétheniville, am 24. in Juniville, am 25. in Attigny, am 26. in Voncq, wo es einen Tag blieb, am 28. in Le Chesne und am 29. in Raucourt.

Am Tage vor dem Abmarsch der Armee nach Reims war der Kaiser mit seinem Sohn, der zu seiner Linken in der Uniform eines Unterleutnants der Linieninfanterie auf einem Pony ritt, von seinen Ordonnanzoffizieren und einigen kaiserlichen Leibgardisten in Interimsuniform gefolgt, in einer Entfernung von etwa 100 Metern an der Frontlinie des Lagers unsrer Division vorübergeritten. Offiziere und Soldaten eilten zu den Gewehrpyramiden und grüßten mit der rechten Hand, aber kein einziger kam auf den Gedanken, zu rufen: „Vive l'Empereur!“

In Anbetracht der militärischen Bräuche der Zeit machte es einen kläglichen Eindruck, den Kaiser, dem man ehedem so laut zugejubelt hatte, so an stumm bleibenden Truppen vorüberreiten zu sehen.

*

Das 48. Regiment bildete mit dem 2. algerischen Tirailleurregiment die 2. Brigade (General Lefebvre) der 3. Division (General Lherillier) des I. Korps (General Ducrot). Der Marsch am 29. August von Le Chesne nach Raucourt ging sehr langsam vonstatten, da die Landstraße bis Stonne von den Wagenzügen des XII. und des V. Korps versperrt war. Erst um 5 Uhr nachmittags konnte das Regiment, das um 8 Uhr morgens von Le Chesne aufgebrochen war, nordnordöstlich von Raucourt sein Lager schlagen. Es befand sich damals an der Tete der Division, die ihrerseits wieder den andern vorausmarschierte, und mußte zwei Kompagnien auf Vorposten in das kleine Gehölz schicken, dessen nördliche Lisiere sich von dem Pachthof Mont-Joie zu dem Bach l'Ennemane hinabsenkt.

Der Abmarsch von Raucourt fand am 30. August um 6 Uhr morgens statt. Mein Bataillon, das erste des Regiments, bildete mit der ihm vorausmarschierenden Geniekompagnie der Division die Tete der Kolonne. Was wir heutzutage unter einer Avantgarde verstehen, war nicht vorhanden. Ein Zug Artillerie war zwischen das 1. und das 2. Bataillon eingeschoben, und der Rest der Divisionsartillerie marschierte zwischen der 2. und der 1. Brigade. Eine Kavallerieabteilung marschierte uns nicht voraus. Der General Ducrot ritt, begleitet von seinem Stabe und einer Eskorte von zwei Zügen, links von der Landstraße querfeldein in der Höhe der Kolonnentete und hielt oft, um zu beobachten. Ich habe das sehr genau gesehen, da ich Chef der 2. Kompagnie des 1. Bataillons war. Gegen $6^1/_2$ Uhr abends kam der kommandierende General des I. Korps wieder auf die Landstraße zurück und ritt im Trabe weiter, so daß er Remilly-sur-Meuse etwas nach 7 Uhr erreicht haben muß.

Als gegen 8 Uhr die Tete des Regiments in der Nähe der Kirche von Remilly eintraf, wurde das Regiment auf die südöstliche Höhe beordert, wo es sich in aufgeschlossener Divisionskolonne formierte, wobei es zu seiner Linken dem 2. algerischen Tirailleurregiment den nötigen Platz freiließ. Der Zug Artillerie nahm auf dem Hügel 212 nahe bei unserm Sammelplatz Stellung. Die 1. Brigade sammelte sich auf der nordwestlichen Höhe, so daß das Debouché der Landstraße Raucourt-Remilly von den beiden Brigaden der 3. Division flankiert wurde, die nach dem Uebergang der Truppen und der Bagagen über die Maas die Arrieregarde des I. Korps bilden sollte.

Eine solche Anordnung mochte gut für Algier sein, aber für einen Krieg in Europa war sie vollkommen verfehlt.

Die Geniekompagnie der 3. Division, an deren Spitze ein Stabsoffizier, der seinesgleichen nicht hatte, der Kommandant Lanty, stand, erhielt unterwegs den Befehl, ihren Marsch zu beschleunigen wegen der Arbeiten, die für den

Uebergang über die Maas bei Remilly auszuführen waren. Es befanden sich dort damals an der Stelle einer ehemaligen Furt zwei gepflasterte Chausseen, die von jedem Ufer ihren Ausgang nahmen und durch eine ziemlich tiefe Stromenge getrennt waren, auf der eine große, die beiden Rampen miteinander verbindende Fähre schwamm. Gewöhnlich paßte die Fähre genau an die Zufahrtsrampen, aber an diesem Tage hatte man in aller Frühe die Schleusen bei Sedan geschlossen, um oberhalb der Stadt eine leichte Ueberschwemmung hervorzurufen, und die Fähre bei Remilly hob sich allmählich über das Niveau, auf dem sie sich in der entsprechenden Höhe an die Anfahrtsrampen anlegen ließ. Der Kommandant Lanty mußte also die beiden Zufahrten mit Faschinen und Steinen erhöhen lassen, und diese ununterbrochene Arbeit dauerte den ganzen Tag hindurch. Der Uebergang über die Maas auf der Fähre wurde von 10 Uhr morgens an möglich.

Ferner hatte der Kommandant Lanty noch unterhalb der Fähre und oberhalb der Mündung der Chiers einen Steg für die Infanterie herstellen lassen aus Material, das an Ort und Stelle und im Dorf zusammengebracht worden war, und dieser Steg war gegen $1^1/_2$ Uhr passierbar.

Die Divisionsbatterien begannen, von denen der Artilleriereserve gefolgt, gegen 10 Uhr die Maas zu überschreiten.

Um 12 Uhr mittags ließ General Ducrot den Uebergang der Artilleriefahrzeuge auf der Fähre unterbrechen, um dieses Transportmittel der 2. und der 4. Infanteriedivision zu überlassen. Die letzten Abteilungen der 4. Division überschritten die Maas kurz nach 3 Uhr.

Die 1. Division, die seit 10 Uhr morgens im Westen von Remilly zusammengezogen war, überschritt die Maas auf dem Steg von $1^1/_2$ Uhr an, und sobald sie auf dem rechten Ufer gegenüber von Douzy versammelt war, setzte sie sich gegen 4 Uhr auf die Straße nach Belfort, überschritt die Brücke über die Chiers und marschierte weiter auf der Luxemburger Landstraße, um nach Carignan zu gelangen.

Die von General Ducrot getroffene Anordnung, daß zwei Divisionen über Tetaigne nach Carignan marschieren sollten, ohne von ihrer Artillerie begleitet zu sein, wurde von meinen Kameraden und mir, die wir noch sehr unwissend waren, ganz natürlich gefunden. Sie war jedoch vom obersten Führer verfehlt; aber in jener Zeit konnte ein französischer General alles tun, ohne den Schatten einer Kritik von seiten seiner Untergebenen hervorzurufen.

In beiden Divisionen, der 2. und 4., formierten sich die Regimenter nacheinander, einige hundert Meter von der Maas entfernt, auf dem rechten Ufer in aufgeschlossener Zugkolonne, ehe sie den vorgeschriebenen Marsch nach Brévilly und Tetaigne fortsetzten, wo sie die Chiers überschreiten sollten, um von dort nach Carignan zu marschieren, während die 1. und die 3. Division die Umgegend dieses Ortes erreichen sollten, nachdem sie über die Brücke von Douzy gegangen waren.

Für uns, die wir von der im Südosten von Remilly gelegenen Höhe ein

herrliches Panorama genossen, war es ein großartiger Anblick, bei dem schönen Sonnenschein, den wir hatten, die Regimenter in Masse der Reihe nach und in Ordnung über die Wiesen des rechten Ufers der Maas dahinziehen zu sehen bis zu der Gegend von Brévilly, wo sie hinter einem Hügel verschwanden.

*

Wenn eine Abteilung französischer Infanterie einige Zeit bei zusammengesetzten Gewehren ausruhte, pflegte es bald sehr geräuschvoll zuzugehen.

Dies war auch der Fall bei der Brigade Lefebvre, die seit 8 Uhr morgens auf der südöstlich von Remilly gelegenen Höhe versammelt war.

Es ist unnötig, zu sagen, daß diese Brigade weder Vorposten noch Feldwachen oder Schildwachen ausgestellt hatte, um ihre Versammlung zu decken.

Im Laufe des Nachmittags gingen einige Soldaten vom 3. Bataillon des 48. Regiments, die sich Stöcke schneiden wollten, in den Wald von Remilly, dessen nächster Rand ungefähr 600 Meter in südlicher Richtung von dem Standort der Gewehrpyramiden entfernt war.

Plötzlich kamen die Leute im Laufschritt zurück und berichteten, daß sie heftiges Geschützfeuer gehört hätten. Der Kommandant Chataigner, der Befehlshaber des 3. Bataillons, fragt sie aus, wirft sich in den Sattel, galoppiert bis zum Wald, kommt in demselben Tempo zurück und ruft den Offizieren, die auf ihn zueilen, zu: „Nicht weit von hier, im Süden, wird eine Schlacht geschlagen." Man riet ihm sogleich, den General Ducrot aufzusuchen, von dem man wußte, daß er den Uebergang über die Maas bei Remilly überwachte.

Es war jetzt ungefähr $3^1/_2$ Uhr nachmittags.

Eine Viertelstunde später kam der General Ducrot zu Fuß auf dem Hügel 212 an, begleitet von Offizieren seines Stabes, dem Offizier der Stabswache zu Pferd und einigen Reitern.

Einige Offiziere des 48. Regiments, darunter ich, näherten sich auf respektvolle Entfernung dem General, um zu hören, was er sagen würde.

In diesem Augenblick sah man in der Ferne die Blitze und den Rauch von Kanonenschüssen, die von den Höhen oberhalb Mouzon[1]) gegen einen von Westen kommenden Feind abgefeuert wurden.

General Ducrot rief aus:

„Wieder die Preußen? Das XII. Korps sollte doch in Mouzon sein; das ist nicht zu verstehen. Ich weiß nichts von den Plänen des Marschalls. Alles, was ich weiß, ist, daß das I. Korps heute nach Carignan marschieren soll."

---

[1]) Nach einem der Dokumente, die in Nr. 66 der „Revue d'Histoire" (Juni 1906), des Organs des französischen Kriegsministeriums, veröffentlicht worden sind, gehörten die Geschütze, die das Feuer kurz vor 4 Uhr von den Höhen von Mouzon aus eröffneten, aller Wahrscheinlichkeit nach zur 3. Batterie des 15. Artillerieregiments (1. Division des XII. Korps), die, da sie der Infanterie wegen der Ueberfüllung der Brücke nicht hatte auf das linke Ufer folgen können, oberhalb und östlich des Fleckens Aufstellung genommen hatte. Andre Batterien fuhren gegen 5 Uhr zu ihrer Rechten auf.

Der Donner des Geschützfeuers drang nicht bis an unsre Ohren, weil die Soldaten hinter uns zuviel Lärm machten.

General Ducrot beobachtete seit einigen Minuten, als er eine Gruppe von Reitern bemerkte, die im Begriff waren, Remilly auf dem Wege, der am linken Ufer der Maas hinführte, zu erreichen. In der Meinung, daß es Preußen seien, rief der General dem Leutnant, der den in unmittelbarer Nähe aufgestellten Zug Artillerie befehligte, zu:

„Sehen Sie doch die preußischen Reiter! Schießen Sie darauf!"

Der Befehl wurde unverzüglich zur Ausführung gebracht, und zu gleicher Zeit ritt der die Stabswache befehligende Leutnant eilig den Abhang des Hügels hinab, um die vermeintlichen preußischen Kavalleristen zu rekognoszieren, die beim Krachen der Kanonenschüsse und der über ihnen platzenden Granaten in Galopp fielen.

Der Kavallerieleutnant war unten verschwunden, aber bald sah man ihn zurückkommen, sein Taschentuch schwenkend, wie um „Nein!" zu sagen.

Das Feuer des Artilleriezugs wurde eingestellt, und bald darauf erschien der Leutnant von der Stabswache und sagte: „Es sind Chasseurs zu Pferd vom V. Korps; sie berichten, daß es bei Beaumont schlecht steht." General Ducrot überlegte einen Augenblick, dann rief er: „An Ihre Pferde, meine Herren!" und ging eilig auf Remilly zu.

Man darf wohl annehmen, daß General Ducrot, ein sehr rüstiger Reiter, sich im Galopp nach Brévilly begeben hat und daß er Tetaigne gegen 5 Uhr erreicht haben mag, um von da Nachrichten über Mouzon zu schicken und den Marsch seiner 2. und 4. Division bis Carignan zu leiten.

Wie dem auch sei, nachdem die 2. und die 4. Infanteriedivision auf der Fähre von Remilly über die Maas gegangen waren, kam die Reihe an die letzten Artilleriefahrzeuge, denen die des Trains folgten, und das dauerte bis gegen 8 Uhr, infolge der großen Schwierigkeiten, die durch die Beschädigungen der Fähre und das unaufhörlich zunehmende Steigen der Maas verursacht wurden.

Dann überschritten die zwei Kavalleriedivisionen bei dem zweifelhaften Schein einiger an den beiden Ufern verteilten Pechfackeln den Fluß.

Die 3. Infanteriedivision, die rechts vorn marschierte, begab sich gegen 8 Uhr auf den Steg, und das 48. Regiment, das ganz zuletzt kam, beendete seinen Uebergang erst nach 10 Uhr abends in dem Augenblick, wo die Kürassiere der Division Bonnemains den ihren auf der Fähre bewerkstelligten, deren Rampen vollständig unter Wasser waren.

Dieser Uebergang der in ihre weißen Mäntel gehüllten Kürassiere hatte etwas Phantastisches und machte auf uns Infanteristen einen lebhaften Eindruck, teils infolge der Befürchtungen wegen der Gefahr, in der diese tapferen Leute schwebten, teils weil ihre schöne Haltung allgemeine Bewunderung hervorrief.

Vorher hatten sich, von 7 Uhr an, mehrere Infanterieregimenter, die auf der Straße von Raucourt gekommen waren, südlich von Remilly versammelt, eines von ihnen unter den Klängen der Musik, und es war das Gerücht ge-

gangen, daß sie zum VII. Korps gehörten, daß hinter ihnen gegen die Berace zu eine Schlacht geschlagen worden sei und daß ihr Uebergang über die Maas gleich nach dem unsern auf den Brücken bei Remilly stattfinden werde.

Mein Regiment passierte den Steg Mann für Mann und formierte sich jenseits in einer Entfernung von 200 Metern in aufgeschlossener Zugkolonne. Da die Nacht finster war, mußte jeder beinahe tastend seinen Platz in Reih und Glied suchen.

Das 48. Regiment marschierte sodann am linken Ufer der Chiers entlang bis vor den Teil der Heerstraße von Mézières nach Belfort, der sich im Süden und in der Nähe der Brücke bei Douzy (linkes Ufer) befindet. Es war jetzt ungefähr 12 Uhr nachts. In guter Ordnung auf die Heerstraße einzuschwenken war ein Ding der Unmöglichkeit angesichts des Stromes von Menschen, Pferden und Wagen, den wir in wirrem Durcheinander sich gegen die Brücke von Douzy wälzen sahen. Was tun? Endlich tauchte der Marschall Mac Mahon, gefolgt von einem Zug Lanciers, aus der Menge hervor, rief den General Lefebvre zu sich heran, den er weiter unten bemerkt hatte, und gab ihm den Befehl, auf Sedan zu marschieren.

Die Brigade schwenkte zu vieren ab und mischte sich in den Strom von Flüchtlingen, wodurch sie mit einem Schlage jeden Zusammenhang verlor. So überschritten unsre Soldaten, mit den von Beaumont Entronnenen gemischt, die Brücke über die Chiers, marschierten durch das Dorf Douzy und bogen nach links auf die Straße von Luxemburg nach Mézières ab, die nach Sedan führt. Doch der General Lefebvre, der annahm, daß die 1. Brigade der 3. Division sich von Douzy nach Carignan in Marsch gesetzt habe, wollte sich nicht von ihr trennen.

Er stellte sich auf der Nordseite in der Nähe der Landstraße auf und rief das 2. Tirailleur- und das 48. Regiment zu sich heran. Seine Rufe wurden wiederholt, so daß die 2. Brigade sich nach und nach auf einem Felde, das am Rande der Straße 700 bis 800 Meter von der Kreuzung der beiden Straßen von Mézières nach Belfort und nach Luxemburg lag, wieder sammelte.

Diese Bewegung war zwischen 2 und 3 Uhr morgens beendet, und die Truppen konnten sich darauf an großen Feuern wärmen, für die sie sich Brennholz verschafften, indem sie die in der Nähe befindlichen Zaunpfähle ausrissen.

*

Am 31. August, zwischen 9 und 10 Uhr morgens, wurde die Brigade Lefebvre, die Turkos an der Tete, in Kolonne zu vier in Marsch auf Rubécourt gesetzt. Sie mußten dann in Reihen zu zweien abbrechen, um den Chevalierwald von Osten nach Westen zu durchqueren, auf einem Wege, der so schmal war, daß unser Kamerad Gigon, der als Adjutant fungierte, vom Pferd steigen mußte, damit ihm die Zweige nicht die Augen ausstießen. Dieser Weg führte uns nach Baigny, wo wir uns auf der Straße, die nach Givonne führt, wieder in Marschkolonne

formierten. Das Regiment schlug sodann den Weg nach Illy ein und kampierte in Kolonne auf dem Kalvarienberg desselben Namens.

Den 31. August verbrachten unsre Soldaten mit Putzen der Waffen und Effekten sowie nach der seit dem Abmarsch von Reims angenommenen Gewohnheit mit Sammeln von Kartoffeln, ihrer beinahe einzigen Nahrung. Mehreremal hörten wir Kanonenschüsse aus der Richtung von Douzy, aber ohne etwas vom Feind zu sehen.

Abends 8 Uhr schlugen und bliesen die Tamboure und Hornisten der zahlreichen auf dem Plateau von Illy kampierenden Regimenter den Zapfenstreich und um 10 Uhr gaben die Hornisten der Polizeiwachen das Zeichen zum Auslöschen der Feuer. Dieses Signal war nicht unnötig, da seit 8 Uhr abends Tausende von Feuern unsre Lager erleuchteten. In der Ferne, vor uns und um uns herum, war kein Geräusch zu vernehmen, kein Lichtschein zu erblicken, man hätte glauben können, daß die Deutschen verschwunden seien.

Am Tage nach der Schlacht bei Jena hatte Napoleon geschrieben:

„Die Nacht (die von den Truppen unter den Waffen verbracht wurde) bot ein bemerkenswertes Schauspiel: zwei Armeen, von denen die eine ihre Front auf eine Entfernung von 6 Meilen ausdehnte und mit ihren Feuern die Atmosphäre glühend machte, während die sichtbaren Feuer der andern auf einen kleinen Punkt konzentriert waren (das Biwak des Kaisers auf dem Landgrafenberg)."

Der für uns auf immer verfluchte Tag von Sedan begann mit einem dichten Nebel, der durch die Wärme der Sonnenstrahlen nach einigen Stunden verschwand.

Bei Tagesanbruch tauschten unsre Soldaten, die schon auf den Füßen waren, um sich die Beine gelenkig zu machen, ihre Eindrücke aus, die alle mehr oder minder pessimistisch waren, da man die Hoffnung, zu siegen, verloren hatte.

Plötzlich brachen die Gespräche ab, als gegen 5 Uhr die Echos von Salven zu uns drangen, die vor uns und zu unsrer Linken in der Richtung auf Bazeilles von einer Mitrailleusenbatterie abgegeben wurden.

Jeder begriff jetzt, daß der Kampf begann, und traf seine Vorbereitungen danach.

Viele Illusionen waren seit der Niederlage von Fröschweiler zerronnen, aber man würde den für verrückt gehalten haben, der uns in diesem Augenblick gesagt hätte, daß unsre Armee noch am selben Abend in der Stadt Sedan eingeschlossen sein, daß Napoleon III. am nächsten Tage eine Kapitulation im offenen Feld — die größte militärische Schmach — unterzeichnen und daß am folgenden Tage die Armee von Châlons auf einer Halbinsel eingepfercht sein würde wie eine Herde Vieh.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXXII.

Briefe über die Sezession in der nationalliberalen Partei im Jahre 1880.[1])

Forckenbeck an Rickert.[2])

Berlin, 11. August 1880.

Ich habe Ihren Brief an Lasker gelesen und gestern abend eine längere Rücksprache mit Lesse, der unmittelbar von Zoppot zurückkam, gehabt, und dieses veranlaßt mich, Ihnen zu schreiben, damit Sie klar sehen, was und wohin wir wollen. Zum Schluß meiner Reise war ich einige Tage bei Bamberger in Interlaken. Mein Begleiter dahin und Teilnehmer an den dortigen Unterredungen war Rechtsanwalt May aus Hamburg, welchen Sie ja kennen. Von Interlaken fuhr ich nach München, war dort zwei Tage bei Stauffenberg, der außerordentlich frisch und munter ist. Dort nahmen Senator Gröning-Bremen und Vecchioni-München an den Unterredungen teil. In uns allen war in voller Uebereinstimmung die Ueberzeugung lebendig, daß die Dinge so nicht fortgehen dürfen; die Unzufriedenheit ist allgemein und tief, dieselbe greift am Ende des ersten Dezenniums des Reiches an die Grundlagen desselben. Die Leute werden radikal oder sozialistisch-konservativ. Das war nicht nur die Ueberzeugung der Genannten, die doch Norden und Süden kennen, sondern dieselbe Ansicht ist mir überall von Leuten aller Stände und Berufskreise, auch von Fabrikanten, entgegengetragen worden.

Zum Teil, zum überwiegenden Teile liegen ja die Ursachen außerhalb der liberalen Partei. Aber übereinstimmend waren wir alle der Ueberzeugung, daß wesentlich auch die gegenwärtige, geradezu verderbliche Organisation der liberalen Partei mit die bedrohliche Lage verschuldet hat. Der seit Jahren maßgebenden Macht eines einzelnen hochverdienten und begabten, aber auf das äußerste aufgeregten und immer rücksichtsloser werdenden Mannes, dessen Politik alle Interessen aufregt und durchwühlt, kann nur durch ein wahrhaft konstitutionelles System entgegengetreten werden, und ganz unerläßliche Vorbedingung desselben, somit

---

[1]) Aus dem Abdruck der unter den Papieren Bennigsens sich befindenden Briefe zur Geschichte der Sezession sind an dieser Stelle sämtliche Briefe Miquels an Bennigsen ausgeschieden, da ihre Veröffentlichung von andrer Seite zu erwarten ist. Die Briefe Bennigsens an Miquel liegen mir leider nicht vor.

[2]) Die sehr gefällige Hergabe dieses Briefes, sowie des weiter unten folgenden Briefes von Bennigsen an Rickert, wird Herrn Professor Dr. Heinrich Rickert in Freiburg i. B. verdankt. Einzelne Stellen dieses Briefes sind bereits in M. Philippsons „Forckenbeck" benutzt.

wirklicher Macht und Würde des Parlamentes, ist eine Organisation der liberalen Partei, die in den wesentlichen Fragen einiges Handeln möglichst verbürgt. Mit welch andrer Wucht hätten Parlament und Partei in die Gestaltung der Dinge eingegriffen, wenn gleich zu Anfang der Fragen, in den wirtschaftlichen Fragen, in der Militärfrage, in der kirchlichen Frage in den letzten Jahren eine solche Partei zusammen beraten und beschlossen hätte! Die Fortschrittspartei kann zwar jetzt einige Sitze gewinnen. In ihrer jetzigen Engherzigkeit wird dieselbe aber nie entscheidende Macht gewinnen. Die Firma nationalliberal kann, glauben Sie mir das, nichts mehr retten. Die kräftigen Geister verlassen die Fahne, zahlreiche Zuschriften beweisen mir das, und selbst der Hauptredakteur der „Kölnischen Zeitung", den ich eingehend auf Bürgenstock sprach, konnte mir den Niedergang der Partei nicht bestreiten. Seit zwei Jahren ist die nationalliberale Partei auch nicht mehr eine Partei. Zwischen denjenigen, welche das Bennigsensche machtlose Anhängsel an die konservative Partei oder an Bismarck für den Kern politischer Weisheit halten, und denjenigen, welche selbständig den liberalen Gedanken hochhalten wollen, ist zurzeit keine Gemeinsamkeit. Unsre übereinstimmend gefaßten Beschlüsse gehen daher mit dem Ziele der umfassenden liberalen Partei, gegen die gegenwärtige Organisation, gegen beide Fraktionen derselben als solche. Wir sind einig in dem Entschluß:

1. In den nächsten Wochen formell aus der nationalliberalen Partei auszuscheiden.

2. Den Schritt vorher den uns politisch näher stehenden Freunden (Abgeordneten und Notabeln) zum eventuellen Beitritt mitzuteilen, gleichviel aber, wieviel und welche beitreten, auch ganz allein, Bamberger, Stauffenberg und ich, den Austritt zu erklären. Die Geheimhaltung der Mitteilung wollen wir als eine Ehrenpflicht erbitten, bis wir dieselbe veröffentlichen.

3. Wir wollen nicht bloß austreten, sondern gleichzeitig die gemeinschaftlichen Grundlagen der liberalen Partei für eine Neubildung zu fixieren suchen, in der Austrittserklärung oder in besonderen Schreiben an unsre Wähler zum Beispiel.

4. Einen Parteitag, der ausscheiden will, halten wir vor dem Austritt oder mit demselben nicht für notwendig. Findet der Austritt mit seinen Motiven Anhänger, dann ist die Grundlage der Organisation da und die Einrichtung derselben auf einer Zusammenkunft möglich und notwendig.

Den in Interlaken und München einstimmig beschlossenen Entwurf der Erklärung, der hier von mir noch überarbeitet ist und der heute an Stauffenberg zur schließlichen Redaktion zurückgegangen ist, lege ich mit der Bitte um strengste Geheimhaltung bei. Sie werden am besten aus demselben unsre Absichten erkennen. Er ist nicht verletzend gegen die Partei, wenigstens nicht ohne Not. Er gibt ganz objektiv die notdürftigsten und ganz unbestreitbaren Grundlagen einer liberalen Partei. Der scharfe Gegensatz gegen die jetzige Regierungspolitik liegt in der Sache und muß daher hervortreten. Nach dem Briefe an L(asker) muß ich annehmen, daß Sie im wesentlichen einverstanden sind. Ich würde mich darüber unendlich freuen, aber ich fürchte fast, daß Sie auf Austritt und gleich-

zeitige Organisation ein zu großes Gewicht legen. Auf der Grundlage des Nationalliberalismus ist nicht zu organisieren. Der Austritt und die erklärte Tendenz desselben muß erst eine Grundlage schaffen, auf der dann organisiert werden kann. Und hat denn die im Parlament zerfallene nationalliberale Partei irgendwie eine wertvolle Organisation im Lande? Gehen die Dinge in dem jetzigen Getriebe weiter, dann erachte ich allerdings parlamentarische Arbeit kaum noch für eine ernste Lebensaufgabe! Ich erachtete mich für verpflichtet, Ihnen unverhüllt unsre Absichten klarzulegen, und wiederhole, daß ich mich herzlich freuen werde, wenn Sie mit uns übereinstimmen. Jedenfalls verlasse ich mich auf Ihre volle Diskretion.

P. S. Es versteht sich von selbst, daß, wenn Sie sich uns anschließen — worauf, ich wiederhole es, ich den größten Wert lege —, Aenderungen in dem vorläufigen Entwurfe der Erklärung, Aenderungen in der Ausführung von mir und ich zweifle auch nicht von den Freunden gerne angenommen werden. Nur der Beschluß: baldiger Austritt mit der beschlossenen Tendenz ist unwiderruflich.

Rickert an Bennigsen.

Zoppot bei Danzig, 17. August 1880.

Von Forckenbeck habe ich vor vier Tagen die Mitteilung erhalten, daß er, Stauffenberg, Bamberger und einige andre Freunde fest entschlossen seien, aus der Partei auszutreten. Er hat mich ersucht, mich eventuell diesem Schritt anzuschließen. Die mir vorgelegte, für die Oeffentlichkeit bestimmte, sehr ruhig gehaltene Erklärung [1]) konstatiert, daß der Austritt erfolgen müsse, weil die nationalliberale Partei unter den wesentlich veränderten Verhältnissen nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen werde, auf der Macht und Einfluß einer politischen Partei beruhen. Die Erklärung hebt ferner die Notwendigkeit wirtschaftlicher Freiheit für Deutschland hervor und spricht sich insbesondere gegen diejenigen Abgaben und Zölle aus, welche die Steuerlast vorwiegend zum Nachteil der ärmeren Volksklassen verschieben. Die Erklärung vermeidet jede Polemik. In dem Brief betont Forckenbeck, daß ein Zusammengehen mit der Fraktion nur „zurzeit" nicht mehr möglich sei. Der Entwurf der Erklärung, über welchen noch verhandelt wird, ist so gehalten, daß ich ihr in allen wesentlichen Punkten zustimmen kann. Obwohl mir Diskretion auferlegt ist, halte ich es doch für meine Pflicht, Ihnen schon jetzt offen und unumwunden davon vertraulich Mitteilung zu machen und zugleich ebenso offen über meine Stellung dazu, wie ich sie nach eingehender ernster Ueberlegung genommen habe.

Sie wissen es, wie gern ich mit Ihnen und den Ihnen folgenden Freunden jahrelang zusammengearbeitet habe — in welchem Maße mich persönliche Hochachtung und Zuneigung an Sie gekettet haben, wissen Sie vielleicht nicht. Auch in Zukunft werde ich mich niemals in meinem Urteil über Ihre großen Verdienste

[1]) Die Erklärung, unterzeichnet von 28 Reichstags- und Landtagsabgeordneten, wurde am 28. August in der Presse veröffentlicht.

um das Vaterland und unsre liberale Sache irre machen lassen. Anderseits habe ich mir seit dem verhängnisvollen Schritt der Zweihundertundvier und seit den Zolldebatten im Reichstag nicht verhehlen können, daß die beiden scharf voneinander geschiedenen wirtschaftlichen Richtungen in unsrer Partei die Bedeutung derselben und ihre Aktionsfähigkeit ganz wesentlich beeinträchtigt haben — daß ferner die neuerdings wiederholt aufgetretenen Differenzen in der Behandlung wichtiger politischer Fragen und bezüglich der Stellung zum Reichskanzler die Wirksamkeit unsrer Partei stark herabgedrückt haben. In weiten Kreisen ist man mit dieser Lage unzufrieden, mehr als ich geahnt hatte, und ein Teil der der Partei angehörigen Wähler schwenkt bereits aus Ueberdruß über diese Dinge zur Fortschrittspartei ab. Sie selbst haben in den letzten Tagen unsers Zusammenseins geäußert, daß in solcher Verfassung die Partei ihr politisches Gewicht verlieren müsse.

Der ohne mein Zutun von Forckenbeck und den andern Freunden fest und unabänderlich gefaßte Entschluß legt auch mir die Pflicht auf, schon jetzt eine Entscheidung zu treffen. In der letzten Reichstagssession habe ich es mit vielen Anstrengungen verhindert, daß es zum Austritt der Freunde kam. Jetzt ist's nicht mehr möglich. Ich muß übrigens auch zugeben, daß es loyal von den Freunden ist, wenn sie innerhalb der Fraktion weitere Kämpfe vermeiden und Ihnen Schwierigkeiten nicht mehr in den Weg legen wollen. Ebenso unzweifelhaft erscheint es mir aber auch, daß meine Stellung in der Partei eine unhaltbare wird, wenn die Freunde, mit denen ich in wirtschaftlichen Fragen und in bezug auf die ganze rückschrittliche Bewegung innerhalb der Regierung und der Konservativen übereinstimme, die Fraktion verlassen. Am liebsten hätte ich mein Mandat niedergelegt, aus Gründen, die in meinem Wahlkreise liegen, kann ich es zurzeit nicht.

Je länger die Zollgesetze von 1879 in Wirksamkeit sind, um so fester wird in mir die Ueberzeugung, daß sie — ich spreche hier weniger von den Industriezöllen — die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Nation geschwächt haben und weiter schwächen werden, daß die Eisenbahn- und insbesondere die unhaltbare Eisenbahntarifpolitik die bedenklichsten wirtschaftlichen und finanziellen Folgen haben muß. Bisher habe ich mich aus Rücksicht für den inneren Frieden in der Fraktion — Sie haben mir beim Städtetag öfters erklärt, daß wir geschiedene Leute wären, wenn wir am Zolltarif rüttelten, namentlich an den Getreidezöllen — in der Zollfrage und auch im Abgeordnetenhause in der Eisenbahnfrage zurückgehalten. Die nächsten Sessionen werden beide Fragen wieder auf die Tagesordnung bringen. Ich glaube nicht, daß es auch fernerhin zu verantworten wäre, wenn diejenigen, die über die Folgen der neuen Wirtschaftspolitik so denken wie wir, die bisherige Zurückhaltung üben wollten. Die Taten der Zweihundertundvier werden leider schneller von der Wirklichkeit als das illustriert, was wir bisher immer darin gesehen haben. In der Zoll-, Eisenbahn- und insbesondere auch in der Steuerfrage muß meiner Ueberzeugung nach eine festere Stellung von uns genommen werden. Es müssen, zumal da aus den Reihen des Beamtentums alles,

was unabhängig denkt und handelt, nacheinander entfernt wird, an der einzigen Stelle, wo das freie Wort und unabhängiger Sinn noch einige Bedeutung haben, dieselben auch zur Geltung gebracht werden. Es ist das einzige Sicherheitsventil bei der Gärung in unsern öffentlichen Zuständen. Wenn nicht die gemäßigteren liberalen Elemente gegen die nervöse, sprunghafte, alles in Unruhe versetzende jetzige Politik Front machen, so muß ein radikaler Umschwung in der Stimmung der Bevölkerung über kurz oder lang erfolgen. Das Resultat meiner reiflichen Ueberlegung ist, daß ich mich den Ausscheidenden anschließen werde. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß es nicht richtig gehandelt wäre, wenn ich im Innern der Fraktion das auszuführen versuchte, was ich in bezug auf unsre zukünftige Haltung für notwendig erachte.

Dabei habe ich allerdings den sehnlichen Wunsch, daß Sie mir nicht zürnen, und ebenso wie ich dazu beitragen möchte, daß unsre Beziehungen nicht getrübt werden; ich habe den aufrichtigen und redlichen Willen — das kann ich bestimmt versichern —, mit aller Kraft dahin zu arbeiten, daß die Austretenden die alten freundschaftlichen Beziehungen und in wichtigen Fragen auch gemeinschaftliche Besprechungen halten. Unser ganzes Fraktionswesen im Parlament hat sich nach meiner Meinung überlebt. Bismarck hat es vollends unhaltbar gemacht. Nach meiner Ueberzeugung müssen wir zu einer größeren Parteibildung im Volk kommen. Doch über alle diese Dinge ausführlicher später, sobald ich weiß, daß Ihnen überhaupt noch irgend etwas daran liegt, mit mir in dauernder Beziehung zu bleiben. Was die Geschäftsführung betrifft, so ruht dieselbe. An der „N. L. C." habe ich schon während der Landtagssession sehr wenig, seit [Schluß] derselben keinerlei Tätigkeit gehabt. Den von mehreren Mitgliedern schon jetzt gewünschten Bericht über die letzte Landtagssession kann ich nicht machen, weil ich in den Hauptfragen (Eisenbahn, Kirchenfrage) nicht mit der Majorität einverstanden war ...

Mit der nochmaligen herzlichen Bitte, meinen bevorstehenden Austritt aus der Fraktion als einen aus innerer Notwendigkeit und mehr aus Rücksicht gegen die andersdenkenden Kollegen als aus Feindseligkeit erfolgenden Schritt anzusehen, und in der Hoffnung, daß ich auch fernerhin auf großen und wichtigen Gebieten mit Ihnen gemeinsam werde arbeiten und Ihnen werde folgen können, vor allem aber, daß unsre freundschaftlichen Beziehungen aufrechterhalten bleiben, bin ich u. s. w.

Stephani an Bennigsen.

Leipzig, 7. September 1880.

Gern hätte ich Ihnen in der unseligen Sezessionsangelegenheit schon geschrieben, wenn ich nicht glaubte, daß Sie schon ohnehin so stark mit Anfragen u. s. w. in dieser Sache behelligt sind, daß ich Ihnen diese Pein nicht vermehren wollte durch Ausdruck meiner tiefen Verstimmung über diese jeder sachlichen Begründung entbehrende und nur in Personenfragen wurzelnde Sezession, die den Einfluß der liberalen Mittelparteien auf Jahre hinaus schwer schädigen muß und nur den extremen Parteien zugute kommt. Ich bin ganz einverstanden mit

Ihnen, daß wir, um die liberalen Parteien nicht vollends ganz zu diskreditieren, trotz allen berechtigten Grolls über die rücksichtslose Form, in der diese rein persönliche Sezession in Szene gesetzt ist, dem nicht öffentlichen Ausdruck geben dürfen, sondern versuchen müssen, soweit möglich eine Kooperation mit den Ausgeschiedenen zu erhalten. Ich habe deshalb auch hier die Parole ausgegeben, „unbeirrt und unverändert unsern bisherigen Weg fortgehen, die Herren nicht angreifen, solange sie uns nicht angreifen, und versuchen, mit ihnen zu kooperieren". Viel Hoffnung hege ich aber nicht, denn die Herren mögen sich jetzt sträuben wie sie wollen, die Flutwelle trägt sie doch weiter nach links, dem Fortschritt mit Eugen Richter in die Arme. Ob auch die Wahlkreise dieser Schwenkung nach links folgen, das hängt allerdings fast nur von Bismarck ab. Treibt er seine stürmisch-unruhige, launenhafte Agitation im Innern so weiter, wie seit etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren, so ist bis zu den nächsten Wahlen drei Viertel von Deutschland in entschiedener Opposition und die Mittelparteien sind beseitigt; hält er aber jetzt Ruhe, so könnte die neue Laskerpartei doch Fiasko machen. Sorgen müssen wir aber, daß uns nicht in der Stille noch mehr Seelen weggefangen werden, die Schwankenden müssen gefestigt werden, die Bevölkerung muß etwas von uns hören, es muß für eine neue Geschäftsorganisation der Partei gesorgt werden, die ja durch Rickerts Weggang ganz in die Brüche gegangen ist. Wer besitzt denn unsre Akten? Etwa Rickert? Und das ist der Grund, weshalb ich Ihnen schreibe; ich glaube doch, Sie müssen in irgendeiner Form eine vertrauliche Besprechung der treugebliebenen Genossen veranlassen, um eine gemeinsame Haltung, vielleicht auch eine öffentliche Erklärung herbeizuführen. Und dabei müssen Sie entschieden führend in den Vordergrund treten. Das ist's, was man hier verlangt und erwartet; ich bin von verschiedenen Seiten dringend in diesem Sinne ersucht worden. Im allgemeinen ist bis jetzt die Stimmung in Sachsen *gegen* die Sezessionisten, mit Ausnahme von Chemnitz... Aber die Leute hier wollen durchaus von der alten Partei, von Ihnen etwas hören. Deshalb möchte ich Sie angelegentlich bitten, wenn nicht ganz dringende Gründe entgegenstehen, bald eine solche Besprechung zu veranlassen. Die Verschiebung bis zum preußischen Landtage scheint mir gefährlich, bis dahin könnte uns noch viel verloren gehen, wenn wir ganz schweigen.

von Benda an Miquel.

Rudow, 9. September 1880.

Ich richte diese Zeilen zunächst an Sie, indem ich voraussetze, daß Sie in Ihrer Stadt weilen und nicht, wie die meisten Freunde, ins Ausland entflohen sind. Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß ich gestern mit Rickert über unsre äußeren Angelegenheiten konferiert habe, nachdem ich hierüber bereits mit Gneist und Cuny gesprochen hatte.

Ich habe nun verabredet, daß Rickert nach wie vor bis zum Zusammentritt des Landtages die Anweisungen für diese laufenden Engagements zeichnet, und habe mein Einverständnis erklärt, daß hierunter auch die Ausgabe für eine

Wahlagitation (der Kreis ist mir nicht erinnerlich) zugunsten eines Gerichtsanwaltes Große begriffen sein sollten, der angeblich dem „rechten Flügel“ angehört. Neue Engagements sollten weiter nicht eingegangen werden, und was die „Deutsche Correspondenz“ betrifft, mit welcher die kleinen Blätter versorgt werden, und welche nicht unbeträchtliche Ausgaben verursacht, so verspricht Rickert, sie bis zur Landtagseröffnung *neutral* zu halten, wo sich dann entscheiden wird, ob sie in die Hände der neuen Gruppe übergeht und von uns anderweit zu begründen ist, oder umgekehrt.

Die Akten der Partei befinden sich teils in den Händen von Lustig, teils des Sekretärs im Bureau Matthäikirchstraße 27, welcher zurzeit nichts zu tun hat. Eine Verfügung ist in dieser Hinsicht nicht zu treffen. Was die Fonds anlangt, so hat der Kassenverwalter Kapp etwa 12000 Mark bei der Deutschen Bank angelegt ...

Was den Stamm des Kapitales betrifft, so gehört dasselbe meines Erachtens, da es sich nicht um Trennung, sondern um einen Austritt handelt, der Nationalliberalen Partei. Rickert bestreitet dies nicht; sagt aber, daß Forckenbeck und Lasker im Hinblick auf die Vorgänge bei dem Ausscheiden der Nationalliberalen aus der Fortschrittspartei andrer Meinung seien. Ich erwiderte, daß die Auseinandersetzung unserseits gewiß keine Schwierigkeiten finden werde, und daß das Maß des Zuzugestehenden wohl auch von dem Umfange abhängen werde, welchen die neue Gruppe beim Zusammentritt des Landtags erhielte. So viel über das Aeußere, dessen Regulierung also dem Zusammentritt des Landtags vorbehalten bleibt; haben Sie dabei etwas zu erinnern, so bitte ich es mir zu sagen. Ich bemerke, daß Rickert heute wieder abgereist ist, Lasker morgen nach Italien geht; Kapp selbst zum Oktober nicht nach Berlin kommt.

Auch über unsre Parteiverhältnisse und die neuesten Vorgänge habe ich recht ausführlich mit ihm gesprochen, aber ich werde Ihnen kaum etwas sagen, was Ihnen nicht bekannt wäre. Rickert bestreitet jede Animosität gegen Bennigsen, den er trotz seiner wirtschaftlichen Irrtümer für den Minister der Zukunft ansieht, der seine und seiner Freunde volle Unterstützung finden werde. Ich konnte nicht umhin, ihm zu bemerken, daß die Haltung von Bernburg und Genossen seit Veröffentlichung der Erklärung eine schlechte Einleitung zu solcher Auffassung der Lage geliefert hätten; im übrigen würden Forckenbeck, Lasker, Bamberger wohl etwas zurückhaltender sein. Er konnte nicht genug die Friedfertigkeit seiner Freunde und ihre Bereitschaft, nach wie vor mit uns zu arbeiten, versichern. Als das trennende Element sieht er nicht allein die Kornzölle, sondern manche andre Kompromißarbeit an; aber das erstere klingt bei ihm doch immer als das Entscheidende durch, und er scheint ehrlich zu glauben, daß die Seestädte allein keine partikularen Interessen verfolgen, daß der reine Freihändler allein in der deutschen Wirtschaft berechtigt ist.

Im übrigen macht er den Eindruck eines glücklichen, erlösten Mannes, und ich will ihm glauben, daß seine Situation in den letzten Monaten keine angenehme war. Ganz leicht ist ihm die Entscheidung nicht geworden. Er trägt

sich nun mit dem stolzen Bewußtsein, daß der Schritt „der Gruppe“ die Bewegung nach links zum Stehen gebracht habe. Darüber kann ich nur lächeln, denn ich glaube gewiß, daß, wo unsre alten Vertrauensmänner aus ihren Mandaten gedrängt werden, bei der angerichteten Unsicherheit und Verwirrung nirgends der sanftere linke Flügel, sondern der rüstige Fortschrittsmann an die Stelle tritt. Hamburg und vielleicht Bremen werden die nächsten Beweise liefern. Als ob man solche Bewegung in der Hand hielte! Rühmen sich doch Virchow und Hänel offen der neuen Fraktionsgenossen, und daß ihr milder Geist nicht übermächtig werde, dafür wird Eugen Richter schon sorgen!

Ich sage dies alles gewiß nicht in der Meinung, mit Vorurteilen oder böswillig an diese neue befreundete Gemeinschaft heranzutreten und die Fußstöße, mit welchen das seine Geburt vollziehende Kind uns bedacht hat, will ich gerne vergessen. Aber darauf muß, wie ich glaube, unsre Sorge vor allem gerichtet sein, daß der Trennungsprozeß zunächst im Landtage keine zu große Ausdehnung gewinne. Bis jetzt sind nur sehr wenige der Erklärung beigetreten, weniger als die Herren erwartet haben; aber ich zweifle nicht, daß mancher die kommenden Dinge und das Zusammentreten im Landtage abwartet, um dann erst seine Entschlüsse zu fassen. Der Umfang der Trennung, das ganze Gewicht, welches derselbe auf die Wahlkreise ausüben wird, und gewiß auch die Haltung der neuen „Gruppe“ uns gegenüber wird davon abhängen, daß wir so operieren, so rechtzeitig und so wohlüberlegt unsre Erklärungen abgeben, daß wir damit die noch verbliebenen Mitglieder tunlichst vollzählig in dem alten Verbande zusammenhalten. Dem aufgestellten Programm gegenüber wird uns dies, wie ich hoffe, nicht zu schwer werden. Vielleicht gelingt es uns, manches, was wir völlig unterschreiben, bestimmter und klarer zu fassen, das wirklich Unterscheidende auf wirtschaftlichem Gebiete auf die berechtigte Grenze zurückzuführen, die Wahrung unsrer völligen Selbständigkeit ebenso zu betonen wie die Notwendigkeit gewisser Regeln für eine große Fraktion, deren Mangel, wie ich glaube, ihren Teil an den Zerwürfnissen hat, und ohne deren Beobachtung auch in der „neuen Gruppe“ bald genug die persönlichen und sachlichen Divergenzen wieder den Frieden stören werden.

Wollen wir den gewiß vielfach schwankenden Gemütern gegenüber in dieser Krisis das Ansehen und den Umfang der Partei erhalten, soweit sie noch vorhanden sind, so werden wir uns alle zu erhöhter Tätigkeit entschließen und wir werden zu unsern Vorberatungen besonders auch diejenigen Mitglieder heranziehen müssen, welche wir zu dem linken Flügel rechneten und welche doch der „Gruppe“ nicht beigetreten sind. Bis zum Zusammentritt des Landtages sind voraussichtlich noch sechs Wochen, eine genügende Zeit zu allen Vorbereitungen; aber sie streichen gleichwohl schnell vorüber! Ich wollte daher diese flüchtigen Zeilen, die ich Ihnen mitten im Einquartierungstrubel schreibe, nicht aufhalten, um Sie zu bitten, mir Ihre Meinung zu sagen, eventuell mit Bennigsen über Zeit und Methode der weiteren Vereinbarungen sich zu verständigen und mir Ihre Mitteilungen hierüber zukommen zu lassen.

Bennigsen an Rickert.

Hannover, 13. September 1880.

Meinen Brief aus Flims vom 30. v. M., welchen ich auf einer Eisenbahnstation nördlich von Chur am 31. vormittags auf die Post gab, werden Sie hoffentlich erhalten haben.[1]) Ich bin seit acht Tagen wieder hier, bis dahin und bis Ende dieser Woche sehr in Anspruch genommen durch den provinzialständischen Verwaltungsausschuß, welcher diese ganze Woche Sitzung hat. Auf nächsten Sonntag ist eine Versammlung von Vertrauensmännern hiesiger Provinz angesetzt, die sich voraussichtlich, ebenso wie Schläger und Hornemann (von Römer wissen Sie es seit Ende August) gegen die Sezession und für die Aufrechterhaltung der Nationalliberalen Partei aussprechen werden.

Daß Sie und Ihre Freunde die kurze Zeit der Ruhe zwischen den Sessionen durch Ihren Ueberfall gestört haben, war nicht schön! Ich schrieb Ihnen aber schon aus der Schweiz, daß es mir fernliegt, Ihnen namentlich oder auch den andern Vorwürfe zu machen. Gelingt es Ihnen durch die Sezession, wie das nach Aeußerungen gegenüber Benda beabsichtigt und Ihnen wahrscheinlich ist, im östlichen Preußen die Bewegung nach links zum Stehen zu bringen, so hätte die Sezession — auch wenn sie im übrigen Verwirrung im liberalen Lager stiftet und, statt eine große allgemeine liberale Partei hervorzurufen, zu den vorhandenen Fraktionen nur eine neue nordöstliche und wesentlich freihändlerische Gruppe hinzufügt — doch auch ihr Gutes. Ich fürchte nur, Sie machen die Rechnung ohne den Wirt, in diesem Falle Herrn Eugen Richter, welcher selbst den Herren Virchow und Hänel wohl über sein wird, wie Braesig sagt.

Aus einem Briefe Bendas entnahm ich, daß Sie mit ihm in Berlin über die Geschäfts- und Preßangelegenheiten gesprochen haben. Was den von Kapp verwalteten Parteifonds anlangt, so bezweifle ich nicht, daß sich eine Verständigung finden wird, selbst wenn wir einen formellen Anspruch ausgetretener Mitglieder nicht anerkennen sollten. Das besprochene Arrangement über die „Deutsche Korrespondenz" erscheint mir aber kaum ausführbar zu sein. Dies war und ist doch die einzige aus Mitteln der Partei erhaltene Korrespondenz. Ich werde voraussichtlich Mitte der folgenden Woche auf zwei Tage nach Berlin fahren, etwa 21./22. d. M. Können Sie im Laufe derselben Woche auch nach Berlin kommen, so würde mir sehr erwünscht sein, mit Ihnen zusammenzutreffen, um dieses und jenes in bezug auf die Auseinandersetzung und alles, was uns an politischem Streben gemeinsam bleiben muß, zu besprechen. Da nach Ihrem Briefe an mich und Ihren Aeußerungen gegenüber Benda Sie offenbar einen Kampf aufs Messer mit mir und den alten in der Partei verbleibenden Freunden nicht zu führen beabsichtigen, so wird hoffentlich auch ein dauernder persönlicher und ich füge hinzu freundschaftlicher Verkehr zwischen uns nicht ausgeschlossen sein.

---

[1]) Dieser erste Brief Bennigsens liegt mir leider nicht vor.

Rickert an Bennigsen.

Zoppot bei Danzig, 16. September 1880.

Für Ihren Brief sage ich Ihnen aufrichtigen Dank. Ich freue mich um so mehr darüber, als ich daraus ersehe, daß Sie auch fernerhin mit uns, speziell mit mir, arbeiten wollen — trotz der Verschiedenheit unsrer Meinungen und Ueberzeugungen, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiet.

Die Sezession, so wenig glücklich der Zeitpunkt auch gewählt sein mag, d. h. wenig glücklich für uns — unmittelbar nach der Landtagssession wäre er wirkungsvoller gewesen —, er hat das eine schon bewirkt, was ich sehr hoch anschlage, und ich sage es Ihnen ganz offen: daß Sie selbst mehr heraustreten und, wie ich hoffe, auch in Zukunft mehr aktiv nach außen werden. Ich verstehe es vollständig, daß diese agitatorische Arbeit Ihnen nicht angenehm sein kann. Mir ist sie auch so fatal wie möglich, und ich habe bisher auch weniger getan, als Sie glauben mögen — leider sehr wenig. Aber ohne diese agitatorische Tätigkeit können wir uns und unsre Sache nicht halten.

Die Sezession *kann* aber noch mehr Vorteile bringen, wenn auf beiden Seiten richtig, maßvoll und lediglich *sachlich* vorgegangen wird. Was mich anbetrifft, so habe ich mir alle Mühe gegeben, überallhin auf das dringendste zu empfehlen, alle gehässige Polemik gegen die alten Freunde zu unterlassen und gegen diejenigen zu kämpfen, die unsre *gemeinsamen* Gegner sind. Ich habe mich vor allem auch dagegen verwahrt, daß es unsre Absicht sei, gegen Sie persönlich vorzugehen. Ich weiß nicht, ob Sie meine Danziger Rede nach dem ausführlichen Bericht gelesen haben; Sie würden schon darin eine Bestätigung dafür finden. Es hat mich aufrichtig gefreut, auch in einem fortschrittlichen Organ, der „Kieler Zeitung", die wärmsten Worte der Anerkennung für Sie zu finden und ebenso ferner den Ausdruck der Hoffnung, daß in nicht zu ferner Zeit Sie an der Spitze der liberalen Partei und von ihr unterstützt in die Regierung eintreten möchten.

Schon von Berlin her weiß ich, daß Sie meine Bestrebungen für das Zustandekommen einer liberalen Partei für Irrtümer halten. Gleichwohl kann ich davon nicht lassen. Nach meiner festen Ueberzeugung wäre es ein Unglück für die liberale Sache gewesen, wenn wir gemeinsam die bisherige Stellung zum Reichskanzler bewahrt hätten und wenn nicht aus den Reihen der Liberalen eine entschiedene Opposition gegen die Wirtschaftspolitik des Reichskanzlers, gegen seine Steuerpläne und gegen die Desorganisation aller behördlichen Organisationen und Autoritäten gemacht worden wäre. Die Städte wären über kurz oder lang fast sämtlich nach links abmarschiert. Die Fortschrittspartei und die noch weiter nach links gehenden Elemente hätten ihre Führung übernommen. Lübeck und Kassel waren sehr deutlich sprechende Warnungen ...

Nochmals kann ich nur die Bitte aussprechen, Sie möchten soviel wie möglich dahin wirken, daß die gehässigen Angriffe unterbleiben. Die „Kölnische Zeitung", der „Hannoversche Courier" und auch Benfey in seiner Rede haben bei uns *sehr* schlimm gewirkt. Man bekämpft die Gegner am schlechtesten, wenn

man ihnen „persönliche“ Motive unterschiebt, „Intrigen“ ihnen andichtet u. s. w. (ich gegen Sie „persönliche Motive“, das war allerdings nicht übel). Die Geschichte der Sezession ist einfacher, wie die meisten glauben. Auch in Zukunft werden wir aufeinander angewiesen sein. Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, wenn man sich „aufs Messer“ bekämpfen wollte ... Was mich betrifft, so werde ich hoffentlich nie provozieren und wünsche auch nicht provoziert zu werden. Wenn man mich nur nicht zwingen will, etwas zu vertreten, was ich nicht kann, bin ich zufrieden. Die Freunde mögen ebenfalls nach ihrer Ueberzeugung leben.

Landrat von Bennigsen-Förder an Bennigsen.

Ratzeburg, 23. September 1880.

Infolge meiner Stellung bin ich ziemlich häufig beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh; so bin ich denn auch am 20. d. M. bei demselben gewesen. Bei dieser Gelegenheit, und zwar nachdem andre beim Fürsten anwesend gewesene Herren sich entfernt hatten, entspann sich nachstehendes Gespräch zwischen dem Fürsten und mir, welches, vom Fürsten hervorgerufen, meines Erachtens den Zweck haben sollte, Ihnen, Herr Vetter, mitgeteilt zu werden. Ich lasse daher dieses Gespräch im Wortlaute, d. h. soweit derselbe mir noch gegenwärtig ist, folgen:

„Schreiben Sie sich mit Ihrem Vetter, dem Landesdirektor, öfters?“ — „Ich hatte kurz vor der Abreise meines Vetters nach der Schweiz Brief von ihm.“ — „Hoffentlich wird Ihr Herr Vetter den Sezessionisten die Tür zumachen. Mit nur negierenden Parteien kann die Staatsregierung nicht gehen. Ich hoffe, daß eine Einigung zwischen der Nationalliberalen Partei mit den Konservativen, natürlich ausgeschlossen der Kreuzzeitungspartei, stattfinden wird. Diese Parteien haben miteinander zu verhandeln und sich entgegenzukommen soweit wie möglich; die Staatsregierung würde alsdann nur diejenigen Sachen zur Vorlage bringen, über welche eine Einigung zwischen diesen Parteien stattgefunden hat, und von andern Vorlagen Abstand nehmen. Findet eine derartige Einigung nicht statt, so treiben wir dem Absolutismus direkt entgegen. Ein Wechsel im System der Verwaltung ist von der Natur bedingt, hat längere Zeit Freihandel stattgefunden, so wird durch die unvermeidlichen Auswüchse desselben dem Schutzzolle in die Arme gearbeitet, wird der Schutzzoll längere Zeit eingeführt sein, so wird auch hier wieder ein Wechsel naturgemäß werden.“

Ihrem Ermessen, sehr geehrter Herr Vetter, gebe ich anheim, ob resp. welche Antwort dem Fürsten Ihrerseits durch mich vielleicht zu geben sein wird. Ich nehme hierbei natürlich an, daß in derselben Form, wie sie der Fürst gewählt hat, eine eventuelle Antwort zu erteilen sein würde.

Mommsen an Bennigsen.

Charlottenburg, 11. Oktober 1880.

Sie wollen mir gestatten, Ihnen die beifolgenden Blätter zu senden. Sie sollen ein Zeichen sein der aufrichtigen und unveränderten Hochachtung, welche ich

Ihnen bewahre und an der Sie, wie ich zu meinem Bedauern höre, durch Aeußerungen meinerseits irre geworden sind. Ich glaube darin nichts weiter gesagt zu haben, als daß eine politische Partei durch ein fortgesetztes System persönlicher Transaktion sich kompromittiert. Daß dies mit der persönlichen wie politischen Ehrenhaftigkeit des einzelnen Mannes nichts, aber auch gar nichts gemein hat, ist doch wohl deutlich genug. Ich bin es nicht gewohnt, Mißverständnisse, denen jedes öffentlich gesprochene und geschriebene Wort ausgesetzt ist, durch private Erklärungen auszugleichen. Wenn ich hier eine Ausnahme mache, wollen Sie darin erkennen, wie ich meine Beziehungen zu Ihnen auffasse.

Ganz der Ihrige

Mommsen.

Ueber Ausstellungswesen

Von

E. Budde

In den letzten drei Monaten haben mehrfach Besprechungen stattgefunden, die den Zweck hatten, festzustellen, wie sich die Industrie gegen verschiedene geplante Ausstellungen verhält.

Die erste derselben fand statt im elektrotechnischen Ausschuß der Berliner Handelskammer, und zwar über die Frage, ob eine elektrotechnische Ausstellung den Elektrikern selbst wünschenswert erscheine. Eine besondere Veröffentlichung darüber ist nicht erfolgt, weil die Besprechung nur zur Information der Handelskammer dienen sollte; das Ergebnis ging dahin, daß alle Anwesenden, Vertreter großer und kleiner Firmen, ausnahmslos erklärten, eine elektrotechnische Ausstellung sei nicht wünschenswert.

Die zweite fand im Reichsamt des Innern statt und bezog sich auf die elektrotechnische Ausstellung, die für den Sommer dieses Jahres in Marseille geplant wird. Eine Notiz über diese Besprechung, die in die Presse lanciert wurde, stellte nur fest, daß sie im Reichsamt des Innern stattgefunden habe, ohne über das Ergebnis etwas auszusagen. Man kann hier und da bemerken, daß über derartigen Preßnotizen ein Schutzengel schwebt, der mit sanfter Hand alles fernzuhalten weiß, was den unbedingten Ausstellungsfreunden nicht angenehm ist. So wurde auch in diesem Falle das eigentliche Ergebnis der Verhandlungen nicht mitgeteilt, es lautete: „Die elektrischen Firmen zeigen so wenig Interesse für die Marseiller Ausstellung, daß das Deutsche Reich keine Veranlassung hat, eine Beteiligung unter seiner Leitung in Aussicht zu nehmen; es bleibt jeder einzelnen Firma überlassen, ob und in welchem Umfange sie in Marseille ausstellen will." Man hat nachträglich gehört, daß die beiden Hauptvertreter der Marseiller Interessen durch diesen Beschluß recht unangenehm berührt seien, und das ist nicht verwunderlich.

Die dritte Gelegenheit zur Aeußerung bot die große Versammlung der Industriellen, die am 11. Januar d. J. in Düsseldorf stattfand, und die sich über die bevorstehenden Weltausstellungen in Brüssel, Turin, Buenos Aires und Tokio zu äußern hatte. Einberufen war sie von der ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie; die Reichsregierung sowie die Regierungen der größeren Bundesstaaten waren durch Delegierte vertreten, die Industrie und der Handel durch etwa hundert Körperschaften und durch zahlreiche Repräsentanten von Firmen ersten Ranges, von denen hier nur einige der hervorragendsten Namen wie Krupp, Bergbaulicher Verein, Kohlensyndikat, Haniel & Lueg, Augsburg-Nürnberger Maschinenfabrik, Farbwerke vormals Baeyer & Co., die großen Berliner Elektrizitätsfirmen erwähnt werden mögen. Es war eine glänzende Versammlung; sie umfaßte das stärkste, was die deutsche Industrie an leistenden und treibenden Kräften aufzuweisen hat.

Ueber den Verlauf der Besprechungen haben einige wenige rheinische Zeitungen eingehende Mitteilungen gemacht. Die Presse im allgemeinen, speziell die Berliner Presse, brachte nur ein kurzes telegraphisches Communiqué, welches besagte:

„Daß der überwiegende Teil der Industrie, insbesondere der Großindustrie, ausstellungsmüde ist, und nur da auszustellen bereit wäre, wo sich die Möglichkeit biete, neue Absatzgebiete zu erschließen oder vorhandene zu erweitern."

Die Teilnehmer an der Versammlung haben beim Anblick dieser Zeilen den Kopf geschüttelt. Dieses gibt keine richtige Vorstellung von dem Geist, der in der Zusammenkunft laut wurde. In Wirklichkeit stellte sich heraus, daß von allen Anwesenden nur einer sich mit Begeisterung für die Ausstellungen aussprach. Es ergab sich ferner, daß einzelne Disziplinen und kleinere Gruppen für die eine oder andre der in Rede stehenden Ausstellungen Interesse hatten, so zum Beispiel die Sprengstoffchemiker für Brüssel, die Gewerbe, die mit der Verarbeitung von Ackerbauerzeugnissen zu tun haben, für Buenos Aires, und dergleichen mehr. Die große Mehrheit aber, und ganz besonders die überwältigende Mehrheit der Großindustrie, erklärte kategorisch und ohne jede abschwächende Bedingung, sie wolle von den vier fraglichen Ausstellungen überhaupt nichts wissen. Ein Teil der Ablehnung ging weit über die gerade zur Beratung gestellten vier Unternehmungen hinaus und wandte sich prinzipiell gegen alle sogenannten Weltausstellungen. Und unter denen, die diese ganz ausstellungsfeindliche Haltung annahmen, befanden sich dieselben Leute, die seinerzeit die glänzenden Fachausstellungen in Düsseldorf und Frankfurt veranstaltet haben.

Als Fazit ergibt sich eine Gesinnung der Industrie und namentlich der Großindustrie, die durch das Wort „Ausstellungsmüdigkeit" noch nicht genügend bezeichnet wird; man muß „Ausstellungsgegnerschaft" sagen. Diese Gesinnung wird leicht genug begreiflich, wenn man sich die Entwicklung des Ausstellungswesens ansieht. Daß eine würdige Vertretung der Industrie auf Ausstellungen große Kosten macht, ist allbekannt. Um eine Vorstellung von den Beträgen zu geben, um die es sich dabei handelt, sei nur erwähnt, daß die Frankfurter Elektrizitätsausstellung vom Jahre 1891 einer einzigen großen elektrischen Firma

eine runde Million gekostet hat. Früher, als die Weltausstellungen einander noch in langen Zwischenräumen folgten, war man a priori — auf das a posteriori kommen wir nachher noch zurück — bereit, derartige Opfer zu bringen, oder wenn man auch nicht gerade sehr geneigt war, so ließ man sich doch durch allerlei Gründe dazu bestimmen, insbesondere wirkte teils die Konkurrenzerwägung, „wenn der Konkurrent B. vertreten ist, darf A. nicht fehlen", teils die idealistische Erwägung, ein imposantes Auftreten sei im Interesse des gesamten Deutschlands wünschenswert. Aber die Zumutungen sind mit der Zeit zu stark geworden, Brüssel 1910, Turin und Buenos Aires 1911, Tokio 1912, vier Weltausstellungen in drei Jahren, schon ist auch von Rio de Janeiro die Rede, Belgien macht drei Weltausstellungen (1897, 1905 und 1910) in dreizehn Jahren, und dabei waren am 1. Januar 1908 in Deutschland allein 164 lokale Ausstellungen bereits angemeldet! Da ist es wirklich kein Wunder, wenn die Industrie schließlich findet, die Auswahl sei so schwer geworden, daß nur noch eine Lösung übrig bleibt: Man beschickt keine einzige Ausstellung mehr. Was die Industrie dabei am meisten verdrießt, das ist, daß sie immer wieder mit sanftem Zwang auf die Beschickung hingewiesen wird. Wenn jedem einzelnen überlassen bliebe, ob er beschicken will oder nicht, würde sie der Sache ruhig zusehen; aber jedes einzelne Land, jede Stadt, die eine Ausstellung veranstaltet, übt, selbst ohne es zu wollen, einen gewissen Zwang aus; denn dem einzelnen wird dabei immer vorgehalten, „wenn du nicht hingehst, wird deine oder deines Vaterlandes Leistungsfähigkeit in Zweifel gezogen". Es ist zum Beispiel den Belgiern eine namhafte Unbefangenheit nicht abzusprechen, wenn sie einen derartigen Zwang in Zwischenräumen von fünf Jahren auszuüben sich für berechtigt halten.

Solchen Zuständen gegenüber ist das Wort Ausstellungsmüdigkeit am Platze. Die Industrie hat nun aber reichlich Gelegenheit gehabt, sich den Erfolg ihrer Ausstellungen hinterher zu besehen, und da hat sie recht beachtenswerte Wahrnehmungen gemacht. Die Frankfurter Elektrizitätsausstellung von 1891 zum Beispiel hat ganz deutlich den Erfolg gezeitigt, daß die beiden nachfolgenden Jahre 1892 und 1893 die schlechtesten waren, welche die elektrische Industrie überhaupt erlebt hat. Behörden, Stadtvertreter, private Großkonsumenten haben die Ausstellung angeschaut und sind heimgekehrt mit dem Gedanken: „Da ist noch so vieles in Fluß begriffen, die nächsten Jahre werden so viele Fortschritte bringen, daß wir besser tun, unsre Bestellungen um einige Jahre zu verschieben, damit wir noch Nutzen von der bevorstehenden Weiterentwicklung ziehen." Das Ergebnis bestand also darin, daß die Bestellungen nicht in ruhigem Ansteigen vorwärts gingen, sondern in einer für die produzierende Industrie unzweckmäßigen Weise auf die folgenden Jahre verteilt wurden. Dann kam die Ausstellung in Chikago, wo Deutschland quantitativ nicht sehr stark, aber qualitativ so ausgezeichnet vertreten war, daß die deutschen Maschinen ausreichten, um die ganze mit gewaltigen Machtmitteln arbeitende amerikanische Maschinenvorführung zu drücken. Das greifbare Resultat dieser Leistung bestand für das Fach, in dem

ich am genauesten orientiert bin, darin, daß eine Kommission des Magistrats von Adelaide in Australien nach Berlin kam, die dortigen großen Werkstätten besichtigte und verschwand, ohne eine Bestellung zu hinterlassen. In Düsseldorf erzählte der Vertreter einer großen Fahrradfabrik, die Ausstellung seiner Erzeugnisse habe den Erfolg gehabt, daß die Vereinigten Staaten von Amerika durch eine kräftige Zollerhöhung den weiteren Import von deutschen Fahrrädern unmöglich machten. Fälle dieser Art ließen sich häufen. Es genügt hier, das Fazit zu ziehen: Diejenigen Industriellen, die zahlreiche Ausstellungen hinter sich haben, sind zu der Ansicht gelangt, daß die Weltausstellungen ihnen überhaupt nichts einbringen, was auch nur einigermaßen als Ersatz für die aufgewendeten Kosten dienen könnte, und selbst den größeren Fachausstellungen stehen sie skeptisch gegenüber. Sie betrachten die Kosten, die sie auf eine Ausstellung verwenden, als weggeworfenes Geld. Sie haben nicht in Erfahrung gebracht, daß man durch Ausstellungen neue Absatzgebiete gewinnt oder erweitert, sie haben vielmehr erfahren, daß die Ausstellungen gelegentlich dazu führen, vorhandene Absatzgebiete zu verengern oder durch Zölle zu sperren, und deshalb sind sie nicht bloß ausstellungsmüde, sondern heutzutage direkt ausstellungsfeindlich.

Das gilt zunächst für die Großindustrie, weil ihre Vertreter das Ausstellungswesen am längsten und besten kennen, aber auch die Kleinindustrie hat sich den gleichen Anschauungen schon vielfach angeschlossen; zunächst aus der Erwägung heraus, daß die Großen, wenn sie überhaupt auftreten, auch stark genug auftreten müssen, um die Kleinen zu erdrücken; dann aber auch aus der eignen Wahrnehmung heraus, daß andre Wege besser zum Ziele führen als die veralteten Ausstellungen.

Die deutsche Industrie unterhält heutzutage in allen verbrauchskräftigen Ländern eigne Agenturen, Vertreter, Ingenieure, gewandte Händler u. s. w., die das Land bearbeiten und überall geregelte Kanäle für den Abfluß unsres Ueberschusses herstellen bzw. hergestellt haben. Die Fachpresse hält uns genau informiert über alles, was an beachtenswerten Erfindungen und Methoden in der ganzen Welt entsteht. Fachtechniker bereisen von Zeit zu Zeit die Länder, deren Fabrikationsweisen für uns von Interesse sind, besuchen die besseren Werkstätten sowie die großen Anlagen und sehen dort intime Dinge, die auf keiner Ausstellung gezeigt, die sogar absichtlich mit einem gewissen Geheimnis umgeben werden.

Diesem ruhigen Fortschritt von Handel und Belehrung gegenüber sind die Weltausstellungen allmählich zu der Bedeutung von lärmvollen Jahrmärkten herabgesunken. Bei der Düsseldorfer Konferenz wurde von einem der Redner das Wort geprägt: „Ausstellungen dienen nicht der fremden Industrie, sondern der Fremdenindustrie.“ Ein andrer angesehener Industrieller erklärt schriftlich: „Weltausstellungen unterscheiden sich von Jahrmärkten dadurch, daß man auf letzteren zuweilen etwas verkauft, auf ersteren aber nicht.“ Und es ist nicht zu verkennen, daß derartige Aussprüche die Durchschnittsauffassung der Industrie ziemlich richtig wiedergeben.

Es bleiben als Niederschlag aus dem Weltausstellungswesen die Prämien, die ersten, zweiten und dritten Preise, Medaillen u. s. w. Für die Industriellen von anerkannter Leistungsfähigkeit haben derartige Auszeichnungen längst jeden Wert verloren; die Firmen führen schon seit vielen Jahren keine Ausstellungsmedaillen mehr auf ihren Briefköpfen, und ob einer großen Firma der erste Preis einer staatlichen oder der letzte Preis einer Schwindelausstellung erteilt wird, das ist ihr in der Hauptsache durchaus gleichgültig; denn um beides kümmert sich niemand. Nicht so einfach liegt die Sache bei kleineren Industriellen und namentlich bei Anfängern, die vielfach noch das Gefühl haben, eine auf ihrem Briefkopf abgedruckte goldene Medaille oder dergleichen diene zur Hebung ihres Ansehens. Hier ist es schwer, sich darüber klar zu werden, wie weit dieses Gefühl richtig sei. Auf der einen Seite findet man nicht selten, daß der Empfänger derartiger Briefe, namentlich wenn er selbst ein sachkundiger Industrieller ist, die Briefverzierung als Kennzeichen veralteter Auffassung ansieht; auf der andern Seite aber ist anzunehmen, daß das große Publikum sich vielfach durch die Medaillen imponieren läßt, wie es denn ja überhaupt jeder Art von Reklame leichter zugänglich wird, als man sich vorstellt. Die Antwort auf die gestellte Frage verschwimmt also hier einigermaßen in dem Zwielicht, welches die Wirkung des Reklamewesens überhaupt umgibt.

Ueber die innere Berechtigung des Jurywesens sind die Meinungen kaum noch geteilt. Die Juroren mögen noch so tüchtige Leute sein, es wird immer eine ganze Menge von Dingen geben, die sich auf einer Ausstellung so präsentieren, daß auch der vollständig eingeweihte Fachmann ihren inneren Wert dort gar nicht beurteilen kann: Automobile zeigen sich schön aufgeputzt, und das Publikum schaut auf die Karosserie; was aber Chassis und motorische Einrichtungen wert sind, das erfährt man erst beim Dauerrennen; Dynamomaschinen können selbst im Laufen gut aussehen und doch erhebliche Mängel haben; man muß ihnen mit der wissenschaftlichen Messung zu Leibe gehen, um zu erfahren, wie sie zu charakterisieren sind. Farbentöpfe der Chemiker können schillern und glänzen, aber von den Herstellungsmethoden, in denen der eigentliche Wert liegt, erfährt man nichts, u. s. w. u. s. w. Schon bald nach der Londoner Ausstellung von 1852 hat sich in Ausstellerkreisen die Ansicht herausgebildet, daß die Juroren zwar nicht selten eine wichtige und scharfsinnige Neuerung richtig ausgezeichnet haben, daß aber im großen und ganzen die elegante Aufmachung für das Erlangen eines Preises wichtiger ist als die innere Güte des Erzeugnisses. Und diese Ansicht hat sich im Laufe der Jahre noch weiter befestigt; es ist ja auch neuerdings schon davon die Rede gewesen, das Prämienwesen vollständig fallen zu lassen.

Ebenso war neuerdings die Rede davon, daß versucht werden sollte, den Weltausstellungen ihren Jahrmarktscharakter etwas zu nehmen und sie ernsthafter zu gestalten, indem man sie zu erweiterten Fachausstellungen umgestaltet. Die Einteilung soll nicht mehr nach Nationen, sondern nach Fächern erfolgen. Eine Weltausstellung wird also gedacht als ein Komplex von verschiedenen Gebäuden,

in deren einem beispielsweise die Dampf- und Gasmaschinen der ganzen Welt konkurrieren, während in einem zweiten eine Fachausstellung der Elektrizität, in einem dritten eine Fachausstellung der Lederfabrikation u. s. w. u. s. w. stattfindet. Hierzu ist zu bemerken, daß der Gedanke nicht eigentlich neu ist. Schon Chikago zum Beispiel hatte seinen speziellen Ausstellungsraum für Maschinen motorischer und elektrischer Art, einen zweiten für Erzeugnisse der Agrikultur u. s. w. In Paris war die Einteilung in dieser Art weniger scharf, aber in St. Louis war sie gleichfalls ziemlich deutlich durchgeführt, und — trotz alldem waren auch diese Ausstellungen praktisch dieselben großen Jahrmärkte wie alle andern. In St. Louis haben wir es buchstäblich erlebt, daß deutsche Aussteller von ihren amerikanischen Freunden ausgelacht wurden, „weil sie auf den im Grunde doch rein provinziellen Zauber hineingefallen seien". Und auch in Europa würde eine neue Weltausstellung, auch wenn sie als vielfache Fachausstellung gruppiert wird, des üblichen Jahrmarktzaubers nicht entbehren können; denn die große Mehrzahl der Besucher geht nur um dieses Zaubers willen hin. Ernsthafte Leute, die etwas andres wollen, besuchen die Ausstellungen nur noch in geringer Zahl; die Millionen von Menschen, die kommen müssen, wenn die Kosten gedeckt werden sollen, wollen, wie jedermann weiß, sich amüsieren, und wenn man ihnen nicht dazu die Gelegenheit gibt, kommen sie nicht.

Der Gesamtauffassung, die sich aus dem Vorhergehenden ergibt, entspricht nun auch die praktische Entstehungsgeschichte sämtlicher Weltausstellungen, die in den letzten Jahren gemacht oder vorgeschlagen worden sind. Es sind fast niemals die Industriellen selbst, die eine Weltausstellung anregen, sondern stets Personen, die das besondere Kennzeichen haben, daß ihnen die Ausstellung nichts kostet, meistens Lokalpatrioten, die glauben, ihrer Stadt oder ihrem Lande einen Dienst zu leisten, wenn sie daselbst einen großen „Rummel" in Gang setzen. Unter den vier Ausstellungen, die in Düsseldorf besprochen wurden, ist eine, die vom Standpunkt ihrer Anreger aus eine gesundere Grundlage hat; das ist diejenige in Tokio. Die Japaner wollen dem Osten und speziell dem chinesischen Markte zeigen, was sie in den letzten dreißig Jahren gelernt haben und daß sie imstande sind, ihre Nachbarn mit billigen und brauchbaren Industrieprodukten zu versorgen. Nebenher wünschen sie, daß auch die Europäer nicht bloß die landläufige Ware, die jetzt schon nach Japan geht, in Tokio vorzeigen, sondern feinere Produkte dorthin schicken, damit sie von diesen für ihre eignen Fabrikationsversuche noch etwas absehen können. Das ist vom japanischen Gesichtspunkte aus, besonders dem aufnahmefähigen China gegenüber, ganz richtig gedacht, und es fragt sich nur, ob wir geneigt sind, den Japanern bei diesem löblichen Bestreben, uns vom chinesischen Markte zu verdrängen, durch fleißige Beschickung der Ausstellung behilflich zu sein. Die übrigen zurzeit in Betracht kommenden Weltausstellungen machen keine Ausnahme von der Regel. Es ist aber nicht sicher, ob die Veranstalter richtig rechnen, wenn sie glauben, ihrer Vaterstadt einen dauernden Dienst zu leisten. Daß die Fremdenindustrie durch jede Weltausstellung gewinnt, liegt auf der Hand. Aber wer eine Reihe von Aus-

stellungen beobachtet, und namentlich wer am Sitz derselben längere Zeit gewohnt hat, der kann überall die Wahrnehmung machen, daß jede große Ausstellung an dem Orte, wo sie stattfindet, die Preise der Lebenshaltung in die Höhe treibt, und zwar um so mehr, je erfolgreicher sie in bezug auf den Besuch ist. Sie bringt für einmal, wie man zu sagen pflegt, Geld unter die Leute, aber sie hinterläßt eine Verteuerung, die 20 bis 40 Prozent beträgt, und unter dieser Teuerung müssen alle Leute mit kleinem Einkommen jahrelang leiden. Es ist also mindestens zweifelhaft, ob die zum Nutzen der Fremdenindustrie veranstaltete Völkerwanderung ihrem Mittelpunkt einen wirklichen dauernden Vorteil bringt.

Im vorstehenden habe ich mich bemüht, nicht sowohl meine eignen Ansichten über das Weltausstellungswesen wiederzugeben, als diejenigen, die mir aus weitesten Kreisen der Industrie bekannt geworden sind, wobei ich nicht verschweige, daß ich sie vollständig teile. Die Erörterung des Ausstellungswesens gestaltet sich von selbst zu einem Requisitorium gegen dasselbe. Alle Weltausstellungen vorab und auch alle diejenigen sogenannten Gewerbeausstellungen u. s. w., die nicht in aller Stille und rein für Fachleute arrangiert werden, erweisen sich als veraltet und zweckwidrig; sie werden von einem großen Teil der Industrie als ausgesprochene Schädlinge angesehen. Bezeichnend ist eine Tatsache, die noch in den letzten Tagen durch die Blätter ging: Eine große Ausstellung, die in Chemnitz geplant war, soll nicht zustande kommen, weil die Chemnitzer Industriellen selbst sich dagegen ausgesprochen haben. Die Berliner Weltausstellung 1913, von der im vorigen Jahre die Rede war, ist ja auch, vorläufig wenigstens, zu den Akten gelegt, weil die große Mehrheit der deutschen Industriellen nichts von ihr wissen will. In diesem Nichtswissenwollen liegt eigentlich der Kern der Stimmung; es würde uns gar nicht wundern, wenn sich demnächst eine „Vereinigung zum Schutze gegen Ausstellungen" bildete, und es ist kaum zu bezweifeln, daß der erste, der eine solche Vereinigung vorschlüge, sofort einen glänzenden Anhang finden würde.

Das gilt nicht unbedingt für die Fachausstellungen. Auch diese werden bereits übertrieben; wir erinnern nur an die oben aufgeführte Zahl von 164 Ausstellungen pro 1908 in Deutschland, und wer näheres darüber hören will, der frage beispielsweise die Fabrikanten landwirtschaftlicher Maschinen, welche, Dank dem Eifer der landwirtschaftlichen Vereine, mit ihren Geräten von Städtchen zu Städtchen ziehen müssen. Doch lassen sich Bedingungen angeben, unter denen namentlich kleinere Fachausstellungen einen gewissen Wert haben können. Sie müssen sich auf eine bestimmte Disziplin beschränken, müssen so angelegt sein, daß der Fachmann und ganz besonders seine Konsumenten sie übersehen und sich aus ihnen belehren können, und vor allen Dingen, sie müssen aus der Initiative der Industrie selbst hervorgehen. Zwar gibt es Ausstellungsfreunde, die von dem hohen Wert ihrer Veranstaltungen so überzeugt sind, daß sie glauben, man erzeige der Industrie eine Wohltat, wenn man sie auch gegen ihren Willen in eine Ausstellung hineinziehe; aber die Herren sind im Irrtum. Die Industrie selbst hat eine recht feine Witterung dafür, was ihrem Absatz dienlich ist, und

wenn sie nicht von selbst will, so weiß sie meistens warum, und man täte besser, sie in Ruhe zu lassen. Es bleibt immer zu bedenken, daß die deutsche Industrie doch nicht aus reiner Dummheit ihre heutige Bedeutung erreicht hat. Man kann ihr das Zutrauen schenken, daß sie auch ohne sanft zwingende Bevormundung das Richtige herausfindet.

Ein Umstand muß noch erwähnt werden, der erschwerend ins Gewicht fällt. Bei allen universellen Ausstellungen nimmt die Maschinentechnik einen hervorragenden Platz ein, und die gewaltige Entwicklung, deren sie sich in den letzten Jahrzehnten zu erfreuen hatte, hat dahin geführt, daß ihre Ausstellungsgegenstände immer größer, also auch immer teurer und immer schwerer verkäuflich geworden sind. Vor zehn Jahren zum Beispiel war eine Dampfdynamo von 2000 bis 3000 Pferdekräften noch ein Objekt von Bedeutung, heute müßte man, um zu imponieren, schon mit Dampfturbinen und angekuppelten Dynamomaschinen von wenigstens 6000, besser 10000 Pferdekräften auf dem Platz erscheinen. Dadurch wachsen nicht nur die direkten Kosten, sondern der Fabrikant hat nachher Maschinen von ungeheurer Größe „auf dem Halse" und kann sie in der Regel nicht oder erst nach langer Zeit und mit Verlust placieren; denn es liegt auf der Hand, daß so gewaltige Objekte nicht zu den täglichen Bedarfsgegenständen gehören und in der Regel nur da abgesetzt werden, wo sie auf besondere Bedingungen zugeschnitten sind. Diese Erwägung hat dazu beigetragen, die Großindustriellen renitent zu machen; sie sind tatsächlich schon gegen die ehemaligen Wettbewerbsgedanken abgestumpft, so daß der obenerwähnte Gedankengang, „wenn B. erscheint, darf A. nicht fehlen", seine Zugkraft gänzlich verloren hat. Heute sagt A.: „Wenn B. eine Ausstellung beschicken will, so möge er sein Geld unnütz aufwenden; ich spare das meinige und bin entsprechend kräftiger."

Es bleibt schließlich noch die politische Seite der Weltausstellungen zu berücksichtigen. Sie gelten als Feste der Völkerverbrüderung, und es pflegen bei den Feierlichkeiten der Eröffnung und des Schlusses glänzende Reden über friedlichen Wettkampf und Solidarität der Völkerinteressen gehalten, auch lebhaft applaudiert zu werden. Derartige Reden mögen unter Umständen eine momentan erhebende und nützliche Wirkung ausüben; aber sie gehören schon seit fünfzig Jahren zum eisernen Bestand aller internationalen Zusammenkünfte, so daß ihr Inhalt längst jedermann bekannt ist, und es wird wohl kaum jemand ernstlich behaupten wollen, daß sie ins Gewicht fallen, wenn zwei Nationen in die Lage kommen, ihre Stellung gegeneinander freundschaftlich oder in Gegnerschaft zu präzisieren. Da sprechen ihre ernstlichen Lebensinteressen, und diesen gegenüber versinken die gelegentlichen Stimmungsäußerungen. Auch ist hier darauf hinzuweisen, daß sich für den halbpolitischen ähnlich wie für den kommerziellen Verkehr der Völker untereinander schon seit langem Kanäle gebildet haben, welche die Ausstellungen in die zweite Linie hinabdrücken. Mehr und mehr bildet sich die Sitte heraus, daß ganze Berufsklassen mit ihren Kollegen in benachbarten Ländern durch besuchende Abordnungen in unmittelbare Berührung treten; es sei hier

nur beispielsweise an die Besuche von Technikern, Journalisten und Juristen erinnert, die in den letzten Jahren zwischen England und Deutschland ausgetauscht wurden. Auch auf diese Art der Verbrüderung ist nicht mehr Nachdruck zu legen als sie verdient; aber das läßt sich jedenfalls behaupten, daß die durch sie geschaffene Berührung intimer ist und tiefer eindringt als diejenige, welche durch die Ausstellungen herbeigeführt wird. Gäste und Gastgeber verweilen tagelang miteinander, die Gemeinsamkeit der Fachinteressen liefert unzählige Anknüpfungspunkte und der persönliche Umgang hinterläßt dauernde Eindrücke.

Nach alledem scheint mir, daß auch die politische Bedeutung der Ausstellungen nicht hoch einzuschätzen ist.

Das Hochschulwesen in Großbritannien und in Deutschland

Von

Sir Henry Roscoe

(Schluß)

Hinsichtlich dessen, was man die wissenschaftlichen Aussichten in den beiden Ländern nennen kann, ist es bemerkenswert, daß, obwohl England in vergangenen Zeiten Männer der Wissenschaft hervorgebracht hat — und noch in der Gegenwart hervorbringt —, die vielleicht Größeres in der Entschleierung von Naturgeheimnissen geleistet haben als Gelehrte irgendeiner andern Nation (als Beweis für diese Behauptung brauche ich von den Dahingeschiedenen nur die Namen Robert Boyle, Isaac Newton, Henry Cavendish, John Dalton, Michael Faraday, Prescott Joule, Humphrey Davy, Charles Darwin, Clerk Maxwell, Lord Kelvin, von den Lebenden Rayleigh, Lister, Hooker, J. J. Thomson und William Ramsay zu erwähnen) — also ich sage, es ist bemerkenswert, daß, während dieses zugegeben wird, anderseits, wenn man die allgemeine Anerkennung und Schätzung des Wertes der wissenschaftlichen Methode in England und in Deutschland vergleicht, wir uns selbst weit hinter den Deutschen stehen sehen. Ich meine damit nicht, daß Deutschland größere Männer der Wissenschaft hervorbringt, denn das ist, wie erwähnt, nicht der Fall. Der Unterschied liegt darin, daß den wissenschaftlichen Methoden von den gebildeten Klassen in Deutschland mehr Wert beigelegt wird als in England. Infolgedessen nimmt dort der Mann, der sich der Wissenschaft widmet, eine höhere Stellung ein als in England. Es ist jedoch erwähnenswert, daß in England eine Klasse wissenschaftlicher Forscher vorhanden ist, die ihresgleichen in Deutschland nicht hat. Bei uns sind viele der größten Naturforscher niemals Professoren gewesen, z. B. Cavendish, Darwin, Joule, sie sind in Wirklichkeit sogenannte Amateure, während es in Deutschland selten ist, daß man irgendeinen

Mann findet, der sich für die reine Wissenschaft interessiert oder darin arbeitet und der keinen Lehrstuhl an einer Universität oder einer polytechnischen Schule innehat.

Ich habe schon von dem Weltruf der mathematischen Schule von Cambridge gesprochen, die seit den Tagen Newtons in Blüte steht. In den letzten Jahren ist Cambridge auch eine bedeutende Schule für die physikalische und die biologische Wissenschaft geworden. Hier haben Clerk Maxwell und Rayleigh und ihr gleichfalls hervorragender Nachfolger J. J. Thomson Forschungen ausgeführt, die dem Cavendish Laboratory einen Weltruf verschafft haben. Dort ist auch eine bedeutende medizinische Schule errichtet worden, die besonders auf dem Gebiete der Physiologie und Botanik Hervorragendes leistet und die, einzig in ihrer Art, von allen Seiten her Studenten anzieht. So kann man trotz vieler Mängel, die noch von den mittelalterlichen Zeiten her vorhanden sind, von Cambridge in Wahrheit sagen, daß es in der ersten Reihe des wissenschaftlichen Fortschrittes steht. Wenn wir sagen, daß diese verschiedenen Schulen in Blüte stehen, so muß man dabei im Auge behalten, daß, wie in Oxford, nur die Elite der Studenten in Cambridge Vorteil von diesen Spezialinstituten hat. Die Masse zieht es, wie auf der Schwesteruniversität, vor, den schon von mir erwähnten „freien Unterricht" zu nehmen, der in diesem Falle mehr auf Mathematik und Naturwissenschaften gerichtet ist. Mit andern Worten, die große Masse der Studenten in Cambridge wie in Oxford treibt keine Spezialstudien.

Etwas andres habe ich jetzt zu berichten in bezug auf jenen nördlichen Teil unsrer Insel, der Schottland genannt wird, wo Universitäten so alt wie Oxford und Cambridge vorhanden sind und gedeihen. Bei einer Einwohnerzahl von vier Millionen besitzt Schottland vier Universitäten: St. Andrews, das im Jahre 1411 gegründet ist, Glasgow (1451), Aberdeen (1494) und Edinburg (1583). Diese schottischen Universitäten stehen in auffallendem Gegensatz zu den englischen und gleichen in der Leitung, dem Studiengang und ihrer Verfassung weit mehr den deutschen Universitäten. Erstens und vor allem besteht in Schottland das Collegesystem nicht. Wie in Deutschland herrscht das professorale und nicht das tutoriale System vor. Die Studenten leben, wie in Deutschland, in Mietswohnungen und stehen nicht unter der strengen Aufsicht, die in Oxford und Cambridge herrscht. Aber ungleich den deutschen sind die schottischen Universitäten unabhängig von der Staatsaufsicht, obwohl sie die beträchtliche jährliche Subvention von 76 000 Pfund Sterling von der Regierung erhalten nach einer Verfügung, die von Jakob dem Ersten von England und dem Sechsten von Schottland unter der Unionsakte getroffen worden ist. Seit jener Zeit sind weitere Staatszuschüsse den Universitäten ohne irgendeine ernstliche damit verbundene Aufsicht ausgezahlt worden. Eine beträchtliche Beisteuer zu den Mitteln der schottischen Universitäten ist kürzlich von Herrn Andrew Carnegie gespendet worden, der den Vertrauensmännern — deren einer zu sein ich die Ehre habe — für allgemeine Zwecke die Summe von nicht weniger als 2 Millionen Pfund Sterling übergeben hat, die ein jährliches Einkommen von 100 000 Pfund Sterling abwirft.

Jede Universität in Schottland wird von vier Körperschaften geleitet. Erstens vom Senatus Academicus, zweitens dem University Court, drittens dem General Council und viertens von der repräsentativen Versammlung der Studenten.

Der Senatus Academicus besteht aus allen Professoren mit dem Vice-Chancellor als Vorsitzenden und hat die Oberaufsicht über die gewöhnliche akademische Tätigkeit der Universität. Das University Court ist der höchste leitende Ausschuß und kontrolliert das Finanzwesen. Es besteht aus Männern, die in der Umgegend der Universität eine hervorragende Stellung einnehmen, und aus einer gewissen Anzahl von Vertretern der Senate. Das General Council wählt den Kanzler und ist mehr eine beratende als eine exekutive Körperschaft. Die Versammlung der Studenten wählt ihren Vorsitzenden, genannt der Lord Rector — ein Ehrenamt —, und auch einen Vertreter für das University Court.

Ein interessantes Ueberbleibsel vergangener Zeiten ist auf jeder Universität vorhanden in der Einteilung der Studenten in vier „Nationen", von denen drei die Gegenden Schottlands repräsentieren, aus denen die Studenten herkommen, und die vierte Studenten aus allen Gegenden der Welt umfaßt. Bei der Wahl des Lord Rectors wählen die Studenten nach „Nationen", was ohne Zweifel eine Parallele in den deutschen Studentenkorps (Preußen, Westfalen u. s. w.) hat.

Ich habe gesagt, daß Oxford und Cambridge mit einem gewissen Recht die Universitäten für die „Oberen Zehntausend" genannt werden können. Mit noch größerem Recht sind die schottischen Universitäten als die „Universitäten des Volkes" zu bezeichnen. Der durchschnittliche jährliche Kostenaufwand für einen Studenten in Oxford und Cambridge beträgt 250 Pfund Sterling, in Schottland belaufen sich die erforderlichen Universitätshonorare auf durchschnittlich 10 Pfund Sterling für das Wintersemester, während die Ausgaben für die täglichen Lebensbedürfnisse bei dem einzelnen Studenten verschieden sind. Einen Begriff von der Sparsamkeit, die in dieser Hinsicht geübt wird, kann man sich nach der wohlbekannten Geschichte machen, daß Bauernsöhne aus den Hochlanden, nachdem sie das ausgezeichnete System der freien Gemeindeschulen durchgemacht haben, bei ihrer Ankunft in der Universität, besonders in Glasgow, einen Sack Hafermehl und ein Faß Salzheringe mitbringen, wovon sie während des sechs Monate langen Semesters leben', worauf sie im Sommer in ihre Heimat zurückkehren, um dort wieder ihren Beruf aufzunehmen und hinter dem Pflug einherzugehen. Einer meiner Freunde, ein angesehener schottischer Professor, bemerkte, als er eines Tages draußen war, um auf Rotwild zu pirschen, daß sein „Gillie" (Träger) der Student war, der im vorhergegangenen Winter den ersten Preis in seinem Oberkursus für Griechisch erhalten hatte. Die Folge des Bildungseifers, der das ganze schottische Volk im Gegensatz zu dem wahrnehmbaren Mangel daran bei den Engländern durchdringt, ist, daß es die hervorragendste Nation von vier Millionen Köpfen auf der Erdoberfläche ist. Denn es ist nicht nur Tatsache, daß Schottland eine bedeutende Zahl von Männern hervorgebracht hat, deren Namen historisch geworden sind, sondern auch die große

Masse seiner Söhne weist in der ganzen Welt genug Persönlichkeiten auf, die im Handel oder in der Industrie sich hervorgetan haben oder noch hervortun. So allgemein ist der Glaube an den in aller Welt sich betätigenden Unternehmungsgeist der Schotten, daß ein Sprichwort sagt: Wenn der Nordpol entdeckt wird, so wird man auf seiner Spitze einen Schotten sitzen finden!

Die schottischen Universitäten haben vielleicht mehr von ihrem mittelalterlichen Charakter bewahrt als die deutschen oder die englischen, denn sie gewähren nicht nur das, was ich als „freien Unterricht" bezeichnet habe, sondern bieten ebensogut Gelegenheit zu Spezialstudien. So waren bis in die letzten Jahre hinein die sämtlichen Studenten verpflichtet, vier allgemein bildende Vorlesungen zu hören — Humaniora (Latein), Griechisch, Mathematik und Philosophie (Ethik) —, ehe sie sich einem Fachstudium an der Universität widmen konnten. Die meisten Fakultäten der schottischen Hochschulen genießen einen sehr hohen Ruf. So beträgt in Edinburg die Zahl der Medizin Studierenden 2000, während die der Theologie Studierenden an einigen der andern schottischen Universitäten gleichfalls groß ist.

Zu den bedeutungsvollsten und interessantesten Ereignissen in der jüngsten Geschichte des Hochschulwesens in England gehört die Errichtung von fünf Provinzuniversitäten in den großen Bevölkerungszentren in Nord- und Zentralengland — in Manchester, Liverpool, Leeds, Sheffield und Birmingham — und ferner die Errichtung einer Universität in Wales mit den drei Colleges, aus denen sie zusammengesetzt ist, in Cardiff, Aberystwith und Bangor. Die Geschichte dieser großen Bewegung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ist sehr interessant. Im Jahre 1846 hinterließ ein reicher Kaufmann in Manchester, John Owens, die Summe von ungefähr 100000 Pfund Sterling zur Gründung eines neuen Sitzes der Wissenschaft, eines College, in dem alle an den älteren Universitäten Englands gelehrten wissenschaftlichen Fächer vertreten sein sollten; es sollte den Studenten aller religiösen Bekenntnisse ohne vorausgegangene Prüfung oder sonstige doktrinale Vorbedingung offen stehen, und es sollte an der Anstalt kein religiöser Unterricht erteilt werden, der in irgendeiner Weise einem Vater oder Vormund als nicht einwandfrei erscheinen könnte. In jenen vergangenen Zeiten lag die Notwendigkeit irgendeiner höheren, über den gewöhnlichen Lateinschulunterricht hinausgehenden Geistesbildung den Gedanken der Bevölkerung von Manchester fern. Einige wenige von den reicheren Fabrikanten mochten ihre Söhne nach Oxford oder Cambridge senden, wiewohl nicht selten die Anschauung herrschte, daß die Universitätsbildung einen jungen Mann für den Handel oder die Industrie untauglich mache. Auch wußte man dort augenscheinlich den Wert der Nutzbarmachung einer wissenschaftlichen Bildung für Gewerbe und Industrie nicht zu schätzen. Die praktische Regel dominierte. Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, daß der Kampf, den die gemäß dem Testament John Owens' angestellten Professoren auszufechten hatten, schwer und aufreibend war. Allmählich jedoch kam der gesunde Menschenverstand, der für Lancashire charakteristisch ist, zur Geltung. So entstand ein College, das Schritt für Schritt Anerkennung und

Wertschätzung gewann, selbst von seiten derjenigen, die der Ansicht waren, daß Oxford und Cambridge alle Bedürfnisse Englands auf dem Gebiete des höheren Unterrichts befriedigen könnten. Das College von Manchester wurde berühmt, nicht nur wegen der Gründlichkeit und Vorzüglichkeit seines Unterrichts, sondern auch wegen der selbständigen Forscherarbeit, welche die Professoren und die Studenten, besonders auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften, leisteten. Diese Resultate hätten jedoch nicht erzielt werden können, wenn nicht durch private Munifizenz weitere Geldmittel für den Zweck zur Verfügung gestellt worden wären; denn der Staat leistete natürlich keine finanzielle Beihilfe. In so großartiger Weise betätigte sich die Freigebigkeit der „merchant princes" von Cottonopolis, daß eine Summe von nicht weniger als 1 Million Pfund Sterling zusammengebracht wurde und ein College aus kleinen Anfängen sich nach dem Urteil der öffentlichen Meinung zum Range eines nationalen Instituts erhob.

Liverpool wollte sich nicht den Rang ablaufen lassen, und die hochherzigen Schenkungen von Liverpooler Kaufleuten ermöglichten es, daß dort ebenfalls ein Universitätscollege auf ebenso breiter und umfassender Basis gegründet wurde, wie es bei ihren Nachbarn in Manchester geschehen war. Dieses Beispiel wirkte auch auf die großen Yorkshirer Städte Leeds und Sheffield anfeuernd, und in diesen beiden Industriezentren wurden ähnliche Colleges gegründet, deren Lehrpläne in beiden Fällen je nach ihren industriellen Bedürfnissen einige Abweichungen aufwiesen; und es muß hier erwähnt werden, daß in diesen neuen „University Colleges" die praktische Anwendung der Naturwissenschaften, außer einer angemessenen Fürsorge für einen rein wissenschaftlichen Unterricht, einen bedeutungsvollen Platz einnimmt. Infolgedessen gleichen diese Colleges zum Teil den deutschen Universitäten und zum Teil den polytechnischen Hochschulen.

Dreißig Jahre lang habe ich den Lehrstuhl der Chemie an Owens' College innegehabt, und viele Erörterungen fanden damals statt über die Frage, ob es ratsam sei, bei der Krone um ein Universitätsprivileg nachzusuchen, denn der Monarch ist in England die Quelle aller Ehren. Ich lege Wert darauf, zu bemerken, daß mir die Anregung zu diesem Schritt von dem jüngstverstorbenen Lord Kelvin gegeben wurde. Dieser, ein „Outsider", war der erste, der den Gedanken aussprach, daß man Schritte tun sollte, die Gründung einer neuen englischen Universität in Manchester zu beantragen, denn seit der Gründung von Cambridge war kein derartiger Antrag jemals durchgedrungen, während in den überseeischen britischen Besitzungen viele neue Universitäten gegründet worden, nämlich zwei in Australien, mehrere in Kanada, je eine in Neuseeland, in der Kapkolonie und in Kalkutta.

Liverpool und Leeds erhoben natürlich Einspruch dagegen, kaltgestellt zu werden, und so wurde durch königliche Stiftungsurkunde die Viktoriauniversität gegründet, die aus diesen drei vereinigten Colleges zusammengesetzt war. Einige Jahre lang funktionierte diese Einrichtung in befriedigender Weise, und zwar in solchem Maße, daß die Befürchtungen derjenigen, die das Fehlschlagen der neuen Idee vorhergesagt hatten, sich als völlig unbegründet erwiesen. Inzwischen

erlangte Birmingham ein Privileg für sich, und sein College wurde eine Universität. Doch Manchester, Liverpool und Leeds waren noch nicht am Ende ihrer Entwicklung angelangt. Nach einigen Jahren gewann jedes der drei Institute eine solche Ausdehnung und wurde so bedeutend, daß die Königin huldvoll jedem für sich ein Universitätsprivileg verlieh. Hierauf suchte Sheffield mit solcher Eindringlichkeit um dieselbe Gunst nach, daß sein blühendes College ebenfalls zum Range einer Universität erhoben wurde, und jetzt haben wir fünf neue Universitäten in England, die alle in ihrer besonderen Sphäre eine nützliche Wirksamkeit entfalten und sich als ein Segen für die großen Gemeinwesen, in denen sie liegen, erwiesen haben.

Die Idee, den Laboratoriumsunterricht als Mittel naturwissenschaftlicher Ausbildung anzuwenden, ist verhältnismäßig neueren Datums. Die Welt ist Justus von Liebig unermeßlichen Dank dafür schuldig, daß er zuerst den Laboratoriumsunterricht in Gießen eingeführt hat. Sein Institut war die erste große Schule, in der die chemische Wissenschaft erfolgreich gelehrt wurde. Allerdings gab es seit vielen Generationen an den Universitäten sowohl Englands wie Deutschlands Professoren der Chemie, der Physik und der biologischen Wissenschaften. Sie gaben ihren Unterricht in Vorlesungen, aber der Gedanke, daß der Student selbständig arbeiten müsse, war noch unbekannt. Es kennzeichnet die Auffassung, die in diesen Fragen vor achtzig Jahren herrschte, daß an einer englischen Universität die Professuren für Botanik und Chemie von einem und demselben Gelehrten bekleidet wurden. Es wird erzählt, daß der Professor, der die beiden Lehrstühle innehatte, auf Reisen, wenn er die Chemiker besuchte, eine Visitenkarte mit der Bezeichnung „Professor der Botanik", dagegen, wenn er die Botaniker besuchte, eine Karte mit der Bezeichnung „Professor der Chemie" abgab.

Vor Liebigs Zeit gab es weder in Deutschland noch in England irgendsolche Laboratorien, wie wir sie jetzt nicht nur an jeder Universität, sondern an jedem College und in vielen Schulen haben. Es war natürlich, daß bei der Begründung eines Institutes auf moderner Unterlage der Laboratoriumsunterricht eine Conditio sine qua non wurde, und der Erfolg, der die Einführung des praktischen naturwissenschaftlichen Unterrichts in diesen modernen Instituten in England begleitete, übte eine mächtige Wirkung in der Richtung aus, daß er die alten Universitäten veranlaßte, etwas von ähnlicher Art anzustreben. So wurden sowohl in Oxford wie in Cambridge Laboratorien für Chemie und Physik eingerichtet, und hervorragende Professoren wurden berufen, um ein System auszubilden, das bisher noch nicht vorhanden gewesen war. Dasselbe läßt sich von Deutschland sagen, wo vor Liebigs Zeit Okens phantastische Vorstellungen unter den Naturphilosophen vorherrschend waren.

Vielleicht die bemerkenswerteste Erscheinung in der Geschichte des Hochschulwesens in England ist die Tatsache, daß London unter den großen Hauptstädten der Welt eine der letzten war, die sich eine Universität zulegte; denn vor dem sechzehnten Jahrhundert ist keinerlei Versuch gemacht worden, diese Lücke auszufüllen. Im Jahre 1548 stiftete Sir Thomas Gresham sieben Professuren

für Theologie, Musik, Astronomie, Geometrie, Rechtswissenschaft, Physik und Rhetorik, mit der Absicht, den Unterricht in diesen Fächern (die dem alten Trivium und Quadrivium entsprachen) denjenigen zugänglich zu machen, die nicht imstande waren, die Universitäten in Oxford und Cambridge zu beziehen. Mehrere hervorragende Professoren wurden berufen, aber bei der großen Feuersbrunst von 1666 brannte das Gebäude, in dem die Vorlesungen gehalten wurden, nieder. Doch das Gresham College blieb bestehen, und noch heutigestags werden dort regelmäßig Vorlesungskurse abgehalten. Dieses College hat indessen niemals das Ideal des Begründers von einer Universität erfüllt noch die Mittel besessen, es zu erfüllen. Vom Jahre 1548 bis 1825 war in der Metropole kein weiterer Schritt auf dem Gebiet des Hochschulunterrichts getan worden, als — seltsam genug — der Dichter Thomas Campbell einen offenen Brief schrieb, in dem er die Gründung einer großen Universität in London forderte. Dieser Aufruf wurde in weiten Kreisen gelesen und günstig aufgenommen, derart, daß im Jahre 1827 der Grundstein zu dem damals mit dem Namen London University bezeichneten Institut, das jetzt als das London University College bekannt ist, gelegt wurde. Versuche, die Anerkennung dieses Institutes als einer Universität mit dem Recht der Verleihung von akademischen Graden zu erreichen, stießen auf starke Opposition, und ein Privileg für diesen Zweck wurde verweigert. Doch einige Jahre später entschloß sich die Regierung, einen Prüfungsausschuß mit dem Titel University of London einzusetzen, und dieser Prüfungsausschuß, der das Recht hatte, akademische Grade zu verleihen, blieb bis zum Jahre 1898 bestehen. Die Prüfungen, die einundsiebzig Jahre lang von der University of London abgehalten wurden, waren für alle offen, die sich meldeten — der Dorfschuster oder der Dorfschneider konnte, vorausgesetzt, daß er sich eine genügende Kenntnis der in Betracht kommenden Fächer hatte aneignen können, durch die Prüfung den Grad eines Bachelor oder eines Master of Arts erlangen. Es wurde kein längerer Aufenthalt am Ort verlangt, und die Türen standen jedem britischen Untertanen weit offen. Nach einiger Zeit wurden akademische Grade für die Naturwissenschaften, wie der eines Bachelor oder eines Doktors geschaffen, und studierende Frauen wurden unter denselben Bedingungen wie die Männer zum Examen zugelassen. Auf diese Weise übte die University of London, obwohl sie kein Lehrinstitut war, einen großen Einfluß auf die höhere Bildung im Lande aus. Und jene akademischen Grade für die „freien Künste", die Naturwissenschaft und die Medizin wurden als Zeichen geistiger Superiorität anerkannt, die in dieser Hinsicht von denen der Universitäten Oxford und Cambridge nicht übertroffen wurden. Auf die Dauer konnte jedoch diese Prüfungsuniversität den Bedürfnissen des höheren Unterrichts in der Metropole, deren Bevölkerung auf die enorme Zahl von sieben Millionen angewachsen war, nicht genügen. So wurde denn im Jahre 1898 von der Krone ein neues Privileg für die Errichtung einer Lehruniversität ausgestellt, die eine große Zahl von einzelnen Colleges umfaßte, während die Universität wie vorher ihre Befugnis behielt, Leuten, welche diese Colleges nicht besuchen, akademische Grade zu verleihen. So kommt es, daß es

gegenwärtig zwei Klassen von Studenten gibt, die beide akademische Grade erlangen können, nämlich die sogenannten „Internals", d. h. die Studenten, welche die offiziellen Unterrichtskurse in den einzelnen Colleges besuchen, und die sogenannten „Externals", d. h. die Studenten, die ihre wissenschaftlichen Kenntnisse aus privaten Quellen schöpfen, die sich aber zu den Prüfungen für die akademischen Grade an der Universität stellen. Dieses etwas sonderbare System hat sich so gut bewährt, daß die Zahl der Studenten, die in die Universität eintraten, zu sehr großen Dimensionen angewachsen ist: nicht weniger als über 3000 Studenten melden sich für die Immatrikulationsprüfung, von denen die meisten schließlich Graduierte der Universität werden. Die verfügbaren Fonds einschließlich derjenigen der Lehrinstitute, welche die Universität in sich aufgenommen hat, belaufen sich auf einen Jahresbetrag von 160000 Pfund Sterling. Das Problem der Gründung und Ausgestaltung einer Universität in London, die im richtigen Verhältnis zu der riesigen Bevölkerungszahl und ihren infolgedessen sehr komplizierten Bedürfnissen steht, bietet viel größere Schwierigkeiten als die Errichtung einer ähnlichen Universität in Zentren wie Manchester und Liverpool. Doch ungeachtet dieser Schwierigkeiten macht die University of London in jeder Richtung große Fortschritte, so daß die Hoffnung berechtigt ist, sie werde in nicht allzulanger Zeit eine der Metropole unsers Reiches würdige Stellung einnehmen.

Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen der Zeit, daß endlich die britische Regierung die Wichtigkeit der höheren Bildung des Volkes anerkannt hat, indem sie Parlamentszuschüsse von ansehnlicher Höhe für die Erbauung und Ausstattung von Universitäten und Universitätscolleges eingeführt hat. Sie hat damit zugegeben — wie es Deutschland schon seit langer Zeit getan hat —, daß nicht nur der Elementarunterricht, sondern auch der höhere Unterricht ein Gegenstand der Staatshilfe und -kontrolle ist. So sind in mehreren Fällen, besonders an den schottischen Universitäten, beträchtliche Summen für die Vollendung neuer Universitätsgebäude bezahlt worden, wobei zur Bedingung gemacht wurde, daß für jedes Pfund Sterling, das der Staat hergegeben hat, die gleiche Summe von der Gemeinde zur Verfügung gestellt wird. Außerdem ist eine Summe von 100000 Pfund Sterling jährlich vom Parlament für die Erhaltung und Ausstattung der neueren Universitäten und University Colleges in England bewilligt worden, während die Summe von 12000 Pfund Sterling jährlich für die drei wallisischen Colleges bewilligt worden ist, wobei die einzige Bedingung gestellt wurde, daß über die Art und Weise der Verwendung dieser Mittel von Zeit zu Zeit durch unabhängige, vom Staat angestellte Inspektoren Bericht erstattet werden soll.

Man wird somit erkennen, daß wir das gute Beispiel Deutschlands befolgen, indem wir anerkennen, daß der höhere Unterricht auf dem Gebiet sowohl der Literatur wie der Naturwissenschaften ein Gegenstand von solcher nationaler Bedeutung ist, daß Geldmittel für diesen Zweck von der Nation aufgebracht werden müssen.

Wenn es nicht Tatsache wäre, daß Irland sowohl sozial wie politisch ein

Anachronismus ist, so würde der Umstand, daß eine protestantische Universität — die in Dublin — die einzige Lehruniversität inmitten einer überwiegend römisch-katholischen Bevölkerung ist, bemerkenswert sein. In mancher Hinsicht gleicht die Universität in Dublin den deutschen Universitäten. Sie besteht nicht aus einem Gemengsel von Colleges, sondern Trinity College und die Universität Dublin sind ein und dasselbe Institut. Die Studenten leben in Mietwohnungen, und der Unterricht wird wie in Deutschland von den Professoren in Form von Vorlesungen erteilt. Trinity College wurde im Jahre 1591 von der Königin Elisabeth gegründet, und die Universität bezieht heutzutage ihre Einkünfte in erster Reihe aus Land- und anderm Besitz, der ihr von der Königin in der Zeit der Gründung überwiesen wurde, und dieses Einkommen beläuft sich zusammen mit den Honoraren der Studenten auf einen Gesamtbetrag von etwa 70000 Pfund Sterling jährlich. Durch den von der Königin Elisabeth verliehenen königlichen Stiftungsbrief wurde ein Universitätskuratorium eingesetzt, das aus einem Vorsteher (Provost) und sechs Fellows bestehen sollte. Sie bildeten einen autonomen Ausschuß, der das Recht hatte, seine eignen Statuten aufzustellen; die Lehrgegenstände waren denen von Oxford und Cambridge ähnlich. Es wurde von der Krone bestimmt, daß niemand in Irland außer den Professoren des Trinity College das Recht haben sollte, die „freien Künste" zu lehren, und der Unterricht im Trinity College bekam einen streng puritanischen Charakter. In neuerer Zeit und seit der Entstaatlichung der irischen Kirche hat die Leitung des Trinity College einen einigermaßen veränderten und liberaleren Charakter bekommen, so daß im gegenwärtigen Augenblick römisch-katholische Studenten ungehindert zu den Vorlesungen zugelassen werden, und es ist sogar vorgeschlagen worden, die Erbauung einer römisch-katholischen Kapelle innerhalb der Universitätsgrenzen zu erlauben. Diese liberale Maßregel hat jedoch infolge der Opposition von seiten der römisch-katholischen Hierarchie, die von den römisch-katholischen Studenten, welche das Trinity College besuchen, nichts wissen will, nur wenig Erfolg gehabt.

Die Frage des Hochschulunterrichts ist wie viele andre irische Fragen eine politische geworden. Viele Anträge auf Gründung einer Universität, die eine nationale sein sollte, sind nicht nur gescheitert, sondern haben auch den Sturz der britischen Kabinette verursacht, die sie stellten. Immer seit seiner Gründung hat das Trinity College in Dublin die Fackel der Lehrfreiheit in Irland hochgehalten, so daß es in der Entwicklung des höheren Unterrichts in diesem Lande, wenn auch hauptsächlich in der Beschränkung auf die protestantische Partei, immer eine sehr wichtige Rolle gespielt hat und noch spielt. Ein erfolgreicher Versuch, den höheren Unterricht in andern Teilen Irlands einzuführen, wurde von der englischen Regierung im Jahre 1845 gemacht, indem drei „Queen's Colleges" gegründet wurden, und zwar in Belfast, Cork und Galway, für deren Erhaltung eine beträchtliche Summe vom Parlament bewilligt wurde. Diese Colleges waren unkonfessionell, und die römisch-katholische Hierarchie bekämpfte sie infolgedessen und gab ihnen den Namen: die gottlosen Colleges. Diese Colleges haben in-

dessen Vortreffliches geleistet, indem sie die Kenntnis der Naturwissenschaft und Literatur in die entferntesten Winkel Irlands brachten. Das College in Belfast hat eine sehr bedeutsame Stellung errungen und könnte eigentlich die Stellung einer zweiten irischen Universität einnehmen. Die Errichtung einer nationalen irischen Universität ist eine der brennenden politischen Tagesfragen, aber solange die römisch-katholische Hierarchie die ausschließliche Aufsicht darüber verlangt, wird die Schwierigkeit, eine solche nationale Universität zu gründen, nahezu unüberwindlich. Obwohl die gegenwärtige Regierung mehr oder weniger gebunden ist, diesen Versuch zu machen, ist es zweifelhaft, ob sie imstande sein wird, ihre Maßnahmen durchzusetzen, und die jüngste Enzyklika des Papstes rückt die Hoffnung auf eine Verständigung in noch weitere Ferne.

Ich muß zum Schluß noch mit einigen Worten das Thema des technischen Unterrichts berühren. Es ist nun mehr als fünfundzwanzig Jahre her, daß die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf die Behauptung gelenkt wurde, daß der anerkannte Fortschritt, den Deutschland auf den Gebieten des Gewerbes, der Industrie und des Handels machte, großenteils der Errichtung von Schulen zu verdanken sei, in denen die praktische Anwendung der Naturwissenschaften, die unter der Bezeichnung technisches Studium bekannt ist, durchgeführt wurde. Um festzustellen, wie weit dies richtig sei, wurde eine königliche Kommission eingesetzt, deren Mitglied ich war. Wir hatten die deutschen technischen Hochschulen und Mittelschulen zu inspizieren und Fabriken und industrielle Etablissements aller Art zu besuchen, um erstens die Art des auf den Schulen erteilten Unterrichts kennen zu lernen, und zweitens festzustellen, welche Wirkung nach der Ansicht der Leiter der Industrie dieser Unterricht auf den deutschen Handel hervorgebracht hat. Ich brauche kaum zu sagen, daß die Kommission, die aus Engländern bestand, welche in den meisten der wichtigsten Industriezweige sachverständig waren, mit größter Gastfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit empfangen wurde. Nicht nur Schulen, sondern auch Werkstätten und Fabriken standen uns offen, und jede Auskunft wurde bereitwilligst erteilt. Das Ergebnis unsrer Untersuchungen ließ in uns keinerlei Art von Zweifel darüber zurück, daß diese Schulen bei dem ungeheuern Aufschwung der deutschen Industrie eine wichtige Rolle gespielt hatten und noch spielten.

Bis zu jener Zeit hatten weder die Regierung noch die Stadtverwaltungen in England sich irgendwie um die Errichtung solcher Schulen außerhalb Londons gekümmert, aber nach und nach ging dem Parlament ein Licht darüber auf, daß die Frage der Errichtung einer einigermaßen ähnlichen Art von Schulen, wie sie in Deutschland vorhanden waren, eine nationale Notwendigkeit sei. In den Jahren 1889 und 1890 bewilligte das Parlament eine Summe von nicht weniger als $^3/_4$ Millionen Pfund Sterling jährlich als Beihilfe für die Errichtung von technischen Lehrinstituten im ganzen Land. Infolgedessen gibt es gegenwärtig in London ungefähr fünfundvierzig technische Schulen, in denen die technischen Anwendungen der Naturwissenschaft gelehrt werden, und diese Institute werden von Tausenden von jungen Arbeitern besucht. Jede dieser Lehranstalten wird von

den Stadtbezirken fortgeführt, aus denen Groß-London besteht, indem in jedem Bezirk eine Steuer für ihren Unterhalt erhoben wird. Provinzstädte und Grafschaftsräte haben ebenfalls gemeindliche und andre technische Schulen errichtet, die aus Steuererträgnissen errichtet worden sind und unterstützt werden. Diese Schulen in den größeren Zentren der Bevölkerung sind von großem Umfang, zum Beispiel die in Manchester und Glasgow, die mehr als eine Viertelmillion Pfund Sterling gekostet haben und deren Unterhaltungskosten sich auf 20000 bis 30000 Pfund Sterling jährlich belaufen. So ist es gekommen, daß in allen Grafschaften und Städten Englands und Schottlands eine sehr große Anzahl von Anstalten auf einer volkstümlichen Basis begründet worden sind, in denen junge Leute, die in Fabriken oder Handelsgeschäften angestellt sind, sich den Unterricht zunutze machen, der ihnen zur Verfügung steht. In Manchester besuchen nicht weniger als fünftausend junge Männer und Frauen die Abendklassen in der städtischen technischen Schule, und ein gleicher Erfolg kann für alle andern Schulen konstatiert werden. Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß in London Anstalten für den höheren Unterricht in den technischen Wissenschaften schon seit einer Reihe von Jahren existieren; unter ihnen brauche ich nur zwei zu erwähnen, erstens das Royal College of Science und die Royal School of Mines, an der ein berühmter Landsmann der Leser dieser Zeitschrift, A. W. Hofmann, einst die Professur für Chemie mit einem andern wohlbekannten Gelehrten, Professor Huxley, zusammen innehatte, und zweitens die Guilds of London Central College, eine in ihrer Art einzige Schule, die vollständig mit den Mitteln der alten wohlhabenden Handelsgesellschaften der City gegründet worden ist und unterhalten wird. In den letzten zwei Jahren ist angeregt worden, ein „Central Technical College" in London ins Leben zu rufen, das im englischen Reich die Stellung einnehmen sollte, die in Deutschland von der großen Technischen Hochschule in Charlottenburg eingenommen wird. Zu diesem Zweck hat die Regierung das Royal College of Science und die City Guilds ihr Central College einem neuen leitenden Ausschuß übergeben, der die Aufgabe hat, ein Imperial College of Science and Technology ins Leben zu rufen. Dieser Ausschuß, dessen Mitglied ich bin, ist jetzt zusammengesetzt worden und ergreift Maßregeln zur Errichtung einer Anstalt in größtem Maßstabe. Für den Unterhalt dieses neuen Instituts steuert die Regierung eine Summe von 20000 Pfund Sterling jährlich bei, der Londoner Grafschaftsrat ebenfalls 20000 Pfund Sterling und die City Companies 5000 Pfund Sterling, welche Beiträge zusammen mit den sich auf mehr als 100000 Pfund Sterling belaufenden Kapitalien, die von afrikanischen Millionären durch Vermächtnis für diesen Zweck gestiftet worden sind, die finanzielle Lage des neuen Instituts gesichert haben. Ob dieser neue Plan für unser Reich das schaffen wird, was Charlottenburg für das Deutsche Reich geworden ist, kann allein die Zeit entscheiden. Das Unternehmen ist ein sehr kühnes, aber die leitenden Persönlichkeiten der neuen Anstalt sind von der zuversichtlichen Hoffnung beseelt, daß es von Erfolg gekrönt sein wird.

Da ich mir die Aufgabe gestellt habe, die Schritte darzulegen, die zur Förde-

rung des technischen Unterrichts getan worden sind und noch getan werden, mag es angezeigt sein, auf den Unterschied zwischen den Methoden hinzuweisen, die man in England und in Deutschland anwendet, um das, was erstrebt wird, zu erreichen — eine wissenschaftliche Ausbildung. In Deutschland ist die Ausbildung der Führer der Industrie oder der Lehrmeister das Hauptziel, während in England die Unterweisung der Massen des Volkes die Hauptsache gewesen ist; mit andern Worten, in England haben wir an der Basis angefangen, während man in Deutschland an der Spitze begonnen hat. Die Sachlage wird deutlich illustriert durch die Schritte, die vor mehr als einem halben Jahrhundert von dem verstorbenen Prinzgemahl zur Verbreitung wissenschaftlicher Bildung in seinem Lande getan worden sind. Statt die Universitäten zu unterstützen oder technische Hochschulen zu gründen, veranlaßte der Prinzgemahl, daß im ganzen Lande systematisch ein wissenschaftlicher Elementarunterricht für das Volk eingeführt wurde. Dies geschah in erster Linie durch die wissenschaftliche Ausbildung der Elementarschullehrer und in zweiter durch ein weitverbreitetes System von Prüfungen und Preisen. Dies volkstümliche System war so erfolgreich, daß, als ich vor einigen Jahren als Mitglied der Prüfungskommission fungierte, nicht weniger als 30000 Reihen von Antworten auf den Fragebogen über das aus der elementaren Chemie gestellte Thema zur Begutachtung aus allen Teilen des Königreichs eingesandt wurden. Dieses System blüht noch heutigestags. Es muß betont werden, daß der Unterricht in unsern polytechnischen Schulen einen viel elementareren Charakter trägt als jener, der in den deutschen polytechnischen Hochschulen erteilt wird, was in jenem Umstande begründet ist, auf den ich schon aufmerksam gemacht habe — dem Fehlen eines eigentlichen Mittelschulsystems in England. Unsre Kinder verlassen die Elementarschulen mit dreizehn Jahren. Es gibt kein System von obligatorischen Fortbildungsschulen, wie es zum Beispiel in Sachsen besteht. Die Sache ist die, daß der Zwang sowohl als Wort wie als Ding dem Engländer gegen die Natur geht. Wer das Gesetz übertritt, wird allerdings gezwungen, ins Gefängnis zu gehen, und schließlich werden auch alle unsre kleinen Kinder gezwungen, eine Elementarschule zu besuchen, aber wir haben keinen Zwang für den Dienst in der Armee oder in der Marine, für den Besuch der Mittel- oder Hochschulen. Ein Eingriff in die persönliche Freiheit des Einzelnen ist in unsern Augen etwas Abscheuliches. Und mittlerweile füllen die modernen Colleges und Universitäten, die ich geschildert habe, nach und nach diese große Lücke so vollständig aus, daß der Charakter des Unterrichts in unsern polytechnischen Schulen Schritt für Schritt vervollkommnet, die selbständige Forschung gefördert und die wissenschaftliche Bildung der Nation stufenweise auf das Niveau der deutschen gehoben werden wird.

*

Während ich diese letzten Seiten schreibe, hat eine interessante Feierlichkeit stattgefunden. Kaiser Wilhelm, den wir alle mit Freude unter uns begrüßt haben, hat durch feierliche Investitur den Ehrengrad eines D. C. L. (Doctor of

Civil Law) von der Universität Oxford erhalten. Um die Bedeutung dieses Ereignisses und seinen Zusammenhang mit dem Thema des Hochschulunterrichts in Deutschland ganz zu würdigen, ist es notwendig, einige Worte der Erklärung zu geben. Eine Summe von nicht weniger als 60 000 Pfund Sterling jährlich ist vor nicht langer Zeit von Cecil Rhodes, dem berühmten Afrikander, der Universität Oxford vermacht worden zu dem Zwecke, junge Leute aus den überseeischen britischen Besitzungen, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und dem Deutschen Reiche in den Stand zu setzen, zwei oder drei Jahre lang in Oxford zu studieren. Fünfzehn solche Stipendien, jedes im Betrag von 250 Pfund Sterling jährlich, sind für deutsche Studenten ausgesetzt, die vom Kaiser ausgewählt werden.

Der Einfluß Oxfords auf eine solche Zahl ausländischer Studenten muß von Bedeutung sein, während anderseits der Umstand, daß neues und fremdes Blut in die Universität gebracht wird, ebenfalls seine Wirkung haben muß. Die von den Universitätsbehörden erstatteten Berichte über das Verhalten und den Charakter der deutschen Studenten sind im höchsten Grade befriedigend, so daß dieses neue Experiment erfolgreich zu werden verspricht. Jedenfalls wird es für die Leser der „Deutschen Revue" interessant sein zu erfahren, daß die Bekleidung des Kaisers mit der Würde eines Oxforder Ehrendoktors nach den Worten des Leitartikels der „Times" vom 14. November keine leere Ehrung, sondern eine Erinnerung an seine sowohl zu Lebzeiten wie nach dem Tode gehegte Sympathie für einen der größten Wohltäter Oxfords, Cecil Rhodes, ist. Der Kaiser soll nach der Zusammenkunft mit Rhodes den Ausspruch getan haben: „Ich habe einen Mann gesehen," und er hat ihm sicherlich bei einem seiner größten Pläne jede Unterstützung zuteil werden lassen. Seit Rhodes' Tode hat der Kaiser seinen Intentionen Anerkennung und unsrer ältesten Universität Ehre erwiesen durch die persönliche Sorgfalt, mit der er die fünfzehn Studenten, die aus seinem Reiche dem Rhodesschen Vermächtnis zufolge nach Oxford geschickt werden, auswählt und überwacht. In dieser und in andern Beziehungen hat der Kaiser immer einen historischen Sinn für seine eigne Abstammung und die Bande der Verwandtschaft zwischen seiner Nation und der unsrigen gezeigt.

Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter

London 1852 bis 1858 und Paris 1860

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

(Fortsetzung)

Twickenham (Richmond House), 18. Februar 1855.

Liebe Mutter, Deine letzten Zeilen haben außer der persönlichen Freude für mich noch zu besonderem Amüsement hier gereicht. Ich ging, gleich als ich sie gelesen, zu Herzen ins Zimmer und las ihm die Nachrichten über seine Familie vor, welches ihn denn höchlich amüsierte, und wir wunderten uns zusammen über die sonderbaren Fügungen des Schicksals. Ich hab's nun so oft erlebt, solches kurioses Zusammentreffen, und doch wundert's mich immer von neuem, und was das kurioseste ist, daß man das denn so ganz zufällig und spät ausfindet. Der Fürst Jacovlev, der in Kassel war, lebt nicht mehr, er ist schon vor Herzens Vater gestorben; der letzte starb im Jahr 1846, und gleich nach seinem Tod erhielt Herzen durch die Verwendung einer alten Freundin, der Schwiegermutter des Grafen Orloff, einen Paß für sechs Monate ins Ausland, wohin seine Mutter mit ihm ging. Die russischen Gesandten berichteten gleich nach Petersburg, wie er in Paris sich dem politischen Leben anschloß und der Revolution von 1848, so daß sein Vermögen in Rußland konfisziert wurde. Zum Glück war das bewegliche Vermögen der Mutter und seines in Rothschilds Händen, und diese brachten es durch Drohungen dahin, daß ihnen alles ausgezahlt wurde, das Gut aber, das ihm sein Vater geschenkt, sowie ein reichmöbliertes Haus in Moskau wurden konfisziert. Doch ist sein Vermögen noch groß genug, und obgleich er gar nichts tut, um es zu vergrößern, so hat er sich doch selbst gelobt, es seinen Kindern ungeschmälert zu hinterlassen; dazu haben diese dann auch noch von dem einzigen unverheirateten Bruder Herzens, einem kränklichen Mann, der in Moskau lebt, zu erwarten.[1]) Herzens Vater hatte zwei Brüder und zwei Schwestern; wie immens muß das Vermögen seines Großvaters gewesen sein. Gewiß aber kannst Du und können alle die Meinen über meine Verhältnisse ruhig sein, denn was aus den aristokratischen Verhältnissen Gutes erwächst, das ist alles auf Herzen übergegangen, dabei geläutert und erhoben durch eine tiefe, gründliche Bildung und ein großmütiges Herz. Je länger ich mit ihm zusammen bin, je mehr schätze ich den Grund seines Wesens, und die kleinen Augenblicke des Mißvergnügens zwischen uns, die ja in keinem Leben ausbleiben, gehen immer rascher vorüber. Auch weiß ich, daß ich einen großen und tiefen Einfluß auf sein Leben ausübe. Nicht nur, daß es nun wieder ein Familienleben bei ihm ist, daß die Kinder eine Heimat haben, daß er sich wohl-

[1]) Dieser Bruder ist vierzig Jahre später in tiefer Armut gestorben.

fühlt in seinem Hause, so daß er gar nicht mehr hinaus mag und, anstatt, wie im Anfang, da ich ihn kennen lernte, seine reichen Gaben Fremden hinzuwerfen, um nur der trostlosen Leere seines Daseins zu entfliehen, er dieselben jetzt zum Besten und zum Genuß seines Hauses verwendet; nicht nur das, sondern ich bewahre ihn auch nach außen hin vor manchem Unheil, in das ihn seine allzu leicht bewegliche Güte und seine Unfähigkeit, etwas abzuschlagen, brachte. Ich weiß wohl, daß manche, die früher auf seinen Beutel pochten, um ein Schlaraffenleben zu führen, wütend auf mich sind und mich für die Quelle alles Unheils, das ihnen widerfährt, halten; das tut aber nichts; ich bin um so ruhiger dabei, als mein Gewissen mir die vollkommenste Uneigennützigkeit bezeugt, und ich weiß, daß ich Herzen stets zum Geben ermuntere, wo es ein wirkliches Leiden zu mildern gibt.

Auch die Kinder entwickeln sich täglich mehr nach meinem Wunsch. Tata lernt ordentlich arbeiten, und wenn ich ihr auch keine andre Wohltat erweisen kann als die: sie ernsthaft arbeiten lehren, so werde ich meine Bemühungen um sie nicht als vergeblich ansehen. Die kleine Olga wird täglich lieber; ich habe meine innige Freude an ihr und der sichtbaren Entwicklung ihres Verstandes, der ganz natürlich kommt, ohne getrieben zu werden, da ich sie gern solang als möglich kindlich erhalten möchte. Alexander ist nun ein erwachsener Mensch, sehr schön, und macht tüchtige Fortschritte unter seinem Lehrer.

Unsre Landeinsamkeit ist jetzt weniger erfreulich, da die Kälte wirklich furchtbar ist und man seit dreißig Jahren sich an keinen solchen Winter in England erinnert. Doch war ich trotzdem vorige Woche einen Tag in London. Ich wollte mir ein Rendezvous mit Mrs. Schwabe geben, die in London war; wir haben uns aber leider verfehlt, und ich brachte dann den ganzen Tag bei Althaus zu, die sehr froh waren, daß ich wieder einmal da war. Es geht ihnen gut und wir waren sehr vergnügt zusammen. Wir wußten nichts von der ernstlichen Krankheit des Vaters. Nächste Woche gedenke ich wieder nach London zu gehen, wenns Glück gut ist, zu einem großen Meeting, welches gehalten werden soll als eine Vereinigung der Völker gegenüber dem Haß und der Zwietracht, welche die Regierungen säen durch ihre Kriege. Die englische Demokratie hat dazu schon eine mächtige Propaganda eröffnet, Italiener, Franzosen, Deutsche, Polen, Ungarn werden dazuströmen, und Herzen wird als Vertreter der russischen Demokratie sprechen. Seine Rede ist wunderschön, er beweist darin, daß, wenn Nikolaus, den er von jeher gehaßt und bekämpft hat, den Streit in die Welt bringt, die übrigen Völker darum das russische Volk nicht hassen müssen, das geknechtet ist und unterdrückt wie sie und in seinen edelsten Geistern nach Freiheit ringt wie sie. Ich freue mich auf diese Rede, denn Herzen macht nie Phrasen; seine Worte sind Ausdruck lebendiger Gedanken, und ich hoffe, sie werden wirken; er hat wirklich eine merkwürdige Stellung, der einzige Repräsentant des revolutionären Rußlands im Ausland in diesem Augenblick, wo England Krieg mit Rußland führt. Auch wenden sich alle Augen mehr und mehr auf ihn. Die literarischen Bedeutendheiten Englands suchen ihn auf, er wird wirklich eine

Autorität. Du kannst Dir aber keine Idee machen, liebe Mutter, welcher Zustand jetzt in England ist; unzweifelhaft steht England am Vorabend einer revolutionären Entwicklung, ob sie blutig oder unblutig werden wird, kann man nicht wissen, aber sie kommt sicher. Die „Times", von welcher man mit Recht sagt, daß England zwei Gouvernements hat: das Parlament und die „Times"; dies Blatt, welches, glaub' ich, zwei Millionen Abonnenten hat und ein Vermögen besitzt, das sich nach Millionen zählt, war bisher das Organ der Bourgeoisie, der City, der Verteidiger des Ministeriums wie der bestehenden Ordnung, dieses Blatt, das mit ungeheuerm Geist redigiert wird, ist jetzt vollständig revolutionär geworden gegenüber den ungeheuern Mißgriffen, Dummheiten und Schändlichkeiten der Regierung.

Lord Palmerston ist ebenso miserabel wie die übrigen, er hat keinen Charakter, hält es mit allen Parteien, um alle zu verraten; sein Ministerium kann sich nicht halten, da er beinahe all den alten Kram behalten hat, anstatt fähige Männer als Minister zu nehmen. Wo man hinkommt, in den Eisenbahnen, auf den Straßen, ist die Rede von nichts anderm als von der Erniedrigung Englands, von den greulichen Mißbräuchen in der Verwaltung, die eine Armee zugrunde richten und den englischen Ruhm mit. Die Aristokratie wird stürzen, denn ihre Unfähigkeit, das Land und die Armee zu regieren, liegt am Tage. Auch kommen jetzt täglich skandalöse Geschichten der Aristokratie zutage. Was hieraus werden wird, wer kann es wissen, so viel ist gewiß: Europa steht am Vorabend einer ungeheuern Krisis, und es ist gut, daß sich der faule Stoff endlich einmal ausscheide. Der faule Stoff ist nicht die Demokratie oder das revolutionäre Element, sondern dieses ist die Gärung, die durch den faulen Stoff im Blut des Lebens Europas hervorgebracht wird, und dieser faule Stoff heißt: Absolutismus und Monarchie. Jede Form des Lebens hat ihre Zeit; wie das Individuum dem Endlichen verfällt, so auch die historischen Formen des Völkerlebens. Die monarchische Form hat sich ausgelebt und muß freieren Formen Platz machen, und da sie es nicht gutwillig tut, so wird es gewaltsam und unter vielem Jammer geschehen.

Verzeih, daß ich solche Hiobsbotschaft vor Dir auskrame, doch ich weiß, Dich interessiert das Allgemeine, und Du wirst diese Betrachtungen, als aus dem Lande der praktischen Realität kommend, nicht als Träumereien ansehen. Wenn nur wenigstens der Winter bald vorüber wäre, damit man nicht gar so sehr fröre und sich auch die Schönheit etwas erhalte, denn das Farbenspiel von Grün, Blau, Rot und Lila ist gräßlich.

Richard Wagner kommt den 1. März; ich bin begierig, wie es ihm hier gehen wird, da er viel Feinde hier hat.

Den Schwestern meine liebevollsten Grüße. Laura schreibe ich nächstes Mal. Behalte lieb

Deine M.

*

Twickenham (Richmond House), 23. März 1855.

Meine liebe Mutter, ich möchte so gerne wenigstens schriftlich bei Dir sein am 26., daß ich heute schon die Feder ergreife, um Dir zu diesem Tage den allerherzlichsten Glückwunsch zu sagen. Alles Gute, alles Liebe, was sich erdenken läßt, gehe von diesem Tage wieder über das neue Jahr aus, und es werde mir die Freude, Dich auch in demselben zu begrüßen. Dein letzter Brief war mir eine außerordentliche Wohltat, wie ich es schon an Laura schrieb, denn ich hatte mich sehr geängstigt, wenn es doch nun ganz besser wäre mit Euch allen, ich hoffe bald Nachricht davon zu haben.

Ich schrieb schon an Laura, daß ich vollkommen Deine Ansicht über die Persönlichkeit des verstorbenen Kaisers Nikolaus [1]) teile: ich war in der letzten Zeit fast seine Bewundererin geworden, so sehr ich die Feindin seiner Ansichten und seines Handelns war; aber ich mußte in dem Gegner die Energie und Konsequenz achten, mit der er sein Ziel verfolgte und als ein Einzelmensch es verstand, Millionen unter seinen Willen zu beugen. Ich werde nie so töricht einseitig sein, das nicht anzuerkennen. Aber eben, er ist mir auch ein Beispiel, daß es nicht gut ist, wenn Millionen von dem Willen eines einzelnen abhängen; die Macht ist eine gefährliche Gabe und kaum hat je ein Mensch ihrem verderblichen Einfluß widerstanden, warum sollen aber Unzählige abhängig sein von der Laune eines einzelnen? Warum diese privilegierten Menschen auf den Höhen des Lebens und die andern tief unten im Schlamme des Elends, schuldlos verdammt zu einer ewigen Hölle, während die andern, oft sehr schuldig, über alle Genüsse des Lebens gebieten? Nein, meine Mutter, das kann auch Deine innerste Ansicht nicht sein; vom Gegenteil haben wir Beweise der Möglichkeit, denn nicht nur im Altertum die griechischen Republiken sind Beweise der möglichen Selbstregierung eines Volkes, die zur schönsten Blüte führte, sondern auch die Gegenwart bietet ein solches Beispiel in dem mächtigen blühenden Nordamerika; freilich gibt es daselbst noch Sklaven und die sind ein Schandfleck für die amerikanische Freiheit; aber es ist kein Beweis dafür da, daß sie nötig sind zum Bestehen der Freiheit und daß letztere nicht vielmehr weit edler und schöner sich entfalten würde, sobald die Sklavenfrage (um die übrigens auch ein tüchtiger Kampf gekämpft wird mit den Waffen der Freiheit) erledigt wäre.

England selbst zeigt im Vergleich zum Kontinent den Vorteil der Selbstregierung, denn in der Tat ist das Volk hier souverän und die Königin eine bloße Puppe, die ihrerzeit beseitigt werden wird. Was ich Dir über den Zustand in England schrieb, ist allerdings wahr; es ist sehr merkwürdig, wie offen und frei die Engländer selbst darüber sprechen. England bereitet sich vor zu großen Veränderungen, ob blutigen oder nicht, das weiß ich nicht, aber das Faktum ist sicher.

Vor einigen Tagen war ein großes Meeting in London von allen Redaktionen der Zeitungen (durchaus nicht demokratisch), um gegen die Mißbräuche

[1]) Nikolaus I. war am 2. März 1855 gestorben.

der Aristokratie und die schlecht gehandhabte Regierung Maßregeln zu beratschlagen. Sie wurden aber von der Volkspartei unterbrochen, und deren Redner sagten ihnen: das sei noch nicht genug; nicht nur die Aristokratie, sondern auch die Bureaukratie müsse weichen dem heiligen Rechte der Arbeit, und der, der arbeitet, müsse auch den Lohn der Arbeit haben. Und diese Sachen hier sind nicht, wie in Deutschland, schwache Versuche einer kleinen Zahl, sondern mächtiger Parteien, die erfolgreich kämpfen. Nein, liebe Mutter, die Revolution ist kein plötzliches Fieber, das den Organismus der Nationen ergreift und sie wieder verläßt; sie ist ein notwendiges Resultat gewisser Zustände in der Geschichte, und sie ruht nicht eher, bis sie ihr Ziel erreicht hat, weil es ein notwendiges ist. Freilich könnte ihnen vorgebeugt werden, wenn die Könige der Erde die Zeit verständen. Sie würden dann so viel Freiheit geben, daß alles sich friedlich entwickelte. Ich weiß, liebe Mutter, daß ich Dir jetzt ruhig von meinen Ansichten sprechen kann, daß es nur eine friedliche Diskussion zwischen uns ist, ein Austausch der Meinungen, von denen die Zukunft der einen oder andern rechtgeben wird. Zunächst hängen wir jedoch freilich von den Entschlüssen der Fürsten ab, die in Wien verhandelt werden, und Herzen bringt mir jetzt jeden Morgen die „Times" und zeigt mir Ottos Namen darin.[1])

*

Richmond (Cholmondeley Lodge), April 1855.

Liebste Mutter, mit dem herzlichsten Dank empfing ich Deinen Brief am zweiten Ostertagmorgen, als ich mit meiner Freundin Charlotte[2]) und den Kindern in unserm neuen, sehr hübschen Salon saß. Ich freute mich, daß ich durch meine Freude auch Euch Freude gemacht, obgleich ich weit davon entfernt bin, stolz und eitel zu werden, wie Laura fürchtet, durch den Enthusiasmus, den meine Schilderung bei meinem ehemaligen Feind erregt hat. Aber die Zeiten, wo das mich hätte eitel machen können, sind vorbei. Ich freue mich der Anerkennung aller guten Menschen, denn ich weiß, daß ein redlicher Wille in mir lebt, immer das Rechte zu tun, so wie ich es erkenne, aber Einfluß hat die Beistimmung oder der Tadel der Menschen nicht den geringsten auf mein Gefühl und Handeln, denn ich kenne nur noch einen Richter über mein Leben: das sittliche Bewußtsein in meiner eignen Brust, das Gesetz, was einst die Menschen außer sich suchten und Gott nannten. Dessenungeachtet freue ich mich herzlich, wenn sich wieder ein unmotiviertes Gefühl der Abneigung versöhnt, und so bitte ich Dich, die Grüße des „alten Aristokraten" herzlich zu erwidern, ich habe niemals anders als freundlich von ihm gedacht und habe überhaupt gegen niemand auf der Welt ein bitteres Gefühl außer für Augenblicke. Du erinnerst Dich vielleicht noch, daß Ihr mich in alten Zeiten aus Scherz „Versöhnung" nanntet,

---

[1]) Die Verbündeten hatten am 15. März eine Konferenz in Wien, ohne Preußen, eröffnet; aber die Verhandlungen waren erfolglos, und Oesterreich trennte sich von den Verbündeten.

[2]) Charlotte Voß, die später die zweite Frau von Friedrich Althaus wurde.

weil ich ein so friedliebendes Herz hatte, und so ist es noch; persönlich hasse ich nur Menschen wie Louis Napoleon u. s. w., nicht als einzelne Menschen, sondern weil sie die Macht haben, Millionen Menschen zu schaden, und es tun. Den einen dieser Menschen werden wir in wenigen Tagen in unsrer Nähe haben, er wird auf seinem Weg nach Windsor hier durchkommen, da dies der Eisenbahnweg nach Windsor ist; wir wollen hier auf die Station gehen und sehen, ob wir etwas von Eugenien sehen können. [1])

England demütigt sich selbst auf eine unerhörte Weise, indem es den Abenteurier, der einst hier als ein verachteter Flüchtling lebte, nun mit königlichen Ehren empfängt, wie es sich denn überhaupt durch „das sich ins Schlepptau der französischen Allianz nehmen lassen" ruiniert hat. Der Stolz Englands wird an diesem Faux pas gebrochen werden, und die ohnehin schon bittere Pille, welche die englische Aristokratie schlucken muß: Frau Eugenien, die als ein unbedeutendes Mädchen hier in ihren Salons figuriert hat, den Hof machen zu müssen, wird ihnen noch teuer zu stehen bekommen.

Doch weg von diesen zu erfreulicheren Dingen. Erstens freue ich mich sehr, daß Dir das Herzensche Buch gefallen.[2]) Die andern Teile sind noch nicht heraus, doch hat Herzen sich auf unsre Bitte entschlossen, auch den ersten Teil, der seine Kindheit enthält und außerordentlich hübsch ist, folgen zu lassen. Nikolaus ist der intimste Herzensfreund Herzens, den er bis auf den heutigen Tag mit Leidenschaft liebt; er heißt Ogareff, ist aus einer der ältesten russischen Familien, aber ein ebenso entschiedener Demokrat als Herzen; seine erste Handlung, als er mündig wurde, war: seinen Bauern die Freiheit zu geben, obgleich er damit 200000 Franken Revenuen einbüßte. Er muß einer der bedeutendsten und liebenswürdigsten Menschen sein, die man sehen kann, von umfassendem Geist und hoher dichterischer Begabung. Eins seiner schönsten Gedichte, lang wie der „Don Juan" von Byron, war als Manuskript in den Händen von Herzen, da es in Rußland nicht gedruckt werden durfte. Dieser, in seiner schwärmerischen Freundschaft, hat es drucken lassen in seiner Druckerei, um es dem Untergang zu entziehen, und bewahrt nun die ganze Ausgabe auf, bis es möglich sein wird, dieselbe in Rußland ohne Schaden für den dort leider Zurückgebliebenen zirkulieren zu lassen. Es ist einer meiner liebsten Wünsche, diesen Freund kennen zu lernen, denn ich liebe ihn schon nach dem, was ich von ihm weiß.

Eine zweite interessante Neuigkeit ist, daß ich bereits Wagner kennen gelernt habe. Ich brachte den Ostersonnabendabend bei Althaus mit ihm zu, blieb die Nacht bei Althaus, nahm mir am Morgen Charlotte mit heraus auf zwei Tage. Unsre Bekanntschaft fing sehr eigentümlich an. Wir kamen nämlich im ersten

---

[1]) Am 16. April 1855 besuchten Kaiser Napoleon III. und seine Gemahlin in Windsor die Königin Viktoria, blieben in Windsor bis zum 19., verbrachten den 19. und 20. in London und kehrten am 21. nach Paris zurück.

[2]) „Vom andern Ufer", worin Herzen sein Leben in Paris in 1848 schildert. Damals schrieb er die Memoiren seines Lebens in Rußland. Malwida von Meysenbug übersetzte später Bruchstücke der Memoiren ins Deutsche.

Augenblick in das allertiefste philosophische Gespräch und disputierten uns aufs lebhafteste, da er vollkommen anders jetzt denkt als in seinen Büchern, d. h. insofern, als er glaubt, daß immer nur einzelne Menschen das Schöne und Ideale fassen werden und daß es nie die Massen durchdringen wird; ich verstand seine Ansichten vollkommen und gab die Wahrheit zu, die sie enthielten, nur sehe ich auch noch eine andre Seite der Wahrheit, und die verteidigte ich. Er ist ein immenser Verehrer des Philosophen Schopenhauer, des Sohnes von Amalia Schopenhauer, dessen schon 1816 erschienene Werke jetzt erst gelesen und bewundert werden. Engelson, der denselben auch aufs höchste verehrt, hatte mich schon damit bekannt gemacht, und ich habe den tiefsinnigen, auf Naturwissenschaft gestützten Denker wohl gewürdigt, ohne mich jedoch zu seiner Theorie des Todes bekehren zu können. Nachdem das Christentum den Tod als das Höchste setzte, denk' ich, ist es gerade unser Fortschritt, das Leben als das Höchste zu setzen und nicht in dem Sterben für die Menschheit, sondern im Leben und Arbeiten für sie die wahre Betätigung der Liebe zu suchen. Nach diesem mit wahrem Feuereifer von beiden Seiten geführten Streit verstanden wir uns jedoch sehr gut. Er sagte, daß meine Briefe eine der wenigen Freuden gewesen seien, die für ihn im Leben noch Wert hätten, denn der Sieg, den seine Musik erringt, macht ihm keine Freude, weil er sagt, daß doch die meisten ihn nicht verständen; alle seine Werke betrachtet er schon wie losgelöst von sich und kaum noch zu ihm gehörig, da er sie einmal der Oeffentlichkeit und dem Verhunzen der alten Opernpraxis hingegeben. Er freut sich nur noch auf die Vollendung seines Nibelungenrings, den er in einigen Jahren in Zürich im Kreise von Freunden in einem provisorischen Theater aufzuführen gedenkt. Liszt will das Geld dazu schaffen, und Wagner hofft, daß junge Künstler, unverdorben durch die Opernpraxis, zu ihm kommen und mit ihm für den Zweck studieren werden. Wäre ich jung und hätte ich Stimme dazu, ich würde nicht einen Augenblick anstehen, mich dem zu widmen. Es müßte ein köstliches Leben sein, einmal ein Jahr lang nur dem reinen Studium eines ganz idealen Kunststrebens und dessen Darstellung zu leben.

Ich fühlte förmlich etwas wie Schmerz, daß das zu spät ist, aber Rendezvous, wenn ich lebe und irgend kann, habe ich mir alsdann mit ihm gegeben, um es wenigstens zu genießen.

Wir schieden als warme Freunde mit dem Versprechen, uns wiederzusehen, und ich sehne mich danach, ihn noch einmal zu sprechen. Er ist übrigens außer sich über England, — Menschen und alles, und sagt: es solle ihn nie wiedersehen.

Was Dein Brief sonst noch erwähnt, interessiert mich sehr, und ich sehe ferneren Mitteilungen darüber mit Spannung entgegen. Für heute lebe wohl, liebe Mutter, und mit treuen Grüßen an die Schwestern von Deiner

M.

*

Den 21. August 1855.

Dann habe ich auch eine musikalische und menschliche Freude zugleich gehabt, nämlich die Bekanntschaft, gerade wie Laura, eines jungen, wunderbaren Violinspielers. Er ist ein Ungar, heißt Remeny, ist ein Schüler von Liszt, Verehrer von Wagner, Freund Joachims und macht jetzt großes Aufsehen. Vorige Woche wurden wir abends zu Freunden gebeten, um ihn zu hören, Herzen, Alexander und ich; es war nur eine kleine Gesellschaft, und er spielte freigebig den ganzen Abend und entzückte uns zugleich neben dem herrlichsten Spiel durch sein ganz originelles und geistreiches Wesen. Er ist wie ein wilder Zigeuner, dabei gut und froh wie ein Kind, und wenn die Begeisterung über ihn kommt, so improvisiert er, im Zimmer herumlaufend, wahre Geniewerke. Wir verabredeten gleich mit ihm einen Tag zum Herauskommen, und vorigen Sonntag hatten wir hier zwanzig Personen vom Diner an bis zum späten Abend; Anna Herrmann kam zufällig auch, so daß sie durch Gesang mitwirkte, und meine Wenigkeit sang auch: den „Wanderer" und ein französisches Lied, weil sie es alle wollten. Meine Stimme hat wirklich noch eine zweite Jugend erlebt. Findet Laura nicht auch, daß das kalte Wasser sehr gut für die Stimme ist? Nun, wir waren sehr vergnügt. Remeny hatte seinen kleinen Hund mit, den er leidenschaftlich liebt und mit dem er allerlei Unsinn macht; sobald er nun gespielt hatte und wir anfingen zu klatschen, fing der Hund wütend an zu bellen, weil er eifersüchtig war, daß andre seinen Herrn lobten; ebenso wenn dieser Olga auf den Arm nahm und küßte, war er wütend. Die Kinder hörten zum erstenmal eine so herrliche Violine in der Nähe und waren ganz begeistert davon. Olga drehte sich und tanzte mitten im Zimmer unter den Menschen herum bei den seltsamen Tönen, und Remeny lachte sich halb tot, indem er ihr mit einem blauen Stift einen Mond auf die Stirn malte und behauptete, so amüsant gäbe es gar nichts mehr.

Er spielt in diesen Tagen in Osborne auf der Isle of Wight bei der Königin. Da wird man ihn aber nicht so goutieren, denn sein Schönstes sind die improvisierten Sachen, die ungarischen wilden Nationalmelodien, die sich in phantastischen Arabesken bei ihm durchschlingen, wo man sich auf freier Heide glaubt bei den braunen Kindern des Orients, oder wenn er den ungarischen Freiheitsmarsch spielt und plötzlich übergeht in die Marseillaise, und auf seiner einzigen Geige ohne Begleitung die mächtigst erschütternden Töne hervorbringt. Er hat versprochen, bald wiederzukommen.

*

Den 11. April 1856.

Liebste Mutter, Deine lieben Zeilen erhielt ich den Tag nach einem sehr frohen Tag, den wir hier gehabt hatten, und sie waren mir also eine angenehme Nachfeier. Sonntag war nämlich Herzens Geburtstag und wir verlebten denselben zwar sehr häuslich, aber sehr vergnügt. Weil der Sonntag der Empfangstag ist und es also ungewiß ist, welche Menschen kommen, so wollte Herzen nichts davon gesagt haben, und wir hatten also Sonnabendabend bloß

Friedrich, Charlotte und noch zwei Freunde zur Vorfeier gebeten. Alexander hielt uns eine chemische Vorlesung mit Experimenten, das Produkt seiner Studien von diesem Winter, und das war so sehr hübsch und gelungen, daß wir uns sehr freuten. Die Naturwissenschaften sind das ihm zusagende Gebiet, und er wird gewiß darin Tüchtiges leisten. Den Sonntagmorgen empfing Herzen sein Frühstückstisch mit den schönsten Blumen besetzt und eine Einladung darauf, nach dem Frühstück zu einem Examen von Tata und Olga, welches ich vorbereitet hatte. Herzen und Alexander bildeten das Publikum. Olga fing an mit einem Gedicht, was sie auswendig gelernt hatte, dann kam Tata mit den „Kranichen des Ibykus", dann las Olga Deutsch, dann kam ein zwei Stunden langes Examen von Tata in Geographie und Geschichte, worin sie wirklich sehr gut bestand, zuletzt spielte sie Klavier, und der Schluß war ein fröhliches Geburtstagslied, das wir zusammen sangen. Herzen war sehr erfreut über diese unerwartete Feier, und ich fühlte mich auch wahrhaft befriedigt, denn ich durfte es mir sagen, daß all dieser Frieden und Freude wirklich mein Werk und die Frucht redlichen mühevollen Strebens sei. Der ganze Tag verging in Friede und Freude. Den Abend kamen auch nur ein paar gute Freunde, und Olga war so inspiriert, daß sie anfing ein Märchen zu improvisieren, was so merkwürdig war, daß alle Konversation verstummte und alles ihr zuhörte. Sie wurde immer begeisterter, fabelte alles von Menschen und Tieren durcheinander, was ihr nur in den Kopf kam, und begleitete es mit mimisch plastischen Darstellungen, was bei ihrer kleinen zarten Erscheinung höchst komisch ist. Es war so wunderbar, daß einer der Herren behauptete, George Sand hätte gleich ein Märchen daraus gemacht, wenn sie es gesehen hätte.

Einige Tage nachher, auch in dieser Woche, hatten wir eine andre große Ueberraschung: wir saßen beim zweiten Frühstück um 2 Uhr, da fuhr ein bepackter Wagen vor, heraus stiegen ein Herr und eine Dame, wer war's? Herzens liebster und intimster Jugendfreund, den er im ersten Teil der Memoiren Nikolaus nennt und nach dem er sich immer gesehnt hatte, und dessen Frau, die intimste Freundin der verstorbenen Herzen. Sie sind gekommen, längere Zeit in seiner Nähe zu leben, und es ist dies für ihn natürlich eine immense Freude. Dadurch ist nun für den Augenblick unser so geregeltes und geordnetes Leben etwas unterbrochen, was mir immer ein Verlust ist, da ich nichts mehr wünsche, als in Stille und Ruhe das Feld, das ich mir erwählt hatte, zu bebauen und so wenig als möglich dabei gestört zu werden. Indes, man muß sich das gefallen lassen, und die Ordnung findet sich auch bald wieder.[1])

*

Alpha Road, St. Johnswood (9 Omega Terrace), 8. Juni 1856.

Liebste Mutter, ich weiß, daß Du jetzt sehnlich nach Nachricht von mir ver-

[1]) Man kann in den „Memoiren einer Idealistin" sehen, wie die Ankunft von Madame Ogareff Malwida von Meysenbug nötigte, das Herzensche Haus zu verlassen. Wieviel sie darunter gelitten hat, wird man aus den folgenden Briefen ersehen.

langſt, und ich will Dich nicht zu lange warten laſſen. Sei meinetwegen außer aller Sorge. Ich habe viel Schmerz gelitten in der letzten Zeit, denn die Trennung von dieſer Familie, die mir wie die eigne war, hat mir viel, viel gekoſtet, doch verliere ich den Mut nicht und finde ſo viel Freundſchaft, Liebe, ja Bewunderung, daß ich dankbar in der Mitte meiner Leiden die Fülle aufrichtiger Gefühle anerkenne, die für mich leben und deren Wahrheit man allein in ſolchen Augenblicken kennen lernt. Ich bin auch mit der Herzenſchen Familie ganz ausgeſöhnt und weiß es, daß ich an Herzen einen warmen Freund für das Leben habe, der gern erhalten hätte, wenn es ſich hätte tun laſſen, was ihm lieb und wert war. Er iſt ein ganz edler Menſch, immer voll des reinſten Willens, nur iſt eine gewiſſe Schwäche in ſeinem Weſen, die ihn im rechten Augenblick zu handeln hindert, und dadurch iſt ſchon viel Unglück in ſein Leben gekommen. So hat er auch hier nicht von vornherein das entſcheidende Wort geſagt, das alle Verhältniſſe ins Gleis gebracht hätte, und ſo wuchſen die Mißverſtändniſſe auf, bis es denn endlich nicht mehr anders ging, als ſie durch einen entſchiedenen Streich zu löſen. Herzen und die Kinder beſuchen mich aber fortwährend, und wir bleiben Freunde. Mein nächſter Plan iſt nun: jetzt erſt noch einiges Literariſche zu beendigen, was ich angefangen habe, dann mit Kinkels, die als treueſte Freunde ſich bewähren (Madame Kinkel trug mir expreß auf, Dir zu ſagen: Du ſolleſt Dich nicht um mich ſorgen, ich ſei unter der treuen Obhut einer alten Mama, die ſelbſt bald erwachſene Töchter habe und wie eine Mutter für mich ſorgen werde), ans Meer zu gehen und dort meine Geſundheit zu ſtärken und dann, wenn es ſich ſo macht, im Herbſt nach Italien zu gehen und den Winter in Rom zu bleiben und ſo die ewige alte Jugendſehnſucht zu erfüllen. Der Plan iſt ſchön, um ſo mehr, als ich in Rom einen außerordentlich geiſtreichen und edeln Mann finden werde, einen Freund von Friedrich Althaus, Gregorovius,[1]) der ſchon mehrere Bücher herausgegeben hat, die mit Recht das größte Aufſehen machen und wütend ins Engliſche überſetzt und geleſen werden. Vorerſt ſchwindet mir dadurch freilich die Ausſicht, Euch wieder zu ſehen, allein wer weiß, wie ſich das doch noch machen kann. Ich verzage an nichts und bin guten Mutes.

Die Frau Schumann habe ich ſpielen hören und mich innig daran erquickt; in dieſen Tagen werde ich auch zu ihr gehen, da ſie mir geſchrieben, daß ſie jetzt zu Hauſe ſei. (Schluß folgt)

---

[1]) Der berühmte Geſchichtſchreiber, der ſpäter einer der beſten Freunde von Malwida von Meyſenbug in Rom wurde. Er hatte damals ſeine „Geſchichte der Stadt Rom“ noch nicht veröffentlicht, aber ſein „Kaiſer Hadrian“ und ſeine Bücher über Korſika, Sizilien u. ſ. w. hatten großes Aufſehen gemacht.

Das erste Jahr der preußischen Marine

Von

P. Walther, Fregattenkapitän z. D.

Es sind in den letzten Jahren sehr oft Vergleiche zwischen unsrer Flotte und denen andrer Nationen aufgestellt worden, und dabei wurde dann in ermüdender Gleichmäßigkeit immer nur wieder von neuem festgestellt, daß unsre Marine verhältnismäßig klein ist, daß zwischen Marine und dem von ihr zu beschützenden Seehandel, dem Staatseinkommen und der Steuerkraft des Volkes, nach dem Maßstabe bei andern Nationen gemessen, ein Mißverhältnis besteht. Bei dem Bestreben, dies Mißverhältnis auszugleichen und unsre gegenwärtige Machtstellung zur See zu erweitern oder wenigstens zu behaupten, wird nur zu leicht der Maßstab über das bisher Errungene außer acht gelassen, und deshalb dürfte auch einmal ein Rückblick in vergangene Zeiten von Interesse sein, in denen der Grundstein zu dem jetzt bestehenden festgefügten Bau unsrer Marine gelegt worden ist. Ein solcher Rückblick zeigt uns, daß wir alle Ursache haben, auf die großen Fortschritte unsrer Machtstellung zur See stolz zu sein, er läßt aber auch das ganze Elend, das Schwäche zur See bedeutet, deutlich erkennen und bestätigt daher nur, daß wir im Ausbau unsrer Marine nicht nachlassen dürfen.

Vor sechzig Jahren gab es in Deutschland keine Marine, keinen befestigten Hafen, keine Werft, die imstande gewesen wäre, ein größeres Kriegsschiff zu bauen. Unsre Handelsschiffe waren einfach dem Wohlwollen der andern Nationen überantwortet, und dabei hatte schon damals Deutschland, oder vielmehr die verschiedenen deutschen Staaten zusammengenommen, die drittgrößte Handelsflotte der Welt, nur England und die Vereinigten Staaten waren ihm überlegen.

Preußen besaß zwar eine kleine Korvette, die „Amazone", und zwei Kanonenjollen, für kriegerische Zwecke waren diese Fahrzeuge aber völlig ungeeignet und nicht einmal unter einheitlicher Verwaltung, denn die „Amazone" stand unter dem Ministerium für Handel und Gewerbe, die Kanonenjollen mit dem kleinen Marinedepot in Stralsund unter dem Kriegsministerium. Dennoch kann die „Amazone" als der Keim der späteren Marine angesehen werden, denn an ihrer Entstehungsgeschichte, ihrer Verwaltung und Besatzung machte man die ersten Erfahrungen auf maritimem Gebiete, und zugleich lieferte sie der späteren preußischen Marine die ersten Marineoffiziere, und hat ihr später noch lange Jahre bis zu ihrem Untergange 1861 als Schulschiff gute Dienste geleistet.

Das Schiff war ursprünglich überhaupt nicht als Kriegsschiff gedacht, sondern für die Ausbildung von Steuerleuten und als Vermessungsfahrzeug bestimmt. Daß man es gleichzeitig mit Geschützen ausrüstete, scheint weniger das Resultat planmäßiger Erwägungen als vielmehr einer dunkeln Vorstellung gewesen zu sein, daß es auch im Kriege zur Verteidigung der Küste Verwendung

finden könne. Die weiteren Konsequenzen eines solchen Schrittes wurden aber nicht gezogen; es geht dies aus der ganzen Entstehungsgeschichte des Schiffes hervor, die uns überhaupt einen vorzüglichen Einblick in die damaligen kleinen Verhältnisse gewinnen läßt.

Nachdem jahrelang Erwägungen über Konstruktion, Verwendung und Kosten des zu bauenden Schiffes stattgefunden hatten, wurden im Jahre 1840 30 000 Taler (beiläufig sei erwähnt, daß heutzutage ein Linienschiff etwa 450mal so viel kostet) zum Bau bewilligt. Drei Monate später mußte der Betrag aber wieder aus Geldmangel oder, wie es in der Verfügung heißt, wegen der Zeitverhältnisse, zurückgestellt werden. Als dann im folgenden Jahre das Geld flüssig gemacht und die Baupläne genehmigt worden waren, zeigten sich andre Schwierigkeiten. Es offenbarte sich nämlich, daß die preußische Schiffbauindustrie weder in der Lage war, genügend ausgebildete Werkführer zu stellen noch auch die nötigen Werkzeuge zu liefern, so daß der Erbauer des Schiffes, der Schiffbaumeister Elbertshagen, solche erst aus England holen mußte. Noch schlimmer war es mit der Armierung bestellt; einen Krupp oder überhaupt eine Firma, die größere Geschütze anfertigte, gab es nicht. Die Kanonen — 12- bis 18-Pfünder — wurden auf den Rat des Navigationsdirektors, Baron von Dircking-Hohenfeld, eines früheren dänischen Marineoffiziers, in Schweden bestellt, und zwar ohne daß hierüber das Kriegsministerium, doch die einzige Behörde, die in artilleristischen Angelegenheiten Bescheid wußte, zu Rate gezogen worden wäre. Die Folge dieser Unterlassung war, daß, als das Kriegsministerium schließlich doch wegen Erprobung der Geschütze angegangen werden mußte, dieses zuerst mit der Anfrage antwortete, was es mit dem neuen, anscheinend als kleines Kriegsschiff ausgerüsteten Fahrzeuge für eine Bewandtnis habe. Nach diesem Vorgang müssen also zu der Zeit die preußischen Ministerien sich völlig gegeneinander abgeschlossen haben.

Auf die Schicksale des merkwürdigen kleinen Schiffes kann hier[1]) nicht näher eingegangen werden. Seine Zwitterstellung zwischen Kriegsschiff und Schulschiff für Navigationsschüler der Handelsmarine hat später alle möglichen Schwierigkeiten bereitet und übertrug sich auch auf die Besatzung und vor allem auf die Offiziere, welch letztere bis 1847 einen der Armee entsprechenden militärischen Rang überhaupt nicht gehabt haben. Erst in jenem Jahre wurden drei Sekondeleutnants der Marine mit dem Range von Premierleutnants der Armee ernannt, unter ihnen der spätere Admiral Jachmann und der spätere Kommandant der „Amazone", Kapitän Hermann, der mit dem Schiffe zwanzig Jahre später seinen Tod in den Wellen finden sollte.

Dies war der Zustand der preußischen minimalen Machtmittel zur See, als 1848 die Revolution ausbrach und gleichzeitig der Krieg mit Dänemark, das

---

[1]) In dem Werke „Beiträge zur Geschichte unsrer Marine" des Geheimen Admiralitätsrats Koch 1896, Verlag Mittler & Sohn, Berlin, behandelt ein interessanter Artikel dies Thema.

über die deutschen Küsten die Blockade erklären und unsern ganzen Seehandel lahmlegen konnte. Ein Sturm der Entrüstung, Wut und Scham ging jetzt wohl durch das deutsche Volk; eine Marine sollte sofort aus dem Boden gestampft werden, aber dazu fehlte es an allem, an Sachverständigen, an Personal, an Material, an Zeit, an Geld und vor allem an Einigkeit. Das einzige, was vorhanden war, war die Begeisterung für die Flotte. Ueberall bildeten sich damals Komitees, in denen wohl sehr viel geredet, gesammelt, aber schließlich doch wenig Praktisches erreicht wurde. Mit den gesammelten Geldern wurden zwar zum Teil die Baukosten einer Kanonenschaluppe in Stralsund sowie einiger Kanonenjollen gedeckt, viele Beträge gingen auch nach Frankfurt an die Nationalversammlung, aber dies alles zusammen lieferte doch nur den Beweis, daß es mit dem Herzen und der aufrichtigsten Begeisterung allein nicht möglich ist, eine Flotte zu bauen. Die gesammelten Beträge — bis zum 1. August waren in Frankfurt im ganzen 31454 Gulden und im preußischen Kriegsministerium 28000 Taler eingegangen — standen, wie es auch nicht anders sein konnte, in lächerlichem Gegensatz zu dem wirklich Notwendigen.

Was Machtlosigkeit zur See bedeutet, sollte zuerst Preußen erfahren. Am 19. April, wenige Tage nach dem Einmarsch der Bundestruppen in Schleswig, hatten die Dänen bereits 27 Schiffe gekapert und nach Kopenhagen gebracht, und am 4. Mai teilte der preußische Gesandte dem Bundestage in Frankfurt mit, daß es ihrer schon zwischen 40 und 50[1]) seien. Als er dann noch hinzufügte, daß es notwendig wäre, nunmehr auch dänische Schiffe in allen deutschen Häfen mit Beschlag zu belegen, wie es in Preußen und Hannover schon geschehen sei, protestierte hiergegen der Hamburger Gesandte, weil Dänemark dies als eine Herausforderung ansehen könne und es auch andre Schiffe als preußische wegnehme, ja sogar die Elbe blockieren könne, worunter ganz Deutschland zu leiden haben werde.

Diese uns jetzt völlig unverständlichen Ansichten wurden damals gar nicht einmal allgemein als eine Erniedrigung empfunden, vielmehr wurde durch Beschluß der Bundesversammlung vom 8. Mai es den Küstenstaaten überlassen, ob sie dänische Kauffahrteischiffe mit Beschlag belegen wollten oder nicht. Als auf diesen Beschluß hin sogar Hannover erklärte, daß es die Handelssperre gegen Dänemark wieder aufheben wollte, protestierte Preußen hiergegen, und auf seinen Antrag beschloß das Parlament am 18. Juni, daß jede auf den Kriegszustand Deutschlands mit Dänemark sich beziehende Sonderunterhandlung einzelner deutschen Staaten eine Verletzung deutscher Ehre und ein Verrat am deutschen Vaterlande sei. Gegen diesen Beschluß wurde aber wieder von andrer Seite protestiert, und so wurde er dem internationalen Ausschuß überwiesen, der

[1]) Der Schaden, der durch direkten Verlust von Schiffen entstand, war noch als geringfügig anzusehen gegenüber dem, den die Unterbindung des Handels erlitt. Vom 26. April bis 25. Juni liefen in dem Hafen von Swinemünde nur 33 Schiffe ein und 138 aus gegen 957 und 770 Schiffe im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Im Gegensatz zu den preußischen Ostseehäfen ist Lübecks Schiffahrt von den Dänen kaum belästigt worden.

eine Entscheidung auch nicht herbeiführen konnte und die Angelegenheit endgültig begrub. Diese kleine Episode dürfte allein schon den Beweis liefern, wie völlig aussichtslos eine Einigung Deutschlands durch das Frankfurter Parlament sein mußte. Damals aber und noch bis zu Anfang 1849 wurde sie selbst von preußischer Seite noch für möglich gehalten. Darauf deuten sowohl die Matrikularbeiträge Preußens für eine deutsche Flotte, wie auch die Teilnahme des Prinzen Adalbert an den Vorarbeiten zur Schaffung einer solchen im Spätherbst 1848.

Hamburg sollte übrigens wenige Tage später erfahren, daß Dänemark doch nicht so liebenswürdig war, die Hamburger Schiffe zu schonen; es nahm auch hanseatische Schiffe und blockierte die Nordseeküste ebenso wie die Ostseeküste.

Die Art und Weise, wie die Blockade von den Dänen gehandhabt wurde, war für sie selbst ebenso bequem wie für Deutschland beschämend. Vor den preußischen Ostseehäfen lag je ein dänisches Kriegsschiff außerhalb des Bereichs etwaiger Geschütze an Land friedlich vor Anker, die Einfahrt in eigentlichem Sinne des Wortes versperrend. Von dieser Lage aus wurden die die Häfen ansegelnden und in Geschützfeuerbereich kommenden Schiffe angehalten, in Besitz genommen und ebenfalls verankert, so daß die unglücklichen Reeder und Schiffseigentümer ganze Geschwader von ihren ihnen weggenommenen Schiffen ständig vor Augen haben konnten. War auf solche Weise eine genügende Anzahl Schiffe zusammengebracht, so wurden sie gemeinsam nach Kopenhagen eskortiert. Die Dänen haben es sogar unternehmen können, durch ausgesetzte Kriegsschiffsboote die Fischerei in den Binnengewässern ungestraft zu beunruhigen.

Zu machen war hiergegen nichts. Die kleine „Amazone" war zum Kampf gegen die viel stärkeren dänischen Kriegsschiffe nicht geeignet und war deshalb dem Gouverneur von Danzig zur Verteidigung von Neufahrwasser überlassen worden, und andre brauchbare Fahrzeuge hatte man nicht.

Ein einziges wirksames Gegenmittel gab es allerdings, und das ist auch mehrfach in Frankfurt angeregt worden, nämlich die Ausrüstung von Kaperschiffen, der Gedanke wurde aber von der Nationalversammlung weit zurückgewiesen, weil es Pflicht einer großen Nation sei, den privilegierten Seeraub zu verdammen und das Privateigentum zur See zu schonen. Ein solcher doktrinärer Humanitätsstandpunkt und eine solche Selbstlosigkeit in äußerster Notlage sind uns in unsrer härteren Zeit glücklicherweise fremd geworden.

Der schmachvolle Zustand der Blockade durch eine Macht, die noch nicht einmal den zwanzigsten Teil an Einwohnerzahl aufzuweisen hatte als wie das damalige Deutschland, dauerte fast fünf Monate bis zum Abschluß des Waffenstillstandes zu Malmö am 26. August. Die Blockade hatte aber trotz aller Weichherzigkeit das deutsche Volksgemüt bis in seine tiefsten Tiefen aufgeregt und von den Rufen nach einer Flotte, von allgemeiner unbestimmter Flottenschwärmerei machte man sich ernstlich an die Arbeit. Hierbei wollte es nun die Ironie des Schicksals, daß nicht an den Bau einer Flotte, sondern gleich an die Schaffung von zwei Flotten herangegangen wurde, einer deutschen in Frank-

furt und einer preußischen; daneben baute sich auch Schleswig-Holstein eine kleine Marine; die österreichische kam nicht in Betracht, da Oesterreich seine Seestreitkräfte für im Mittelmeer notwendig erklärte. Diese doppelte Inangriffnahme des Werkes mußte sich naturgemäß für beide Teile hinderlich erweisen.

Beide wollten etwas dauerndes Großes schaffen, und hierbei lag es nun in der Natur der himmelweit voneinander verschiedenen Menschen und Verhältnisse in Berlin und Frankfurt, daß bei der Ausführung in Frankfurt mehr mit dem Herzen und der Phantasie, in Preußen mehr mit dem Verstande und kalter Ueberlegung gearbeitet wurde. Die deutsche Flotte sollte sofort aus dem Nichts entstehen, ein ganz unmögliches Bestreben. Zur preußischen Marine wurden zuerst die Bausteine zum Fundament mühsam zusammengetragen, aber dabei das Nächstliegende, die Abwehr gegen Dänemark, immer im Auge behalten, das in den Augen der Frankfurter Flottenschwärmer schon als Quantité négligeable angesehen wurde.

Es soll hier auf die unglückliche deutsche Flotte nur insoweit eingegangen werden, als es notwendig ist, um die Entwicklung der preußischen Marine in ihrer ersten Jugendzeit zu verstehen. Die Hauptgefahr für letztere lag eben darin, daß sie zu sehr mit der deutschen Flotte verquickt werden mochte. Daß es mehrmals nahe daran war, daß dies geschah, werden wir später sehen.

Die preußische Flottengründung hatte vor der großdeutschen von Anfang an trotz geringerer Mittel den großen Vorteil voraus, daß Preußen wenigstens einige Sachverständige und vor allem einen Mann in hoher Stellung hatte, der die maritimen Verhältnisse von hohen Gesichtspunkten aus klar zu beurteilen in der Lage war und den höchste Begeisterung für die Sache erfüllte, den Prinzen Adalbert.

Der Prinz stand damals im achtunddreißigsten Lebensjahre und bekleidete die Stellung eines Generalinspekteurs der Artillerie; er hatte sich von Jugend auf für maritime Sachen interessiert, hatte mehrere größere Seereisen auf fremden Kriegsschiffen gemacht und kannte insbesondere die Einrichtungen der englischen Marine. Zu einem Gutachten über die zu schaffende Marine aufgefordert, reichte er im Mai 1848 eine Denkschrift ein, die, mögen die technischen und taktischen Gesichtspunkte uns heute auch seltsam anmuten, in marinepolitischer und strategischer Hinsicht Ansichten aussprach, die auch noch heute gelten und einen außerordentlich scharfen und geradezu prophetischen Blick in die Zukunft erkennen lassen. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, daß der Prinz die heutigen Grundsätze im Ausbau der Flotte bereits vor neunundfünfzig Jahren vorausgenommen hat, die Originalität derselben also für sich beanspruchen könnte, allerdings bei andern Verhältnissen und andern Voraussetzungen. Zum Verständnis seines Wirkens und seiner Bedeutung für die preußische Marine seien hier einige Stellen aus der Denkschrift angeführt.

„Solange Deutschland fern von allem Ehrgeiz ist, fast ohne die Aufmerksamkeit, geschweige die Eifersucht seiner weit mächtigeren Nachbarn zu erregen, nur Fregatten und Dampfschiffe baut und es sich begnügt, eine bescheidene Stelle

unter den kleineren Marinen einzunehmen; solange jedermann einsieht, daß es weder nach großer Geltung zur See strebt noch daran denkt, Schlachten zu liefern: wird niemand es einer Halbheit in seinen Maßregeln zeihen. Sobald es aber durch den Bau von Linienschiffen, von Schlachtschiffen aus diesem anspruchslosen Kreise heraustritt, werden alle Augen sich darauf richten, eine scharfe Kritik anheben, und wehe dem Vaterlande, wenn es sich bei diesem entscheidenden Schritte einer halben Maßregel schuldig machen sollte. — Wollten wir, um uns mit den Dänen gleichzustellen und jederzeit den Sund und den Großen Belt forcieren zu können, 5 bis 6 Linienschiffe anschaffen, so würden wir uns dieselben Ausgaben für die Anlage von Kriegshäfen aufladen, als wenn wir die größte Flotte bauten, darum immer noch nicht selbständig dastehen, und das um so weniger, als im allgemeinen 9 bis 12 Linienschiffe als die geringste Zahl betrachtet wird, um als Geschwader auftreten zu können. Die obengenannte Macht würde uns allerdings gegen Schweden und Dänemark ein unbestrittenes Uebergewicht verleihen, in einem Kriege gegen die großen Seemächte aber nur als Hilfsgeschwader in Betracht kommen ...

Eng eingekeilt zwischen den drei großen Seemächten England, Frankreich und Rußland, berührt Deutschland nur halb oder ganz eingeschlossene Meerbusen, in denen seine Geschwader kaum einer entscheidenden Schlacht würden ausweichen können. Deutschlands Macht muß mithin einem solchen ersten Zusammenstoß gewachsen sein, wenn sie sich nicht von Hause aus in ihren Häfen will einschließen lassen. Dazu würde aber ein Geschwader von 12 Linienschiffen nicht ausreichen ... Hieraus folgt, daß Deutschland entweder gar keine Linienschiffe. oder gleich so viele bauen muß, daß es als selbständige Seemacht seinen Nachbarn gegenüber auftreten kann. Jedes Mittelding wäre eine unnütze Ausgabe, eine leere Prätension und würde Erwartungen in der Nation erregen, der die Seemacht im Moment der Gefahr nicht zu entsprechen vermöchte. Fragen wir nun: was würde die geringste Zahl von Linienschiffen sein, um als selbständige Flotte in den europäischen Gewässern, namentlich der allzeit fertigen russisch-baltischen Flotte (und heute?) zu agieren, so glauben wir 20 Linienschiffe als das Minimum einer Seemacht annehmen zu müssen. Eine solche Flotte würde aber Deutschland zur vierten Seemacht machen und es unbestritten in den Stand setzen, eine große Rolle auf dem Meere zu spielen, eine Rolle, die seiner Stellung in Europa würdig wäre. Denn mit seinen 20 Linienschiffen würde es ein gewaltiges Gewicht in die Wagschale legen, durch seinen Beitritt zu einer Allianz den Ausschlag geben und darum seiner Seemacht wegen als Bundesgenosse ebenso gesucht sein als seiner Landmacht wegen."

Der Prinz legte demnach den Schwerpunkt der Marine auf Linienschiffe. — Dasselbe tun wir heute.

Er normierte die Zahl der Linienschiffe auf mindestens 20 und wollte damit Deutschland zur vierten Seemacht machen. — Das letztere sind wir heute. Wir

haben sogar augenblicklich, wenn wir nur die neueren, seit 1892 erbauten Schiffe in Betracht ziehen, 20 Linienschiffe. Nach dem Flottengesetz sollen es allerdings 38 sein, und hiermit können wir in Zukunft auch nur die vierte Stelle als Seemacht aufrechterhalten, die unsrer Marine ja auch durch die Höhe des Marinebudgets angewiesen wird!

Auffällig ist, daß der Prinz in der Denkschrift immer nur von der deutschen Flotte und schon von einem mächtigen Deutschen Reiche spricht. Er träumte zu der Zeit also auch den Traum, daß die Einigkeit Deutschlands in Frankfurt erreicht werden könnte. Es geht dies noch klarer aus einer andern Stelle seiner Schrift hervor, worin es heißt: „Die gesamte Nation begehrt einstimmig eine deutsche Kriegsmarine; denn deutsch, ganz deutsch muß sie sein — eine echte Repräsentantin der wiedergeborenen Einheit des Vaterlandes."

Außer den 20 Linienschiffen wollte der Prinz 10 Fregatten, 30 Dampfer, 40 Gaffelkanonenboote und 80 Kanonenboote. — Hier sind Vergleiche nicht mehr möglich, da durch die ungeheuern Fortschritte im Schiffbau, in den Fortbewegungsmitteln und der Waffentechnik ganz andre Verhältnisse entstanden sind. Von Interesse ist aber die Begründung der Beschaffung der 10 großen Fregatten. Er schreibt:

„Wer aber nur wenige Fregatten baut, der baue sie dafür stärker und er wird gewiß Nutzen aus dieser Maßregel ziehen. An Zahl der Kanonen und der Mannschaft jeder andern überlegen, wird sie, gut geführt und mit tüchtigen Seeleuten bemannt, unter günstigen Umständen selbst einem Linienschiff, dem sie an Gewandtheit und Handlichkeit überlegen zu sein pflegt, wenigstens für kurze Zeit die Stirn bieten." (Dasselbe wird heute von den Panzerkreuzern verlangt und könnte mit denselben Worten für diese geschrieben werden.) „Da, wenn die Flotte eine Niederlage erleiden sollte, alsdann der Krieg mit diesen Schiffen fortgeführt werden müßte, auch eine große Seemacht in Krieg und Frieden außerdem in allen Meeren kräftig vertreten sein muß, so darf die Zahl der großen Fregatten nicht vermindert, sondern sie muß im Gegenteil wenigstens der Hälfte der Linienschiffe gleichgesetzt und mithin bis auf 10 erhöht werden."

In der englischen Marine ist gegenwärtig das Verhältnis der Panzerkreuzer zu den Linienschiffen genau so, wie es der Prinz damals für die Fregatten gefordert hat, nämlich wie 1:2. Bei uns ist es nach dem Flottengesetz von 1900 wie 14:38, dafür haben wir jedoch eine größere Anzahl kleiner Kreuzer. Gegenwärtig haben wir 8 Panzerkreuzer und 20 neuere Linienschiffe, also fast genau die Mindestzahlen des Prinzen. Die Ausführungen des Prinzen bestätigen übrigens nur, daß es im Seekriege allgemein gültige Lehren gibt, die unabhängig von den wechselnden Waffen dauernde Gültigkeit besitzen.

Ueber die Wahl der Kriegshäfen urteilt der Prinz, daß an der Nordsee die Elbe zum Hauptkriegshafen gemacht werden müsse, eine Ansicht, die heute vielfach geteilt wird. Leider war aber Anfang der fünfziger Jahre, als über die Anlage eines Kriegshafens Entscheidung getroffen werden mußte, an der Elbe kein Land zu erlangen, und als dies 1866 der Fall war, waren bereits zu

viele Millionen in Wilhelmshaven hineingesteckt, und so ist es bei der Jade geblieben.

Am Schluß seiner Denkschrift kommt der Prinz auf das zunächst Notwendige. Es heißt da: „Kanonenboote bauen und Dampfschiffe anschaffen ist das erste, dann kann man die Fregatten auf den Stapel stellen, wenn man weitergehen will," und als ob er die bessere Zukunft mit Seherblick erschaut hätte, endet er seine Denkschrift mit den Worten: „Bei der später folgenden Anlage der Häfen richte man alles von Hause aus so ein, daß eine Erweiterung der Anlagen dereinst leicht möglich wird, wenn Umstände sie später nötig erscheinen lassen sollten." Diese schlichten Schlußworte sind Jahrzehnte hindurch leider immer wieder von neuem nicht genügend beachtet worden, und auch in letzter Zeit sind wir wieder gezwungen, Werftanlagen, Etablissements, Docks, Schleusen zu vermehren oder zu erweitern.

Die angeführten Stellen aus der Denkschrift dürften die Bedeutung des Prinzen Adalbert für die Marine zur Genüge kennzeichnen. Sein Geist und seine Ideen, die aus ihr sprechen, haben unsre Marine viele Jahre durchweht und ihre Entwicklung beeinflußt.

Die Denkschrift wurde im Juni von Frankfurt aus veröffentlicht und hat sowohl für den Bau der preußischen wie der deutschen Marine Material abgegeben und als anzustrebendes Ideal gedient. Die darin gemachten Vorschläge sind allerdings nur zum Teil zur Ausführung gekommen; sie erfuhren durch Heranziehung andrer Personen und unter dem Zwang der Verhältnisse wesentliche Abänderungen. Vorderhand handelte es sich damals aber überhaupt nicht um weit ausgreifende Pläne, sondern um die Verteidigung und Reinhaltung der Küsten, und zur Ergreifung von geeigneten Maßregeln zunächst hierfür trat auf Befehl des Königs eine beratende Kommission zusammen, deren Vorsitzender wiederum Prinz Adalbert war.

Auf den Bericht der Kommission soll hier nicht näher eingegangen werden; er betont ebenfalls die Notwendigkeit, etwas Dauerndes zu schaffen, jedoch mit dem Zusatz, daß es zunächst nur darauf ankommt, kriegsbrauchbares Material in möglichst kurzer Zeit fertigzustellen. Er fordert den schleunigen Bau von 40 Kanonenbooten, wovon 6 sofort in Danzig und Stettin nach drei verschiedenen Modellen als Probeboote gebaut werden sollten, für deren Vollendung man einen Zeitraum von acht bis zehn Wochen annahm. Infolge dieses Berichts wurden durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 23. Mai die Mittel zum Bau von zunächst 18 Kanonenbooten und 2 Kanonenjollen bewilligt und hiermit die preußische, die spätere deutsche Marine endgültig ins Leben gerufen. Der 23. Mai 1848 kann mithin als der Geburtstag unsrer Marine angesehen werden. Die Verwendung der Gelder, Ausrüstung der Schiffe wurden dem Kriegsministerium übertragen, das jedoch nur langsam mit der Ausführung vorging. Die Gründe hierfür lagen zum Teil in den politischen Verhältnissen, in dem Verhältnis zu Frankfurt, wo man anscheinend um die Zeit ebenfalls energisch im Flottenbau vorgehen wollte, zum Teil auch darin, daß

Zeit gewonnen werden mußte, um Offiziere und Mannschaften zur Besetzung der Fahrzeuge zu beschaffen. Ernstlich in Angriff genommen wurde das Werk erst im Herbst.

Am 5. September erging eine weitere, die Organisation der Marineangelegenheiten näher regelnde Kabinettsorder: danach wurde alles, was sich auf Beschaffung, Ausrüstung, Bemannung und Verwendung der zunächst zum Zwecke der Verteidigung der Ostseeküste bestimmten Küstenflottille bezog, dem Ressort des Kriegsministeriums zugewiesen, das beim allgemeinen Kriegsdepartement eine eigne Marineabteilung einrichtete, der ein Major vorstand. Die geringe Bedeutung, die man den Anfängen der Marine beimaß, wird hierdurch deutlich erkennbar.

Ueber die weiteren Maßnahmen sollte von einer Kommission beraten und an das Staatsministerium berichtet werden. Präses der Kommission war wieder Prinz Adalbert; die andern Mitglieder bestanden aus 2 Generalmajors, 1 Major des Kriegsministeriums, 1 Oberfinanzrat und als seemännischem Mitglied dem Navigationsdirektor Schröder. Letzterer, ein früherer holländischer Marineoffizier, hat es später zum Admiral gebracht und hat, dem Prinzen Adalbert immer treu zur Seite stehend, der Marine vorzügliche Dienste geleistet. Auf Grund des Berichts sollte das Staatsministerium über die Bildung und Zusammensetzung eines besonderen Marinekollegiums Vorschläge machen. Ueber die spätere Stellung der letzteren eigenartigen Behörde heißt es dann wörtlich: „Das Marinekollegium soll dem Staatsministerium untergeordnet, aber in der Befugnis sein, sich mit den betreffenden Zentralverwaltungen und andern Behörden unmittelbar zu benehmen, auch die Verwaltung der gesamten Marineangelegenheiten, soweit sie Preußen zufällt, übernehmen.“ Diese Organisation der obersten Spitze der Marine hat sich später, als die Marine aus den allerersten Anfängen heraus war, als verfehlt erwiesen und ist 1852 geändert worden, wobei erwähnt sein mag, daß sie auch in der Folge noch Jahrzehnte hindurch große Schwierigkeiten bereitet hat. Der Hauptfehler, die Verquickung der Admiralität mit dem Kriegsministerium, ist erst 1871 abgestellt worden.

Die erwähnte Kommission wußte im allgemeinen auch nicht mehr zu berichten als die früheren. Die veränderten Forderungen von 6 Segelfregatten, 12 großen und 2 kleinen Dampfern und 80 Kanonenbooten waren ebenso rein theoretisch und schwebten ebenso in der Luft wie die früheren. Von Interesse ist aber in dem Bericht die besondere Betonung, daß, da die zukünftige Stellung Preußens noch nicht ersichtlich sei, für die weitere Entwicklung der preußischen Marine die Selbständigkeit in erster Linie maßgebend erachtet werden müsse. Die Besorgnis, die sich in diesen Worten aussprach, war nur zu sehr begründet, denn gerade in dieser Zeit herrschte die größte Ungewißheit über die Zukunft der preußischen Marine und ihr Verhältnis zur deutschen.

Die lähmende Ungewißheit und das Hinundherschwanken in jenen Tagen wird durch Aufzählung der einfachen Tatsachen am besten illustriert. Mitte Juni beantragte der preußische General und Staatsmann von Radowitz als

Mitglied des Frankfurter Parlaments sechs Millionen Taler für die deutsche Marine.

In den letzten Tagen des August sprach sich die Majorität des Ministerrats gegen ein weiteres selbständiges Vorschreiten Preußens in der Marineangelegenheit aus und wollte die Initiative dafür von Frankfurt abgewartet wissen.

Am 5. September erscheint die Kabinettsorder über die Organisation der Marine, ferner über die Bereitstellung einer Summe von 500 000 Talern an das Kriegsministerium zum Bau von 20 Kanonenbooten und zur Beschaffung von Schiffsbauholz für größere Schiffe sowie die Einrichtung eines Marinebataillons mit dem Sitz in Stettin.

Am 23. Oktober entschied sich das Staatsministerium für die Hingabe der Angelegenheiten der Kriegsmarine an die Zentralgewalt Deutschlands mit dem Vorbehalt, daß in der Ostsee ein preußischer Hafen zum Hauptkriegshafen gewählt werde und daß die preußischen Werften und Maschinenbauanstalten bei dem Bau von Kriegsschiffen entsprechend beteiligt würden; ferner mit der Verwahrung, daß Preußen nicht darauf verzichte, über die Grenzen seiner Matrikularbeiträge hinaus unter Umständen Kriegsschiffe auf eigne Rechnung zu bauen und zu bemannen.

Wie damals überhaupt Zweifel über das selbständige Vorgehen Preußens haben bestehen können, erscheint uns heute kaum mehr verständlich. Die Zentralgewalt tat für den Schutz der Ostseeküste nichts, sie war auch gar nicht in der Lage, weder materiell zu helfen noch auch einigermaßen sachgemäße Ratschläge oder Anweisungen zu geben, mußte von Preußen vielmehr noch dessen ersten Sachverständigen, den Prinzen Adalbert, erbitten, um auch über die Einrichtung der deutschen Marine seine Ratschläge zu geben. Aber trotzdem genügte ihr das Entgegenkommen Preußens nicht, und obgleich letzteres für die deutsche Marine durch seine Zahlung der ersten Rate an Matrikularbeiträgen fast das Doppelte hergab als für seine eigne, also füglich an seiner Loyalität nicht gezweifelt werden konnte, geschah dies dennoch, und in den Entwurf der Reichsverfassung wurde die Bestimmung aufgenommen, daß die Seemacht ausschließlich Sache des Reiches und keinem Einzelstaat gestattet sei, Kriegsschiffe für sich zu halten.

Zur Beschwichtigung des erwachten Mißtrauens beantragte hierauf Preußen durch seinen Bevollmächtigten in Frankfurt die Uebernahme der bisher gebauten 10 und der noch projektierten 30 Kanonenboote durch das Reich. Der Antrag wurde am 13. Dezember von dem Finanz- und Marineminister Duckwitz angenommen mit der Klausel, daß die von Preußen für seine Marine verausgabten Gelder bei seiner noch zu entrichtenden zweiten Rate Matrikularbeiträge in Anrechnung gebracht werden sollen. Die Klausel hat später, als es der Bundesflotte immer mehr und mehr an Geldmitteln fehlte, zu langen Streitigkeiten Anlaß gegeben.

Das Hingeben der preußischen Marine an die deutsche hat zu ersterer Glück keine weiteren Folgen gehabt, es blieb nur auf dem Papier wie so vieles andre in der damaligen Zeit; die preußischen Fahrzeuge hißten nicht einmal die

deutsche Reichskriegsflagge, die Zentralregierung aber konnte ihren Gesetzen keinen Nachdruck geben; auch wurde einige Monate später ihre Ohnmacht und die Unmöglichkeit der Bildung eines deutschen Staatenbundes durch sie mehr und mehr offenbar.

Preußen hielt es aber trotzdem noch ein Jahr später für notwendig, die Erhaltung der Selbständigkeit seiner Marine fast entschuldigend zu motivieren. In einer Denkschrift des Kriegsministeriums vom Oktober 1849 heißt es hierüber: „Eine allgemeine Anerkennung der deutschen Flagge ist von der bisherigen provisorischen Zentralgewalt noch nicht erwirkt worden; ein Anerbieten der letzteren zu irgendeiner Unterstützung der Anstrengungen Preußens bei dem Schutze der eignen Küsten, mit dem in der Nordsee beschafften Marinematerial oder Personal, erfolgte nicht. Es blieb daher nur übrig, den in Preußen beschafften und armierten Fahrzeugen die preußische Flagge zu geben und sich zu helfen, so gut man konnte."

So weit die Vorgänge, welche die junge preußische Marine ins Leben gerufen, gefördert oder ihre Entwicklung gehemmt haben. Wir werden jetzt sehen, was bis zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten im nächsten Frühjahr wirklich geleistet worden ist. Es stach allerdings seltsam gegen die damaligen hohen Gedanken, Reden und Schriften ab, entsprach aber den Verhältnissen und war vor allem entwicklungsfähig.

Bis zum Herbst hatten sich die Arbeiten darauf beschränkt, 6 Probekanonenboote und einige Kanonenjollen in Bau zu geben sowie in Stettin ein Marinebataillon, aus zwei Kompagnien bestehend, zu bilden. Durch die Kabinettsorder vom 5. September erhielt nun letzteres eine feste Gestalt. Sein Zweck war, für die Schiffe und Fahrzeuge Mannschaften einzustellen und infanteristisch und artilleristisch auszubilden; es wurde von einem Major befehligt, dem zu gleicher Zeit das Marinedepot unterstand.

Ueber dem Marinebataillon stehend wurde, ebenfalls in Stettin, das sogenannte „Marinekommando" errichtet, dem das vorhandene Personal und die Schiffe unterstellt waren. Zum Kommandeur desselben ward auf Veranlassung des Prinzen Adalbert der Navigationsdirektor Schröder ausersehen, der zuvor zum Kommodore, also im Range eines Kapitäns zur See als Geschwaderchef, befördert worden war, eine Beförderung, wie sie bis dahin in den Annalen der preußischen Militärhierarchie wohl einzig dastand.

War es nun hiermit auch glücklich gelungen, einen tüchtigen Kommandeur zu erhalten, so gestaltete sich dagegen die Besetzung der weiteren Offiziersstellen sowie die Beschaffung von Unteroffizieren und Mannschaften um so schwieriger. In bezug auf Offiziere half man sich in der Weise, daß zur Führung der Kanonenboote Handelsschiffskapitäne und Steuerleute genommen wurden, die sich zum versuchsweisen Eintritt in die Kriegsmarine bereit erklärt hatten und, soweit sie sich dazu qualifizierten, nach wenigen Monaten Dienstzeit zu Auxiliaroffizieren ernannt wurden. Die Rangliste von 1850 weist von ihnen noch 31, die von 1856 noch 11 auf, von denen es zwei, Henk und Klatt, bis zum Admiral

gebracht haben. Für die artilleristische Ausbildung der Mannschaften wurden einige Artillerieoffiziere und -unteroffiziere, für technische Angelegenheiten einige Ingenieuroffiziere zum Marinekommando kommandiert; auch machte man sich schon in dieser ersten Zeit daran, selber Offiziere heranzubilden. Die ersten Offiziersaspiranten waren die vier Freiwilligen des Bataillons, Batsch, Berger, Hoffmann und Behrend, von denen die beiden ersteren später Admiral geworden sind.

Um die nötige Anzahl Mannschaften zu erhalten, wurden Aufrufe zum freiwilligen Eintritt von Seeleuten erlassen; da sich aber nur sehr wenige meldeten, so erging ein Befehl an die Armee, die dort dienenden Seeleute, Seefischer, Schiffszimmerleute und Haffischer an das Marinekommando abzugeben. Trotz alledem war aber Anfang November von den notwendigen 476 Mann erst ein Viertel vorhanden.

Aehnlich schwierig wie die Personalfrage gestaltete sich die des Materials. Das erste der Kanonenboote, der „Strela-Sund", lief erst am 10. August in Stralsund vom Stapel. Sein Deplacement betrug etwa ein Fünftel desjenigen eines heutigen Torpedobootes, die Länge war 20 Meter, der Tiefgang nur $1^1/_4$ Meter. Das Fahrzeug gehörte nicht zu den staatlicherseits in Bau gegebenen, sondern war bis auf die Armierung und das Inventar aus Sammlungen der Komitees gebaut worden; diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß es einen besonderen Namen erhielt, die andern wurden nur mit Nummern versehen. Da der „Strela-Sund" das erste Kriegsfahrzeug der jungen preußischen Marine ist, so dürfte sein feierlicher Stapellauf auch noch einiges Interesse haben, zumal er uns einen Einblick in das Denken und Fühlen der damaligen Zeit gewährt. Der Vorgang gestaltete sich zu einem großartigen Festakt, zu dem der Prinz Adalbert als Vorsitzender des Komitees von Stralsund, Stettin und Greifswald eingeladen war. Nachdem eines der für diesen Fall besonders gedichteten Lieder abgesungen war, heißt es in der langen Taufrede von dem kleinen Fahrzeuge: „Mögest du die tosenden Wogen wie ein Pfeil durchschneiden, mögest du deine Kugeln sicher treffend entsenden, mögen aber feindliche Geschosse dich nicht erreichen! Vor allem aber möge Kraft von oben die deutschen Jünglinge und Männer durchdringen, welche dich, sei's zur Verteidigung, sei's zum Angriff, führen." Bei den letzten Worten des Redners: „Schlagt den Keil nun ab! ‚Strela-Sund' gleit' hinab!" schwang sich der Prinz auf die Reling des Fahrzeuges und machte den Stapellauf persönlich mit. Bezeichnend ist, daß auf demselben neben der preußischen auch die deutsche Flagge wehte. Mögen der Festakt, die Rede, die Gedichte und die Festschrift heute auch etwas seltsam anmuten, es ist doch echte, von Herzen kommende Begeisterung für die Flotte, die aus dem allen uns entgegenweht.

Die Fertigstellung der vom Staate in Bau gegebenen Kanonenboote erlitt durch einen Streik der Schiffszimmerleute in Stettin sowie durch den Ausbruch der Cholera, die in Stettin gerade am Wasser besonders stark auftrat, mehrfache Verzögerungen, und erst am 20. Oktober waren drei Kanonenboote so weit fertig,

daß sie in Dienst gestellt werden konnten. Die Größenverhältnisse waren ungefähr dieselben wie die des „Strela-Sund". Die Armierung bestand aus einer 25pfündigen Bombenkanone und einem langen 24-Pfünder. Die Besatzung betrug außer dem Kommandanten 2 Unteroffiziere und 60 Mann.

Es galt nun zunächst, die Besatzungen so schnell wie möglich die Handhabung der Fahrzeuge zu lehren und dieselben gefechtsfähig zu machen, eine Arbeit, die außerordentlich anstrengend gewesen sein muß, denn wenn schon heutzutage bei den bis auf das kleinste geregelten Verhältnissen an Bord das Zusammenschmieden der Schiffsbesatzungen und ihre Ausbildung in den verschiedenen Dienstzweigen eine recht schwierige Aufgabe ist, so war dies damals in noch weit höherem Maße der Fall. Die Verhältnisse waren zwar viel kleiner und einfacherer Natur, aber dafür waren alle, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, gleich Neulinge in ihren Stellungen. Die eingestellten Seeleute hatten die Bedienung der Geschütze, die Artilleristen und Infanteristen das Rudern und sonstige seemännische Arbeiten zu erlernen. Vorschriften hierüber wie über die meisten andern Sachen gab es nicht, es mußte eben in jeder Beziehung aus dem Nichts heraus geschaffen werden. Dabei wurde der Dienst noch durch heute ganz unmögliche Umstände erschwert: zum Beispiel konnten auf den Kanonenbooten nur die Hälfte der Mannschaften schlafen, auf den Kanonenjollen konnte nicht gekocht werden, die Leute hatten nur einen einzigen wollenen Anzug u. s. w. So sehr nun die Leistungen auch zu bewundern sind, die eigentliche Quintessenz des Marinedienstes, die Erhaltung der Schlagfertigkeit der schwimmenden Streitkräfte, hatte man trotz aller Arbeit doch noch nicht erfaßt, denn es bestand die Absicht, für die Wintermonate die ausgebildeten Mannschaften zu entlassen, um sie dann im nächsten Frühjahr bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten wieder einzuziehen. Derselbe Fehler, Unterlassen einer genügenden Gesamtausbildung aus Sparsamkeitsrücksichten, ist übrigens noch 1864 gemacht worden, vor allem aber auch 1848 und 1849 von der deutschen Marine. Gegen letztere war man in Preußen insofern weit voraus, als mit den kaum fertigen Fahrzeugen wenigstens sofort zu gemeinsamen Uebungen geschritten wurde.

Am 9. November konnte das erste Uebungsgeschwader bei Lauterbach im Greifswalder Bodden, bestehend aus 4 Kanonenbooten und 4 Kanonenjollen, der „Amazone" und einigen kleinen Schleppdampfern unter dem Befehl des Kommodores Schröder zusammentreten. Die Uebungen bestanden vornehmlich in gemeinsamem Fahren und Manövrieren der Ruderfahrzeuge sowie in der Abhaltung einer Schießübung. Es wurden dabei 60 bis 70 Prozent Treffer bei einer Entfernung von 1800 bis 2000 Schritt, allerdings gegen eine große Scheibe von den Dimensionen einer Korvette, erzielt. Die Schießübung ergab, daß die Kanonenjollen zu schwach waren, um die schweren Geschütze zu tragen, während die Kanonenboote sich als brauchbar erwiesen. Von den verschiedenen Modellen der letzteren wurde das dänische als das beste erkannt und mit einigen kleinen Verbesserungen als Muster für die weiteren zu bauenden Kanonenboote ausersehen.

Die Uebung mußte am 17. November des eintretenden stürmischen Wetters wegen frühzeitig abgebrochen werden. Ihr Hauptzweck, die Erprobung der Fahrzeuge, war aber erreicht, und es wurde nunmehr die Inangriffnahme des Baues von weiteren 33 Kanonenbooten energisch betrieben. Die gemachten Erfahrungen kamen auch der deutschen Marine zugute, die nach demselben Muster 28 Kanonenboote für die Nordsee baute, wo sie allerdings gar keinen Zweck hatten, weil sie für die Flußmündungen von Elbe und Weser viel zu wenig seetüchtig waren.

Der Prinz Adalbert war bei diesen Uebungen nicht beteiligt. Er hielt sich zu der Zeit bis zum Februar 1849 in seiner Eigenschaft als Präses der technischen Marinekommission der Zentralregierung in Frankfurt auf; nach seiner Rückkehr von dort wurde er aber durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 1. März zum Oberbefehlshaber sämtlicher in Preußen bereits ausgerüsteter und noch auszurüstender Kriegsfahrzeuge ernannt. Seine Stellung als Generalinspekteur der Artillerie behielt er vorläufig noch weiter, da die Marine noch zu unbedeutend und zu abhängig vom Kriegsministerium war.

Es mag seltsam erscheinen, daß zu einer Zeit, in der bereits Dampfschiffe alle Meere befuhren, noch Kanonenboote gebaut wurden, die mittels Segel und, wie die alten Galeeren früherer Jahrhunderte, sogar mittels Riemen fortbewegt wurden und dabei noch nicht einmal die hohe See halten konnten; ihr Bau wird aber verständlich, wenn man die damaligen Verhältnisse berücksichtigt: die kleinen Fahrzeuge konnten in wenigen Monaten zusammengezimmert werden, ihre Bedienung erforderte keine besonderen technischen Kenntnisse, wie sie größere Schiffe erfordert haben würden, zu denen geeignetes Personal noch viel schwerer aufzutreiben gewesen wäre, als wie es für die Kanonenboote schon der Fall war. Wenn auch das Ergreifen der Offensive auf See mit ihnen völlig ausgeschlossen war, so waren sie doch zur Küstenverteidigung, zum Schutz der Häfen von nicht zu unterschätzendem Wert. Ihre schweren Geschütze mit Explosivgeschossen konnten den dänischen Schiffen recht unbequem werden und mußten eine solche vollkommene Blockade, wie sie im Sommer 1848 von den Dänen ausgeübt worden, in Zukunft unmöglich machen. Tatsächlich haben sie dies, wie wir später sehen werden, im folgenden Jahre auch getan.

Anfang April 1849 war der Waffenstillstand abgelaufen. Dank der allzugroßen Sparsamkeit während der Wintermonate konnte Preußen von seinen schon an sich so geringen Streitkräften dem Feinde nur entgegenstellen: die „Amazone", ferner einen kleinen gecharterten Handelsdampfer, „Danzig", der mit einem kurzen 24-Pfünder und zwei Karronaden armiert worden war, sowie sieben Kanonenboote und vier Kanonenjollen. Der Bau der weiteren Kanonenboote hatte sich durch verschiedene Ursachen unverhältnismäßig lange verögert. Vornehmlich war es der Umstand, daß es zum Schiffbau an gut ausgetrocknetem Holz fehlte, sowie daß die Boote in den westlichen Häfen der preußischen Ostseeküste gebaut werden mußten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man sie wegen ihrer geringen Seefähigkeit sowie des Feindes wegen nicht über See schicken konnte.

Allmählich im Laufe der Sommermonate wurden mehr und mehr Kanonenboote fertig, die alsbald, nachdem sie in Stettin so schnell wie möglich armiert und ausgerüstet worden, in Dienst gestellt und sofort in die Flotillenverbände eingereiht wurden. Dazu traten noch zwei armierte Postdampfer, „Preußischer Adler" und „Elisabeth", die früher zwischen Stettin und Petersburg gefahren hatten; die Armierung derselben bestand aus je zwei 25-pfündigen Bombenkanonen und zwei mittleren 32-Pfündern. Von ihnen mußte aber das eine, die „Elisabeth", nach kurzer Zeit wieder ausscheiden, weil sie zusammen mit dem armierten Dampfer „Danzig" im Greifswalder Bodden auf Grund geraten war und gründlich repariert werden mußte.

Zur Besetzung all dieser Fahrzeuge reichte das vorhandene Personal bei weitem nicht aus. Der Bedarf wurde nunmehr, nachdem die Feindseligkeiten bereits wieder ihren Anfang genommen hatten, teils durch Aushebung dienstpflichtiger Seeleute, teils durch Kommandierung von Infanteristen auf die größeren Fahrzeuge sowie durch Eintritt freiwilliger Seeleute zu decken gesucht. Um letztere zu erhalten, erging folgender Aufruf des Prinzen Adalbert, der in allen Zeitungen und Lokalblättern der Ostseeküste veröffentlicht wurde.

„Sämtliche Seefahrer Preußens, deren gegenwärtig sich noch eine große Anzahl bei der jetzt durch den Krieg mit Dänemark hervorgebrachten Niederlage der Schiffahrt, im Lande befinden müssen, werden hierdurch aufgefordert, Dienste in der Kriegsmarine zu nehmen und auf diese Weise dem Vaterlande ihre Kräfte zu weihen. Es ergeht dieser Aufruf an alle diejenigen, ohne Unterschied des Alters, die kräftig genug sind, einen Riemen zu führen, und wird ihnen hiermit die Zusicherung, daß, falls sie nicht willens sind, nach Beendigung des Krieges im Dienste zu bleiben, ihrem Austritte durchaus keine Hindernisse in den Weg gelegt werden sollen. — Auch wird hier besonders darauf aufmerksam gemacht, daß es keineswegs in Absicht liegt, Seefahrer als Soldaten an Bord der Kriegsfahrzeuge zu gebrauchen, sondern werden sich ihre Obliegenheiten lediglich auf den Matrosendienst, wie er an Bord der Kriegsschiffe andrer Nationen von denselben verlangt wird, beschränken. — Der Dienst an Bord der Kriegsfahrzeuge ist jedenfalls bei weitem dem weit beschwerlicheren an Bord von Kauffahrern vorzuziehen, auch wird gedienten, vollbefahrenen Matrosen bei guter Führung und erprobter Tüchtigkeit die Beförderung zu Unteroffizieren in Aussicht gestellt, da sich schon jetzt ein Mangel an solchen herausstellt. — Bei dem bekannten Patriotismus, der unter der sämtlichen Bevölkerung Preußens herrscht, wird erwartet, daß diesem Aufruf eine für die Bemannung unsrer Kriegsfahrzeuge ausreichende Mannschaft Folge leisten wird.

Berlin, den 18. April 1849.

Oberkommando der Marine
W. Adalbert, Prinz von Preußen."

Der Aufruf zeigt uns einerseits die damals bestehende Abneigung und Furcht der Seeleute vor etwaigem Soldatendrill bei der Marine, anderseits den wirk-

lichen großen Mannschaftsbedarf, da man selbst zu doch sehr nach Reklame schmeckenden Verheißungen seine Zuflucht nahm. Ueber den Erfolg hat Verfasser Angaben nicht erhalten können, aber groß dürfte er nach den gleichzeitigen Erfahrungen der deutschen Marine, die ausschließlich auf Werbungen angewiesen war, nicht gewesen sein. Dort meldeten sich gegen hohe Bezahlung wohl für die großen Schiffe Mannschaften, nicht aber für die Ruderkanonenboote. Das Rudern galt dem richtigen Seemanne eben nicht für standesgemäß.

Als nach $3^1/_2$ Monaten am 10. Juli der zweite Waffenstillstand geschlossen wurde, der schließlich zum Frieden führte, hatte Preußen trotz aller Hindernisse an Seestreitkräften gefechtsbereit: 1 Segelkorvette („Amazone"), 2 armierte Dampfschiffe („Preußischer Adler" und „Danzig"), 21 Kanonenboote, 6 Kanonenjollen mit zusammen 37 Offizieren, 1521 Mann und 67 Geschützen.

Die Fahrzeuge waren fast sämtlich in Swinemünde und dem Greifswalder Bodden konzentriert. Die Kanonenboote waren in drei Küstenflottillendivisionen eingeteilt. 9 weitere Kanonenboote befanden sich in der Ausrüstung.

Zu einer kriegerischen Aktion zu kommen ist nur dem „Preußischen Adler" vergönnt gewesen, der am 27. Juni unter dem direkten Oberbefehl des Kommodores Schröder vor der Danziger Bucht bei Brüsterort die dänische Kriegsbrigg „St. Croix" angriff. Das Gefecht hat seinerzeit viel Aufsehen erregt, weil es zum erstenmal einen Kampf zwischen einem Dampfer und einem Segelschiff darstellt. Es wurde den damaligen Anschauungen entsprechend vom „Preußischen Adler" auf größere Entfernung gehalten, wahrscheinlich zu seiner Rettung, da Maschine und Kesselräume über Wasser lagen und bei dem Mangel an wasserdichten Abteilungen feindliche Treffer in der Wasserlinie das Schiff hätten zum Sinken bringen müssen. Bei näheren Entfernungen würden überdies die Treffchancen für die dänischen Flachbahngeschütze in weit höherem Maße gestiegen sein als wie für die haubitzartigen Bombenkanonen mit ihrer steilen Flugbahn und ihrer unerfahrenen Bedienungsmannschaft auf preußischer Seite, wo sich während des Gefechts an den Geschützen eine ganze Reihe von Schäden und Havarien herausstellte, die das Schießen ungemein erschwerten und als natürliche Folge des wenig erprobten Materials und der schnellen Armierung anzusehen sind.

Das Gefecht wurde in Sicht einer bei leichter Brise mit vollen Segeln sich langsam nähernden dänischen Korvette „Galathea" geführt und mußte bei eintretender Dunkelheit um $9^1/_2$ Uhr abends abgebrochen werden. Auf dänischer Seite sind 200, auf preußischer 68 Schuß verfeuert, ohne einen Treffer erzielt zu haben.

Den Kanonenbooten war es nicht beschieden, sich mit dem Feinde zu messen. Ein einziges Mal hätte sich hierzu wohl Gelegenheit geboten, als es einem dänischen Kriegsdampfer gelang, überraschend aufzutreten und in den Hafen von Swinemünde einlaufende Kauffahrteifahrzeuge zu nehmen, aber der günstige Moment konnte durch mangelnde Kriegserfahrung auf den Kanonenbooten nicht schnell genug ausgenutzt werden und wurde verpaßt. Die Kanonenboote haben aber

dennoch ihren Zweck erfüllt, wie aus der Denkschrift des Kriegsministeriums vom Oktober 1849 hervorgeht. Es heißt dort:

„Bei der Blockade in diesem Jahre ankerten die dänischen Schiffe nur selten und in großen Entfernungen von der Küste; wochenlang waren vor einzelnen Häfen keine Blockadeschiffe zu sehen. Viele Handelsschiffe liefen noch aus und ein, nachdem die Blockade schon erklärt worden; die Küstenschiffahrt ist ziemlich lebhaft geblieben. Es besteht kein Zweifel darüber, daß der wesentliche Unterschied zwischen der Art und Weise der Ausübung der Blockade der Ostseehäfen im vorigen und in diesem Jahre in den vorhanden gewesenen diesseitigen armierten Fahrzeugen mit seinen Grund gehabt hat."

Eine bessere Rechtfertigung für den damaligen Bau der Kanonenboote zu bestimmtem Zweck ist kaum möglich. Die weise Selbstbeschränkung, die man mit ihrem Bau beging, stand allerdings in grellem Gegensatz zu den phantastischen Flottenplänen und den unüberlegten Schiffsankäufen für die deutsche Marine, deren Besatzungen dafür aber weder jemals vollzählig noch für das Gefecht genügend ausgebildet gewesen sind; sie stand auch im Gegensatz zu den hochgespannten Erwartungen des deutschen Volkes, das wirklich einig nur in seiner Begeisterung für die Flotte war und in völliger Unkenntnis aller maritimen Verhältnisse sofort Taten sehen wollte. Daß es hierzu nicht gekommen ist, daß eine eigentliche Feuertaufe gefehlt hat, ist für die improvisierte kleine Marine und ihr unerfahrenes Personal vielleicht ein Glück gewesen, dem Interesse des Volkes für die Marine war es nicht förderlich; dies erblaßte angesichts des traurigen Endes der deutschen Flotte auch im preußischen Volke, nur die Regierung hat damals an dem einmal begonnenen Werke trotz aller ungünstigen Zeitverhältnisse festgehalten und es weiter ausgebaut, bis mit dem neuen Reich auch eine Reichsmarine erstand. Der Traum und die Sehnsucht des deutschen Volkes seit Jahrzehnten erfüllte sich mit den Worten in der Verfassung des Deutschen Reiches: „Die Kriegsmarine des Reiches ist eine einheitliche, unter dem Oberbefehl des Kaisers."

Major Groß über Flugmaschinen

Eine unsrer ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Aeronautik hatte auf unsern Wunsch die Güte, nachstehend seine Ansichten über die heutigen Flugmaschinen zu äußern.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Berlin, 26. Januar 1908.

Sehr geehrter Herr!

Die Konstruktion leichter Explosionsmotoren, wie sie der Automobil- und Motorboot-Rennsport benötigte, gab nicht nur die Möglichkeit, Luftschiffen eine

solche Eigenbewegung zu verleihen, daß man sie praktisch verwerten zu können hofft, sondern schuf auch die Möglichkeit, den Gleitflugapparaten, wie sie Lilienthal u. a. konstruiert hatten, eine so große Eigenbewegung zu erteilen, daß die Vertikalkomponente des Luftwiderstandes gegen die etwas aufwärts gerichteten Flächen groß genug war, um solche Apparate längere Zeit, d. h. einige Minuten in der Luft schwebend zu erhalten und die Last der Maschine und eines Menschen von der Erde abzuheben. Somit war zunächst das Problem gelöst, sich ohne tragende Gaskörper durch mechanische Kraft in der Luft schwebend zu erhalten und mit nicht unbeträchtlicher Geschwindigkeit (12 bis 15 Meter pro Sekunde) vorwärts zu bewegen. Sehr bald gelang es auch, durch weitere Ausbildung der tragenden Flächen und Anbringen von Horizontal- und Vertikalsteuern den Apparat steuerfähig zu gestalten, d. h. gewollte Kurven zu fahren, und schließlich auch nach dem Punkte des Aufstieges zurückzukehren. Auch in der Erhaltung der Stabilität solcher Apparate, die ungemein schwierig ist, wurden Fortschritte erzielt, wenn auch dieses Problem noch so manche Schwierigkeiten zeigen wird, sobald man bei etwas unruhiger Luft zu operieren anfangen wird. Die größten Erfolge mit diesen sogenannten Drachenfliegern (Aeroplanen) erzielten die Gebrüder Wright in Amerika, nächstdem in neuester Zeit die Franzosen, die aus Gleitflügen eine ganz besondere Art des Luftsports machten und hierbei um hohe Preise wetteiferten. Die moderne Flugmaschine, der Drachenflieger, hat vorläufig keinen praktischen Wert, sie kann lediglich als ein Sportgerät nur angesehen werden, mit dem sehr geschickte Männer Sprünge durch die Luft von einigen Kilometern Länge dicht über dem Erdboden auszuführen imstande sein können. Dabei ist dieser Apparat ungemein zerbrechlich und nicht ungefährlich für die diesem Sport ergebenen Menschen, wie die zahlreichen Opfer an Menschenleben und Verletzungen beweisen. Flugmaschinen können erst dann praktisch verwendbar werden, wenn man mit ihnen außer dem Bedienungspersonal des Apparates noch einen oder mehrere Menschen in größere Höhe (mehrere Hunderte von Metern) zu heben und in dieser weite Strecken mit großer Geschwindigkeit zurückzulegen vermag. Davon sind wir noch recht weit entfernt. Immerhin aber sind die ersten Versuche mit Freuden zu begrüßen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß bei weiterer Durchbildung und Vervollkommnung der Apparate und bei weiterer Ausbildung in der Bedienung solcher es gelingen kann, Flugmaschinen nach diesem Prinzipe zu konstruieren, welche praktisch verwendbar sind. Der große Mangel dieser Apparate besteht darin, daß sie einer großen Eigenbewegung bedürfen, um sich vom Boden abzuheben und sich sodann schwebend zu erhalten, wodurch auch die Landung ungemein erschwert und gefährlich gestaltet wird und in den meisten Fällen mit einer Havarie des Apparates endet.

Mehr Aussicht als diese Aeroplanen haben die Schraubenflieger, d. h. solche Apparate, welche sich infolge der Hubkraft von horizontalen Luftschrauben erheben, indessen ist für diese Gattung von Flugmaschinen eine größere Motorleistung im Verhältnis zum toten Gewicht erforderlich, weshalb man bisher nicht über die Ausführung von Modellen gekommen ist. Bei weiterer Vervollkommnung

leichter Motore werden aber diese Apparate meiner Ansicht nach die Aeroplanen später verdrängen, da sie ihnen gegenüber den Vorzug großer Stabilität besitzen und keines Anlaufs zum Sicherheben bedürfen. Apparate mit schlagenden Flügeln, welche auch nur in kleinen Modellen bisher ausgeführt werden konnten, versprechen den geringsten Erfolg, obwohl sie dem Vorbilde des Vogels am nächsten kommen, es fehlt der Instinkt des Vogels, der diese Flügel sachgemäß zu bedienen gestattet.

Ich konstatiere zusammenfassend nochmals, daß es irgendwie praktisch verwendbare Flugmaschinen gegenwärtig nicht gibt, daß vielmehr mit den bisherigen sehr bescheidenen Erfolgen (Gebrüder Wright, Santos-Dumont, Farman u. a. m.) nur der erste Schritt zur Lösung eines höchst schwierigen Problems getan ist, der aber dazu ermuntert, auf dem beschrittenen Wege weiterzuarbeiten. Vorläufig können Flugmaschinen nur als interessante Sportgeräte angesehen werden, die von ganz besonders geschickten Männern mit Erfolg benutzt werden können.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster

Major Groß.

Die Vereinigten Staaten und Japan

Von

A. Laubeuf,

ehemaligem Chefingenieur der französischen Marine

I. Die nordamerikanische Flotte und ihre Fahrt vom Atlantischen Ozean in den Stillen Ozean.

Die Fahrt der nordamerikanischen Flotte vom Atlantischen in den Stillen Ozean, die so lange besprochen, angekündigt und dementiert worden war, ist heute eine vollendete Tatsache. Am 16. Dezember 1907 hat das Geschwader unter dem Kommando des Konteradmirals Evans die Reede von Hampton-Roads verlassen. Präsident Roosevelt, der seit einem halben Jahre mit seiner ganzen Energie darauf hingedrängt hatte, wohnte der Abfahrt bei. Es ist ein völlig neuer Vorgang, dessen Folgen bei dem gespannten Verhältnis zwischen Japan und den Vereinigten Staaten unberechenbar sind.

Nach den antijapanischen Vorfällen in San Franzisko haben die beiden Widersacher es an versöhnlichen Worten und friedlichen Versicherungen nicht fehlen lassen. Damals arbeiteten die Vereinigten Staaten mit fieberhaftem Eifer an der Fertigstellung von fünf Schlachtschiffen und zwei Panzerkreuzern, und Japan seinerseits entwickelte eine nicht geringere Aktivität bei der Wiederinstandsetzung des Schlachtschiffs „Mikasa", der Neuarmierung der den Russen abgenommenen Schlachtschiffe und der Fertigstellung einiger neuer Schiffe.

Seit einiger Zeit ist jeder der beiden Teile mit seinen Vorbereitungen fertig, und der Ton ist weniger friedlich.

Von japanischer Seite erging nach dem ziemlich aggressiven Interview des japanischen Konsuls in San Franzisko die Proklamation des Mikado an seine Untertanen auf den Sandwichinseln, worin es hieß: „Wenn der Anlaß dazu eintritt, müßt ihr euer Hab und Gut und euer Leben für die Erhaltung der Wohlfahrt des Thrones und des Vaterlandes opfern." Dann folgte die Abberufung des japanischen Botschafters in Washington unter einem auf recht schwachen Füßen stehenden Vorwande.

Die Antwort von amerikanischer Seite war die Entsendung des Geschwaders in den Stillen Ozean.

Die Situation ist also gespannt genug, um eine kriegerische Entscheidung befürchten zu lassen. Vergebens hat man sich in den Vereinigten Staaten bemüht, die Fahrt des Geschwaders als eine einfache Uebungsreise hinzustellen. Kapitän Mahan sagt sogar: „Diese in Friedenszeiten unternommene Reise wird die besten Aufschlüsse geben für den Fall, daß sie in Kriegszeiten wiederholt werden müßte. Sie belehrt uns über viele unerwartete Umstände. Solche hat es sogar vor der Abfahrt gegeben, denn die Flotte ist nicht so rasch, wie man hoffte, bereit zur Abreise gewesen. Es war daher notwendig, diese Reise zu veranstalten, die so viele Lehren geben wird, welche nur die Praxis zu gewähren vermag. Diese Uebung soll keine exzeptionelle, sondern eine ständige sein. Warum sollte man sie nicht alljährlich vornehmen?"

Diese Sprache ist offensichtlich durch die Umstände beeinflußt, und die nordamerikanische Diplomatie wird, solange die Flotte nicht am Ziele ihrer Fahrt angekommen ist, sich augenscheinlich bemühen, das Offensive dieser Maßregel durch die Vorsicht ihrer Schritte und die Reserviertheit ihrer Sprache abzuschwächen. Aber es wird sehr schwierig sein, den Glauben zu erwecken, daß man vier Monate darauf verwenden und 50 Millionen dafür ausgeben wird, eine einfache schiffstechnische Uebung zu veranstalten, die man mit ebenso großem Nutzen an den atlanischen Küsten der Union abhalten könnte.

Sehen wir uns die einander gegenüberstehenden Streitkräfte näher an. Die nordamerikanische Flotte hat die Küste des Atlantischen Ozeans in drei Staffeln verlassen: zwei Panzerkreuzer, „Tennessee" und „Washington" (Konteradmiral Sigsbee) sind am 12. Oktober als Avantgarde abgefahren. Eine Flottille von sechs Torpedobootszerstörern, „Whipple", „Truxton", „Lawrence", „Hull", „Hopkins" und „Stewart", ist ihnen am 2. Dezember gefolgt.

Das Gros des Geschwaders, das 16 Schlachtschiffe umfaßt, ist dann am 16. Dezember abgegangen. Diese Schlachtschiffe sind in 4 Divisionen eingeteilt:

1. Division: „Connecticut" (Flaggschiff des Konteradmirals Evans), „Louisiana", „Vermont", „Kansas".

2. Division: „Georgia" (Konteradmiral Emery), „New Jersey", „Rhode-Island", „Virginia".

3. Division: „Minnesota" (Konteradmiral Thomas), „Maine", „Missouri", „Ohio".

4. Division: „Alabama" (Konteradmiral Sperry), „Illinois", „Kearsarge", „Kentucky".

Das Geschwader wird begleitet von dem Werkstättenschiff „Panther", von dem Lebensmitteltransportschiff „Culgoa", das Kühlräume besitzt, und von dem „Glacier", einem Schiff, das mit mächtigen Destillierapparaten zur Herstellung von süßem Wasser versehen ist.

Außerdem sind 21 Kohlenschiffe (darunter 12 gecharterte und 9 zur Marine gehörige) auf dem von der Flotte zurückzulegenden Wege behufs Ergänzung der Kohlenvorräte verteilt. Sie führen 105 000 Tonnen Kohlen mit. Im ganzen beläuft sich der Bedarf der Flotte auf 250 000 Tonnen. Das fehlende Quantum gedenkt man in den Häfen einzunehmen, die unterwegs angelaufen werden sollen.

Für die Fahrt der Torpedobootszerstörer war ursprünglich folgendes Programm entworfen:

Abfahrt von Hampton-Roads 2. Dezember.
San Juan de Portorico (1280 Seemeilen) 7. bis 11. Dezember.
Trinidad (540 Seemeilen) 15. bis 21. Dezember.
Pará (1050 Seemeilen) 26. bis 31. Dezember.
Pernambuco (1104 Seemeilen) 5. bis 10. Januar 1908.
Rio de Janeiro (1150 Seemeilen) 15. bis 20. Januar.
Buenos-Aires (1100 Seemeilen) 25. Januar bis 6. Februar.
Punta Arenas (1312 Seemeilen) 8. bis 12. Februar.
Talcahuano (1211 Seemeilen) 20. bis 25. Februar.
Callao (1500 Seemeilen) 4. bis 9. März.
Panama (1500 Seemeilen) 16. bis 21. März.
Acapulco (1437 Seemeilen) 28. März bis 2. April.
Magdalena (800 Seemeilen) Ankunft 7. April.

Ein neuerer Befehl der nordamerikanischen Admiralität bestimmt jedoch, daß die Torpedobootszerstörer von Rio de Janeiro an die Fahrt mit den Schlachtschiffen zusammen machen sollen. In der Magdalenabai, an der Küste des alten Kalifornien, sollte die Konzentration nicht bloß der aus dem Atlantischen Ozean kommenden Schlachtschiffe und Torpedoboote, sondern auch der Schiffe des Pazifikgeschwaders stattfinden. Es ist zu beachten, daß diese Bai sich auf mexikanischem Gebiet befindet.

Die Schlachtschiffe machen bedeutend weniger Stationen:

Abfahrt von Hampton-Roads 16. Dezember.
Trinidad (1780 Seemeilen) 24. bis 29. Dezember.
Rio de Janeiro (2900 Seemeilen) 11. bis 21. Januar.
Punta Arenas (2230 Seemeilen) 31. Januar bis 5. Februar.
Callao (2850 Seemeilen) 18. bis 28. Februar.
Magdalena (3012 Seemeilen) Ankunft 14. März.

Die Schiffe treten die Fahrt mit Munition, Lebensmitteln und Kohlen vollgeladen an. Die Reise wird im ganzen fast drei Monate dauern, von denen zwei auf die eigentliche Fahrt kommen, einer auf den Aufenthalt in den verschiedenen Häfen, die sie zur Ergänzung ihrer Vorräte und zu Schießübungen anlaufen müssen.

Für die Fahrt ist, damit sie mit größtmöglicher Sparsamkeit gemacht wird, eine Geschwindigkeit von nur 10 Knoten vorgesehen. Man sieht schon aus dieser Geschwindigkeit, daß keine Manöver, Formations- oder Aufklärungsübungen stattfinden werden.

Dieser lange Weg von 13 000 Meilen (14 000 bis nach San Franzisko) bietet ernstliche Gefahren, obwohl die gute Jahreszeit gewählt worden ist. Besonders ist die Fahrt durch die Magelhaensstraße für ein zahlreiches Geschwader ein sehr heikles Unternehmen. Um es glücklich auszuführen, wird sich die Flotte ohne Zweifel in mehrere Gruppen teilen müssen.

Es ist wahrscheinlich, daß all dies nicht ohne Havarien abgehen wird, und die Westküste am Großen Ozean ist sehr schlecht ausgerüstet, um diese Armada aufzunehmen.

Auf dieser Küste gibt es nur zwei Arsenale: Mare-Island bei San Franzisko und Puget-Sound bei Seattle.

Das erstgenannte ist vollständig unzureichend für die modernen Schiffe. Seine Einfahrt ist wenig bequem, sein größtes Trockendock kann die großen Schlachtschiffe nicht aufnehmen.

Es gibt an der Küste des Großen Ozeans nur ein einziges Dock, das die nötigen Größenverhältnisse hat: das von Puget-Sound. Das ist sehr wenig für eine so zahlreiche Flotte wie die, welche im Jahre 1908 im Großen Ozean beisammen sein wird; es ist sehr wenig sogar in Friedenszeiten; wie würde es in Kriegszeiten sein?

Das Arsenal von Puget-Sound (oder vielmehr von Bremerton) liegt an der Bucht von Sinclair, am Südende des Port-Orchard-Golfs. Es ist 130 Meilen von der offenen See entfernt. Es gibt zwei Durchfahrten, durch die man auf die Reede gelangen kann: die Agatedurchfahrt im Norden, die Richdurchfahrt im Osten; die erstere, die nicht tief genug ist, kann nur von kleinen Schiffen benutzt werden. Die zweite hat im Minimum 9 Meter bei Ebbe.

Das Arsenal ist mit den Landwegen nur durch ein von Seattle kommendes Fährboot verbunden; eine Eisenbahn führt nicht dorthin. Die Reede von Port-Orchard bietet einen vorzüglichen Ankerplatz mit festem Ankergrund, der durch hohe Hügel sehr gut gegen die Winde geschützt ist, und hat vor dem Arsenal eine Tiefe von 10 bis 12 Metern auf eine Fläche von 3 Quadratmeilen.

Die ausgezeichnete Lage von Bremerton, das Admiral Bradford für den besten amerikanischen Hafen an der Küste des Großen Ozeans hält, hat die nordamerikanische Regierung bestimmt, es zum Hauptstützpunkt seiner Flotte zu machen. Das Arsenal nimmt einen Flächenraum von 80 Hektar ein. Es besitzt eines der größten Schwimmdocks der ganzen Welt. Seine Dimensionen

sind: Länge 197 Meter, obere Breite 39,40 Meter, untere Breite 20,40 Meter; Tiefe 12 Meter. Der Grund ist betoniert, die Seitenwände aus Holz. Es hat $3^1/_2$ Millionen Franken gekostet.

Das Arsenal besitzt die gewöhnlichen, gut ausgerüsteten Werkstätten mit bequemen Handhabungsvorrichtungen. Es hat ein Netz von normalspurigen Gleisen, einen Kran von 40 Tonnen auf Schienen u. s. w.

Es ist ganz sicher, daß dieses Arsenal vollkommen ungenügend sein wird für die Reparatur- und Instandhaltungsarbeiten, die ihm zufallen. Der Bau eines zweiten Docks ist in Angriff genommen. Es soll 230 Meter lang werden; aber es werden mehrere Jahre vergehen, bis es fertiggestellt sein wird. Was wird sich bis dahin ereignen?

Man müßte rasch die Werkstätten verdoppeln und noch ein drittes Trockendock, einen großen Schwimmkran u. s. w. haben.

Die amerikanische Marine beginnt die Last der Nebenausgaben zu fühlen, die eine große Flotte verursacht. Es ist nicht genug, mächtige, schnelle und moderne Schiffe zu haben, man muß auch die nötigen Mannschaften, die Arsenale, die Trockendocks besitzen. Unter den gegenwärtigen Umständen könnte das Fehlen einer geeigneten Basis im Großen Ozean die schwersten Folgen für die Vereinigten Staaten haben.

Die 16 Panzerschiffe und die sechs Zerstörer von Evans' Geschwader werden am 14. März in der Magdalenabai sich mit dem Pazifikgeschwader vereinigen, das unlängst in folgender Weise neuorganisiert worden ist:

1. Division: Konteradmiral Dayton; Panzerkreuzer „West-Virginia", „Colorado", „Maryland" und „Pennsylvania".

2. Division: Konteradmiral Sigsbee; Panzerkreuzer „Tennessee" und „Washington" (vom Atlantischen Ozean kommend), „South Dacota" und „California" (gegenwärtig in San Franzisko in Vollendung begriffen).

3. Division: Konteradmiral Swinburne; geschützte Kreuzer mit partiellem Gürtelpanzer: „Charleston", „Milwaukee", „St. Louis".

Außerdem sind noch die geschützten Kreuzer „Albany", „Yorktown", „Chattanooga", „Galveston", „Denver" und „Cleveland" und die beiden Zerstörer „Perry" und „Prebble" vorhanden.

Im Arsenal von Bremerton geht der Bau des Linienschiffes „Nebraska" und der Umbau des Linienschiffes „Wisconsin" seiner Vollendung entgegen.

Um die Liste der amerikanischen Seestreitkräfte, die mit ins Spiel kommen können, zu vervollständigen, müssen wir noch die in den Philippinen stationierten Schiffe aufführen:

Küstenschiffe: „Monterey" und „Monadnock".

Zerstörer: „Barry", „Bembridge", „Dale", „Chauncey" und „Decatur".

Ungeschützte Kreuzer und Kanonenboote: „Rainbow", „Concord", „Helena", „Wilmington", „Callao", „Quiros" und „Villalobos".

Alle diese letzteren haben keinen militärischen Wert.

Die Geschwader, die sich in der Magdalenabai versammeln werden, umfassen also alle neuen Schiffe der Union.

Das älteste Linienschiff ist im Jahre 1898, der älteste geschützte Kreuzer im Jahre 1904, der älteste Zerstörer im Jahre 1901 vom Stapel gelassen worden.

Somit wird, sobald die Konzentration vollzogen ist, die ganze moderne Flotte der Vereinigten Staaten zu einer einzigen Masse zusammengezogen sein.

Die 18 Linienschiffe gehören fünf verschiedenen Typen an:

2 gehören zur Klasse „Kearsarge" (1898): 11720 Tonnen, 16,2 Knoten, 4 Geschütze von 330 Millimetern, 4 von 203 Millimetern, 14 von 127 Millimetern; Gürtelpanzer 419 Millimeter stark.

3 gehören zur Klasse „Alabama" (1898): 11800 Tonnen, 17 Knoten, 4 Geschütze von 330 Millimetern, 14 von 152 Millimetern, Gürtelpanzer 419 Millimeter stark.

3 gehören zur Klasse „Maine" (1901): 12500 Tonnen, 17 Knoten, 4 Geschütze von 305, 16 von 152, 6 von 76 Millimetern; Gürtelpanzer 279 Millimeter stark.

5 gehören zur Klasse „Virginia" (1904): 15200 Tonnen, 19 Knoten, 4 Geschütze von 305, 8 von 203, 12 von 152, 12 von 76 Millimetern; Gürtelpanzer 279 Millimeter stark.

5 gehören zur Klasse „Connecticut" (1905): 16250 Tonnen, 19 Knoten, 4 Geschütze von 305, 8 von 203, 12 von 178, 12 von 76 Millimetern; Gürtelpanzer 229 Millimeter stark.

Die letztgenannten zehn Schlachtschiffe sind den vorhergehenden in bezug auf Artillerie und Geschwindigkeit bedeutend überlegen. Die Schlachtschiffe können also in zwei sehr verschiedene Gruppen eingeteilt werden, von denen die zweite die Bewegungen der ersteren verlangsamen wird.

Die 11 Kreuzer gehören drei Typen an:

2 Klasse „Tennessee" (1904): 14700 Tonnen, 22 Knoten, 4 Geschütze von 254, 16 von 152 Millimetern; Panzer 127 Millimeter stark.

6 Klasse „Colorado" (1903): 14000 Tonnen, 22 Knoten, 4 Geschütze von 203, 14 von 152 Millimetern; Panzer 152 Millimeter stark.

3 Klasse „Milwaukee" (1904): 9850 Tonnen, 22 Knoten, 14 Geschütze von 152, 18 von 76 Millimetern; Panzer 102 Millimeter stark.

Diese Kreuzer sind an Geschwindigkeit einander gleich, aber die drei von der Klasse „Milwaukee" sind am Gürtel nur auf zwei Fünftel ihrer Länge gepanzert und ihre Artillerie ist sehr schwach. Sie sind in einem Kampf auf große Entfernung wertlos und anderseits würden sie in einem Nahekampf große Gefahr laufen.

Die Zerstörer, von denen der älteste vom Jahre 1899 datiert, haben 420 bis 480 Tonnen, laufen 28 bis 29 Knoten und haben 2 Torpedolancierrohre von 0,45 Metern und 2 Geschütze von 76, 5 von 57 Millimetern.

Die Vereinigten Staaten besitzen außerdem 12 Unterseeboote vom Typus

Holland, von denen 10 sich an der Küste des Atlantischen Ozeans und 2 in San Franzisko befinden. Diese Schiffe können wegen ihrer mittelmäßigen nautischen Eigenschaften nur eine rein defensive Rolle spielen, in geringer Entfernung von ihrem Ausgangshafen. Dieses Geschwader wird eine wirklich imposante Macht darstellen, wenn es vollständig konzentriert sein wird. Diese Konzentration muß nach unsrer Ansicht das erste Ziel der amerikanischen Marine sein.

Neben dem Material kommt das Personal in Betracht.

Hierüber ist viel zu sagen.

Das Personal der nordamerikanischen Marine belief sich für das Dienstjahr 1907 auf 34000 Mann (Frankreich 52000, Deutschland 42000, Japan 40000 Mann).

Diese Zahl erscheint sehr ungenügend für eine Macht, die ein so starkes Geschwader ersten Ranges unterhalten will, das für sich allein beinahe 22000 Mann erfordert.

Die Besatzungen der amerikanischen Armada sind denn auch nicht vollzählig. Es fehlt, wie es heißt, ein Viertel oder ein Fünftel des Effektivbestandes.

Ueberdies läßt die Qualität dieses Personals zu wünschen übrig. Ein Linienschiff hat innerhalb einiger Tage 60 Fälle von Desertion zu verzeichnen gehabt, und um das Umsichgreifen dieser Desertionen zu verhindern, mußte man den Mannschaften zehn Tage vor der Abfahrt jede Erlaubnis an Land zu gehen verweigern. Die Desertionen sind übrigens in der nordamerikanischen Marine sehr häufig. Ihre Gesamtzahl belief sich im Jahre 1906 auf ungefähr zehn Prozent des Effektivbestandes.

Endlich gilt die Ausbildung des Personals für unzulänglich, wohlgemerkt mit Ausnahme der Offiziere und Unteroffiziere, die vorzüglich sind.

Das Material ist selbstverständlich sehr wichtig, aber es ist weit davon entfernt, der Hauptfaktor des Sieges zu sein. Der Mut, der Eifer, die Begeisterung der Besatzungen bilden den Geist, der das tote Material beseelen und den erforderlichen Nutzen daraus ziehen muß.

Nach dieser Seite hin ist die nordamerikanische Armada von beträchtlicher Minderwertigkeit.

II. Die japanische Flotte.

Die japanische Flotte war vor dem Russisch-Japanischen Krieg ziemlich homogen, aber einerseits der Verlust der Linienschiffe „Hatsuse" und „Yashima", die durch unterseeische Minen zerstört wurden, und die Eroberung zahlreicher russischer Schiffe andrerseits haben diese Homogenität sehr gestört. Die Flotte ist heute ein wenig ungleichförmig. Sie umfaßt:

Schlachtschiffe. — 1. Die Schlachtschiffe „Satsuma" und „Aki", im Dezember 1906 und Februar 1907 vom Stapel gelassen, sind noch nicht ganz fertig; sie haben 19500 Tonnen, eine Geschwindigkeit von 20½ Knoten, 4 Geschütze von 305, 10 von 254, 12 von 120 Millimetern, einen Panzer von

279 Millimetern. Diese beiden gewaltigen Schiffe, deren Fertigstellung fieberhaft betrieben wird, sind allen amerikanischen Schlachtschifftypen überlegen. Sie sind in Yokosuka und in Kure gebaut worden.

2. Die Schlachtschiffe „Katori" und „Kashima": 16200 Tonnen, 19,5 Knoten, 4 Geschütze von 305, 4 von 254, 12 von 152, 12 von 76 Millimetern; Panzer 229 Millimeter stark. In England gebaut, sind sie im Jahre 1906 an Japan abgeliefert worden.

3. Die Schlachtschiffe „Mikasa", „Asahi," „Shikishima". Diese Schiffe von 15400 Tonnen hatten als Armierung 4 Geschütze von 305, 14 von 152, 20 von 76 Millimetern; Panzer 229 Millimeter stark; Geschwindigkeit 18½ Knoten.

Die „Mikasa", die wie die „Jéna" durch eine Explosion von Pulverkammern am 11. Dezember 1905 zerstört worden war, ist im August 1906 gehoben, ausgebessert und wieder armiert worden. Sie wurde mit 4 Geschützen von 254 statt mit 8 Geschützen von 152 Millimetern ausgestattet. Sie kann infolgedessen mit der „Katori" und der „Kashima" zu einer Division vereinigt werden.

4. Das Schlachtschiff „Fuji" (12600 Tonnen): 4 Geschütze von 305, 10 von 152, 16 von 76 Millimetern; Geschwindigkeit 18½ Knoten; Panzer 355 Millimeter stark. „Fuji" ist das älteste der modernen Linienschiffe Japans. Es ist im Jahre 1896 vom Stapel gelassen worden. Es könnte mit der „Asahi" und der „Shikishima" zu einer Division vereinigt werden. Die Versuchsfahrten des „Fuji" nach der Reparatur sind vor kurzem begonnen worden.

Dann kommen die den Russen abgenommenen, reparierten und neuarmierten Schlachtschiffe.

5. „Iwami" (früher „Orel") und „Hizen" (früher „Retwisan"): 13200 bis 13700 Tonnen; ihre Artillerie ist geändert worden. Sie haben jetzt 4 Geschütze von 305, 6 von 203 (statt 12 von 152), 20 von 76 Millimetern; Geschwindigkeit 18 Knoten; Panzer 254 Millimeter stark.

6. „Sagami" (früher „Pereswjet") und „Suwo" (früher „Pobjeda"): 12900 Tonnen; sie haben 4 Geschütze von 305 statt der 4 alten von 254, 11 von 152, 20 von 76 Millimetern; Geschwindigkeit 17 Knoten; Panzer 229 Millimeter stark.

Der Umbau des „Tango" (früher „Poltawa") ist noch nicht beendigt. Die andern japanischen oder die den Russen genommenen Schlachtschiffe und Küstenpanzer haben keinen großen militärischen Wert und können übergangen werden, ebenso wie wir die amerikanischen Küstenpanzer unberücksichtigt gelassen haben.

Die Japaner haben sich bei der Wiederherstellung und Neuarmierung der russischen Schiffe bemüht, ihnen mangels einer andern wenigstens eine Homogenität der Armierung zu geben. Alle Schlachtschiffe haben 4 305-Millimeter-Geschütze. Zu beachten ist auch — worauf besonders die Verteidiger der Artillerie mittleren Kalibers hingewiesen werden sollen —, daß eine Anzahl von Geschützen von 152 Millimetern durch solche von 203 ersetzt worden sind.

Man kommt leicht auf eine Gesamtzahl von 12 Schlachtschiffen, von denen

das älteste im Jahre 1896 vom Stapel gelassen worden ist. Die Amerikaner haben deren 18, aber keines von diesen kommt den beiden großen japanischen Linienschiffen „Aki" und „Satsuma" gleich, auch sind wir geneigt anzunehmen, daß die Japaner nichts unternehmen werden vor der vollständigen Fertigstellung dieser beiden mächtigen Einheiten, die nahe bevorsteht.

Panzerkreuzer. Zwei große Panzerkreuzer, der „Ibuki" und der „Kurama", die am 21. Oktober und am 21. November 1907 vom Stapel gelassen wurden, sind noch nicht fertig und werden es erst im Jahre 1909 sein.

Ferner sind vorhanden:

1. Der „Ikoma" und der „Tsukuba": 14800 Tonnen, 22 Knoten, 4 Geschütze von 305, 12 von 152, 12 von 120 Millimetern; Panzer 177 Millimeter stark. Dies sind eigentlich schnelle Schlachtschiffe, die mit „Aki" und „Satsuma" eine Division werden bilden können, denn sie haben wie diese 4 305-Millimeter-Geschütze. Sie sind im Dezember 1905 und im Januar 1906 vom Stapel gelassen worden und heute fertig.

2. „Nishin" und „Kashuga": 7700 Tonnen, 20 Knoten, 4 Geschütze von 203, 14 von 152, 10 von 76 Millimetern; Panzer 150 Millimeter stark.

3. „Adzuma," „Iwate," „Idzumo," „Asama," „Tokiwa," „Yakumo": 9500 bis 9800 Tonnen, 4 Geschütze von 203, 14 von 152, 12 von 76 Millimetern; 20 bis 21 Knoten; Panzer 152 Millimeter stark.

4. „Aso" (früher „Bajan"), den Russen weggenommen: 7850 Tonnen, 21 Knoten, 2 Geschütze von 203, 8 von 152, 20 von 76 Millimetern; Panzer 200 Millimeter stark.

Das sind im ganzen 11 Panzerkreuzer, von denen der älteste im Jahre 1898 vom Stapel gelassen worden ist.

Geschützte Kreuzer. Hierzu gehören: 4 geschützte Kreuzer von 5000 bis 6600 Tonnen; Geschwindigkeit 20 bis 23 Knoten; 8 geschützte Kreuzer von 2750 bis 4000 Tonnen; Geschwindigkeit 20 bis 24 Knoten. Zwei dieser geschützten Kreuzer sind ganz neu.

3 kleine Kreuzer von 1250 Tonnen; Geschwindigkeit 21 bis 23 Knoten. Zwei davon sind neu.

Alle datieren frühestens vom Jahre 1895; 3 von ihnen sind den Russen abgenommen worden („Pallada", „Warjag" und „Nowik").

Zerstörer. Japan besitzt viele Zerstörer. Einen deutlichen Beweis dafür, daß die Lehren des letzten Krieges es nicht zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß die Torpedobootsflottillen nutzlos sind, liefert die Tatsache, daß es in den Jahren 1905/1906 29 Zerstörer von 386 Tonnen, mit einer Geschwindigkeit von 29 Knoten, armiert mit 2 Torpedolancierrohren und 6 Geschützen von 76 Millimetern, vom Stapel gelassen hat. Es hat 5 größere, die noch im Bau befindlich sind und bald fertig sein werden, und besitzt 23 von 240 bis 386 Tonnen, mit einer Geschwindigkeit von 26 bis 29 Knoten, die von 1898 bis 1904 vom Stapel gelaufen sind; drei den Russen genommene eingerechnet, armiert mit 2 Torpedolancierrohren, 1 Geschütz von 76, 5 von 57 Millimetern.

Die Japaner haben also im ganzen 57 Zerstörer, denen noch 15 Torpedoboote von 125 bis 150 Tonnen hinzugerechnet werden müssen, die von 1898 bis 1905 vom Stapel gelaufen sind, eine Geschwindigkeit von 26 bis 29 Knoten, 3 Torpedolancierrohre und 3 Geschütze von 47 Millimetern haben.

Unterseeboote. Endlich besitzt Japan 7 Unterseeboote vom Typus „Holland", rein defensive Fahrzeuge, die, wie es scheint, in einem Kampf mit den Vereinigten Staaten keinerlei ernste Rolle spielen werden.

Japan hat seit anderthalb Jahren eine unglaublich lebhafte Tätigkeit entfaltet, um die havarierten Schiffe, wie die „Mikasa" und die russischen Schlachtschiffe, instand zu setzen, um die angefangenen Schiffe fertigzustellen und seine Vorräte zu erneuern.

Alles in allem steht die japanische Marine der der Vereinigten Staaten an Zahl der Schlachtschiffe nach, ist ihr aber an Panzerkreuzern und vor allem an kleinen Kreuzern und an Zerstörern überlegen.

In einem Kampfe dieser Art können in Anbetracht der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes die Unterseeboote, welche die beiden einander gegenüberstehenden Nationen gegenwärtig besitzen und die vom Typus „Holland" sind, nicht viel helfen; ihre mittelmäßigen nautischen Eigenschaften und ihr geringer Aktionsradius verurteilen sie zu einer Defensivrolle auf kurze Entfernung von ihren Ausgangshäfen.

Aber der Punkt, in dem Japan unendlich überlegen ist, ist das Personal. Es ist überflüssig, sein Lob zu singen nach dem Russisch-Japanischen Kriege, in dem es alle seine hervorragenden Eigenschaften gezeigt hat: von einem begeisterten Patriotismus beseelt, nüchtern, ausdauernd, hinlänglich ausgebildet als Maschinist oder Torpedier, ein ausgezeichneter Artillerist, hat der japanische Seemann noch obendrein den Stolz auf seine Siege, das Vertrauen, das der Triumph über einen so gefürchteten Gegner wie Rußland einflößt, und die Kriegserfahrung für sich.

Kurz, das Personal ist völlig auf der Höhe, was bei der amerikanischen Flotte nicht der Fall ist.

III. Die Aussichten des Kampfes.

Welchen Verlauf kann der Kampf nehmen?

Wir wollen es nicht machen wie eine bedeutende Zeitschrift, die kürzlich das Geschwader des Admirals Evans mit dem des Admirals Roschdjestwensky verglich. Das amerikanische Geschwader ist dem heterogenen Gemengsel, das Rußland nach dem äußersten Osten schickte, in jeder Hinsicht unendlich überlegen. Was man für die Flotte zu fürchten scheint, ist, daß sie, mit Munition und Lebensmitteln vollgestopft und nach dem Aufenthalt in einem Hafen mit Kohlen überladen, unter diesen ungünstigen Umständen angegriffen werden könnte. Es ist wohl zu beachten, daß dieses mächtige Geschwader von 16 Schlachtschiffen keinen einzigen Aufklärungskreuzer besitzt, der als Avantgarde dienen und dem Oberbefehlshaber Rekognoszierdienste leisten könnte. Erst infolge eines in jüngster

Zeit gefaßten Beschlusses haben die 6 Zerstörer von Rio de Janeiro an die Fahrt mit den Schlachtschiffen zusammen zu machen.

Ist ein derartiger Angriff von seiten Japans möglich? Wenn die amerikanischen Küsten den japanischen Inseln näher wären, so wäre es natürlich verlockend, einen Angriff zu unternehmen. Die amerikanischen Flottenstreitkräfte sind gegenwärtig in mehrere Gruppen zersplittert: 1. das Geschwader des Admirals Evans, das nach dem Großen Ozean unterwegs ist; es muß gegen den 10. Februar mit den sechs Zerstörern aus der Magelhaensstraße debouchieren; 2. zu derselben Zeit werden die „Tennessee" und die „Washington" sich mit den Panzerkreuzern des Pazifikgeschwaders und dessen zwei Zerstörern vereinigt haben; 3. die Monitors und Zerstörer bei den Philippinen werden immer allein und sehr exponiert sein.

Wenn also ein feindliches Geschwader sich zwischen die beiden Hauptgruppen schieben würde, indem es gegen den 15. Februar in Callao einträfe, so wäre die Lage der amerikanischen Geschwader sehr kritisch.

Die übergroßen Entfernungen in dem unermeßlichen Stillen Ozean machen diesen Fall unwahrscheinlich. Es sind etwa 9000 Meilen von Jokohama nach Callao, und es besteht keine Möglichkeit, unterwegs einen Hafen anzulaufen — wofern nicht die Japaner sich der Sandwichinseln bemächtigen, die ungefähr auf dem Wege und etwa 4000 Seemeilen von Japan entfernt liegen. Selbst wenn man dies annimmt, erscheint eine kriegerische Aktion, 5000 Meilen von einer provisorischen Basis entfernt, sehr schwierig.

Der erste Akt, die Konzentration der amerikanischen Streitkräfte in der Magdalenabai, wird also, wie es scheint, ohne weitere Zwischenfälle als die Havarien und sonstigen Zwischenfälle, die zur See auf einer 13000 Meilen langen Reise immer zu befürchten sind, vor sich gehen.

Die Vereinigten Staaten werden den ersten Punkt markieren. Was wird ihr zweiter Schritt sein? Wird es die Entsendung dieses Geschwaders nach den Philippinen sein? Ich bin überzeugt, daß es dort nicht rechtzeitig eintreffen würde. Die Philippinen würden vorher von Japan genommen sein.

Die Japaner werden in den Tagalen ein Volk gleicher Rasse finden; man darf nicht vergessen, daß alte Ueberlieferungen besagen, die Nippons seien von den Sundainseln und den Philippinen gekommen, um die Inseln zu erobern, die das gegenwärtige Japan bilden.

Die Tagalen stehen in dem Rufe, daß sie nur wenig Sympathie für die Amerikaner haben. Sie wären also wertvolle Hilfstruppen für die Japaner. Uebrigens ist schon seit vielen Monaten die Anwesenheit von zahlreichen Japanern im Archipel konstatiert worden.

Die Vereinigten Staaten haben sich umsonst die Mühe gemacht, in Eile die Bucht von Manila zu befestigen. Die Leute, die mit Port Arthur fertig geworden sind, einem Brocken, der erheblich schwerer zu verdauen war, werden nicht sehr in Verlegenheit sein, wenn es gilt, Manila zu erobern.

Die japanische Marine wird dort das große Dock Dewey finden, das im-

stande ist, Schiffe von 16000 Tonnen aufzunehmen, und das ihr von großem Nutzen sein wird, wenn es nicht gebrauchsunfähig gemacht wird, ehe es ihnen in die Hände fällt.

Der zweite Punkt wird also von Japan markiert werden.

Es steht nach meiner Ansicht außer Zweifel, daß die Sandwichinseln dasselbe Schicksal haben werden wie die Philippinen. Auf eine Gesamtbevölkerung von 160000 Einwohnern rechnen die gemäßigtesten Schätzungen 60000 Japaner, von denen viele alte Soldaten sind.

Ein mir befreundeter Offizier hat sie unter der Maske von Turnvereinen in der Umgegend von Honolulu Bataillonsexerzieren und Felddienst üben sehen; sie waren mit Stöcken bewaffnet — aber die Gewehre werden nicht weit sein.

Die Sandwichinseln nehmen im Nordpazifik eine strategische Position ersten Ranges ein. Sie sind der Kreuzungspunkt der großen Routen im Pazifik: zwischen San Franzisko und den Sundainseln, zwischen Vancouver und Australien und besonders auf halbem Wege zwischen dem künftigen Panamakanal einerseits, China und Japan anderseits.

Man ersieht daraus die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung dieses Archipels. Er wird in dem Kampfe eine große Rolle spielen.

Ich glaube fest, daß Japan den dritten Punkt markieren wird, indem es von den Sandwichinseln Besitz ergreift.

Hier gelangen die Amerikaner, die hinsichtlich der Philippinen, welche ganz nahe bei Formosa, 1800 Meilen von Jokohama und mehr als 7000 Meilen von San Franzisko entfernt, liegen, im Nachteil waren, wieder in den Vorteil, denn die Sandwichinseln sind dem amerikanischen Kontinent bedeutend näher als den japanischen Inseln.

Wer wird den vierten Punkt markieren? Dieser Vorteil der Entfernung wird dadurch ausgeglichen, daß es den Vereinigten Staaten auf ihrem eignen Gebiet an einer maritimen Basis fehlt. Ich habe schon gesagt, daß es an der Küste des Großen Ozeans nur ein einziges Dock gibt, das die großen Schlachtschiffe und Panzerkreuzer aufnehmen kann. Das kann von ungeheuerm Einfluß auf das Ergebnis des Kampfes werden, und das beweist, daß eine große Kriegsmarine mit allen Hilfsvorkehrungen, deren sie bedarf, ein Werk ist, das einen langen Atem erfordert und nicht improvisiert werden kann.

Derjenige der beiden Gegner, der endgültig Herr des Meeres bleibt, wird die Sandwichinseln behalten.

Da man nicht annehmen kann, daß dieser Krieg lange Jahre, d. h. die für den Besiegten zum Bau einer neuen Flotte erforderliche Zeit dauern wird, so glaube ich, daß der Kampf damit endigen wird. Man wird ebensowenig eine Landung der Japaner in Amerika wie eine Landung der Amerikaner in Japan erleben.

Der Kampf wird ausschließlich zur See ausgefochten werden und wird zu Ende sein, sobald die Marine des einen der beiden Gegner der des andern gegenüber in einem Zustand absoluter Inferiorität sein wird. Deshalb wird

dieser Krieg, der nicht die Unterhaltung zahlreicher Streitkräfte erfordert, viel weniger kostspielig sein als ein großer Krieg zu Lande — und dieser Umstand erlaubt den Japanern, ihn trotz des schlechten Standes ihrer Finanzen zu unternehmen.

Ich bin überzeugt, daß die Frage der Suprematie im Stillen Ozean bald mit Kanonenschüssen gelöst werden wird. Welches Ereignis wird das Signal zum Kampf geben? Wird es die Ankunft von Admiral Evans' Geschwader im Stillen Ozean tun? Oder, nachdem die Konzentration der amerikanischen Geschwader sich vollzogen hat, deren Abfahrt nach den Philippinen? Wird es das Scheitern der auf die japanische Einwanderung bezüglichen Verhandlungen tun? Oder endlich einer jener unerwarteten Zwischenfälle, welche die menschlichen Vermutungen zunichte machen?

Die Zukunft wird es uns lehren; ich glaube, daß das Jahr 1908 nicht verstreichen wird, ohne daß wir den Beginn dieses großen Duells erleben.

Paris, Anfang Februar 1908.

*

Die Angaben über Zusammensetzung und Wert der amerikanischen und japanischen Schiffe in dem vorstehenden Aufsatz sind unter den obwaltenden Umständen von ganz besonderem Interesse, nur dürften sie in betreff des den amerikanischen Bemannungen zugeschriebenen geringen Wertes eine ganz entschiedene Korrektur erfordern. Unter angeworbenen Leuten, wie zum Beispiel auch in der englischen Marine und Armee, wird die Zahl der Desertionen immer eine sehr viel höhere sein als in ähnlichen auf dem Wege der allgemeinen Dienstpflicht gebildeten und ergänzten Körpern. Für die amerikanische Marine ist aber, wie sich das früher immer und zuletzt noch im Kriege gegen Spanien gezeigt hat, auch im Falle eines Krieges gegen Japan auf ein Zuströmen von Freiwilligen zu rechnen, das mehr als hinreichen würde, um etwa vorhandene Lücken auszufüllen, und als ein ganz vorzügliches Material anzusehen sein dürfte. Auch die Bedeutung einzelner besonders großer Schiffe scheint überschätzt zu werden. Das konzentrierte Feuer von zwei Schiffen von 13 000 Tonnen auf eins von 19 000 dürfte bei entsprechend gleicher Artillerie den Unterschied in der Größe sowie der Zahl der Geschütze der einzelnen Schiffe wohl ausgleichen. Der dritte Abschnitt des Aufsatzes, „Die Aussichten des Kampfes", bietet ebenfalls viel Interessantes, ist aber doch zu sehr auf Voraussetzungen gestützt, die der Wahrscheinlichkeit entbehren, um für den Augenblick mehr als eine geistreiche Hypothese darzustellen. Die Einwanderungsfrage ist, wie sie heute liegt, weder ein Grund noch ein Vorwand für einen Zusammenstoß zwischen Japan und Amerika; die Ursachen, die zu einem solchen führen könnten und vielleicht führen werden, liegen an andrer Stelle und dürften Faktoren in den Kampf verwickeln, die selbst den chauvinistischen Japanern Veranlassung zum Nachdenken geben werden.

M. von Brandt.

Die Südseebewohner und ihre Herkunft

Von

Freiherrn von Schleinitz

(Schluß)

Wir waren auf meiner Reise mit der „Gazelle“ die Ansicht der Ethnologen wohlbekannt, nach der man die hellen Polynesier mit den ebenfalls etwas hellen Malaien in einen Topf warf, sie für ein und dieselbe Rasse mit geringen Stammesverschiedenheiten, je nach Aufnahme von mehr oder weniger schwarzem Blut, erklärte und die Bezeichnung Malaien-Polynesier schuf. Nachdem ich die Malaien durch mehrfachen Besuch ihrer Heimatsländer auf dieser und meinen früheren Reisen gründlich kennen gelernt hatte, war ich erstaunt, bei Erreichen der polynesischen Inseln in ihren Bewohnern einen augenscheinlich ganz andern Menschenschlag kennen zu lernen, nicht bloß in der äußeren Erscheinung, sondern vor allem im Wesen, Betragen, Charakter. Entfernte äußerliche Aehnlichkeit besteht allerdings in der Hautfarbe und im Kopfhaar, weniger schon in der Form und im Ausdruck des Gesichts, gar keine in der Figur und in Haltung und Auftreten. Der Malaie ist durchschnittlich klein, hat zwar einen ziemlich proportionierten, aber doch wenig kräftigen Körper, meist die bekannten schiefliegenden mongolischen Augen, ist in seinem Benehmen zurückhaltend, scheu, oft finster, mißtrauisch, jähzornig, unterwürfig und schweigsam, der Polynesier meist groß, wohlgebaut, kräftig, muskulös und mit offenem Gesichtsausdruck, ist auch im Charakter offen, kindlich heiter, freimütig, gesprächig, liebenswürdig. Es war mir, als ich die Leute näher kennen lernte, ohne weiteres klar, daß, wenn überhaupt, so doch nur eine recht entfernte Verwandtschaft beider Rassen bestehen könne.[1]) Der Polynesier erinnert ohne Frage an die kaukasische Rasse, wenn man in ihm einen reinen kaukasischen Typus auch schwerlich finden wird, der Malaie erinnert in nichts hieran.

Es sei gestattet, über den äußeren Eindruck, den erstere machen, auch noch ein paar andre Stimmen zu zitieren.

Dr. Th. Stretz bezeichnet die Erscheinung eines Häuptlings der Marquesas als imponierend: „Der Hüne hatte dichtes schwarzes, etwas gelocktes Kopfhaar, ein fast rundes Gesicht von durchaus europäischem Schnitt und ein paar Augen, in denen ebensoviel Gemüt als Verstand lag.“

Der Ethnologe Professor Flower, der bei seiner Rasseneinteilung der Menschen die Malaien zu den Völkern mit mongolischem Blut stellt, sagt von den Polynesiern, daß sie nur sehr wenig von den mongolischen Rasseneigentümlichkeiten

---

[1]) Nach einer Tabelle im anthropologischen Teil der österreichischen Novaraexpedition beträgt die Durchschnittsgröße gemessener Polynesier 179 Zentimeter, die der Malaien nur 157 Zentimeter. Zum Vergleich sei angeführt, daß als Durchschnittsmaß Deutscher 166 Zentimeter angegeben werden. Diese Maße dürften sehr bezeichnend sein.

aufweisen und schwer zu plazieren seien. Sie wären vielleicht von malaiischem Blut beeinflußt, aber in vielen Beziehungen näherten sich einzelne Stämme doch auch sehr dem kaukasischen Typus.

Der englische Ethnologe A. H. Keane, auf dessen Hypothese der kaukasischen Stämme Asiens und der Südsee ich noch zurückkomme, spricht sich mit Bestimmtheit für die Zugehörigkeit der Polynesier zur kaukasischen Rasse aus und erklärt sie als eine der feinsten Rassen der Menschheit, bei der nichts an mongolisches Blut erinnere. Die Größe dieser Leute sei vielfach 5 Fuß 10 Zoll, ihr Haar glatt, oft wellig, der Bart voll, aber meist künstlich entfernt, sie besäßen ein fröhliches und gutes Temperament, vertrauensvolle Anlage u. s. w.

Vorstehendes dürfte die geringe Aehnlichkeit zwischen Malaien und Polynesiern hinreichend beleuchten und außer Zweifel stellen, daß letztere einer körperlich und geistig der ersteren überlegenen Rasse angehören, und es erscheint doch undenkbar, daß ein körperlich und seelisch niedriger stehendes Volk, das auf den denkbar schönsten, fruchtbarsten, alle höheren Lebensbedingungen erfüllenden, üppigen Inseln, die noch dazu in ganz naher Verbindung mit dem reichen, großen Asien stehen, ansässig ist, wie die Malaien, nach Abwanderung auf in fast jeder Richtung minderwertigere Inseln, die, abgesehen von einem schönen Klima, wenig bieten und gerade in bezug auf die Ernährungsverhältnisse vergleichsweise arm zu nennen sind, zu einer weit vollkommeneren Rasse sich entwickle. Hierzu kommt aber noch die bereits hervorgehobene nautische Schwierigkeit der Ostwärtsschiffung in den in Rede stehenden Gegenden.

Diese Verhältnisse in ihrer Gesamtheit waren von der Ethnologie, namentlich der deutschen, gar nicht zur Erwägung gezogen, vielmehr hatte man einfach aus Anklängen der polynesischen Sprache an die malaiische und einer entfernten Aehnlichkeit in der Hautfarbe, dem Haar und etwa in einigen Gesichtszügen der Leute seine Theorie konstruiert.[1]) Mit dieser Sprachenverwandtschaft, die zuerst von Forster, dem Begleiter Cooks, behauptet wurde, dem dann die meisten Ethnologen folgten, ist es aber gar nicht weit her, und sie läßt sich vollkommen erklären auch ohne Rassenverwandtschaft. Ist es doch eine heutzutage von der Sprachforschung wohl durchweg anerkannte Wahrheit, daß Rassenverwandtschaft und Sprachen-

---

1) Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Eingeborene der Inseln auf die gestellte Frage, von wo sie eingewandert seien, den Westen bezeichnet haben sollen. Ob man annehmen darf, daß die Leute, die keine Schriftsprache besitzen, eine sich auf tausend Jahre zurückerstreckende mündliche Tradition über ihre Herkunft haben, will ich dahingestellt sein lassen, jedenfalls aber dürfte dabei nicht außer Betracht zu lassen sein, daß die dunkle Bevölkerung, mit der die Polynesier sich, soweit sie dieselbe nicht verdrängt haben, mischten, vermutlich vom Westen stammt (worüber später Näheres) und daß sie deren Tradition aufgegriffen haben könnten. Ich möchte aber auch eine Verwechslung nicht für ausgeschlossen halten. Ihrer Göttersage und Religion nach liegt das Land, wohin ihre Seelen wandern und das auf den Tongainseln (nach Bastian) Bolota genannt ist, im Westen. Es scheint mir das dafür zu sprechen, daß das Volk von Osten eingewandert ist, denn man könnte doch wohl gerade bei Herkunft aus dieser Richtung einen Trieb nach dem Lande der Verheißung im Westen vermuten, wohin die abgeschiedenen Seelen vorauseilen.

verwandtschaft durchaus nicht notwendig einander bedingen. Es ist eine historische Tatsache, daß vielfach andersprachige Völker, zum Beispiel infolge ihrer Unterwerfung, die Sprache der Sieger, mehrfach aber auch, daß die Sieger die Sprache der Besiegten annahmen und daß die früher dort herrschende Sprache mehr oder weniger ausstarb. Die nur in geringem Maße vorhandene Uebereinstimmung der körperlichen Rassenmerkmale zwischen Polynesiern und Malaien haben denn auch Forscher, wie z. B. Wallace, dazu geführt, die ersteren für Autochthonen eines untergegangenen Kontinents zu erklären. Der schon erwähnte Mr. A. H. Keane spricht sich dahin aus, Malai-Polynesier sei eine gänzlich verkehrte Bezeichnung, denn es gäbe keine malaiisch-polynesische Rasse. Der österreichische Sprachforscher Dr. Fr. Müller hat festgestellt, daß die Sprache der zwischen den Sitzen der Malaien (Ostindien) und denen der Polynesier auf den westlichen Inseln des Großen Ozeans angesessenen Melanesier der malaiischen Sprache näher steht als letztere derjenigen der östlichen Polynesier.

Diese Feststellung führt zu einer vollkommenen Erklärung. Nimmt man an, die Melanesier hätten früher auch die östlichen, jetzt polynesischen Inseln bewohnt und wären, von den Polynesiern zum Teil verdrängt, nach West ausgewichen, zum Teil hätten sich aber beide Rassen gemischt, so ist dadurch nicht nur erklärt, daß in der polynesischen Rasse auch vielerorts dunkles Blut erkennbar ist, sondern auch, daß manches aus dem malaiischen Idiom der dunkeln Rasse von den Polynesiern angenommen worden ist. Daß die Melanesier aber sehr vieles aus der malaiischen Sprache aufgenommen haben, ist bei der wahrscheinlich seit Jahrtausenden bestehenden Nachbarschaft beider Rassen und der nachweislich vielfach stattgehabten Mischung nur natürlich.

Nun ist aber tatsächlich die Verwandtschaft der polynesischen und malaiischen Sprache eine ganz oberflächliche, viel geringer, als man nach Forster annahm. Der französische Forscher Eyriand de Vergues sagt, daß kaum eine Spur von Verwandtschaft zwischen der Sprache der Polynesier und Malaien bestände, abgesehen davon, daß beide einige ähnlich klingende Worte besitzen. John Crawfurd fand unter 5254 Worten der neuseeländischen Maorisprache nur 85 malaiischen Ursprungs. Auf den Marquesas- und Sandwichinseln fand er unter 6123 Worten nur 74 malaiisch-javanische. Es bewog dies den gewiegten Forscher, selbst die *sprachliche* Verwandtschaft zwischen Malaien und Polynesiern ganz in Abrede zu stellen. A. H. Keane bemerkt in einer größeren Arbeit über die Menschenrassen und ihre Wanderungen, daß *ähnliche Worte* in den Sprachen gar nicht auf Verwandtschaft der betreffenden Völker deuten, viel eher täten dies die gleichen Prinzipien im *Aufbau* der Worte und Sätze. Er stellt eine sehr ausgedehnte Sprachenfamilie fest, welche die verschiedensten Rassen umfaßt, sich nämlich von Madagaskar bis zur Osterinsel und von Hawai bis Neuseeland erstreckt, ihren Ursprung aber von den kaukasischen Völkern Hinterindiens, nämlich von dem ausgedehnten Stamm der Khmer in Kambodscha nähme. Keane hebt Eigentümlichkeiten dieses Sprachsystems hervor, wie sie in keinem andern vorkommen. Es stelle sich dasselbe als ein organisches Prinzip einer primitiven

Sprache dar vor ihrer Differenzierung bei den verschiedenen kontinentalen und den ozeanischen Stämmen, denen allen das Grundprinzip dieser Sprache eigne. Von den Polynesiern sagt er, daß keinerlei Anzeichen dafür vorlägen, daß sie im Laufe der Zeit ihre Sprache wesentlich modifiziert hätten, die ein sehr einfaches phonetisches System darstelle. Die bei den Ethnologen übliche, auf eine gewisse Sprachähnlichkeit gegründete Rassenbezeichnung sei ganz verkehrt, da es eine solche Rasse im anthropologischen Sinne gar nicht gäbe. Er bemerkt ferner, daß es im malaiischen Dialekt auch Sanskritworte gäbe, was daher käme, daß die Malaien ein Mischvolk seien, dem durch die Hindus solche Worte zugetragen wären, der kaukasisch-ozeanische Zweig sei aber zu dieser Zeit schon ostwärts gewandert gewesen. [1])

Wenn dieser Exkurs auf das linguistische Gebiet nötig erschien, um die Bedenklichkeit des Unterfangens, sprachliche mit anthropologischer Stammesverwandtschaft zu identifizieren, zu beleuchten, so scheint es angezeigt, jetzt auf die andern Merkmale zurückzukommen, aus denen man eine Rassenverwandtschaft zwischen kaukasischen und amerikanisch-polynesischen Stämmen herleiten könnte, wie sie in jener hier besprochenen Schrift angenommen wird.

Es werden da in erster Linie die Steinbauten in Zentralamerika und auf verschiedenen Inseln des Großen Ozeans aufgeführt, die in ihrer Eigentümlichkeit und Großartigkeit das Erstaunen und die Bewunderung der Entdecker und Besucher hervorriefen. Wir stehen hier allerdings vor einem Rätsel, da sowohl die gegenwärtige Kulturstufe wie die Veranlagung der dortigen eingebornen Stämme kaum gestattet, anzunehmen, daß *sie* oder ihre direkten Vorfahren die Erbauer gewesen seien. Daß die amerikanischen Bauten, die übrigens *zwei* Perioden [2]) angehören, *sehr* alt sind, geht u. a. daraus hervor, daß Desiré Charnay bei Ausgrabungen von mexikanischen Bauten neben Erd- und Porzellanwaren, die an japanische erinnern sollen, sowie Eisen und Glas auch Reste des längst ausgestorbenen amerikanischen Pferdes fand und Beweise, daß dieses als Haustier gehalten wurde.

Wenn es auch denkbar ist, daß ein vom Weltverkehr abgeschlossenes Volk, dessen Körper- und Geistestätigkeit nicht in besonderem Maße in Anspruch genommen wird, z. B. auf einer isolierten Insel, degeneriert, [3]) so kann man sich

---

[1]) G. Massey macht übrigens in seinem „Book of the Beginning" auf die Aehnlichkeit von Maoriworten mit altägyptischen aufmerksam.

[2]) Die jüngeren Bauten, darunter die der Azteken, sollen weniger hervorragend sein als die alten. Man schreibt einige der Bauten den Tolteken zu. Tolteke soll „Erbauer" heißen.

[3]) Ein solcher Fall scheint sich zum Beispiel auf der Insel Teneriffa mit den ausgestorbenen hellfarbigen, blonden und großgewachsenen Guanches ereignet zu haben, die bei der Entdeckung der Kanaren noch vorgefunden wurden, sich durch gute Geistes- und Charaktereigenschaften auszeichneten, aber auf sehr niedriger Kulturstufe (Steinzeitalter) stehengeblieben oder auf solche herabgesunken waren. Herr Hans Meyer hält diese der Vernichtung durch die normannisch-spanischen Eroberer unterlegenen interessanten Menschen für vom nahen Afrika stammende Berber. Neben diesen hellen Guanchen waren auf den Inseln noch zwei dunkle Rassen ansässig, nach Meyer wahrscheinlich präsemitische Armenoiden, aus Asien stammend, und Hamiten.

das doch schwer auf einem alles zur menschlichen Kultur Erforderliche in hohem Maße bietenden Kontinent vorstellen. Diese Erwägung ist es wohl, die mehrerseits die Vermutung erstehen ließ, daß in diesen Gegenden einst ein Volk von höherer Kultur als selbst die Azteken (deren Bauten stehen weniger hoch) gesessen habe, das nicht gut von wo anders als aus Europa oder Asien stammen konnte. Unerklärt wäre dabei aber sein Verbleib, da gerade bei den helleren Stämmen Zentral- und Südamerikas von höherer Kultur wenig zu finden war, mit Ausnahme bei einigen in ihrer Erscheinung aber weniger an die kaukasische oder asiatische Rasse erinnernden Stämmen, nämlich Azteken, Tolteken u. a.

Es gibt, wie mir scheint, da nur die eine Erklärung, daß jenes Kulturvolk in seinen intelligentesten Elementen, wahrscheinlich von kriegerischeren Völkern besiegt und verdrängt, ausgewandert ist, die etwa mit andern eingebornen Stämmen, vielleicht als Sklaven, erzeugte Deszendenz, welche die jetzigen hellen Indianer Zentral- und Südamerikas sein könnten, zurücklassend. Der Kern dieses, wenn auch in seiner Masse sehr reduzierten Kulturvolkes müßte zunächst längs der Anden südwärts, dann über See, wie seine Vorväter nach West, weitergewandert sein, und mit dem günstigen Passatwinde wäre es für ihn nicht schwierig gewesen, die zahlreichen Inselgruppen des Großen Ozeans, die Marquesas-, Niedrigen Inseln, Gesellschafts- und Navigatorinseln u. s. w., zu erreichen. Man kann sich eine solche Wanderung über See nicht anders vorstellen, als in einer großen Anzahl von Fahrzeugen, die bei der Fahrt nicht sämtlich zusammenzuhalten sind, so daß die einen diese, andre eine andre Insel erreichten.[1]) Die dunkelhäutigen und kraushaarigen Bewohner jener Gruppen könnten teils nach West zurückgedrängt, teils vernichtet, teils — namentlich die Frauen — zur Gründung der gegen-

---

[1]) Die östlichste der Inseln, auf der wunderbare Skulpturen u. a. gefunden wurden, ist die bekannte Osterinsel (Weihu). Ihre kolossalen Steinbilder (Hermen) geben namentlich insofern ein Rätsel auf, als dieselben nicht an Ort und Stelle aus dem Fels herausgemeißelt wurden, sondern in Entfernung mehrerer Kilometer von ihrem jetzigen Standorte, nach dem sie dann transportiert wurden. Da ihr Gewicht auf 400 bis 600 Zentner geschätzt wird, muß das Volk, das sie herstellte, mit Anwendung und Wirkung von Hebeln, Rollen, Seilen u. s. w. vertraut gewesen sein und ein auffallend großes Maß von Umsicht, Zähigkeit und Energie besessen haben. Auch gehörte zur Vollbringung dieses Werkes jedenfalls eine große Menschenmenge, wie sie die keineswegs fruchtbare kleine Insel schwer für die Dauer hätte ernähren können. Daher wurde die nicht ganz unwahrscheinliche Ansicht aufgestellt, daß die Erzeuger der Bildsäulen mit ihren Fahrzeugen sich nur vorübergehend auf der Insel aufgehalten und nach Ausführung ihres Werkes, vielleicht unter Zurücklassung einiger, weitergezogen seien. Der französische Ethnologe Pissart berichtet, daß die jetzigen Bewohner der Insel nach ihrer Tradition von der weiter westlich gelegenen Insel Rapa eingewandert seien und die vorgefundenen Urbewohner massakriert hätten. Da diese Inseln an der südlichen Grenze der Passatzone liegen, ist Schiffahrt nach Ost und West nicht gehindert. Man will übrigens in den ziemlich roh ausgehauenen Köpfen der Bildsäulen (wieviel bei dem jetzigen Aussehen auf Verwitterung zu rechnen, bleibt dahingestellt) Aehnlichkeit mit den Darstellungen des altperuanischen Gottes Agmarat gefunden haben. Uebrigens kommen auf der Insel auch noch recht sauber aus Holz geschnitzte Götzen und Tafeln mit einer Art Hieroglyphenschrift vor.

wärtigen Rasse, in der meist dunkles Blut erkennbar ist, gedient haben. So würde es sich ganz naturgemäß gestaltet haben, daß auf den östlichsten Inseln (Marquesas u. s. w.), wo die größere Zahl der Einwanderer sich niederließ, der helle polynesische Schlag sich reiner erhalten hat als auf den weiter im Westen gelegenen (Tonga-, Fidschiinseln, der östliche Teil Neuguineas, Neuseeland), und dies entspricht dem tatsächlichen Befund. Von der Sprache der unterworfenen Bewohner ist denn bei dieser Deplazierung oder Mischung vieles in die Sprache der Eroberer übergegangen.

Wollte man unter Bezugnahme auf meinen Hinweis von der Schwierigkeit des Ostwärtswanderns eines seefahrenden Volkes innerhalb der Passatzone gegen obige Hypothese geltend machen, daß die auf den östlichen Inseln vorgefundene dunkle Bevölkerung, deren Hauptsitze im Westen liegen (ihre Verwandtschaft mit den afrikanischen Negern ist gar nicht zu bezweifeln, trotz vieler körperlicher Abweichungen), ebenfalls *gegen* den Passat nach den östlichen Inseln hätten vorgedrungen sein müssen, so ist darauf zu entgegnen, daß es keineswegs ausgeschlossen ist, daß die westlichen Inseln bis einschließlich der Tongainseln die Ueberbleibel eines versunkenen, durch Neuguinea mit Asien (vielleicht auch mit Neuseeland) dereinst in Verbindung gewesenen Kontinentes sind, wie von einzelnen Ethnographen und Geographen auch schon angenommen ist. Die Tiefenverhältnisse des Großen Ozeans gestatten diesen Schluß sehr wohl, und man hat in ethnographischen Fragen, seitdem man Grund zu der Annahme hat, daß der Mensch schon im Tertiär lebte, nicht mit tausenden, sondern mit zehn- und hunderttausend Jahren zu rechnen, was die alte Ethnologie immer zu wenig beachtet hat. Es spricht für diese Thesis übrigens auch die Fauna und Flora der westlichen Inseln des Großen Ozeans, die einen ganz andern Charakter aufweist, als die der östlichen, und teilweise asiatischen Ursprungs ist.

Ein etwaiger Einwand, daß den Melanesiern auch in diesem Falle das Wandern nach Ost auf die östlichen Inseln, auf denen die Polynesier sie vorfanden, also gegen den Passat, nicht möglich gewesen wäre, wird dadurch hinfällig, daß, wenn und solange an der Stelle der westlichen Inseln ein Kontinent bestanden hat, auch die meteorologischen Verhältnisse ganz andre als die heutigen gewesen sein mußten. Es hätten dann jene östlichen Inseln nämlich im Bereiche des westlichen Monsuns gelegen, dem sie durch das Sinken jenes Kontinents entrückt wurden.

Wenn Vorstehendes auch nur Hypothese ist, der die ganz sicheren Grundlagen noch fehlen (die anthropologischen Vergleiche, zum Beispiel zwischen hellen amerikanischen Stämmen und den [möglichst] *reinen* Polynesiern), so dürfte diese doch geeignet sein, manche bisher nicht erklärliche, bereits angedeutete Vorkommnisse ethnologischer Natur verständlicher werden zu lassen. Von den großen merkwürdigen Steinbauten wurde in diesem Sinne gesprochen. Wenn auch die auf dem amerikanischen Kontinent vorkommenden weit großartiger sind als die auf den Inseln im Großen Ozean und sich wohl nur mit den prachtvollen Bauten vergleichen lassen, die in Hinterindien von Keane der kaukasisch-asiatischen Rasse

zugeschrieben werden, so haben doch mehrere, hier wie dort übereinstimmend, einen terrassenförmigen Aufbau. Es kommen daneben auch in Amerika wie auf den Südseeinseln eigentümliche Steinmonolithen vor, d. h. mächtige, rechtwinklig behauene Pfeiler, die torartig mit einer ähnlichen sehr starken Steinplatte bedeckt sind, über deren Zweck man nicht klar geworden ist. Uebrigens sollen sich ähnliche Monolithen in den von Völkern semitischen Ursprungs bewohnten Teilen des nördlichen Afrikas vorfinden.

In bezug auf andre ethnologische Gegenstände findet sich ebenfalls viel auffallende Uebereinstimmung. Wenn auch Gleichmäßigkeit der bei verschiedenen Völkern vorhandenen Gebrauchsgegenstände, wie Geräte, Waffen u. s. w., auf Verwandtschaft ihrer Eigner nicht schließen lassen, so berechtigt es doch zu solchem Schluß, wenn eine große Anzahl namentlich der mehr eigenartigen Dinge an verschiedenen, weit voneinander gelegenen Orten, zwischen denen ein Verkehr nicht nachweisbar ist, vorkommen, noch dazu wenn dieses Vorkommen sich vereint mit ähnlichen, nicht gerade alltäglichen Gebräuchen. Innerhalb einer geschlossenen Landmasse wird Uebertragung auch auf größere Entfernung verhältnismäßig leicht vor sich gehen, auch darf angenommen werden, daß Gegenstände des gewöhnlichen täglichen Gebrauchs, also eigentliche Bedarfsartikel, wozu auch die Waffen zu rechnen sind, unabhängig voneinander verschiedenen Orts selbständig erfunden werden. Anders ist es aber, wenn man sehr eigenartige Dinge und Gebräuche einerseits auf einem Kontinent und anderseits auf von ihm weit abliegenden Inseln findet. Man wird dann der Vermutung ihre Berechtigung nicht absprechen können, daß die beiderseitigen Bewohner in näheren Beziehungen zueinander einmal gestanden haben müssen.

Darauf, daß Bemalung, Schmuck, Tätowierung des Körpers, Einritzen von Narben, namentlich auf der Brust, in ganz ähnlicher Weise in Amerika und der Südsee üblich sind, mag daher nicht so großer Wert zu legen sein, wenn schon eine Art des Nasenschmucks, nämlich das Einbohren von starken Dornen oder von Zähnen (Fisch, Eber u. s. w.), was den Leuten ein sehr martialisches Aussehen verleiht, wie ich glaube, nur in Amerika und der Südsee üblich ist. Die Waffen, also Speere (Lanzen oder Wurfspeere), Bogen und Pfeile, Keulen, Muscheln als Kriegstrompete, Trommeln, Schleudern, auch die seltenere Speerschleuder, sind in ganz ähnlicher Detailausführung und Verzierung hier wie dort in Gebrauch, aber, mit Ausnahme vielleicht der Speerschleuder mit oder ohne Schleuderstock, fast über die ganze Alte Welt verbreitet gewesen.[1]) Auffallender ist es schon, daß Wurfkeulen, Wurfstöcke und Wurfbretter (Bumerang) vorzugsweise in einigen Gegenden Amerikas und der Südsee in Gebrauch waren.[2])

---

[1]) Bogen und Pfeile sind merkwürdigerweise auf einzelnen Inselgruppen der Südsee unbekannt, vielleicht weil sie im dichten Wald und Busch dieser Inseln schwerer verwendbar sind als Wurfspeere.

[2]) Es sollen Wurfwaffen dieser Art vereinzelt auch in Afrika vorkommen und auf assyrischen und ägyptischen Denkmälern verewigt sein.

Uebrigens ist bemerkenswert, daß Gebrauchsgegenstände, namentlich die Waffen, im

Auch die originellen Gesichtsmasken, mit denen man sich bei religiösen (auch bei kannibalischen) Festen schmückt oder durch die man Grausen zu erregen sucht, und für deren Herstellung man sich hier und dort der Schädel erschlagener Feinde bedient, sind vorzugsweise aus Amerika und der Südsee bekannt.

Dasselbe gilt von dem Kanoe mit Ausliegern (gegen das Umschlagen), das fast über die ganze Südsee verbreitet ist, sich aber auch auf den südamerikanischen Flüssen findet. Aus diesem Kanoe ist in der Südsee das als Seefahrzeug vorzügliche Doppelkanoe (gewöhnlich ein großes und ein kleines miteinander verbunden) der Samoaner hervorgegangen. Es ist das eigentliche Seeschiff der polynesischen Südseeinsulaner, auch als Kriegsfahrzeug mit starker Bemannung dienend.

Die Ornamentik auf allen möglichen Gebrauchsgegenständen, wie sie namentlich auch auf Gefäßen, bei Waffen, Kanoes, Hütten angewandt wird, ist hier wie dort vielfach identisch, stimmt auch darin überein, daß die Motive der Zeichnung nicht dem Pflanzenreiche, sondern meist dem Tierreiche entnommen sind, sofern diese sich nicht in geometrischen Linien und Figuren bewegen, an griechische und ägyptische Muster erinnernd.

Sehr auffallend ist die Uebereinstimmung der Bereitung eines berauschenden Getränks in Südamerika und der Südsee (hier Kawa genannt) durch Kauen einer Wurzel oder Frucht (Piper methisticum-, Yuca-, Maniokwurzel, Mais oder Reis), welchem Kaugeschäft sich hier wie dort junge Mädchen, seltener Jünglinge zu unterziehen haben.

Es sei auch an das Essen von Lehm oder Infusorienerde erinnert, das sich bei den südamerikanischen Stämmen und denen der Südsee (seltener anderwärts) findet.

Eine weitere eigenartige Aehnlichkeit besteht in der hier wie dort geübten Bestattung der Toten, sowohl im Zeremoniell der wochenlang wehklagenden Weiber wie im Einhüllen des Leichnams in eine große Menge Matten oder Tücher, so daß der Tote einem Warenballen gleicht. Wiederum eine Erinnerung an die altägyptischen Mumien.

Auch der auf Aberglauben beruhende Ritus der Schädeltrepanierung an lebenden Menschen[1]) sowie die Deformation der Kinderschädel durch längere Zeit ausgeführte Pressung findet sich vorzugsweise in Amerika und der Südsee.

Erwähnung bedarf auch die hier wie dort festgestellte Sitte, daß alte Greise ihre nächsten Anverwandten selbst darum angehen, sie ins Jenseits (gewöhnlich durch Erschlagen mit der Keule) zu befördern, weil sie bei solchem Tode besserer Aufnahme im Lande der Ahnen sicher sind.

Endlich sei des namentlich bei den alten Peruanern, ganz ähnlich aber bei

---

allgemeinen auf den westlichen, also den melanesischen Inseln, z. B. auf den Salomons, reichlicher vorkommen und kunstreicher angefertigt werden als in Südamerika und auf den polynesischen Inseln. Dagegen wird das Tätowieren wohl nirgends so gründlich und kunstvoll ausgeführt wie auf den Marquesas.

[1]) Auch die Schädel der Guanches auf Teneriffa lassen nach Meyer Spuren der Trepanierung erkennen.

den Polynesiern bestandenen religiösen Gebrauchs der ihren Götzen reichlich dargebrachten Menschenopfer gedacht.

Es will wenig besagen, daß viele dieser vorangeführten Dinge auch in Asien und Afrika vereinzelt vorgefunden wurden, denn einmal hat, wie schon ausgeführt, sicher zu allen Zeiten Berührung zwischen Asien und Amerika stattgefunden, und die Verbindung der Südsee nach Osten, also nach Afrika, ist als Folge der geographischen und meteorologischen Verhältnisse eine leichte, aber eine so allgemeine Verbreitung analoger Gegenstände und Gebräuche findet man wohl zwischen andern Völkern nicht.

Seitdem ich — soweit mir bekannt, als erster — der früher von Ethnologen und Anthropologen allgemein vertretenen Annahme einer einheitlichen malaiisch-polynesischen Rasse entgegengetreten war, haben sich auch andre Stimmen in ähnlichem Sinne vernehmen lassen. Am ausführlichsten spricht sich darüber der schon mehrfach erwähnte Mr. Keane aus, der den Zusammenhang zwischen Malaien und Polynesiern positiv in Abrede zieht und letztere zu der kaukasischen Rasse stellt. Aus seiner sehr interessanten Hypothese über Wohnsitze und Wanderung der östlichen Stämme Hinterindiens sei Nachfolgendes wiedergegeben:

Er teilt die hier zu betrachtende Volksfamilie in einen kontinentalen Zweig in Asien (die Khmers oder Kambodschagruppe) und einen ozeanischen: die Polynesier, und rechnet beide zu der kaukasischen Rasse, während die Nachbarvölker, die indochinesische Gruppe, der mongolischen Rasse als kontinentalen und der malaiischen Mischrasse als Inselgruppe angehörten. Die Ansicht, daß im südöstlichen Asien nur mongolische Völker wohnten, sei falsch. Die Forscher Dr. Thorel, Garnier, Harmand u. a. hätten es klargestellt, daß in Asien ein wichtiges nichtmongolisches Element vorkäme, nämlich kaukasisches Blut. Es zeige sich dies in Indochina bei den Stämmen der Chams, Charags, Bilovens, Stiengs, Lue, Honz, Cedangs, Rhodens, Banhais, Lamres und der Knys oder Khmers in Kambodscha. Diese kaukasischen Stämme seien durch die vordringenden Mongolen vom tibetanischen Hochlande, entlang der Täler und Ströme, in die Waldgegenden und Gebirge abgedrängt worden. Ein Zweig, die Khmers, war zahlreich und kräftig genug gewesen, um seinen Boden im unteren Mekhongtal zu behaupten, wo unter buddhistischem Einfluß ein mächtiges Reich entstand und schon vor zweitausend Jahren die monumentalen Bauten errichtet wurden, deren Ruinen mit denjenigen von Vorderindien und Java in Großartigkeit und künstlerischem Stil rivalisieren. Ein Teil der verdrängten Stämme habe mehrere der ostindischen Inseln eingenommen,[1]) habe sich aber auch mehrfach mit der dunkeln Be-

[1]) Es sollen die Insel Mentaway (Porugruppe), 70 Seemeilen westlich von Sumatra, nach Rosenberg, und nach Junghuhn auch Sumatra im Stamm der Battas, noch ziemlich reine Bestandteile der kaukasischen Rasse enthalten, wie auch die Alfuren in Djiloto und auf andern Inseln nach Achille Raffray sehr an die Kaukasier erinnern. Ich selbst kann dies hinsichtlich der Alfuren nur bestätigen. Topinard rechnet auch die Ainos im nördlichen Japan sowie die Maisutz und die Solos in Yunnan zur kaukasischen Rasse. Auch auf den Philippinen kommen helle Stämme vor, die sich in die malaiische Rasse nicht einordnen lassen.

völkerung dieser Inseln und auch mit den nachdringenden Mongolen gemischt, woraus die malaiische Rasse hervorgegangen sei. Die Sprache der Khmers habe sich zum Teil erhalten, teils sei sie modifiziert worden bei den Mischungen und nach Ost weiterschreitend, auch vielfach auf die dunkle Bevölkerung übergegangen. In bezug auf die Malaien könne er nur Quatrefages zustimmen, der sie als reinen Typ verwirft und als Mischvolk von weißem, gelbem und schwarzem Blut hinstellt. Auch Professor Flower habe festgestellt, daß die Malaien keine einheitliche Schädelform aufweisen. Nach Welker schwanke ihr Schädelindex zwischen 68 Breitenindex und 74 Höhenindex und 82 Breitenindex bei 82 Höhenindex, also sehr beträchtlich. Es wäre in der Tat unter den ca. 25 Millionen Malaien weniger Einheit in den Schädelabmessungen als unter 400 Millionen Mongolen.

Keane ist nun weiter der Ansicht, daß ein von den Mongolen verdrängter Zweig der asiatischen Kaukasier, der ozeanische der Polynesier, Savaii (Schifferinseln) besiedelt habe und von hier aus auf die andern polynesischen Inseln des Großen Ozeans vorgedrungen sei, denn in den Traditionen der letzteren werde als Ausgangspunkt dieser Name oder eine ganz ähnlich klingende Ortsbezeichnung angegeben. Savaiki sei die primitive Form dieser Ortsbezeichnung, die an andern Orten in eine der Formen: Hawaii, Avaiki, Havaiki verändert worden sei. Es wird aber auch angegeben, daß unter diesen Bezeichnungen von den Bewohnern auch das Universum, die Welt, die Unterwelt, das Land der Vorfahren verstanden werde.[1])

Auf welchem Wege die Polynesier auf ihre Inseln gelangt sein sollen, wird nicht angegeben. Er könnte der schon bei der Beckerschen Hypothese angedeutete gewesen sein. Interessant ist aber die mitgeteilte Ueberlieferung von Häuptlingen verschiedener Inseln, wonach die Marquesas ungefähr im Beginne des fünften Jahrhunderts, Tahiti etwa 1100, Rarotonga 1200, Neuseeland 1400 besiedelt sein sollen,[2]) also je östlicher die Inseln liegen, um so früher, was, wenn man auf solche Tradition über Zeiträume überhaupt Wert legen will, doch sehr für eine Wanderung von Osten her spricht. Aus den in der Anmerkung über Generationszählungen nach Dr. Bastian gegebenen Zeiträumen wird man einmal folgern können, daß die einzelnen Inseln zu sehr verschiedenen Zeiten besiedelt wurden, wie dies auch der Sachlage entspricht, wenn man die Polynesier für ein die von der dunkeln Rasse bewohnten Inseln allmählich eroberndes Volk hält, sodann deutet aber die große Zahl von Generationen, die auf den Marquesas vom Beginn der Welt gezählt werden und die auf mehrere tausend Jahre hinaus-

---

[1]) Nach Bastian wäre gemäß der polynesischen Sagen Samoa erst später als andre Inseln entdeckt, also wohl auch bevölkert worden. Die Marquesas werden im Geisterlande Havaiki liegend bezeichnet; auf den Marquesas selbst wird aber den abgeschiedenen Seelen zugerufen: „Tofenna Havaiki", d. i. „Kehre zurück nach Havaiki".

[2]) In ungefährer Uebereinstimmung damit sollen nach Bastian die Marquesashäuptlinge 148 Generationen zählen; auf den andern Inseln zählt man nach ihm 19 bis 88 Generationen, und zwar vom Beginn der Welt gerechnet oder von der Zeit der Einwanderung.

kommen, darauf hin, daß diese Menschen von einem alten Kulturvolke abstammen, von dem ihm die Zählung überkommen ist.

Die im vorstehenden angeführten Ansichten einer Anzahl von Fachmännern gehen hinsichtlich des Ursprunges und der Wanderungsrichtung der hellen Rasse in Amerika und der Südsee ja auseinander, stimmen aber im allgemeinen doch darin, daß diese Stämme eine größere Aehnlichkeit mit der kaukasischen Rasse aufweisen als mit irgendeiner andern Hauptrasse, und diese Aehnlichkeit wie auch gewisse Anzeichen eines einst höheren Kulturstandes, eines solchen, wie er nur in Europa-Asien heimisch ist, hat dann folgerichtig zu der Annahme von der Einwanderung aus letztgenannten Kontinenten geführt. Daß solche aber durch das Rote Meer um Indien herum, also von West nach Ost, vor sich gegangen sei, scheint aus den entwickelten Gründen sehr unwahrscheinlich. Es wird zur Stütze dieser Annahme freilich angeführt, die Tradition ginge dahin, die Vorväter seien aus dem Westen gekommen. Ganz ausgeschlossen wäre hier wohl nicht ein sprachliches Mißverstehen oder eine unrichtige Deutung, z. B. anstatt Land der Herkunft, Land der Hoffnung, nach dem die Vorfahren gewandert. [1]) Die Ausdrücke der Eingeborenen sind nicht immer scharf und haben zuweilen bei verschiedenen Stämmen andre, sogar entgegengesetzte Bedeutung. So erwähnt Dr. Bastian, daß die Eingeborenen in Rarotonga und Tahiti den Westwind mit dem Ausdruck „Tokelau" bezeichnen, daß hingegen in Samoa und Tonga dieses selbe Wort für den Ostwind gebraucht wird.

Eine andre Erklärung ließe sich aus der Konfiguration Zentralamerikas beziehungsweise des nördlichen Teiles von Südamerika herleiten. Dieselbe ist nämlich derart, daß Völker, die etwa von Osten her im oberen Teile Zentralamerikas landeten und dann längs der Gebirgsrücken auf Südamerika zu und weiter südlich nach Peru wanderten, zwar nicht aus West, aber doch aus Nordwest kommen würden.

Jedenfalls scheinen mir die etwaigen, auf solche Angabe von Eingeborenen gegründeten Bedenken gegen eine Einwanderung von Stämmen über den Atlantischen Ozean nach Amerika und von dort weiter westwärts nicht gewichtig genug, um gegenüber einer solchen verhältnismäßig leicht auszuführenden Fahrt die aus nautischen Gründen fast unmögliche Wanderung von West her wahrscheinlich zu machen.

Nach den Mitteilungen der Schrift, die Anlaß zu dieser Besprechung gab, hätten die Phönizier — wie wohl geschichtlich auch feststeht — öftere Fahrten nach Spanien unternommen. Es wären danach ihre Schiffe, die sie auch zur Fahrt nach Amerika benutzten, mit dem Namen desjenigen Teils des südlichen Spanien, den sie öfter besuchten, nämlich Tarschisch, als Tarschischschiffe be-

---

[1]) Nach Bastian verlegten die Südseeinsulaner ihr Land der Verheißung „Pulota", wohin die Seelen der Abgeschiedenen den Lebenden vorauseilen, nach Westen. Könnte man dies nicht mit dem Zug nach Westen, wie er sich in der Völkerwanderung bei den asiatischen und europäischen Völkern zeigte, in Verbindung bringen und psychisch erklären?

zeichnet worden. Es ist wohl als feststehend anzusehen, daß sie über die Straße von Gibraltar hinaus vorgedrungen sind. Da wäre es doch sehr denkbar, daß sie zuerst längs der afrikanischen Küste segelnd und die Kanaren berührend, immer mit dem günstigen Nordostpassat auch die leichte Fahrt nach Amerika gemacht haben, eine Route, die noch heute von unsern Segelschiffen eingehalten wird und kaum anders als eine angenehme Spazierfahrt mit immer gutem Wind und Wetter bezeichnet werden kann. Sicherlich sind auf ihren Schiffen nicht nur Phönizier, sondern auch andre Mittelmeerstämme eingeschifft gewesen, denn das kleine Volk der Phönizier hatte wohl kaum seefahrende Menschen genug, um eine große Anzahl Schiffe zu bemannen und Auswanderer zu stellen, wie in der bezüglichen Schrift auch ausgeführt ist. Es wäre so nicht undenkbar, daß da auch einmal eine Bemannung, etwa infolge Strandung, auf den Kanaren zurückgeblieben ist, die bei der späteren Wiederentdeckung dieser Inseln als die weiter vorne erwähnten Guanches (Berber) aufgefunden wurden.

Vorstehende, in einiger Ausführlichkeit entwickelten Annahmen bieten, wie ich glaube, eine Erklärung sowohl für den Zusammenhang einiger durch ihre Uebereinstimmung überraschender Kulturerscheinungen von Völkern der Alten und der Neuen Welt, wie auch für die anthropologischen Aehnlichkeiten von jetzt weit getrennten und auf sehr verschiedener Bildungsstufe stehenden Stämmen Europa-Asiens einerseits und Amerika-Polynesiens anderseits, und zwar ohne gezwungen zu sein, zu Wanderungshypothesen unsre Zuflucht zu nehmen, die den Naturgesetzen widerstreiten.

Was heißt Spracheristenz?

Einige prinzipielle Grundrißlinien

Von

Bernhard Wities

Man sollte meinen, eine Unsicherheit darüber, ob eine der Prüfung leicht zugängliche Sache existiere oder nicht, könnte gar nicht aufkommen. Denn in dem Falle, daß sie existierte, müßte schon bloß eine Hinweisung auf ihr Vorhandensein für jeden vernünftigen Menschen vollkommen entscheidend sein. Es kann darum leicht den Anschein gewinnen, als ob ein Streit über die Spracheristenz, d. h. darüber, ob eine gewisse Sprache wirklich existiere oder nicht, viel Aehnlichkeit hätte mit dem wegen seiner Absurdität berühmt gewordenen Streite über die Möglichkeit der räumlichen Bewegung, durch deren Verneinung Zeno der Eleate so populär geworden ist. Aber mit der Sprache verhält es sich doch etwas anders. Die Natur ihrer Existenz ist von so eigner Art, daß eine Meinungsverschiedenheit über ihre Wirklichkeit leicht begreiflich und gewissermaßen durch die Verhältnisse selbst bestimmt ist. Es ist darum der Mühe wert, sich einmal prinzipiell klarzumachen, worauf es da ankommt, was für Bedingungen erfüllt sein müssen, wenn man berechtigt sein soll, zu sagen, eine bestimmte Sprache existiere. Die folgende Untersuchung, die sich mit dieser Frage befaßt, wird, hoffe ich, auch zur Erkenntnis des allgemeinen Wesens der Sprache einiges beitragen.

Sehen wir aber vorerst zu, in welchem Sinne man überhaupt von einer Sache aus-

sagt, daß sie existiere. Es ergibt sich da bei näherer Betrachtung die Notwendigkeit, zwischen dem Material oder dem Stoffe einerseits und der Form oder dem Wesen einer Sache anderseits zu unterscheiden: das Existenzialurteil bezieht sich immer nur auf die Form und nicht auf das Material des Gegenstandes. Wenn ich zum Beispiel das Urteil ausspreche: der Mensch existiert, so sind damit offenbar nicht etwa die chemischen Stoffe gemeint, aus denen er zusammengesetzt ist, auch nicht die einzelnen komplizierten Glieder, noch auch selbst der ganze Körper; denn wenn der Mensch stirbt, dann ist das alles auch fernerhin noch vorhanden, und doch muß ich behaupten, daß dieser Mensch nicht mehr existiert. Die Existenzaussage betrifft also beim Menschen ein ideelles oder formales, wirksames zwar, doch unsichtbares Moment, etwas, das erst das Material, d. h. hier den Körper, zu einem menschlichen Wesen bildet. Das gleiche gilt auch von den Tieren, den Pflanzen und selbst den chemischen Stoffen bis hinunter zu den einfachsten Elementen, bei denen Material und Form in eins zusammenfallen.

Eine gleiche Unterscheidung nun zwischen Material und Form muß auch bei der menschlichen Sprache stattfinden, und auch bei ihr bezieht sich natürlich die Aussage ihres Existierens allein auf die Form und nicht auf das Material.

Was ist nun das Material der Sprache und was ihre Form? — Das erstere zwar ist leicht erkannt, nicht so leicht dagegen die letztere. Aber erst wenn die Sprachform gefunden ist, haben wir unsre Aufgabe — Antwort zu geben auf die Frage: was heißt Spracheexistenz? — gelöst.

Das Material der Sprache ist gebildet aus einer gewissen Art von Geräuschen, deren Zustandekommen vermittelst der menschlichen Sprachorgane in den meisten sprachwissenschaftlichen Büchern geschildert wird. Aber gleichwie die anorganischen Stoffe nicht schon als solche das Material des menschlichen Wesens sind, sondern erst in ihren Zusammensetzungen und Gestaltungen zu bestimmten Gebilden, wie Knochen, Geweben, Blut u. s. w., ebenso sind nicht die Geräusche für sich schon das Material der Sprache, sondern allein erst die Wörter, d. h. die einen Sinn habenden, nach grammatischen Regeln geordneten und miteinander verknüpften gesprochenen Wörter. Das vollständige Wörterbuch und die vollständige Grammatik, sei es in ihrem jeweiligen konkreten Gebrauch, sei es in ihrer fixierten Gesamtheit — sie enthalten nicht etwa, wie man gewöhnlich meint, die Sprache selbst, sondern bloß erst das Sprachmaterial. Dieses ist aber ebensowenig bereits gleichbedeutend mit der Sprache, wie der Körper eines Menschen gleichbedeutend mit dem Menschen ist.

Zur Verdeutlichung der Richtigkeit meiner Behauptung denke man sich den extremen Fall, daß ein Mensch unsinnigerweise für sich allein eine vollständige Sprache konstruiert hätte, also daß er nach Analogie irgendeiner natürlich gewordenen Sprache aus verschiedenen Lauten und deren Verbindungen eine regelrechte Sprache gestaltet hätte, in der er zu sich selbst spricht und für sich allein seine Gedanken ausdrückt. Kann man von einer solchen Sprache behaupten, daß sie tatsächlich, d. h. daß sie als wirkliche Sprache existiere? Offenbar nicht. Es wird niemand, der eine Vorstellung von dem Wesen der Sprache hat, meinen können, daß ein solches spielerisches, schnell verschwindendes, nur einem Individuum bekanntes sprachähnliches Erzeugnis unter den Begriff der Sprache gehört, daß es den Jahrhunderte oder Jahrtausende alten, von vielen Menschen gebrauchten Sprachen im Wesen gleichzustellen sei. Die wirkliche Sprache ist das Produkt einer Mehrheit und Gemeinsamkeit von Menschen, nicht eines Einzelnen. Daraus geht also deutlich hervor, daß das Vorhandensein von brauchbaren Wörtern, mit denen man sehr gut Gedanken ausdrücken, d. h. sprechen kann, und selbst wenn diese Wörter tatsächlich gebraucht werden — wenigstens solange dies bloß von einem einzigen geschieht —, daß alles das nicht zureicht, um diesen gesprochenen Wörtern die Geltung einer wirklichen Sprache zu verleihen. Und wäre ihr Wortreichtum noch so groß und ihre Grammatik noch so klar oder noch so verwickelt, eine solche Sprache existierte doch nicht wirklich, sie wäre doch keine eigentliche Sprache.

Es kann sich da leicht die Frage aufdrängen: Aber was existiert denn in dergleichen

Fällen? Etwas ist ja vorhanden, und wenn es keine Sprache ist, was ist es denn sonst? Aber abgesehen von unsrer Unterscheidung zwischen dem Material und der Form einer Sprache, wonach ein solches Wörtersystem eben als bloßes Sprachmaterial zu bezeichnen ist, genügt zur Beantwortung dieser Frage die Hinweisung auf eine Analogie aus einem andern Gebiete. Man denke nur an die künstlichen Blumen: deren Aehnlichkeit mit wirklichen Blumen ist mindestens ebenso groß wie die einer hier angenommenen künstlichen Sprache mit einer wirklichen Sprache. Aber darum wird doch kein Mensch künstliche Blumen für Pflanzen, für echte Blumen erklären wollen. Da könnte man ja auch fragen: Was sind dann aber die künstlichen Blumen? Nun, nichts andres als eben künstliche Blumen. Dieser Begriff enthält etwas sehr Bestimmtes, mit wirklichen Blumen gar nicht Verwechselbares, und er bezeichnet trotz dem gleichen Worte „Blumen", allein durch das Attribut „künstlich", eine ganz andre Kategorie von Gegenständen. Dasselbe ist auch bei der Sprache der Fall. Auf die Frage: Wenn eine künstliche Sprache keine wirkliche Sprache ist, was ist sie dann sonst? — muß einfach geantwortet werden: eben eine künstliche Sprache. Das ist etwas ganz andres.

Die künstliche Sprache steht nur darin der wirklichen Sprache näher als die künstlichen Blumen den wirklichen, daß jene zugleich Sprachmaterial ist, was in betreff der Blumen nicht der Fall ist. Aber zwischen dem Material einer Sache und der Sache selbst ist noch, wie wir gesehen haben, ein weiter Abstand.

Und ich kann jetzt mein vorhin gegebenes Beispiel einer künstlichen Sprache erweitern und sagen: Selbst wenn eine künstlich geschaffene Sprache von Tausenden Menschen gekannt und gesprochen wird, so existiert sie darum doch nicht als Sprache, solange noch gewisse andre, sogleich zu erwähnende Bedingungen fehlen. Diese Behauptung kann freilich auf allgemeine Zustimmung nicht rechnen, ihre Wahrheit wird aber deutlich zutage treten, wenn wir erst die wesentlichen Eigenschaften der Sprache analysiert, wenn wir festgestellt haben werden, worin dasjenige besteht, das eine Sprache zur Sprache macht. Was ist nun also die Form der Sprache?

Wir erhalten auf diese Frage Antwort, wenn wir irgendeine natürlich gewordene Sprache mit einer beliebigen, auch nur angenommenen künstlichen Sprache vergleichen. Da finden wir denn, daß eine wirkliche Sprache neben den Eigenschaften und Bedingungen, die auch willkürlich hergestellt werden können — wie zum Beispiel die Artikulation, die bestimmte Bedeutung der Wörter, die feste Regelung ihrer Verbindung miteinander beim Gebrauchen und das Gebrauchen selbst —, auch noch andre Bedingungen und Eigenschaften besitzt, die willkürlich einer Sprache zu verleihen niemand möglich ist: es sind dies erstens die objektive Gültigkeit oder — subjektiv ausgedrückt — die echte Anerkennung, und zweitens — damit eng zusammenhängend — die ausschließliche Zugehörigkeit zu einer Menschenmasse, die der Träger oder eigentliche Besitzer nur dieser Sprache sein muß.

Die Sprache ist das Produkt der Notwendigkeit und des Bedürfnisses. Aber nicht etwa einer aus Erwägungen und Ueberlegungen erkannten allgemeinen Notwendigkeit und eines aus moralischen oder kulturellen Gründen erschlossenen altruistischen Bedürfnisses, sondern einer unmittelbaren, individuell empfundenen Notwendigkeit, eines konkreten Bedürfnisses. Vernunftgründe und moralische Erwägungen haben zwar einigen, unter Umständen sogar starken, Einfluß auf das der Vernunft unterstellte Verhalten der Menschen gegeneinander, dagegen sind solche Erwägungen machtlos bei Vorgängen, die wohl der Vernunft dienen, aber doch von ihr nicht beherrscht werden. Das ist bei der Sprache der Fall. Nur wenn die Seele des Menschen unmittelbar zur Aeußerung drängt, wenn sie einen Ausdruck für ihre Not, ihr Gefühl oder einer sie erfüllenden Erkenntnis nötig hat — nur das ist der Zustand, worin die Sprache ihre Wurzeln hat, durch ihn allein erhält sie sich am Leben. Da ist für Willkür kein Raum, und was unter solchen Umständen scheinbar willkürlich geschieht, ist im tiefsten Grunde doch ein unwillkürlicher Vorgang.

Alles aber, was innerhalb einer wirklichen Sprache tatsächlich mit Willkür getan

wird, das wird von den übrigen Sprachgenossen sofort als müßige Spielerei empfunden und kann sich nie und nimmer in der Sprache auf die Dauer einbürgern. Es verhält sich mit den Wörtern einer Sprache geradeso wie mit den Fähigkeiten und Organen der lebenden Wesen: nur was wirklich einem Bedürfnis abhilft, d. h. nur das Notwendige, kann erhalten bleiben.

Man darf aber nicht Willkür mit irrtümlicher Auffassung und falscher Analogie, sogenannter Volksetymologie, verwechseln. Aus solcher Verwechslung rührt viel Mißverständnis in dieser Frage her. Die beiden Dinge sind sehr verschieden voneinander, und die Neubildungen in der Sprache, denen ein Irrtum zugrunde liegt, beweisen vielmehr nur wieder, wie wenig mitbestimmend die Vernunft dabei ist. Nicht die Ueberlegung, sondern die Not ist die Schöpferin der Sprache; d. h. der gesamte seelische und geistige Zustand des Menschen, der ja bei weitem zum größten Teil unbewußt ist, ist der Boden, aus dem die Sprache erwächst.

Darum kann nur dann von einer Sprache gesagt werden, daß sie existiere, wenn eine Anzahl Menschen zunächst allein in ihr sich zu äußern vermag. Auf die Größe der Zahl kommt es dabei gar nicht an, die Hauptsache ist, daß eine Sprache das ausschließliche Verständigungsmittel einer Menschenmasse bildet, mit andern Worten, daß eine Sprache zugleich auch Muttersprache ist! Dann erst existiert sie. Denn nur dann ist sie wirklich der Ausdruck eines Seelenlebens und lebt sie selbst durch dieses Leben; nur dann besitzt sie eine Heimat und vermag, auf diese sich stützend, auch von fremden Menschen Anerkennung ihrer Daseinsberechtigung und ihrer Eigenart zu beanspruchen. Aber diese fremde Anerkennung ist immer bloß ein Nebenerfolg, der von selbst eintritt und für die Existenz der Sprache von unwesentlicher Bedeutung. Wesentlich für sie ist, daß irgendwelche Menschen sie als ererbtes Eigentum besitzen und die Zusammengehörigkeit beider — jener Menschen selbst und ihrer Sprache — als etwas Natürliches, organisch Zusammenhängendes empfinden.

Das war der erste Unterscheidungspunkt zwischen einer Sprache und einem sprachlichen Kunstprodukt.

Das zweite Charakteristikum, die wirkliche Anerkennung der Sprache von seiten ihrer Besitzer, ist immer nur die notwendige Folge jenes natürlichen Verhältnisses zwischen Mensch und Sprache. Wenn sich dem Menschen als Ausdruck für seine Gefühle und Gedanken unwillkürlich, wie von selbst, bestimmte Wörter und Wörterverbindungen einstellen, dann kann er gar nicht anders, als sie objektiv gültig zu erachten. Dieser Ausdruck „objektiv gültig" bedeutet nichts wirklich Objektives, d. h. etwas, das unabhängig vom Menschen in der Sprache selbst läge, sondern im Gegenteil, die objektive Gültigkeit hat ihren Sitz allein in der Seele des Menschen, sie ist ein rein subjektiver Akt, nämlich die allein im Geiste wohnende Anerkennung der Richtigkeit und Notwendigkeit der gebrauchten Wörter und Formen. Objektiv nenne ich sie darum, weil diese Anerkennung mit solcher Notwendigkeit zustande kommt, daß der Mensch das Gefühl hat, keine Wahl zu haben, sondern sich gewissermaßen einem objektiven Gesetze zu fügen. Das ist eben das Charakteristische an der Sprache, daß der sprechende Mensch, der doch selbst nolens volens Mitschöpfer der Sprache ist, von diesem schöpferischen Tun nichts weiß und nur sorgfältig darauf bedacht ist, richtig, d. h. gesetzmäßig, zu sprechen.

Darin nun, in diesem Gefühle, in dieser unmittelbaren, ungewollten, selbstverständlichen Anerkennung besteht die Form oder das Wesen der Sprache. Diese Anerkennung ist für ein artikuliertes Wörtersystem dasselbe, was das Leben für den pflanzlichen oder tierischen Körper ist: nämlich der springende Punkt.

Aber eine derartige Anerkennung, die nicht bloß in einem äußerlichen Tun oder Sprechen besteht, sondern aus den Tiefen der Seele entspringt, kurz gesagt, die echte Anerkennung kann nicht in direkter Weise hergestellt oder veranlaßt werden, weder durch freiwilligen Entschluß noch etwa durch Zwang. Nur Gesetze, denen es nicht auf den inneren Zustand des Geistes ankommt, sondern bloß auf das Tun und Unterlassen, können mit Vor-

schriften von außen, mit Geboten und Verboten an den Menschen herantreten. Aber so wenig die Gesetze befehlen können, daß man sie immer auch innerlich achte, ebensowenig kann eine gemachte und von außen an den Menschen herangebrachte Sprache es zustande bringen, daß die Menschen sie anerkennen. Die Achtung und die Anerkennung, die beide im Wesen verwandt sind, hängen eben gar nicht von unsrer freien Entschließung, von unsrer Willkür ab. Sie werden frei geboren, darum sind wir ihnen gegenüber nicht frei, darum können sie durch Verabredungen und Abmachungen nicht erzeugt werden.

Indirekt freilich könnte — möglicherweise — einer künstlich hergestellten Sprache die in doppeltem Sinne notwendige Anerkennung verschafft werden. Nämlich in der Weise, daß eine Anzahl kleiner Kinder auf einer einsamen Insel allein von einem eine künstliche Sprache redenden Menschen, sagen wir einem Esperantisten, erzogen würde, so daß das Esperanto wirklich zu ihrer Muttersprache würde. Und wenn diese Esperantokinder dort neue Kinder zeugten und so einige Generationen hindurch, dann hätten wir — zwar nicht die erstrebte Weltsprache! — wohl aber eine neue wirkliche Sprache vor uns neben den Tausenden alten. Ob dabei die künstliche Sprache auch nur verhältnismäßig kurze Zeit „rein" bliebe oder aber sehr bald große Veränderungen erleiden würde, darüber läßt sich nichts mit Bestimmtheit voraussagen, dazu besitzen wir trotz der emsigen, umfangreichen Forschungsarbeit doch noch zu wenig Einsicht in die elementarsten konkreten Gesetze der Sprachbildung und Sprachentwicklung. Nehmen wir jedoch den günstigsten Fall an und sagen, daß die künstliche Sprache durch ihren Uebergang zur Muttersprache nur wenig umgestaltet würde, daß sonach auf diese Weise ein künstliches Sprachprodukt zu einer wirklichen Sprache gemacht würde, so ist doch dieses Mittel jedenfalls praktisch nicht anwendbar. Und wäre es auch anwendbar, würde es doch, wie gesagt, nicht zum Ziele, der Weltsprache, führen. Einen andern Weg aber, die Anerkennung für eine künstliche Sprache zu gewinnen, gibt es nicht.

Und solange die vorhin charakterisierte Anerkennung einem Sprechobjekt fehlt, existiert es nicht als Sprache: und wäre es noch so praktisch und vollkommen, und würde man es noch so eifrig pflegen, sich im Sprechen darin üben und für seine Ausbreitung arbeiten — es könnte dennoch keine Sprachexistenz gewinnen, es müßte in kurzer Zeit wieder verschwinden. Darin, daß sie sich nicht auf die Dauer zu halten vermag, ist eine künstliche Sprache sogar noch schlimmer daran als die oben mit ihr verglichenen künstlichen Blumen. Das kommt daher, daß künstliche Blumen, einmal verfertigt, eine objektive selbständige Existenz haben, in der sie von selbst weiterbeharren, die Wörter dagegen keine materiell-objektive Existenz besitzen, sondern ihr Dasein besteht vorzüglich in ihrem Gesprochenwerden, d. h. sie müssen immer von neuem hervorgebracht werden. Bei einem künstlichen Produkt mag das aber die Seele auf die Dauer nicht tun, und, was noch wichtiger ist, der Wille dazu läßt sich nicht von einem auf den andern, geschweige denn von einer Generation auf die andre übertragen. Oder anders ausgedrückt: nicht bloß die Erzeugung der künstlichen Sprache müßte von der Willkür abhängen, sondern auch ihr Fortbestand, und mit dem Ende der Willkür, das ja unausbleiblich ist, nimmt auch die Existenz einer solchen Sprache ein Ende.

Jetzt erst können wir auch klar einsehen, was der eigentliche Irrtum der Anhänger einer Weltsprache oder, wie man es auch genannt hat, einer internationalen Hilfssprache oder einer künstlichen Gemeinsprache war und ist. Sie setzen nämlich in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Meinung das Wesen der Sprache in der Sprechbarkeit und Verstehbarkeit eines geordneten Wörterkomplexes, sie glauben, daß es allein auf diese Eigenschaften ankomme, daß der Begriff der Sprache mit ihnen erschöpft sei, und diese Eigenschaften, wissen sie, lassen sich sehr gut willkürlich herstellen. Daß zum Wesen der Sprache außerdem noch ein bestimmter psychischer Zustand des Sprechenden notwendigerweise gehöre, welcher Zustand nicht nur nicht willkürlich hervorgerufen werden kann, sondern dessen wesentliches Merkmal gerade die Unwillkürlichkeit ist, das wird gänzlich übersehen. Das konnte um so leichter geschehen, als diese Eigenschaften oder Bedingungen, gleich dem Wesentlichen eines jeden ge-

stalteten oder organisierten Dinges, nicht sichtbar noch sonstwie sinnlich wahrnehmbar sind. Von jetzt ab wird man aber von der Sprache wohl anders denken müssen.

Ich will hier ein belehrendes Beispiel oder einen Beleg für das soeben Gesagte bringen. Professor Louis Couturat in Paris beweist die Möglichkeit einer Weltsprache folgendermaßen: „Die internationale Sprache muß möglich sein, denn sie existiert. Alle Theorien der Welt können eine Tatsache nicht umstürzen, und noch weniger eine ganze Summe übereinstimmender Tatsachen. Es ist aber eine Tatsache, daß mit Hilfe des Esperanto Angehörige aller Nationen, aller Berufsarten und Bildungsgrade miteinander schriftlich und mündlich verkehren können u. s. w. Um es zu wiederholen: Die Existenz einer brauchbaren und im Gebrauch befindlichen internationalen Hilfssprache ist eine Tatsache, der gegenüber den Philologen die Pflicht zukommt, sie zu erklären, aber nicht das Recht, sie in Abrede zu stellen." (Couturat: Eine Weltsprache oder drei? „Deutsche Revue", Februar und März 1907.)

Die Tatsache also, daß Angehörige verschiedener Nationen mittels des Esperanto miteinander verkehren können, ist für Couturat ein zureichender, vollgültiger Beweis, daß das Esperanto existiere, oder richtiger gesagt: jene Tatsache ist ihm identisch mit der Tatsache der Existenz selbst. Die stillschweigende und als eine Selbstverständlichkeit angenommene Voraussetzung bei diesem Beweise oder dieser Ansicht ist, daß eine Sprache eo ipso existiert, wenn man sie nur sprechen und verstehen kann und sich ihrer zuweilen auch bedient. Unter was für psychologischen Bedingungen dieses Sprechen und Verstehen vor sich geht, danach wird nicht gefragt, das wird überhaupt nicht in Betracht gezogen. Das ist aber nicht anders, als wie wenn man behaupten würde, jeder Mensch, der betet, ist gläubig. Und wäre dies richtig, dann würde weiter daraus folgen, daß einer um so mehr Glauben besitzt, je mehr er betet; Scheinheiligkeit wäre also gar nicht möglich. Und desgleichen bei der Sprache: je leichter eine gesprochen werden kann, um so „existierender" ist sie! Das Esperanto würde demzufolge eine richtigere Sprache sein als etwa das Russische. — Wenn ich nun auch hier nicht behaupten will, daß gerade das Gegenteil dieser Regel wahr ist, sowohl in Betreff der Sprache wie des Betens — was sich immerhin mit achtbaren Gründen verteidigen ließe —, so ist doch jedenfalls eine solche Regel falsch, ja absurd, und diese Deductio ad absurdum beweist eben, daß die obenerwähnte Voraussetzung nicht nur nicht selbstverständlich ist, sondern einfach unrichtig.

Und wenn Professor Hugo Schuchardt in seinem „Bericht über eine internationale Hilfssprache" (erschienen in dem Almanach der Akademie der Wissenschaften in Wien 1904) schreibt: „Aus dem Wesen der Sprache selbst erheben sich keine Schranken, die für die Willkür unübersteigbar wären", so trifft er damit genau den Punkt, auf den seine irrtümliche Auffassung dieses Problems sich stützt; gerade das Gegenteil jener Behauptung ist wahr.

Wir haben bis jetzt die Unabhängigkeit und Unzugänglichkeit der Sprache gegenüber der Willkür aus dem Wesen der Sprache selbst erkannt. Einen tatsächlichen Beweis für die Richtigkeit dieser Erkenntnis bietet der wirkliche Zustand aller Sprachen zu allen Zeiten: Gerade die Unvernünftigkeit der Sprache, die vielgeschmähten Ausnahmen von den Regeln und die vernunftwidrigen Regeln selbst bezeugen, daß die Sprache nicht ein Produkt der Willkür ist, noch werden kann. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß die Schöpfer der Sprache zu allen Zeiten einzig und allein die Menschen sind. Wenn also die Gestaltung der Sprache der bewußten Willkür unterworfen werden könnte, dann wäre das längst geschehen, dann hätte aber das Unregelmäßige und Unvernünftige an ihr gar nicht aufkommen können, oder wir hätten sie wenigstens längst aus ihr geschieden, dann würde nicht fortgesetzt auch heute noch die Sprachentwicklung von der geraden, durch die Vernunft vorgezeichneten Richtung abweichen. Wäre, sage ich, Willkür in großem Umfange an der Sprache möglich, dann hätten sie die Menschen gewiß schon längst soviel wie möglich an ihr ausgeübt. Denn sie lassen sich nichts entgehen, was ihrer Willkür irgendwie erreichbar ist. Anstatt dessen sehen wir jeden Versuch, die Sprache bewußt und direkt zu modeln oder gar neue Sprachen hervorzubringen, immer und immer wieder scheitern; wir sehen die

Sprache mit zunehmender Vernunftentfaltung keineswegs gleichfalls an vernünftiger Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit zunehmen, trotz der Vereinfachung der Formen, sondern in ihrer aller regelmäßigen Symmetrie trotzenden Gestalt bleibt sich die menschliche Sprache durch alle Zeiten gleich. Und so wird sie auch immerfort bleiben, weil ihr Wesen und ihre Existenz nicht der Vernunft untergeordnet sind und nicht untergeordnet werden können, weil ihre Existenz gerade darauf begründet ist, daß sie unwillkürlich als bindend anerkannt wird.

Der Papst und die Benediktiner

Ein Wort der Erwiderung auf einen Angriff

Nachstehende Entgegnung enthält manche interessante Mitteilungen über die vatikanische Ausgabe der liturgischen Gesänge, die in dem Artikel: „Der Papst und die Benediktiner" einer Kritik unterzogen wurde. Wir nehmen diese Erwiderung auf, betrachten aber damit die Polemik als abgeschlossen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Dank der Gefälligkeit eines Freundes habe ich einen „Der Papst und die Benediktiner" betitelten Artikel vor mir, der im August-Heft der „Deutschen Revue" von diesem Jahre [1]) veröffentlicht ist. Der ungenannte Verfasser dieser zum großen Teil gegen mich gerichteten Ausführungen hat in seinem Artikel Sätze gebraucht, wie folgende: „Das (es handelt sich um die Editio Vaticana der liturgischen Gesänge) sei wissenschaftliche Flickarbeit mit ungezählten Willkürlichkeiten, zu denen nur Dom Lorenzo Janssens seinen Segen gibt", [2]) und weiter: „Die Exegeten loben seine (es handelt sich um mich) Musikkenntnisse und die Choralisten bezeichnen ihn als einen ausgezeichneten Bibelforscher". [3])

Was ich jetzt gleich hier sagen werde, wird die erste Behauptung abfertigen. Was die zweite betrifft, so brauchte ich, um sie in nichts aufzulösen, nur einerseits die Lobsprüche anzuführen, die mir die Abhandlungen oder exegetischen Bemerkungen [4]) eingetragen haben, die in den bis jetzt veröffentlichten sechs Bänden meiner „Summa Theologica" [5]) verstreut sind, — anderseits die Lobsprüche, die mir vor noch nicht langer Zeit dieselben Kritiker in reicher Fülle spendeten, die heute infolge einer leider allzu persönlich gewordenen Polemik mich ignorieren zu sollen glauben.

---

[1]) S. 186—193.

[2]) S. 192.

[3]) S. 192 f.

[4]) Zum Beispiel De Commate Joanneo (T. III, p. 186—169); De Cosmogonia Mosaica (T. VI, p. 295—351).

[5]) Das ganze Werk wird fünfzehn bis zwanzig Bände umfassen, wenn Gott mich es vollenden läßt.

Soll das heißen, daß mir alles an dem anonymen Verfasser mißfallen habe? Keineswegs!

Ich war entzückt über das sehr verdiente Lob, das er dem Hochwürdigen Dom Hildebrand de Hemptinne, Abt-Primas des Ordens des heiligen Benedikt, gespendet hat.

Ich war sogar gerührt über das Interesse, das er an meiner Gesundheit zu nehmen scheint.

Der Verfasser des Aufsatzes ist ein Anhänger der Regensburger mediceischen Ausgabe per fas et nefas Inde irae. Daher die wenig liebenswürdigen Gefühle, die er gegen mich hegt. Um das deutsche Publikum zu überzeugen, daß hinsichtlich dieser ehemals mit dem doppelsinnigen Titel „authentisch" geschmückten Ausgabe sich nichts geändert hat, nimmt er seine Zuflucht zu einem ebenso einfachen wie falschen Argument. Die vatikanische Ausgabe, die ein willkürliches Werk ist, kann nicht verlangen, als offiziell anerkannt zu werden. Also wird, selbst wenn sie erschienen sein wird, die Regensburger Ausgabe alle ihre Rechte behalten.

Das Erstaunlichste an diesem Spiel ist, daß mehr als ein Anhänger der Neusolesmenser Schule die Hand dazu leiht.

Meine Absicht in diesen Zeilen ist es nicht, auf die Einzelheiten einer so umfangreichen und so verwickelten Frage einzugehen. Man braucht übrigens nur das letzte in der Angelegenheit vom Heiligen Stuhle ausgegangene Dekret zu lesen, um dieses ganze Kartenhaus einstürzen zu sehen.

Ungerecht angegriffen, werde ich mich darauf beschränken, so kurz wie möglich die sehr konsequente und sehr gemäßigte Haltung zu kennzeichnen, die ich in der ganzen Frage des gregorianischen Gesangs beobachtet habe.

1. Innerlich überzeugt von dem künstlerischen Unwert der Regensburger Ausgabe, besonders des Graduals, habe ich sie im Interesse der liturgischen Musik und des Prestiges des Heiligen Stuhles offen bekämpft.

2. Als Pius X. den päpstlichen Thron bestieg, begrüßte ich das berühmte Motu proprio, das dem authentischen Kirchengesang seine uralten Rechte wiedergab, mit herzlichem Beifall und sprach den Wunsch aus, daß das Werk der Mönche von Solesmes in diesem Dokument ausdrücklich genannt wurde, in der Ueberzeugung, daß die benediktinische Schule, da sie die Wahrheit und die Kunst für sich hat, nur der offiziell anerkannten Freiheit bedürfe, um über alle ihre Nebenbuhlerinnen zu triumphieren.

3. Als die päpstliche Kommission für die vatikanische Ausgabe der Bücher des liturgischen Gesangs eingesetzt wurde, entschloß ich mich, da ich die Ehre, daran teilzunehmen, nicht ablehnen konnte, mir die Verhinderung unvermeidlicher Konflikte angelegen sein zu lassen. Zu diesem Zweck schlug ich der zum ersten Male zusammengetretenen Kommission vor, nur solche Texte zu prüfen, über die bereits zwischen dem Vorsitzenden Dom Pothier und den Mönchen von Solesmes, die beauftragt waren, die ersten Fassungen zu liefern, eine Verständigung erzielt sei. Meine Anregung drang nicht durch.

4. Mein Verhalten im Schoße der Kommission entsprach genau den Intentionen Pius' X.; und da diese durch einen erklärenden Brief des Kardinalstaatssekretärs bestätigten Intentionen durch den Vorsitzenden getreu vertreten wurden, so hielt ich mich, ohne zu schwanken, in den Grundlinien auf dessen Seite. Ich will hier nicht auf Details eingehen. Die Leute, die mich angreifen, sollten mir für meine Diskretion Dank wissen.

5. Als Pius X., über gewisse Intrigen aufgeklärt, die hinter den Kulissen angezettelt wurden und die nichts Geringeres bezweckten, als die Tätigkeit Dom Pothiers zu neutralisieren, die Absicht aussprach, die Fortsetzung des Unternehmens auf später zu verschieben, regte ich an hoher Stelle an, daß einstweilen die letzte Ausgabe von Solesmes als offiziell anerkannt würde. So habe ich in dieser ganzen Angelegenheit stets Sorge getragen, den Mönchen dieser berühmten Abtei die Rücksichten zu erweisen, die ihrer bedeutsamen Tätigkeit und ihrem vielseitigen Wissen gebühren.

6. Seitdem die vatikanische Ausgabe unter der Leitung Dom Pothiers, dem mehrere sehr kompetente Mitglieder der Kommission fortdauernd mit Ratschlägen zur Seite stehen, fortgesetzt wird, habe ich getan, was ich konnte, um dem gemeinsamen Werk die Unterstützung der Mönche von Solesmes zu sichern, da ich weiß, wie sehr ihre Weigerung geeignet wäre, den Heiligen Vater zu verletzen, dessen große Nachgiebigkeit sich bei dem Rücktritt des Hochwürdigsten Dom Delatte gezeigt hatte.

7. Ich für mein Teil fahre fort, mich praktisch für die vatikanische Ausgabe in dem Maße zu interessieren, in dem es mir meine Rolle als einfacher Berater erlaubt. In dieser Hinsicht ist die Behauptung meines anonymen Gegners unbegründet. In dem ganzen Graduale wird es vielleicht keine einzige von mir besonders empfohlene Kadenz geben, während es eine gute Anzahl geben wird, die von andern Mitgliedern der Kommission, von den Mönchen von Solesmes und von den beiden französischen Benediktinern, die aktiv mit Dom Pothier arbeiten, an die Hand gegeben worden sind.

Ich habe hier nicht das Lob dieses Werkes zu singen. Ich kenne genau die Methode, die befolgt wird: sie ist zugleich sehr wissenschaftlich und sehr künstlerisch. Im ganzen Graduale wird es keine Formel geben — wenn man die wenigen seltenen typographischen Fehler ausnimmt —, über die der berühmte Meister nicht bereit wäre, Rechenschaft abzulegen.

Es ist betrübend zu sehen, bis zu welchem Grade Leidenschaften oder Vorurteile die Intelligenzen verdunkeln können. Wenn man zum Beispiel manche Anklagen liest, die in Deutschland in jüngster Zeit gegen die vatikanische Ausgabe zu einem offenkundigen regensburgischen Zweck öffentlich erhoben worden sind, so ist nicht das verwunderlich, daß auf eine so große Anzahl von Fehlern hingewiesen wird, sondern die Feststellung, daß man mit so offenkundiger Parteinahme und so feindseligen Intentionen auf so vielen Druckblättern nur eine so kleine Anzahl von Unvollkommenheiten hat auffinden können. Und überdies sind diese anscheinenden Fehler durch eine der berufensten Federn geahndet worden.

Mögen die Anhänger der mediceischen Ausgabe sich darein ergeben: die vatikanische Ausgabe ist ausgezeichnet. Sie überragt die regensburgische so weit, daß ein Schwanken zwischen den beiden für den nicht voreingenommenen Kritiker keinen Augenblick möglich ist.

Wenn noch die mediceische das äußere Prestige der Autorität behalten hätte! Aber dieses Prestige besteht nicht mehr. Die vatikanische Ausgabe wird einen offizielleren Charakter haben, als die von Regensburg jemals gehabt hat.

Ist es nicht wirklich sonderbar, daß diese letztere noch so glühende Anhänger in jenem Deutschland hat, das als das klassische Land der objektiven Gelehrsamkeit und des musikalischen Geschmackes gilt?

Muß ich noch auf das eingehen, was mein Gegner über einen von mir geschriebenen Brief sagt,[1]) dessen Wortlaut sehr kompromittierend wäre? Nein, nicht wahr? Das ist allzu grotesk. In meinen Erinnerungen finde ich nur einen unschuldigen Scherz, den ich eines Tages in einem Briefe von völlig vertraulichem Charakter über eine Persönlichkeit machte.

Zum Schluß dieser Zeilen danke ich der Redaktion der „Deutschen Revue", daß sie mir durch ihre Gastfreundlichkeit ermöglicht hat, ich will nicht sagen, auf einen persönlichen Angriff zu antworten, aber doch eine Anzahl von Behauptungen zu berichtigen, die sich gegen die vatikanische Ausgabe richten und die geeignet sind, das deutsche Publikum irre zu führen.

Dom Laurent Janssens O. S. B.

Rom, S. Anselm, 12. Dezember 1907.

Literarische Berichte

Moderne Kultur. Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks. In Verbindung mit Frau Marie Diers, W. Fred, Hermann Hesse, Dr. Georg Lehnert, Karl Scheffler, Dr. Karl Storck herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck. 2. Band: Die Persönlichkeit und ihr Kreis. Geb. M. 15.—. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Vor einem Jahre konnten wir an dieser Stelle den ersten Band des vorliegenden, großangelegten Werkes anzeigen und charakterisieren. Seitdem hat die moderne Kulturbewegung auf der ganzen Linie so mächtige neue Fortschritte gemacht, daß es nachgerade unnötig erscheint, noch einmal die prinzipielle Berechtigung und Bedeutung einer Enzyklopädie moderner künstlerischer Kultur, ästhetisch verfeinerter Lebensbildung, wie sie uns hier geboten wird, darzulegen; wir wollen daher nur in kurzen Worten über den Inhalt des kürzlich erschienenen Schlußbandes berichten. Wenn der erste Band, mit dem Untertitel: „Grundbegriffe — die Häuslichkeit", nach einer zusammenfassenden Allgemeinbetrachtung über die großen Probleme moderner Kultur, vor allem die Aesthetik des Wohnens, des Haus- und Städtebaues u. s. w. abhandelte, so ist das Thema des zweiten Bandes „Die Persönlichkeit und ihr Kreis". Den ersten, die gleiche Ueberschrift tragenden Abschnitt hat Marie Diers verfaßt, deren originelle und fruchtbringenden Betrachtungen über „Liebe und Ehe", „Die Frau und die Frauenfrage", „Das Verhältnis zum Kinde"

[1]) S. 191.

u. s. w. denselben Gedankenreichtum und sittlichen Ernst offenbaren, der die Romane der trefflichen Dichterin auf eine so hohe Stufe erhebt. Die übrigen Mitarbeiter des zweiten Bandes sind W. Fred, der die umfang- und inhaltreichen Kapitel über „Die Gesellschaft", „Die Kultur der äußeren Erscheinung" und „Die Kunst des Essens" beigesteuert hat, Hermann Hesse, der über den „Umgang mit Büchern" so frisch, individuell und anregend plaudert, wie man es von diesem ausgezeichneten Dichter und feinen Bibliophilen nur erwarten durfte, Karl Scheffler, der diesmal „Das Theater" zum Gegenstand seiner tiefgründigen Untersuchungen gemacht hat, und endlich der Herausgeber Ed. Heyck selbst, von dem das von geschichtsphilosophischem Gehalt erfüllte Kapitel „Der Einzelne und die großen Gemeinsamkeiten" und die an praktischer Lebensweisheit reichen Abschnitte: „Die Weisheit des Trinkens" und „Die Kunst des Reisens" herrühren. Wie im ersten Band, so haben es auch in diesem zweiten die einzelnen Verfasser verstanden, statt der Einzelvorschriften, wie sie all die Handbücher des guten Tons u. dgl. enthalten, Anregungen und Aufschlüsse zu geben, die den Leser zu eignem Weiterdenken und selbständiger Geschmacksbildung führen. Besonders ist es ihnen aber auch zu danken, daß sie alles Snobistische ferngehalten haben, das sich heute nur allzuleicht als unangenehmes Begleitmoment der modernen Kulturbestrebungen aufdrängt. Endlich ist noch auf die 95 dem Bande beigegebenen prächtigen Bildertafeln hinzuweisen, die in origineller und zwanglos belehrender Weise der unmittelbaren Anschauung Material und weitere Anregung geben sollen. Wenn irgendein kulturpädagogisches Werk unsrer Zeit verdient, den Büchern zugezählt zu werden, die der Gebildete kennen muß, so ist es die „Moderne Kultur", die in Wahrheit berufen ist, das Handbuch moderner Lebenskunst zu werden. R. D.

Die lettische Revolution. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Theodor Schiemann. Teil I u. II. Berlin 1906. Druck und Verlag von Georg Reimer.

Das sehr lesenswerte Buch verfolgt, wie es in dem Vorworte heißt, einen doppelten Zweck: einmal soll es das vorhandene reichhaltige Material wissenschaftlich verwerten und historisch festlegen und dann soll es die in der Presse verbreiteten falschen Darstellungen berichtigen sowohl hinsichtlich der Geschehnisse selbst wie hinsichtlich der Ursachen der revolutionären Bewegung. Zu diesem Zwecke bietet der ungenannte Verfasser zunächst eine kurzgefaßte Geschichte der Ostseeprovinzen, wobei er die Agrargeschichte etwas eingehender behandelt. Dann schildert er die bäuerlichen Verhältnisse in Livland und kommt zu der Folgerung, daß die russische Grenzmarkenpolitik auf dem Gebiete der Kirche und Schule (die mit fanatischem Eifer und mit den unlautersten Mitteln durchgeführten Konversionen zahlreicher Bauern zur griechischen Kirche, die systematische Herabwürdigung des Luthertums, die Russifizierung der Volksschule u. s. w.) zu einer Erschütterung und Verwirrung aller sittlichen Begriffe geführt und dadurch den Boden für die blutigen Greuel der Bauernerhebung vorbereitet habe. — Der zweite Teil behandelt die nationale und die mit dieser in enger Verbindung stehende sozialdemokratische Bewegung innerhalb des lettischen Volkes und gibt eine höchst anschauliche, zum Teil packende Darstellung des äußeren Verlaufs der an die Schrecknisse des Deutschen Bauernkrieges erinnernden Revolution in den Ostseeprovinzen.
Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

„Ein modernes Volk im Kriege", in Auszügen aus dänischen Briefen und Tagebüchern der Jahre 1863/64 geschildert von Karl Larsen. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung von Professor K. Larsen besorgt von Professor Dr. R. von Fischer-Benzon, Landesbibliothekar in Kiel. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

Das Buch führt einen höchst eigenartigen Gedanken aus, weshalb wir die Uebersetzung gern willkommen heißen. Der dänische Verfasser bietet uns keine eigentliche Kriegsgeschichte, wohl aber einen wertvollen Beitrag zur Kriegspsychologie. Er hat mit Fleiß und feinem Takt aus zahlreichen ihm zur Verfügung gestellten Briefen und Tagebuchaufzeichnungen alles zusammengestellt, was für die Beurteilung seiner Landsleute während des 64er Krieges bezeichnend ist. Neben den in Reih und Glied Stehenden und den Kriegsgefangenen, die ihre Erlebnisse und Ansichten berichten, kommen auch die Daheimgebliebenen, Bauern, Bürger und höher Gebildete beiderlei Geschlechts, zum Wort. Man bedauert beim Lesen, daß wir kein ähnliches Werk über die große Zeit von 1870/71 besitzen. Fr. R.

Die deutschen Parteiprogramme. Von Felix Salomon. 1. Heft. Von 1848—1871. 2. Heft. Von 1871—1900. Leipzig 1807, Verlag von G. B. Teubner.

Zunächst für die Zwecke des akademischen Studiums hat der Herausgeber die wichtigsten Verlautbarungen aus dem deutschen Parteileben seit den Tagen des Frankfurter Parlamentes zusammengestellt und damit zugleich ein bequemes Hilfsbuch für jeden geschaffen, der sich für die politischen Parteigestaltungen der jüngsten Vergangenheit interessiert und dabei das Bedürfnis empfindet, im Tages-

kampf auch solchen Parteibestrebungen gegenüber, die er ablehnt, auf dem festen Boden geschichtlicher Kenntnis zu stehen. Die beiden Bändchen sind der von Brandenburg und Seeliger herausgegebenen Quellensammlung zur deutschen Geschichte eingereiht und werden dadurch hoffentlich für die politische Bildung auch von Studenten, die sich von den Vorlesungen und Uebungen über neue deutsche Geschichte fernhalten, reichlich benutzt werden. Das vielmißbrauchte Wort von Schließung einer Lücke in der Literatur trifft hier im vollen Sinne zu. —ß.

Ohm Peter. Roman von Max Dreyer. Geb. M. 5.—. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Während Max Dreyer als Dramatiker bekanntlich eine ziemlich starke Produktivität entfaltet hat, ist er bisher als Erzähler nur selten an die Oeffentlichkeit getreten. Um so frischer und unverbrauchter erscheint die Kraft seines Talents in dem vorliegenden Werk, seinem ersten Roman. Wer das Buch aufschlägt, wird's bald merken: hier ist Max Dreyer in seinem Element. Das ist sein Göhren und sein Meer. Das Haus auf der Höhe ist sein Drachenhaus. Und in der Hauptfigur, dem „Ohm Peter", einer allem Konventionellen und dem Zwange des Gesellschaftslebens abholden Kraftnatur, werden die Freunde des Autors sogar viele Züge des Dichters selber entdecken. Als Idylle beginnt der Roman: Ohm Peter nimmt die mutterlose, auf der Schwelle zwischen Kindheit und jungfräulicher Blüte stehende Tochter eines Jugendfreundes während einer Forschungsreise des Vaters in sein Haus auf und genießt in der täglichen Lebensgemeinschaft mit der sich rasch erschließenden Mädchenknospe ein reines, harmloses Glück. Doch allmählich wird er gewahr, daß seine Gefühle für seinen Schützling inniger und wärmer werden, als es seiner väterlichen Rolle ansteht, und beim Abschied erkennt er vollends, daß das Mädchen seinem Herzen nicht mehr als Kind, sondern als das Weib, zu dem es inzwischen innerlich herangereift, teuer ist. So wandelt sich das Idyll zur Herzenstragödie des alternden Junggesellen, der das Glück, das ihm ins Haus gekommen ist, entsagend von sich stoßen muß. Das unleugbar heikle Motiv ist mit einer Zartheit und einer ehrlichen Wirklichkeitstreue behandelt, die jeden Einwand entkräftet und in Verbindung mit den übrigen feinen Qualitäten des Werkes dem Dichter bei allen Lesern ungeteilte Sympathie erringen wird. R. M.

Was ich von Reisen mitgebracht. Scherzgedichte von Karl Schindelwick. Berlin und Leipzig 1906, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

In „Scherzgedichten" hat der immer frohe Verfasser seine Ferienerlebnisse in den Alpen, am Rhein und im hohen Norden geschildert. Es sind meist heitere Kneipzeitungen, die eine angenehme Stunde bereiten. Einzelne liest man auch wiederholt gerne. E. M.

Der Wille zur höheren Einheit. Von Jos. Ans. Fröhlich. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

In philosophischen Betrachtungen, insbesondere über Fragen des sittlichen Lebens, wird dargetan, daß Welt- und Geistesentwicklung vom Willen zur höheren Einheit getragen werden. Der Grundgedanke ist gewiß fruchtbar. Nur wird er nicht so ausgearbeitet, wie man wünschen muß. Die Ueberlegungen, die im einzelnen viel Treffendes enthalten, gehen ziemlich unklar durcheinander: man spürt nirgends die sichere Hand eines Führers. Der Verfasser hat reichlich in guten und schlechten Büchern herumgelesen, hat auch selber den Problemen die lebendigste Anteilnahme entgegengebracht — und dennoch gelingt es ihm nicht, die Aufmerksamkeit des Lesers dauernd zu fesseln und im Leser das Bewußtsein zu wecken, daß er aufgeklärt und bereichert worden ist. Vielleicht bringt eine zweite Auflage dem Verfasser die Gelegenheit, seinen Reflexionen einen festeren Zusammenschluß zu verleihen. M. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus den Papieren eines Wiener Verlegers. 1858—1897. Persönliches, Literarisches, Theatralisches. Herausgegeben von Friedr. Arnold Mayer. Wien, W. Braumüller. Geb. M. 3.—.

Bierbaum, Otto Julius, Der Musenkrieg. Eine Studentenkomödie in vier Aufzügen für die Opernbühne. Berlin, Karl Curtius. M. 3.—.

Bölsche, Wilhelm, Tierbuch. Eine volkstümliche Naturgeschichte. Erster Band mit 21 Vignetten und 10 Tafeln. Berlin, Georg Bondi. M. 2.50.

Bredow, Heinrich, Lieder eines Heimkehrenden. Hamburg, Conrad H. A. Kloß. M. 2.50.

Delitzsch, Friedrich, Zur Weiterbildung der Religion. Zwei Vorträge. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50; gebunden M. 2.50.

Deutsche Bücherei. Die sozialen Kernfragen. Von Ed. von Hartmann. Drei (Doppel-)Bände

Nr. 78/74, 75/76 und 77/78. — Kaspar Hauser. Von A. Ritter von Feuerbach, Nr. 81. — Modernes Theater. Von H. Stümcke, Nr. 82/83. — Aus Pompeji. Von Dr. J. Kurth, Nr. 84. — Japanische Erzählungen und Märchen. Von H. Haas, Nr. 85. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei G. m. b. H. Pro Bändchen 80 Pf., Doppelbändchen 60 Pf.

Eucken, Rudolf, Der Sinn und Wert des Lebens. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2.20.

Frey, Karl, Michelagniolo Buonarroti. Sein Leben und seine Werke. Band I: Jugendjahre. Berlin, Karl Curtius. M. 20.—.

Friedjung, Heinrich, Oesterreich von 1848—1860. In zwei Bänden. Erster Band: Die Jahre der Revolution und der Reform 1848—1851. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 11.50.

Gerland, Dr. Heinrich, Die englische Gerichtsverfassung in ihrer gegenwärtigen Entwicklung und die deutsche Gerichtsreform. Berlin, Karl Curtius. M. 1.—.

Hofmann, Albert v., Die Grundlagen bewußter Stilempfindung. II. Der Begriff des Malerischen. III. Das Wesen des Künstlerischen. Stuttgart, W. Spemann. à M. 8.—.

Jellinek, Georg, Der Kampf des alten mit dem neuen Recht. Prorektoratsrede. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 1.—.

Key, Ellen, Rahel Varnhagen von Ense. Eine biographische Skizze. Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Leipzig-R., E. Haberland.

Köbner, Dr. Otto, Einführung in die Kolonialpolitik. Jena, Gustav Fischer. M. 5.—.

Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte. Dritte Abteilung: Neueste Zeit. Zeitalter des subjektiven Seelenlebens. Dritter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 6.—.

Landsberg, J. F., Das Recht der Zwangs- und Fürsorgeerziehung. Einführung — Kritik — Vorschläge. Berlin, Dr. Walther Rothschild.

Langenscheidts Taschenwörterbuch der dänischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt, bearbeitet von Anker Jensen, zusammengestellt von F. A. Mohr. Teil I: Dänisch-Norwegisch-Deutsch; Teil II: Deutsch-Dänisch. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Preis jedes Teiles M. 2.—. Beide Teile in einen Band gebunden M. 3.50.

Lecky, W. E. H., Charakter und Erfolg. Uebersetzt von M. Barnewitz. Berlin, Karl Curtius. M. 1.—.

Lhotzky, Heinrich, Die Zukunft der Menschheit. Drei Bändchen: Die Entwicklungsfrage. Die religiöse Frage. Die Freiheitsfrage. Berlin, Karl Curtius. à 80 Pf.

Mannhardt, Dr. W., Aus dem englischen und schottischen Rechtsleben. Material zur Beurteilung der deutschen Strafprozeßreform. Berlin, Karl Curtius. 75 Pf.

Monistenbund, Der deutsche, im Preußischen Herrenhaus (Reinke contra Haeckel). Eine aktenmäßige Darstellung mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. M. 1.—.

Neumann, Angelo, Erinnerungen an Richard Wagner. Mit vier Kunstblättern und zwei Faksimiles. Leipzig, L. Staackmann. M. 6.—.

Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarck-Archipel und auf den deutschen Salomo-Inseln. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Lieferung 22—28 (Schluß). Stuttgart, Strecker & Schröder. Gesamtpreis M. 14.—; in Originaleinband M. 16.—.

Schlesinger, Dr. M. L., Russland im XX. Jahrhundert. Mit einer Uebersichtskarte des europäischen und asiatischen Russlands. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Gebunden M. 10.—.

Schnabels Universitätsjahre oder Der deutsche Student. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von A. von S. Neudruck, eingeleitet und mit Bemerkungen aus dem „Burschicosen Wörterbuch" (Ragaz 1846) versehen von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Karl Curtius. M. 3.—.

Siebert, Dr. F., Die sexuelle Frage und der Sinn des Lebens. Brackwede, Dr. W. Breitenbach. 80 Pf.

Storm's (Theodor) **Briefe** in die Heimat aus den Jahren 1853—1864. Herausgegeben von Gertrud Storm. Mit zwei Porträt-Bildnissen. Berlin, Karl Curtius. M. 5.—.

Weimar, Das Klassische. Kunstmappe mit 12 Farbendruckblättern nach Aquarellen von Peter Woltze. Erläuternder Text von Ed. Scheidemantel. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. M. 10.—.

Wolffs Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Völlig erneut durch Dr. Heinr. Fränkel. 31. Auflage. Leipzig, Otto Wigand. Geb. M. 12.—.

Zeppelin, Graf, Die Eroberung der Luft. Ein Vortrag, gehalten im Saale der Sing-Akademie zu Berlin am 25. Januar 1908. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

VERLAG VON GUSTAV FISCHER IN JENA.

Einführung in die Kolonialpolitik

Von

Prof. Dr. Otto Köbner,

Wirkl. Admiralitätsrat und Vortrag. Rat im Reichs-Marine-Amt,
Zentralverwaltung für das Schutzgebiet Kiautschou, Berlin.

Preis: Mark 5.—, gebunden Mark 6.—

Inhalt:

I. Einleitender Abschnitt.

1. Begriff und Bedeutung der Kolonisation. — 2. Einteilung der Kolonien.

II. ABSCHNITT.

Die Entstehung der modernen Kolonialreiche

(Abriss der äusseren Geschichte.)

1. Ueberblick der neueren Kolonialgeschichten und des heutigen Besitzstandes der fremden Kolonialnationen. — 2. Entstehung und heutiger Stand des deutschen Kolonialbesitzes.

III. ABSCHNITT:

Die innere Entwicklung der Kolonialpolitik Deutschlands und der fremden Nationen.

1. Auf der aktiven Seite: die kolonisierenden Faktoren (Kolonisation durch privilegierte Privatunternehmungen) durch den Staat. — 2. Auf der passiven Seite: Verhältnis der kolonisierenden Macht zu der eingeborenen Bevölkerung.

IV. ABSCHNITT:

Die Organisation der Staatsgewalt und die Rechtsordnung in den Kolonien.

1. Staatsrechtliche Grundlagen. Organisation der Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz. — 2. Die Abgrenzung der Staatsgewalt des Mutterlandes gegenüber der Selbstverwaltung der Kolonien. — 3. Das finanzielle Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonien.

V. ABSCHNITT:

Aufgaben der kolonialen Wirtschaftspolitik.

1. Ueberblick der kolonialwirtschaftlichen Aufgaben. — 2. Handel und Verkehrswesen. — 3. Die koloniale Bodenpolitik im besonderen. — 4. Die Landfrage in den deutschen Schutzgebieten.

Die Siedelungsgesellschaft

für Deutsch-Südwestafrika.

Vortrag gehalten in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena am 21. November 1907

von **Professor Dr. G. K. Anton**

Mitglied der Reichskommission zur Prüfung der südwestafrikanischen Gesellschaften.

Preis: Mark 1.20.

Emile Zolas Roman Das Geld

erschien soeben in

wohlfeiler Volksausgabe in 1 Bande

Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

National-Zeitung, Berlin: „Wie kaum in einem andern vereinigen sich alle Vorzüge Zolas in seinem Werk ‚Das Geld', in welchem er das Pariser Börsentreiben schildert und zugleich ein typisches Bild der Börse überhaupt gibt."

In **einbändigen Volksausgaben** liegen ferner vor:

Der Zusammenbruch.
(Der Krieg von 1870/71.) Roman.
Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Lourdes. Roman.
Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

Rom. Roman.
Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Einzig berechtigte deutsche Ausgaben

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für soziale Reform.

Bezugspreis bei allen Postanstalten vierteljährlich 3,85 M., monatlich 95 Pf., bei freier Zustellung ins Haus vierteljährlich 42 Pf., monatlich 14 Pf. mehr. Das Reich ist täglich 12 Seiten stark und bringt Sonntags eine reich illustrierte, 8 Seiten starke Unterhaltungs-Beilage. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

Zeitungs-Nachrichten

für Grossindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert **über jeden beliebigen Gegenstand** in Original-Ausschnitten sachgemäss ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. FREYER SÖHNE

Prospekte und Tarife gratis
Telephon VI 4814

Berlin-Schöneberg 15
Eberstrasse 33

High-Life

Zeitschrift für die vornehme Welt

13. Jahrgang

Jährlich 26 Nummern.

Preis pro Halbjahr Mark 4.—.

Probe-Nummern stehen gegen Einsendung von 10 ₰ franko zu Diensten.
Inserate finden die weiteste und zweckmässigste Verbreitung.
Abonnements und Insertions-Aufträge nimmt entgegen

Berlin W. 57 B.

Die Expedition des High-Lifes.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Oesterheld & Co.** in **Berlin** beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Deutſche Revue

Eine Monatſchrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleiſcher

Dreiunddreißigſter Jahrgang. Zweiter Band

April bis Juni 1908

Stuttgart und Leipzig 1908 Deutſche Verlags-Anſtalt

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIII

(April bis Juni 1908)

Seite

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus den Jahren 1848 und 1849 . . . . . 1. 129

Wirklicher Geheimer Rat Dr. **R. Koch**, Reichsbankpräsident a. D. in Berlin: Nochmals die Geldverteuerung 15

Friedrich Delitzsch: Die Kultur Altbabyloniens 21

Marcel Herwegh und **Victor Fleury**: Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh . . . 35. 177. 303

Staatsrat Prof. Dr. **von Bruns**: Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Laryngologie 47

Carl Reinecke: Einige Worte über Mendelssohns Lieder ohne Worte . 51

Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXXIII . 53

Prof. Dr. **Hector Treub** (Amsterdam): Die Sorge für die Nachkommenschaft 60

Friedrich Arnold Mayer (Wien): Rachel. Ein Nachwort 72

Graf **de Pouvourville**: Der Umschwung in China 78

Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. London 1852 bis 1858 und Paris 1860 (Schluß) . 89

Ernesto Tissot: Gabriele d'Annunzio in seinem Privatleben 100

Olga Wohlbrück: Die Todesstunde des Herzogs von Dauen. Novelle 112. 229

Die Vereinigten Staaten und Japan. Zwei Entgegnungen 123

Sir **Henry Roscoe**: Ein englischer Gelehrter über die Freundschaft des Deutschen Kaisers für England und über die Beziehungen zwischen England und Deutschland 147

Die deutsche Flotte. Ein Nachwort zu dem vorstehenden Aufsatz von **M. von Brandt** 150

Heinrich von Poschinger: Aus den Denkwürdigkeiten Wilhelm von Kardorffs 152

Prof. **Eduard Buchner** (Berlin): Gärung ohne lebende Hefezellen . . . 160

General **Stephan Türr**: Europa und der Vatikan 172

Charles Trevelyan, Parlamentsmitglied: Das Verhältnis Englands zu Deutschland 197

Prof. Dr. **A. Bielschowsky**: Die Bedeutung der Augenstellung für die Physiognomie 204

Baron Eramm: Wiener Tagebuchaufzeichnungen 215

Seite

F. Fittica: Ueber Kieſel, Edelſteine, Kohle und Diamanten 225
Privatdozent Dr. **P. Rohland** (Stuttgart): Ueber den Begriff des Naturgeſetzes 240
G. Pfarrius: Die Arbeitsloſenverſicherung nach dem Genter Syſtem in Straßburg i. E. 248
Dr. **Louis Couturat** und **Th. Gomperz**: Der Kampf um die Weltſprache. Zwei Erklärungen 251. 252
Sir **Alfred Turner**, Generalmajor: Krieg und Duell 257
Ludwig Mathy: Briefe von und an Karl Mathy aus dem Frühling 1849. Mit Erläuterungen 265
Profeſſor **Achille Loria** (Turin): Hat die moderne Bildung die Menſchheit und die Geſellſchaft glücklicher gemacht? 281
Dr. **von Schulte**: Erinnerungen an und Geſpräche mit Heinrich Gelzer 286
Graf **Vay von Vaya und zu Luskod**, apoſtoliſcher Protonotar: Reiſeeindrücke aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika . . 291
Prof. Dr. **Döderlein** (Tübingen): Frauenberufe und Frauenwohl . . . 315
Generalmajor und Gouverneur a. D. **Leutwein**: Zur Beſiedlungsfrage in Deutſch-Südweſtafrika 327
Profeſſor **C. Doumer** (Lille): Die Behandlung durch Autokonduktion bei geſteigerter Arterienſpannung 336
M. von Brandt: Die Präſidentenwahl in den Vereinigten Staaten und die deutſch-amerikaniſchen Beziehungen 341
Ernſt Schwarz (Heidelberg): Religion und Ideal. Eine kulturäſthetiſche Studie 344
Georg Hirſchfeld: Das ſeltene Feſt. Novelle 351
Großherzog Friedrich von Baden und Kuno Fiſchers Berufung nach Heidelberg 364
Dr. **Cornelius**, Oberſtabsarzt in Berlin: Der Schmerz 368

Kleine Revuen

Naturwiſſenſchaftliche Revue 373
Literariſche Berichte 125. 253. 378
Eingeſandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 256. 380

...einunddreißigster Jahrgang April 1908. Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus den Jahren 1848 und 1849	1
Wirklicher Geheimer Rat **Dr. G. Koch**, Reichsbankpräsident a. D. in Berlin: Nochmals die Geldverteuerung	15
Friedrich Delitzsch: Die Kultur Altbabyloniens	21
Marcel Herwegh und Victor Fleury: Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg Herwegh	35
Staatsrat Prof. **Dr. von Bruns**: Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Laryngologie	47
Carl Reinecke: Einige Worte über Mendelssohns Lieder ohne Worte	51
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXXIII	53
Prof. **Dr. Hector Treub** (Amsterdam): Die Sorge für die Nachkommenschaft	60
Friedrich Arnold Mayer (Wien): Rachel. Ein Nachwort	72
Graf de Pouvourville: Der Umschwung in China	78
Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. London 1852 bis 1858 und Paris 1860 (Schluß)	89
Ernest Tissot: Gabriele d'Annunzio in seinem Privatleben	100
Olga Wohlbrück: Die Todesstunde des Herzogs von Dauen. Novelle	112
Die Vereinigten Staaten und Japan. Zwei Entgegnungen	123
Literarische Berichte	125
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . . M. 820 Millionen.
Bankvermögen . . . . . „ 297 „

Unverfallbarkeit. Unanfechtbarkeit. Weltpolize.

Befreiung von der Prämienzahlung bei Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit gegen mässigen Zuschlag.

Bei Nervosität, Epilepsie, Migräne, Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

GOERZ ANSCHÜTZ-KLAPP-KAMERA „ANGO"

leicht, stabil, kompendiös und elegant.

Neues Modell.

Von **aussen verstellbarer, geschlossen aufzuziehender** Schlitzverschluss für Zeit-, Ball- und Momentaufnahmen (bis $^1/_{1000}$ Sekunde). Ansatz zur Benutzung der Hinterlinse. Kataloge kostenfrei. Bezug durch alle photographischen Handlungen oder durch

OPTISCHE ANSTALT C. P. GOERZ AKTIEN-GESELLSCH.

BERLIN-FRIEDENAU 24

LONDON PARIS NEW-YORK CHICAGO

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus den Jahren 1848 und 1849

Vorbemerkung.

Am 20. März sind achtzig Jahre verflossen, seit Prinz Friedrich Karl von Preußen das Licht der Welt erblickte. Die nachfolgenden Blätter sollen dazu dienen, das Andenken an den längst entschlafenen Heldenprinzen, einen der gewaltigen Bannerträger der preußischen Armee in großer Zeit, in unserm Volke lebendig zu erhalten. Es sind eigenhändige Aufzeichnungen des Prinzen, die sich in seinem im Königlichen Hausarchiv ruhenden Nachlasse befinden. Die schlichte und ungeschminkte Schilderung von zwei bedeutsamen Momenten aus dem Leben des Jünglings gewährt einen Einblick in die Gefühle, welche die Heldenbrust des damals erst zwanzigjährigen, für kriegerischen Ruhm begeisterten Prinzen durchglühten, sie zeigt aber auch gleichzeitig die ernste Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, mit der er in der Stunde der Gefahr seinen Beruf ausübte, wie er Erfahrungen sammelte, um sie später im Dienste der Armee für sich und andre nutzbar zu machen.

Das Treffen bei Schleswig am 23. April 1848.

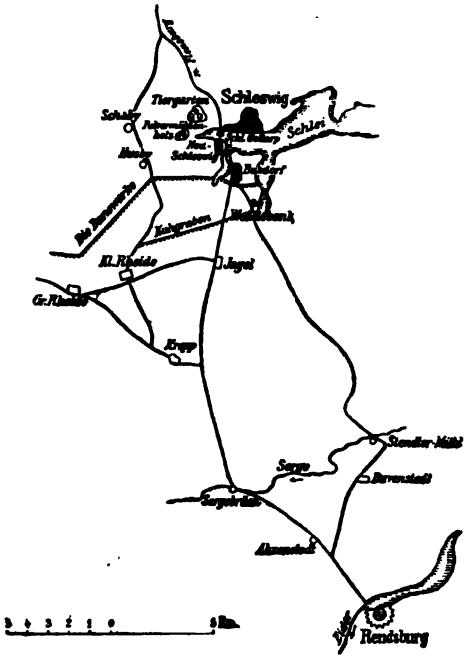
Prinz Friedrich Karl, am 1. April 1848 nach Beendigung eines zweijährigen Universitätsstudiums in Bonn zum Hauptmann und Kompagniechef im 1. Garderegiment zu Fuß ernannt, erhielt nach Ausbruch des Krieges gegen Dänemark von König Friedrich Wilhelm IV. die Erlaubnis, als Ordonnanzoffizier im Stabe des Oberkommandierenden der Bundestruppen, des Generals der Kavallerie von Wrangel, dem Feldzuge beizuwohnen. Am 21. April reiste er in Begleitung des Majors von Schlegell und des Leutnants von Stülpnagel vom 1. Garderegiment zu Fuß von Potsdam ab, schloß sich in Nauen auf der Eisenbahnfahrt Wrangel an und traf spät abends in Rendsburg auf dem Kriegsschauplatz ein.

Ueber die nun folgenden kriegerischen Ereignisse berichtet er in seinem Tagebuch:

22. April 1848. ... Seine Exzellenz machte mit dem ganzen Hauptquartier am Vormittage dem Herzog von Braunschweig[1]) die Aufwartung und wollte

[1]) Herzog Wilhelm von Braunschweig nahm freiwillig im Hauptquartier des hannoverschen Generals Halkett am Feldzuge teil.

auch zum Prinzen Friedrich von Holstein,[1]) dem kommandierenden General, geriet jedoch durch ein Mißverständnis zum General von Krohn, dem bei Bau[2]) geschlagenen Feldherrn. Wir behandelten diesen ganz als Durchlaucht, was er sich ruhig gefallen ließ. Als nach unserm Scheiden das Mißverständnis aufgeklärt wurde, gab es viel zu lachen. Um 11 Uhr war Wachtparade der Offiziere der Garnison, namentlich die der Füsilierbataillone von Alexander und Franz erschienen, ein überraschender Anblick: alles alte Berliner Gesichter. Exzellenz sprach zu den Offizieren in sehr hübscher Weise. Er setzte kurz seine Stellung, seine Absichten, seine Wünsche auseinander und fügte zum Schlusse sehr humoristisch hinzu: „Und nun, meine Herren, bleibt mir nichts übrig, als mich Ihrem Andenken zu empfehlen. Verstehen Sie mir, und auf Wiedersehen auf der ‚grünen Wiese'!" Hernach aber rief er die Herren noch einmal zusammen und stellte mich ihnen vor, indem er herzliche und erhebende Worte an mich richtete, welche mir einen unauslöschlichen Eindruck machten ...[3]) In meinem Quartier empfing ich hierauf den Besuch einiger Herren von der provisorischen Regierung, worunter Beseler, Reventlow, Pertz und Olshausen ... Aus dem projektierten Rekognoszierungsritt Seiner Exzellenz wurde nichts, da der Fürst Radziwill[4]) mit Recht erklärte, eine Rekognoszierung jenseits der Vorposten (Füsilierbataillone von



[1]) Prinz Friedrich von Holstein-Noer, Bruder des Herzogs von Augustenburg, befehligte das holsteinische Truppenkontingent.

[2]) Treffen bei Bau am 9. April 1848.

[3]) Der damalige Major, spätere Feldmarschall von Steinmetz, schreibt darüber: „Der General stellte in einer zweiten Ansprache den eben erst angekommenen Sohn des Prinzen Karl vor, indem er uns sagte, wir möchten darin einen neuen Beweis des Vertrauens Seiner Majestät des Königs zu uns erblicken, daß er seinen nächsten Verwandten in unsre Mitte schickte, um den Krieg kennen zu lernen und zu zeigen, welches Blut in den Adern der Hohenzollern fließe, und dann wandte er sich an den Prinzen und sprach ihm aus, wie er sich freue und wie er sich geehrt fühle und wie er ihm Gelegenheit geben würde, zu zeigen, daß er ein echter Hohenzoller sei. In dieser Weise sprach er, des Prinzen Hand fassend, noch weiter und war so ergriffen, wie er an den Schluß kam, daß wir mit Gott für König und Vaterland fechten würden, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Alles ging mit neuem Vertrauen zu seiner Truppe zurück." Vgl. von Krosigk, Generalfeldmarschall von Steinmetz, Berlin 1900, S. 88.

[4]) General Fürst Radziwill befehligte die preußische Division der Bundesarmee.

Franz und Alexander, Gardeschützen und 3. und 4. Schwadron 3. Husarenregiments) sei eigentlich untunlich, da die feindlichen Vorposten auf den nicht unbedeutenden Höhen jenseits der Sorge 1500 Schritt von den unsrigen ständen, von wo aus sie jede Annäherung sehen und verhindern könnten. Nach Tische, um 3 Uhr, sah ich die Grenadierbataillone und Artillerie ausmarschieren. Sie rückten in enge Kantonierungen diesseits der Sorge; die Truppen waren unbändig heiter und die Offiziere glückselig. Anzug und Bewaffnung derselben war hier und da phantastisch, immer aber kampagnemäßig. Die Musiken spielten „Schleswig-Holstein stammverwandt", wozu die Bevölkerung jauchzte. Um 4 Uhr ritt ich hinaus in die Biwaks der Holsteiner Dragoner, um meinen Freund Walter Loë[1]) zu besuchen, der jetzt dort Offizier ist. Ich fand ihn auch, er hatte gerade du jour ... Um 5 Uhr war ich wieder in der Stadt und sah das Einrücken der preußischen Linie und einiger fremder Truppen mit an. Gegen Abend ging Seine Exzellenz zum Kommandierenden Prinzen Friedrich von Noer, den wir trafen, und zum Herzog von Augustenburg, der nicht zu Hause war. Der Prinz ist ein schöner, großer Mann von militärischem Aussehen. Abends traf ein jeder für sich Vorbereitungen zur Kampagne.

23. April 1848. Um $6^1/_4$ Uhr morgens stieg das Hauptquartier zu Pferde, um den Truppen, deren Spitzen um 7 Uhr von Stendtermühle und Sorgebrück aufbrachen,[2]) nachzueilen. Das Hauptquartier war verstärkt durch den Major Graf Oriola vom Generalstab[3]) ... außerdem meldete sich ein Ordonnanzoffizier, der hannoversche Leutnant von Arentschild von den Cambridgedragonern. Ich ritt den Schimmel an dem Tage. Der Anzug fürs Hauptquartier war von Seiner Exzellenz befohlen: Ueberrock, Mütze und Schärpe. Fast alles hatte Paletots an oder Mäntel um, Seine Exzellenz und ich aber nicht. Außerdem trugen Stülpnagel und ich auf besonderen Befehl des Generals Helme wie er. Ich hatte, da allgemein Säbel getragen wurden, einen Pallasch umgetan, nachdem der General dies gutgeheißen. Das Wetter war den Morgen naß und flau, wurde aber schon gegen 10 Uhr besser und hielt sich bis gegen 6 Uhr gut, dann wurde es wieder trübe und regnete. Beim Wegreiten war unsre Absicht, die Stellung des Feindes, die bei den Danewerken vor und neben Schleswig

---

[1]) Der jetzige Generalfeldmarschall Freiherr von Loë, ein Studienfreund des Prinzen auf der Universität Bonn.

[2]) Nach Wrangels Disposition sollten um 6 Uhr 30 Minuten die beiden preußischen Kolonnen zum Vormarsch bereitstehen: Rechte Kolonne Möllendorff mit Avantgarde bei Stendtermühle, mit Gros bei Duvenstedt; linke Kolonne Bonin mit Avantgarde bei Sorgebrück, mit Gros bei Ahrenstedt. Die holsteinische Abteilung sollte der Kolonne Bonin folgen und sich zwischen 10 und 11 Uhr bei Sorgebrück versammeln. Die Avantgarde der Bundesdivision (Halkett) brach zwar schon um 4 Uhr morgens aus ihren Unterkunftsorten südlich Rendsburg auf, gelangte jedoch, durch Empfang von Lebensmitteln in Rendsburg aufgehalten, nicht mehr zu dem beabsichtigten Anschluß an die Kolonne Möllendorff.

[3]) Im Stabe befanden sich außerdem Major Kirchfeldt als Generalstabsoffizier, Hauptmann von Massow als Adjutant, Leutnant von Wrangel vom 3. Kürassierregiment (Sohn des Generals) als Ordonnanzoffizier.

vermutet wurde, nur zu rekognoszieren. Der Angriff sollte erst morgen erfolgen. Unser Hauptquartier sollte heute nach Kropp kommen zum Gros des Generals von Bonin. General von Wrangel ritt über Stendtermühle der Kolonne Möllendorff nach, das Gros derselben hatte bereits die Sorge bei Stendtermühle überschritten und bewegte sich in einer einzigen Kolonne vorwärts. Das Terrain gestattete es durchaus nicht anders; denn alle Felder sind von steilen Wällen, die an der Seite öfters Gräben haben (wie im Westfälischen) eingeschlossen. Reiter können sie gar nicht, Infanteristen nur einzeln und mit Mühe passieren. Ich ritt immer unmittelbar hinter Seiner Exzellenz neben seinem Sohn, Leutnant von Wrangel von den Kürassieren, einem prächtigen, scharmanten Menschen, der eben wie ich darauf brannte, ins Gefecht zu kommen. Der General sprach im Vorbeireiten auf das allervertraulichste und herzlichste mit den Truppen und gab ihnen in gemütlichster Form kleine Lehren. Vor dem Dorfe Oberselk wurde haltgemacht, um eine halbe Stunde zu ruhen ... Das Hauptquartier ging auf einen benachbarten Hügel, von wo aus man eine ziemlich freie Umsicht hatte und durch Gläser den Feind suchte, der seine Vorposten in der Nacht in aller Ruhe abgezogen hatte, so daß die Fühlung an der Klinge verloren war. Schleswig aber sowie die Danewerke waren unsern Augen durch eine andre Hügelreihe entzogen. Exzellenz ritt dann zur Avantgarde, welche bis dicht an jene Höhen, etwa eine halbe Meile von Schleswig, heran war, vor ... Um 10 Uhr 30 Minuten fiel der erste Kanonenschuß. Hurra, die Kampagne hat begonnen! Den Schuß tat die reitende Batterie des Hauptmanns Kühne (Leutnant von Lübeck von der 3. Brigade aus Burg), welche auf besagten Höhen stand. Er traf, wie sich nachher herausstellte, ein dänisches Dragonerpferd von einer Abteilung, die auf der Chaussee nach Kropp patrouillierte und nun schleunigst nach Schleswig floh. Dem ersten Schuß folgten noch zwei oder drei, worauf die Geschütze schwiegen. Nun aber begannen die Tirailleurs der 12. Kompagnie des Regiments Alexander (Hauptmann von Cosel), welche die Spitze der Avantgarde gebildet und die Danewerke hinter Wedelspank hart am Wasser erstiegen hatten, ein lebhaftes Feuer auf dänische Jäger. Nachdem die ganze Kompagnie aufgelöst war und andre desselben Bataillons den Jägern in die rechte Flanke schossen, zogen sich diese hinter das Danewerk zurück und waren auf diese Art gedeckt. Nur selten fielen einige Schüsse. Plötzlich erhielt das Gros der Möllendorffschen Avantgarde Geschützfeuer, erlitt aber keinen Schaden. Die beiden Kanonen, welche schossen, waren außerhalb des Bereichs unsrer reitenden Batterie etwa da aufgefahren, wo die Chaussee von Kropp nach Schleswig die Danewerke bei Busdorf schneidet. Zugleich zeigte sich dort eine Kompagnie dänischer Infanterie. Diese wie auch die Geschütze, welche vorher noch auf holsteinische Dragoner, die Spitze des Generals von Bonin, auf der Chaussee von Kropp ohne Erfolg gefeuert hatten, worauf die Dragoner in Windeseile davonjagten, wurden bald durch die Annäherung der Tirailleurs einer Füsilierkompagnie von Alexander, bei der General von Möllendorff sich aufhielt, zum Verlassen des Platzes gezwungen. Hierauf entspann sich auch dort ein lebhaftes Gewehrfeuer von Massen

von Tirailleurs, die hinter den Wällen, Hecken und Büschen standen. Das Hauptquartier sowie der Stab des Fürsten Radziwill hielten auf der Höhe, wo unsre reitende Batterie gefeuert hatte. Von hier hatte man einen vortrefflichen Ueberblick über das ganze Gefecht. General Wrangel und sein ganzes Gefolge war abgesessen. Nach einer Weile nahm er Oriola und mich mit sich und ging auf eine Höhe einige hundert Schritt weiter vor, wo wir uns hinduckten und noch besser sahen. Von dort aus schickte er mich mit dem Befehl zum Fürsten Radziwill und General Möllendorff, das Gros der Avantgarde solle antreten, und den Leutnant von der Bussche-Münch von der Adjutantur der 14. Division des Fürsten Radziwill zum General Bonin, er solle von Jagel etwa (wohin er mit dem Gros gekommen sein mußte) mit dem Gros über Klein-Rheide, nicht nach Groß-Rheide, sondern über den Kograben gehen. Die Boninsche Avantgarde indessen, Füsilierbataillone des 31. und 20. Regiments, gingen auf der Straße gegen Busdorf vor in langen Reihen in den Gräben neben der Chaussee und teilweise mit abgenommenen Gewehren.

So standen die Dinge, als General von Wrangel sich zu Pferde setzte, um sich zur Avantgarde des Generals von Bonin auf der Chaussee von Kropp nach Busdorf zu begeben. Seine Exzellenz schickte mich zurück, um dem Fürsten Radziwill zu befehlen, daß, da nunmehr das Gros — die Gardegrenadiere — bis auf fünfhundert Schritt heran sei, der Fürst unverzüglich mit allem, was bei der Hand sei (zwei Schwadronen Husaren, sechs reitende Geschütze, zwei Kompagnien Füsiliere von Franz) gegen die Danewerke vordringen solle. Bis dahin nämlich hatte General Wrangel bei seinem alten Plan, bloß zu rekognoszieren, beharren und der Bitte des Generals Möllendorff, die östlichen, schon genommenen Danewerke wenigstens besetzt zu halten, nicht nachgeben wollen. Fürst Radziwill hatte schon seine Meinung dahin geäußert, daß die Danewerke von den Dänen nicht gehalten werden würden, wie es schiene, da fast gar nichts von ihnen zu sehen sei. Die Danewerke westlich von Busdorf nämlich waren bis jetzt gar nicht besetzt. Den angeführten Befehl zum Vorgehen brachte ich dem Fürsten. Mein flüchtiger Schimmel trug mich in großer Eile über einen jener vielen Wälle dahin, Stülpnagel aber, der mir folgte, ich weiß nicht warum, stürzte. Als ich zurückkam, erfuhr ich, daß er sich nichts getan. Seine Exzellenz gelang es mir bald einzuholen. Wir trafen die Füsilierbataillone der Boninschen Avantgarde noch vor Busdorf, und zwar in ziemlich starkem Kanonenfeuer. Dieses sowie die Notwendigkeit, wieder einen erhabenen Punkt zur Uebersicht zu gewinnen, bewogen wohl den General, rechts durch die Bataillone hindurchzureiten und mit Ueberwindung sehr schwieriger Terrainhindernisse, als da sind Sumpf, Wälle und Gräben, bei denen zwei- oder dreimal abgesessen werden mußte, das Danewerk rechts von Busdorf zu erklettern. Der General, ich und ich glaube Major Kirchfeldt waren die einzigen, die sich hinauf machten und zwar zu Fuß, um von dort aus das vorliegende Terrain und die feindliche Stellung zu beobachten. Das Gefecht des Regiments Alexander hatte sich inzwischen von den Danewerken nach Busdorf hineingezogen und währte

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIII

(April bis Juni 1908)

Seite

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus den Jahren 1848 und 1849 . . . . . 1. 129

Wirklicher Geheimer Rat Dr. **R. Koch**, Reichsbankpräsident a. D. in Berlin: Nochmals die Geldverteuerung 15

Friedrich Delitzsch: Die Kultur Altbabyloniens 21

Marcel Herwegh und **Victor Fleury**: Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh . . . 35. 177. 303

Staatsrat Prof. Dr. **von Bruns**: Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Laryngologie 47

Carl Reinecke: Einige Worte über Mendelssohns Lieder ohne Worte . 51

Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXXIII . 53

Prof. Dr. **Hector Treub** (Amsterdam): Die Sorge für die Nachkommenschaft 60

Friedrich Arnold Mayer (Wien): Rachel. Ein Nachwort 72

Graf **de Pouvourville**: Der Umschwung in China 78

Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. London 1852 bis 1858 und Paris 1860 (Schluß) . 89

Ernest Tissot: Gabriele d'Annunzio in seinem Privatleben 100

Olga Wohlbrück: Die Todesstunde des Herzogs von Dauen. Novelle 112. 229

Die Vereinigten Staaten und Japan. Zwei Entgegnungen 123

Sir **Henry Roscoe**: Ein englischer Gelehrter über die Freundschaft des Deutschen Kaisers für England und über die Beziehungen zwischen England und Deutschland 147

Die deutsche Flotte. Ein Nachwort zu dem vorstehenden Aufsatz von **M. von Brandt** 150

Heinrich von Poschinger: Aus den Denkwürdigkeiten Wilhelm von Kardorffs 152

Prof. **Eduard Buchner** (Berlin): Gärung ohne lebende Hefezellen . . . 160

General **Stephan Türr**: Europa und der Vatikan 172

Charles Trevelyan, Parlamentsmitglied: Das Verhältnis Englands zu Deutschland 197

Prof. Dr. **A. Bielschowsky**: Die Bedeutung der Augenstellung für die Physiognomie 204

Baron Eramm: Wiener Tagebuchaufzeichnungen 215

Seite

F. Fittica: Ueber Kieſel, Edelſteine, Kohle und Diamanten 225
Privatdozent Dr. **P. Rohland** (Stuttgart): Ueber den Begriff des Naturgeſetzes 240
G. Pfarrius: Die Arbeitsloſenverſicherung nach dem Genter Syſtem in Straßburg i. E. 248
Dr. **Louis Couturat** und **Th. Gomperz**: Der Kampf um die Weltſprache. Zwei Erklärungen 251. 252
Sir **Alfred Turner**, Generalmajor: Krieg und Duell 257
Ludwig Mathy: Briefe von und an Karl Mathy aus dem Frühling 1849. Mit Erläuterungen 265
Profeſſor **Achille Loria** (Turin): Hat die moderne Bildung die Menſchheit und die Geſellſchaft glücklicher gemacht? 281
Dr. **von Schulte**: Erinnerungen an und Geſpräche mit Heinrich Gelzer 286
Graf **Vay von Vaya und zu Luskod**, apoſtoliſcher Protonotar: Reiſeeindrücke aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika . . 291
Prof. Dr. **Döderlein** (Tübingen): Frauenberufe und Frauenwohl . . . 315
Generalmajor und Gouverneur a. D. **Leutwein**: Zur Beſiedlungsfrage in Deutſch-Südweſtafrika 327
Profeſſor **E. Doumer** (Lille): Die Behandlung durch Autokonduktion bei geſteigerter Arterienſpannung 336
M. von Brandt: Die Präſidentenwahl in den Vereinigten Staaten und die deutſch-amerikaniſchen Beziehungen 341
Ernſt Schwarz (Heidelberg): Religion und Ideal. Eine kulturäſthetiſche Studie 344
Georg Hirſchfeld: Das ſeltene Feſt. Novelle 351
Großherzog Friedrich von Baden und Kuno Fiſchers Berufung nach Heidelberg 364
Dr. **Cornelius**, Oberſtabsarzt in Berlin: Der Schmerz 368

Kleine Revuen

Naturwiſſenſchaftliche Revue 373
Literariſche Berichte 125. 253. 378
Eingeſandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 256. 380

...reiunddreißigster Jahrgang April 1908. Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus den Jahren 1848 und 1849	1
Wirklicher Geheimer Rat **Dr. G. Koch**, Reichsbankpräsident a. D. in Berlin: Nochmals die Geldverteuerung	15
Friedrich Delitzsch: Die Kultur Altbabyloniens	21
Marcel Herwegh und **Victor Fleury**: Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg Herwegh	35
Staatsrat Prof. **Dr. von Bruns**: Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Laryngologie	47
Carl Reinecke: Einige Worte über Mendelssohns Lieder ohne Worte	51
Hermann Oncken: Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens. XXXIII	53
Prof. **Dr. Hector Treub** (Amsterdam): Die Sorge für die Nachkommenschaft	60
Friedrich Arnold Mayer (Wien): Rachel. Ein Nachwort	72
Graf de Pouvourville: Der Umschwung in China	78
Gabriel Monod (Paris): Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter. London 1852 bis 1858 und Paris 1860 (Schluß)	89
Erneste Tissot: Gabriele d'Annunzio in seinem Privatleben	100
Olga Wohlbrück: Die Todesstunde des Herzogs von Dauen. Novelle	112
Die Vereinigten Staaten und Japan. Zwei Entgegnungen	123
Literarische Berichte	125
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . . M. 820 Millionen.
Bankvermögen . . . . . „ 297 „

Unverfallbarkeit. Unanfechtbarkeit. Weltpolice.

Befreiung von der Prämienzahlung bei Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit gegen mässigen Zuschlag.

Bei Nervosität, Epilepsie, Migräne, Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

GOERZ ANSCHÜTZ-KLAPP-KAMERA „ANGO"

leicht, stabil, kompendiös und elegant.

Neues Modell.

Von **aussen verstellbarer, geschlossen aufzuziehender** Schlitzverschluss für Zeit-, Ball- und Momentaufnahmen (bis $^1/_{1000}$ Sekunde). Ansatz zur Benutzung der Hinterlinse. Kataloge kostenfrei. Bezug durch alle photographischen Handlungen oder durch

OPTISCHE ANSTALT C. P. GOERZ AKTIEN-GESELLSCH.
BERLIN-FRIEDENAU 24

LONDON PARIS NEW-YORK CHICAGO

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus den Jahren 1848 und 1849

Vorbemerkung.

Am 20. März sind achtzig Jahre verflossen, seit Prinz Friedrich Karl von Preußen das Licht der Welt erblickte. Die nachfolgenden Blätter sollen dazu dienen, das Andenken an den längst entschlafenen Heldenprinzen, einen der gewaltigen Bannerträger der preußischen Armee in großer Zeit, in unserm Volke lebendig zu erhalten. Es sind eigenhändige Aufzeichnungen des Prinzen, die sich in seinem im Königlichen Hausarchiv ruhenden Nachlasse befinden. Die schlichte und ungeschminkte Schilderung von zwei bedeutsamen Momenten aus dem Leben des Jünglings gewährt einen Einblick in die Gefühle, welche die Heldenbrust des damals erst zwanzigjährigen, für kriegerischen Ruhm begeisterten Prinzen durchglühten, sie zeigt aber auch gleichzeitig die ernste Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, mit der er in der Stunde der Gefahr seinen Beruf ausübte, wie er Erfahrungen sammelte, um sie später im Dienste der Armee für sich und andre nutzbar zu machen.

Das Treffen bei Schleswig am 23. April 1848.

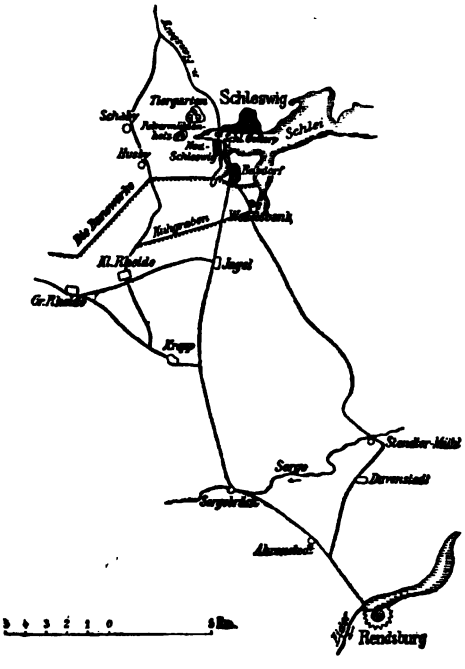
Prinz Friedrich Karl, am 1. April 1848 nach Beendigung eines zweijährigen Universitätsstudiums in Bonn zum Hauptmann und Kompagniechef im 1. Garderegiment zu Fuß ernannt, erhielt nach Ausbruch des Krieges gegen Dänemark von König Friedrich Wilhelm IV. die Erlaubnis, als Ordonnanzoffizier im Stabe des Oberkommandierenden der Bundestruppen, des Generals der Kavallerie von Wrangel, dem Feldzuge beizuwohnen. Am 21. April reiste er in Begleitung des Majors von Schlegell und des Leutnants von Stülpnagel vom 1. Garderegiment zu Fuß von Potsdam ab, schloß sich in Nauen auf der Eisenbahnfahrt Wrangel an und traf spät abends in Rendsburg auf dem Kriegsschauplatz ein.

Ueber die nun folgenden kriegerischen Ereignisse berichtet er in seinem Tagebuch:

22. April 1848. ... Seine Exzellenz machte mit dem ganzen Hauptquartier am Vormittage dem Herzog von Braunschweig[1]) die Aufwartung und wollte

[1]) Herzog Wilhelm von Braunschweig nahm freiwillig im Hauptquartier des hannoverschen Generals Halkett am Feldzuge teil.

auch zum Prinzen Friedrich von Holstein,[1]) dem kommandierenden General, geriet jedoch durch ein Mißverständnis zum General von Krohn, dem bei Bau[2]) geschlagenen Feldherrn. Wir behandelten diesen ganz als Durchlaucht, was er sich ruhig gefallen ließ. Als nach unserm Scheiden das Mißverständnis aufgeklärt wurde, gab es viel zu lachen. Um 11 Uhr war Wachtparade der Offiziere der Garnison, namentlich die der Füsilierbataillone von Alexander und Franz erschienen, ein überraschender Anblick: alles alte Berliner Gesichter. Exzellenz sprach zu den Offizieren in sehr hübscher Weise. Er setzte kurz seine Stellung, seine Absichten, seine Wünsche auseinander und fügte zum Schlusse sehr humoristisch hinzu: „Und nun, meine Herren, bleibt mir nichts übrig, als mich Ihrem Andenken zu empfehlen. Verstehen Sie mir, und auf Wiedersehen auf der ‚grünen Wiese'!" Hernach aber rief er die Herren noch einmal zusammen und stellte mich ihnen vor, indem er herzliche und erhebende Worte an mich richtete, welche mir einen unauslöschlichen Eindruck machten ...[3]) In meinem Quartier empfing ich hierauf den Besuch einiger Herren von der provisorischen Regierung, worunter Beseler, Reventlow, Pertz und Olshausen ... Aus dem projektierten Rekognoszierungsritt Seiner Exzellenz wurde nichts, da der Fürst Radziwill[4]) mit Recht erklärte, eine Rekognoszierung jenseits der Vorposten (Füsilierbataillone von



[1]) Prinz Friedrich von Holstein-Noer, Bruder des Herzogs von Augustenburg, befehligte das holsteinische Truppenkontingent.

[2]) Treffen bei Bau am 9. April 1848.

[3]) Der damalige Major, spätere Feldmarschall von Steinmetz, schreibt darüber: „Der General stellte in einer zweiten Ansprache den eben erst angekommenen Sohn des Prinzen Karl vor, indem er uns sagte, wir möchten darin einen neuen Beweis des Vertrauens Seiner Majestät des Königs zu uns erblicken, daß er seinen nächsten Verwandten in unsre Mitte schickte, um den Krieg kennen zu lernen und zu zeigen, welches Blut in den Adern der Hohenzollern fließe, und dann wandte er sich an den Prinzen und sprach ihm aus, wie er sich freue und wie er sich geehrt fühle und wie er ihm Gelegenheit geben würde, zu zeigen, daß er ein echter Hohenzoller sei. In dieser Weise sprach er, des Prinzen Hand fassend, noch weiter und war so ergriffen, wie er an den Schluß kam, daß wir mit Gott für König und Vaterland fechten würden, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Alles ging mit neuem Vertrauen zu seiner Truppe zurück." Vgl. von Krosigk, Generalfeldmarschall von Steinmetz, Berlin 1900, S. 88.

[4]) General Fürst Radziwill befehligte die preußische Division der Bundesarmee.

Franz und Alexander, Gardeschützen und 3. und 4. Schwadron 3. Husarenregiments) sei eigentlich untunlich, da die feindlichen Vorposten auf den nicht unbedeutenden Höhen jenseits der Sorge 1500 Schritt von den unsrigen ständen, von wo aus sie jede Annäherung sehen und verhindern könnten. Nach Tische, um 3 Uhr, sah ich die Grenadierbataillone und Artillerie ausmarschieren. Sie rückten in enge Kantonierungen diesseits der Sorge; die Truppen waren unbändig heiter und die Offiziere glückselig. Anzug und Bewaffnung derselben war hier und da phantastisch, immer aber kampagnemäßig. Die Musiken spielten „Schleswig-Holstein stammverwandt", wozu die Bevölkerung jauchzte. Um 4 Uhr ritt ich hinaus in die Biwaks der Holsteiner Dragoner, um meinen Freund Walter Loë[1]) zu besuchen, der jetzt dort Offizier ist. Ich fand ihn auch, er hatte gerade du jour ... Um 5 Uhr war ich wieder in der Stadt und sah das Einrücken der preußischen Linie und einiger fremder Truppen mit an. Gegen Abend ging Seine Exzellenz zum Kommandierenden Prinzen Friedrich von Noer, den wir trafen, und zum Herzog von Augustenburg, der nicht zu Hause war. Der Prinz ist ein schöner, großer Mann von militärischem Aussehen. Abends traf ein jeder für sich Vorbereitungen zur Kampagne.

23. April 1848. Um $6^1/_4$ Uhr morgens stieg das Hauptquartier zu Pferde, um den Truppen, deren Spitzen um 7 Uhr von Stendtermühle und Sorgebrück aufbrachen,[2]) nachzueilen. Das Hauptquartier war verstärkt durch den Major Graf Oriola vom Generalstab[3]) ... außerdem meldete sich ein Ordonnanzoffizier, der hannoversche Leutnant von Arentschild von den Cambridgedragonern. Ich ritt den Schimmel an dem Tage. Der Anzug fürs Hauptquartier war von Seiner Exzellenz befohlen: Ueberrock, Mütze und Schärpe. Fast alles hatte Paletots an oder Mäntel um, Seine Exzellenz und ich aber nicht. Außerdem trugen Stülpnagel und ich auf besonderen Befehl des Generals Helme wie er. Ich hatte, da allgemein Säbel getragen wurden, einen Pallasch umgetan, nachdem der General dies gutgeheißen. Das Wetter war den Morgen naß und flau, wurde aber schon gegen 10 Uhr besser und hielt sich bis gegen 6 Uhr gut, dann wurde es wieder trübe und regnete. Beim Wegreiten war unsre Absicht, die Stellung des Feindes, die bei den Danewerken vor und neben Schleswig

---

[1]) Der jetzige Generalfeldmarschall Freiherr von Loë, ein Studienfreund des Prinzen auf der Universität Bonn.

[2]) Nach Wrangels Disposition sollten um 6 Uhr 30 Minuten die beiden preußischen Kolonnen zum Vormarsch bereitstehen: Rechte Kolonne Möllendorff mit Avantgarde bei Stendtermühle, mit Gros bei Duvenstedt; linke Kolonne Bonin mit Avantgarde bei Sorgebrück, mit Gros bei Ahrenstedt. Die holsteinische Abteilung sollte der Kolonne Bonin folgen und sich zwischen 10 und 11 Uhr bei Sorgebrück versammeln. Die Avantgarde der Bundesdivision (Halkett) brach zwar schon um 4 Uhr morgens aus ihren Unterkunftsorten südlich Rendsburg auf, gelangte jedoch, durch Empfang von Lebensmitteln in Rendsburg aufgehalten, nicht mehr zu dem beabsichtigten Anschluß an die Kolonne Möllendorff.

[3]) Im Stabe befanden sich außerdem Major Kirchfeldt als Generalstabsoffizier, Hauptmann von Massow als Adjutant, Leutnant von Wrangel vom 3. Kürassierregiment (Sohn des Generals) als Ordonnanzoffizier.

vermutet wurde, nur zu rekognoszieren. Der Angriff sollte erst morgen erfolgen. Unser Hauptquartier sollte heute nach Kropp kommen zum Gros des Generals von Bonin. General von Wrangel ritt über Stendtermühle der Kolonne Möllendorff nach, das Gros derselben hatte bereits die Sorge bei Stendtermühle überschritten und bewegte sich in einer einzigen Kolonne vorwärts. Das Terrain gestattete es durchaus nicht anders; denn alle Felder sind von steilen Wällen, die an der Seite öfters Gräben haben (wie im Westfälischen) eingeschlossen. Reiter können sie gar nicht, Infanteristen nur einzeln und mit Mühe passieren. Ich ritt immer unmittelbar hinter Seiner Exzellenz neben seinem Sohn, Leutnant von Wrangel von den Kürassieren, einem prächtigen, scharmanten Menschen, der eben wie ich darauf brannte, ins Gefecht zu kommen. Der General sprach im Vorbeireiten auf das allervertraulichste und herzlichste mit den Truppen und gab ihnen in gemütlichster Form kleine Lehren. Vor dem Dorfe Oberselk wurde haltgemacht, um eine halbe Stunde zu ruhen ... Das Hauptquartier ging auf einen benachbarten Hügel, von wo aus man eine ziemlich freie Umsicht hatte und durch Gläser den Feind suchte, der seine Vorposten in der Nacht in aller Ruhe abgezogen hatte, so daß die Fühlung an der Klinge verloren war. Schleswig aber sowie die Danewerke waren unsern Augen durch eine andre Hügelreihe entzogen. Exzellenz ritt dann zur Avantgarde, welche bis dicht an jene Höhen, etwa eine halbe Meile von Schleswig, heran war, vor ... Um 10 Uhr 30 Minuten fiel der erste Kanonenschuß. Hurra, die Kampagne hat begonnen! Den Schuß tat die reitende Batterie des Hauptmanns Kühne (Leutnant von Lübeck von der 3. Brigade aus Burg), welche auf besagten Höhen stand. Er traf, wie sich nachher herausstellte, ein dänisches Dragonerpferd von einer Abteilung, die auf der Chaussee nach Kropp patrouillierte und nun schleunigst nach Schleswig floh. Dem ersten Schuß folgten noch zwei oder drei, worauf die Geschütze schwiegen. Nun aber begannen die Tirailleurs der 12. Kompagnie des Regiments Alexander (Hauptmann von Cosel), welche die Spitze der Avantgarde gebildet und die Danewerke hinter Wedelspank hart am Wasser erstiegen hatten, ein lebhaftes Feuer auf dänische Jäger. Nachdem die ganze Kompagnie aufgelöst war und andre desselben Bataillons den Jägern in die rechte Flanke schossen, zogen sich diese hinter das Danewerk zurück und waren auf diese Art gedeckt. Nur selten fielen einige Schüsse. Plötzlich erhielt das Gros der Möllendorffschen Avantgarde Geschützfeuer, erlitt aber keinen Schaden. Die beiden Kanonen, welche schossen, waren außerhalb des Bereichs unsrer reitenden Batterie etwa da aufgefahren, wo die Chaussee von Kropp nach Schleswig die Danewerke bei Busdorf schneidet. Zugleich zeigte sich dort eine Kompagnie dänischer Infanterie. Diese wie auch die Geschütze, welche vorher noch auf holsteinische Dragoner, die Spitze des Generals von Bonin, auf der Chaussee von Kropp ohne Erfolg gefeuert hatten, worauf die Dragoner in Windeseile davonjagten, wurden bald durch die Annäherung der Tirailleurs einer Füsilierkompagnie von Alexander, bei der General von Möllendorff sich aufhielt, zum Verlassen des Platzes gezwungen. Hierauf entspann sich auch dort ein lebhaftes Gewehrfeuer von Massen

von Tirailleurs, die hinter den Wällen, Hecken und Büschen standen. Das Hauptquartier sowie der Stab des Fürsten Radziwill hielten auf der Höhe, wo unsre reitende Batterie gefeuert hatte. Von hier hatte man einen vortrefflichen Ueberblick über das ganze Gefecht. General Wrangel und sein ganzes Gefolge war abgesessen. Nach einer Weile nahm er Oriola und mich mit sich und ging auf eine Höhe einige hundert Schritt weiter vor, wo wir uns hinduckten und noch besser sahen. Von dort aus schickte er mich mit dem Befehl zum Fürsten Radziwill und General Möllendorff, das Gros der Avantgarde solle antreten, und den Leutnant von der Busssche-Münch von der Adjutantur der 14. Division des Fürsten Radziwill zum General Bonin, er solle von Jagel etwa (wohin er mit dem Gros gekommen sein mußte) mit dem Gros über Klein-Rheide, nicht nach Groß-Rheide, sondern über den Kograben gehen. Die Boninsche Avantgarde indessen, Füsilierbataillone des 31. und 20. Regiments, gingen auf der Straße gegen Busdorf vor in langen Reihen in den Gräben neben der Chaussee und teilweise mit abgenommenen Gewehren.

So standen die Dinge, als General von Wrangel sich zu Pferde setzte, um sich zur Avantgarde des Generals von Bonin auf der Chaussee von Kropp nach Busdorf zu begeben. Seine Exzellenz schickte mich zurück, um dem Fürsten Radziwill zu befehlen, daß, da nunmehr das Gros — die Gardegrenadiere — bis auf fünfhundert Schritt heran sei, der Fürst unverzüglich mit allem, was bei der Hand sei (zwei Schwadronen Husaren, sechs reitende Geschütze, zwei Kompagnien Füsiliere von Franz) gegen die Danewerke vordringen solle. Bis dahin nämlich hatte General Wrangel bei seinem alten Plan, bloß zu rekognoszieren, beharren und der Bitte des Generals Möllendorff, die östlichen, schon genommenen Danewerke wenigstens besetzt zu halten, nicht nachgeben wollen. Fürst Radziwill hatte schon seine Meinung dahin geäußert, daß die Danewerke von den Dänen nicht gehalten werden würden, wie es schiene, da fast gar nichts von ihnen zu sehen sei. Die Danewerke westlich von Busdorf nämlich waren bis jetzt gar nicht besetzt. Den angeführten Befehl zum Vorgehen brachte ich dem Fürsten. Mein flüchtiger Schimmel trug mich in großer Eile über einen jener vielen Wälle dahin, Stülpnagel aber, der mir folgte, ich weiß nicht warum, stürzte. Als ich zurückkam, erfuhr ich, daß er sich nichts getan. Seine Exzellenz gelang es mir bald einzuholen. Wir trafen die Füsilierbataillone der Boninschen Avantgarde noch vor Busdorf, und zwar in ziemlich starkem Kanonenfeuer. Dieses sowie die Notwendigkeit, wieder einen erhabenen Punkt zur Uebersicht zu gewinnen, bewogen wohl den General, rechts durch die Bataillone hindurchzureiten und mit Ueberwindung sehr schwieriger Terrainhindernisse, als da sind Sumpf, Wälle und Gräben, bei denen zwei- oder dreimal abgesessen werden mußte, das Danewerk rechts von Busdorf zu erklettern. Der General, ich und ich glaube Major Kirchfeldt waren die einzigen, die sich hinauf machten und zwar zu Fuß, um von dort aus das vorliegende Terrain und die feindliche Stellung zu beobachten. Das Gefecht des Regiments Alexander hatte sich inzwischen von den Danewerken nach Busdorf hineingezogen und währte

dort in gleicher, nicht übermäßiger Hitze fort. Fürst Radziwill traf hier den General wieder. Als inzwischen die reitende Batterie von uns, die den ersten Schuß getan, eingetroffen, ließ man sie sogleich links von Busdorf auf den bisher noch weniger bekämpften Danewerken auffahren und schießen. Nur die Füsiliere des 20. Regiments, und zwar ein Schwarm der 9. Kompagnie, an der Spitze drei Offiziere, worunter Graf Walbersee II[1]) vom 1. Garderegiment und Leutnant von Katte vom 20. Regiment, hatten mit einem Sturmlauf die Dänen von dort vertrieben und mit ihrem Feuer verfolgt. Kaum war die Batterie aufgefahren und abgeprotzt, so lenkte sie das Feuer der feindlichen Artillerie auf sich, die nun nicht allein mit Kugeln, sondern auch mit Granaten ein sehr lebhaftes und wirksames Feuer unterhielt, das manchem Füsilier und auch den Kanonieren und der Bespannung Schaden zufügte und das Leben kostete. Wir hielten unmittelbar neben der Batterie. Es war ein rasendes Geknalle, das durch das Tirailleurfeuer im nahen Dorf noch verstärkt wurde. Ich kann nicht sagen, wie lebhaft meine Freude war, die Kugeln und Granaten so dicht vor und hinter uns fliegen und krepieren zu sehen. Dem Hauptmann von Massow von der Adjutantur schlug eine Granate dicht vors Pferd und bespritzte ihn von oben bis unten mit Sand, verletzte ihn aber nicht. Eine Kanonenkugel ging dicht über meinem braunen Reitpferde fort, das bei den Handpferden war, und so schlugen die Kugeln zischend und krachend um uns herum.[2]) Nach einer Weile ritt der General mit uns in das angrenzende Busdorf, in dem Augenblicke, wo zwei Kompagnien vom Regiment Franz (6. und 7. Kompagnie, Hauptmann von Roeder) das Dorf links, zwei Kompagnien (5. und 8., Oberstleutnant von Bequignolles) rechts angriffen. Hauptmann Roeder drückte ich noch die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Auftrage, und kurz darauf erhielt er einen Flintenschuß in den Rücken, als er sich umdrehte, um noch einen Zug seiner Kompagnie zur Unterstützung herbeizurufen. Der Kampf im Dorfe wurde mittlerweile sehr hitzig. Man behauptet, die feindliche Artillerie habe mit Schrapnells geschossen, wenigstens sprang sehr viel über unsre Köpfe hinweg, und viele blaue Bohnen flogen, die anders tönten als Flintenkugeln. Wir hielten an einem Hause neben einem Pappelbaum, von dem oft einzelne Aeste abgeschossen herunterfielen. Unmittelbar rechts von uns und rechts von der Chaussee waren es die Füsiliere Alexander und die Gardeschützen, die fochten. Das Dorf fing an vor uns auf der linken Seite der Straße zu brennen, so daß die Aussicht etwas benommen wurde, obgleich der Wind westwärts stand. Der Kampf im Dorfe war anhaltend und hitzig, an einzelnen Punkten schwankend. Dänische Gefangene, die dort gemacht wurden, sagten aus, daß neunhundert Jäger in ihm im Gefecht gewesen seien.

---

[1]) Graf Gustav von Walbersee, Sohn des Kriegsministers, war 1849 bis 1850 persönlicher Adjutant des Prinzen. Er starb im Jahre 1861 als Major.

[2]) Unter des Prinzen Kriegserinnerungen in Dreilinden befindet sich eine Marmorplatte mit einer 4-Pfünderkugel darauf, mit der Umschrift: „Der erste Salutschuß an Sie, mein Prinz.“ Diese Kugel schlug bei obengeschildeter Gelegenheit vor dem Prinzen ein, worauf General von Wrangel die angeführten Worte zu ihm sprach.

Diese aber hatten nicht alle Büchsen, sonst hätten unsre Verluste weit bedeutender sein müssen. Außerdem nahmen an dem Dorfgefecht noch drei Bataillone dänischer Infanterie teil.[1])

Die dänischen Batterien warfen unaufhörlich Granaten in das Dorf, die aber wohl höchstens an einer Stelle gezündet haben. Hübsch war es, wie ein Leutnant von Gilsa vom 31. Regiment seine Leute wieder ins Feuer hineinführte, als sie gewichen, und wie der frische, kräftige Mann vor ihnen als der Erste hinwegschritt. Der General rief ihnen noch zu, nicht hinter, vor dem Offizier müßten sie gehen. Noch etwas andres machte dem General Eindruck: Das war ein Artillerieoffizier, der sich später als der Hauptmann von Decker[2]) von der 3. Brigade ergab und der mitten im tollsten Feuer auf der offenen Chaussee im Dorfe herumritt, um seine Haubitzen zu suchen. Er ließ alle Abmahnungen der umstehenden Kameraden unbeachtet, kam aber glücklich durch. Das Feuer war in dieser Stunde fürchterlich stark, laut und nahe. Fürst Radziwill sagte später mehrmals, er entsinne sich während des ganzen Feldzugs 1813 nur bei Bautzen ähnliches gehört zu haben. Eine interessante Bemerkung glaube ich hier gemacht zu haben. Wenn man ein Manöver in dieser Gegend um Schleswig machen wollte, in diesem merkwürdig eingeschnittenen und gleichmäßig von Wällen durchzogenen Terrain — denn jedes Feld ist von einem Wall umgeben und die Felder sind sehr groß —, man würde es ganz so machen, wie die Truppen sich hier in der Wirklichkeit benahmen — leider ist dies wahr! Denn unsre Leute, selbst die Offiziere, verstanden durchaus nicht hinreichend die Gebäude für die Verteidigung zu benutzen und einzurichten. Sie trieben sich immer neben oder hinter ihnen, wenig in ihnen herum. Es fehlte nur noch, daß sie sich vor die Häuser gestellt hätten, wie wir bei unsern Manövern die Verteidigung und Benutzung markieren. Wie Dorfgefechte so sind, so war auch dieses, d. h. es zog sich in die Länge trotz des Angriffs der vier Kompagnien vom Regiment Franz. Als wir nach einer Weile das Dorf verließen, schien mir das Gefecht in Busdorf noch nicht entschieden. Der General ritt eiligst den Weg, den wir gekommen, zum Dorfe hinaus auf die fatale Meldung, die, glaube ich, ein Offizier der Batterie links von Busdorf brachte, daß mehrere feindliche Bataillone die Danewerke erstiegen und unsre linke Flanke bedrohten. Der Augenblick war kritisch, und das Kritische der Lage wurde vermehrt durch den Umstand, daß die reitende Batterie der 3. Brigade aufprotzte, weil sie sich verschossen und nur noch zwei Schuß pro Geschütz hatte. Die Gardefußbatterie des Hauptmanns von Gerschow indessen war schon daneben abgeprotzt und feuerte. Hinter den Batterien stand das Füsilierbataillon des 31. Regiments, die einzelnen Kompagnien längs der Wälle aufgelöst. Dort ritten wir entlang in ungeheurer Eile, nur wenige konnten

---

[1]) An dem Dorfgefecht in Busdorf waren dänischerseits beteiligt: 3. Jägerbataillon, zwei Kompagnien 2. Jägerbataillons, 12. Linienbataillon, zwei Kompagnien 2. Linienbataillons und 13. Linienbataillon.

[2]) Hauptmann von Decker stellte zwei 6-Pfünder-Geschütze seiner Batterie an der Westspitze von Ober-Busdorf auf.

dem General folgen. Der Leutnant von Wrangel aber und ich, den er wiederholentlich rief: „Mein Prinz! Wo ist mein Prinz? An meine Seite!“ — wir waren immer bei ihm, die andern kamen nach. Major Schlegell indessen stürzte; ich sah, daß er wieder aufsteigen wollte. In diesem Augenblick tauchten in unsrer linken Flanke, da, wo die Danewerke von einem tiefen Grund durchschnitten werden, rote Fahnen mit einem weißen Kreuz auf und rote Uniformen erschienen. Dänische Bataillone[1]) in unsrer Flanke! Zugleich auch pfiffen ihre ersten Gewehrkugeln aus einer Entfernung von fünf- bis sechshundert Schritt um uns herum, und die vordersten Füsiliere wichen zurück. Den Augenblick war mir ganz fatal zumute. Diese Stimmung wurde wesentlich vermehrt durch unsern Glauben, daß Major von Schlegell erschossen sei, da sein Pferd ledig an uns vorbeilief und keiner von uns ihn sah; endlich entdeckten wir ihn mitten unter den Füsilieren des 31. Regiments, weitab von uns. Nun schickte mich Seine Exzellenz fort: ich solle alles, was an Truppen auf der Chaussee zu finden, zu ihm heranführen. Mein Schimmel lief, was er laufen konnte, und bald stieß ich auf zwei Bataillone des Königsregiments, welche, durch Zufall von der Kolonne Bonin abgekommen, noch auf der Chaussee waren.[2]) Dem Major von Steinmetz überbrachte ich nunmehr den Befehl des Generals, gab ihm aber auf eigne Faust den Befehl, nicht in Front, sondern in der Flanke anzugreifen, so die Dänen zum Stehen und endlich zum Weichen zu bringen. Major von Steinmetz, dessen Regiment in vier kleine Bataillone geteilt war, ging sogleich links von der Chaussee ab, über die Gräben und Einfassungen der Felder hinweg und formierte während des Marsches zwei Treffen. Daß der General mit meiner Anordnung einverstanden, erkannte ich daran, daß, als ich mich ihm wieder näherte, er dem Regiment mit der Hand immer noch Zeichen machte, weiter links zu marschieren. Inzwischen hatten die Dänen die Füsiliere des 31. Regiments aus zwei Positionen hinter den Erdwällen vertrieben und wichen erst, als die ersten Schützen vom Königsregiment ihnen in die Flanke kamen. Da aber machten sie sich eilig auf die Beine, und ihr Rückzug artete in vollkommene Flucht aus, denn sie warfen ungelogen hundert und mehr Tornister (aus Seehundsfell), Tschakos, ja auch Kleider und Waffen fort, um schneller fortzukommen; die „grüne Wiese“ war damit übersät. Der Verlust der Dänen bei dieser schnellen Retirade war nicht unbeträchtlich, auch zwei Offiziere blieben schwerblessiert dort liegen. Das Königsregiment folgte mit seinen Schützen den Dänen auf dem Fuße, während die Füsiliere des

---

[1]) Es waren das 1. und 11. Bataillon der dänischen 1. Brigade (Oberst von Bülow), die um 1 Uhr mittags westlich des Busdorfer Teiches entlang und dann durch die Teichniederung und über den Damm einen Offensivstoß machten, um der in den Kampf um Busdorf verwickelten Arrieregarde Luft zu schaffen.

[2]) Die beiden Bataillone des Königsregiments hatten das Ende des Gros der Kolonne Bonin gebildet und waren auf den um 12 Uhr mittags erteilten Befehl Wrangels, das Gros sollte nicht links auf Rheide abbiegen — wie vorher angeordnet —, sondern auf Schleswig marschieren, dem bereits auf Rheide abgebogenen Gros nicht gefolgt, sondern auf der Chaussee auf Busdorf vorgerückt.

31. Regiments geordnet wurden. Der General war mit mir zu dieser Zeit bei der Kolonne vom Königsregiment, die am weitesten rechts war. Als sie sich dem Grunde, der die Danewerke durchschneidet, näherte, wurde sie mit Granaten beworfen. Gleich die erste schlug in die Queue, krepierte, und fünf Leute blieben liegen. Aber da freute ich mich recht über die prächtigen Pommern! Statt zu stutzen, ging das Bataillon im Trabe den Hang hinunter auf die Wiese und sofort dem Feinde nach. Die braven Pommern! Das Hauptquartier aber blieb oben halten, und bald nahmen wir wahr, daß die Batterie auf uns zielte, denn fünf oder sechs Granaten flogen ganz barbarisch nahe um uns. Die eine flog singend dicht über uns weg und krepierte dabei, und eine andre nicht zwanzig Schritt von mir in die Erde, krepierte aber nicht. Da ritten wir nicht wenig davon. Keiner wünschte sich ein solches Osterei,[1]) sie waren doch ein wenig zu groß und zu hart.

Während wir so ritten, schickte mich Seine Exzellenz, dem ich mitteilte, auf der Chaussee stände noch eine holsteinische Batterie, fort, sie zu holen. Dies tat ich. Es waren zehn oder zwölf Fußgeschütze, welche im Trabe vorgingen, von der Chaussee links abbogen und dort vom General ihre Bestimmung erhielten. Major Kirchfeldt führte sechs Geschütze im Galopp auf den Platz, wo wir beschossen worden waren. Da aber schwieg das feindliche Granatenfeuer. Die Annäherung des Königsregiments hatte die feindliche Batterie vertrieben. Die holsteinische Batterie kam somit nicht mehr zu Schuß. Nun ritten wir wieder gegen Busdorf. Während wir uns an den Punkt begaben, wo das Gefecht soeben beendet war, an den tiefen Einschnitt in die Danewerke, wurden die Füsilierkompagnien des 31. Regiments wieder gesammelt und geordnet und riefen in der Siegesfreude mehrere Male „Hurra!“ Exzellenz stieg auf den hohen Wall. Ich bat um Erlaubnis, in den Grund gehen zu dürfen, um mich nach zwei dänischen Offizieren, die dort blessiert lagen, umzusehen. Stülpnagel folgte mir. Während ich die beiden unter den Blessierten suchte, begegnete mir ein Musketier vom pommerschen Regiment, der wegen eines Schusses in den rechten Oberschenkel bedeutend lahmte. Ich wollte ihm forthelfen, Stülpnagel sollte sein Gewehr tragen. Aber nein, er bestand darauf, allein zu gehen, und bedauerte immer nur, seinen Kameraden nicht weiter folgen zu können, er habe wirklich nicht länger mitgekonnt, er habe zu starken Schmerz, sagte er. Ein herbeigeeilter Chirurg verband ihn mit einem Taschentuch. General Wrangel, der herbeikam, belobte den braven Pommern wegen seiner heroischen Standhaftigkeit. Exzellenz nahm dann Veranlassung, mich wegen meines Benehmens beim Gefecht mit ausnehmend gnädigen Worten zu beloben und mir mit Tränen in den Augen und mit den allerwärmsten und herzlichsten Worten seine Zufriedenheit auszudrücken, wovon er auch dem König Anzeige machen wolle.[2]) Ich war tiefbewegt und gerührt,

---

[1]) Der 23. April 1848 war der erste Osterfeiertag.

[2]) Wrangel tat dies auch in seinem Gefechtsbericht an den König Friedrich Wilhelm IV., der telegraphisch antwortete: „Das Verhalten meines Neffen Friedrich Karl erfüllt mich mit

denn so viel hatte ich nicht verdient, da ich nur meine Schuldigkeit getan. Der General umarmte mich mehrmals hintereinander und redete mich um diese Zeit nie anders als mit „du" und „mein Alter" an, worin ich einen großen Beweis seiner Zuneigung erblickte. Hierüber verging eine Viertelstunde oder mehr, und die beiden Füsilierbataillone der Boninschen Avantgarde (20. und 31. Regiments) zogen an uns vorüber über den Bach, der in der Vertiefung fließt, dem Königsregiment nach, das unaufhörlich, des Terrains wegen aber langsam, vordrang, das Feuer der Batterien und der Infanterie verachtend. Busdorf war inzwischen genommen, und der Feind schoß sich mit der Garde in Neu-Schleswig herum, das man auch Friedrichsberg nennt. Dort auf unserm rechten Flügel war der Kampf nicht mehr hartnäckig. Exzellenz setzte sich zu Pferd und eilte, von mir und noch einem oder zwei Herren begleitet — die übrigen waren abgekommen oder verschickt —, zum Königsregiment. Als wir bei diesem braven Regiment ankamen, fanden wir es einem tüchtigen Kanonenfeuer ausgesetzt, gegen das es sich, solange die Kolonnen hielten, durch Niederlegen hinter den Wällen sehr zweckmäßig schützte. Die feindlichen Batterien schossen mit Kugeln, nicht mit Granaten, und als die Kolonnen so weit über die Wälle vorgegangen, daß wir ihnen nicht zu Pferde folgen konnten, also auf demselben Platze halten blieben, richteten sie ihr Feuer auf uns, was wir deutlich und unzweifelhaft daran wahrnahmen, daß die Kanonenbälle sehr nahe um uns sausten. Da außerdem noch Gewehrkugeln um uns pfiffen und niemand nähere Bekanntschaft mit den blauen Bohnen zu machen wünschte, ritten wir von dannen gegen Schleswig. Die Vorstadt Neu-Schleswig hatten die Garden, und zwar die leichten Bataillone, unterstützt glaube ich durch das 1. Bataillon Franz,[1]) bis zum Schlosse Gottorp hin genommen. Wir ritten, um nach der Stadt zu kommen, einen hohen Hang hinunter, auf dem es gewaltig zog, und da es noch dazu zu regnen anfing — freilich nur wenig —, nahm ich mir einen Reitermantel vom Königin-Kürassier-Regiment um, denn ich fror im bloßen Waffenrock. Die Ordonnanzen des Generals waren von diesem Regiment. In diesem Aufzuge hielt ich meinen Einzug in Schleswig, der eroberten Stadt. Die Garden ließen, wo wir vorbeikamen, endlosen Jubel erschallen. Alle Einwohner waren auf den

---

Freude." Am 19. September 1848 erhielt der Prinz den Orden Pour le mérite. Einige Jahre später, am 23. April 1853, sandte Wrangel dem Prinzen folgendes Schreiben: „Aus der Fülle meines Herzens danke ich Ihnen für Ihre gnädige Erinnerung an Schleswig. Ja, es war ein schöner Tag, wo sich auch das alte Heldenblut, das in Ihren Adern rollt, durch den Feuereifer hervortat, mit welchem Sie das brave 2. Infanterieregiment König heranholten und in der rechten Flanke des Feindes führten, wodurch der Sieg den preußischen Fahnen wurde, und Sie, mein Prinz, so die erste würdige Waffentat vollführten. Möchte die Vorsehung mich noch für würdig halten, noch einmal das Schwert zu ziehen, und Sie, mein Königlicher Herr, wären dann mein Reitergeneral — dann würden bessere Resultate als bei Schleswig folgen."

[1]) Es war vorzugsweise dieses Bataillon unter Major Vogel von Falckenstein, dem späteren bekannten General, das die Vorstadt nahm. Die Füsilierbataillone der Garde schlossen sich dem Vorgehen an.

Beinen, jauchzten und gaben den Vorbeiziehenden Wein und Fleisch und Brot. Die Bataillone hatten die Gewehre zusammengesetzt und überließen sich der Freude. Wir hielten das Gefecht für beendet. General Wrangel, den Fürst Radziwill und General Möllendorff begrüßten, ritt bis ans Ende der Vorstadt gegen Gottorp hin, wo die Spitzen der Avantgarde (Füsiliere von Franz) eine beobachtende Stellung gegen das vom dänischen Gardebataillon und Artillerie besetzte Schloß innehatten. Neben dem Schlosse, in dem sogenannten Pulverholz, in einer Stellung, welche die Truppen in Schleswig, das Königsregiment und die Füsilierbataillone des 20. und 31. Regiments gleichmäßig bedrohte, standen, wie wir erst später erfuhren, 3000 bis 4000 Dänen mit zahlreicher Artillerie, die jedoch, statt noch einmal einen für uns höchst gefährlichen Offensivstoß zu versuchen, bald durch den Wald auf die Straße nach Flensburg abzogen. Während Exzellenz dort bei den Spitzen der Möllendorffschen Brigade sich aufhielt und eben mit dem Grafen Waldersee,[1]) dem Kommandeur der Avantgarde, gesprochen hatte, ritt ich letzterem nach. Ich dachte mir dabei nichts Arges, sondern wollte ihm nur mitteilen, daß sein Sohn aus Potsdam angekommen, die Affäre mitgemacht und sich ganz wohl befände. Der General aber rief mich zurück und ermahnte mich, an seiner Seite zu bleiben. Und diesem Umstande verdanke ich vielleicht mein Leben. Denn gleich darauf fiel vom Schlosse Gottorp fünfhundert Schritt von uns ein Kanonenschuß auf uns, der dem Hauptmann von Normann und Premierleutnant von Berg vom Regiment Franz jedem ein Bein zerschmetterte. Mitten im Ort Neu-Schleswig machte Exzellenz halt, stieg ab, frühstückte, und man begann für den Stab die Quartiere einzurichten. Die Füsiliere von Alexander setzten neben uns die Gewehre zusammen und gingen in die Quartiere. Es war etwa $2^1/_2$ Uhr nachmittags. Wie gesagt, wir hielten das Gefecht für beendet, trotzdem noch alle fünf Minuten einzelne Kanonenschüsse fielen. Wir waren der Meinung, daß der Feind seinen Rückzug auf Flensburg durch einige Batterien und durch eine starke Schützenlinie an der Lisiere des großen Waldes hinter Schleswig ganz einfach decke, ohne weitere Absichten zu haben. Die Ansicht bestätigte sich später als die richtige.[2]) Da kam die Meldung vom General Bonin, die erste Nachricht zugleich, die wir von ihm erhielten, der Feind dränge ihn dergestalt, daß er kaum imstande sei, länger standzuhalten.[3]) Dies bewog Seine Exzellenz, den Plan, die feindliche Arrieregarde nicht weiter zu drängen und ihre Position des zu erwartenden großen Menschenverlustes wegen

---

[1]) Graf Waldersee, später, 1854 bis 1858, preußischer Kriegsminister.

[2]) Um diese Zeit bestand beim dänischen General Hedemann noch die Absicht, die Stellung Pulverholz-Gottorp hartnäckig zu verteidigen.

[3]) Es erscheint nicht wahrscheinlich, daß die Meldung Bonins so gelautet hat. Denn der General stand bis 3 Uhr nachmittags überhaupt noch nicht im Gefecht, sondern hielt noch am Kograben nördlich Klein-Rheide. Möglicherweise aber trafen gleichzeitig mit einer Meldung Bonins besorgniserregende Nachrichten vom Major von Steinmetz ein, bei dem das Gefecht am Pulverholz schwankte. Das von dort herüberschallende Feuer bewog Wrangel, seinen bisherigen Plan zu ändern.

nicht anzugreifen, zu ändern und den Befehl zum Angriff zu geben. Zugleich erhielt die Brigade Möllendorff, die schon teilweise in die Kantonements in Neu-Schleswig, teilweise in Biwaks bei Busdorf gerückt war, Befehl, unverzüglich die Gewehre in die Hand zu nehmen. Dasselbe galt für die holsteinischen Truppen (vier Bataillone, zehn bis zwölf Geschütze), die von Rendsburg auf der Chaussee über Kropp marschiert waren und hinter Busdorf standen. General von Wrangel setzte sich wieder zu Pferde und ritt, nur von Stülpnagel und mir begleitet, den Weg, den er gekommen, aus Schleswig heraus. Major Kirchfeldt kam nach. Die Erschöpfung der Truppen war unverkennbar. Dieser Umstand mochte General von Wrangel bewegen, nachdem er auf dem Erdbeerenberge angekommen, sich über die Lage der Dinge schnell einen Ueberblick verschafft und die Notwendigkeit erkannt hatte, die Dänen kräftig zurückzudrängen, den bereits erlassenen Befehl, daß die Garden vor sollten, durch mich dahin ändern zu lassen, daß die holsteinischen Truppen unter Prinz Friedrich zuerst ins Feuer sollten. Diesen Befehl überbrachte ich in Schleswig dem Fürsten Radziwill und General Möllendorff und erfuhr, daß die holsteinischen Truppen erst etwa in einer halben Stunde eintreffen könnten. Fürst Radziwill ritt, von mir geführt, zum General Wrangel, den wir nach dreißig Minuten trafen. Er war mit den wenigen Herren, die sich allmählich zu ihm gefunden hatten, auf einer Anhöhe an einem jener einfassenden Erdwälle abgesessen und beobachtete den Feind. Vor uns im Grunde lagen Kolonnen vom Königsregiment, die Gewehre zusammengesetzt, die Leute platt auf dem Bauch, sehr gut geschützt gegen das Feuer zweier feindlicher Batterien, deren Kugeln so fast gar nicht treffen konnten. Tirailleurs waren vorgezogen und schossen sich mit dänischen Jägern und mit Infanterie herum. Das Gefecht hatte schon lange, vielleicht anderthalb Stunden, an dieser Stelle gestanden und war rechts vom Königsregiment, bei den Füsilieren des 20. und 31. Regiments, sogar schwankend gewesen. Zwei kleine Gehöfte, Pulvermühle und Annettenhöhe, waren von den Füsilieren genommen, verloren und endlich wiedergenommen worden, unterstützt durch einen Angriff der 1. und 2. Kompagnie des Königsregiments unter Hauptmann Graf Rittberg, welcher sich dabei rühmlichst auszeichnete und dessen Benehmen sehr gelobt wird. So stand das Gefecht etwa um 5 Uhr, als die holsteinischen Kolonnen, durch Graf Oriola geführt, dessen Umsicht und Eifer den ganzen Tag über bewundernswert waren, den Hang hinuntergingen und ihre Jäger gegen des Feindes rechte Flanke warfen. Die Füsiliere gingen unmittelbar vor oder während des Angriffs der holsteinischen Jäger von den genommenen Gehöften aus in die Büsche vor, die einen kleinen, den waldigen Höhen nördlich Schleswig vorgelegenen Hügel — Pulvermühlenholz — bedeckten. Das Königsregiment machte im Zentrum ebenfalls eine Offensivbewegung mit seinen Schützen, denen die Kolonnen als Unterstützung folgten, und so wichen die Dänen, fortwährend feuernd, zurück. Ihre Batterien fuhren sogleich ab. Unsre Truppen folgten. Nach einer Viertelstunde, es mochte $6^1/_2$ Uhr sein, hörte man hier und da noch Flintenschüsse im Walde.

General von Wrangel hatte sich den ganzen Nachmittag über nicht von seinem vortrefflichen Platze entfernt. Wir konnten von da auch bis zur Boninschen Kolonne hinsehen, die eine viertel Meile von uns entfernt sein mochte und bei der wir auch Schießen hörten, auch eine dänische Batterie, die ihr gegenüberstehen mußte, feuern sahen. Wir nahmen das Vorgehen des Generals von Bonin daran wahr, daß eines seiner Bataillone auf einem Plateau, etwa so hoch wie wir, aber sehr weitab, vorrückte. Der einzige Umstand, an dem ich als erster es als ein preußisches Bataillon erkannte, war der lange Fahnenstock und seine Form, die man deutlich sehen konnte, da das Schwarze sich von dem weißen Horizont sehr gut absetzte. Bald kam auch die Meldung, daß Bonin das Dorf Husby genommen und bis Schaby vor sei.[1])

General von Wrangel verließ den Punkt, wo er solange gewesen, sobald das Königsregiment seinen Tirailleurs folgte, und holte dessen Kolonnen in dem kleinen Grunde zwischen der mit Kusseln bedeckten Pulvermühlenhöhe und der größeren bewaldeten Höhenreihe, die hinter Schleswig fortzieht — dem Tiergarten — ein. Lebehoch und Hurra ohne Ende erschollen dem General, wo er sich zeigte, und beim Königsregiment dem König. Die Leute traten an den General heran und dankten ihm für die Führung, ohne die es ja nicht gegangen wäre. Es gab rührende Szenen, wo keinem der Anwesenden die Augen trocken blieben. Vom Königsregiment ritt Seine Exzellenz den bewaldeten Rücken hinauf, wo wieder alles voller dänischer Tornister lag, also wieder eine wahre Flucht gewesen war. So hatte der Angriff vom Königsregiment gewirkt. Die alten Pommern, gegen die ist nicht gut fechten, das haben uns schon unsre Großmütter erzählt. Tote und Blessierte lagen da in beträchtlicher Zahl herum, einige gewährten einen schaudervollen Anblick. Die Dänen wichen so schnell, daß wir uns bald im Besitze des jenseitigen Randes des Waldes befanden. Das Gewehrfeuer schwieg. Einer breiten, freien Stelle im Walde gegenüber auf einem Höhenzuge, tausend Schritt von uns bei den Hühnerhäusern, standen zirka zehn dänische Geschütze abgeprotzt und auf uns gerichtet, schossen aber nicht. Hinter ihnen war Infanterie und auf einem benachbarten Hügel hielt eine zahlreiche Suite, vermutlich General Hedemann, der feindliche kommandierende General. Wir griffen diese Stellung nicht an. Exzellenz beschloß vielmehr, an der gewonnenen Waldlisiere die Vorposten aussetzen zu lassen. Er sprach dann mit jeder der vier Kolonnen des Königsregiments, drückte ihnen seinen herzlichsten Dank aus, sprach von der Bewunderung, die er ihrer Bravour zolle, von dem Bedauern über ihre Verluste, von der Freude des Königs bei diesen Nachrichten, und ich solle ihm von seinem braven pommerschen Regiment erzählen. Und dabei stellte mich der General dem Regiment vor, indem er schmeichelhafte Worte an mich richtete und namentlich erwähnte, wie ich den Befehl zum Flankenangriff

[1]) Wenn in dieser Gefechtsschilderung der Mitwirkung des Generals von Bonin an der Schlacht nicht weiter gedacht wird, so erklärt sich das dadurch, daß der Prinz nur seine eignen Beobachtungen und Eindrücke niederschrieb. Tatsächlich veranlaßte Bonins Erscheinen bei Husby den General Hedemann zum Rückzuge.

mittags dem Regiment auf eigne Faust überbracht habe, und das Schicksal des Tages dadurch entschieden worden sei. Hierauf brachte mir das Regiment ein dreimaliges Hoch, das von Herzen kam — denn die Pommern meinen es treu — und das ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Und der Donner der dänischen Geschütze rollte sein Amen dazu. Da war mir wohl zumute! ... Weiter ging's gen Schleswig hin. Inzwischen hatten wir die Nachricht erhalten, daß Schloß Gottorp von seiner Besatzung, dem dänischen Gardebataillon und der Artillerie, etwa um 7 Uhr verlassen worden sei. Allgemein sprach sich später die Ansicht aus, daß, wenn der Hauptmann der nächsten Füsilierkompagnie am Erdbeerenberge ein unternehmender Mann gewesen wäre, er wohl Chance gehabt hätte, das aus Gottorp wegfahrende, durch den Wald eilende Geschütz zu nehmen. Gottorp also war verlassen, die rote Danebrogfahne, die vom Turm geweht hatte, war verschwunden, und man begann das Schloß zu erleuchten. Wir ritten nahe an ihm vorüber in die Stadt. Beim General Wrangel, der in einem großen Hause links gegenüber meinem Quartier abstieg, gab es bald etwas warme Suppe und Essen, was sehr wohltat. Während wir dort aßen, kamen General Möllendorff, Fürst Radziwill u. s. w. zum General und besprachen sich mit ihm wegen des heutigen Erfolges und wegen morgen. Die Grenadierbataillone von Alexander, welche jetzt jenseits Schleswig standen, und, wie wir später erfuhren, das Bataillon des 12. Regiments sowie die gesamte Kavallerie waren noch ganz intakt, so daß man den Feind, wenn auch nicht auf der Stelle, so doch den andern Morgen sehr früh hätte verfolgen, ihm Trophäen abnehmen, ja vielleicht seine gänzliche Vernichtung hätte herbeiführen können. Aber nein, politische Rücksichten verdrängten die militärischen. Die Bundestruppen, die kaum über Rendsburg hinaus waren, sollten abgewartet werden und morgen die Avantgarde bilden.[1]) Es war spät, als ich schlafen ging. Die Bagage des Hauptquartiers kam erst in der Nacht an. Als ich mir nun noch einmal die Erlebnisse des Tages durchdachte, war ich doch sehr erfreut, nun einmal den Ernst des Krieges gesehen zu haben. Aber lieber als all der Kugelregen und alles übrige wäre mir doch eine Attacke mit den Königinkürassieren gewesen! General Wrangel hatte mich nämlich zu dem Regiment schicken und mir für das Gefecht die Führung einer Schwadron anvertrauen wollen. Deshalb hatte er auch mich und Stülpnagel mit Helmen bestellt. Was wäre das herrlich gewesen! Die alten Pommern wären schon tüchtig geritten und hätten nicht sanft auf die Rotröcke geprügelt. Aber leider war das Terrain so, daß für Kavallerie gar nichts zu machen war. Aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben!

(Fortsetzung folgt)

[1]) Moltke sagt in seiner „Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848 und 1849": „Der Kommandierende sprach es aus, daß er auf eine Erneuerung des Kampfes rechne, und dabei mochte man die Unterstützung von 10000 Mann frischer Truppen nicht für überflüssig halten. Diese vom Kampf auszuschließen erschien auch in politischer Hinsicht nicht angemessen, allein der Entschluß am Abend des 23. fiel dahin aus, sie an die Spitze des weiteren Vormarsches zu stellen."

Nochmals die Geldverteuerung

Von

Wirklichem Geheimen Rat Dr. G. Koch,

Reichsbankpräsidenten a. D. in Berlin.

Im Dezember-Heft von 1906 hatte ich mich über einige Vorschläge verbreitet, von denen manche eine Verbilligung des Reichsbankdiskonts erwarteten, und ich hatte zu zeigen versucht, daß diese Maßregeln zum Teil fruchtlos sein würden, zum Teil nichts Neues bringen, was nicht schon längst mit einigem Erfolg geübt wäre. Aber ist denn die Wohlfeilheit des Diskonts überhaupt ein rücksichtslos von der Notenbank des Landes zu verfolgendes Ziel? Man wird zu dieser Frage angeregt, weil der Zinsfuß in der Tat seit Ende 1906 noch weit höher gestiegen ist und selbst jetzt in der Zeit der größten Flüssigkeit des Jahres noch 6 Prozent wie damals beträgt. „Kleinliche Fiskalität", wie minder Kundige der Reichsbank von Zeit zu Zeit vorwerfen, ist dieser immer fremd geblieben. Die großen Banken, unter denen sich allerdings viele Bankanteilseigner befinden, haben schon ihrer Emissionen und Effektenbestände wegen eher ein Interesse an einem niedrigeren Diskont. Indessen hat man doch bereits im Bankgesetz in richtiger volkswirtschaftlicher Erkenntnis die Vorschrift der preußischen Bankordnung, als einer älteren Anschauung huldigend, weggelassen, wonach die Zentralbank bestimmt war, einer „übermäßigen Steigerung des Zinssatzes vorzubeugen". Ihr erstes und Hauptziel bleibt nach § 12 das. die Regelung des Geldumlaufs im gesamten Reichsgebiete. Zu diesem Zwecke ist ihr die elastische Ausgabe von Noten (geldähnlichen Schuldscheinen in festen runden Beträgen) anvertraut, und dies nicht unbegrenzt, sondern unter gewissen beschränkenden Bedingungen. Hierher gehört die Dritteldeckung in bar (§ 17), die Beschränkung der übrigen Deckungsmittel (ebenda), die Kontingentierung der ungedeckten Notenausgabe, die nur mit Steuerbelastung überschritten werden darf (§ 9). Aber mehr als diese mechanischen Mittel bedeutet für eine verständige Bankverwaltung das Erfordernis der Sicherung steter Zahlungsbereitschaft — der Bereitschaft zur Zahlung in den Münzen der Landeswährung —, kurz der Aufrechterhaltung voller Solidität der Notenausgabe. Innerhalb dieser Grenzen hat die Reichsbank von ihrem Notenrecht von jeher ausgedehnten Gebrauch gemacht. Ihre Notenausgabe hat, parallel mit der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands, von der Begründung an eine starke, nur in wenigen Jahren unterbrochene Ausdehnung erfahren.

Während sie im Durchschnitt von 1876 684,9 Millionen Mark betrug, stellte sie sich in dem von 1899 auf 1141,8 Millionen, in dem von 1906 auf 1387,2 Millionen; sie erreichte am Ultimo Dezember 1906 die Höchstziffer von 1775,9 Millionen, überschritt diese schon am 30. September 1907 und stieg Ende Dezember 1907 auf 1885,9 Millionen Mark. Noch weit charakteristischer, weil

viel ungleichmäßiger, zeigen sich die Schwankungen des durch den Barvorrat nicht gedeckten Notenumlaufs. In den Jahren des wirtschaftlichen Stillstandes geht der ungedeckte Notenumlauf stets zurück; in den Jahren wirtschaftlichen Aufschwungs macht sich eine beträchtliche Zunahme bemerklich. Während im Jahre 1888 der durchschnittliche Barvorrat den durchschnittlichen Notenumlauf sogar um über 1 Million Mark überstieg, erreichte der ungedeckte Notenumlauf in den Jahren, die als Gipfel einer aufsteigenden Konjunktur gelten können, stets eine bedeutende Höhe. Er betrug 1899: 281,1 Millionen, 1900: 284,7 Millionen, 1906: 438,5 Millionen, 1907: 531,1 Millionen, und die Spannung zwischen Höchstbetrag und Mindestbetrag des ungedeckten Notenumlaufs innerhalb der einzelnen Jahre schwankte sprunghaft je nach der Zeit des Geldbedarfs. Im Jahre 1899 betrug die Spannung 594,1 Millionen (über 200 Millionen mehr als die des gesamten Notenumlaufs), im Jahre 1906: 919,3 Millionen, 1907: etwas weniger, 850,6 Millionen; der höchste je erlebte Stand des ungedeckten Umlaufs, der am Ende dieses Jahres ausgewiesen wurde, war 1098,8 Millionen Mark.

Mit den im Laufe der Jahre erheblich gewachsenen Anforderungen an die Elastizität des ungedeckten Notenumlaufs wächst auch die Zunahme der Spannungen.

Noch weiter zu gehen in der ungedeckten Notenausgabe, ohne die Maßregel zu ergreifen, die sich nach allen Erfahrungen als die einzig wirksame zur Verhinderung einer Ueberspannung des Kredits und einer Gefährdung der Grundlagen des Geldwesens erwiesen hat, nämlich die Diskonterhöhung, verbietet die Rücksicht auf die eigne Liquidität der Reichsbank und auf die unumgänglich notwendige Erhaltung der Währung. „Nichts ist gefährlicher," sagte vor einiger Zeit das französische offiziöse Organ („Temps") mit Recht, als übermäßige Notenausgabe; die Noten entarten damit leicht zu Assignaten schlimmen Angedenkens.

Man verweist auf die Verstärkung der metallischen Deckung. Der Metallvorrat ist allerdings ein Faktor, wenn auch nicht der alleinige bei der Festsetzung des Diskonts. Daß er nicht das einzige Mittel ist, ergibt das Beispiel mancher Länder; so Rußland mit einem Goldvorrat von 2064 Millionen Mark Mitte Februar d. J., bei einem offiziellen Diskont von $6^1/_2$ bis $7^1/_2$ Prozent, England bei Ueberdeckung der Noten und 4 Prozent Minimaldiskont u. a. Aber die Reichsbank hat sich auch stetig mit Erfolg bemüht, ihr Gold zu vermehren. Ihr durchschnittlicher Goldvorrat, der 1881 auf 206,7 Millionen gesunken war, ist im Jahre 1905 durchschnittlich der höchste jemals erreichte gewesen, nämlich 745,3 Millionen. Sie hat dazu die bekannten, in meinem älteren Aufsatze geschilderten, von andern Banken nachgeahmten Mittel angewendet, nämlich Gewährung zinsfreier Vorschüsse für Goldimporte in immer steigendem Maße, Ankauf von Auslandswechseln (im Jahre 1906 fast 292 Millionen Mark, im Jahre 1907: 268 Millionen Mark), Vermehrung der Guthaben im Auslande. Sie hat im ganzen bisher etwa 3450 Millionen Mark Gold gekauft, wovon der

größte Teil in den Verkehr gegangen ist, also die Zahlungsmittel des Inlandes vermehrt hat.

Natürlich ist der Barvorrat mit der zunehmenden Anlage zurückgegangen. Denn die Ansprüche des Verkehrs wenden sich ebenso an das Metall wie an die Noten, und die passive Zahlungsbilanz gegen das Ausland muß, wenn die übrigen Mittel (Warenexporte, Frachten, Wertpapiere u. s. w.) versagen, in Gold beglichen werden. Aber die Verstärkung des Barvorrats hat doch der mit der zunehmenden Notenausgabe unvermeidlichen Verschlechterung des Deckungsverhältnisses entgegengewirkt.[1]) Das Heruntergehen der Deckung wäre weit schlimmer gewesen, wenn der Metallbestand sich nicht verstärkt hätte.

Daß die Anlage (die gewinnbringenden Geschäfte, also Wechseldiskontierung, Lombardierung, Effektenankauf u. s. w.) namentlich in den letzten Jahren gewaltig gewachsen ist, unterliegt keinem Zweifel. Die Wechselankäufe (das Hauptaktivgeschäft der Reichsbank) sind fast von Jahr zu Jahr erheblich gestiegen. Die Gesamtsumme einschließlich der Auftragspapiere stellte sich für 1906 auf 10663 Millionen, für 1907 auf 12316 Millionen. Das Anwachsen der Wechselanlage auf die abnorme, bisher noch nie dagewesene Ziffer von 1493,6 Millionen ultimo Dezember 1907, welche bis Januar 1908 erst auf 1296,6 Millionen herabging, nötigte geradezu unwiderstehlich zu der für die Reichsbank allerdings unerhörten Steigerung des Diskonts auf $7^1/_2$ Prozent am 8. November 1907. Hauptsächlich wiederholte sich, nur in erheblich verstärktem Maße, die Erscheinung, daß im Herbst die Ansprüche an die Reichsbank ungemein wachsen. Gemessen an der Höhe der gesamten Kapitalanlage, stiegen sie diesmal auf 1979,7 Millionen ultimo Dezember 1907, eine wahrhaft ungeheure Summe.

Die Gründe für ein solches Wachstum der Ansprüche sind klar. Seit mehreren Jahren haben wir uns bekanntlich in einer immer steigenden Hochkonjunktur befunden, die erst in letzter Zeit langsam zurückzugehen beginnt. Ja, diese Konjunktur umfaßt nicht bloß Deutschland, sondern fast die ganze Welt. Man darf von einer Weltkonjunktur reden. Sie hat kaum jemals ihresgleichen gehabt. Alle Handelskammerberichte bestätigen die erstaunliche Tätigkeit von Industrie, Handel, Schiffahrt und Landwirtschaft, welche die Ansprüche an die Reichsbank bis ins Riesenhafte gesteigert hat. Der deutsche Außenhandel stieg im Jahre 1906 auf 14380 Millionen, das ist um 1520 Millionen mehr gegen 1905, die Summe der in Umlauf gesetzten Wechsel nach dem Ertrage des Wechselstempels auf 28062 Millionen, gegen das Vorjahr um 2555 Millionen mehr. Auch für 1907 liegen die Zahlen bereits vor; sie sind noch ansehnlich höher, insofern der deutsche Gesamtaußenhandel sich in diesem Jahre nach den vorläufigen Ermittlungen auf 15466 Millionen Mark bezifferte und die in Umlauf gesetzten Wechsel sich auf 30765 Millionen Mark stellten. Die Einnahmen aus den deutschen Eisenbahnen betrugen 1907: 2256,9 Millionen gegen 2146,7 Millionen im Jahre 1906 und 1949,8 im Jahre 1905, haben sich also um etwa

[1]) Jubiläumsdenkschrift des Reichsbankdirektoriums von 1901, S. 47.

5 gegen 10 Prozent im Vorjahr gesteigert. Der heimische Verbrauch von Steinkohle war im Jahre 1907 um 8,5, im Jahre 1906 um 12,1 Prozent größer als im Vorjahre, der von Koks um 7,6 bzw. 22,5 Prozent, von Braunkohle um 10,2 bzw. 7,1 Prozent.

Die Höhe der deutschen Emissionen hat zwar bei den schlechten Geld- und Börsenverhältnissen (wie auch die erlahmenden Einnahmen aus dem Effektenstempel zeigen) etwas nachgelassen; aber sie ist noch immer eine beträchtliche (1906: 2741 gegen 3090 Millionen Mark im Jahre 1905; 1907: 2135, also 606 Millionen gegen das Vorjahr weniger). Sollten sich jene Bewegungen nicht auch im deutschen Zinsfuß für kurzfristige Darlehen ausdrücken?

Zu den Ansprüchen des Inlandes — der mächtigen Kraftentfaltung der deutschen Wirtschaft in allen Zweigen bei gestiegenen Preisen aller Rohprodukte und fertigen Waren und erhöhten Arbeitslöhnen — kommt nun die notorische Tatsache, daß auch das Ausland uns erheblichen Goldabzügen aussetzte. Die ausländischen Guthaben, die noch im Jahre 1905 6½ Monate lang einen Zinsfuß von 3 Prozent ermöglichten, verschwanden zeitweise ganz und beginnen sich erst in neuester Zeit wieder aufzufüllen. Statt dessen verschärften sich bekanntlich im vorigen Jahre die Verhältnisse in Amerika so, daß man mit Hilfe eines hohen Geldagio Gold um jeden Preis an sich zu ziehen suchte und unter den europäischen Notenbanken ein wahrer Wettkampf der Diskonterhöhungen stattfand, wodurch diese sich gegen den Goldabzug zu schützen suchten. Natürlich traf die Gefahr in erster Linie die Länder, die mit Amerika einen besonders regen Handelsverkehr unterhalten, wie England und Deutschland. Je mehr die Vereinigten Staaten ihre aktive Zahlungsbilanz zur beschleunigten Begleichung ihrer Forderungen von dort aus ausnutzten und selbst manche Opfer nicht scheuten, desto geringer war die sonst mit automatischer Sicherheit eintretende Wirkung der Diskonterhöhung, die trotzdem nicht umgangen werden durfte. Endlich gelang es in Amerika, das den stärksten Goldvorrat der Welt besitzt, die Furcht der Besitzenden vor dem Abzug ihrer Goldmünzen zu besiegen. Man sperrt diese nicht mehr in gleichem Maße ein, sondern führt sie wieder dem Verkehr zu, bemüht sich auch ernstlich, die fehlerhafte Bankenorganisation zu bessern, wobei man unsre nicht ganz ohne Grund getadelte Notensteuer ins Auge faßt. Infolgedessen hat die amerikanische Goldnachfrage aufgehört oder doch nachgelassen, und die europäischen Notenbanken konnten allmählich zu niedrigeren Diskontsätzen zurückkehren. Die Bank von England namentlich ist von 6 stufenweise auf 4 Prozent herabgegangen.

Auch die deutsche Reichsbank hat ihren Diskont auf 6 Prozent ermäßigt. Freilich ist dieser, zumal für die jetzige Jahreszeit, noch hoch genug. Allein die Fortdauer der hohen Anlage (Ende Februar: 1144 Millionen) zeigt, daß die Industrie, welche die Reichsbank fort und fort stark in Anspruch nimmt, auch bei einem so hohen Zinsfuße noch ertragsfähig bleibt. Die deutsche Handelswelt hat, abgesehen von lokalen Erscheinungen, die jetzige Krisis bisher gut überstanden. Allerdings wird die Lage noch dadurch verschlimmert, daß die

Finanzverwaltung des Reichs fortgesetzt ebenfalls an die Reichsbank appelliert. Es sind bei ihr im Laufe des Jahres 1906 957 Millionen (unverzinsliche) Reichsschatzanweisungen diskontiert, außer den schon bei Beginn vorhandenen 199,7 Millionen; 1907 betrug der Ankauf 1041 Millionen bei einem Anfangsbestand von 256 Millionen. Sie stellten fast 10 Prozent bzw. 7,5 Prozent der durchschnittlichen Gesamtanlage dar. Erst die definitive Beseitigung der Finanznot des Reichs wird dieser immerhin nicht völlig legitimen Kreditgewährung ein Ende machen.

Unter diesen Umständen war die Diskontpolitik der Reichsbank keine leichte. Für dieselbe entscheidend waren wie immer die Verhältnisse des inneren Marktes. So im Jahre 1906 ausschließlich; niemals erfolgte in ihm die Diskonterhöhung wegen Goldabfluß ins Ausland. Im Jahre 1907, namentlich gegen den Schluß hin, hat dieser allerdings wesentlich mitgewirkt. Aber bei der sich immer mehr steigernden Solidarität der Geldmärkte, bei dem regen Handelsverkehr namentlich zwischen Deutschland und Amerika läßt sich der Goldausgang nicht anders mindern und vielleicht in sein Gegenteil verkehren als durch Diskonterhöhung. Goldabgaben einfach versagen, wie man im Auslande fälschlich von der Reichsbank behauptet hat, hieße die deutsche Währung zu einem Schein herabsetzen und den deutschen Außenhandel dauernd schädigen. Die zeitweise Steigerung der Wechselkurse über den sogenannten Goldpunkt hinaus hatte ganz andre, besondere Gründe. Die „Freizügigkeit des Goldes“ — ein leeres Schlagwort — bedeutet im Grunde nichts andres als die Zahlung der Schulden des Landes in dem international allein gangbaren Zahlungsmittel, dem Golde, wenn andre Befriedigungsmittel nicht mehr zu Gebote stehen. Die aus der alten bimetallistischen Rüstkammer wieder hervorgeholte französische Prämienpolitik ist selbst in Frankreich längst aufgegeben, nachdem sie schon namhafte französische Volkswirte wie Léon Say („méthode nouvelle et dangereuse“ — „bien fausse et bien imprudente administration monétaire“), Leroy-Beaulieu, A. Sayous u. a. als verfehlt nachgewiesen hatten. Sie schützt erfahrungsmäßig nicht gegen den Goldabzug, verweist diesen nur auf den Verkehr, verschlechtert den Goldumlauf des Landes und schädigt bei passiver Zahlungsbilanz den Außenhandel. Daß Frankreich, wenngleich es wiederholt behufs Hemmung des Goldabflusses ins Ausland zu dem anerkanntermaßen einzig wirksamen Mittel (der Diskonterhöhung) hat schreiten müssen, mit geringeren Diskontsätzen (bis 4 Prozent) ausgekommen ist, hat seinen Grund lediglich in der von allen dortigen Schriftstellern beklagten geringeren Regsamkeit von Industrie und Handel und im Zusammenhang damit einer geringeren Verschuldung nach außen bei großem Reichtum der fast stagnierenden sparsamen Bevölkerung, namentlich an fremden Effekten.[1]) Daß die Banque de France überhaupt imstande ist, gelegentlich die Einlösung ihrer Noten und den Abzug von Guthaben in den Goldmünzen des Landes ab-

[1]) Sehr lehrreich sind in dieser Hinsicht die Verhandlungen der französischen Kammer der Abgeordneten vom 7. und 8. Februar 1907.

zulehnen, ist nur möglich wegen der großen Menge von in ihrem Besitz befindlichen Silbermünzen mit gesetzlicher Zahlkraft und der Vorliebe der Bevölkerung für Banknoten, namentlich auch in kleineren Stücken. Diese Umstände sind es zum großen Teil, die neben der in dauernd günstigen fremden Wechselkursen ausgedrückten, beständig aktiven Zahlungsbilanz den gewaltigen Goldvorrat der französischen Bank erklärlich machen. In Deutschland haben wir nach Vollendung der Goldwährung solche Zahlungsmittel mit gesetzlicher Zahlkraft nicht. Der Versuch, die wenigen Taler, die noch umlaufen, gewissermaßen zu galvanisieren, würde notwendig fruchtlos ablaufen. Aber es wäre auch gewiß nicht zu wünschen, daß die Bank wie jedermann in die Lage käme, dem Publikum ein mehr als zur Hälfte entwertetes Zahlungsmittel aufzunötigen, von dem man sich längst für größere Beträge entwöhnt hat. Wie sollte man auch etwa bei Diskontierung von Wechseln die zur Ausführung von Gold ins Ausland bestimmten von den andern unterscheiden? Sicherlich würden jene Wechsel überhaupt nicht direkt zur Bank gebracht werden. Es gibt zahlreiche Mittel, die wahren Zwecke einer Geldentnahme zu verhüllen. Die Erhöhung der Zahlkraft des Silbers überdies läßt sich nur in mäßigen Grenzen halten, wenn sie nicht zu unerträglicher Belastung des Verkehrs führen soll. Für größere Beträge — die der Schuldner nicht willkürlich teilen darf — ist sie völlig unwirksam.

Eine ganz andre Frage ist die, ob nicht der Umlauf von Silberscheidemünzen der Erweiterung bedarf. Die Erhöhung der Kopfquote der Ausprägungen ist bereits eingeleitet, nachdem Taler, die längere Zeit den Dienst der Scheidemünze haben gleichzeitig versehen helfen, nicht mehr vorhanden sind. Aber man wird sich dabei mit Recht innerhalb der Grenzen des Verkehrsbedürfnisses halten. Sowie der Silberumlauf über diese Grenzen hinausgeht, verdrängt nach dem noch immer geltenden Greshamschen Gesetz die schlechtere Münze die bessere. Das Gold fließt zum Teil ins Ausland, das Silber, soweit es der Verkehr nicht aufnimmt, zur Notenbank und bildet dort ein zwar gesetzliches, aber weit schlechteres Deckungsmittel, was einst die Bimetallisten selbst als äußerst gefährlich bekämpft haben. So würde das, was manche Leute dieser Richtung anstreben, gerade zur Verminderung des deutschen Goldvorrats führen.

Alles dies sind eigentlich Axiome. Sie würden kaum noch der wiederholten Geltendmachung bedürfen, wenn nicht die Gegner unbeirrt immer die alten Angriffe, namentlich auf die Diskontpolitik der Reichsbank, erhöben, deren „Reform“ sie fordern unter Verweisung auf das Beispiel Frankreichs, obwohl dessen Verhältnisse ganz verschieden von den unsrigen sind. Diesen gegenüber dürfen auch die Anhänger richtiger Grundsätze nicht müde werden zu wiederholen, daß nicht die Reichsbank es ist, die den Diskont bestimmt, sondern die Verhältnisse des Geldmarkts. Sie muß den offenen Markt, welchen zu beeinflussen freilich neuerdings durch manche Umstände für die Reichsbank erschwert ist, fortgesetzt beobachten und darf sich durch die unablässig vorwärts drängende Geschäftswelt nicht abhalten lassen, zuzeiten durch Festhalten an hohen Zinssätzen vor un-

gesunder Ausdehnung der Unternehmungen zu warnen. Nur kurzfristige Forderungen, deren Wiedereingang nach ihrem Ursprung gesichert ist, verdienen die Aufnahme durch die Notenbank als die letzte Geldquelle des Landes. Dieses System zu *ändern* würden wir durch kolossale Verluste bezahlen, und schließlich würde man doch zu der alten Methode zurückkehren müssen. Möge der gute Stern Deutschlands uns vor einem solchen Schicksal bewahren!

Die Kultur Altbabyloniens

Von

Friedrich Delitzsch

Zu einer Reise lade ich meine verehrten Leser und Leserinnen ein, zu einer Reise in ein fernes, aber denkwürdiges Land: Marseille—Port Said—Aden—Maskat—Bassora—Bagdad, einer Reise von dreißig Tagen, oder: Triest—Beirut—Damaskus und mit einundzwanzigtägigem Ritt zu Pferd nach Bagdad. Ein Land, so gut wie regenlos, wo acht Monate hindurch, von März bis Oktober, kein Wölkchen den blauen Himmel trübt und die Sonne einen Tag so strahlend auf- und untergeht wie den andern. Ein Land, das noch heutzutage, wohin immer das Wasser der beiden Paradiesesströme, Euphrat und Tigris, gebracht wird, eine verschwenderische Fülle von Melonen, Gurken, Kürbissen, Zwiebeln, Granatäpfeln, Feigen und Weintrauben hervorbringt; dazu Korn, Weizen, Mais, Hirse und Reis, obenan aber Palmen, die sich nach den Strommündungen hin urwaldähnlich verdichten. Und wie war es erst in alter Zeit bis hinab in die Zeit der Griechen und Römer! Noch Plinius nennt Babylonien den „fruchtbarsten Acker des ganzen Orients“. Sein Reichtum an Getreide und Palmen überbot den aller andern Länder, selbst jenen Aegyptens, seine Weizen- und Gerstenfelder trugen zweihundert-, ja dreihundertfältige Frucht — *eine* unerschöpfliche Kornkammer und *ein* Palmenwald zugleich bis an das Gestade des Meeres, dazu Sesam und Aepfel und andre Obstarten in Fülle, wie denn noch römische Schriftsteller von Palmenwäldern erzählen, die von Weinreben umschlungen und deren Kronen von hängenden Trauben umkränzt waren. Fürwahr, ein herrliches Land unter herrlichem Himmel! Ueber das ganze Land, flach wie ein Tisch von oben bis unten, breitete sich ein dichtes Netz großer und breiter sowie kleinerer Kanäle und entsandte seine Wasserrinnen fast bis zu jedem einzelnen Baum und Strauch. Und diese Wasserbäche, die gleich dem Euphrat von den köstlichsten Fischen wimmelten, vor allem von mächtigen Karpfen, dienten zugleich in bequemster Weise dem Verkehr. Schiffe aller Art und Größe, Ruder- und Segelschiffe, belebten die großen wie die kleinen Wasserstraßen und vermittelten den Fernverkehr, während jene runden, aus Weiden geflochtenen Fahrzeuge, wie sie schon Herodot ganz ähnlich beschrieben, heutzutage mit Vorliebe als Fähren benutzt werden. Neben Lastwagen diente

im Verkehr zu Lande hauptsächlich der Esel als Reit- und Lasttier, obschon auch das Pferd bereits zu Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. in Babylonien nachweisbar ist. Zwischen den oft hoch aufgeworfenen und vielfach von gewölbten Brücken überspannten Uferdämmen der Kanäle lagen, versteckt zwischen Kornfeldern und Palmenhainen und umgeben von einem Erdwall oder Rohrgehege, zahllose Dörfer und Gehöfte, während die Zahl der großen, von Mauern und Türmen umschlossenen Städte, die von dem mächtigen, himmelanstrebenden Turm ihres Haupttempels überragt waren, verhältnismäßig eine geringere war. Vor allem im Süden des Landes dehnten sich auch weite Strecken von Marschen und Wiesen, auf denen ausgedehnte Herden von Rind- und Kleinvieh weideten, sowie baumhohe Rohrdickichte, die zum Bau von Hütten bestes Material darboten. Und trug man Verlangen nach beständigeren Wohnungen, so gab es zwar im ganzen Land keinen Baustein, dafür aber bot der Alluvialboden mit seinem vorzüglichen Lehm den besten Ersatz für Bausteine in unerschöpflicher Fülle. Da war der Bau eines nur aus Erdgeschoß bestehenden Lehmziegelhauses nicht sonderlich kostspielig und infolgedessen die Miete niedrig genug, um mit durchschnittlich fünfzig Mark eine Jahresmiete zu bestreiten. Für Hausväter zweifellos eine verlockende Aussicht. Und da auch die Lebensmittel billig waren, vielleicht noch billiger als jetzt, wo ein Huhn für fünfzehn Pfennige zu haben und wir einen ganzen Hammel mit acht Mark bezahlen, so schließen sich die Hausfrauen ihren Gatten gewiß gern an, von der lieben Jugend ganz zu schweigen, für die ein Land, wo jedes Mädchen heiratete und Schulzwang nicht existierte, ein wahres Paradies darstellt.

Und doch möchte ich warnen, vorschnell die Brücken abzubrechen. Auch Babylonien hatte seine zwei Seiten. Während der längsten Zeit des Jahres ist es sehr heiß dort: eine Mittagstemperatur von durchschnittlich 50 Grad Celsius in der Sonne, die aber nicht selten bis zu 60, ja 65 Grad Celsius steigt, also daß wir drüben bei 36 Grad bereits frösteln. Und da im Gegensatz zu dieser Hitze die oft sehr starken Winterfröste die Gesundheit empfindlich benachteiligen, kann eigentlich nur der Februar als ein uns angenehmer Monat gelten. Dazu war infolge der Nähe der Wüste der Löwe durch das Land hin zahlreich verbreitet, ein fortwährender Schrecken für Hirten und Herden. Und wen der Löwe nicht schreckt, der scheut gewiß die Myriaden von Fliegen und Mücken, die noch heute selbst das geduldigste Menschenkind zur Verzweiflung bringen können. Dazu kamen noch allerlei andre Unbilden, Sandstürme zum Beispiel, die wohl ganze Städte mitsamt ihrem Tempel zeitweise unter Staubmassen begruben, und zu alledem Feinde ringsum. Die babylonische Tiefebene, die jeder natürlichen Grenze entbehrt und nach allen Seiten hin offen liegt, war für die alte Völkerwelt die allzeit reichbesetzte Tafel, die unausgesetzt fremde Eroberer: aus Elam im Osten wie aus den Gebirgen im Norden, in das Land lockte. Insbesondere bildeten, wie noch heute, die Nomaden der syrisch-arabischen Wüste, zahllos wie die Sterne am Himmel und der Sand am Meer, mit ihren von Kindern wimmelnden Zelten und ihren riesigen Herden von Kamelen, Rindern

und Kleinvieh die aufdringlichen und nimmersatten Tischgenossen des babylonischen Volkes. War doch die semitische Bevölkerung Babyloniens selbst aus solchen Nomaden hervorgegangen, die, in uralter Zeit eingedrungen, die Kultur der ältesten sumerischen Einwohner angenommen und sich nach und nach, ähnlich wie in Kanaan, zu Herren des Landes gemacht hatten, und fluteten doch auch weiterhin wiederholt stammverwandte Nomaden in das Land, jedesmal einen großen Teil der Ihrigen seßhaft zurücklassend: um 2000 jene Semiten, denen die erste Dynastie Babylons mit ihrem größten Herrscher Hammurabi entstammte, um 1000 v. Chr. die Chaldäer, deren berühmtester König Nebukadnezar gewesen.

Gleich den Assyrern sowie den jetzigen Bewohnern jener östlichen Gegenden: Arabern, Türken, Kurden, dürfen wir uns die Babylonier als hoch und schön gewachsen vorstellen. Dem vielgegliederten Heer der Krankheiten waren freilich auch sie unterworfen. Von den Seuchen, speziell der Pest, abgesehen, lesen wir von Augenkrankheiten und Lähmung, von Wassersucht und Aussatz, der Ausschluß aus der menschlichen Gesellschaft zur Folge hatte, von Schlaganfall mit Verzerrung des Gesichts und Beraubung der Sprache, von Hitzschlag mit tödlichem Ausgang, aber die eigentliche Geißel der Menschen blieb doch die „Kopfkrankheit", das mit heftigstem Kopfweh, Erbrechen und Phantasieren verbundene Fieber, gewiß Typhus. Nur eine Spezies von Krankheiten gab es gewiß nicht, nämlich Nervenkrankheiten, soweit diese eine Folge sind der Sorge und Hast des irdischen Lebens. Wie noch heute ein türkisches Sprichwort lautet: „Eilen ist vom Satan", in der ganzen Welt des Islam treulich befolgt, so spielte auch in Altbabylonien die Zeit keine Rolle. Alles Hasten oder Drängen blieb unvereinbar mit der gelassenen, stolzen Gravität des Orientalen, mit jenem würdevollen Gleichmut der Seele, der den Kulturen des Morgenlandes eigen. Ueberdies, welche Naturgemäßheit der äußeren Lebensführung! Wie noch jetzt, ging man, insbesondere draußen auf dem Lande, vor Sonnenaufgang an die Arbeit und nicht allzuspät nach Sonnenuntergang zur Ruhe. Konnte doch das Innere der Häuser nur spärlich durch Oellämpchen beleuchtet werden, und blieb auch die Beleuchtung der Gassen in Dörfern und Städten, vielleicht von einzelnen Fackeln abgesehen, Mond und Sternen überlassen. Die Diät des Volkes war, von festlichen Gelegenheiten abgesehen, ebenfalls eine naturgemäße und einfache. Obschon der Reichtum an Früchten, obenan Datteln und Zwiebeln, in der Ernährung von reich und arm eine große Rolle spielte, es an Fischen niemals gebrach und auch das Fleisch von Hammeln, Ziegen und Schweinen, wenn man es hatte, verzehrt wurde (sogar als Opfertier war das Schwein nicht verpönt), so blieb doch das Brot, das in Gestalt von Fladen im Backtrog bereitet wurde, die „Stütze des Lebens". Und wenngleich es bei dem ausgedehnten Besitze von Herden an Kuh-, Schaf- und Ziegenmilch nicht mangelte, auch Wein und Dattelschnaps, der in anrüchigen Kneipen feilgehalten wurde, seine Liebhaber fand, so war doch Wasser das beliebteste Getränk. Wie auch wir drüben ein Glas im Tonkrug gekühlten Euphrat- oder Tigris- oder Kanalwassers als willkommenste und gesündeste Erfrischung empfinden, so

bildete das Wasser im Verein mit dem Brot das Hauptnahrungsmittel des Volkes: Brot essen und Wasser trinken war gleichbedeutend mit Leben.

Auch die Kleidung war den klimatischen Verhältnissen entsprechend. Während der Kopf durch Tücher und Binden gegen die Sonne sorgfältig geschützt wurde, genügte für den übrigen Körper ein durch Gürtel oder Schal um die Hüften befestigtes, gern mit Fransen versehenes Wollen- oder Linnengewand, über welches wohl noch ein Obergewand in malerischem Faltenwurf angelegt wurde. Zur Fußbekleidung dienten Sandalen. Feldarbeiter, Soldaten u. dgl. gingen mit Vorliebe barfuß und trugen nur ein bis an die Knie reichendes Wams, während die Beine unbekleidet blieben. Das Beinkleid, diese wenig ästhetische Erfindung der Meder, findet sich erstmalig erst auf den in Assur gefundenen Partherstelen etwa des ersten vorchristlichen Jahrhunderts. Das vielerwähnte Salben des Körpers mit Oel oder „wohlduftendem Rinderfett" bei Männern wie Frauen geschah doch wohl, um der Rissigkeit der Haut vorzubeugen. Wie leicht sich in solch heißem Klima die spröde Haut zum Beispiel von den Füßen löst, beobachten wir bei unsern arabischen Arbeitern in Assur, die stets Stopfnadel und Zwirn bei sich tragen, um die losgetrennte Haut wieder anzunähen.

Die in Babylonien zu Gast kommenden Nomaden wohnten natürlich in Zelten, von den seßhaften Einwohnern aber begnügten sich sehr viele mit den von ältester Zeit her bis heute, vor allem in Südbabylonien, üblichen Zresen oder Rohrhütten. Besonders in den Dörfern, in Palmenhainen und Feldern waren diese luftigen Hütten beliebt, doch dienten sie auch innerhalb der die Städte umgebenden Mauern der ärmeren Bevölkerung zum Wohnen. Der Besitz eines aus lufttrockenen Ziegeln gebauten Hauses war immer schon ein Zeichen gewissen Wohlstandes. Da uns babylonische Privathäuser noch nicht in ihren Grundrissen vorliegen, dürfen wir uns bei der nahen Verwandtschaft der babylonischen und assyrischen Kultur getrost an Assyrien wenden, wo es unsern Architekten gelungen ist, ganze Quartiere von Privathäusern der alten Stadt Assur wiederzufinden mit den sie durchziehenden Gassen und den Grundrissen der an ihnen gelegenen kleinen und größeren Häuser. Die Frage nach der Anzahl der Stockwerke scheint durch die oft beängstigende Dünnheit der Wände dahin entschieden, daß die Privathäuser nicht mehr als *ein* Erdgeschoß hatten. Die Dächer waren, wie noch heute zum Beispiel in Mossul, zur Abhaltung des Regens mit Erde gedeckt. Um einen Hof, in den man durch kleine Vestibüle gelangte, gruppierten sich in Breitlage die Haupträume. Die Zimmer hatten keine Fenster, zeigen aber oft in *einem* Raume zwei bis drei mit einer großen Steinplatte belegte Nischen, deren Zweck noch nicht deutlich. Zum Hausrat gehörten außer Mörsern zum Stampfen des Getreides obenan Holzgestelle, in denen die Krüge zur Aufbewahrung und Kühlung des Wassers ruhten, Eß- und Trinkschalen sowie tönerne Lämpchen. Auch Stühle und Schemel sowie Bettstellen waren wohlbekannt, desgleichen Tische; doch dienten diese nur zum Ablegen von allerhand Gerät, auch zum Absetzen von Speisen. Zum Essen selbst gruppierte man sich, auf dem Fußboden hockend oder auf Schemeln sitzend, um

eine große, auf eine Matte gesetzte gemeinsame Schüssel und tauchte in diese mit der rechten Hand, nachdem man sich vorher gewaschen und den Aermel weit zurückgestreift hatte. Für asphaltierte Baderäume und für Kanalisation war ausreichend Sorge getragen. Dagegen haben die Grabungen eine kaum glaubliche Gepflogenheit der alten Babylonier wie Assyrer ans Licht gebracht. In schroffem Gegensatz zu den Aegyptern legten die Babylonier-Assyrer auf die Erhaltung des Leibes nach dem Tode nur geringen Wert. Zwar begegnen wir bei den Assyrern der älteren Zeit, auch bei den Babyloniern, sorgsam gebauten Ziegelgrüften, zu welchen ein Einsteigeschacht hinabführte, aber sonst wurde der Leichnam entweder in einen Topf gepreßt oder in einen einfachen, nicht selten aus Kopf- und Fußstück zusammengesetzten Tonsarkophag gebettet und mit Scherben zugedeckt. Auch bloße Erdbestattung ohne jeglichen Sarg war gebräuchlich. Gemeinsame Begräbnisstätten aber, wie bei uns, kannte man nicht, vielmehr behielt jede Familie ihre Toten im eignen Hause, weshalb bei der Ausgrabung von Privathäusern wie von Palästen, gar nicht tief unter dem Fußboden der einzelnen Gemächer, überall Särge oder Scherbengräber gefunden werden. Kein Wunder, daß der Typhus grassierte. Von den Toten ist natürlich selten mehr übrig als vereinzelte Knochen, doch ist es in Assur geglückt, einige vollkommen erhaltene Schädel von Assyrern zu finden, welche der Anthropologie wertvolle Dienste zu leisten versprechen.

Selbst in weitestem Umfang genommen, umschließt Babylonien nur etwa 100000 Quadratkilometer, vergleicht sich also der Größe nach Oberitalien.[1]) Dabei bleibt zu bedenken, daß in babylonischer Zeit Euphrat und Tigris sich noch nicht zu dem Schatt el Arab vereinigten, daß vielmehr das Persische Meer damals noch weit über Korna hinaus in das Land hereinreichte: Eridu, unweit von Ur, lag „am Gestade des Meeres".

Dieses Land nun war berufen zu einem der *ältesten Sitze menschlicher Kultur*. Vom ersten Anfang an, da Menschen den unermeßlich reichen Bodenertrag Babyloniens sich nutzbar zu machen begannen, war gemeinsames Zusammenarbeiten vieler und strengste gesetzliche Ordnung die unerläßliche Vorbedingung jeden weiteren Fortschritts. *Arbeit und Gesetz* bilden die Grundpfeiler der babylonischen Kultur. Denn alle die großen und kleinen Kanäle, welche buchstäblich die Lebensadern des Landes bildeten, konnten nur mit vereinten Kräften gegraben und dauernd instand gehalten werden, und sollten die Hunderte kleinerer Anpflanzungen mittels kleiner und kleinster Wasserrinnen regelmäßige Wasserzufuhr erhalten, so mußte der Wasserverbrauch nach Zeit und Menge streng geregelt und jeder Uebergriff des Mächtigen gegenüber dem Schwachen ausgeschlossen werden. Nicht minder galt es, die Fluren gegen fahrlässige Ueberschwemmungen seitens der Nachbarn zu schützen, die Fischereirechte der einzelnen Niederlassungen abzugrenzen u. s. w. Der herrliche Fund, der den französischen

---

[1]) Die Uebertreibungen früherer Schriftsteller betreffend die Größe Babyloniens im allgemeinen und seiner anbaufähigen Fläche im besonderen richtiggestellt zu haben, ist das Verdienst Professor *Hermann Wagners* in Göttingen.

Archäologen de Morgan und Scheil auf den Ruinen von Susa mit der Gesetzesstele Hammurabis geglückt ist, jenem ältesten Gesetzeskodex der Welt, mehr als ein Jahrtausend älter als die ältesten Bestandteile der Thora Moses, konnte insofern nicht überraschen, als das Vorhandensein streng gesetzlicher Ordnung schon lange zuvor aus Urkunden juristischen und merkantilen Inhalts geschlossen werden konnte. Die zweihundertachtzig Gesetzesparagraphen Hammurabis geben sich als Kodifizierung weit älterer Gesetzesbestimmungen, sie bleiben aber, wie die Juristen einstimmig rühmen, ein Zeugnis nie geahnt hoher menschlicher Kultur und gewähren uns in diese die mannigfachsten und lehrreichsten Einblicke.

Wie dem Könige die strengste unbestechliche Gerechtigkeit gegen seine Untertanen zur Pflicht gemacht war, so beherrschten Recht und Gerechtigkeit alle Verhältnisse des privaten wie öffentlichen Lebens, und da jede nur halbwegs wichtige Abmachung nach nachdrücklicher Forderung des Gesetzes schriftlich fixiert und durch Zeugen beglaubigt werden mußte, so hatten die Richter in den einzelnen Ortschaften, hatte der im Sonnentempel zu Sippar tagende oberste Gerichtshof, wie viele Prozeßakten lehren, in Rechtsfällen meist verhältnismäßig leichtes Spiel, zumal da man sich auch der Eidesauflegung in weitem Umfang bediente.

„Wenn jemand eine Frau heiratet, aber keinen Vertrag mit ihr schließt, so ist jenes Weib nicht Frau" (§ 128). Auch in der Ehe mußte von Anfang an alles schriftlich gemacht werden. — Wie es noch jetzt drüben der Fall ist, heiratete jeder junge Mann und fand jedes Mädchen ihren Gatten. Ist beim Tode des Vaters der jüngste Sohn noch unverehelicht, so soll er außer seinem Erbteil noch Geld für eine Brautgabe erhalten, und ebenso sollen die Brüder für die Verheiratung der etwa noch unverehelichten Schwester pekuniäre Fürsorge tragen. — Das Mädchen wurde der Regel nach vom Vater des jungen Mannes dem Vater des Mädchens durch ein Brautgeschenk abgekauft. Die Preise waren so verschieden wie die Mädchen. Bei unsern Dschebur-Arabern, die meist in Naturalien zahlen, ersteht man ein Mädchen für eine Büffelkuh (im Werte von zirka 7 Pfund Sterling) oder aber einen Esel und drei Schafe. Ein Ehekontrakt aus der Zeit Nebukadnezars lautet: „Marduk-schar-uzur, Sohn des Nabû-etir, hat in freiwilliger Entschließung fünf Minen Silber, vier Sklaven, dreißig Stück Kleinvieh, zwei Rinder und Hausgerät nebst seiner Tochter Hibtâ als Mitgift dem Nabû-bân-zêr, Sohn des Bêl-uballit, gegeben." — Ihre Mitgift verblieb der Frau und nach ihrem Tode ihren Kindern unter allen Umständen. Stirbt die Frau kinderlos, so werden Brautgabe und Mitgift gegenseitig zurückerstattet.

Der Zweck der Ehe ist, Kinder, besonders einen Sohn und Erben zu bekommen. Ist die Frau kinderlos, so gibt sie, wie uns das schon aus dem Alten Testament bekannt ist, dem Mann eine Sklavin. Bekommt er von dieser Kinder, so verbietet das Gesetz, noch eine Nebenfrau zu nehmen. Schon das Gesetz Hammurabis schiebt also dem unbeschränkten Heiraten einen Riegel vor, wie es auch heute in den guten mohammedanischen Familien für unziemlich gilt, neben der Frau, die dem Manne Kinder geboren, noch eine zweite Frau zu ehelichen. Will jemand seine Gattin, die ihm keine Kinder gegeben, entlassen, so hat er ihr

außer ihrer Mitgift noch mindestens eine Mine Silber als Scheidegeld zu entrichten. Die erkrankende, die von ihrem Mann dauernd vernachlässigte Frau wird, ebenso wie die unmündigen Kinder einer sich wieder verheiratenden Witwe, in gesetzlichen Schutz genommen. Dagegen wird Ehebruch mit dem Tode beider Teile bestraft.

Eine Dienstbotenfrage gab es nicht: die Besorgung des Haushalts und der Kinder lag der Frau ob, als deren höchste Tugend das Zuhausebleiben, das Nichtauslaufen galt. Unterstützt wurde sie von Sklaven oder Sklavinnen, wie natürlich der Herr der Schöpfung erst recht alle schwereren Arbeiten auf den Sklaven abschob. Die Sklaven waren teils Kriegsgefangene, teils wurden sie von Händlern im Ausland gekauft. Ihr Preis war je nach Alter und Arbeitskraft sehr verschieden. Der im Abendland verbreiteten Sitte, die Trägerinnen bürgerlicher Namen als „nicht geboren" zu betrachten, gingen die Babylonier damit voraus, daß sie ebenfalls gewisse Menschen als nicht geboren brandmarkten — es waren dies die Sklaven, die niemals als Sohn des und des Vaters bezeichnet werden durften. Sohn eines Vaters zu sein, war ausschließliches Recht der freien Landesbewohner, „Menschensohn" war gleichbedeutend mit freier Mann.

Auf die ungewöhnliche Fruchtbarkeit des babylonischen Landes ist neuerdings die Aufmerksamkeit der abendländischen Völker von neuem hingelenkt worden durch den vielbesprochenen Plan des englischen Wasserbautechnikers Sir William Willcocks, durch Wiederherstellung des alten Bewässerungssystems von Tekrit (am Tigris) abwärts bis zum Persischen Golf „Mesopotamien so reich wie Aegypten und zu einem der größten Baumwollproduzenten der Welt zu machen". Durch eine einmalige Ausgabe von 160 Millionen Mark würde (so berechnet Willcocks) dem der Bewässerung zugänglichen Gebiet von rund 5200 Quadratkilometern erstklassiger Boden im Werte von 720 Millionen Mark abgewonnen und an Zinsen eine jährliche Summe von 76 800 000 Mark erzielt werden können. Bei dieser Sachlage begreift es sich leicht, daß schon in Altbabylonien die Bewirtschaftung und Ausbeutung des Ackerbodens die Hauptbeschäftigung des Volkes bildete. Leider wuchs schon frühzeitig die Zahl der großen Feldeigentümer, zu denen auch die Haupttempel des Landes zählten, so daß das Land in weitem Umfang an unselbständige Bauern verpachtet sich zeigt. Und obschon die Gesetzgebung auch hier alles wohl geregelt, die Pflichten und Rechte der Feldeigentümer wie der Pächter gegeneinander abgegrenzt, den Pachtzins für Kultur- und Brachland festgesetzt hatte u. s. w., so darf man doch fragen, ob das, was von dem Pachtzins dem Bauern verblieb, ihm und seiner Familie erträgliche Lebensführung ermöglichte. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. war nach dem Zeugnis des babylonischen Talmud die Stellung der Bauern eine recht kümmerliche. Neben dem Ackerbau wurde, besonders auf den weitgedehnten Marschen Südbabyloniens, umfassende Viehzucht getrieben. Auch hieran beteiligten sich die Tempelverwaltungen in sehr großem Maßstab. Der Reichtum des Südens an Vieh, Haar und Wolle gegenüber der Getreidefülle des Nordens führte bereits in sehr alter Zeit zu lebhaftem Tauschhandel innerhalb des babylonischen Landes. Schon aus der Zeit Sargons I. und seines Sohnes

Narâm-Sin haben wir hierfür schriftliche Urkunden, auch in Gestalt kleiner, mit einem Loch zum Durchziehen des Fadens bestimmter Tonklötzchen, die nach Art unsrer Plomben den Warenballen angefügt wurden und von denen einigen trotz ihrer Unscheinbarkeit hervorragender chronologischer und kunstgeschichtlicher Wert eignet.

Aber beim Tauschhandel blieb es nicht lange. Denn außer der bis in das graueste Altertum zurückzuverfolgenden Kulturerrungenschaft der Schrift hatte sich noch ein andrer bedeutsamer und speziell dem Handel dienender Fortschritt schon im dritten Jahrtausend v. Chr. vollzogen, nämlich die Verwendung der beiden Edelmetalle, vornehmlich des Silbers, als Wertmesser. Das Geld bzw. Silber wurde dargewogen, weshalb „wägen" und „zahlen" ein Wort blieb, und zwar hatte man drei Hauptgewichte, etwa unserm Zentner, Pfund, Lot entsprechend: das Talent zu 60 Minen, die Mine zu 60 Sekel, der Sekel zu 180 Gran oder Korn. Die Frage, ob nicht schon die Babylonier, wenn auch nicht geprägte Münzen, so doch irgendwie geformte Silberstücke fixierten Gewichtes und Wertes hatten, die deshalb auch einfach gezählt werden konnten, wird verneint werden müssen. Noch nirgends ist auf den mesopotamischen Grabungsstätten irgendein geformtes Stück Silber oder Gold gefunden worden, das als Geldstück angesprochen werden könnte. Dagegen dürften neuerdings in Assur gefundene silberne Rohgußplatten und aus solchen gehackte kleinere und kleinste Stücke sowie dünne geglättete Blechstücke und andre von Drahtstift- und Ringform diese bedeutsame numismatische Frage aufhellen.

Die Babylonier waren ein Handelsvolk ersten Ranges. Und da im Handelsverkehr natürlich erst recht alles schriftlich gemacht werden mußte, so sind uns sowohl aus der Hammurabi-Zeit als der Zeit der Chaldäer- und Achämenidenkönige viele Tausende von kaufmännischen sogenannten „Kontrakten" überkommen, betreffend Kauf und Verkauf von Grundstücken, Feldern, Gärten, Produkten, Sklaven, Darlehen von Korn, Datteln, Zwiebeln, Wolle, Vermietung von Häusern, Schiffen und Lohnsklaven, Pachtverträge, Gründung und Auflösung von Kompagniegeschäften, dazu eine Menge richterlicher Erkenntnisse in all diesen Sachen. Ganz besonders sorgfältig sind die von den Amerikanern in Nippur gefundenen Geschäftsurkunden der Firma Muraschu & Söhne aus der Zeit Artaxerxes' I. geschrieben, ein Fund, der sich den 1876 in Babylon entdeckten, in große irdene Krüge verpackten Geschäftspapieren der Firma Egibi & Söhne würdig zur Seite stellt. Unendlich mannigfach ist der Inhalt aller dieser Tafeln, auf denen sich auch vielfach Namen jüdischer Exulanten finden, wie zum Beispiel Haggai und Benjamin. Hier garantieren drei Goldschmiede dem Inhaber der Firma Muraschu für zwanzig Jahre, daß ein Smaragd nicht aus einem Goldringe fallen werde, andernfalls sie 10 Minen Silber zahlen würden; dort haftet jemand für einen ins Gefängnis geworfenen Schuldner der Firma und bewirkt seine Freilassung gegen die Versicherung, im Falle der Flucht des Schuldners soundso viel Minen Silber zu zahlen. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die Geldgeschäfte, was bei dem üblichen Zinsfuß von 20 Prozent begreiflich genug ist.

Der Großhandel konzentrierte sich in den großen Städten und vollzog sich analog wie bei uns: wir lesen zum Beispiel von Kommis und von Beamten der Firmen, die im Namen und Auftrag ihrer Prinzipale rechtsgültige Geschäfte abschließen, also Prokuristen. Wie in Juda und Israel diente das Tor der Ortschaft als Börse. Im Tor wurde der Wert der Lebensmittel festgesetzt, und welche Bedeutung schon damals dem Börsenzettel beigelegt wurde, lehrt eine in Assur gefundene Königsinschrift aus dem neunzehnten Jahrhundert, die neben den königlichen Ruhmestaten der Nachwelt die Kunde überliefert, daß zur Zeit der Erbauung des Belstempels in der Stadt Assur der Marktpreis für zwei Gur Korn, für fünfzehn Minen Wolle sowie für soundso viel Fett je 1 Silbersekel betrug. Eine Fülle von Geschäftsreisenden und Hausierern ging mit den Waren: Wolle, Oel u. s. w., hinaus auf die Dörfer und besorgte daneben allerlei Geldgeschäfte. Aber auch der ausländische Handelsverkehr stand in hoher Blüte: in großen Karawanen beförderten die Handelsherren die gewerblichen Erzeugnisse des Landes durch die Wüste nach den benachbarten Ländern.

Auch noch in anderm Sinne stand Babylonien im Zeichen des Verkehrs — der Briefverkehr war ein sehr lebhafter. Nicht nur die Könige und Königstöchter der Hauptstädte Aegyptens, Babyloniens und des Hettiterreiches korrespondierten gern miteinander, und zwar so regelmäßig, daß der babylonische König einmal dem Pharao zum Vorwurfe macht, daß dieser sich während seiner Erkrankung nicht nach seinem Befinden erkundigt habe, sondern auch Privatpersonen standen in lebhaftem brieflichem Austausch. Der fern vom Vaterhaus weilende Sohn mahnt wiederholt seinen Vater an dessen Versprechen, ihm Geld senden zu wollen, damit er, wie er hinzufügt, wieder für den Vater beten könne; ein Viehhändler, dem in Armenien sein Knecht mitsamt den Kühen durchgebrannt ist, bittet, ihm schleunigst andre Kühe zu senden; eine Frau schreibt ihrem auf Reisen befindlichen Manne, daß die Kleinen wohlauf sind, und schließt mit der selbstverständlichen Klage, daß sie notwendig Geld brauche — alles führt darauf hin, daß der Briefbotenverkehr ein wohlgeordneter war. Natürlich war die Kunst des Schreibens und Lesens innerhalb des eigentlichen Volkes nicht allzu verbreitet, aber es gab öffentliche Schreiber genug, die sich, wie heutzutage an den Toren der Moscheen, so damals wohl ebenfalls vor den Tempeln niedergelassen haben werden.

Neben dem Handel hatte auch das Handwerk goldenen Boden, wie noch in nachchristlicher Zeit ein vielverbreiteter jüdischer Volksspruch lautet: „Sieben Jahre Hungersnot und der Professionist hat noch immer Brot." Dank dem Reichtum des Landes hatte sich das Handwerk schon frühzeitig zu achtunggebietender Höhe aufgeschwungen. Die freien edeln Gewerke standen in hohem Ansehen. Sie erbten innerhalb der einzelnen Familien von Geschlecht zu Geschlecht, weshalb es von alters her Brauch war, statt Weber Webersohn u. s. w. zu sagen. Das Handwerk bildete den Besitz, ja Reichtum der betreffenden Familien, weshalb das Gesetz bestimmt, daß, wenn ein Handwerker seinem Adoptivsohn sein Handwerk beigebracht, dieser letztere von seinen Eltern nicht reklamiert werden kann.

Wie der Kleinhandel, konzentrierte sich auch die Manufaktur in den Städten, und zwar in den engen Gassen der inneren Stadt, die wir uns, wie heute, zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit Stroh- oder Schilfmatten und Tüchern überdeckt zu denken haben. Wie es in Jerusalem eine Bäckergasse gab (Jer. 37, 21) und es noch heute in den orientalischen Basaren Brauch ist, hatten die einzelnen Handelsartikel und Industrien mit Vorliebe ihre besonderen Bezirke. Der „Markt" bildete den Mittelpunkt des städtischen Lebens. An die Gassen der Gewürzkrämer, der Obst-, Fleisch-, Fisch- und Getreidehändler schlossen sich andre, in denen alle erdenkbaren Erzeugnisse des Handwerks hergestellt und feilgeboten wurden: Töpferwaren aller Art und Größe, Tonfiguren, die zum Teil als Spielzeug gedient haben mögen; einfachere und kostbarere, schön gemusterte bunte Gewänder; bronzene Waffen, Aexte und Hacken; praktische Sandalen und feine Schnürstiefel, unter denen auch Strümpfe getragen wurden; Sattel- und Geschirrzeug u. s. w., dazu Luxusartikel und Schmucksachen jeder Art. Da, wie wir jetzt wissen, noch im zwölften Jahrhundert v. Chr. in Mesopotamien und Nordsyrien Elefantenherden sich tummelten, so begreift sich, daß wir auch vielen Erzeugnissen der Elfenbeinschnitzerei, z. B. Kämmen, begegnen. Natürlich suchen wir auch dies und jenes vergeblich, z. B. Sonnenschirme, deren Gebrauch das ausschließliche Vorrecht der Könige war. Die Marktpolizei hielt mit Strenge auf richtiges Maß und Gewicht. Wagen finden sich bis jetzt nur zweimal, und zwar auf assyrischen Reliefs dargestellt. Als Gewichte dienten zumeist Steine, doch finden sich vielfach auch kunstvoll ausgeführte Gewichte in Enten- und Löwenform.

Die hohe Blüte des Kunsthandwerks läßt den sicheren Schluß zu auf nicht minder hohe Entfaltung der Kunst. In der Tat hatte diese bereits zur Zeit Hammurabis um 2000 v. Chr. eine viele Jahrhunderte lange Zeit der Entwicklung hinter sich, waren, von Tempel und Palast begünstigt und angespornt, obenan die beiden Künste der Skulptur und Metallurgie, schon längst zu staunenswerter Höhe gelangt. Unter den Werken der babylonischen Flachskulptur, die naturgemäß in der ältesten Zeit der Priesterfürsten von Lagasch noch recht bescheidene und naive Proben aufweist, begegnen wir schon zur Zeit Naram-Sins jenem berühmten Relief, welches in ergreifender Weise den Triumph des mit dem Embleme eines Gottes geschmückten babylonischen Königs über seine ihm zu Füßen liegenden Feinde darstellt — ein glänzendes Erzeugnis eines wahrhaft gottbegnadeten Künstlers. Und von den metallenen Kunstwerken, mit denen die südbabylonische Ruinenstätte Telloh die Wissenschaft andauernd beschenkt, sind es neben den Kunstwerken aus Silber, wie der bekannten Silbervase Entemenas mit ihren feinen Radierungen, die ebenjener Zeit entstammenden prächtig modellierten Stierköpfe aus Bronze, die unsre gerechte Bewunderung wachrufen.

Eine Spezialkunst Assyriens und später auch Babyloniens war die Emailmalerei. Die Kunst, Schmelzfarben zu bereiten und zu verwerten, die wir jetzt bis in das neunte Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen, zeitigte nicht allein farbenprächtige Emailgefäße, sondern stellte sich auch in den Dienst der Architektur, sonderlich zur Zeit Nebukadnezars, dessen Künstlern es sogar gelang, Ziegelreliefs

mit Schmelzfarben zu überziehen und selbst da, wo auf einem Stein mehrere Farben verschiedenen Schmelzgrades zusammentreffen, tadellos saubere Arbeiten zu liefern, die noch heute kaum wieder erreichbar sind. Es braucht hierfür nur an die jetzt allbekannten farbigen Ziegelreliefs von Babylon erinnert zu werden: die Löwen von der Prozessionsstraße Marduks und die Stiere und Drachen vom Stadttor der Göttin Istar.

Die Architektur bediente sich ausschließlich des gebrannten oder ungebrannten Ziegels, und zwar schon in sehr früher Zeit, z. B. Sargons I., hauptsächlich des quadratisch geformten, der in ältester Zeit die beträchtliche Größe von 40 bis 50 Zentimetern, später von 30 bis 33 Zentimetern hatte. Auch Tempel und Paläste waren ursprünglich äußerst einfach: ungebrannte Ziegel mit Kalk abgeputzt. In der späteren Zeit aber, als man zu emaillieren gelernt hatte, wurde bei den Bauten der Könige zum Schmuck der Tore und großen Hoffassaden auch die Emailmalerei geschmackvoll verwendet, wie unter anderm das Ornament an der Außenwand des Thronsaals Nebukadnezars beweist. Die Dankbarkeit verpflichtet uns Assyrologen, eine geradezu unschätzbare Sitte der Babylonier wie auch Assyrer zu erwähnen, nämlich die Beschriftung einer großen Zahl von Backsteinen innerhalb der wichtigeren Bauwerke, wodurch wir jetzt Lebende ebenso rasche wie authentische Information über den Charakter der betreffenden Baulichkeit wie auch über den Namen des Bauherrn und der Stadt erhalten. Eine weitere Eigentümlichkeit der babylonischen Baukunst waren jene riesigen Tempeltürme, die zwar den Eindruck von Etagentürmen machten, in Wahrheit aber einheitliche Massive bildeten, die dadurch, daß rings um sie her eine Rampe zur Spitze emporführte, die Gestalt einer sich nach obenhin verjüngenden Pyramide annahmen. Das kleine Heiligtum, das sich auf der Spitze befand, diente zugleich astronomischen Zwecken.

Die mit solchen gewaltigen Türmen versehenen größten Heiligtümer des Landes dienten zugleich, einigermaßen unsern Hochschulen vergleichbar, der Universitas litterarum, indem die Pflege nahezu aller damals bekannten Wissenschaftsgebiete in den Händen der Priester lag oder zum mindesten, wie die Rechtspflege, unter ihrer Mitwirkung sich vollzog. Die Theologie war mit der Astronomie unzertrennlich verbunden, jenem „Zweige der Wissenschaft, mit dem überall, in Aegypten wie in Griechenland, in China wie in Mexiko, die wissenschaftliche Forschung begann". Denn indem die Priester auf der Spitze der Tempeltürme die Offenbarungen der Götter im Kreislauf und in der Konjunktur der Gestirne viele Jahrhunderte hindurch beobachteten und berechneten, begründeten und förderten sie zugleich in hervorragender Weise die Astronomie. Sie kannten die Periodizität der Finsternisse und bestimmten deren Sichtbarkeit für Babylon annähernd voraus; „sie kannten den mittleren synodischen Monat, den sie nur um 0,4 Sekunden länger, und die Durchschnittsdauer von einer Erdnähe oder Erdferne des Mondes zur andern, die sie nur um 3,6 Sekunden kürzer ansetzten als die modernen Astronomen", und was immer an astronomischen Berechnungen der babylonischen Gelehrten von Jahr zu Jahr bekannt wird, setzt

selbst die Astronomen unsrer Tage immer von neuem in Staunen. Gleich den Sumeriern von Haus aus mit mathematischem Sinne begabt, handhabten die babylonischen Semiten das schwierige sexagesimale Ziffersystem (mit den Grundzahlen 60, 600, 3600) auch auf rein mathematischem Gebiete in virtuoser Weise.

Da die sumerische Sprache, gleich dem Latein in der römischen Kirche, die heilige Sprache blieb, so fand zwecks Fortpflanzung ihrer Kenntnis auch die Sprachwissenschaft seitens der Priester eifrige Pflege, und die von ihnen verfaßten zahlreichen sumerisch-semitischen Wörterbücher, Paradigmensammlungen, Uebersetzungen u. s. w. vermitteln auch uns in dankenswertester Weise das Verständnis der uralten sumerischen Sprache. Und da weiter die semitisch-babylonische Keilschrift mit der sumerischen, aus der sie hervorgegangen, durch tausend Fäden verbunden blieb, so konnte die Schreibkunst erschöpfend auch nur in den Priesterschulen erlernt werden. Der rite erworbene Titel „Tafelschreiber" involvierte zugleich das Recht, rechtsgültige Urkunden auszufertigen, so daß „Tafelschreiber" vielfach unserm Notar gleichkommt. Auch Tafelschreiberinnen sind uns bekannt.

Daß es um die Medizin, insbesondere die innere Medizin, schlecht bestellt war, ist begreiflich und entschuldbar zugleich. Wohl bemühte man sich redlich, die Ursachen der Krankheiten zu ergründen, und beobachtete aufmerksam die einzelnen Symptome, z. B. Schüttelfrost, aber selbst der assyrische König muß sich beklagen, daß sein Leibarzt falsche Diagnose gestellt habe. Wo die Aerzte nicht helfen konnten, wandte man sich an deren hohe Schutzpatronin, die „große Aerztin", die Göttin Gula, die in Babylon zwei, in Borsippa sogar drei Tempel besaß, oder aber an die Magier, die mit allerlei Geheimmitteln und Zauberkünsten den Krankheitsdämon austreiben zu können wähnten oder vorgaben. Die vielerlei bei den Beschwörungszeremonien angewendeten Pflanzen, Steine und Kräuter auf ihren etwaigen pharmakologischen Wert hin zu prüfen, bleibt der Zukunft vorbehalten. Die Vorschrift, einen schmerzenden Zahn mit einer Mischung von Wein und Oel zu bestreichen, begreift sich, aber komisch wirkt die Beschwörung, welche der Magier dreimal über der Mischung aussprechen soll. Sie besteht in einer Legende, die von der Ansicht ausgeht, daß der bohrende Zahnschmerz durch einen Wurm veranlaßt sei. „Als der Gott Anu den Himmel schuf, der Himmel die Erde schuf, die Erde die Flüsse schuf, die Flüsse die Kanäle schufen, die Kanäle den Morast schufen, der Morast den Wurm schuf, ging der Wurm zum Gotte Samas, vor dem Gotte Ea rannen seine Tränen. „Was willst du mir geben zum Essen? Was willst du mir geben zum Saugen?" Der Wurm erbittet sich dann, indem er die ihm von Ea angewiesene Speise der Kerne reifer Früchte u. a. stolz verschmäht, daß er zwischen Zahn und Kinnlade, Blut zu saugen, seine Wohnung nehmen dürfe. Diese Bitte wurde dem Wurm zwar gewährt, er selbst aber zugleich zur Strafe für sein dreistes Begehren mit der Todesstrafe belegt. Da man wußte, daß zum Beispiel bei Krankheiten epileptischer Art ein jäher Schrecken unter Umständen heilsame Wirkung haben könne, so lesen wir auch von Magiern, die gegebenenfalls den Kranken heftig anfahren und auf mancherlei Weise Furcht und Schrecken ihm einjagen. Etwas besser

stand es um die Chirurgie; wenigstens erwähnt schon das Gesetz Hammurabis Aerzte, die mit einem Bronzeinstrument am menschlichen Auge erfolgreiche Operationen vollziehen, Knochenbrüche einrichten u. s. w. Es fixiert bekanntlich zugleich für gelungene Operationen, je nachdem sie an freien Männern, Hörigen oder Sklaven ausgeführt wurden, ein bestimmtes Honorar, offenbar als Minimalsatz, während es schlecht ausgeführte chirurgische Eingriffe, bei denen der Patient stirbt, mit strengster Strafe bedroht. Daß auch damals schon das Spezialistentum blühte, lehrt die Erwähnung von Aerzten für Ochsen und solcher für Esel — natürlich ist von Tierärzten die Rede.

Von Steuern hört niemand gern sprechen, und doch möchte auch dieser Punkt kurze Erwähnung verdienen. Auch in Babylonien gab es recht beträchtliche Steuern. Palast und Tempel erforderten viel Geld, das vom Volk aufgebracht werden mußte. Der durch Koldeweys Grabungen zutage geförderte Plan der Südburg Nebukadnezars mit ihrem um drei Höfe gruppierten Labyrinth von Wohnungen zeigt, daß solch ein Palast mehr einer „Königsstadt" glich; diente er doch nicht allein dem König und dem königlichen Hause mit den Haremsdamen und was damit zusammenhängt, sondern dem ganzen großen Heere höchster, hoher und niederer Beamten mit deren Familien und einem zahllosen Heer von Hörigen, Sklaven und Sklavinnen zur Wohn- und Verpflegungsstätte. Mit den größeren Tempeln war es ähnlich. Auch hier gesellte sich zu der vielgegliederten Priesterschar und den nach Art der Vestalinnen der Gottheit dienenden Priesterinnen, die allesamt auf dem Tempelareal wohnten (die Priesterinnen in klosterähnlich abgeschiedenen Räumen), eine große Zahl von Tempeldienern, Sklaven und Sklavinnen. Und wenn auch zum Beispiel die Priesterinnen ihre eignen Einnahmen hatten aus dem ihnen vom Vater verliehenen Grundbesitz, und auch die Tempel als solche zu immer größeren Privatreichtümern gelangten, so zogen sie es doch vor, mit den eignen Tempeleinnahmen Handel zu treiben, die täglichen Bedürfnisse aber für sich und die Gottheiten durch Steuern zu decken: Abgaben an Opfertieren und sonstigen Naturalien, Geldgeschenken u. dgl. Eine außerordentlich große Anzahl von Festen der einzelnen Tempel hielt die Opferfreudigkeit allzeit lebendig.

Wo Ackerbau und Viehzucht, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft ein Volk ganz und gar hinnehmen und der jährlich sich erneuernde Reichtum des Landes seinen Bewohnern auskömmlichen Lebensunterhalt darreicht, ist zu Eroberungszügen kein Anlaß. Und so sehen wir denn in der Tat anderthalb Jahrtausende hindurch die Babylonier fast ausschließlich den Werken des Friedens und der Kultur gewidmet. Natürlich brauchte man Soldaten, um allzu frechen Eindringlingen zu wehren und Ordnung und Zucht im Lande zu schirmen, aber ein stehendes Heer war wohl nur in bescheidener Anzahl vorhanden, und selbst da scheint es nicht leicht gewesen zu sein, die nötigen Mannschaften beizutreiben. Für die sogenannten „Treiber" und „Fänger", deren Hauptaufgabe doch wohl die Aushebung bildete, sieht das Gesetz Hammurabis weitgehende Vergünstigungen durch Belehnungen mit Haus, Feld und Garten und sonstige allerhöchste Protektion vor.

Ein Volk großer Eroberer waren die Babylonier niemals, nur vorübergehend wurden sie es, als nach dem Zusammenbruche der assyrischen Herrschaft (606 v. Chr.) die Chaldäerkönige den Besitz Vorderasiens erbten und dieses Erbe gegen Aegypten verteidigen mußten. Um so größer und nachhaltiger waren die Eroberungen, die das babylonische Volk auf geistigem und kulturellem Gebiete machte und andauernd behauptete. Es ist ja bekannt, wie schon im sechzehnten und fünfzehnten Jahrhundert v. Chr. ganz Kanaan eine Domäne der babylonischen Kultur war, wie sich das babylonische Maß- und Gewichtssystem über ganz Vorderasien ausbreitete, wie auf oft vielverschlungenen Wegen eine Fülle von Ideen und Kunstmotiven, wie zum Beispiel der Merkurstab und der Heiligenschein, sich dem Abendlande mitteilten. Gewiß, wenn wir an die Errungenschaften unsrer Kultur denken: an Buchdruck, Pulver, Dampfmaschine, elektrischen Funken, Luftschiffahrt und an all die neuen Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft und Medizin, dann kommen wir uns gegenüber Altbabylonien gewaltig fortgeschritten vor, und unser Stolz ist auch vollauf berechtigt. Und dennoch dürfen wir nie vergessen, wie tief wir bis in die neueste Zeit, ja bis auf diesen Tag, im Babylonismus stecken. Daß die Afterwissenschaft der babylonischen Astrologie erst in der friderizianischen Zeit aus Deutschland vertrieben wurde, während der babylonische Hexenglaube, der einst Millionen unschuldiger Menschen das Leben gekostet, noch heutzutage da und dort spukt, hat der Verfasser dieser Zeilen erst kürzlich gezeigt. Und wenn das ganze Abendland die Wochentage mit den Namen der sieben Planeten benennt, oder das Zifferblatt unsrer Uhr uns die Zeit eingeteilt zeigt in sechzig Minuten zu je sechzig Sekunden, so involviert das alles ein Stück altbabylonischer Kultur. Und nun gar jene babylonischen Priestererzählungen und Anschauungen von der Schlange als der Urfeindin Gottes, von Dämonen und Teufeln, an denen wir noch in unsern Tagen dermaßen zäh festhalten, daß einzelnen derselben sogar die Bedeutung kirchlicher Fundamentaldogmen beigelegt wird. Ebendeshalb wird die altbabylonische Kultur, wie sie durch die Ausgrabungen Amerikas, Deutschlands, Englands und Frankreichs von Jahr zu Jahr immer vollkommener erschlossen wird, noch für eine lange Zukunft das Interesse der Gebildeten wachhalten, da ihre Erkenntnis berufen ist, uns den Werdegang unsrer eignen Kultur und die Abhängigkeit vieler unsrer Anschauungen und Vorstellungen von längst dahingegangenen Generationen zu entschleiern.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenem wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.
Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg Herwegh

Mitgeteilt von

Marcel Herwegh und Victor Fleury

Einleitung

Herwegh in seinen Beziehungen zu Liszt, Bülow und Richard Wagner

Die Vorfahren des Dichters Herwegh stammten aus Skandinavien. Zu welcher genauen Zeit und aus welchem Grund sie nach Deutschland wanderten, ist uns noch unbekannt. Der Vater Georg Herweghs war in Darmstadt geboren; er hatte in erster Ehe Katharina Märklin geheiratet, die zu einer der besten bürgerlichen Familien aus dem württembergischen Städtchen Balingen gehörte, und lebte in Stuttgart als Restaurateur. Ernst Ludwig Herwegh, den seine Gäste und Freunde eine Art Vatel nannten, war ein genialer Kochkünstler, aber auch leider ein Sonderling von so heftiger Natur, daß seine schlichte, brave und fleißige Frau sich nicht mit ihm vertragen konnte, und der häufige Zwist der Eltern veranlaßte eine frühe Mißstimmung des Gemüts bei ihrem Sohn, der von Geburt aus ein echter Künstler und leicht erregbar war. Dadurch wurde des Knaben Gesundheit so erschüttert, daß er in seinem zwölften Jahre, da er der Ruhe durchaus bedarf, das väterliche Haus verlassen und nach dem hochgelegenen Balingen, der Heimat seiner Mutter, gebracht werden mußte. Dieser Aufenthalt in frischer Luft und mitten in schöner Umgebung übte einen wohltätigen Einfluß auf seine zarte Gesundheit und auf seine Künstlerseele aus. Die schnell überwundene Krankheit brachte ihn keineswegs in seinen Kenntnissen zurück, und er bestand, vierzehn Jahre alt, das schwierige Landexamen, das in Württemberg die theologische Laufbahn eröffnet.

Ein Theolog sollte Georg Herwegh nämlich nach dem Wunsch der Eltern werden, die nicht seine Begabung, wohl aber seine Gemütsart verkannten. Er war, als er 1831 in das Kloster Maulbronn aufgenommen wurde, ein bleicher vornehmer Jüngling mit schönen, tiefblickenden und dunkelglänzenden Augen, der große Freude an der Natur zeigte, gern las, in der Einsamkeit lange zu sinnen pflegte, ein warmes empfängliches Herz besaß, mit religiösen Gedanken erfüllt, obwohl bereits damals kein Frömmler. Zum Priesterwerden war er geboren, aber nicht in dem Sinn, wie die Eltern es bestimmten:

Auch das Schwert hat seine Priester!

Das Kloster Maulbronn schien doch geschaffen, den jungen Dichter zu fesseln, denn es liegt in einer herrlichen Landschaft am Fuß des Schwarzwaldes. Der abgelegene Garten mit dem stillen See, die Kirche und der Kreuzgang mit ihrer Mischung von romanischer und gotischer Architektur, alles mußte ihm gefallen. Hier entwickelten sich rasch die ersten Anlagen seiner künstlerischen Seele. Seinen Altersgenossen und Mitschülern fiel er durch sein feines Aussehen und

seine elegante Kleidung auf. Violine spielte er, und im Klavierspielen bezeugte er große Fertigkeit. Auch zeichnete er gern und mit Erfolg; seine Zeichnungen aus Maulbronn erinnern an Goethes Skizzen aus Italien. Als Dichter trat er in einer Schulfeierlichkeit hervor, als er um Wendung des Jahres 1834 bis 1835 in einer schönen Rede und einem schwungvollen Gedicht nach Schillers Vorbild des frühen Hinscheidens von zwei Klosterschülern gedachte. Schon in diesen Strophen offenbarte sich die innige Begeisterung, die es ihm ermöglichte, später durch seine „Gedichte eines Lebendigen" die Gemüter zu entzünden. Im täglichen Umgang des Schullebens begeisterte er übrigens auch seine Kameraden durch seine leicht hingeworfenen Epigramme und seine lustigen Lieder, die sie leise vor sich hinsummten und durch die er sich in treuem Andenken der Promotion erhielt.

Solange Herwegh im Kloster Maulbronn studierte, ließ er sich kein schweres Vergehen gegen die äußere Seminarordnung zuschulden kommen, obwohl sein Hang zum Ungehorsam schon damals in den Schulzeugnissen gerügt wurde, und er selbst gestand, daß er sich immer mehr auf eigne Faust als auf den Rat seiner Lehrer herangebildet habe. Im Tübinger Stift, in das er 1835 eintrat, herrschte kein strengerer Zwang als in Maulbronn; aber je älter der junge Theolog wurde, desto bewußter war er der Kluft, die ihn eigentlich von der Theologie und den Professoren trennte, denn Dogmatismus und Pedanterie wurden seinem freien Geist immer lästiger: „Ich lerne, ich sammle mir Kenntnisse zunächst, um durch diese Bereicherung meines Geistes mich freier und unabhängiger von den Zufälligkeiten des Lebens zu machen. Der Jüngling denkt früher an das Ideal als an das Brot; der Professor, wie er sein soll, meistens nur noch an das letztere. Er ist der treugehorsame Diener des Staats" — so hat er später in einer Abhandlung der „Volkshalle" sein Verhältnis zu seinen Lehrern geschildert, die aus ihm einen treuen und folgsamen Untertan zu machen strebten, indem er sich ein Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes zu werden angelegen sein ließ. Der Bruch vollzog sich bald.

Ueber die Sorglosigkeit unsers Dichters in materieller Hinsicht und seine Geringachtung des Gelds erstaunten alle, die sich ihm näherten. Selten wurden von jemand die äußeren Vorteile und insbesondere der Reichtum aufrichtiger verschmäht. Herwegh gehörte nämlich zu den Auserwählten, die sich „die Beschaulichkeit erkoren uhd niemals streng gerechnet mit den Horen", zu denjenigen, die nach seinen eignen Worten nicht „für den Markt" schaffen. Infolge einer Streitigkeit mit einem Repetenten verließ er das evangelisch-theologische Stift, und da er sehr gut empfand, daß er nicht vermochte, je ein Amt im Staat zu bekleiden, verbrachte er nur noch kurze Zeit auf der Universität als stud. jur. Nach einem Semester schüttelte er allen Bücherstaub von sich und verließ auch die Hochschule, um sich nach eignem Trieb und Gefallen seinem dichterischen Beruf hinzugeben.

Herwegh siedelte 1837 nach Stuttgart über mit dem Wunsch, sich von den Einflüssen der Professoren zu befreien und, durch den Besuch des Theaters und Genuß

der Musik angeregt, sich in die Kunst zu vertiefen. Er war damals zwanzig Jahre alt. August Lewald, der Herausgeber der „Europa", mit dem er verkehrte, beschreibt ihn als einen hochaufgeschossenen, bleichen Menschen mit herabhängendem kohlschwarzem Haar und brennenden schwärmerischen Augen und erzählt, wie er im Kreise der jungen Dichtergenossen meistens stillschweigend saß, mit tiefem und ruhigem Blick gegenwärtig, nur selten ein Wort sprach, aber dann, wenn er sich äußerte, fest und bestimmt redete.

Die Erstlinge des Dichters — Verse und Prosa — erschienen in der „Europa". Unter seinen einfach rührenden, tief melancholischen Gedichten aus dieser Zeit findet sich schon das Meisterstück, das von Liszt komponiert wurde: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot." In seinen kritischen Aufsätzen erörterte er die Kunstfragen und besprach das Verhältnis der Poesie zu der wirklichen Welt. Herwegh dichtete viel aus dem Stegreife, und seine Dichtergabe, die Fülle seiner Phantasie war erstaunenswert. — Aus der Zeit des Aufenthalts in Stuttgart stammten auch die Uebersetzungen der Lamartineschen Werke („Betrachtungen", „Reise in den Orient", „Jocelyn"). Mit dem französischen Urtext muß man jene leicht hingeworfenen Uebersetzungen vergleichen, wenn man sich die Zahl und die Art der Schwierigkeiten, welche die Uebertragung darbot, veranschaulichen will. Herwegh aber fühlte in Lamartine eine verwandte Seele, und so konnte er mühelos, instinktmäßig die Schönheiten der „Betrachtungen" und des „Jocelyn" treu wiedergeben, obwohl er selbst in seinen Uebersetzungen den unendlichen Wohlklang, den Rhythmus Lamartinescher Poesie vermißte. Das vage Christentum, die dichterische Religiosität des französischen Romantikers fand in Herwegh einen verständigen Beurteiler. „Lamartine," so schrieb er, „kam keineswegs mit diesem frommen versöhnenden Geiste auf die Welt; dieser Geist ist das Produkt der Verzweiflung; wir sehen in den besten seiner Poesien stets die grabende Natur, das Gemüt, das viel in sich gearbeitet hat, durchschimmern. Erst nachdem ihm Herz und Welt den Trost versagt, sucht er ihn über den Sternen. Seine Frömmigkeit ist nicht die Trägheit und Selbstgenügsamkeit des Pietisten. Byron war zu stolz, beim Himmel zu betteln, sein Herz verglühte lieber in sich selbst, ehe es sich einem Glauben hingegeben hätte, der später möglicherweise als fromme Illusion sich hätte zeigen können. Lamartine hat etwas Byronsches im Hintergrund, das er aber verschwieg; nur die Versöhnung legt er uns vor Augen. Wie käme es anders, daß Byron ein Liebling seiner Seele ist, als weil Lamartine auch die Verzweiflung für eine Sprosse an der Himmelsleiter hält? ... Er ist ein Christ, soweit es der echte Dichter sein kann, das heißt er findet das Göttliche auch im Christentum, aber er findet es nicht minder im Kuß seiner Geliebten, im Feuerglanz ihres Auges, im Rauschen des Meeres."

Herweghs schöpferisches Sinnen und fleißiges Schaffen wurde 1839 vorläufig von einem unerwarteten Vorfall gestört, der hart in sein Leben eingriff. Er geriet bei einem Ball in der großen Gesellschaft, in der er als gernangesehener Gast verkehrte, mit einem Offizier in Streit, und da er damals nur als zeit-

weilig beurlaubter Rekrut in der Stadt wohnte, mußte er es erleiden, daß der Offizier in seiner Rache gegen ihn den Befehl erließ, er müsse zur Strafe den Dienst beim Militär wieder antreten. Dieser Vorfall gab den Anlaß zu Herweghs Flucht aus Württemberg, denn er mochte es nicht über sich gewinnen, Order zu parieren, und anstatt ins Regiment zu rücken, faßte er denselben Entschluß wie vor Jahren schon Schiller: er verließ seine Heimat — und suchte ein freies Asyl in der Schweiz. Er ging einem unbekannten Schicksal entgegen und durfte mit Wehmut in die Vergangenheit zurück-, mit Angst in die Zukunft hinüberblicken, als er die Grenze des neuen fremden Landes überschritt. Zu seiner echten Heimat wurde bald die helvetische Republik, und keine Spur von Reue und sehnsüchtigem Heimweh läßt sich mehr in den stolzen Liedern entdecken, mit denen er später das freie Gebirgsland verherrlichte. — Ein andrer schwäbischer Flüchtling, Dr. Elsner, nahm ihn zunächst in Emmishofen am Bodensee in sein Haus auf und ließ ihn mit J. A. Wirth, dem Herausgeber der „Volkshalle", in Verbindung treten. Herwegh wurde Mitarbeiter an der „Volkshalle". In dieser Zeitung veröffentlichte er seine scharfsinnigen und begeisterungsvollen Aufsätze gegen Dilettantismus und Salonliteratur. Er verlangte, daß der Dichter, ein Sohn der Zeit, nicht mehr einzig und allein für eine Geistesaristokratie schreiben, sondern für das Volk singen müsse, denn das Volk der Hütte habe so gut seine Poesie als der Faulenzer im Palaste, der Bettler habe sein Schicksal wie der König, und der Kreuzer, der ihm fehle, um ein Stück Brot zu kaufen, daß er seinen Hunger stillen könne, sei wahrhaftig poetischer als die Million, die eine Abgeordnetenkammer verweigere. Die Schönheit solle keineswegs, fügte er hinzu, der Tendenz geopfert werden; sie solle sich nur des Streites begeben mit ihrer gleich göttlichen Schwester, der Freiheit, sie solle Arm in Arm wandeln mit ihr. Dies waren die Gedanken, die er in seinen „Gedichten eines Lebendigen" ins Werk setzte.

Im Frühling 1840 ließ sich Herwegh in Zürich nieder, wo er in dem Dichter Follen einen neuen Freund und Gönner gewann, der ihm, von seinem poetischen Vermögen bezaubert, die Mußestunden gewährte, in denen seine Lyrik erst zur vollen Blüte und Reife gelangen konnte. Im Winter desselben Jahres hielt Herwegh vor einer gebildeten Zuhörerschaft Vorlesungen über die neueste Literatur seit Goethes Tode. Die Erscheinung seiner Gedichte im Frühling 1841 machte ihn plötzlich zu einer berühmten literarischen Größe, und sein Dichtername wurde in ein paar Wochen volkstümlich. Einen unerhörten Erfolg erlangten seine feurigen Lieder, die sozusagen das Signal zum Reitergefecht blasen, deren kriegerische Stimmung sich in dem herrlichen Reiterlied verkörpert, welches, von Franz Liszt komponiert, als ein kräftiges Sinnbild der Herweghschen politischen Lyrik dienen kann:

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!

Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, ans Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
Zu sterben, zu sterben.

Und schnell den zweiten hinterdrein,
Und der soll für die Freiheit sein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Restchen — nun, wem bring' ich's gleich?
Dies Restchen dir, o römisch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!

Franz Liszt war dreißig Jahre alt zur Zeit, wo er das Reiterlied komponierte. Man kannte ihn als Klaviervirtuosen, kaum noch als schöpferischen Tonkünstler in der Kunstwelt, und doch war es nicht schwer, aus seinem genialen Spiel die Zukunft seiner Kunst herauszuahnen; denn er machte die Interpretierung zu einer wirklichen Schöpfung, sein Spiel war ein lichtvolles Zurückstrahlen. Eine Oper von ihm, „Don Sanche", wurde 1825 in dem Pariser Opernhaus aufgeführt, machte aber kein Aufsehen; unbekannt blieben auch eine entworfene Sinfonie und eine Dantesonate; Herweghs Gedichte waren die ersten von ihm mit Erfolg komponierten Lieder. Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß er nicht umhin konnte, sich von der edeln vornehmen Natur und von der glühenden, stürmischen Stimmung des jungen Dichters hingezogen zu fühlen.

Während seines Verweilens am Rhein im Sommer 1841 komponierte Franz Liszt sein zweites Herweghsches Lied, das „Rheinweinlied", das zur Zeit gedichtet worden war, wo Frankreich in der Orientfrage eine isolierte Stellung einnahm und Kriegsrufe diesseits und jenseits des Rheins ausbrachen. Indem Nikolaus Becker die rheinlüsternen Franzosen abfertigte mit seinem: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", erwiderte Musset trotzend, in Erinnerung an die Eroberungskriege Ludwigs XIV. und Napoleons I.: „Wir hatten ihn, euern deutschen Rhein" — eine spezifische Literatur der Rheingrenze entstand auf beiden Seiten. Mit viel Energie und seltener Würde protestierte Herwegh in seinem „Rheinweinlied" gegen jede Annektierungspolitik:

Wo solch ein Feuer noch gedeiht,
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchse von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, mutig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht' und Link', das Link' und Recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühle treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht wert,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben,
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein eker Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt vorher euch schreiben:
Hurra! Hurra! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Vom Rhein her begab sich Franz Liszt auf eine Gastreise durch ganz Deutschland. Konzerte wurden von ihm gegeben. In einem derselben hörte ihn zu Hamburg am 31. Juli 1841 die künftige Frau Herwegh, Emma Siegmund, selbst eine vortreffliche Klavierspielerin, die begabte Schülerin Bergers, den auch Felix Mendelssohn zum Musiklehrer gehabt hatte, und zeichnete ihre Eindrücke folgendermaßen in ihrem Tagebuch auf: „Liszt spielte, es war ein Abend, den ich nie vergessen kann, da ich nie etwas Aehnliches gehört. Wenn Thalbergs Spiel mich staunen ließ, so riß dieses mich fort. Die Meisterschaft der Technik besitzt Liszt wohl noch in höherem Maße, aber man fühlt, daß diese Vollkommenheit bei ihm nur der Weg zum Ziele, nicht die Höhe selber ist wie bei Thalberg.[1]) Wie eine glänzende Straße, auf der die Sonne sich so liebt zu spiegeln und in tausend mannigfachen Farben spielt, so war sein Spiel, dem der Genius seine Funken aus jedem Tone sendete, die gleich kleinen Sternen sich von dem Firmament zu lösen und in das Innerste hineindringen zu wollen schienen. Er spielte das Zauberhorn des ‚Oberon' von Hummel, dann drei Lieder von Schubert: das ‚Ständchen', das ‚Ave-Maria' und den ‚Erlkönig'. Dann nach Motiven aus Meyerbeers ‚Hugenotten' und ‚God save the Queen' und ‚Rule Britania'. Für mich war das ‚Ständchen' das Schönste ... Lisztz Erscheinung hat auch etwas sehr Interessantes. Er sieht aus wie eine Seele,

[1]) Der Klaviervirtuos Thalberg war Lisztz Mitbewerber um die Gunst des Publikums. 1836 hatten sich in Paris sogar zwei feindliche Parteien gebildet für oder gegen jeden der beiden. Liszt ging aus dem Streit als Sieger heraus. Er versöhnte sich mit seinem Gegner im Salon der Madame Belgiojoso.

die mit ihren Flügeln oft schon an die Pforte des Todes geschlagen, aber noch einige Zeit klingen soll, bevor sie ihr Schwanenlied singt. Ein bleicher Jüngling mit edeln Gesichtszügen und einer zarten jugendlichen Gestalt." Nach Ausgang der Berliner Konzerte im Dezember 1841 und Januar 1842 verlieh Emma Siegmund ihrer Bewunderung einen noch begeisterteren Ausdruck: „Es war nichts Irdisches, was aus dem Künstler spielte, die ganze Ewigkeit glaubte ich zu empfinden ... Das war nicht Liszt, der gespielt hat, nur die Hülle, aus der Gott spielte."

In den Konzerten, die am 6. und 13. Dezember 1841 vor oder von Liszt selbst in Leipzig gegeben, wurde das „Rheinweinlied" zum erstenmal öffentlich vorgetragen. Davon erfuhr Herwegh, der sich damals in Paris aufhielt, und schrieb den 14. Dezember 1841 an den Komponisten:

„Verehrtester Herr! Aus den Zeitungen erfahre ich, daß Sie einem meiner Gedichte die Ehre haben angedeihen lassen, die es nie erwartet und, abgesehen von seinem Gedanken, der auch nicht mir, sondern meinem Volke angehört, auch in keinerlei Weise verdient hatte. Als dem Freunde der hochherzigsten Frau unsrer Zeit[1]) hatte ich Ihnen längst im stillen meine Huldigungen dargebracht, als Künstler kenne ich Sie leider nur aus dem Rufe, der Ihnen überall vorangeht. Doppelt erwünscht ist mir nun diese Gelegenheit, ein paar Worte mit Ihnen zu wechseln, und zwar gleich Worte des Dankes, die schönsten, die man wechseln kann. Mit meinem heißen Dank verbinde ich aber auch die Bitte an Sie, mir eine Abschrift Ihrer Komposition zusenden zu lassen und mir die Erlaubnis zu erteilen, dieselbe der dritten Auflage meiner Gedichte, die im Februar erscheinen wird, als einen ganz besonderen Schmuck beizufügen. Sollten Sie im Laufe des Monats Dezember oder Januar einen Augenblick Ruhe finden, auf meine Bitte einzugehen, so wird mich eine etwaige Sendung noch hier in Paris treffen; mit dem 1. Februar reise ich von hier ab nach Zürich zurück, wo mein gewöhnlicher Aufenthalt ist und von wo aus jeder Brief an mich gelangt. Der verfemte Poet drückt dem gefeierten Komponisten die Hand. Georg Herwegh."

Der Schluß des Briefes enthielt eine Anspielung auf die Maßregeln, die in den Ländern des Deutschen Bundes getroffen worden waren, um der Verbreitung der „Gedichte eines Lebendigen" entgegenzuwirken. Die Nutzlosigkeit all dieser Verbote sowie der Beschlagnahme der verbotenen Exemplare ersehen wir aus dem Umstand, daß schon eine dritte Auflage ein halbes Jahr nach der ersten Veröffentlichung der Herweghschen Gedichte vom Stapel laufen mußte.

Lisztz Antwort auf des Dichters Brief kam erst am 19. November 1842 zustande. Sie lautete:

„Warum ich Ihnen nicht früher geschrieben habe? Das müssen Sie mir verzeihen — und ohne weitere Explikationen (welche selten etwas explizieren) be-

---

[1]) Gemeint ist hier George Sand, nicht Daniel Stern, die Gräfin d'Agoult, wie irrtümlich von Harzen-Müller in seinem Aufsatz („Die Musik", September 1904) angenommen wurde.

greifen. Ihr Brief, hochverehrter Freund — erlauben Sie mir diese poetische Lizenz, Sie, obgleich mir persönlich unbekannt, Freund zu nennen —, Ihr Brief war so lieb, so ernst schmeichelhaft für mich, daß es mir unmöglich war, Ihnen nur eine halb abschlägige Antwort in bezug auf die Publikation des ‚Rheinweinliedes' zu geben. Seit einigen Monaten hat dieses Lied verschiedenen Lumpen Stoff gegeben, darüber verschiedene Lumpereien zu schmieren![1]) Mais peu m'importe! Im Februar oder März wird es mit dem ‚Reiterlied' und noch einem andern von Ihren Gedichten bei Härtel in Leipzig erscheinen. Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen heftigen, tiefen und innigen Impuls mir diese so lebendigen Gedichte gegeben haben! Es wäre mir sogar unmöglich, Ihnen darüber ein banales Kompliment auszusprechen. Genug, daß sie die ersten, ich möchte sagen die einzigen waren, die mich zu vielleicht verunglückten Vokalkompositionen angeregt haben. Je désirais tant vous revoir à Paris que je ne me persuadais guère que vous pouviez être déjà reparti lors de mon arrivée. A Weimar, je ne vous ai manqué que de peu de jours. Maintenant je ne sais ni où ni quand nous nous rencontrerons. Mais de loin comme de près, cher grand poète, disposez de moi comme de quelqu'un qui aura toujours pour vous la plus vive admiration et le plus sincère dévouement.[2]) F. Liszt."

Liszts Schreiben, aus Haag an Herwegh in Königsberg gerichtet, bedarf einiger Erläuterungen. Nicht lange Zeit nach Herweghs Abreise in die Schweiz war der Künstler in der Tat in Paris eingetroffen, wo das „Reiterlied" und das „Rheinweinlied" am 30. Juni 1842 im Hotel des Obersten Thorn zum Besten unglücklicher deutscher Choristen, welche die Mittel entbehrten, um nach ihrer Heimat zurückzukehren, vorgetragen wurden und das Publikum so sehr hingerissen hatten, daß es jubelnden Applaus darbrachte. — Was den Dichter selbst betraf, so war er auch nach seiner Rückkehr in die Schweiz der Gegenstand mancher Huldigung in der Eidgenossenschaft geworden, und als er im Herbst darauf seine Reise durch Deutschland unternahm, um Mitarbeiter an seiner Zeitschrift „Der Deutsche Bote aus der Schweiz" anzuwerben, wurde er überall so lebhaft und einstimmig gefeiert, daß die Reise sich zu einem wahren Triumph gestaltete. Auch in Berlin fand Herwegh damals die beste Aufnahme. Ihn persönlich kennen zu lernen war für jeden eine Freude, denn seine Persönlichkeit machte den günstigsten Eindruck: scharf geschnittene edle Züge, voll jugendlicher Frische und Energie — so schilderte ihn Publicola —, und ein

[1]) Siehe das hierauf Bezügliche in dem Briefwechsel Herweghs mit seiner Braut, S. 75 (Lutz, Stuttgart 1906).

[2]) Ich wünschte Sie so sehr in Paris wiederzusehen, daß ich mir schwer einredete, daß Sie schon zur Zeit meiner Ankunft fortgereist sein könnten. In Weimar verfehlte ich Sie nur um ein paar Tage. Nun weiß ich weder wo, noch wann wir zusammentreffen werden. Aber, fern oder nahe, lieber großer Dichter, sollen Sie über mich verfügen wie über einen, der immer mit der lebhaftesten Bewunderung und der aufrichtigsten Ergebenheit zu Ihnen stehen wird.

Blick des Auges, der wie der Ton der Stimme etwas Treuherziges zeigte und für die Wahrhaftigkeit eines jeden seiner Worte zu bürgen schien. Am 13. November 1842 verlobte sich Herwegh in Berlin mit Emma Siegmund. Kurze Zeit darauf erfuhr er, daß der König von Preußen, der seinen Hof zu einem Musensitz zu gestalten träumte, seinem Leibarzt, dem von Zürich her mit Herwegh bekannten Professor Schönlein, den Auftrag gegeben habe, „ihm den Verfasser der ‚Gedichte eines Lebendigen' lebendig oder tot zu bringen". Im Berliner Schloß wurde dann der junge Dichter von Friedrich Wilhelm IV. auf die zuvorkommendste Weise empfangen. Es stand ihm frei, die Gunst des Königs zu genießen, wie Tieck, Rückert und La Motte-Fouqué. Herwegh wollte aber, wie Marquis Posa, kein Fürstendiener sein und zog sich durch seinen Stolz die Feindschaft des gekränkten Monarchen zu, dessen hohes Ministerium sofort den Debit des nicht einmal redigierten „Deutschen Boten" im voraus verbieten ließ. Die Nachricht des Verbots traf ihn, ebenso wie Liszts Schreiben, in Königsberg; Herweghs Beschwerde über die heimtückische Maßnahme, die seine Zeitschrift bedrohte, wurde bekanntlich, obgleich an den König privatim gerichtet, von einem Freund des Dichters in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" aus Indiskretion veröffentlicht, und seine Ausweisung aus Preußen erfolgte.

So geschah, daß der Dichter auch diesmal wieder nicht mit Liszt zusammentreffen konnte, als dieser nach Berlin reiste. Am 16. Februar 1843 wurde dort unter Liszts Leitung das „Reiterlied" in einem Konzert vorgetragen. Seltsam! Diese Komposition, die doch das Lob der Kritik erntete, befriedigte Herweghs hochbegabte Braut nicht; sie urteilte streng, aber ehrlich darüber: „Nimmer hat Liszt einen Funken deines Geistes dabei gehabt, es ist so flach, so lau, ja ich kann sagen, so total unreif, so philisterhaft komponiert."

Unterdessen war Herwegh in die Schweiz zurückgekehrt, und die Hochzeit fand am 8. März 1843 im Kanton Aargau statt. Im Herbst siedelte das Ehepaar nach Paris über. Auf einen Brief, welcher verloren gegangen zu sein scheint und in welchem Herwegh, von jeher ein tiefer Bewunderer der George Sand, den Komponisten um seine Empfehlung bei der großen Dichterin bitten mochte, antwortete Liszt damals freundlich:

Rolandsburg, 30. Sept. 1843.

C'est avec empressement, cher illustre poète, que je me rends à votre désir en vous remerciant beaucoup d'avoir bien voulu vous adresser à moi en cette occasion. Seulement, comme je désire faire parvenir à Madame Sand en même temps que la lettre dont vous avez la bonté de vous charger une bourse de tabac persane, permettez-moi de retarder encore cet envoi d'une huitaine et de vous faire remettre les deux par un de mes amis qui est sur le point de partir pour Paris. Ce ne sera d'ailleurs pas un retard pour vous, car probablement Madame Sand n'a pas encore quitté Nohant.[1])

Si votre séjour à Paris se prolonge jusqu'au mois de février, j'aurai

[1]) George Sands Landhaus in Berry.

le plaisir de vous y faire une visite. D'ici là, j'aurai probablement une série de compositions inspirées par vos beaux vers et qui vous revient de droit.

En attendant, veuillez bien agréer, je vous prie, l'expression de mon admiration et de mon dévouement.[1]) F. Liszt.

Das dritte Lied von Herwegh, das von Liszt in Musik gesetzt wurde, der „Gang um Mitternacht", steht nicht unter den vierstimmigen Männergesängen, die 1843 bei Schott erschienen, worunter das „Rheinweinlied" als Nr. 1, das „Reiterlied" als Nr. 3 und 4 zu finden sind. Zum erstenmal wurde es 1861 bei Kahnt in Leipzig als Nr. 10 der zwölf Lieder für Männerchöre gedruckt:

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! ... Nun träumt man wieder,
Die Luft ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich stehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz ums Haupt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiterträumen!

---

[1]) Mit dem größten Eifer werde ich Ihre Bitte erfüllen, lieber, berühmter Dichter, und danke Ihnen viel dabei, daß Sie sich in dieser Angelegenheit an mich gewandt haben. Aber da ich wünsche, Madame Sand gleichzeitig mit dem Brief, den Sie so gut sind zu überbringen, auch einen persischen Tabakbeutel zukommen zu lassen, sollen Sie mir erlauben, die Sendung noch um acht Tage aufzuschieben, damit ich beides durch einen Freund besorgen lasse, der eben im Begriff ist, nach Paris abzureisen. Das wird übrigens keine Verspätung für Sie sein, da Madame Sand wahrscheinlich noch nicht Nohant verlassen hat.

Sollte Ihr Aufenthalt in Paris sich bis Februar verlängern, so würde ich das Vergnügen haben, Sie dort zu besuchen, und hoffentlich habe ich bis dahin eine Reihe Kompositionen nach Ihren schönen Liedern vorhanden, die Ihnen von Rechts wegen zukommen.

Ich bitte Sie, vorläufig, meine Bewunderung und Ergebenheit zu genehmigen.

Gigantisch türmt sich vor mir ein Palast,
Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiterträumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger teilen drin das Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengsten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus' Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armut, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hause auf der Bank von Stein
Will segenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit teilen.
Dich wiegt in goldner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen stillen Blauen,
Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Tränen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns alle träumen!

Im Jahre 1844 komponierte Liszt die Herweghsche Elegie: „Ich möchte hingehn." Die tiefe Rührung, die er beim Wiedersehen der Gräfin Caroline Saint-Criq, in deren Nähe eine Reise durch Südfrankreich ihn führte, drückte sich in dieser Melodie aus, worüber er viel später an die Fürstin Sayn-Wittgenstein berichtete: „Mon pauvre Hingehn! vous ai-je montré une copie nuancée de ma main au crayon rouge—celle que j'avais envoyée à Haslinger pour l'impression? Au haut de la première page j'écrivis ces mots dans je ne sais plus quelle ville de Galicie, pas Lemberg: Ce lied est mon testament de jeunesse. Je ne me doutais guère alors qu'il se trouverait quelqu'un pour l'écouter de la sorte, car comment aurais-je imaginé que je rencontrerais une femme pareille?"[1]) Diese letzte Komposition wurde erst 1859 in den Gesammelten

[1]) Mein armes Hingehn! Habe ich Ihnen eine von mir eigenhändig mit rotem Bleistift nuancierte Abschrift — nämlich die an Haslinger zum Abdruck überschickte? Auf der

Liedern in sieben Heften als Nr. 8 im sechsten Heft bei Kahnt in Leipzig veröffentlicht:

Ich möchte hingehn wie das Abendrot
Und wie der Tag in seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittich blütenschwang'rer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Tau im Tal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust erklinget.

Du wirst nicht hingehn wie das Abendrot,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis' brechen.

Liszt verkehrte in Paris im Herweghschen Salon, wo der Maler Cyprian Norwid einmal ein Porträt von ihm mit der Feder zeichnete. Zu dem Gesellschaftsumgang des Dichters und seiner Frau gehörten damals in Paris außer Liszt und George Sand auch die Gräfin d'Agoult (Daniel Stern), die Herwegh bei ihrer schriftstellerischen Tätigkeit als Romanschreiberin und Literarhistorikerin oft um Rat fragte, und die französischen Dichter Ronchaud, Ponsard, Vigny, die in ihrem Kreis einheimisch waren. Herweghs vornehmes Benehmen und geistreiche Sprache wurden in allen Pariser Zirkeln hochgeschätzt und ließen ihn für einen geborenen Franzosen gelten. (Fortsetzung folgt)

---

ersten Seite oben schrieb ich, ich weiß nicht mehr, in welcher Stadt von Galizien, nicht in Lemberg, diese Worte hin: Dieses Lied ist mein Jugendtestament. Ich ahnte damals wohl nicht, daß es jemand auf solche Art anhören könnte. Wie konnte ich mir denken, daß ich je eine Frau, wie Sie, treffen würde!

Zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Laryngologie

Von

Staatsrat Prof. Dr. von Bruns

Die Laryngologen in allen Ländern der Welt rüsten sich zur Teilnahme an dem Internationalen Laryngologenkongreß, der vom 21. bis 25. April zur halbhundertjährigen Jubelfeier der Begründung der Laryngologie in ihrer Vaterstadt Wien tagen wird. Das Jubiläum der jungen Disziplin, die der leidenden Menschheit schon so unendlich segensreiche Dienste erwiesen hat, darf gewiß der allgemeinsten Anteilnahme sicher sein.

Der Geburtstag der modernen Kehlkopfheilkunde fällt zusammen mit der Erfindung und Einführung des Kehlkopfspiegels, wie der der modernen Augenheilkunde mit der Erfindung des Augenspiegels. Vordem hatte noch keines Menschen Auge in den lebenden Kehlkopf geschaut, nur in einigen schweren Krankheitsfällen hatte man sich durch Aufschneiden des Kehlkopfs von außen Einblick in das Innere verschafft. Wohl hatten die großen Anatomen und Physiologen am Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Lehre von dem anatomischen Bau des Kehlkopfs und die Physiologie der Stimme und Sprache schon ziemlich vollständig ausgebildet; auch die Kenntnis der Krankheiten des Kehlkopfs war durch eingehende Forschungen bei Leichenöffnungen recht weit gefördert. Aber die Erkenntnis dieser Krankheiten am Lebenden war noch in tiefes Dunkel gehüllt und ihre Behandlung demgemäß noch sehr im argen. Denn die wahrnehmbaren Erscheinungen und Kennzeichen, wie namentlich Heiserkeit, Stimmlosigkeit, Atemnot, waren meist zu unsicher, um nur die verschiedenen Krankheiten des Kehlkopfs zu unterscheiden, geschweige denn den Krankheitszustand genauer festzustellen.

Mußten demnach die Erkrankungen des Kehlkopfs dem Praktiker die größten Schwierigkeiten darbieten, so lag gewiß der Gedanke nahe, das Innere des Kehlkopfs durch einen Lichtträger dem Auge sichtbar zu machen. In der Tat sind seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, seitdem der Frankfurter Arzt Bozzini einen unhandlichen „Lichtleiter" erfand, solche Versuche von einer Reihe englischer und französischer Aerzte angestellt worden, aber alle ohne praktischen Erfolg.

Und doch war der Kehlkopfspiegel schon mehrere Jahre erfunden, ehe die ärztliche Welt sich seiner bemächtigte. Ja, seine Erfindung ist mit einem eignen Zauber umgeben: einem Laien war sie vorbehalten, der sie für die edle Kunst des Gesanges zu verwerten trachtete, dem spanischen Sänger und berühmten Gesangmeister Manuel Garcia. Aus einer Familie stammend, die zu den gefeiertsten in der Gesangskunst zählt — seine Schwestern Malibran und Viardot sind noch heute unvergessen —, war Garcia zuerst in Paris, seit 1850 in London der gesuchteste Gesanglehrer, dem aus aller Welt Schüler zu-

strömten, darunter die berühmtesten Sterne am Gesangshimmel, wie Jenny Lind und Julius Stockhausen. Der anerkannte Schöpfer der neueren Gesangskunst hatte sich lange Jahre in streng wissenschaftlicher Weise mit den ungelösten Problemen seiner Kunst beschäftigt und sich bestrebt, die Gesanglehre auf physiologische Grundlagen zu stellen. Bei seinen Versuchen über die Erzeugung der Register und Klangfarben der Singstimme empfand er immer lebhafter das Bedürfnis, die Stimmritze während des Singens zu sehen. Lange hielt er diesen Wunsch für unerfüllbar, bis er selbst wie durch eine Eingebung auf die glückliche Idee kam: einen langgestielten kleinen zahnärztlichen Spiegel hielt er bei geöffnetem Munde an das Zäpfchen und beleuchtete diesen Spiegel mit Sonnenstrahlen mittels eines Handspiegels. „Zu meiner großen Freude sah ich sofort die Stimmritze vor mir, weit geöffnet und so deutlich, daß ein Teil der Luftröhre sichtbar war."

Voll Begeisterung gab er sich nun der Spiegeluntersuchung an sich und andern hin und beobachtete mit staunenswerter Genauigkeit die Bewegungen der Stimmbänder beim Atmen und Tonangeben. Zum erstenmal stellte er im Spiegelbilde die wichtigsten Tatsachen bei der Stimmbildung fest, daß die Töne allein von den Stimmbändern erzeugt werden, während die oberhalb gelegenen Teile nur auf die Erzeugung der Klangfarben von Einfluß sind, und daß auch die einzelnen Register nur durch verschiedene Spannungen und Schwingungen der Stimmbänder entstehen, nicht, wie wohl noch heute manche meinen, in der Brust und im Rachen („Brust-" und „Kopfstimme"). Schon nach wenigen Monaten (am 22. März 1855) konnte Garcia die Ergebnisse dieser Studien in seinem grundlegenden Bericht „Physiological Observations of the Human Voice" der englischen Akademie der Wissenschaften vorlegen.

Der 22. März 1855 ist also der Geburtstag der Spiegeluntersuchung des Kehlkopfs, der Laryngoskopie. Garcia hat sie erfunden, nicht durch Zufall, sondern in langjähriger zielbewußter Arbeit und sie durch methodische physiologische Untersuchungen begründet, deren Ergebnisse volle Bestätigung gefunden haben. Und er, der Nichtarzt, hat auch die Bedeutung der Spiegeluntersuchung für Heilzwecke vorausgeschaut und mehrere Aerzte dringend aufgefordert, das Verfahren bei Kranken anzuwenden.

Und doch wurde Garcias große Erfindung erst nach mehreren Jahren von ärztlicher Seite aufgenommen und in die praktische Medizin eingeführt. Der Ort der Handlung ist jetzt Wien, wo der Primararzt Türck im Sommer 1857 zuerst an Kranken Spiegeluntersuchungen des Kehlkopfs mit Sonnenlicht vornahm, die er im folgenden Winter wegen der mangelhaften Beleuchtung unterbrechen mußte. Mit den von Türck entliehenen Spiegeln stellte nun der Physiologe Czermak Untersuchungen an sich und andern an und benutzte hierbei die künstliche Beleuchtung — ein großer Fortschritt, der die Spiegeluntersuchung vom Sonnenlicht unabhängig und hierdurch erst für die allgemeine Verwendung nutzbar machte. Mit scharfem Blick erfaßte Czermak sofort die weittragende Bedeutung des Garciaschen Spiegels für die praktische Medizin. Schon im

März 1858 veröffentlichte er seine erste Abhandlung „Ueber den Kehlkopfspiegel" und demonstrierte darauf das Verfahren in der Wiener Gesellschaft der Aerzte, indem er die Laryngoskopie zur allgemeinsten Benutzung empfahl. Wohl machte Türck sofort Prioritätsansprüche geltend, und jedenfalls war er der erste, der die Laryngoskopie zu ärztlichen Zwecken mit Erfolg ausgeführt hat; aber erst einige Monate später trat Türck mit einem Bericht über seine Versuche mit dem Kehlkopfspiegel und die Methode seiner Untersuchung an die Oeffentlichkeit.

Das Jahr 1858 ist somit das Geburtsjahr der durch die Einführung der Laryngoskopie begründeten Laryngologie. Ihr Ausbau wurde erstaunlich rasch gefördert durch zahlreiche literarische Arbeiten von Czermak und Türck; namentlich der letztere hat sich bis zu seinem Hinscheiden im Jahre 1866 durch mehr als fünfzig Abhandlungen und ein klassisches Werk unvergängliche Verdienste um die klinische Laryngologie erworben. Dazu machte der temperamentvolle und enthusiastische Czermak für seine Sache die wirksamste Propaganda durch ausgedehnte Reisen in die wissenschaftlichen Zentren Europas. Allenthalben wußte er in unermüdlicher Hingabe durch persönliche Unterweisungen und Demonstrationen Anhänger und Schüler zu gewinnen.

Kein Wunder, daß die Kunde von der neuen Spiegeluntersuchung und ihre Einführung in die Praxis sich rasch verbreitete. Mit einem Male war ja das Dunkel, in das seit Jahrtausenden das Innere des lebenden Kehlkopfs gehüllt war, gelichtet und dem Auge eine ungeahnte Fülle neuer überraschender Bilder enthüllt, welche die Kehlkopfheilkunde von Grund aus umgestalten mußte. Denn der Kehlkopfspiegel hat das Innere des Kehlkopfs nicht bloß dem Auge, sondern auch der Hand des Chirurgen direkt zugänglich gemacht. Schon im Jahre 1861 feierte die Laryngologie einen großen Triumph, als es Viktor von Bruns zum erstenmal gelang, unter Leitung des Kehlkopfspiegels auf dem natürlichen Wege einen Kehlkopfpolypen zu operieren, während hierzu bisher eine blutige Eröffnung der Luftwege hatte vorausgeschickt werden müssen. Diese Tat begründete ein neues Gebiet der operativen Chirurgie, die laryngoskopische Chirurgie, die in der Folge berufen war, Tausenden die verlorene Stimme und Gesundheit wiederzugeben.

Bald sehen wir in allen Ländern, besonders in Deutschland, eine große Zahl ausgezeichneter Kräfte um den weiteren wissenschaftlichen und praktischen Ausbau der Laryngologie bemüht. Und innerhalb eines Zeitraums von kaum zwei Jahrzehnten hatte die neue Disziplin eine so rasche und glänzende Entwicklung genommen, wie sie in der Geschichte der Medizin schwerlich ihresgleichen hat. Die Krankheiten des Kehlkopfs gehörten bald zu denjenigen, die am besten erforscht und am sichersten zu diagnostizieren waren, und gerade die praktisch wichtigsten Gebiete erfuhren die meiste Förderung: die Lehre von den akuten und chronischen katarrhalischen Entzündungen, den Geschwürsprozessen, Verengerungen, Nervenstörungen und Geschwülsten des Kehlkopfs.

Als das dankbarste Gebiet erwiesen sich die Kehlkopfgeschwülste, namentlich die sogenannten Kehlkopfpolypen, deren erfolgreiche Operation in seltenem Grade das allgemeine Interesse erregte. Machen sich doch die Erscheinungen dieser

Geschwülste oft in besonders offenkundiger, hier und da auch gefahrdrohender Weise geltend, wenn durch die Störung der Stimme Beruf und Lebensgenuß beeinträchtigt oder durch zunehmende Verengerung der Luftwege Atemnot bewirkt wird. Um so augenfälliger ist auch der Erfolg einer glücklichen Operation, und es gibt wohl wenige Operationen, die für den Kranken so überraschend und imponierend sind als die gelungene Entfernung einer Kehlkopfgeschwulst, welche plötzlich die verlorene Stimme wiedergibt und das beengte Atmen wieder frei macht. Freilich, diese Operationen machten recht große Ansprüche an die Sicherheit und Geschicklichkeit der Hand des Operateurs, noch größere oft an seine Geduld, zumal bei Kranken mit besonderer Reizbarkeit der Rachenorgane. Dann mußte zuweilen eine wochenlange Einübung des Kranken vorausgehen, bis er die Einführung des Spiegels und des zur Abtragung des Polypen geeigneten Instruments ertragen konnte.

Auch diese Schwierigkeiten wurden mit einem Schlage beseitigt, als im Jahre 1884 das Kokain eingeführt wurde. Durch einfache Bepinselung der Schleimhaut des Rachens und Kehlkopfs mit Kokainlösung lassen sich die so empfindlichen Organe in wenigen Minuten gegen Berührung und Schmerz vollkommen unempfindlich machen und ihre leidige Reflexerregbarkeit ausschalten. Mit größter Ruhe, Sicherheit und Exaktheit kann man nun das Instrument in die Kehlkopfhöhle und bis in die Luftröhre einführen und die Operation vornehmen, ohne daß der Kranke von dem Eingriff etwas empfindet und auf denselben reagiert. Welchen Umschwung die Entdeckung der Kokainanästhesie bewirkt hat, kann wohl derjenige bewerten, der vor ihrer Einführung schon mehr als hundert solche Operationen auszuführen hatte.

An dem Beispiel der Kehlkopfgeschwülste können wir uns auch am besten ein Bild von der rapiden Entwicklung der Laryngologie überhaupt machen. Vor der Einführung des Kehlkopfspiegels waren in der ganzen medizinischen Literatur weniger als hundert Fälle von Kehlkopfgeschwülsten bekannt, die fast alle einen tödlichen Ausgang genommen hatten, — im Jahre 1888 konnte der bekannte Kehlkopfspezialist in London, unser Landsmann Sir Felix Semon, 12297 Fälle aus der Literatur und durch Umfrage sammeln, von denen 88 Prozent gutartiger, 12 Prozent bösartiger (krebsiger) Natur waren. Diese erstaunlich große Zahl mag sich heute schon verdoppelt haben, da jeder beschäftigte Spezialist über Hunderte solcher Fälle verfügt.

Auch den unglücklichen, mit Kehlkopfkrebs behafteten Kranken warf der Kehlkopfspiegel einen Hoffnungsstrahl in ihr bisher trostloses Geschick. Nicht als ob der Kehlkopfspiegel dazu dienen soll, um unter seiner Leitung Versuche der Entfernung der Neubildung zu machen, da sie auf diesem Wege mit Sicherheit niemals radikal gelingt. Vielmehr gestattet allein der Kehlkopfspiegel das Leiden möglichst frühzeitig zu erkennen und rechtzeitig dem chirurgischen Eingriff zuzuführen: Dann genügt die Spaltung des Kehlkopfs von außen, um die Neubildung direkt anzugreifen und von Grund aus zu entfernen. Dieser Eingriff ist verhältnismäßig geringfügig und selbst für das höhere Alter der meisten Kranken wenig

lebensgefährlich; die Stimme bleibt oft mehr oder weniger erhalten und stellt sich zuweilen erstaunlich gut wieder her. So konnte ein an Stimmbandkrebs operierter akademischer Lehrer seine Lehrtätigkeit noch vierzehn Jahre lang fortsetzen, ein zweiter setzt sie seit drei Jahren mit wenig veränderter Stimme fort. Solche erfreulichen Erfolge, die man früher für unmöglich gehalten hätte, verdanken wir einzig und allein der Frühdiagnose und Frühoperation. Ist dagegen das Leiden bereits weiter vorgeschritten, so kann nur die teilweise oder vollständige Exstirpation des Kehlkopfs in Betracht kommen, eine verstümmelnde Operation, die doch viel weniger Aussicht auf dauernde Heilung gewährt.

Es mag an diesen wenigen Strichen genügen, um die unschätzbare Bedeutung der modernen Laryngologie zu zeichnen.

Im März 1905 feierte die Laryngologie ein Fest allerseltenster Art: den halbhundertjährigen Geburtstag der Laryngoskopie zugleich mit dem hundertsten Geburtstage ihres Erfinders, des genialen Meisters Manuel Garcia, dem ein wunderseltenes Geschick es vergönnte, dieses Fest in voller geistiger und körperlicher Frische zu begehen. In Gegenwart der Vertreter mehrerer Akademien und Universitäten, der laryngologischen Gesellschaften der ganzen Welt sowie der Londoner Musikinstitute wurde das Fest in der erhebendsten und glänzendsten Weise gefeiert.

Im April dieses Jahres versammelt sich der Internationale Laryngologenkongreß in Wien, um das fünfzigjährige Jubiläum der klinischen Laryngologie in ihrer Vaterstadt zu feiern und das Andenken ihrer Begründer, Czermak und Türk, in Dankbarkeit zu ehren. Schon längst hat sich Czermaks prophetisches Wort erfüllt: der Kehlkopfspiegel ist dem ärztlichen Praktiker ein unentbehrliches, täglich gebrauchtes Instrument geworden. Die Laryngologen der ganzen Welt fühlen sich eins in dem stolzen Bewußtsein, daß ihre junge Wissenschaft zu den am besten erforschten und praktisch wichtigsten Gebieten der Medizin gezählt wird.

Einige Worte über Mendelssohns Lieder ohne Worte

Von

Carl Reinecke

Wohl selten hat ein Klavierwerk eine so rasche und allseitige Verbreitung gefunden wie das erste Heft der „Lieder ohne Worte" von Felix Mendelssohn-Bartholdy, für welches der Meister — nebenbei gesagt — ein Honorar von sechs Friedrichsdor erhielt! Diesem ersten Hefte folgten noch fünf Hefte bei Lebzeiten Mendelssohns, nach seinem Tode aber stellte man aus seinen hinterlassenen Manuskripten noch ein siebentes Heft zusammen, sicherlich nicht im Sinne des Verstorbenen, der eine starke Selbstkritik übte und recht wohl wußte,

weshalb er ein Werk in seinem Schreibtische verborgen hielt. Noch immer bilden die Lieder ohne Worte einen Schatz der Hausmusik, aber von einer Begeisterung, mit der man sie dereinst im Palast wie in der Hütte spielte, ist jetzt nicht mehr die Rede. Mit Behagen schreibt Robert Schumann am 1. April 1844 aus Petersburg: „Kaiser und Kaiserin sind sehr freundlich mit Clara gewesen; sie spielte dort gestern vor acht Tagen im engen Familienkreise zwei ganze Stunden lang. Das ‚Frühlingslied' von Mendelssohn ist überall das Lieblingsstück des Publikums geworden. Clara mußte es in allen Concerten mehrmal wiederholen, bei der Kaiserin sogar dreimal." Wie anders ist's jetzt! Seitdem Anton Rubinstein die Augen geschlossen, findet man auf den Programmen unsrer heutigen Klavierheroen gar selten ein Mendelssohnsches Lied ohne Worte, während jener sie mit Vorliebe kultivierte und die Hörer durch deren unnachahmlich schönen Vortrag für sie zu begeistern verstand. Hat man sie einst überschätzt und sind sie heute schon veraltet? Ich möchte beides verneinen. Es ist Tatsache, daß niemals ein Werk Mendelssohns durch Reklame in die Welt eingeführt worden ist; so auch haben die ersten Lieder ohne Worte einzig und allein durch ihre reine Schönheit die damalige musikalische Welt bezaubert, nachdem möglicherweise der originelle Titel, der den Nagel so ganz auf den Kopf trifft, zunächst die Neugier rege gemacht hatte. Aber nicht allein der Titel war neu, sondern auch der Gedanke, lyrische Klavierstücke in der einfachsten der musikalischen Formen ohne jede Beschränkung des Stimmungsgehaltes zu schaffen, wie solches doch bei andern lyrischen Stücken wie Notturnos, Reveries u. s. w. der Fall ist; auch bei den langsamen, lyrisch gehaltenen Mittelsätzen von Sonaten (wie wir deren gar manche, namentlich in den Schubertschen Sonaten finden) ist dennoch die Liedform mehr oder weniger verlassen worden, weil eben jeder einsichtige Meister die richtige Empfindung hat, daß ein einfaches Lied ohne Worte inmitten der Ecksätze einer Sonate stilwidrig sein würde. Einzig und allein den ersten Satz von Beethovens Sonata quasi una fantasia in Cis-Moll könnte man als ein Lied ohne Worte, und zwar als das erste dieser Gattung bezeichnen, und selbst dieses hat etwas mehr den Charakter instrumentaler als gesungener Melodie. Wie die musikalische Welt es stets geliebt hat, populären musikalischen Schöpfungen Beinamen zu geben, an die der Komponist nicht gedacht hat, demgemäß man von einer Glockensymphonie von Haydn, von einem Jagdkonzert und einem Jagdquartett von Mozart, von einer „Pastoralsonate", einer „Mondscheinsonate" und von einer „Sonata appassionata" von Beethoven, einem Minutenwalzer von Chopin spricht, so gab man auch manchen der vormals wahrhaft populären Lieder ohne Worte besondere Namen, wie „Frühlingslied", „Spinnlied", „Jagdlied" u. s. w., während Mendelssohn selbst in den sechsunddreißig Nummern nur die beiden Ueberschriften „Venetianisches Gondellied" und „Volkslied" angewandt, im übrigen hat der Meister den Spieler oder den Hörer in keine Gefühlsstimmung hineinzuzwängen gesucht, sondern ihm überlassen, ganz unbeeinflußt zu empfinden. Und gerade deshalb mögen diese seine schlichten Schöpfungen in der Gegenwart nicht so viel Entgegenkommen finden, als wünschenswert und gerecht

wäre, weil inzwischen die sogenannte Programmusik so breiten Raum eingenommen hat und die absolute Musik, d. h. die Musik, wie sie ihrer Natur nach sein soll, mehr und mehr eingedämmt ist. Auch die kristallene Klarheit der Melodien und Harmonien erscheint gar vielen, denen die stark gewürzten zum Bedürfnis geworden sind, nicht „interessant" genug. — Eine Ausgabe der Lieder ohne Worte, in welcher denselben Gedichte untergelegt sind, die den poetischen Gehalt der Lieder wiedergeben sollen, darf nicht unerwähnt bleiben. Wahrlich ein seltsames Kuriosum, denn somit sind es Lieder ohne Worte mit Worten!

Am 5. Dezember 1845 hörte ich von Mendelssohn im Gewandhause im Konzert zum Besten des Orchester-Witwenfonds sein G-Moll-Konzert und zwei seiner Lieder ohne Worte, es waren Nr. 1 aus dem sechsten Heft und das „Frühlingslied". Ich habe niemals vergessen, wie geistvoll er in längerer Improvisation die beiden Lieder verband und welch wohltuenden Eindruck mir sein warm empfundenes, aber kerngesundes Spiel machte; da war von keinem übertriebenen Herausheben der Melodie, von keinem tonlosen Verschiebungspianissimo, von keinem koketten ritardando die Rede! Alles war gesund, natürlich und doch durchgeistigt. — Schließlich will ich noch ein drolliges Vorkommnis erzählen. In einem Gewandhauskonzert spielte Clara Schumann in Mendelssohns Gegenwart unter andern Sachen das sogenannte Spinnlied (Nr. 4 aus dem sechsten Heft), aber als sie bis zum neunundsiebzigsten Takt angelangt war, verfiel sie wieder auf die gleichlautende frühere Stelle und sah sich nun gezwungen, einen beträchtlichen Teil des Liedes zu wiederholen; Mendelssohn, der auf dem Podium saß, schmunzelte schon ganz listig, als aber Frau Schumann zum zweitenmal die Koda nicht finden konnte und sich nun abermals im Kreise herumdrehte, da lachte er wie ein Kobold in sich hinein. Als endlich das richtige Ende gefunden war, führte Mendelssohn die Künstlerin vom Flügel und dankte ihr schelmisch, daß sie ihm sein Lied dreimal vorgespielt habe, während ihr vor Aerger die Tränen in die Augen getreten waren.

Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens

Mitgeteilt von

Hermann Oncken

XXXIII.

Die politischen Folgen der Sezession sind bekannt. In welchem Maße selbst der erste Fahnenträger der neuen liberalen Gruppe, Lasker, schon bald die Kehrseite der Spaltung und die Notwendigkeit einer Wiederannäherung erkannte, geht aus dem folgenden Briefwechsel von 1881 hervor. Jetzt traf freilich der alte Freund, der auf Bennigsens politische Entschließungen so häufig Einfluß geübt hatte, eine veränderte Stimmung an.

Lasker an Bennigsen.

Berlin, 3. September 1881.

Mir scheint durch die jetzt offen hervorgetretene Regierungspolitik und die vermutliche hierdurch bedingte Stellung des Zentrums für die Gesamtheit der Liberalen eine klare Lage geschaffen, auch für die bevorstehenden Wahlen. Ich würde deshalb sehr gern mit Ihnen sprechen, ob irgendeine Verhaltungsweise oder Aeußerung im gemeinsamen Interesse sich erzielen lassen; mindestens möchte ich Ihre Ansichten und wenn möglich Ihre Absichten in bezug auf die Wahlen und die parlamentarische Zukunft erfahren, wie ich meinerseits zu rückhaltloser Mitteilung bereit bin. Sollten Sie eine solche Verständigung oder den Austausch von Meinungen und Berichten gleichfalls für nützlich halten, so bitte ich um eine Nachricht, auf welche Weise eine persönliche Besprechung sich bewirken ließe. Ich wäre bereit, nach Hannover zu kommen.

Bennigsen an Lasker.

Hannover, 5. September 1881.

Nächsten Dienstag den 13. beabsichtige ich nach Berlin zu kommen und am Mittwoch dort zu bleiben, um mit dem nationalliberalen Komitee Rücksprache zu nehmen. Es wird sich alsdann jedenfalls eine Gelegenheit finden, mit Ihnen zusammenzutreffen. Ihre Ansicht, daß für die Wahlen gemeinsame Erklärungen der verschiedenen liberalen Fraktionen zweckmäßig — oder auch nur möglich — seien, verstehe ich freilich nicht recht, nachdem die Fortschrittspartei seit mehr als einem halben Jahre ihre wesentliche Aufgabe darin findet, die Nationalliberalen und hauptsächlich diese auf das heftigste zu bekämpfen, und die Sezession doch gerade mit Rücksicht auf die kommenden Wahlen für notwendig erachtet worden ist.[1])

von Benda an Bennigsen.

Rudow, 5. September 1881.

Ich war heute früh eine Stunde lang bei Lasker, der mir von seinen Gesprächen mit Ihnen, von seiner Tätigkeit seitdem, von der freundschaftlichen Haltung der Sezessionisten, von der Bereitschaft der Fortschrittsleute zu maßvollem Einlenken den Nationalliberalen gegenüber, von der Notwendigkeit geschlossenen Zusammengehens, von der Unmöglichkeit, noch eine konservativ-liberale Kombination in Rechnung zu ziehen, von der absoluten Notwendigkeit, mit dieser Idee zu brechen, viel erzählte. Er gestand zu, daß der Fortschritt bis zur Stunde

---

[1]) Bennigsen berichtete über diesen Briefwechsel in einem Schreiben an Benda: „Lasker schrieb mir vor einigen Tagen wegen brieflicher oder mündlicher Verhandlung über gemeinsame Erklärungen der verschiedenen liberalen Gruppen zu den Wahlen u. s. w. Ich habe ihm kurz geantwortet, ich würde am Mittwoch in Berlin Gelegenheit nehmen, ihn zu sprechen; habe ihm aber im übrigen keine Hoffnungen eröffnet, ausdrücklich mit Rücksicht auf die konsequent feindselige Haltung der Fortschrittspartei gegen uns und auf den Umstand, daß ja die Sezession gerade im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen erfolgt sei."

das Zusammengehen überaus schwer macht, daß ihm die vollzogene Wahlverbindung mit E. Richter u. s. w. ohne unsre Handreichung unheimlich sei, und berief sich darauf, daß Sezessionisten nur in zwei oder drei Wahlkreisen, und nur aus Initiative der Wahlkreise selbst, mit Nationalliberalen konkurrieren, während er und Rickert überall abgewiegelt, in andern Fällen unsre Kandidaten positiv und lebhaft unterstützt hätten. Was ihm aber besonders am Herzen zu liegen scheint, ist die gemeinsame Erklärung der drei liberalen Gruppen, sich bei den Vorbereitungen, wie insbesondere bei den Stichwahlen unterstützen zu wollen. Ich bemerkte ihm, daß gegen eine gemeinsame derartige Erklärung, wie er sie ursprünglich empfahl, voraussichtlich Sie und unsre Freunde sich entschieden erklären würden. Er fragte dann, ob nicht möglicherweise eine identische Formel gefunden werden könne, welche im Falle der Stichwahlen das Uebergehen zu dem liberalen Kandidaten in objektivster Weise empfiehlt — eine Formel, die dann in den demnächstigen Wahlaufrufen der einzelnen Parteien im wesentlichen gleichlautend wiederkehre. Ich erwiderte ihm, daß diese Form jedenfalls leichter sei, ich wüßte aber nicht, wie Sie darüber denken, namentlich über den unbedingten, von der Persönlichkeit ganz absehenden Rat. Auf die Frage, wie sich die Sezessionisten verhalten würden, wo Fortschritt und Nationalliberale sich gegenüberstehen, lehnte er die unbedingte Antwort ab; dies werde eben von den Lokalverhältnissen und den Personen der Kandidaten abhängen. Schließlich gab ich ihm den Rat, sich mit dem Vorschlage direkt an Sie zu wenden, und ich teile Ihnen das Vorstehende mit, damit Sie informiert sind über das, was ich mit ihm gesprochen habe.

Lasker an Bennigsen.

Berlin, 14. September 1881.

Auch Rickert kommt am Mittwoch oder schon am Dienstag, er schrieb mir ganz selbständig, daß er dringend Sie zu sprechen wünschte. Es wäre gut, wenn wir beide uns sehen könnten, ehe Sie mit den engeren Freunden definitive Anordnungen treffen. Ich stehe zu Gebote, teilen Sie mir mit, wann Sie frei sind. Unsre politischen Ansichten über die gegenwärtige Lage werden wir mündlich austauschen, wie ich hoffe, mit der Offenheit, deren wir uns stets gegeneinander befleißigt haben. Nur auf die letzte Bemerkung in Ihrem Briefe möchte ich jetzt schon die Antwort schriftlich fixieren. Soweit ich mit den Absichten der Sezession mich identifizieren konnte, war sie auf keine exklusive Stellung der beteiligten Personen oder einer Parteirichtung berechnet, und war sie namentlich keinerlei Absage an Sie. Bei der Verschiedenheit der Auffassungen der nächsten Zukunft gab es keinen Boden für ein auch nur taktisches Zusammenwirken. Die Trennung war durch die zeitigen Verhältnisse und die abweichende Beurteilung derselben geboten, sollte eine Ankündigung der veränderten Lage und eine Warnung gegen Täuschungen sein. Einigen Erfolg hat, wie ich glaube, jene Ankündigung und Warnung im Volke und bei den Freunden selbst gehabt und zum besseren Eintritt in die Wahlen vorbereitet. In unsrer letzten Besprechung vor

meinem Austritt[1]) ließen wir beide die mögliche Einigung der Liberalen offen und wir erkannten als wesentlichen Grund an: die verschiedenen Ansichten über die nächsten Schritte Bismarcks. Ich glaube nun, daß die Wege Bismarcks jetzt klar liegen, und ebenso weitab von den Ihrigen als von den meinigen. Ich würde es für ein wahres Glück für die liberale Sache halten, wenn Sie dieselbe Ansicht nunmehr gewonnen hätten und in dieser großen Krisis eine entschiedene Stellung nähmen. Ich habe, wie ich mit voller Offenheit sage, ebenso die liberale Sache wie Ihre zukünftige Stellung innerhalb derselben im Auge. Ob eine äußere Einigung in irgendeinem vorbereitenden Schritte oder welche andre Form die angemessenere erscheinen möchte, um Ihren Standpunkt in der gegenwärtigen Krisis klarzustellen, das halte ich für eine sekundäre, der Erwägung unterliegende Frage. Nur wünsche ich, im Gefühle der hohen Achtung, die ich während unsers engeren politischen Verkehrs immer mehr befestigt habe, und der Freundschaft, daß die jetzige Krisis Sie nicht noch weiter von denen entferne, die wie ich Ihre Person und Bedeutung nach ihrem vollen Inhalt für die liberale Sache verwertet sehen möchten, die wie ich in naher Zukunft schon für die liberale Partei eine gemeinsame Fahne und Leitung aufgerichtet sehen möchten. Man beruft sich viel auf Sie in falschen Quartieren, und diesen Mißbrauch Ihres Namens wünsche ich beendet, da sehr schädliche Irrungen sich hieran knüpfen.

Bennigsen an Benda.[2])

Hannover, 5. November 1881.

Der Ausgang der Wahlen könnte eine heilsame Lehre für den Fortschritt und die Sezessionisten sein.[3]) Herrn Richter halte ich freilich für unverbesserlich, und mit Freund Lasker scheint es nach Ihren Mitteilungen auch nicht anders zu sein. Das platte Land, der Westen und die neuen Provinzen Hannover und Hessen wollen einmal von radikaler Politik so wenig wissen wie von radikalem Freihandel. Der Traum einer liberalen absoluten Mehrheit — die dann in sich auch ganz uneinig gewesen sein würde — ist wohl bis auf weiteres verflogen, auch bei den Phantasten und Sanguinikern à la Lasker. Uns kann auf die Dauer nichts helfen, als daß die Radikalen auf der Linken und die eigentlichen Reaktionäre auf der rechten Seite auf ein Minimum reduziert werden und der Rest (ohne Zentrum) sieht, wie er sich miteinander einrichtet. Das braucht noch lange keine sogenannte Mittelpartei zu geben, die ja auch früher, d. h. von 1867 bis 1877, nicht bestanden hat.

---

[1]) Lasker war bereits am 14. März 1880, ein halbes Jahr vor der Sezession, aus der nationalliberalen Partei ausgeschieden.

[2]) Der Brief ist mir von Frau Marie von Benda freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

[3]) Das Resultat der Reichstagswahlen war: 59 Fortschrittler, 47 Sezessionisten, 43 Nationalliberale. Die Zersplitterung der Liberalen war durch die Sezession noch verschärft worden: statt der großen liberalen Partei war man jetzt bei drei, an Stärke einander ziemlich gleichen Fraktionen angelangt.

Lasker an Bennigsen.

Berlin, 8. November 1881.

Unter den veränderten Verhältnissen, welche die Wahlen schon jetzt geschaffen haben, wende ich mich nochmals an Sie, mit demselben Ziel vor Augen, daß die politische Manifestation einer großen liberalen Partei oder mindestens eines gemeinsamen, alle Fraktionen umfassenden Bandes vorbereitet und nicht durch Gegensätze verhindert werde, welche einer bereits geschichtlich gewordenen Vergangenheit angehören. Die Aufgabe ist jetzt etwas schwerer als in der nunmehr überholten Situation unsrer jüngsten Besprechung, aber zu erreichen ist es immer noch. Die Wahlen haben bekundet, daß man in den liberalen Kreisen weit überwiegend eine zugleich entschiedene und in sich maßvolle Politik will; Abwehr der Reaktion, Reinhaltung des liberalen Gedankens, keine ausschließende Tendenz. Wenn irgendein Wort, so war die Mahnung an die Einheit der liberalen Partei und zur entschiedenen Stellungnahme des Beifalls unter den liberalen Hörern sicher. Das Ergebnis der Wahlen zeigt sogar viel schärfer, als ich gehofft, daß bei einigem und zielbewußtem Wirken eine absolute Mehrheit der Liberalen für den Reichstag auch unter ungünstigen Verhältnissen sich gewinnen läßt. Nach meiner Berechnung werden alle Gruppen der Liberalen zwischen 150 und 160 sich bewegen, und die Annahme ist nicht übertrieben, daß bei tüchtiger Organisation, planmäßiger Agitation und friedlichem Zusammenwirken, selbst einzelne örtliche Streitfälle vorbehalten, schon jetzt 15 bis 20 liberale Stimmen mehr sich hätten gewinnen lassen; und dies läßt schließen, daß, wenn bis zur nächsten Wahl die Einigung gelingt und nicht arge Fehler gemacht werden, alsdann die Mehrheit sich erreichen ließe. Ich möchte nun nicht die Hoffnung aufgeben, daß auch Sie die Hand bieten zu einer Verständigung, in welcher alle liberalen Schattierungen Platz finden können. Je größer der Rahmen, um so eingeschränkter muß der Inhalt der Einigung zunächst sein; aber die Politik Bismarcks wird schon nachhelfen, sobald er seine Berechnung, Sie von uns getrennt zu halten, aufgeben muß. Die Erinnerungen an die früheren Gegensätze zwischen uns und einem andern Teil der Liberalen und die Streiterfahrungen aus der Wahlzeit müssen wir vergessen; sammeln wir uns vorläufig unter einem Notdach, gewöhnen wir uns aneinander, damit wir auch dann zusammenwirken können, sobald die Liberalen zur leitenden Stellung berufen werden. Praktisch denke ich fürs erste nur an einen leitenden Ausschuß, von welchem solche Angelegenheiten, welche einer gemeinsamen Behandlung fähig sind, vertraulich vorberaten werden; wie beispielsweise Wahl des Bureaus (obschon ich persönlich auf die Endentscheidung kein großes Gewicht lege), die Behandlung der Wahlangelegenheiten, die Geschäftsbehandlung wichtiger Regierungsvorlagen und Anträge. Grundsätzlich würde ich die Kenntnisgabe beabsichtigter Anträge zur Pflicht machen. Eine materielle Uebereinstimmung in jedem einzelnen Falle wird nicht zu gewinnen und soll auch nicht Bedingung sein, noch weniger denke ich an eine sofortige Auflösung der Fraktionsverbände. Die Hauptsache für mich ist, daß die Re-

gierung und die Gegenparteien die Ueberzeugung gewinnen, daß sie einem in vielen Hinsichten aktionsfähigen Ganzen und nicht bloß Bruchstücken einer liberalen Partei gegenüberstehen.

Der Anfang der Session kann leicht auf lange Zeit über die Beziehungen zwischen den liberalen Fraktionen entscheiden, und es pflegt in den ersten Tagen einer Session, und gar besonders einer neuen Legislaturperiode, sehr drangvoll und eilig herzugehen. Ich möchte die Gestaltungen innerhalb der liberalen Partei nicht dem Zufall anheimgeben, deshalb schreibe ich Ihnen mit der Bitte um eine Andeutung, ob ich mich nicht fruchtlos bemühe, wenn ich Sie in eine Kombination der vorgetragenen Art einschließe. Ich würde jede Ihrer Andeutungen so lange vertraulich behandeln, bis eine Mitteilung notwendig wird und Sie dieselbe gestatten. Ich schreibe nur für mich, doch glaube ich im Geiste der von mir vertretenen politischen Richtung zu handeln, und die jetzt nächsten (?) Genossen werden gewiß zustimmen; von Stauffenberg weiß ich es.

Bennigsen an Lasker.

Hannover, 11. November 1881.

Politische Engagements für mich oder gar für meine Parteigenossen andern Parteien gegenüber kann ich vor dem Zusammentreten des Reichstags doch unmöglich eingehen. Soviel kann ich aber wohl sagen, daß das Verhalten der Fortschrittspartei bei den Stichwahlen uns und der Zentrumsfraktion gegenüber nur wenig Vertrauen dazu einflößt, daß diese Partei oder wenigstens ihre jetzige Leitung eine über das allergewöhnlichste Fraktionsinteresse hinausreichende unbefangene Einsicht in die unerhörte Schwierigkeit einer Situation zu gewinnen vermag, in welcher 140 Mitglieder des Zentrums nebst welfischem, polnischem und französischem Anhang das eigentliche Schwergewicht bilden.

Wegen des hiesigen Provinziallandtages bin ich außerstande, vor Donnerstag abends 8 Uhr nach Berlin zu kommen.

Lasker an Bennigsen.

Berlin, 14. November 1881.

Lieber Freund!

Uns allen, die wir die ungeheure Schwierigkeit der Situation überschauen, muß daran liegen, daß die Liberalen keinerlei Fehler machen. Auch in der Fortschrittspartei, glaube ich, ist Verständnis dafür vorhanden; bei Hänel und Virchow habe ich lebhaften Anklang gefunden. Mit Richter muß direkt unterhandelt werden. Energie und Erfolg haben ihm innerhalb seiner Fraktion eine nicht zu umgehende Stellung gegeben, doch hoffe ich, daß er den ersichtlichen Gefahren und Notwendigkeiten sich nicht verschließen wird, und ich erwarte nötigenfalls das Uebergewicht auf seiten derjenigen, welche wie wir der Verständigung zustreben. Auch wir haben uns über Vorgänge bei den Wahlen zu beschweren; mit der geschäftsmäßigen Behandlung der Stichwahlen waren wir durchaus nicht ein-

verstanden, und wir in der Zentralleitung haben jede Abmachung abgelehnt, obschon mehrere Mandate dadurch gefährdet wurden und eines vermutlich dadurch verloren ging. Aber ich bin unbefangen genug, die unvermeidlichen Wahltaktfehler nicht in die materielle Politik einwirken zu lassen. Irgendein persönliches Engagement von Ihrer Seite habe ich nicht auf dem Wege der Korrespondenz erzielen wollen, aber ich wollte Sie rechtzeitig in Kenntnis setzen. Langjährige Freundschaft, die im Zusammenwirken gewonnenen Erfahrungen und die Liebe zur Sache lassen mich lebhaft wünschen, daß Sie nicht fehlen, wenn eine gesamtliberale Kombination auf vernünftiger Grundlage sich bewirken läßt. Dies hoffe ich. Die eignen Parteigenossen sind, wie ich inzwischen mich überzeugt habe, der Kombination sehr zugeneigt und betrachten sie als einen Teil unseres Berufs. Sollte dieselbe dennoch scheitern, so haben wir wenigstens den Gewinn, daß wir die Natur der Hindernisse erfahren, und das Urteil gewinnen, ob und wie dieselben sich überwinden lassen. Eine aktionsfähige Parteieinheit muß entstehen, diese allein wird den unerhörten Zweideutigkeiten ein Ende machen, welche jetzt für Regierungspolitik ausgegeben werden und häufig genug den Charakter unpassender Scherze annehmen. Schon treten einige Offiziöse wieder mit Lockungen an die „Gemäßigtliberalen" heran, welchem unerhörten Gaukelspiel ich gar keine Aufmerksamkeit zugewendet haben würde, wenn nicht vorgestern ein nicht unerheblicher Abgeordneter der freikonservativen Fraktion im Abgeordnetenhause Rickert, wie dieser berichtet, mit allem Anschein von Ernst anvertraut hätte, die Bildung einer Regierung aus Nationalliberalen und Freikonservativen wäre nie so nahe gewesen wie gerade jetzt. Das steht auf einer Linie mit den Zweideutigkeiten, welche die Offiziösen und Bismarck selbst täglich in die Welt setzen, die jetzt aber niemand mehr täuschen außer dem Kreis derjenigen, welche getäuscht sein wollen. Nicht allein die politische Moral fordert, daß diesen Zweideutigkeiten eine Ende gemacht werde.

Ihren Brief habe ich als ein Offenhalten der Entscheidung mir ausgelegt. Sollten Sie abzulehnen geneigt sein, so bitte ich mir dies unumwunden mitzuteilen. Wenn Sie aber in die Erwägung eintreten, so bitte ich mir, sobald nur nach Ihrer Ankunft möglich, eine Gelegenheit zur weiteren Besprechung zu geben. Es sind schleunige und erkennbare Schritte nötig, und besonders die Konstituierungen am Anfang und die Wahlgeschäfte bieten eine unwiederbringliche Gelegenheit zu gemeinsamen Schritten.[1])

Diesem Briefwechsel sei noch das letzte Schreiben angereiht, das Lasker beim Antritt seiner Amerikareise auf die Nachricht von Bennigsens Austritt aus den Parlamenten im Juni 1883 an den Freund richtete.

---

[1]) Ueber die Anläufe zu einer Kooperation der liberalen Parteien siehe Böttcher, Eduard Stephani, S. 281 ff.

Lasker an Bennigsen.

London, Royal Hotel, 14. Juni 1883.

Am Tage meiner Einschiffung drängt es mich, Ihnen zu der Nachricht, welche ich aus den Zeitungen erfahren, daß Sie die Mandate zu den beiden Parlamenten niedergelegt haben, von Herzen Glück zu wünschen. Wenn es mich auch tief betrübt, aus diesem Ihrem Schritte zu erfahren, wie aussichtslos nach Ihrer Meinung die uns, allen Liberalen, teure Sache zu Hause steht, so bin ich doch sehr erfreut über die Festigkeit, mit welcher Sie den vorgezeichneten Weg einhalten; und daß Sie, wie ich annehme, vermeiden, Ihre Hilfe zu leihen, wo Sie keinen Nutzen für das Land erblicken, ist für mich eine erfreuliche und ermutigende Handlung; ich knüpfe daran die Hoffnung, daß Sie Ihre Kraft unvermindert dem Dienste des Landes erhalten, und ich sehe die Zeit vor mir, da die Liberalen, einiger als jetzt und mit positiven Aufgaben erfüllt, unter der Führung eines bewährten Leiters die Geschicke des Reiches gestalten helfen werden, und alsdann werden Sie mit guter Kraft und freudigem Sinn an den schweren Arbeiten sich beteiligen, die alsdann den Liberalen obliegen werden. Mein Beifall wird Ihnen nicht fehlen, wie ich ununterbrochen das größte Vertrauen zu Ihren guten Absichten gehegt habe. Auf die Gründe Ihres Rücktritts gehe ich nicht ein, weil Sie dieselben öffentlich verschwiegen haben, obschon ich aus Ihren früheren Unterhaltungen die Ueberzeugung hege, daß Sie die unabwendbare Hinneigung Bismarcks zur konservativ-klerikalen Allianz vor die Wahl gestellt hat, offen Bismarck zu bekämpfen oder auszuscheiden. Persönlich und politisch wünsche ich Ihnen zunächst Erholung von den fruchtlosen öffentlichen Kämpfen im Schoße Ihrer Familie und in der Wahrnehmung Ihrer Privatangelegenheiten, demnächst aber den Aufschwung des Geistes, welchen ich in dem andern Weltteil suche, Sie aber in der Heimat finden mögen. Mit den herzlichsten Grüßen bin ich in getreuer unwandelbarer Freundschaft

Ihr ergebener

Eduard Lasker.

Die Sorge für die Nachkommenschaft

Von

Prof. Dr. Hector Treub (Amsterdam)

Daß es für ein Volk von Bedeutung ist, numerisch nicht zu stark zurückzugehen, liegt so sehr auf der Hand, daß man gewöhnlich auch die Umkehr dieses Satzes für selbstverständlich ansieht und meint, daß es für ein Volk von wesentlicher Bedeutung sei, numerisch so rasch wie möglich zu wachsen. Diese Umkehr ist aber weiter nichts als ein Zerrbild, wie das allein schon die starke Auswanderung aus den Ländern beweist, die eine starke Bevölkerungszunahme durch Geburten aufweisen. Möglicherweise mag einem Nationalökonomen die

letztere Tatsache als irrelevant erscheinen. Da ich ein solcher nicht bin, will ich in dieser Hinsicht jede Korrektur hinnehmen. Und das um so mehr, als Befürworter wie Gegner einer starken Bevölkerungszunahme durch Geburten in einem Punkte wenigstens einig gehen werden, und zwar in dem, daß die Qualität des Bevölkerungszuwachses für die Allgemeinheit nicht gleichgültig ist. Wie groß die Bedeutung des letztgenannten Faktors ist, darüber läßt sich diskutieren, doch leugnet niemand, daß sie besteht.

Fragt man nun aber, was zur Förderung dieses Interesses der Allgemeinheit geschieht, so ist die Antwort bald gegeben: so gut wie nichts.

Das kommt gewiß teilweise, wenn nicht hauptsächlich, daher, daß der Mensch im allgemeinen an einer Art Größenwahn leidet. Die Mehrzahl der Gebildeten ist jetzt wohl darüber einig, daß der Mensch nichts weiteres repräsentiert als die höchste einstweilen erreichte Stufe in der Entwicklung des Tieres. Es gibt aber immer noch solche, für welche die Gleichstellung des Menschen mit dem Tiere eine gotteslästerliche und falsche Vorstellung ist. Aber auch diese letzteren müssen zugeben, daß die Gesetze der Erblichkeit und Entwicklung für den Menschen genau dieselben sind wie für die Tiere, eine Tatsache, welche die erstgenannten als eine der vielen Stützen ihrer Meinung benutzen. Man sollte nun erwarten, daß alle gleichmäßig zu dem Schlusse kämen, daß dasjenige, was bei den Tieren sich erfahrungsgemäß als gut erwiesen habe, auch Anwendung auf die Erzielung einer gesunden menschlichen Nachkommenschaft finden müsse. Das wird aber nur derjenige erwarten, der den erwähnten, mit etwas gefühlvoller Poesie (oder einem Surrogate derselben) verbrämten Größenwahn in seiner Bedeutung verkennt. Der Mensch hat sich selbst zwar zum Homo sapiens gestempelt, aber die Mehrzahl der Menschheit trägt die Sapientia wie ein Festkleid, das außerordentlich schön steht, das man am liebsten aber im Schrank aufbewahrt. Und so erklärt denn der Homo sapiens, daß es erniedrigend für sein Geschlecht sei, wenn es bei der Fortpflanzung rechnen müßte mit den Regeln, die sich aus der Fortpflanzung der Tiere ergeben, und diese Hochmutsäußerung findet eine Stütze in dem gewöhnlich nur mäßig schönen Gezwitscher mehr oder weniger dekadenter Poeten und gleichgesinnter Seelen, die jammern über die Vernachlässigung der hohen und herrlichen Liebe, durch die gerade der Mensch sich über das Tier erhebe. Ich werde mich wohl hüten, mich in eine Diskussion über die Liebe einzulassen; dazu erinnere ich mich zu gut an Heines: „Sie saßen zusammen am Teetisch und sprachen von Liebe viel, u. s. w." Aber die Frage ist wohl am Platze, ob es von besonderem Seelenadel oder von wirklich hoher und hehrer Liebe zeugt, wenn bei der menschlichen Fortpflanzung gar nicht mit dem gerechnet wird, was vom Tier- und selbst vom Pflanzenzüchter zu lernen ist. Im Gegenteil!

Was tut der Landwirt, wenn er Pflanzen oder Tiere züchtet? Für die Pflanzen sucht er sich gutes Land aus und sät sie an der besten für sie geeigneten Stelle an. Erforderlichenfalls hilft er dem Boden je nach der gewünschten Kultur durch Düngen, Wechselbau und zeitweises Brachliegen des Feldes nach. Der aufkeimenden Saat wendet er alle Sorgfalt zu, er läßt das

Unkraut aus ihr entfernen und er beschützt sie so viel wie möglich vor schädlichen Witterungseinflüssen; man denke nur an die Treibhäuser und die Hagelkanonen.

Bei der Tierzucht wird der größte Wert auf die Wahl der Zuchttiere gelegt, das trächtige Tier wird sorgsam gepflegt, es wird nicht durch übermäßige Arbeit angestrengt, und auch dem jungen Tier läßt man alle Sorgfalt angedeihen.

Was ließe sich nun von dieser Sorgfalt und diesen Maßnahmen auf den Menschen übertragen?

Hier ist zunächst ein Unterschied zu konstatieren. Bei Pflanzen und Tieren ist die Zeit der Aussaat bezw. der Befruchtung eine von der Natur bestimmte. Beim Menschen aber ist, sofern das betreffende Menschenpaar zur Fortpflanzung geeignet ist, diese an keine bestimmte Jahreszeit gebunden. Wenn nun auch das ganze Jahr hindurch Kinder zur Welt kommen, so ist es doch eine bekannte Tatsache, daß die Frequenz der Geburten sich nicht gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt. Für Holland zum Beispiel hat Volk gefunden, daß hier im Verlaufe jeden Jahres zwei Maxima und zwei Minima der Geburtsziffer hervortreten. Es wäre nun a priori gewiß nicht unmöglich, daß die Geburt in einer bestimmten Jahreszeit von Einfluß auf die Mehr- oder Minderwertigkeit des Kindes wäre. So meint Volk in einer von ihm analysierten Familiengeschichte den Beweis dafür zu finden, daß die in der zweiten Hälfte des Jahres geborenen Kinder resistenter (in diesem Fall gegen Tuberkulose) gewesen seien als die in der ersten Jahreshälfte zur Welt gekommenen. Wenn die Meinung des Amsterdamer Anatoms sich nicht nur für den von ihm analysierten Fall, sondern im allgemeinen als richtig erwiese, dann würden ihre Konsequenzen gewiß in den Rahmen unsrer Besprechung gehören. Vorläufig ist das alles aber noch die reinste Zukunftsmusik, und mag es daher an diesem kleinen Hinweis genügen. Weit mehr Bedeutung aber als der betonte Unterschied hat die bis jetzt für das praktische Leben leider noch viel zu wenig verwertete Uebereinstimmung zwischen den Regeln der Pflanzen- und Tierzucht und dem für die Obsorge um die Nachkommenschaft, die Puerikultur (wie ich den Gegenstand im Anschlusse an meine französischen Kollegen nennen will), in Betracht kommenden.

Genau so wie beim Pflanzenbau die Wahl der Aussaat und des geeigneten Bodens und bei der Viehzucht die der Zuchttiere zu günstigen Ergebnissen führt, ja deren unentbehrliche Bedingung ist, würde auch eine vernünftige, auf ärztlichen Gründen fußende Wahl der Elternpaare die Nachkommenschaft nur günstig beeinflussen. Es gehört aber nicht viel Weltweisheit dazu, einzusehen, daß eine derartige Wahl, die nur auf ärztlichen Gründen fußen würde, sich nie und nimmermehr als eine obligatorische Verhaltungsmaßregel wird vorschreiben lassen. Das verlangt denn auch niemand. Was jedoch verlangt wird und auch verlangt werden kann, ist, daß der Faktor „Gesundheit der künftigen Ehegenossen" bei Heiratsplänen künftig nicht ganz und gar ignoriert werde, sowie weiter, daß die Erzeugung der Nachkommen durch körperlich oder seelisch dazu ganz ungeeignete Personen so viel wie möglich verhindert werde. Ich brauche auf diesen Punkt, den bedeutendsten, aber zugleich auch am schwersten zu erreichenden Teil

der Puerikultur, hier nicht weiter einzugehen, da er in meisterhafter Weise im Januar-Hefte des Jahrgangs 1900 dieser Revue von Prof. Hegar behandelt worden ist. Es ist gewiß kein Zufall, daß im gleichen Monat von mir im Amsterdamer Aerztlichen Verein ein Vortrag über Heirat und Krankheit gehalten wurde, daß ungefähr zu gleicher Zeit, als mein Vortrag im Druck erschien, Cazalis ein Buch „La science et le mariage“ herausgab, und daß zur selben Zeit auch Nisbeth seine Arbeit „Marriage and heredity“ erscheinen ließ, während Strahan schon ein paar Jahre vorher eine ausführliche Studie „Marriage and disease“ publiziert hatte. Gewiß, das ist kein Zufall, wohl aber der Beweis dafür, daß überall von denjenigen, welche die Bedeutung der Sache beurteilen können, die Notwendigkeit erkannt wird, der jetzt in dieser Hinsicht herrschenden Sorglosigkeit entgegenzutreten. Dazu muß in erster Linie auf das bestehende Uebel und dessen soziale Bedeutung hingewiesen werden. Und das ist, wie gesagt, von Hegar in so klarer Weise in dieser Zeitschrift geschehen, daß ich seinen Ausführungen nichts hinzuzufügen habe. Ob der weitere Weg zur Bekämpfung des Uebels zu einem gesetzlichen Heiratsverbot führen soll, wie es der Freiburger Altmeister will, oder nur zu einem Zwang für die künftigen Ehegenossen, sich von dem gegenseitigen Gesundheitszustande zu überzeugen, wie es Cazalis und mir erwünscht scheint, darüber läßt sich noch verhandeln. Das braucht aber nicht hier und vorderhand überhaupt noch nicht zu geschehen. Denn bevor irgendeine gesetzliche Maßregel nicht nur eingeführt, sondern auch nur vorgeschlagen werden kann, muß erst die öffentliche Meinung über die Sache gründlich aufgeklärt werden, und das soll durch Publikationen der gedachten Art geschehen.

Diesen höchst wichtigen Punkt also hier einstweilen beiseitelassend, haben wir weiter eine Maßregel zu nennen, die wohl der Ackerbauer, aber nicht der Viehzüchter und ebensowenig der Mensch auf sich anwenden kann, nämlich den Wechselbau. Man kann auf einem Felde mit gutem Erfolge das eine Jahr Korn und das nächste Jahr vielleicht besser etwa Rüben ziehen, aber wenn auch die Urheber der Kasernenhofblüten behaupten, daß ein Menschenkind bisweilen ein Schaf oder ein Ochse oder sogar ein Rhinozeros sei, so steht doch fest, daß aus dem Menschen immer nur ein Menschlein geboren wird. Ist demnach Wechselbau unmöglich, so läßt sich um so besser eine andre Maßregel dem Pflanzenzüchter ablernen. Wer im Frühling Holland besucht, um sich an dem bunten Anblick und dem gewürzigen Dufte der Tulpen- und Hyazinthenfelder zu erfreuen, wird hier und da ein Feldstück sehen, das sich kahl und schwarz von den mit Blumen bestandenen abhebt. Ein derartiges Feld liegt brach; es hat ein Jahr zum Ausruhen. Ein solches Brachliegen oder ein solches Ruhenlassen der Reproduktionskraft ist nun ein Mittel, das sich mit bestem Erfolge auf den Menschen anwenden läßt, und es kommt denn auch schon seit Jahr und Tag und in der letzten Zeit immer mehr zur Verwendung. Es sind, meiner Meinung nach, gegen dieses Brachliegen oder, wenn wir von dem Vergleich absehen wollen, gegen einen Neomalthusianismus nur zwei ernste Bedenken zu erheben, von denen aber

keines unüberwindlich ist. Das erste derselben ist, daß die bis jetzt vorhandenen unschädlichen Mittel zur Beschränkung der Fortpflanzung nicht vollkommen zuverlässig sind, und das zweite, daß hauptsächlich diejenigen, welche die Mittel nicht anwenden sollten, es tun, und diejenigen, die es tun sollten, es unterlassen. Die neomalthusianischen Mittel sind jetzt, wenn ich mich nicht irre, auch außerhalb Hollands besonders bei der sogenannten Bourgeoisie beliebt. In der Regel gibt hier die Sucht nach einem bequemen Leben und nach äußerlichem Staat in nicht statthafter Weise Veranlassung zu einer zu starken Beschränkung der Familie. Wenn das aber als unerlaubt bezeichnet werden muß, so ist es noch viel weniger statthaft, daß eine Frau, die sich für und in ihrem Haushalt schwer abplagen muß, jedes Jahr ein Kind zur Welt bringt oder das zu tun versucht. Bleibt es beim letzteren und wird die Schwangerschaft durch eine Fehlgeburt vorzeitig beendet, so leidet darunter zunächst die Frau, und zwar oft in ernster Weise, sodann werden aber auch davon die schon geborenen Kinder in Mitleidenschaft gezogen. Kommt das Kind zur Welt, dann wird es von einer schwachen, durch die wiederholten Geburten erschöpften Mutter geboren, d. h. mit einer geringeren Lebenschance. Es erheischt mehr Pflege, als es sonst der Fall wäre; und diese Sorge wird den andern Kindern entzogen und ist schließlich für das versorgte Kind selbst noch ungenügend. Das soziale Elend, das die Folge einer derartigen ungezügelten Fortpflanzung ist, ist so augenfällig, daß der Rat zur willkürlichen Beschränkung der Reproduktion in gewissen Fällen nicht nur als etwas Wünschenswertes, sondern als etwas Notwendiges bezeichnet werden muß. Diese Notwendigkeit ergibt sich ja deutlich für jeden, der nicht durch den Schleier der Kirchendogmen und durch überlieferte Gefühlsgründe seine natürliche Sehkraft eingebüßt hat.

Sehen wir nun aber einmal an, wie es sich verhält, wenn die Saat gelegt ist und zu keimen beginnt, oder wenn das Zuchttier befruchtet ist, und vergleichen wir damit den Fall der schwangeren Frau. Schon vorhin ist mit ein paar Worten daran erinnert, wie sorgfältig, wo es immer möglich ist, das keimende Gewächs gepflegt wird und wie die trächtigen Tiere geschont werden oder ihnen jedenfalls schwere Arbeit erspart wird.

Wie steht es nun mit der Obsorge um die schwangere Frau? Die Antwort auf diese Frage hängt gänzlich von den sozialen Umständen der betreffenden Schwangeren ab. Geht es ihr materiell gut, dann kann sie sich während der Schwangerschaft möglichst schonen und braucht durch übermäßige körperliche Anstrengung oder ungenügende Nahrung weder sich selbst noch ihre Frucht zu schädigen. Wieviele aber gibt es nicht, denen solche günstige Umstände versagt sind? Auf dem Lande gibt es deren schon nicht wenige, und was dort oft nur in mäßigem Umfange besteht, das nimmt in der Stadt, und namentlich in der Fabrik- und Großstadt, schreckenerregende Verhältnisse an. Arbeiten müssen, um für sich selbst und die Ihrigen das tägliche Brot zu verdienen, wenn kein Mann mehr da ist, oft auch, wenn es an einem solchen nicht fehlt, arbeiten, um seinen für die Familie ungenügenden Lohn zu ergänzen, und immer die

Sorge für den ganzen Haushalt tragen, ohne Rücksicht darauf, wie weit die Schwangerschaft fortgeschritten ist — das ist das Los eines großen, wenn nicht des größten Teiles der schwangeren Frauen in Europa. Was das für Folgen haben muß für die sich im Mutterleibe entwickelnde Frucht, das läßt sich schon a priori einsehen. Aber wir haben uns hier nicht bloß auf aprioristische Gründe zu stützen.

Johanson und Westermark haben in sehr genauer Weise den Einfluß untersucht, den der Ernährungszustand der Frau auf das in der Entwicklung begriffene Kind hat. Sie haben dabei, weil es galt, für den Geburtshelfer wichtige Tatsachen zu konstatieren, geachtet auf das Gewicht des Kindes und besonders auch auf seinen Schädelumfang. Ihre Schlüsse sind folgende: Ein besserer Ernährungszustand oder ein kräftigerer Körperbau haben, soweit diese Eigenschaften erkennbar sind an einem im Verhältnis zur Körperlänge größeren Körpergewicht, auf das Gewicht und den Schädelumfang des Kindes einen günstigen Einfluß. Der Ernährungszustand der Mutter hat auf den Schädelumfang des Kindes größeren Einfluß als auf die Körperlänge. Eine gut genährte Frau hat mehr Aussicht, ein Kind mit großem Kopf zur Welt zu bringen als eine solche, die schlecht genährt ist. Diese Schlüsse sind, wie man sieht, sehr vorsichtig formuliert, zeigen uns aber dennoch deutlich, von welcher Bedeutung eine gute, genügende Ernährung der schwangeren Frau für die Entwicklung ihrer Frucht ist.

Noch zwingender aber läßt sich der Einfluß gehöriger Ruhe während der Schwangerschaft beweisen. Es ist besonders dem Pariser Geburtshelfer Professor Pinard und dessen Schülern Bachimont und Letourneur zu verdanken, daß wir die richtige Wertschätzung dieser Ruhe haben. Pinard kam zu dem Schlusse, daß die Schwangerschaft um so mehr Aussicht auf normalen Verlauf und die Frucht auf natürliche und vollkommene Entwicklung hat, je mehr die Frau sich während der Tragezeit unter besseren Umständen befindet, und hat namentlich erwiesen, daß zu starke Ermüdung der Frau die Gefahr einer frühzeitigen Geburt hervorruft. Daß dieses letztere gleichbedeutend mit schlechten Lebenschancen für das Kind ist, daran braucht hier nur erinnert zu werden.

Weiter ergibt sich aus den von Bachimont angestellten Wägungen, daß das Gewicht des Kindes einer Frau, die während der letzten zwei bis drei Monate Ruhe genossen hat, wenigstens 300 Gramm höher ist als das des Kindes einer Frau, die bis zur Entbindung hat stehend arbeiten müssen.

Noch genauer endlich sind die Bestimmungen Letourneurs. Dieser teilt die Beschäftigungsarten der Frau ein in ermüdende und nichtermüdende. Zu den ersteren rechnet er den Beruf der Köchin, Waschfrau, Scheuerfrau, Plätterin u. s. w.; zu den zweiten den der Näherin, Modistin, Ladnerin, Blumenbinderin u. s. w. Für beide Gruppen berechnet er aus einer großen Anzahl von Beobachtungen das Durchschnittsgewicht der neugeborenen Kinder, wenn die Frauen bis zum Ende der Schwangerschaft gearbeitet haben. So findet er für die erste Gruppe ein Gewicht von 3081 Gramm und für die zweite ein solches von 3130. Der

Unterschied ist gering, und das weist darauf hin, daß die größere oder geringere Schwere der Arbeit der Schwangeren nicht von allzu großer Bedeutung für die Frucht ist. Weit größeren Wert hat es demnach, daß die Frau sich während kürzerer oder längerer Zeit vor der Geburt Ruhe gönnen kann. Denn aus analogen Berechnungen Letourneurs ergibt es sich, daß, wenn die Frau sich wenigstens fünfzehn Tage bis neun Monate Ruhe von der Arbeit gegönnt hat, das durchschnittliche Kindergewicht in den beiden Gruppen 3319,71, bezw. 3318,17 Gramm beträgt. Ein Unterschied zwischen beiden Gruppen ist nicht vorhanden, wohl aber zwischen den letzten und den zuerst gegebenen Werten.

Ruhen von der Arbeit während der Schwangerschaft ergibt eine Vermehrung des Gewichtes der Neugeborenen um durchschnittlich 220 Gramm. Daß ein solcher Unterschied für die Lebenschancen des Kindes nicht gleichgültig ist, wissen wir Geburtshelfer nur allzu gut.

Auf bescheidenerer Grundlage analoge Untersuchungen aus statistischem Material der Amsterdamer Frauenklinik anstellend, ist Dr. Ter Maten zu übereinstimmenden Schlüssen bezüglich des Wertes der Ruhe während der letzten Wochen der Schwangerschaft gekommen. Glücklicherweise kann ich hinzufügen, daß aus diesen Untersuchungen hervorgeht, daß die sozialen Verhältnisse der Frauen, die für ihre Entbindung die Klinik aufsuchen, in Amsterdam im allgemeinen weit besser sind, als dies in Paris der Fall ist.

Die Schlußfolgerung aus alledem liegt auf der Hand. Gesetzgeber und Arzt sollen zusammen es dahin zu bringen suchen, daß überall eine gesetzliche Bestimmung erreicht wird, wonach schwangere Frauen, die zu ihrem Arbeitgeber in einem Lohnverhältnis stehen, während der letzten sieben Wochen ihrer Schwangerschaft nicht zu arbeiten brauchen und ihnen während dieser Zeit ihr Lohn nicht vorenthalten werden darf. Weiter wird der Arzt, und namentlich der Armenarzt, seinen Einfluß bei den Vorständen von Armenpflegen, Krankenkassen u. s. w. dahin geltend machen müssen, daß eine finanzielle Regelung, eine Art Versicherung erreicht wird, die auch der verheirateten, nicht im Lohndienst stehenden Frau genügende Ruhe während der letzten Phase der Schwangerschaft ermöglicht. Man frage nun nicht, wie dies geschehen soll. Das überlasse ich gern den Soziologen. In dieser Beziehung befinde ich mich so ziemlich in der Lage des jungen, eben approbierten Arztes, der zwar die Diagnose der Krankheit richtig stellen kann, auch so von ungefähr weiß, welcher großen Gruppe der Therapeutika er das Mittel zu entnehmen hat, aber nicht imstande ist, ein ordentliches Rezept zu verschreiben. Und so begnüge ich mich mit der Diagnose und mit der Andeutung der Richtung, in der sich die soziale Therapie zu bewegen hat. Im vorhergehenden haben wir fast nur eine Liste von Desideraten zu sehen, es gibt aber glücklicherweise auch noch ein paar Sachen, worin der Landwirt uns nicht allzusehr den Rang abläuft.

Mit dem Ausrotten des Unkrauts, das die keimende Saat zu ersticken droht, läßt sich am besten die Behandlung der Krankheiten der schwangeren Frau vergleichen. In dieser Hinsicht haben die Aerzte zu aller Zeit dasjenige getan, was

nach dem jedesmaligen Stande der Heilkunst möglich und erlaubt war. Dieses des weiteren darzulegen wäre nicht wohl möglich, ohne eine Uebersicht über die ganze innere und äußere Pathologie zu geben, und für eine derartige Uebersicht würde der Herausgeber dieser Revue keinen Platz und deren Leser kein Interesse haben.

Nur auf zwei Punkte möchte ich hinweisen, und zwar auf einen, den ich voranstelle, weil sich bezüglich desselben während der letzten dreißig bis vierzig Jahre die ärztliche Meinung gänzlich geändert hat. Früher war man der Ansicht, daß die chirurgische Behandlung während der Schwangerschaft immer die große Gefahr einer Fehlgeburt mit sich bringe, und es ist noch nicht gar lange her, daß die offizielle medizinische Weisheit lehrte, was jetzt noch im Volksglauben fortlebt, daß es einer Schwangeren nicht einmal gestattet sei, sich einen Zahn ziehen zu lassen, selbst wenn dies noch so notwendig sein sollte. Jetzt sind wir, zum Glück für die Schwangeren, eines Besseren belehrt. Eine nicht dringende operative Behandlung wird man auch jetzt noch bis nach der Entbindung verschieben, aber eine Operation, die einen derartigen Aufschub gar nicht oder nur schwer duldet, wird durch die Schwangerschaft nicht konterindiziert. Wenn es auch dadurch dann und wann zu einer Fehlgeburt oder einer Frühgeburt kommt, so steht dieser Eventualität doch die große Anzahl von Fällen gegenüber, in denen durch derartige Operationen die Gesundheit der Mutter erhalten oder gar ihr Leben gerettet und so auch der Frucht genutzt worden ist.

Der zweite Punkt, den ich kurz besprechen möchte, ist die ungenügende Nierenfunktion der Schwangeren. Vor ungefähr zwanzig Jahren hat Bouchard in die medizinische Welt den Begriff der Autointoxikation eingeführt. Kurz formuliert, lauteten seine Worte: „Le corps humain est un réceptacle et un laboratoire de poisons.“ Daß nun aber der Abstinenzler oder der Vegetarianer oder das Mitglied des Nichtraucherbundes (wenn der letztere unsinnige Bund noch nicht existiert, wird er nächstens schon kommen) nicht juble und ausrufe: „Das habe ich immer gesagt, Alkohol, Fleisch oder Tabak ist Gift.“ Das letztere ist zwar wahr, wenigstens teilweise, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Die Rolle eines Rezeptakulums spielt der Körper auch bei vielen der als unschuldig bekannten Nahrungsmittel. So enthalten zum Beispiel die Kartoffeln eine nicht unerhebliche Menge von Kaliumsalzen, und im Uebermaß genossen, wirken diese Salze zweifelsohne als Gift. Um den Vegetarianern einen Gefallen zu tun, füge ich noch hinzu, daß, wer einen guten Metzger hat und also kein zu frisches Fleisch ißt, mit dem Fleisch auch allerhand Zersetzungsprodukte zu sich nimmt, die in großen Dosen gleichfalls für den menschlichen Körper giftig sind. Weit mehr Bedeutung aber als die Tatsache, daß der Körper als Giftbehälter fungiert, hat es, daß er auch ein Laboratorium, eine Einrichtung zur Darstellung des Giftes ist. Bei der Arbeit der menschlichen Maschine bleiben von dem zugeführten Brennmaterial unbrauchbare Schlacken zurück, und es werden derlei Schlacken obendrein ganz neugebildet. Schon dadurch, daß sie unbrauchbar sind, werden sie zu Giften im passiven Sinne, denn sie benehmen anderm notwendigem Material

den Raum. Aber bisweilen können sie auch, in größeren Quantitäten, aktive Giftwirkung haben. Eines ist deshalb deutlich: soll die Maschine arbeitsfähig bleiben, dann müssen die Schlacken entfernt werden. Geschieht dies nicht, dann entsteht eine Anhäufung der angegebenen Gifte, dann kommt es zur Autointoxikation.

Das klingt vielleicht manchem etwas befremdend, wenn es auch nichts andres ist als die medizinische Paraphrase des altbekannten Spruches, daß das Leben die einzige Krankheit ist, die unabwendbar zum Tode führt. Wen aber das Gesagte wundernimmt, dem kann ich es glücklicherweise an einem einzigen Beispiel verdeutlichen. Soll der Mensch das Leben behalten, so muß er atmen können. Das heißt, er soll bei der Einatmung eine genügende Menge Sauerstoff ins Blut bringen. Aber das genügt nicht. Er soll auch bei der Ausatmung das Blut von Kohlensäure befreien. Das weiß jedermann. Nun ist aber die bei der Ausatmung fortgeschaffte Kohlensäure eine der vielen, und zwar die bedenklichste von allen Schlacken, die vom menschlichen Organismus gebildet werden.

Um alle die verschiedenen, hier nicht näher aufzuzählenden Gifte zu bekämpfen, verfügt der Körper über allerlei Wehrmittel. In erster Linie sind dies Abfuhrwege, und von diesen sind neben den Lungen die Nieren, der Darmkanal und die Haut zu nennen. Es gibt aber im Körper auch Einrichtungen zur Neutralisierung der Gifte, und darunter ist die bedeutsamste und zugleich auch die am besten bekannte die Leber, die daneben auch noch viel andres zu verrichten hat.

Es lehrt nun die Erfahrung, wie es schon die Vernunft voraussehen läßt, daß die vermehrte Arbeit, die von der Schwangerschaft dem weiblichen Körper auferlegt wird, mehr und wahrscheinlich auch andre Schlacken als die angedeuteten hinterläßt, und daß demnach die Schwangerschaft die Gefahr der Autointoxikation vergrößert. Was nun aber das Räsonnement nicht voraussehen, sondern nur die Erfahrung lehren kann, ist die Ermittlung, welche Organe zuerst unter der Schwangerschaftsautointoxikation zu leiden haben, und da hat es sich herausgestellt, daß dies die Nieren und die Leber sind. Die Bedeutung dieser Tatsache liegt auf der Hand. Nieren und Leber sind die kräftigsten Verteidiger gegen die Autointoxikation. Macht die letztere sie krank, dann nimmt dadurch die Selbstvergiftung zu, und so geht es im viziösen Zirkel weiter, bis endlich das Zentralnervensystem vergiftet wird und die Gefahr für das Auftreten der so sehr gefürchteten Schwangerschaftskrämpfe, der Eklampsie, in bedenkliche Nähe rückt. Wenn nun auch über die Details des hier skizzierten Verlaufs der Sache noch große Meinungsunterschiede bestehen, so sind doch, soviel ich weiß, alle Forscher über die Grundzüge einig.

Ich trage aber kein Bedenken zu erklären, daß eine der größten Errungenschaften der geburtshilflichen Therapie des letzten Vierteljahrhunderts darin besteht, daß wir das Mittel kennen gelernt haben, das, wenn es rechtzeitig zur Anwendung gelangt, mit fast vollkommener Sicherheit der Eklampsie vorbeugt.

Dieses Mittel, das einer Anzahl von Schwangeren und mit ihr auch ihren Früchten das Leben rettet, ist ganz einfach, es besteht in Bettruhe und Milchdiät. Unter Milchdiät ist hier aber absolute Milchdiät, d. h. die ausschließliche Nahrungszufuhr durch Milch im Betrage von 3 bis 4 Litern pro Tag, zu verstehen.

Tarnier, der vor wenigen Jahren verstorbene berühmte französische Geburtshelfer, der die Milchdiät in die geburtshilfliche Therapie eingeführt hat, erklärte, daß, wenn eine Schwangere wenigstens eine Woche lang der absoluten Milchdiät unterworfen werde, sie gegen die Eklampsie sichergestellt sei. Das ist nun etwas zu kühn gesprochen, aber doch nur etwas. Um dies des besseren Verständnisses wegen ziffernmäßig zu belegen, kann ich als Beispiel anführen, daß ich unter ungefähr 5000 Schwangeren, von denen 20 % in stärkerem oder leichterem Grade an Niereninsuffizienz litten, also bei zirka 1000 derartigen Patienten, nur ein einziges Mal, trotz der Milchdiät, Eklampsie auftreten gesehen habe. Man soll sich aber nicht einbilden, daß ohne Tarniers Mittel alle 999 von den Frauen eklamptisch geworden wären. Davon ist nicht die Rede. Aber alle waren sie in stärkerem oder geringerem Maße der Gefahr der Eklampsie ausgesetzt, und eine gewisse Anzahl von ihnen würde auch der Krankheit nicht entgangen sein. Ob diese Anzahl auf 25, auf 50 oder auf 100 zu veranschlagen ist, weiß ich nicht. Aber wenn es nur 10 gewesen wären, würde die Bedeutung des Mittels noch groß genug erscheinen, um in dieser kurzen Besprechung an einer der ersten Stellen erwähnt zu werden. Als ein weiteres der neueren und wirksamen Hilfsmittel der Puerikultur sei deshalb die genaue und regelmäßige Kontrolle der Nierenfunktion der Schwangeren, besonders während der zweiten Hälfte der Schwangerschaft, genannt, denn nur diese Kontrolle ermöglicht die rechtzeitige Anwendung der so wohltätig wirkenden Milchdiät.

Nach der Puerikultur vor der Geburt kommt die nach der Geburt an die Reihe. Zu dieser gehört in erster Linie die gesamte Pflege des Neugebornen, die aber der Hauptsache nach als allgemein bekannt hier unberücksichtigt oder wenigstens unbesprochen bleiben mag. Was weiter noch zu der Puerikultur nach der Geburt gehört, fällt so ganz und gar in das Gebiet der Kinderärzte, daß ich die Erörterung desselben lieber einer berufeneren Feder als der eines Geburtshelfers überlassen will. Eine Ausnahme möchte ich nur für zwei Punkte machen, die beide mehr auf das geburtshilfliche Gebiet entfallen. Der erste derselben betrifft die Obsorge für die Augen der Neugebornen. Vor ungefähr dreißig Jahren war eine der am meisten gefürchteten, wiederholt in Gebäranstalten beobachteten Erkrankungen die infektiöse Augenentzündung der Neugebornen. In allen derartigen Anstalten kam diese Krankheit des öfteren sporadisch, zuweilen aber auch mit wirklich epidemischem Charakter vor, und ihre Folge war oft, ja sehr oft, unheilbare Erblindung. Und unter bestimmten Umständen, die hier weiter nichts zur Sache tun, begegnete man der Erkrankung auch außerhalb des Spitals in der Privatpraxis.

Es ist das große Verdienst Credés, des früheren Leipziger Professors

der Geburtshilfe, daß er diesem Elend Schranken gesetzt hat. Credé fand, daß ein kleines Tröpfchen einer zweiprozentigen Silbernitratlösung, unmittelbar nach der Geburt in die Augen des Kindes geträufelt, der Augenentzündung vorbeugt und damit die Gefahr der in ihrem Gefolge auftretenden Erblindung beseitigt. Später hat man denselben Zweck in andrer Weise zu erreichen gesucht und ihn auch wirklich erreicht, aber viele, zu denen auch ich gehöre, sind der Credéschen Methode treu geblieben. Warum auch nicht? Ist sie doch einfach, zweckmäßig und bei richtiger Anwendung auch ganz unschädlich. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie überaus vielen dadurch der gänzliche Verlust oder eine sehr erhebliche Verminderung ihres Sehvermögens erspart geblieben ist, dann rechtfertigt sich diese kurze Erinnerung an Credés Entdeckung hier von selbst.

Der letzte noch zu besprechende Punkt betrifft die Obsorge für die zu früh geborenen Kinder. Daß eine zu frühe Geburt, das Zurweltkommen des Kindes in nicht ausgetragenem Zustande, keine Seltenheit ist, weiß jedermann, und ebenso, daß eine unzeitig geborene Frucht geringere Lebenschancen hat als ein reifes Kind. Das Kind war zu schwach, um am Leben zu bleiben, sagt man dann, und läßt es damit genug sein. Was soll das aber in diesem Falle das „Zu schwach, um am Leben zu bleiben" bedeuten, oder mit andern Worten: Worin besteht die große Gefahr, die ein derartiges unausgetragenes Kind bedroht? Die Antwort auf diese Frage ist leicht; die Gefahr besteht in dem zu starken Sinken der Körperwärme, und sie entsteht aus zweierlei Ursachen. Zunächst ist für das unausgetragene Kind der Wärmeverlust, die Abgabe von Wärme an die Umgebung, übermäßig stark. Für alle Körper gilt das Gesetz, daß je kleiner das Volumen, desto größer im Verhältnis die Oberfläche ist; das trifft auch für den Säugling zu. Ein kleines Kind hat eine verhältnismäßig größere Körperoberfläche als ein normal großes Kind; die Wärmeausstrahlungsfläche ist darum beim nichtausgetragenen Kinde verhältnismäßig größer als beim ausgetragenen. Zweitens ist die Vitalität eines unreifen Kindes geringer; alle seine Körperfunktionen sind schwächer und unvollkommener, d. h. seine eigne Wärmeproduktion ist infolgedessen geringer. Die Gelegenheit zur Ausgleichung des Wärmeverlustes ist also beim unreifen Kinde ungünstiger als beim ausgetragen zur Welt kommenden.

Es ist kein Wunder, daß die vereinte Wirkung dieser beiden Ursachen leicht dazu führt, daß die Körpertemperatur eines solchen Homunkulus bis unter die Grenze, bei der das Leben noch möglich ist, sinkt. Man hat dies schon längst eingesehen und in verschiedener, mehr oder weniger primitiver Weise versucht, dem Wärmeverlust der unreif geborenen Kinder zu begegnen. Denn das ist das einzige, was sich tun läßt; zu einer Vermehrung der Wärmeproduktion kann es erst allmählich mit zunehmender Entwicklung des Kindes kommen. In Deutschland war es wiederum Credé, der zuerst den rationellen Versuch Denucés nachahmte, durch Beschränkung des Wärmeverlustes die Lebenschancen des nicht ausgetragen geborenen Kindes zu erhöhen, indem er eine Art Wanne mit doppelter Wandung konstruierte, deren Zwischenraum mit heißem Wasser gefüllt wurde. Ein

brauchbarer Apparat zu diesem Zweck wurde aber erst, wiederum in Frankreich, von Tarnier ersonnen. Seitdem ist der Apparat in Einzelheiten verbessert, im Prinzip aber unverändert geblieben, und jetzt fehlt die sogenannte Kouveuse, der Brutapparat, in keiner einzigen gut eingerichteten Gebäranstalt. Das Prinzip der Kouveuse besteht darin, daß man das Kind in ein Kästchen legt, in dem genügende Luftzirkulation vorhanden ist und in dem die Luft feucht und auf möglichst konstanter, hoher Temperatur gehalten wird. Die Temperatur bewegt sich je nach den Umständen zwischen 30° und 35° Celsius. Man kann dies in verschiedener Weise erreichen durch Gasheizung, Heißwasserflaschen u. s. w. Das braucht hier nicht weiter auseinandergesetzt zu werden, ebensowenig die vielfache Extrapflege, welche die Kouveusekinder noch erheischen. Ich möchte lediglich ein paar Ziffern für den Einfluß der Kouveusebehandlung anführen. Aus einer Statistik von Porak geht hervor, daß, ohne diese Behandlung,

bei	192	Kindern	unter	1100	Gramm	die Mortalität	99 %	betrug
„	225	„	von	1100—1300	„	„ „	81 %	„
„	341	„	„	1300—1500	„	„ „	73 %	„
„	541	„	„	1500—1750	„	„ „	47 %	„
„	552	„	„	1750—2000	„	„ „	37 %	„

Das regelmäßige Sinken der Mortalitätsziffer bei Zunahme des Körpergewichtes bei der Geburt spricht für sich selbst. Insgesamt findet man in dieser Statistik 1851 Kinder mit einem Initialgewicht von weniger als 2000 Gramm, von denen 471 am Leben verblieben sind, was also eine Mortalität von 70% ergibt.

Demgegenüber entnehme ich einer Angabe Budins über die Jahre 1898 bis 1900, daß bei einer Anzahl von 91 Kindern unter 2000 Gramm, die in der Kouveuse gepflegt wurden, die Mortalität nur 24% betrug. Man darf nun aber nicht glauben, daß das Leben aller derartigen als lebendig notierten Treibhauskinder wirklich und definitiv gerettet sei. Das wäre gerade so übertrieben optimistisch, wie Pinards Aeußerung übertrieben pessimistisch ist, wenn er behauptet, daß man von solchen Kindern nur sagen könne: „Ils sont sortis de la maternité pas morts.“ Wenn auch zuzugeben ist, daß solche Kinder während der ersten Zeit weit mehr gefährdet als ausgetragene sind, so läßt sich doch nicht verkennen, daß bei der nötigen Sorgfalt auch nach der Entlassung aus der Kouveuse eine nicht unbeträchtliche Anzahl von ihnen durchaus gut gedeiht. So fand einer meiner Schüler, Dr. Le Grand, daß von 87 Kindern, die nach der Kouveusebehandlung aus meiner Klinik entlassen wurden und nach 5 bis 2 Jahren aufzufinden waren, zwar 46 gestorben waren, jedoch waren die übrigen 41 am Leben und gesund. Diese 41 kindliche Leben sind als reiner Gewinn zu betrachten.

Rachel

Ein Nachwort

Von

Friedrich Arnold Mayer (Wien)

Entfesselst du der Leidenschaften Fluten,
So überströmt's uns wie mit Lavagluten,
Du hebst die Hand — du lächelst — und die Schmerzen,
Zu Wonnen werden sie in unsern Herzen.

Deinhardstein, ehedem Leiter des Wiener Burgtheaters, ist es, der sich zu diesen Versen versteigt,[1]) und die so gefeierte Frau ist Elisabeth (Elisabeth Rachel) Félix, die ihren Theaternamen Rachel weltberühmt gemacht hat und die ihre Freunde Rachon nannten. Damals, September bis Oktober 1850, gab sie Gastrollen am Wiener Kärntnertortheater. Nun ist vor kurzem, als sich ihr Todestag zum fünfzigsten Male jährte und als noch in demselben Monate ihre Schwester Lia hochbetagt starb, der Name Rachel in unsern großen Tageszeitungen wieder aufgetaucht, ohne daß doch das eine oder andre Memento zu einer eigentlichen Würdigung dieser merkwürdigen Künstlerin und Frau geführt hätte.

Geboren 1820 oder 1821 zu Mumpf im Aargau als zweites Kind elsässischer Juden, herumziehender Hausierer, hat sie alle Not der Enterbten kennen gelernt. Mit ihrer ältesten Schwester Sara sang sie schon während der Wanderungen der Familie auf den Straßen, und beide fuhren damit fort, als die Familie um 1830 nach Paris kam. Rachel habe damals weder lesen noch schreiben gekonnt. Nun soll der berühmte Gesangsmeister Choron die Schwestern auf der Straße gehört und sich ihrer angenommen haben. Rachel wendete sich bald von der Musik ab und kam Ende 1836 ins Konservatorium, fand aber schon anfangs 1837 ein Engagement im Gymnase, dem Hause Scribes. Gleich damals hob Jules Janin, der bald ihr begeisterter Herold werden sollte und nach ihrem Tode ein umfangreiches, wenig förderndes Buch über sie erscheinen ließ,[2]) die Wahrheit ihres Spieles hervor und sagte ihr eine große Zukunft voraus. Aber diese Zukunft entschied sich erst, als sie in Joseph Isidore Samson, von der Comédie, einen ausgezeichneten Lehrer und Beschützer fand und als sie das Gymnase, das keine Stätte für sie war, verließ. Samson, der schon im Konservatorium ihr Lehrer gewesen war, gab ihr jetzt unentgeltlich Privatunterricht. Durch seine Vermittlung scheint sie ans Théâtre Français gekommen zu sein mit 4000 Franken Jahresgage. Sie debutierte hier am 12. Juni 1838 als Camille in „Horace" von Corneille, zuerst und in den nächsten Vorstellungen vor wenig Zuschauern. Als aber wieder Janin in den „Débats" von dem erstaunlichen Wunder sprach, das sich hier vollziehe: der Wiederbelebung der klassischen Tragödie, war ihr Glück

---

[1]) Seyfrieds „Wanderer" vom 8. Oktober 1850.
[2]) Rachel et la Tragédie. Paris 1859.

bald gemacht. Ende 1838 bezog sie bereits 20000 Franken, bald darauf wurden ihr Bezüge von 60000 Franken zugesichert, und nun wuchsen Geld und Ruhm unmäßig. 1840 machte sie ihre erste Tournee in die französische Provinz, 1841 ging sie zum ersten Male nach England und von da datiert wohl ihr internationaler Ruf. Auf dem Théâtre Français erschien sie zum letzten Male am 23. Juli 1855.

Sie hatte von Haus aus eine schwache Brust. Aber jedenfalls richtete sie sich durch ihre rastlosen Wanderungen und Anstrengungen in der Provinz und im Auslande frühzeitig zugrunde. Schon leidend ging sie im Sommer 1855 über London nach Amerika, mit ihrem Bruder Raphael als Impresario, der hierbei der spiritus rector gewesen sein wird. Ohne dort die erhofften Einnahmen gefunden zu haben, kam sie anfangs 1856 als eine Todgeweihte zurück und suchte nun Heilung zuerst in Aegypten, später, seit Oktober 1857, in Cannet bei Cannes. Ueber ihre letzten Stunden hat ein Augenzeuge berichtet, der Dr. Tampier.[1]) Sie starb, kaum achtunddreißig Jahre alt, am 3. Januar 1858, um 11 Uhr abends, als rechtgläubige Jüdin, die rituellen Sterbegebete klangen der Verscheidenden ins Ohr. Vorher hatte sie mit vollster Kaltblütigkeit ihr Testament gemacht und alle Anordnungen, die ihr nötig erschienen, getroffen. Dem Schmerze ihrer Umgebung gegenüber bewahrte sie ihre Heiterkeit, ein verlorenes Lächeln auf den Lippen. Es war ein Sonntag, Montag abend erfuhren die Pariser die Trauerkunde, unter dem Datum des Donnerstag, 7. Januar, ließ der „Figaro" eine Rachelnummer erscheinen, was als wahrer tour de force galt. Am Samstag kam der Sarg in Paris an, am Montag, den 11., es war trüb und regnerisch, war die Leichenfeier, der das ganze literarische und künstlerische Paris anwohnte. Ihr Vermögen belief sich, als sie starb, nach dem Notariatsakt, den ein Biograph abdruckt, auf 1274371 Franken 9 Centimes.

Die Bedeutung der Rachel in der Geschichte der französischen Schauspielkunst haben schon die Zeitgenossen erkannt: sie erweckte die klassische Tragödie der Franzosen für ihre Landsleute wieder zu neuem Leben und verlieh ihr durch die Macht ihres Talentes auch im Auslande einen ephemeren Glanz. 1838, als die Rachel erschien, beherrschte Victor Hugo mit seinem romantischen Theaterstück das Interesse des Publikums, und das „drame" hatte die „tragédie" verdrängt. Mindestens seit Talma war die klassische Alexandrinertragödie so gut wie abgestorben, die Rachel füllte den verödeten Saal der Comédie aufs neue.

Wir Nachlebenden stellen uns die Frage: wie hat sie ihre Wirkungen erzielt, d. h. wie hat sie gespielt? und die Vorfrage: wie waren ihre natürlichen Mittel, wie sah sie aus, Gestalt, Gesicht, Organ u. s. w.? Sicher ist, daß sie als junge Person eher häßlich als hübsch war und daß ein Kontrast zwischen ihrer Physis und ihrem tragischen Berufe bestand. Nach Th. Gautier waren ihre Hände so klein, daß sie kaum den Griff des tragischen Dolches umklammern konnten. Ein nicht zu großer, geschmeidiger Körper, ein metallreicher Kontraalt,

[1]) Dernières heures de Rachel. Paris 1858.

so findet sie ein Kritiker im Jahre 1850.[1]) Am charakteristischsten ist, daß man ihren „jüdischen Typus" hervorhebt, aber hinzufügt, daß er im Ausdruck der Leidenschaft fast antike Erhabenheit und Reinheit der Linien annähme; Horace Vernet, gewiß ein gültiger Zeuge, habe in ihr das Ideal einer Rebekka am Brunnen gesehen. Diesem letzten Urteil muß man sich anschließen, wenn man ihr Porträt von Ch. L. Müller, aus den ersten fünfziger Jahren, das als das beste gilt und von dem man bei Janin und in dem schönen Buche von Dacier „Le musée de la Comédie-Française" (Paris 1905) Reproduktionen findet, ein wenig studiert.

Ueber ihre Entwicklung als Künstlerin bringt die Witwe Samson eingehende Mitteilungen.[2]) Sie sind aber mit Vorsicht aufzunehmen. Danach suchte die Rachel nicht vor allem in den Charakter ihrer Rolle einzudringen, sondern war lediglich bemüht, sich die von ihrem Lehrer überlieferten Betonungen einzuprägen. Die Rolle der Aménaide im „Tancred" von Voltaire habe sie studiert, ohne das Stück zu kennen. So soll sie gelegentlich auch späterhin noch zu Werke gegangen sein. Also nur ein „perroquet (Papagei)"? läßt die Samson ihre Leser einwenden. Ja, ein perroquet, aber ein ganz seltener, ein ganz feinhöriger, wie ihn Samson in seiner ganzen Lehrtätigkeit kein zweites Mal getroffen habe. Nun schrieb die Samson ihre Erinnerungen im hohen Alter als Anwalt ihres Mannes gegen Janin, der das Verdienst des Lehrers an der Größe der Schülerin hatte ganz ausschalten wollen, und der Verdacht einer allzu subjektiv gefärbten Darstellung liegt nahe. Schon Samson selbst war seinerzeit mit einer Flugschrift gegen Janins Buch aufgetreten.[3]) Hören wir über diese Streitfrage, die auch allgemeinerer Bedeutung nicht entbehrt, einen unbefangenen Gewährsmann von hoher Autorität. Die Villa, in der die Rachel verstarb, war, wie man liest, Eigentum der Familie Sardou, und der alte Meister selbst mußte, so meinte ich, unsre Tragödin noch in guter Erinnerung haben. Und so war es auch.

„. . . Certes," heißt es in einem vom 25. Januar d. J. datierten Briefe Sardous an mich, und der berühmte Mann schreibt, so merkt man wohl, nicht ohne innere Erregung, „certes, j'ai de Rachel le souvenir le plus présent. Il est associé à mes premières émotions dramatiques. Des tous survivants qui ont pu l'applaudir, je suis peut-être celui qui a voué à sa mémoire le culte le plus fervent. Ne croyez pas, monsieur, ceux qui osent attribuer à son professeur la plus grande part de ses prodigieux succès. — Samson professeur instruit, lettré, intelligent n'a appris à Rachel que son **métier** — le maintien, la diction, la sobriété dans les gestes etc. — il n'a pas souffli à Rachel son génie. — Et l'assertion à laquelle vous faites allusion (Rachel sei ein ‚perroquet' gewesen) fait sourire celui qui a vu jouer le maître et

---

[1]) „Ostdeutsche Post", 20. September.

[2]) Rachel et Samson. Souvenirs de théâtre. 3. éd. Paris 1898.

[3]) Lettre à Monsieur Jules Janin. Paris 1859.

l'élève. Samson était un très grand comédien, railleur spirituel et fin, nasillard et lent, sans ombre de lyrisme, sceptique, rebelle à tout idéal, incapable d'exprimer des sentiments héroiques, surhumains et même passionnés. — Bref il était en art exactement le contraire de ce que fut Rachel. — Il a pu lui reveler l'âme antique, lui faire comprendre Médée et Hermione. C'est beaucoup et il faut lui en savoir gré. Mais si Rachel lui avait emprunté la façon de dire les vers de Racine, c'est pour le coup qu'elle avait été un perroquet! —

Rachel, ditez-vous, a-t-elle laissé dans l'art de l'acteur des traces durables?

Non, monsieur — son génie était trop personel. —"

Also: Rachels Genie war ihr eigenstes, persönliches, ohne Erben. Ein ganz unwissendes Mädchen, als sie erschien, besaß sie doch den Götterfunken, ohne den es keine große Menschendarstellung gibt, und gerade schauspielerisches Genie ist an Bildung nicht notwendig geknüpft, nicht einmal an hohe allgemeine Intelligenz. Samson und Rachel waren als Schauspieler, ihrer Art nach, Gegensätze. Diese war ein durchaus tragisches Naturell, jener holte sich Lorbeeren als exzellenter Molièrespieler. Was der Lehrer seiner Schülerin geben konnte, war die „Erklärung" der Rollen, vor allem aber das Aeußere des Handwerkes, Haltung, Deklamation und Aktion.

Sehen wir hier näher zu. Die kurze, aber schlagende Charakteristik, die Sardou gibt, stimmt zu Samsons eignen Anschauungen über das Wesen seiner Kunst, wie er sie vorgetragen hat in einer in kleiner Auflage gedruckten „Épître à Mlle. Rachel", und zu seinen Grundsätzen als Lehrer, wie sie die Witwe darlegt. Einerseits sind jene allgemeinen Kunstanschauungen stark verstandesmäßig gefärbt, berühren sich mit Diderots „Paradoxe sur le comédien", anderseits hatte Samson Talma, auch als Lehrer, genau gekannt und er hat dessen Art auf die Schülerin überliefert, die also auch in diesem Sinne Talmas Kunst fortsetzt. Samson, als ausübender Künstler zunächst in der Komödie und in ihrem Natürlichkeitsstile zu Hause, wollte nach Talmas Muster, daß man die Tragödie spräche, nicht sänge, Talma hielt auf das „médium", die mittlere Tonlage, und so konnte auch von der Rachel ein Kritiker sofort schreiben: während die alte Deklamation heule und grimassiere, wage sie allein einfach zu sprechen und steigere nur dort die Stimme, wo die Leidenschaft treibe. Hatte also Samson seine Schülerin nach diesen Grundsätzen im „Handwerk" erzogen, so ist das, was er ihr gegeben hat, wirklich viel, wie Sardou sagt. Auch Rachel wußte das wohl, das bezeugen ihre Briefe an Samson, mit dem sie ja noch bis 1853 studierte.

Im übrigen war ihre Kunst geschaffen für Blitzschläge, nicht für Seufzer. Man warf ihr oft Mangel an Zartheit vor. Ein wichtiges Geständnis, das bezeichnend ist für die Grenzen ihres Talentes, hat sie Legouvé gemacht, als sie sich seiner „Médée" versagte: Alles, was sich ausdrücken ließe durch Physiognomie, Attitude, „par une geste sobre et mesuré" (genau so spricht Sardou von „sobriété dans les gestes"!), das könne sie wiedergeben; aber alle äußere

Unruhe auf der Szene, Umherlaufen u. dgl., „vivacité extérieure", das sei nicht ihr Fall.

Von ihrer Art geben wieder Wiener Berichte aus dem Jahre 1850 ein ganz leidliches Bild. Sie vereine „die flammendste Leidenschaft mit der durchsichtigsten Klarheit der Mäßigung", aber die weichen, zärtlichen Gefühle kämen bei ihr zu kurz. Auf dem Höhepunkt des „Horace", im Monolog des vierten Aktes, erhebe sich die kleine, schwache, magere Gestalt zu einer fortreißenden Höhe der Begeisterung, ihr Gesicht verschönere sich, ihre Augen schienen größer und glühender, und die Stimme schlüge mit einer Fülle und Kraft ans Ohr, daß sie uns durchbebe, und doch brächte die höchste Ekstase keinen Ton, keine Bewegung, die nicht vollkommen schön und edel wären. Immerhin findet dasselbe Blatt, dem die letzten Urteile entnommen sind (Seyfrieds „Wanderer"), bei aller Bewunderung auch zu tadeln, rügt gelegentlich ihrer Darstellung der „Adrienne Lecouvreur" „das beständige grelle Modulieren der Stimme", auch sterbe sie „zu wahr". Aehnlich äußert sich über sie eine in ihrem kleineren Genre hochgefeierte Zeitgenossin, Ida Schuselka-Brüning, genannt die „deutsche Déjazet", in einem ungedruckten Briefe vom 2. Oktober 1850 an ihren Mann, Franz Schuselka, den Volksmann von Anno 1848. Sie redet da von „Kokettieren mit der Stimme" und von „gräßlich schönem Sterben" — Naturalismus, würden wir heute sagen.

Alle diese einzelnen Züge zusammengenommen verhelfen uns schon zu einer Vorstellung, und wir werden kaum fehlgreifen, wenn wir die Rachel für ihre Zeit eine „moderne" Tragödin nennen in dem Sinne einer Reaktion gegen den hergebrachten französischen Tragödenstil, von dem früher die Rede war, und vielleicht noch ein Stück darüber hinaus.

Corneille, Racine, Voltaire waren ihre Domäne, hier hat sie ihre Unsterblichkeit gefunden, für die einfach großen Vorwürfe des Altertums war sie geboren, und Paul de St. Victor schien es, daß in ihrer Darstellung die französische Tragödie die wirklich antike Größe gewonnen, die Airs der Entlehnung und Konvention abgelegt hätte. Im Modestück, dem „drame", erreichte sie nur in der für sie geschriebenen „Adrienne Lecouvreur" einen wirklichen Erfolg.

Paris ward viel zu klein für ihren Ruhm und für ihre — Kasse. In London, das sie seit 1841 wiederholt besuchte, speiste sie bei der Herzogin von Kent, ging zum Rennen mit dem Minister des Innern, Marquis Normanby, die Königin machte ihr Komplimente und überreichte ihr, als sie in Windsor spielte, ein Armband mit der Inschrift: „A Rachel Victoria reine." Im Winter 1853/54, in Rußland, verdiente sie 300 000, nach andrer Angabe 400 000 Franken.

Rachel als Charakter verdiente ein separates Kapitel. Ich kann hier nur wenige Punkte hervorheben. Am 19. Oktober 1841 schreibt sie, den ersten Teil ihrer Existenz hätte sie verdorben durch „étourderies de jeune fille", aber es sei noch Zeit, den Schaden wieder gutzumachen. In dieser Zeit, wo sie sich doch schon im Ruhm sonnen durfte, ist sie noch bescheiden. Und wenn auch ihr Selbstgefühl sehr ansteigt, wenn sie sich als Königin des Theaters fühlt, so sind doch alle diese Aeußerungen mit einer leichten ironischen Färbung gegeben, die

entwaffnet. Noch mehr. 1852 spielt sie im Neuen Palais in Potsdam vor den Fürstlichkeiten. Sie erfährt von diesen die höchsten Ehren, der anwesende Zar Nikolaus läßt sie nicht aufstehen, als er zu ihr tritt. Da sagt sie sich, nicht Talma, nicht die Mars, ihre glorreichen Vorgänger, hätten ähnliches erlebt, und wenn sie das überlege, müsse sie wohl sehr glücklich sein, aber doch eher gut gegen alle als stolz, denn wenn sie auch einiges sich selbst verdanke, so hätten doch die Umstände sie sehr begünstigt, sie, die arme Rachon. So schreibt sie damals nach Hause.

Man liest überall, daß sie großen Wert aufs Geld gelegt hat, ja es ist geradezu von ihrer unersättlichen Geldgier die Rede, so daß sie sich auf Parforcetouren durch Städte und Länder ruinierte. Aber viel war da gewiß ihre Familie schuld, und geizig war sie nicht, wenn auch „avide", so doch nicht „avare", wie es in der früher erwähnten „Figaro"-Nummer heißt.

Insofern war sie gewiß ein Theaterblut durch und durch, als sie sich, verwöhnt durch die Gunst des Publikums, bald für die „Einzige" am Théâtre Français hielt. Sie war eifersüchtig auf Mlle. Plessy und alle andern. Das Theater war eben neben der Liebe zu ihrer Familie, zu ihren Kindern vor allem — ausgebildeter jüdischer Familiensinn! — ihre einzige und wahre Liebe, und sie wollte auch wieder der einzige Günstling ihrer Muse sein.

Für das hier gezeichnete Bild konnten die Briefe der Rachel die Farben liefern — die sicherste Quelle der Erkenntnis für den Biographen, wie sie am vollständigsten D'Heylli (A. E. Poinsot) in seinem 1882 erschienenen Buche: „Rachel d'après sa correspondance" mit andern wichtigen Materialien vereinigt hat. Diesen köstlichen Briefen gebührt aber auch an sich schon ein Ehrenplatz in der Briefliteratur — mit der Rechtschreibung freilich steht Rachel bis an ihr Ende auf Kriegsfuß, Satzzeichen kennt sie kaum. Wo sie sich mehr Zeit läßt — und das ist glücklicherweise oft der Fall — gibt sie prima vista abgerundete Bilder von ihren Fahrten, wie der geborene Schriftsteller, der Ausdruck ist getaucht in kräftige Bildlichkeit, drastische Interjektionen und Wendungen bringen den ganzen Erdgeruch einer Urnatur. Sie konnte liebenswürdig sein, unwiderstehlich in natürlicher Anmut und Heiterkeit, die einen Grundzug ihres Wesens bildeten, aber auch boshaft — Epigramme, denen nur das Gewand des Verses fehlt, gibt's die Fülle in dieser Korrespondenz. Aber wieviel Zartes auch, Wehmütiges, Leid- und Freudvolles! Begänne man hier mit Zitaten, so wäre so bald kein Aufhören.

Wir müßten uns wundern, wenn die umjubelte Frau nicht auch Gegner gefunden hätte. Die einen griffen sie als Jüdin, die andern als Französin an. Allen diesen Toren hat das Gedicht von Bauernfeld geantwortet, das in ihrer Wiener Abschiedsvorstellung vom 5. Oktober 1850 verteilt wurde und von dem ich die Apostrophe noch hersetzen will:

... Du wunderbares Weib,
Das du die Sprache jeden Volkes sprichst:
Des Herzens Sprache, der Natur, der Schönheit —.

Der Umschwung in China

Von

Graf de Pouvourville

ehemaligem Attaché beim Gouvernement von Französisch-Indochina, Mitglied des Obersten Rates für die französischen Kolonien

Ich muß zu Anfang dieser kurzen, auf genauen Beobachtungen fußenden Studie, in der die entgegengesetzten Bestrebungen der „alten Chinesen" und der „jungen Reformer" geschildert werden, mit wenigen Worten daran erinnern, daß die letzte, tiefe Ursache der gegenwärtigen, verschiedenen Zielen zustrebenden Bewegungen in der Tatsache liegt, daß eine fremde Dynastie den Thron des Himmlischen Reichs innehat und daß die Chinesen des Nordens, die mit der gegenwärtigen Lage — aus der sie manche unmittelbare Vorteile ziehen — eher zufrieden sind als die andern, nicht in ebensolchem Grade „Chinesen" sind wie die des Südens.

Tatsächlich trägt der Chinese des Nordens, der an die Nachbarschaft, an die Anwesenheit, an den Vorrang des kaiserlichen Geschlechts und der Familien, die es stützen, gewöhnt ist, der selbst aus dieser Herrschaft Nutzen zieht und sie mit einer Dosis von Philosophie hinnimmt, die im entsprechenden Verhältnis zu dem Werte der ihm daraus erwachsenden Vorteile steht, in politischer und gouvernementaler Hinsicht sein Schicksal mit Ergebenheit. Der Chinese des Südens, der keine tägliche und fortwährende Berührung mit den Leuten und den Dingen des Kaiserreiches hat, der die Assimilation weder befördert noch vollzogen hat, der von der Mandschuregierung nur die außerordentlichen kaiserlichen Gesandten kennt, ist seiner Sinnesart, wenn nicht der Tat nach, ein Unzufriedener; er hat den Schatz der alten Traditionen ganz unversehrt bewahrt; er ist ein Unversöhnlicher; er wirft den Mandschus vor, daß sie nicht auf seinem Heimatboden geboren sind und die Bräuche und die ererbte Wesensart seiner Rasse nur in unvollkommenem Maße angenommen haben; und er grollt dem Chinesen des Nordens, daß er in seinem Tun, wenn nicht in seinen Anschauungen erlahmt ist, das Ausland in seinen ererbten Wohnsitz eingelassen hat und als ungetreuer Verwalter die Einmischung des Nachbarn in die Regierung des Landes ruhig duldet.

Man sieht somit deutlich, daß, wenn der Chinese des Nordens auch kein unlenksamer Chinese ist, er ebensowenig ein Verräter seiner Rasse ist. Er ist vor allem träge; ehrerbietig gegen die Mandschuregierung, unter der er es in jeder Hinsicht gut hat, begleitet er nichtsdestoweniger jene, die sie erschüttern und zu stürzen trachten, mit allen seinen guten Wünschen. Die Aufstände des Südens gegen die Dynastie Ta Ching finden in den Chinesen des Nordens aufmerksame und von Sympathie beseelte, wiewohl unbewegliche Beobachter. Der geheime Antagonismus zwischen dem Norden und dem Süden gibt also die Haupt-

erklärung für den zwiespältigen Zustand, in dem sich heute die Rasse und die Dynastien einander und beide zusammen den Fremden gegenüber befinden.

*

Endlich kann man Klarheit darüber gewinnen, nicht nur was für Pläne die chinesischen Reformer hegen, sondern auch wie sie sie zu verwirklichen beabsichtigen und welche täglichen Mittel sie zur Verbreitung ihrer Ideen und ihres Einflusses anwenden. Ich werde niemand überraschen, wenn ich sage, daß ihr Ziel und ihre Methoden sich in keiner Weise mit den machiavellistischen und sehr europäischen Plänen decken, die ihnen die Propheten von „Chinas Erwachen" willkürlich untergelegt haben, welche den Hauptfehler hatten, daß sie weder die Chinesen noch das Chinesische kannten. Nachdem ein achtjähriger Aufenthalt an den Grenzen der französischen Besitzungen und in den Vizekönigreichen des Südens mich nicht in den Stand gesetzt hatte, alle Fäden einer so geheimen und übrigens unaufhörlich erneuerten Organisation zu erfassen, haben Freunde von mir an Ort und Stelle die Arbeit, die ich begonnen hatte, fortgesetzt und haben mir soeben, mit der letzten Post, die merkwürdigen Ergebnisse mitgeteilt. Wir werden nicht erstaunt sein über die allgemeine Geistesrichtung, die diese Enquete an den Tag bringt, aber wir werden dennoch unaufhörlich überrascht sein von dem Scharfsinn und mehr noch von dem logischen Geist und der Verschwiegenheit, die bei einem so schwierigen und verwickelten Werke unentbehrlich sind. Aber ehe ich diese völlig neuen Aufschlüsse in ganz unparteiischer Weise mitteile, muß ich mit besonderem Nachdruck hervorheben, daß die Taktik der chinesischen Reformer eine zweifache und entgegengesetzte ist, je nachdem sie diesseits oder jenseits unsrer Grenzen geübt wird, und daß man diese fundamentale Verschiedenheit stets vor Augen haben muß, um die Situationen richtig beurteilen, Vorteil daraus ziehen und gegebenenfalls uns selbst aus ihnen herausziehen zu können.

*

In China hat die Reformbewegung jetzt das einzige Resultat erreicht, das sie je erstrebt hat, weil sie weiß, daß von diesem alle andern abhängen: es handelt sich um den Zusammenschluß der Provinzen des Kaiserreiches zu einem einzigen — nicht politischen, sondern sozialen und intellektuellen — Ganzen, derart, daß der Chinese des Südens endlich begreife, was er bis jetzt noch nicht begriffen hat, nämlich daß es in einer Rasse, so zerstückelt sie scheinbar auch sein und so sehr sie in Wirklichkeit und durch Atavismus der Anarchie zuneigen mag, es Interessen erster Ordnung gibt, die alle Bürger des Reiches in gleichem Maße berühren.

Das war in China niemals vorgekommen; heutigestags ist es erreicht. Alle Bemühungen der Reformer und ihrer Vereinigungen haben bis jetzt nur darauf hingezielt. Vor kurzem betrachtete die chinesische Regierung die Lage noch mit Ruhe; durch zahlreiche Eifersüchteleien, bisweilen durch wilden Haß voneinander getrennt, lebten die Provinzen in einer nahezu vollständigen Isolierung.

Die Aufstände konnten rasch unterdrückt werden; da sie einzig durch unbeliebte Steuern hervorgerufen wurden, brauchte man im Notfall, bei ernstlicher Gefahr, nur die letzteren aufzuheben, um die Ruhe wiederherzustellen. Heute sind diese Zeiten für immer vorbei; die kaiserliche Zensur kann trotz ihrer Strenge nicht alle Nachrichten aufhalten, und wir wissen, daß gegenwärtig acht Provinzen von den Truppen der Revolution durchzogen werden.

Ganz zu Anfang hatte man an vereinzelte Aufstände ohne jeden Zusammenhang untereinander gedacht; man hat aber diese Ansicht nicht aufrechterhalten können. Die höchsten Vertreter des Kaisers verhehlen ihre Befürchtungen nicht; manche Vizekönige lehnen die oberste Leitung reicher Provinzen ab, nicht aus Gesundheitsrücksichten, sondern um nicht die Verantwortung für eine Revolution auf sich zu nehmen, die, wie sie überzeugt sind, in nächster Zeit kommen und ohne Zweifel siegreich sein wird.

Die Einigung in den Anschauungen der chinesischen Rasse ist also über die Grenzen der Provinzen und die Autorität der Gouverneure hinweg zustande gekommen; das hatte sich eine revolutionäre periodische Schrift, die in ganz Zentralchina in unzähligen Exemplaren verbreitet wurde, zur Aufgabe gemacht und hat es erreicht. Vor vier Monaten wurde der Appell an die „bewaffneten Gesellschaften" gerichtet durch eine Proklamation, die mit dem symbolischen Namen „der General Long" unterzeichnet war, was heißen soll „der große Drache" oder die Gesamtheit der Rasse, die den Drachen zum Sinnbild genommen hat.

Welches politische Prinzip, welche feierliche Forderung liegt nun dieser furchtbaren und völlig unerwarteten Koalition einer Rasse zugrunde, die innerhalb ihrer Landesgrenzen beinahe eine halbe Milliarde menschlicher Wesen zählt? Die künftige Revolution und die gegenwärtige Einigung haben zur Grundlage den Sturz der regierenden Mandschudynastie und ihre Ersetzung durch irgendeine beliebige Dynastie, die aber von rein chinesischer Herkunft sein muß; und in einem sehr deutlichen historischen Symbolismus, dessen sich die Reformer und das ganze Volk klar bewußt sind, haben die gegenwärtigen Aufständischen als Feldgeschrei die Inschrift gewählt, die im Kriege der Taiping auf den Fahnen der Aufständischen prangte: „Nieder mit den Tsing! Hoch die Ming!"

In den verschiedenen antidynastischen Parteien herrscht eine fortwährend reger werdende Tätigkeit: Waffen und Munition werden trotz den kaiserlichen Zollämtern in China eingeführt; zwei Hauptplätze für die heimliche Einfuhr befinden sich vor den Toren von Tonking, der eine in Kownlown, ein andrer gegenüber Laokai. Die gleichzeitige Erhebung in mehreren Provinzen verhindert die Bildung einer Kolonne, die stark genug wäre, um einen entschiedenen Erfolg davonzutragen. Außerdem sind trotz den gegenteiligen Behauptungen der militärischen Mandarinen sehr ernste Zeichen von wankender Treue unter den Truppen, auf die der Kaiser am meisten zählen konnte, den nach europäischer Art ausgebildeten Brigaden, wahrzunehmen gewesen.

Es ist jetzt genau zwei Monate her, daß der Mann, der unbestritten der

Führer der antidynastischen Bewegung in Zentralchina ist, Sun-ya-tsen, wieder auf der Bildfläche erschienen ist. Er ist von Singapore zurückgekehrt, wo er alle seine Vorbereitungen getroffen hatte, um die Beseitigung des gegenwärtigen Regimes zu versuchen und eine große Armee zu unterhalten. Die revolutionäre Bewegung, die durch Tuan-fan und durch Chang-ching-tung niedergehalten worden war, hat sich seit der Rückkehr Sun-ya-tsens verschärft, und wir haben ganz Kwangtung und die ganze Insel Hainan, während er dort durchkam, sich gegen die Dynastie erheben sehen. Diese Wirren sind noch nicht beigelegt, und schon beginnen andre im Sz'tschwan. Von allen Seiten bedrängt, hat die chinesische Regierung zum Vizekönig der beiden Kwangprovinzen den Minister des Verkehrswesens, den berühmten, schrecklichen Sam-tcheong ernannt. Dieser kündigt an, daß er im Namen des Kaiserreiches (lies: der Partei des Rückschritts) gegen die Rebellen einen ununterbrochenen und erbarmungslosen Kampf eröffnen werde. Welche der beiden Parteien wird den Sieg davontragen? In China selbst erklärt man, daß man es nicht wisse; aber man behauptet, daß die Partei, die besiegt werden wird, diejenige sein wird, die an die fremden Mächte appellieren wird, um die höchste Macht zu erringen oder zu erhalten.

Hier ist es nun von Wichtigkeit, die tiefgehende Veränderung der chinesischen Sitten und zu gleicher Zeit den Einfluß der Worte und die außerordentliche Geschicklichkeit Sun-ya-tsens zu betrachten.

*

Dieser Reformator, dieser Volksführer weiß, daß die Geschichte nur eine Reihe von Wiederholungen ist; er kennt die Geschichte der chinesischen Nationalaufstände, und er will nicht, daß sie sich wiederholt. Der Krieg der Taiping fand erst sein Ende, und der chinesische Kaiser, den in Nanking einzusetzen durch ihn gelungen war, wurde erst gestürzt durch das Eingreifen der fremden Mächte in die Angelegenheiten des Kaisertums und besonders durch das energische militärische Vorgehen des berühmten Gordon. Ohne Europa und besonders ohne die Engländer würde die Mandschudynastie schon vor sechzig Jahren aufgehört haben zu regieren und die Rasse würde zugleich ihr „Gesicht" und ihre Integrität wiedergewonnen haben. Solche Lehren sind nützlich.

Heute haben Sun-ya-tsen und seine Mitarbeiter ein doppeltes Resultat erreicht, nämlich erstens, daß das chinesische Volk sich genügend auf sich selbst besonnen hat, um das Ausland nicht mehr zu Hilfe zu rufen und um nicht mehr zu dulden, daß es von seinen Mandarinen oder selbst von seinem Kaiser zu Hilfe gerufen werde; und zweitens, daß die Bildung der Reformpartei derart ist, daß die Ausländer der weißen Rasse bei ihr mehr Sicherheit finden und ebenso im Falle ihres Sieges finden würden, als die gegenwärtige chinesische Regierung ihnen gewähren kann.

Die Mandschudynastie ist heute der Sündenbock für alle Beschwerden, die nicht nur das chinesische Volk, sondern Europa selbst gegen den Hof und die Mandarinen erheben kann. Davon ist gegenwärtig die ganze gelbe Rasse

überzeugt: das ist das Ziel, welches die Partei, die sich noch einige Zeit lang die revolutionäre Partei nennt, aber sich sehr bald die nationale Partei nennen wird, schon seit so langer Zeit verfolgt und heute erreicht hat. Dieser Feldzug, der mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit den chinesischen Geist aufgerüttelt hat — den man für tot hielt und der nur unbeweglich war —, dieser Feldzug ist in der denkbar kürzesten, klarsten und wunderbarsten Weise in einer von Sun-ya-tsen persönlich unterzeichneten pamphletartigen Proklamation zusammengefaßt, die in allen Pagoden und an allen offiziell für die kaiserlichen Erlasse reservierten Plätzen in allen Gemeinden des Kaiserreiches angeschlagen worden ist und von der mir soeben ein Exemplar zugegangen ist: sie ist ein Wunder von Methode im Zerstören und von Klarheit im Wiederaufbauen.

„Die wahre Lösung der chinesischen Frage" — so lautet der Titel des Schriftstückes — weist mit Hilfe historischer Beweise darauf hin, daß die Ausländer erst seit der Thronbesteigung der Mandschudynastie in China verfolgt und aus China verjagt worden sind. Die Tchou, die Han, die Ming gewährten den Nestorianern in Tsinanfu, den Buddhisten im ganzen Süden und den Katholiken in Peking und selbst in den Jamen und an den Stufen des Himmlischen Thrones Aufnahme; aber das waren chinesische Dynastien. Nur die Dynastie der Tsing hat die fremden Religionen und die Menschen der weißen Rasse verfolgt und hat China jedem Fortschritt und jeder Industrie verschlossen. Wie könnten also heute die Europäer, die die Vergangenheit kennen, mit ihren Wünschen und ihren Waffen eine Macht unterstützen, die ihnen immer feindlich gesinnt war und die noch in den letzten Zeiten mit allen Kräften die grausame Boxerbewegung ins Leben rief?

Die Logik dieser Gedanken ist gut, und sie hat nicht nur die Chinesen, sondern auch die Engländer überzeugt, deren Gefühle gegenüber den Reformern sichtlich sympathisch und allen bekannt sind. Aber es kommt dazu ein Gebot, das einen Beweis für die hohe Spannweite von Sun-ya-tsens staatsmännischem Talent liefert und das ihm ohne Zweifel die wohlwollende Neutralität verschaffen wird, die er von Europa fordert. Wenn die Weißen neutral bleiben, wie anderseits die Rückschrittspartei — das heißt die herrschende Dynastie — fremdenfeindlich ist, so soll die Reformpartei liebreich gegen die Ausländer sein und „von jetzt ab" darüber wachen, daß ihnen kein Leid und kein Schaden zugefügt wird. Was die Dynastie für die Ausländer niemals hat tun können, tut Sun-ya-tsen jetzt schon. Dieser triumphierende Stolz ist berechtigt. In den Gegenden, die der Schauplatz der Unruhen sind, denken die kaiserlichen Truppen nur an die Flucht und an die Plünderung, die ihr vorausgehen soll; die revolutionäre Partei hat Freiwilligenkorps gebildet, welche die Aufgabe haben, den von den Fremdenfeinden bedrohten Ausländern zu Hilfe zu kommen: diese Freischaren haben sich bereits in Marsch gesetzt. In Kwangtung marschieren diese Freiwilligen beim ersten Alarm, bei der ersten Andeutung von beginnenden Unruhen — die von den fremdenfeindlichen und unbesoldeten kaiserlichen Kontingenten hervorgerufen werden — nach den europäischen Quartieren, umzingeln

sie und beschützen ihre Bewohner. Jeder Fremdenfeind wird ohne Gnade geopfert, und die durch die Vertreter der verfassungsmäßigen Autorität gefährdete Ordnung wird zum gemeinsamen Besten der Chinesen und der Weißen durch die Partei der Rebellen wiederhergestellt. So rechnet Sun-ya-tsen darauf, daß Europa Sympathie haben wird für die Partei, die durch Tradition und durch unmittelbare, handgreifliche Beweise sich immer als Freund aller Völker und aller zivilisierten Regierungen gezeigt hat und es zu bleiben gedenkt.

Doch etwas andres will er nicht, und er wünscht entschieden, daß die Revolution, die er mit soviel Geduld und Scharfblick vorbereitet, ausschließlich chinesisch sei; er hat eine nationale Bewegung gefördert, und um Erfolg zu haben, muß diese Bewegung vom Anfang bis zum Ende national bleiben. Uebrigens würden die Chinesen die Einmischung andrer gar nicht mehr dulden. Das Heil Chinas liegt allein in den Händen seiner Kinder.

Die Revolution — so schließt der Mann, der in Hongkong schon der „chinesische Washington" genannt wird — wird sehr kurz und sehr blutig sein: sie wird „mit einer neuen Aera und mit einer glänzenden Perspektive in den Augen der ganzen Welt enden". Ihre erste Stunde wird schlagen, wenn der Hof von Peking, unfähig, sich selbst zu retten, die Heere der Ausländer in frevelhafter Weise gegen die Kinder des großen Vaterlandes zu Hilfe rufen wird, um den Versuch zu machen, seine Macht und seine Existenz zu schützen.

Lassen wir ein für allemal die Wahrheit über den Haß gegen Ausländer wieder durchdringen, von dem, wie behauptet wird, alle Chinesen erfüllt sein sollen. Ich gelange zu ganz entgegengesetzten Behauptungen — nicht nur nach meiner eignen achtjährigen Erfahrung, sondern auch nach den allerjüngsten Berichten der Mandarine in den freien Häfen Chinas, nach den vernünftigen Anschauungen der „Jungchinesen", der kaiserlichen Beamten, die in großer Zahl in den chinesischen Gesandtschaften in Europa angestellt sind, und nach den wohlbegründeten Urteilen von Freunden, die ich drüben in Ostasien gehabt und dort zurückgelassen habe.

Aus diesen Beobachtungen der nationalen Seele oder vielmehr ihrer ethnischen und sozialen Wünsche ergibt sich nun die doppelte, beruhigende Tatsache, daß die fremdenfeindliche Bewegung eine dem revolutionären Element fremde und antipathische ist und daß, falls diese fremdenfeindliche Bewegung an einigen Stellen einige schwache Aussichten auf einen vorübergehenden Erfolg haben sollte, unter allen Völkern der weißen Rasse die Franzosen am meisten Grund zu der Zuversicht haben würden, daß sie dabei allen Gefahren entgehen und vollständig ungeschädigt bleiben würden.

Man wird vielleicht begierig sein, die Beweggründe für eine Haltung kennen zu lernen, die wir uns nach so vielen düsteren Prophezeiungen gar nicht erwartet haben.

Es gibt Fremdenhasser: es gibt deren sogar eine ziemlich große Anzahl, aber sie sind nicht da, wo schlecht unterrichtete Leute sie vermuten. Die Fremdenhasser sind alle, ohne Ausnahme, unerschütterliche Feinde aller Aenderungen

aller zivilisatorischen Vervollkommnungen, welche die Europäer mit sich bringen und in den Augen des Volkes symbolisieren. Sie sind also das völlige Gegenteil der revolutionären Partei, die nur an Reformen denkt.

Tatsächlich gibt es keine Fremdenfeinde unter den Revolutionären; sie gehören alle zu den Parteigängern des gegenwärtigen, unbeweglichen und veralteten Standes der Dinge. Das wird diejenigen nicht in Erstaunen setzen, die wissen, was die Boxer waren und wer ihnen die Waffen in die Hand gegeben hat.

Es gibt dafür noch einen andern Grund: Die Reformpartei muß, um zu siegen, den alten, grausamen Apparat, mit dem die regierende Dynastie sich verteidigt, zertrümmern; für eine so schwere Aufgabe hat sie alle ihre Kräfte und sogar die Hilfe oder wenigstens die wohlwollende Neutralität der weißen Truppen nötig. Die Führer der Reformbewegung wissen das wohl; wie wäre es also denkbar, daß sie darauf ausgingen, eine an sich schon genügend bedenkliche Lage noch dadurch zu verschlimmern, daß sie die fremdenfeindliche Bewegung begünstigen und sich so alle europäischen Streitkräfte auf den Hals hetzen? Das wäre ein grober taktischer Fehler, den zu begehen die chinesische Schlauheit vollständig unfähig ist.

Es gibt übrigens historische Beweise für das, was ich hier auf die Autorität meiner Gewährsmänner hin behaupte: ohne auf die Boxeraffäre zurückzukommen, selbst ohne Schlüsse daraus zu ziehen, daß die Aufstände und die Metzeleien gegen die Europäer durch einen unglücklichen Zufall immer an Stellen stattgefunden haben, die unbestritten der kaiserlichen Autorität unterworfen sind, ist zu bemerken gewesen, daß bei den Wirren in Kanton im verflossenen Jahre, wo einige Zeit lang die Aufständischen siegreich waren, die Wohnungen und das Leben der Europäer durch Soldaten der Revolution bewacht und beschützt worden sind.

Wir werden früher als man glaubt zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Weißen, wenn sie auch häufig genug die Erlasse und die Launen der offiziellen Autorität zu fürchten haben, im Laufe selbst der ernstesten Bewegungen niemals von den Revolutionären direkt bedroht werden. An dem Tage, an dem dies anerkannt werden wird, kann man sagen, daß die chinesische Dynastie nicht mehr lange zu leben haben wird; denn unsre Minister und unsre Truppen werden dann den inneren Streit von den Chinesen selbst austragen lassen. Für diesen Tag wird denn auch schon im voraus gearbeitet und vorgesorgt, und man kann sagen, daß die schützenden und einschränkenden Befehle der Führer der Reformbewegung darauf hinstreben, diesen Tag sobald wie möglich herbeizuführen.

Er wird kommen, wenn die Ungeduldigen und die Fanatiker unschädlich gemacht sein werden; denn solche gibt es in China wie anderswo, und sie sind im Verein mit den undisziplinierten, zügellosen Soldaten des kaiserlichen Heeres die stärkste Stütze für die Sekte der Fremdenhasser. Die größte Sicherheit werden am Tage der großen Umwälzung diejenigen genießen, die in einer Gegend wohnen,

welche in der unbestrittenen Gewalt der Reformer ist, und die letzten Fremdenfeinde werden in dem nationalen Sturm, der die Tsing wegfegen wird, verschwinden.

*

Gegenwärtig zählt das chinesische Reich für die wirtschaftliche und soziale Aufgabe, die es sich stellt, für die Erneuerung der alten Prinzipien zu einem neuen Ziele, immer und immer wieder die Kräfte, die Zahl und die Tugenden aller seiner über die ganze Welt verstreuten Kinder. Es hat nicht unrecht, fest auf sie zu bauen, denn die traditionelle Solidarität und der ausschließlich ethnische Patriotismus der gelben Rasse bewirken, daß ihre Vertreter trotz der Zeit und den Entfernungen unfehlbar dem Heimatlande treu bleiben. Die Propaganda, die das Reich auf diese Tatsache hin macht, richtet sich nicht nur an die zuletzt Ausgewanderten, denen gegenüber unser europäisches Empfinden sie noch für natürlich und aussichtsvoll halten würde, sondern auch an die entferntesten und ältesten Sprößlinge einer Rasse, die durch die Jahrhunderte zerbröckelt worden ist und die sich reformiert und sich wieder zusammenzuschließen weiß trotz den Hindernissen der Zeiten, der Entfernungen und der verschiedenen Arten äußerer Bildung.

Der Appell an die Chinesen von reinem Blut ergeht durch offiziöse Botschaften, die, ohne daß jemand etwas davon anzumerken ist, von Missionen oder offiziellen Persönlichkeiten überbracht werden, deren Korrektheit man nicht verdächtigen und deren Gepäck man nicht untersuchen kann. Es geschieht — das geht doch über den Spaß, würde unser unsterblicher und dennoch verstorbener Lassouche sagen — durch ein chinesisches Geschwader, das in den östlichen Meeren allen asiatischen Regierungen und Nationen, insbesondere jenen, die in ihrem Lande bedeutende chinesische Kolonien beherbergen, eine Reihe von Höflichkeitsbesuchen macht. Unter diesen Umständen konnte, ganz ebenso wie die malaiischen Inseln, die Straits Settlements und Ceylon, auch Französisch-Indochina nicht verfehlen, ein lockendes Objekt für die chinesische Courtoisie zu bilden: und tatsächlich hat die Reihe der Höflichkeiten in Saigon begonnen und ebenso die nebenhergehende Reihe der geheimen Beeinflussungs- und Propagandamanöver.

Es ist selbstverständlich, daß die Offiziere des im Flußhafen von Saigon vor Anker liegenden chinesischen Geschwaders sich durch ihre außerordentliche Unbefangenheit als die würdigen Söhne der beredten und verschwiegenen Mandarine gezeigt haben, die bis zum achtzehnten Jahrhundert den Stolz des Landes der Han gebildet haben. Sie haben sich nur mit Begrüßungen, Toasten und zeremoniellen Bewillkommnungsformeln, mit Beglückwünschungen und Danksagungen für die tadellose Aufnahme, die man ihnen zuteil werden ließ, befaßt; aber während diese Würdenträger derart nach außen hin Glanz verbreiteten, vollbrachten die von der Kaiserin mitgesandten anonymen Schriftkundigen ihr Werk im schützenden und unantastbaren Schatten der Kriegsschiffe, denen wir einen so liebenswürdigen Empfang bereiteten. Und so flog der Aufruf an die Gelben von der kaiserlichen Flotte hinaus in der Gestalt von Manuskripten, Briefen und

Zirkularen, unter deren Text das Siegel des Drachen mit den fünf Krallen prunkte. Damit keine Empfindlichkeit verletzt werde, kein Mißton das Fest störe, kamen die Papiere und die Aufrufe erst am Tage nach dem Abend zum Vorschein, an dem die Flotte des Himmlischen Reiches die Anker gelichtet hatte; und einige chinesische Offiziere, denen hoffentlich in ihrem Lande diese naive Verwahrung nicht angerechnet werden wird, befanden es für gut, den Franzosen — den Freunden und Verbündeten — zu erklären, daß das Geschwader und sein Besuch in keiner Weise dafür verantwortlich gemacht werden dürfe in dem übrigens völlig unwahrscheinlichen Falle, daß irgend etwas Besonderes in der chinesischen Kolonie zu bemerken sein würde! Beamte sind in Saigon selbst von dieser zuvorkommenden Aufmerksamkeit unsrer Gäste im Augenblick ihrer Abfahrt in Kenntnis gesetzt worden. Das Besuchsgeschwader war also vollkommen unterrichtet über seine geheime Rolle und über das, was es beauftragt war, an allen Handelsplätzen niederzulegen. Ueber das, was es für die Chinesen in Kochinchina zurückgelassen hat, ist folgendes zu bemerken:

Der Pekinger Appell an die in Kochinchina wohnenden Söhne Hans ist eine Art Proklamation, in der diese freiwillig Verbannten daran erinnert werden, daß sie noch immer einen Teil des großen Vaterlandes bilden und daß sie ihm mehr schulden als die Pietät tatenloser und leerer Gedanken. Die Chinesen, die das Land ihrer Ahnen verlassen haben, sagt das Schriftstück, sind überall auf Völker gestoßen, die ihnen an physischer Ausdauer und an Regsamkeit im Handel und in der Industrie nachstehen; sie haben sich überall durch ihre Gemeinschaften eine Ausnahmsstellung geschaffen: wenn auch der Grund und Boden in manchen Ländern im allgemeinen noch im Besitze der Eingebornen sind, so ist hingegen das Geld, das Kapital zum großen Teil in den Händen der chinesischen Gesellschaften. Der Reichtum, der Einfluß dieser Hunderttausende von Menschen, ihr Mut, ihr Unternehmungsgeist, ihr „Beschlaglegen" — um dieses Wort zu gebrauchen — auf diese großen und reichen Länder sind eine unberechenbare Macht.

Es ist nicht unzweckmäßig für China, aber es ist weder für uns angenehm, noch uns gegenüber klug, derartige Gedanken in unsern Chinesen wachzurufen, besonders wenn man weiß, daß sie ehemals den ganzen Alkoholhandel in Beschlag genommen haben und heute den ganzen Reishandel an sich reißen.

Nachdem der Sendling des Pekinger Hofes die echten Chinesen deutlich auf ihre mächtige Stellung hingewiesen hat, läßt er sie wissen, daß der „Sohn des Himmels" von ihnen erwartet, daß sie diese Stellung und die ganze Macht, die ihnen daraus erwächst, in den Dienst des großen Vaterlandes stellen, und daß sie so angelegentlich, als wenn sie es niemals verlassen hätten, alle seine Interessen verteidigen und in allen Gefahren zu ihm halten. Welches sind nun diese Gefahren? Die eine hat ihren Ursprung in der allzu großen Geschwindigkeit, mit der manche den Weg zum Fortschritt und zu den Reformen zurücklegen wollen; die zweite rührt von dem Vorhandensein von Aufrührern und Störenfrieden her, die im Reiche Unruhen hervorrufen und die von allen als Ehrlose betrachtet und überall hinausgejagt werden müssen — dieses Verfahren würde uns sogar recht nützlich

sein, wenn es gegen die der Anarchie Vorschub leistenden Emissäre angewendet würde, die man bisweilen in den der tonkinesischen Grenze benachbarten Gegenden findet. Doch die dritte Gefahr — die in dem Schriftstück wörtlich als „die große Sorge, die im Palais der Kaiserin-Mutter herrscht", bezeichnet wird — das ist der mächtige Nachbar, der einzige, der China bedroht, der wirkliche und nahe Feind. Dieser Feind ist Japan. Japan ist es, „das dem Erbe der Han, der Thang und der Tsing die Länder Korea, Formosa, die Mandschurei genommen hat und das die Suprematie des alten Landes der Tchou niedergeworfen hat".

Man kann jetzt nicht mehr an der Erbitterung und dem tiefen Hasse zweifeln, die durch die jüngsten Errungenschaften Japans — Errungenschaften, die alle auf Beraubungen Chinas beruhen — in den maßgebenden Kreisen des Reiches und im ganzen Umkreis des chinesischen Landes hervorgerufen worden sind. Ich hatte darüber seinerzeit, trotz des allgemeinen Unglaubens, schon einige kurze Beobachtungen mitgeteilt, die durch diese offizielle Proklamation in merkwürdiger Weise bekräftigt werden: zwischen den beiden, in Zukunft feindlichen Brüdern ist eine täglich tiefer werdende Kluft entstanden. Und gegen diesen gefürchteten und vielleicht todbringenden Gegner will China von nun an die Rachbegierde wecken und die Herzen und Arme aller seiner Kinder, selbst der entferntesten und vergessensten, wappnen.

China will Japan nichts schuldig sein, und es will wiedergewinnen, was Japan ihm geraubt hat. Und zu dieser nationalen Wiederherstellung und dieser nationalen Wiedererringung des „Gesichts" ruft es alles in der ganzen Welt auf, was einen Tropfen chinesischen Blutes in den Adern haben kann.

*

Die Reformer, die da, wo sie der kaiserlichen Macht gewachsen oder überlegen sind, mit Kühnheit und ganz offen vorgehen, benutzen da, wo sie in der Minderzahl sind und in den unter fremder Herrschaft stehenden Ländern die versteckteften Mittel und die krummsten Wege. Das will heißen, daß sie an den tonkinesischen Grenzen, den einzigen Punkten unsrer Besitzungen, wo sie noch Zugang haben, lediglich durch Vermittlung der geheimen Gesellschaften korrespondieren und sich manifestieren.

Und das allein genügt, um den scheinbaren Widerspruch verständlich zu machen, der zwischen der in China und der außerhalb Chinas gemachten Propaganda herrscht. Vor allem macht ein Reformator, ein Führer, mag es nun Sun-ya-tsen sein oder wäre es auch der auferstandene Konfuzius selbst, mit und in den Geheimgesellschaften nicht, was er will. Dann sind die Gesellschaften, die in Tonkin und hauptsächlich bei den Stämmen Thos, Thais, Nungs, in den Bergen von Caobang, Chora und Hayang existieren, nur entfernte Filialen der geheimen, leitenden chinesischen Zentralen, und man ist gezwungen, für sie in Anbetracht der Entfernungen die Weisungen der Führer entsprechend zu vereinfachen und zu ändern. An den Endpunkten jener riesigen Maschine, welche

die Gesamtheit der geheimen chinesischen Gesellschaften darstellt, ist es viel schwieriger, Weisungen zu geben, sie werden dort weniger genau beobachtet, werden weniger richtig verstanden und decken sich weniger mit den Absichten der leitenden Persönlichkeiten. Man kann dort nicht durch subalterne Sendlinge, die mehr Hingebung als Takt und Intelligenz besitzen, die einzelnen Strömungen regeln, noch die einzelnen Nuancen festhalten lassen. So kommt es, daß zwischen dem, was die Leiter der Bewegungen unter ihren Augen in China ausführen lassen, und dem, was sie von andern Tausende von Kilometern entfernt tun lassen, erstaunliche Widersprüche zutage treten, die oft lange bestehen bleiben und denen wir Rechnung tragen müssen beim Eindämmen der Aufrührer und bei der eventuellen Ausnutzung der Rebellion.

In schrankenloser Weise wird unter den Chinesen von Tonkin Propaganda gemacht, und zwar hauptsächlich unter den Bergstämmen, die nicht anamitischen Ursprungs sind und die von den Reformern als „Söhne Hans" betrachtet werden. Wir müssen indessen, wenn auch zu bemerken ist, daß diese Propaganda unerlaubt ist und der Ausübung unsrer Souveränitätsrechte zuwiderläuft, hervorheben, daß sie sich weder gegen die Herrschaft noch gegen die Personen der Europäer richtet. Tatsächlich hat der Eid, der die Verbrüderten bindet und der schriftlich abgegeben wird, der verdunkelnden Zutaten entkleidet, die dieser Art von Verpflichtung eigentümlich sind, folgenden Wortlaut: „... die Regierung in China zu stürzen, die Gleichheit zwischen den Bürgern herzustellen und die Brüderlichkeit als die Grundlage des politischen Systems zu betrachten."

Uebrigens tragen die Emissäre keine Waffen, haben Geld und sind sogar manchmal mit ordnungsmäßigen Ausländerpässen versehen, wie sie von den Chinesen im Schutzgebiet verlangt werden. Jede Gruppe von Propagandisten wird von einer Art ambulantem Werber begleitet und führt ein Protokollbuch mit.

Die Gefahr dieser Propaganda ist leicht ersichtlich: Leute, die durch ein so enges Band zu einem bestimmten Zweck verknüpft sind, können auch zu einem andern Zweck verwendet werden; und friedensstörerisch veranlagte Persönlichkeiten (um nicht mehr zu sagen) können sie mittels dieses unzerstörbaren Bandes zu räuberischen und aufrührerischen Unternehmungen verleiten, zu denen das Temperament der Gelben nur allzusehr hinneigt.

Denn wenn auch die Geheimbünde der „Weißen Lotusblume" und der „Dreizahl" noch immer die obersten Leiter der Regungen der chinesischen Seele sind, und wenn auch diese letztere Gesellschaft der Ofen ist, aus dem so viele feurige Apostel hervorgehen, so hat sie doch in den letzten Zeiten — die einen zu heftigen Charakter haben, als daß man in ihnen Philosophie treiben könnte — einen Beinamen und ein Abzeichen angenommen, die sehr überraschen müssen: die „Dreizahl" unterzeichnet heute mit einem Dreieck, dessen drei Ecken die drei Urprinzipe der traditionellen chinesischen Wissenschaft symbolisieren. Und für den großen Haufen und für die künftigen Kämpfer trägt sie den Namen „San-Tin", d. h.: „Die drei Punkte".

Es wird mir hier gestattet werden, lakonischer zu sein, denn allzu genaue

Details könnten der Ueberwachung, welche — wie ich wenigstens hoffe — die Regierung von Indochina über derartige Umtriebe ausübt, hinderlich sein. Ich muß jedoch noch erwähnen, daß seit fast einem Jahr — und zwar ohne daß die Regierung des Schutzgebietes es für möglich oder politisch gehalten hätte, dagegen einzuschreiten — chinesische Emissäre über das ganze Gebiet von Tonkin ein Pamphlet mit dem Titel: „Wie Anam seine Unabhängigkeit verloren hat" verbreiten. Ich habe nicht die mindeste Lust, diesem aufrührerischen revolutionären und franzosenfeindlichen Schriftstück zu noch größerer Publizität zu verhelfen, ich will daher nur bemerken, daß es in höchst aufreizendem Ton unsern Schutzbefohlenen darlegt, wie wir ihre Fehler ausgenutzt haben, um ihnen ihre Freiheit zu rauben, und wie sie unsre Fehler ausnutzen sollen, um sie wieder zurückzuerobern. Man wird mir zugeben, daß das hinreichend ist, uns, wenn auch nicht Grund zur Beunruhigung, so doch wenigstens die Berechtigung zum Einschreiten zu geben.

Es gibt keine um ihren guten Ruf besorgte Regierung, es gibt kein um seine Sicherheit besorgtes Land, das ohne Schaden so lange und so heftige Aufforderungen zur Empörung ertragen könnte. Und dabei bleibe ich.

Jedenfalls habe ich genug darüber gesagt, um jedem die Gewißheit zu geben, daß der „Appell an die Gelben" existiert und in lebhafter Entwicklung begriffen ist und daß es unsre erste Pflicht ist, darüber zu wachen, daß er sich nicht, wie viele es möchten, in einen „Appell gegen die Weißen" verwandelt.

Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Mutter

London 1852 bis 1858 und Paris 1860

Herausgegeben von

Gabriel Monod (Paris)

(Schluß)

Brompton (43 Michaels Place), 24. Oktober 1857, abends.

Meine teure Mutter!

Am Vorabend meines Geburtstags, in der ersten freien Minute meines Hierseins, noch zwischen Koffern und Kasten, schreibe ich Dir einen Gruß, und Du siehst am Datum, daß ich wieder in meinem alten vorjährigen Neste bin. Die Leute schrieben mir nämlich nach Wales,[1]) daß es unvermietet sei und sie mich sehnlich wieder wünschten, sie waren so gut und mir ergeben, das Dienstmädchen mir so angenehm, die Lage passend, so entschloß ich mich, vorerst wieder herzugehen und fühle mich auch förmlich zu Haus, so freudenvoll wurde ich

[1]) Malwida war zum Sommeraufenthalt in Wales und Manchester bei Frau Schwabe gewesen. In den Memoiren ist die traurige Geschichte von Frau Bell zu finden.

von den guten Leuten empfangen, so aufmerksam sorgen sie für mich und würden mich gewiß im Fall von Krankheit wie ein Kind pflegen. Auch wohnt Mrs. Bell nur zwei Schritt von hier. Nun aber höre, wie es mir ergangen, und nimm's auch nicht übel, daß ich auf einzelne Blätter schreibe, ich hab' noch kein andres Papier ausgepackt. Die letzten fünf Wochen von Manchester an gehören zu den angenehmsten, genuß- und lehrreichsten und vergnügtesten meines Lebens.

Ich bin wieder einmal ganz die alte Malla gewesen, und wer mich in Wales gesehen hat, hätte sich schwerlich einfallen lassen, meinen wievielten Geburtstag ich morgen feiere. Wir hatten dort fortwährend das schönste Wetter; ich habe bis zuletzt im Meer gebadet, lief im Garten ohne Hut und Tuch umher, stiftete allerlei Unsinn an, z. B. abends, wenn schon alle in die Schlafzimmer gegangen waren, schlichen die Gouvernante (welche eine sehr liebenswürdige Person ist) und ich uns in den Garten hinunter und brachten unter verschiedenen Fenstern Ständchen, oft, indem wir zweistimmig sangen, oft, indem wir einen greulichen Lärm machten und dergleichen Streiche mehr. Kannst Du Dir so etwas von Deiner alten ehrwürdigen Tochter denken? Freilich gab es auch des Ernstes genug, und im ganzen glaub' ich sagen zu dürfen, daß ich mir eine ziemliche Quantität Herzen dort erobert habe. Ich erinnere mich aber auch, lange nicht in einer so glücklichen Stimmung gewesen zu sein, zum erstenmal eigentlich wieder so seit der Trennung von Herzens. Die letzte Zeit kam auch beinah mein Herz noch etwas in Gefahr, denn es kam ein Freund von Dr. Springer, dem Bonner Kunsthistoriker, hin, ein junger Böhme, der als Maler und Schüler Gallaits in Paris lebt und sich schon solch einen Ruf erworben hat, daß seine Bilder mit Gold aufgewogen werden. Er ist ein ganz bedeutender Künstler und ein so reizend liebenswürdiger Mensch, daß ich's wirklich fast bedauert habe, nicht mehr von seinem Alter zu sein, um so mehr, da die Anziehung gegenseitig schien. Wir hatten ihm dort in der großen Halle ein Atelier bereitet, und da machte er schnell ein Bild der drei Engelskinder von Springers, und wir saßen alle um ihn herum und sahen zu. Das Bild wurde wunderlieblich, und die Eltern haben versprochen, mir eine Photographie davon aus Deutschland zu schicken, da ich die Kinder so sehr liebte. Springers mußten nämlich nach Deutschland zurück, der junge Maler (Czermak mit Namen) nach Paris, und so beschloß ich, auch zu meiner Arbeit zurückzukehren, da man dort nichts Ordentliches tun konnte; die Schwabe aber entschloß sich, uns alle nach London zu begleiten und hier den Freunden noch alles zu zeigen. So reisten wir alle, ein ganzer Waggon voll, am vorigen Mittwoch zum großen Herzeleid der Zurückbleibenden ab. Die Reise war sehr amüsant, wir alle in einem Waggon. Hier trennte ich mich von ihnen und fuhr in mein Logis, aber nur, um des andern Morgens um 9 Uhr wieder bei ihnen zu sein, mit ihnen Westminster Abbey, Parlamentshäuser u. s. w. und abends den „Sturm" von Shakespeare im Theater zu sehen. Den zweiten Tag besahen wir ebenso den Zoologischen Garten, das Britische Museum, welches ein besonderer Genuß war mit dem Künstler und Kunsthistoriker zusammen, aßen in einem herrlichen Restaurant und fuhren abends

noch in Läden umher, den dritten Tag waren wir im Kristallpalast und nahm ich abends Abschied von Springers, die am vierten Tag morgens nach Antwerpen abfuhren, mit dem Gefühl, eine neue herzliche Freundschaft geschlossen zu haben; diese ganze Familie, der geistreiche Mann, die wunderschöne Frau, die drei Himmelskinder, sind in mein Herz geschlossen, und ich fühlte es, daß sie auch mich wahrhaft liebten. — Springer schenkte mir sein neuestes Buch, das ich Dir und den Schwestern aufs wärmste zu lesen empfehle: „Geschichte der bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert" von Anton Springer. Es ist außerordentlich geistreich und enthält die schönsten Ideen über die Kunst. Mein Malerfreund blieb noch einen Tag länger, da sein Schiff erst Montag ging. Ich fuhr mit ihm Sonntag nachmittag zu Herzen, den er gern kennen lernen wollte, dort war zahlreiche Gesellschaft, u. a. Julius Althaus. Es wußte noch niemand in der Stadt, daß ich zurück war, und so sah ich denn da eine Menge Bekannte auf einmal. Wir kamen erst um Mitternacht zurück, ich schlief bei der Schwabe und begleitete gestern meinen liebenswürdigen Freund auf die Eisenbahn, da er kein Englisch spricht, mit dem beinah festen Versprechen, einen Teil des Winters in Paris zuzubringen. Dies ist nämlich mein großer Wunsch, und dafür will ich jetzt arbeiten. Die Schwabe geht auch hin, und zwar zu Ary Scheffer, mit dem sie intim ist. Dort ist mir also eine glänzende Einführung gewiß; mein junger Freund hat sich erboten, mir Logis zu besorgen und meinen Cicerone zu machen in Ateliers und Galerien. Der Schüler von Chopin, der in Wales war, hat sich jetzt verheiratet und in Paris etabliert, durch den ist mir auch die musikalische Welt geöffnet, so daß ich alle Aussicht hätte, dort eine herrliche Zeit zu verleben. Ich will nun treu und ernst arbeiten, um mir womöglich dies zu erringen. Das Leben wird mich dort nicht mehr kosten wie hier, und es ist doch ein Stück Leben mehr. On revient toujours à ses premiers amours; so bin ich auch durch Manchester[1]) und das Leben mit den Künstlern wieder ganz voller Ideen über Kunst und möchte gern im Louvre die neuen Lichter, die mir aufgegangen sind, vervollständigen. Wenn das Glück gut ist!

*

Den 9. Februar 1858.

Liebe Mutter, nicht, daß ich nicht täglich daran gedacht oder erst Lauras Brief heute morgen nötig gehabt hätte, um mich zu mahnen, daß ich so lange nicht geschrieben, aber mir ging es wie Dir, meine Augen waren von der Kälte sehr angegriffen, und dazu habe ich eine sehr eilige Arbeit für Campe, ein Buch, das rasch übersetzt werden muß,[2]) so daß ich außer dieser Arbeit meine Augen nicht noch auch anstrengen mochte. Länger aber soll es nicht aufgeschoben werden, Euch wenigstens mit kurzen Worten Nachricht von mir zu geben. Wie ich mit Deinem Leiden sympathisiere, teuerste Mutter, brauche ich Dir nicht erst zu sagen,

---

[1]) Malwida hatte in Manchester eine große Ausstellung von Werken der alten Meister besucht. Wir besitzen einen Katalog der Ausstellung, voll von ihren Notizen.

[2]) Die Memoiren Herzens.

da ich es leider aus Erfahrung kenne. Wie gut, daß Du solch liebe Vorleserinnen und so schöne Lektüre hast, wie mir Laura schreibt. Hoffentlich gefallen Euch die Bücher von Gregorovius recht, die römischen Figuren besitze ich selbst, und der Aufsatz über Capri ist auch mein Liebling. Aber auch die Gräber der Päpste sind wunderschön.[1]) Jetzt hat er kürzlich wieder ein längeres Gedicht in Hexametern über einen antiken Stoff herausgegeben, das uns Friedrich Althaus in der Neujahrsnacht vorlas und das wunderschön ist. Er ist gewiß eines der schönsten jungen Talente jetzt in Deutschland. Ich höre immer viel von ihm, da Friedrich mit ihm in Korrespondenz ist.

Um gleich die Frage Lauras zu beantworten, so ist, soviel ich weiß, Charlotte Althaus bis jetzt noch nicht an das heißersehnte Ziel ihrer Wünsche, Mutterfreuden entgegenzusehen, gelangt. Ich werde sie jetzt wieder weniger sehen, da ihre Dienstagabende aufgehört haben und es zu weit von hier ist, um so aufs Ungewisse hinzugehen. Heute abend gehe ich statt dessen zu Mrs. Stansfield, wo ich mich besser amüsiere, da der ernste Ton der Unterhaltung mehr für mein Alter, Stimmung und Geschmack paßt als der überaus lustige, oft ans Kindische streifende Ton, der jetzt im Althausschen Hause herrscht durch die vielen jungen Leute, der für sie auch ganz natürlich ist, da es ihnen allen hier glückt und sehr gut geht. Ich aber fühle es recht daran, daß die Jugend in der Weise vorüber ist, denn so gut ich mit Kindern spielen und mich ganz in sie versenken kann, so wenig vermag ich noch diesen Jugendton mitzumachen. Daß ich eilige Arbeit habe, sagte ich schon. Vorige Woche war ich einmal in der italienischen Oper, um die Somnambule von der Piccolomini zu sehen. Sie und Giuglini, der Tenor, waren sehr gut, aber die Oper langweilte mich doch; es geht eben nicht mehr, all das Zeug hat sich überlebt. Wie schmachte ich nach Wagner!

In die Staatsaufführungen bei der Hochzeit[2]) zu kommen, war natürlich keine Möglichkeit, da jedes Plätzchen mit Gold aufgewogen wurde und man überall, selbst im Parterre, in voller Balltracht sein mußte. Ein Billett im Parterre ist mit fünf Pfund Geld bezahlt worden, die Logen mit achtzig Pfund. Gestern hab' ich auch weiter nichts als den Abend die Illumination, wo die ganzen Althaus, ich und ein junger Stahr, Sohn von Adolph Stahr, von 6 Uhr an bis 1 Uhr nachts in den Straßen und verschiedenen Cafés umhergezogen sind. Die Illumination war erbärmlich gegen das, was man in Deutschland in der Art sieht, aber das Volksgewühl in den Straßen war amüsant. Der Fehler bei der Sache war, daß es nicht genug als ein Nationalfest behandelt worden ist, rein als eine Privatsache, zu der nur Privilegierte Zutritt hatten, denn fünf Stunden in freier Luft in der Kälte zu stehen, um die Herrschaften einen Augenblick auf den Balkon treten zu sehen und dabei noch zu riskieren,

[1]) Das Buch von Gregorovius über die Gräber der Päpste war gerade im Jahre 1857 erschienen.

[2]) Die Hochzeit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Viktoria, Tochter der Königin Viktoria von England, die am 25. Januar gefeiert wurde.

erdrückt zu werden, das war mir doch zuviel. Wäre die Trauung in Westminster Abbey oder der großen St. Pauls-Kirche gewesen, dann hätte das Volk auch etwas davon haben können. Merkwürdig ist es übrigens, daß man eine Menge düsterer Vorbedeutungen aufgezählt hat, die bei dieser anscheinend so heiteren Feier zusammenkamen, und daß sogar englische Journale an Marie Antoinette erinnert haben, ja daß selbst die „Times" einen Artikel hatte, der eher einer Sterbe- als einer Hochzeitsbetrachtung glich. Der Tag der Abreise war der einzige Tag, wo wir diesen Winter hier Schnee gehabt haben, und zwar gerade als sie im offenen Wagen durch die City zur Station fuhren, fiel der Schnee in solchen Massen, daß die Prinzeß ganz überdeckt gewesen sein soll. Bei der Einschiffung ist beinah ihr Schiff von einem andern bedenklich beschädigt, kurz lauter dergleichen Dinge. Möge es ihr kein Uebel bedeuten, denn sie soll ein gutes, liebenswürdiges Wesen sein.

Morgen abend bin ich zu Mrs. Milner Gibson in eine große Gesellschaft gebeten, werde aber wohl nicht hingehen, da es zu ermüdend ist, weil es erst nach 10 Uhr angeht und zuviel Geld kostet. Auch lieb' ich die kleinen Partien mehr.

Adieu für heute, nehmt vorlieb, ich schreibe bald mehr an Laura, der ich einstweilen herzlich danke. Mit treuer Liebe und vielen Grüßen

Deine M.

*

Hastings (Sussex), Victoria Cottage, Kentish Place, 15. September.

Mein Leben ist jetzt so still und innerlich, daß ich kaum zwei Briefe zu füllen weiß. Aber seid überzeugt, mein Herz ist stets mit warmer Teilnahme bei Euch, und ich wünsche nichts so sehr, als daß Euch Eure stillen Freuden so recht ungetrübt sein möchten.

Vorigen Sonnabend haben die guten Kinkels mich verlassen, nach achtwöchentlichem Zusammenleben. Eine so warme Freundin, wie ich an der Kinkel habe, kann ich wohl kaum noch finden; sie haben versprochen, auf Weihnachten die Ferien hier zuzubringen, da es nur drei Stunden bis London mit der Eisenbahn ist. Ich bin nun in mein Winterquartier gezogen, wo ich ein nettes Wohnstübchen mit der Aussicht aufs Meer, eine Schlafstube und eine zweite solche habe, die auf Miß Reeve wartet, deren Ankunft ich mit Sehnsucht entgegensehe. Ich habe mir ein Klavier gemietet, da ich ohne Töne nicht leben kann, und will des Abends recht viel singen. Eine sehr gute Familie habe ich hier, eine alte engelsgute Dame mit zwei Töchtern, sehr liebenswürdig und geschickt, die ein Haus mit Garten haben und mich wie ein Kind aufgenommen haben. Gestern, da sie mich allein wußten, mußte ich gleich Tee bei ihnen trinken, und sie haben mich gebeten, stets zu kommen, wann irgend ich Lust hätte. Mit Kinkels habe ich noch viele Partien in die herrliche Umgebung von Hastings, in der blühenden Grafschaft Sussex, gemacht, die einem so recht den Eindruck englischer schöner Natur macht.

Es ist hier ja ein historisch merkwürdiger Fleck, denn Wilhelm der Eroberer landete hier und schlug Harold, den alten Sachsenkönig, und dadurch kam England unter die Normannen. An der Stelle, wo Harold fiel, stehen jetzt die Ruinen einer herrlichen Abtei, die Wilhelm an der Stelle bauen ließ. Dann ist die Stadt Winchester schnell mit der Eisenbahn zu erreichen, die einst am Meer lag und eine der blühendsten mächtigsten Handelsstädte in England war, nun aber liegt sie zwei Meilen von der See auf einem Hügel, der einst die Uferklippe war, das Meer hat sich zurückgezogen, und ein weites Wiesenland trennt sie jetzt vom Meer; sie ist zu einer kleinen Landstadt herabgesunken, hat aber noch herrliche Ruinen, und einzelne Stadttore stehen jetzt eine halbe Stunde weit von der Stadt im Walde, bis wohin sich früher die mächtige Stadt erstreckte. Dann waren wir vorige Woche auf ein Landgut eingeladen zu reichen Engländern, die ich auch schon aus London kenne. Wir fuhren mit der Eisenbahn hin, und da empfing uns die junge Dame in ihrem Wagen und fuhr uns zu der Ruine einer herrlichen Ritterburg, malerisch mit dem alles verschönernden englischen Efeu bekleidet. Hier packte sie ein kaltes Diner mit Champagner aus, und wir ließen es uns sehr wohl sein. Nachher fuhren wir auf ihr Gut, wo wir Tee tranken, und dann im schönsten Mondschein zurück. Es war ein reizender Tag. Die ältere Schwester aus dieser Familie, eine vortreffliche geistreiche Person, wird vielleicht den Winter hier zubringen, worüber ich mich sehr freuen würde.

Gestern abend nach meinem Tee bei den guten Damen ging ich noch im hellen Mondenschein am Meer spazieren, und da kam mir eine Novelle in den Kopf. Zu Hause setzte ich mich gleich hin und schrieb in einem Zug ein großes Stück, heute soll sie fertig werden, und dann schicke ich sie an das erste englische Journal, das „Edinburgh Journal", mit dem ich Verbindungen habe, und will mal sehen, ob sie die nehmen. Sie ist gleich englisch geschrieben. Dann geht's wieder an meinen großen Roman.

*

Paris, 23. November 1859.[1])

Geliebte Mutter, tausend Dank für Deine gütige Sendung, die bereits, vom Bankier der Schwabe in Geld verwandelt, in meinen Händen ist. Ich werde mir dafür ein schönes schwarzseidenes Kleid kaufen, welches ich gerade nötig habe, und da es so viel Geld ist, so werde ich alle Zubehör von den eleganten Besetzungen, die man jetzt hier hat, mit dafür haben können und Dir also einen sehr schönen Anzug verdanken. Es kommt mir dies sehr zustatten, da ich hier viel mehr Toilette brauche wie in London, weil ich viel mehr unter Menschen bin, die etwas auf den Anzug geben; ich bleibe zwar immer bei nobler Einfachheit, aber man kann doch nicht umhin, etwas mehr auf den Anzug zu verwenden, und vielleicht ist es gut, denn ich fing an gar zu gleichgültig gegen alles das zu

[1]) Malwida von Meysenbug verbrachte den ganzen Winter 1859/60 mit Fr. Schwabe und den Cobdens. Cobden war damals mit dem Handelsvertrag zwischen England und Frankreich beschäftigt.

werden, und das macht vor der Zeit alt, obgleich ich immer das Geld bedaure, das man dafür ausgeben muß.

Zunächst muß ich Dich nun beruhigen wegen des Briefes; es tut mir leid, daß Ihr Euch umsonst geängstigt habt, obgleich wir doch auch über das Mißverständnis gelacht haben. Als ich meinen Brief von Laura abschickte, in dem ich wegen des Portos geschrieben hatte, da ich glaubte, es sei dasselbe Verhältnis wie zwischen hier und England, fuhr die Schwabe gerade aus und fuhr selbst an die Post an, um Briefe von sich hinzubringen. Sie versprach, sich wegen des Portos zwischen Deutschland und hier noch zu erkundigen, und als sie vom Postmeister hörte, daß es keinen Unterschied mache, ob frankiert oder nicht, schrieb sie dort die bewußte Bemerkung auf den Rand. Die Sache ist also mit rechten Dingen zugegangen und diesmal die Post unschuldig.

Ich lebe jetzt gerade hier ein sehr geselliges Leben: der alte Bunsen[1]) ist nämlich hier auf seiner Durchreise nach dem Süden, um seine Kinder, die aus England gekommen sind, und die Schwabe, die seine intime Freundin ist, zu sehen. So habe ich denn auch seine Bekanntschaft gemacht. Er hatte der Schwabe gesagt, er hätte mich längst gern kennen lernen wollen, und er ist sehr freundlich gegen mich. Er ist ein liebenswürdiger alter Mann; ihm zu Ehren hatten wir am Sonnabend Diner und Soiree, wo nichts als literarische und künstlerische Berühmtheiten waren, u. a. der herrliche Sänger Stockhausen, der mich voriges Jahr in London schon entzückte; er sang uns den ganzen Abend vor, und seit Anschütz' Zeiten habe ich im Liedersingen keinen solchen Genuß gehabt; leider geht er weg nach Hannover und Leipzig; vielleicht hört Ihr ihn da auch; wenn Ihr könnt, versäumt es nicht, er singt zu herrlich. Morgen abend ist wieder Diner mit Bunsen und einigen gelehrten Herren und nachher Soiree, wo Stockhausen wieder kommt sowie auch mein lieber Freund, der Maler Czermak. Das ist wirklich ein reizender Mensch, und wenn ich ein junges Mädchen wäre, ich würde mich sicher in ihn verlieben, so aber freue ich mich nur an ihm wie an einem jüngeren Bruder. Sein Atelier ist der poetischeste Aufenthalt, den man sich denken kann, im alten Kloster der Cordeliers, wo in der großen Revolution der Klub der Cordeliers seine Versammlungen in demselben Saal hielt; nun hängen rings an den Wänden Kostüme und Waffen aller Art, ein Piano mit Beethovenscher Musik darauf steht mitten im Saal, und dann seine herrlichen Bilder, an denen er malt; ich bin schon mehrere Male bei ihm gewesen; gestern war ich ein paar Stunden da, frühstückte mit ihm und schrieb, während er malte; ich habe ihn nämlich gebeten, ob ich da manchmal schreiben kann, weil die Umgebung so anregend ist wie das Meer und ich der anregenden Umgebung bedarf, um gut zu schreiben. Zuweilen stand ich dann auf und sah ihm zu an einem herrlichen Bild malen, und wir hatten sehr ernste, schöne Gespräche, denn er ist

---

[1]) Christian Karl Josias von Bunsen (1791 bis 1860), der berühmte Diplomat, Theologe, Historiker und Archäologe, lebte damals in Rom, wo er mit Gerhard der tätigste Begründer des Archäologischen Instituts gewesen war.

eine von den tiefen, seltenen Naturen, die über alle Gegenstände denken, und zwar originell denken. Das sind mir Stunden des eigentlichen Genusses, denn unter meinen nächsten Umgebungen, so gut wir uns auch stehen, so sehr besonders Harriet, die älteste Tochter, sich mir angeschlossen, ist doch keiner, der meine eigentliche Sprache redet, der meine tiefsten Gedanken verstände und teilte. Die Schwabe liebt mich außerordentlich, aber Du mußt auch nicht denken, daß sie bloß gütig gegen mich ist; ich leiste ihr auch viele und wichtige Dienste, und sie sagt immer, daß sie noch nie jemand gefunden hat, dem sie so ihre geheimsten Angelegenheiten mitteilen kann. Auf dem hiesigen Schillerfeste waren Harriet und ich; es war ungeheuer voll im Cirque de l'Impératrice, eine Abendunterhaltung; die von Meyerbeer eigens komponierte Musik war nicht besonders, aber der dritte Akt des „Don Carlos", vom Schauspieler Dawison aus Dresden vorgelesen, war sehr schön. Dagegen hatte ich am letzten Montag einen unvergleichlichen Genuß: wir hatten mit Bunsens zusammen eine Loge im Théâtre Lyrique, wo jetzt, neu einstudiert, die Viardot den „Orpheus" von Gluck singt. Da ich die Oper noch nicht gehört habe, sondern nur die einzelnen Arien kannte, so freute ich mich immens. Es war auch herrlich; die Viardot hat zwar an Stimme sehr verloren, aber sie ersetzt es durch die Kunst und ihr meisterhaftes Spiel. Die Musik ist gar zu herrlich und der ganze Eindruck ein wahrhaft dramatischer. Der alte Bunsen war so gerührt, daß er Tränen vergoß. Ja, der alte Gluck hatte eine Ahnung von dem musikalischen Drama, seine Opern sind ein organisches Ganze und das macht sie so schön.

Richard Wagner ist hier für den ganzen Winter und will den „Tannhäuser" gern zur Aufführung bringen. Darüber würde ich mich unsinnig freuen. Freitag gehen wir zu Madame Mohl,[1]) einer höchst interessanten Frau, deren Mann, ein Deutscher, hier Professor ist; sie ist Engländerin und hat jeden Freitag offenes Haus, wo alle literarischen Berühmtheiten von Paris hinkommen. Wir sind auch ein für allemal eingeladen. Eine göttliche Begegnung habe ich auch gehabt. Wir waren zum Diner bei dem Bankier der Schwabe, Ellissen, einer Frankfurter Familie, die Ohlenschlagers kennen u. s. w., die Tür öffnet sich und herein tritt eine dicke Dame und ein dicker Herr. Beide schon nicht mehr im Flügelkleide. Sie werden vorgestellt, der Name klingt mir sehr verdächtig, die Stimme klingt mir sehr verdächtig, uralte Erinnerungen werden wach. Die Dame fixirt mich auch, fragt: „Sie sind eine Deutsche, Sie heißen Meysenbug, waren Ihre Eltern nicht in Kassel, vorher in Frankfurt, haben Sie nicht eine Schwester Baronin Medem?" Richtig! Wer ist's? — Frau Homberg seligen Andenkens, übrigens

---

[1]) Miß Clarke, eine sehr geistreiche, gelehrte und bizarre Engländerin, Faurichs Freundin, hatte nach dessen Tode Julius von Mohl geheiratet. Julius von Mohl, Bruder des Juristen und Professors Robert von Mohl, in Stuttgart 1800 geboren, lebte seit 1830 in Paris und erwarb großen Ruhm als Kenner der chinesischen und der persischen Sprache. Er war seit 1844 Mitglied der „Académie des Inscriptions et Belles-lettres" und seit 1847 Professor der persischen Sprache am „Collège de France". Er starb in Paris 1876.

noch sehr gut konserviert, lebt in Wien und ist jetzt mit ihrem Mann auf ein paar Monate hier.

Paris gefällt mir mehr und mehr; es ist zwar auch kalt, aber die Luft bekommt mir viel besser als in London; sie ist entschieden reiner und stärkender. Im Louvre war ich einen ganzen Morgen mit C., der mir die schönsten Sachen zeigte. Mein Liebstes ist die Venus von Milo: die Alten haben es doch am besten verstanden. Auch den Luxembourg u. a. habe ich schon besucht, doch nehme ich mir die Zeit, um mich nicht zu ermüden. In Versailles waren wir einmal, als gerade die Wasser sprangen, der Großfürstin Marie Leuchtenberg zu Ehren. Dahin muß ich aber noch oft, um mit Muße die Galerien betrachten zu können. Mein größtes Amüsement ist, allein durch die Straßen zu wandern und das Pariser Volksleben zu studieren, das ist doch das Wahre, denn in den Salons lernt man ein Volk nicht kennen.

Im „Hermann" kommen jetzt Pariser Briefe von mir; einer ist schon gedruckt, wenn Ihr das Blatt noch habt, werdet Ihr es lesen.

Und nun adieu für heute. Tausend Dank noch einmal und liebevollste Grüße den Schwestern.

Gedenke, geliebte Mutter, Deiner treuen M.

*

Paris, 25. Januar 1860.

Daß ich Dir noch nicht für Deinen Neujahrswunsch gedankt habe, liebste Mutter, kommt daher, weil Dein und Lauras Briefe sich mit dem meinen an Louise gekreuzt hatten, und ich denke, es ist Euch lieber, die Briefe in regelmäßigen Intervallen und damit immer frische Nachrichten zu bekommen. Ich habe mich wieder ziemlich von der dummen Zahngeschichte erholt und lebe inmitten der Pariser Saison, die jetzt in vollem Zug ist. Wir sind jetzt beinah für alle Abende der Woche während des Karnevals engagiert, wie es hier die Mode ist, zu einem „offenen Abend", an mehreren Abenden in drei — vier Häuser; gestern zum Beispiel fuhren wir in zwei Gesellschaften, welches sehr gut möglich ist, da alles so spät anfängt, man bleibt dann nur eine oder zwei Stunden und fährt dann noch zu andern, es ist eine Art Visitemachen, nur viel angenehmer als die Morgenvisiten, weil man gewiß ist, die Leute zu treffen, einen geselligen Kreis und angenehme Konversation zu finden, und sich doch nur einmal darauf anzuziehen braucht. Das eine Haus, wo wir gestern waren, ist bei einer reichen vornehmen Engländerin, Mrs. Hollond, die im Winter immer hier ein paar Monate lebt und einen Kreis der bedeutendsten Menschen um sich versammelt. Gestern waren auch nichts als bekannte und berühmte Männer da, u. a. der alte Odilon-Barrot, Barthélemy St.-Hilaire u. s. w., und wenn man auch nicht immer dazu kommt, selbst mit den Leuten zu sprechen, da es gar nicht Sitte ist, hier vorzustellen, so hört man doch ihre Gespräche, und das ist schon interessant genug. Alle intellektuellen Menschen hier sind gegen das gegenwärtige Gouvernement,

es hat dies überhaupt keine Freunde; die Aufregung ist groß hier, die katholische Geistlichkeit ist beleidigt durch das Pamphlet gegen den Papst,[1]) die Handelswelt ist beleidigt durch den Freihandelsvertrag, den Cobden zustande gebracht hat, und der Kaiser spielt ein gewagtes Spiel. Am Sonntag vor acht Tagen habe ich ihn und die Kaiserin ganz in nächster Nähe gesehen; wir hatten Karten erhalten, um der Messe in der Kapelle der Tuilerien beizuwohnen; dazu versammelt man sich in einer Galerie, die auf die Tribüne der Kapelle führt, eine Masse elegante Damen und Herren, Offiziere und Hofuniformen waren da versammelt, als sich endlich die Flügeltüren öffneten und der Zug des Kaisers an uns vorüberkam in die Kapelle; ich war so nahe, daß ich ihm die Hand hätte reichen können, und habe mir da und nachher in der Kapelle, wo ich ihn gerade en face hatte, sein häßliches Gesicht genau betrachtet. Die Kaiserin ist meine Schönheit gar nicht, es fehlt ihr an Würde und Ausdruck. Die Musik in der Kapelle war das Schönste.

Dann waren wir vorigen Freitag in einer Gesellschaft bei einer Komtesse Charnacé, welche eine Tochter erster Ehe der Gräfin d'Agoult ist. Bei ihr trafen wir Hans von Bülow, den Pianisten, er spielte wunderschön. Richard Wagner sollte auch dort sein, kam aber nicht. Heute abend ist das erste Konzert Wagners, der sich ganz hier niedergelassen hat, in der Opéra des Italiens. Er will mehrere Konzerte geben, mit Bruchstücken seiner Opern, und hofft dann im Mai seine neue Oper „Tristan und Isolde" aufzuführen. Heute können wir nicht hingehen, aber zum zweiten Konzert, hoff' ich, gehen wir, sowie ich auch hoffe, Wagner noch zu sehen, da die Gräfin Charnacé mich eingeladen hat, sie oft zu besuchen, und er da hinkommt. Schwabes und Cobdens gehen heute auf den Ball in die Tuilerien; ich hätte auch hingehen können, tu' es aber natürlich nicht, erstens weil ich nicht dorthin will, zweitens weil ich mir keine Toilette dafür anschaffen will.

In den Soireen, worin ich gehe, tut mir jetzt das schwarze Moirékleid, das ich Dir verdanke, die schönsten Dienste; die Schwabe ist ganz entzückt, wie gut ich darin aussähe; es ist sehr hübsch, obwohl sehr einfach gemacht, bloß mit einer guten schwarzen Spitze um die Aermeln und als Borte. In diesen Soireen tragen die meisten Damen hier hohe Kleider, bei weitem nicht so viele ausgeschnittene wie in England, wie überhaupt die Toiletten geschmackvoller sind. Paris gefällt mir alle Tage besser, und ich wünschte nichts sehnlicher, als unabhängig hier leben zu können. Jetzt hab' ich schon so viel Verbindungen mit den bedeutendsten Menschen, daß ich mir schnell durch meine eigne Persönlichkeit einen Kreis schaffen könnte, denn hier noch mehr wie in England gilt

---

[1]) Der Vicomte de la Guéronnière hatte, durch Kaiser Napoleon III. veranlaßt, im Dezember 1859 eine anonyme Broschüre „Le Pape et le Congrès" veröffentlicht, worin der Papst aufgefordert wurde, auf seinen weltlichen Besitz zum größten Teil zu verzichten. Der Papst antwortete mit einer wütenden Enzyklika im Januar 1860. Der Freihandelsvertrag war am 23. Januar 1860 unterzeichnet worden.

man durch das, was man ist, wenn man nur erst dazu kommt, sich geltend zu machen.

Ich mag gar nicht an das Rückgehen nach England denken, und doch wird es dazu kommen müssen, den 1. Mai wird die Schwabe wahrscheinlich zurückkehren Ende Februar wird sie mit Harriet nach Hamburg gehen, ihren Vater zu sehen; ich bleibe in der Zeit mit den Kindern hier, am 15. März geht unser gemeinsames Etablissement hier im Haus zu Ende, dann will die Schwabe noch eine Etage für uns allein nehmen, mehr im Zentrum der Stadt bei den Tuilerien, zwischen dem Faubourg St. Germain, wo unsre meisten Freunde wohnen, und der Rue Chaptal, wo Scheffers Tochter wohnt bis zum 1. Mai, worüber ich mich sehr freue. Noch nie habe ich mir so ein unabhängiges Vermögen gewünscht wie jetzt, dann würd' ich mich hier etablieren und Euch einladen, zu mir zu kommen, um Euch recht mit allem, was Dich und die Schwestern erfreuen kann, zu regalieren. Ach, das dumme Geld, alles Glück hängt davon ab!

Auch auf dem Maskenball de l'Opéra war ich im schwarzen Domino. Mein lieber Freund C. führte mich den ganzen Abend, aber es amüsierte mich nicht; es ist kein edles Vergnügen, es ist die Verderbtheit der menschlichen Gesellschaft im Gewande der Wahrheit.

*

5. April 1860.

Es scheint, als ob ich diesen Brief nie fertig bekommen sollte, gestern wurde ich wieder unterbrochen. Der Abend bei Wagners war herrlich. So geistsprudelnd habe ich Wagner noch nie gesehen. Beim Essen waren nur vier Herren, Frau Wagner und ich, und da war die Unterhaltung so animiert und vortrefflich, wie ich seit lange keine gehabt. Ja, ich kenne doch viele geistreiche und bedeutende Männer, aber Wagner ist mir wieder eine ganz neue Erscheinung und am meisten so, wie ich bin, es ist, als wären wir zwei Zwillingsseelen, denn alles, was ich je gedacht und gefühlt, spricht er geradeso aus, und ich finde es wirklich abscheulich vom Schicksal, daß es mich nicht an die Stelle seiner Frau setzte, doch dies nur en plaisentant, einstweilen genieße ich die schönen Stunden mit ihm wie ein Geschenk des Schicksals, und wenn es vorbei ist, so ist's auch gut. Doch möchte ich über alle Maßen gern die Aufführung des „Tannhäuser" hören, aber sie wird erst im Herbst stattfinden, und wenn ich wieder nach England muß, dann ist's unmöglich, obgleich Frau Wagner mich schon in ihre Loge eingeladen hat.

In diesen Tagen ist das Frühlingsfest Longchamps, und morgen gedenken wir auch auszufahren und uns die neuen Moden anzusehen, da das Wetter zum Glück schön geworden ist. Ich will aber auch morgen in einige katholische Kirchen gehen, um Musik und auch einen berühmten Prediger zu hören. In das Theater geht man aber trotz alledem doch, denn die Franzosen nehmen es nicht so genau wie die Engländer; ich bin auch mehrere Male kürzlich im Theater gewesen, zweimal in der Oper, der italienischen, um Tamberlick zu hören, und der fran-

zösischen; Bekannte hatten mir einen Platz in ihrer Loge angeboten, aber es macht mir keine Freude mehr, diese Art Opern zu hören, und besonders neben Wagnerscher Musik erscheint mir das alles schal und leer. In das Schau- und Lustspiel geh' ich hingegen sehr gern, weil zu vortrefflich gespielt wird, wiewohl die Stücke alle mittelmäßig sind.

Gabriele d'Annunzio in seinem Privatleben

Bemerkungen und Erinnerungen

Von

Erneste Tissot

In seiner öffentlichen Laufbahn wie in seinem Privatleben hat der Urheber der erstaunlichsten Werke, die wohl je seit Victor Hugo geschrieben worden sind, gegenwärtig eine kritische Phase durchzumachen. Daran ändert auch der anscheinend so stürmische Erfolg nichts, den er jüngst hier in Rom mit seinem Drama „La Nave" errungen.

Er ist nicht mehr der junge Mann mit den schmachtenden Augen und dem fast weiblichen Tonfalle der Stimme, den der gewesene Gatte der Madame Serao eines schönen Herbstabends in das Redaktionslokal des „Capitano Fracassa" eintreten sah, und der nur zu sprechen brauchte, um alle Geister für sich einzunehmen, wie er später in den römischen Salons nur zu erscheinen brauchte, um sich alle Herzen zu erobern![1]) Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen, fünfundzwanzig Jahre der Siege und der Ernüchterungen, deren romanhafter Verlauf einst unsre Großenkel ebenso lebhaft interessieren wird, wie uns die Herzenserfahrungen einer George Sand oder eines Wagner interessieren! Derjenige, der sich einem Dante an die Seite zu stellen wagt, hat nunmehr um dreizehn Jahre die Mitte des Lebenswegs (nel mezzo del camin di nostra vita) überschritten, die der Sänger der „Göttlichen Komödie" mit dreißig Lenzen bemißt. Mit der Jugend ist das Lockenhaar entschwunden, und infolge einer vollständigen Kahlköpfigkeit hat der stechende und gleichsam mephistophelische Ausdruck des Auges eine ganz besondere Schärfe gewonnen. Keines der veröffentlichten Bildnisse gibt das Unheimliche dieses Blicks wieder. Meist im Profil aufgenommen, lassen sie wohl die hohe, an Hugo oder Rostand — diese beiden andern phantasiebegabten Poeten — erinnernde Stirn erkennen, doch fehlt die zwingende Macht des Blicks oder versteckt sich hinter einem Lächeln. Diese Macht hat aber etwas Hypnotisierendes an sich, und man möchte nicht gerade angenehm berührt sein, wenn man das zum ersten Male bemerkt.

---

[1]) Il libro di Don Chisciote. E. Scarfoglio. 1. vol. Sommaruga & Cia., Roma 1885. S. 196.

D'Annunzio besitzt nicht die robuste Gestalt und die muskulösen Glieder, die aus dem Dichter des „Hernani" einen unter die Menschenkinder herabgefallenen Titanen machten, sondern er ist gleich dem Autor des „Cyrano" schmächtig, ja sogar, wie man sich auszudrücken beliebt hat, mignonhaft; und die Vorliebe für einen Aufputz, welcher der modernen Tracht etwas von dem Glanze der der Renaissance zu geben sucht, läßt diesen krankhaften Zug des Schwächlichen nur noch markanter hervortreten.[1]) Wenn er den schweren Kopf, dessen vom Ehrgeiz verzehrten Gesichtszüge an die eines Eroberers gemahnen, auf die mit Ringen überladene Hand aufstützt, bekommt man in der Tat den Eindruck, als befinde man sich einer seltsam befremdenden Erscheinung gegenüber. Ganz gewiß gleicht dieser Schriftsteller nicht den übrigen Schriftstellern, die sich um uns her drängen. Es ist in diesem Gehirn hinter den ängstlich bewegten Pupillen ein gewisses Etwas vorhanden, was sich in dem Gehirn hinter den Pupillen der gewöhnlichen Sterblichen nicht birgt. Es brütet dort ein Gedanke und es glüht dort eine Einbildungskraft, die sich mit dem Gedanken und der Einbildungskraft der andern Dichter nicht vergleichen lassen.

Die furchtbarsten Hypothesen Lombrosos kommen einem in den Sinn — d'Annunzio hat selbst über seine dämonische Kunst geschrieben. Er hat sie mit einem Zauberspiegel verglichen, der die Gegenstände verzerrt, indem er sie wiedergibt, und der dann diese Verzerrungen zum Vorwande nimmt, Gleichnisse zu erfinden, die ihrerseits wieder Gedanken entstehen lassen sollen, deren Verbindung mit den ihnen vorhergehenden als unbestimmt und willkürlich erscheinen muß und so fort bis ins Unbegrenzte. In dieser Hinsicht setzen die unter dem Titel „Lobpreisungen des Himmels, des Meeres und der Helden" vereinigten Dichtungen geradezu in Erstaunen. Wie bei Victor Hugo und bei Edmond Rostand regiert hier beständig das Bild den Gedanken, statt daß es von ihm regiert würde, und das Bild selbst entwickelt sich niemals normal oder klassisch. Bei der geringsten Reminiszenz — und zu einer solchen genügt das bloße Zusammentreffen von Vokalen — verändert er sich. Von Vers zu Vers sehen wir ihn mit einem Glanze und einer Kühnheit sich metamorphosieren, daß einem darüber schwindlig werden könnte. Vergleiche man diese fieberhaften Zeilen, diese erbitterten und nach Atem ringenden Verse mit den kristallklaren, die den Gegenstand der Bewunderung bilden werden, solange man Deutsch versteht, mit denen, in die Goethe seinen philosophischen Gedanken wie ein aus reinstem Marmor geformtes Gebilde ergoß, dann wird man sich des Unterschiedes bewußt werden, der zwischen einer bis zur Vollendung harmonischen Intelligenz und einem bis zum Genialen aus dem Gleichgewicht geratenen Gehirne klafft.

Sollte das Bewußtsein, eine Art von Wundergebilde zu sein — ein Gegenstück etwa aus dem Gebiete des Geistigen zu den Naturwundern, die man bei Barnum anstaunt —, seinen Zügen den Ausdruck des Sorgenvollen verleihen, trotz des Willens, möglichst unbewegt zu erscheinen? Oder sollte das Rad

[1]) D'Annunzio intimo. F. F. Marinetti. Verde e Azurro. Milano.

Fortunens, das sich neuerdings ersichtlich wider ihn kehrt, allein genügen, diese Haltung zu erklären? Sollte in der Tat der „Uebermensch" den Mut haben sinken lassen, weil die Barbaren, nachdem sie sein letztes Stück ausgezischt haben, in das Heim eingedrungen sind, das er sich seinen Träumen entsprechend aufgebaut hatte?

Fern im italischen Land war's, wo inmitten eines blau verdämmernden Hügelkranzes wie ein Juwel in einem Schrein eine Perle ruht, eine der kostbarsten, deren das alte Europa sich zu rühmen hat — Florenz. Im Schatten der Oliven und Zypressen, die der toskanischen Landschaft einen so eigenartigen Zug und etwas vom Stile der Antike verleihen, erhob sich dort eine Villa, deren im Geschmack von Operndekorationen gehaltenen Innenräume von den illustrierten Blättern der Alten wie der Neuen Welt allgemein bekannt gemacht worden sind, und über deren Eingang statt der antiken Inschrift „Cave canem" die Worte Dantes hätten stehen sollen: „Ihr, die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung — auf Einfachheit!"

Und sie steht heute noch da, nicht weit von dem Palaste, den Lorenzo der Prachtliebende als Rückzugswinkel sich erwählte, neben den Ruinen des für Bianca Capello erbauten Schlosses, diese Villa, die künftige Ausgaben des Baedeker als den Aufenthaltsort Gabriele d'Annunzios von 1895 bis 1906 markieren werden. Ich sehe im Geiste schon die Tafel, die Bewunderer des Dichters jedenfalls noch einmal an der Vorderseite anbringen lassen werden. Sie wird im Stile derjenigen gehalten sein, die man in Pisa an dem ernsten, aber herrschaftlich-vornehmen Hause gewahrt, das vor einem Jahrhundert der zweite große Tragiker Italiens, Victor Alfieri, bewohnte: „Hier verfaßte der unsterbliche Dichter der ‚Lobpreisungen des Lebens' die ‚Gioconda', die ‚Tochter Jorios' und seine neun ersten Tragödien, jene erhabenen Verherrlichungen des italienischen Volkes und des italienischen Bodens, deren nationale und göttliche Kunst die Generationen aller kommenden Zeiten zu feiern nicht ermüden werden."

Sowenig auch die Besitzer dieser historischen Stätten geneigt sein dürften, allen denjenigen, die gerne Pilgerzüge in dem angedeuteten Sinne nach ihnen veranstalten möchten, die Erlaubnis zum Eintritt zu erteilen, so brauchen die Hüter doch nur das Nötige zu erzählen, um sich ihr Trinkgeld zu verdienen:

„Jawohl, meine Herrschaften, in diesem Saale gab der Dichter der vornehmsten seiner Interpretinnen und seinem Verleger das berühmte Mahl, bei dem er als König der Poesie erschien und unter einem Thronhimmel Platz nahm, während mit einer Bescheidenheit, die alle Schauspielerinnen und alle Verleger der Welt sich als Beispiel dienen lassen sollten, Eleonore Duse und Emile Trèves, sich mit Sitzen ohne Baldachine über ihren Häuptern begnügten. Der Boden und die Wände des Saales waren mit Rosen bedeckt, und in den Ecken bargen sich hinter Lilienschirmen Käfige mit Singvögeln. Und nun betrachten Sie sich den Schreibsaal, in dem d'Annunzio über seinem Kopfe eine goldene Krone hatte anbringen lassen, damit sie ihm eine Mahnung sei, daß er seiner Feder niemals ein Wort entfließen lasse, das seiner geistigen Vorherrschaft nicht würdig sei.

Hier endlich ist die Terrasse, wo bei dem Scheine des Morgenrots der Dichter, mit einer goldenen Dalmatika bekleidet, an einem gotischen Stehpulte zu arbeiten liebte, zu beiden Seiten Weihrauchgefäße, deren bläuliche Rauchwölkchen sich mit dem rosigen Schimmer des jungen Tages vermischten . . .!"

Sollte sich ein Neugieriger finden, der gerne etwas über die Aufnahme vernehmen möchte, welche die Bewohner des bescheidenen Dorfes Settignano ihrem so wenig gewöhnlichen Nachbarn zuteil werden ließen, so wird der Cicerone jedenfalls antworten:

„Ich muß, wenn ich offen sein soll, gestehen, die Aufnahme war etwas kühl . . . zunächst wegen der Erntefelder, und dann waren auch die Hunde da . . . Unser Dichter hatte die üble Gewohnheit, den Bogen in der Hand und den Köcher auf dem Rücken durch Feld und Flur zu streifen. Ob auch bestellte Saatfelder von den Hasen verwüstet, Gemüsegärten von Kaninchen zerwühlt wurden oder ganze Weinbergserträgnisse den Kramtsvögeln als Beute anheimfielen, er marschierte, ohne viel an den Landmann zu denken, sorglos drauflos, lediglich den Launen seiner Phantasie folgend . . . jeder Gegenstand, der ihm dazu gut dünkte, diente ihm als Ziel . . . er nannte das „die Jagd nach den Bildern". Und dennoch würden die Flurschäden nicht gerade viel zu sagen gehabt haben, wenn die Hunde nicht gewesen wären! . . . Der Dichter unterhielt deren eine ganze Meute, und ihr von keinem Zwang gehemmtes Treiben erbitterte die ganze Bevölkerung. Nun litt aber d'Annunzio, dem seine Vierfüßler ebensoviel galten wie seine Manuskripte, nicht, daß man seinen Lieblingen auch nur ein Härchen krümmte. Daher die endlosen Reibereien . . . das mußte schließlich zu blutigen Händeln führen. Ein junger Jagdhund, ein hervorragender Hühnerwürger, wurde ihm selbst von unbekannter Hand erwürgt; auf einen Würger anderthalben! . . . Durch seine an die eines Nero erinnernde Starrsinnigkeit trieb der Dichter die friedlichen Landbewohner geradezu auf den Weg des Verbrechens. Wenn er diese These auch in seiner Tragödie „Mehr als die Liebe" verteidigt hatte, so wollte er doch — inkonsequent, wie Künstler sind — für seine Person die Schlußfolgerungen aus ihr nicht gelten lassen. Die Leiche des beherzten Hundes schrie nach Rache, es kam zu einem Prozesse und zu einem Prozesse der denkwürdigsten Art. Ein Mitglied der französischen Akademie, ja, meine Damen, einer der vierzig Unsterblichen, mußte die Fahrt nach Florenz unternehmen, um die Zwischenfälle desselben zu verzeichnen."

Und der Erklärer würde nicht verfehlen, mit der folgenden Wendung zu schließen:

„Man würde den toskanischen Volkscharakter verkennen, wenn man annehmen wollte, unsre Landleute ließen sich je von der Bewunderung verblenden. Das Volksempfinden ist hier für derartige Uebertreibungen zu sehr verfeinert. Wenn sie auch stolz darauf sind, daß ein großer Mann in ihrer Mitte gelebt hat, so würde der gewöhnliche Mann sich doch niemals davon abhalten lassen, seiner spöttischen Laune den Zügel schießen zu lassen, wenn er in dem Tun und Treiben dieses berühmten Mannes etwas bemerkt haben sollte, was ihn an die

Prahlsucht und die spezifische Art des Mannes aus dem Süden erinnert hätte. So kam es auch mit dem neuen Dante. Als ihn einigemal des Sonntags die Laune angewandelt hatte, zu den Vorträgen der Dorfmusikanten auf dem großen Platze zu erscheinen, ganz in Weiß gekleidet, mit einer Kopfbedeckung und mit einer Fußbekleidung von der gleichen Farbe, auf einem Schimmel ohne das geringste Untätchen sitzend, den mit Kreide gestrichenen Zügel aus Naturleder in der mit schneeweißem dänischen Leder bekleideten Hand, da entrang es sich wie unwillkürlich dem Munde von Leuten, die wahrscheinlich in Verlegenheit gewesen wären, wenn sie ihre Unterschrift anders als mit drei Kreuzen hätten geben sollen: ‚Ei, seht doch, seht, da kommt unser Poet, um Probe für sein Reiterstandbild zu stehen!'"

Das sind Erinnerungen, die schon der Vergangenheit angehören. Wenn Emile Trèves noch immer die Tragödien d'Annunzios in seinem Verlag erscheinen läßt, so hat Frau Duse doch der Ehre entsagt, sie in das Bühnenleben einzuführen, und die Barbaren — wie man in Deutschland sagen würde, die Juden — haben sich der „Capponica" bemächtigt. Ich muß gestehen, diese Nachrichten verbitterten mir im vorigen Frühjahre die gehobene Stimmung, in der ich nach Florenz kam. Was Frau Duse anlangt, so mag sie ruhig nach Amerika gehen und dort wieder die „Kameliendame" spielen; es ist das die gerechte und heilsame Strafe für Tragödinnen, die der Tragödie untreu geworden sind! Aber ein so außergewöhnlicher Dichter wie der Urheber der „Gioconda" in Nöten einer solchen Art, das war das, was die Bewunderung, die ich stets für ihn gehegt, nicht zu fassen vermochte. Wie war es möglich, daß sich unter denjenigen, denen diese flammenden Bücher ein einzigartiges Vergnügen bereiten, nicht sofort und aus freien Stücken eine Vereinigung zu seinen Gunsten bildete?... Was hat in einem ähnlichen Falle nicht einst Frankreich für Lamartine getan! Sollte das literarische Italien nicht verstanden haben, daß es hier mindestens eine Anstandspflicht zu erfüllen hätte? Als ich mich in diesem Sinne rückhaltlos Schriftstellern der Halbinsel gegenüber aussprach, vermochte ich nichts weiter als eine einstimmige Zurückweisung meines Gedankens zu erzielen. Eine Romanschriftstellerin kanzelte mich sogar recht derb ab:

„Das ist Wahnsinn, und Sie sind das Opfer einer optischen Täuschung, der alle Fremden anheimfallen, wenn sie glauben, sie könnten sich ohne weiteres ein Urteil über das Tun und Treiben unsers literarischen Lebens bilden!... Nein, Italien ist niemals undankbar gegen diejenigen seiner Söhne gewesen, die es geehrt haben; Sie kennen die Geschichte Garibaldis. Hat nicht kürzlich erst die Regierung, das Volk seine Pflicht Carducci gegenüber erfüllt?... Aber in dem vorliegenden Falle kommt so viel Rücksichtslosigkeit und so viel Großmannssucht ins Spiel, daß einem die Barbaren, wie Sie sich auszudrücken belieben, schließlich sympathischer werden als ihr Opfer... Von weitem betrachtet, mag dieser Komödiant sich ganz wunderbar ausnehmen, wir aber, die wir Seite an Seite mit ihm leben, lehnen es ab, in ihm den Dichter des dritten Roms zu erblicken und die Gestaltung seines Geschickes, als ob er in der Tat ein solcher

wäre, zu einer nationalen Sache zu machen! ... Nein, nein, wir haben unsre Künstler und unsre Götter, aber es sind das Persönlichkeiten, deren Seelen denn doch etwas männlicher und gesunder sind!"

Diese Worte erklären alles; zwischen dem Dichter und dem Publikum ist nichts weniger als volle Uebereinstimmung vorhanden. Und doch hat d'Annunzio immer und immer wieder jedem, der es hören wollte, sowohl in seinen emphatischen Vorreden wie in der Intimität seiner Privatunterhaltungen, erklärt, daß sie Tatsache sei.

„Mein Leben beständiger Tätigkeit, nein, meine Seele erklärt es, ich bin dazu berufen, der Meister zu werden, der für die Italiener des zwanzigsten Jahrhunderts die Ueberlieferungen und Bestrebungen des bevorrechtigten Geschlechtes, dessen Sprossen wir sind, aussprechen und in der Harmonie eines abschließenden Werkes zusammenfassen soll. Getreu meiner sozialen Funktion, die darin besteht, den erschlafften oder verweichlichten Gemütern meiner Zeitgenossen neue Kräfte einzuflößen, weise ich die von der Verleumdungssucht mir zugewiesene Stellung eines Verführers und Verderbers des öffentlichen Geschmacks weit von mir ab. Was, ich ein Verführer, ich, dessen Schriften auf jeder ihrer Seiten Zeugnis von der strengsten Selbstzucht ablegen? Ich ein Geschmacksverderber, ich, dessen ästhetische Lehren unablässig die Notwendigkeit des Heldentums proklamieren? ... Derjenige, der meine Gedanken zu entziffern versteht, lehnt sich an ein einen Ausblick in die Zukunft gewährendes Fenster, und in dem Morgenrot des anbrechenden Jahrhunderts wird er das noch ferne, aber schon deutliche Bild des Italiens gewahren, das im Begriffe steht, ein erstorbenes Italien nach dem andern wiederzugebären, und das gleich dem Wundervogel der Fabel in dem Erwachen einer neuen Jugend sich zu neuen Ruhmestaten anschickt!"

Aber zwischen Wollen und Können liegt, wie ein Sprichwort sagt, das der Dichter, weil es aus dem Lande des Ulysses stammt, nicht von sich abweisen kann, ein Meer. Wenn d'Annunzio der Dante des dritten Roms und der Carducci des zwanzigsten Jahrhunderts werden will, genügt dazu nicht, daß er sich das vornimmt, sondern das Publikum müßte ihn auch als solchen anerkennen und begrüßen. Das zu tun, hat aber das geistige Italien sich geweigert. Die ganze Geschichte der Freuden und Leiden dieses Schriftstellers in seinem Heimatlande bietet dafür ein vollgültiges Zeugnis dar.

Die „Romane der Rose" waren schon seit einer Reihe von Jahren jenseits der Alpen bekannt und zurückgewiesen worden, als der sensationelle Erfolg der französischen Uebersetzungen das Publikum der Halbinsel nötigte, ihnen gegen seinen Willen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Kühnheit ihrer Sittenschilderung und ihrer Liebesverwicklungen allein hätten genügt, ihnen die allgemeine Teilnahme vorzuenthalten, denn einer der wesentlichsten Punkte, in denen der Dichter sich von seinen Landsleuten unterscheidet, ist der, daß die Moralfrage ihm etwas Gleichgültiges ist, während die Italiener einen derartigen Wert auf sie legen, daß sie ihre ungeteilte Bewunderung stets nur Büchern von makelloser Reinheit haben zuteil werden lassen. Verfolge man doch nur die

Reihe der Werke von den „Verlobten" Manzonis bis zu dem „Heiligen" Fogazzaros, nicht zu vergessen die Soldatengeschichten de Amicis'! Das ist der nationale Geschmack; Idealismus in der Konzeption, menschliches Wohlwollen in der Ausführung und dazu etwa noch Familiensinn und Achtung vor dem Nächsten.

Die Laufbahn des Romandichters braucht darum aber nicht immer zu so brutalen Lösungen zu führen. Wenn die Kritik diese Dichtungen mit giftigen Früchten verglich und dem Publikum recht gab, wenn es sich von ihnen abwandte, dann war es das gute Recht des Dichters, zu entgegnen, daß diese Beurteiler nichts von der Sache verständen und daß in Wirklichkeit heutzutage seine Romane in Italien ebenso verbreitet seien wie im Auslande. Seit den „Jungfrauen auf den Felsen" sind übrigens die Freiheiten, die der Dichter sich gestattet, mehr geistiger Art, d. h. weniger anstößig für diejenigen (und diese bilden die Mehrheit), die sich mehr an die Tragweite der Tatsachen als an die der Gedanken halten!

Hat aber nicht eine kurze politische Erfahrung diese geistige Scheidung bis zur Evidenz bestätigt? Als der Erwählte der Schönheit im September 1897 vor seinen Wählern von Ortona am Meere sprach und die ungewöhnliche Rede, eine Art Hymne auf die Tyrannei, hielt, welche die europäische Presse in weitem Umfange kommentiert hat, schien allerdings das Wunder der Unterwerfung der Massen unter das, was ihnen unter dem Scheine einer Gunstbezeigung entgegentritt, zur Tat zu werden. Fischer und Landarbeiter mit den traditionellen goldenen Ohrringen bejubelten die wie Benvenuto Cellinische Schalen ziselierten Phrasen, die der Dichter, von eintönigen Handbewegungen begleitet, in einer staubigen Scheune ablas. Das Schauspiel war von einer so schneidenden Ironie, daß schöne Neugierige in der Annahme, die Gelegenheit werde sich so bald nicht zum zweitenmal darbieten, sich nicht gescheut hatten, die Beschwerden der zehn- bis zwölfstündigen Fahrt von Rom, Florenz und Mailand auf sich zu nehmen! Die Folgen dieses unüberlegten politischen Streichs zeigten, was man davon zu halten hatte. In Montecitorio war der Einfluß des Dichters unbedeutend, und das in einem derartigen Grade, daß seine Mitbürger ihm die Ehre einer Wiederwahl versagten — dem guten Einvernehmen des einen Abends war kein Morgen beschieden. Eine verspätete und rührselige Bekehrung zum Sozialismus konnte von keinem Menschen ernst genommen werden, und der Schriftsteller ließ die Sache von selbst fallen. Eine rhetorische Gebärde und eine aufgebauschte Phrase maskierten die Niederlage. Immer wieder das reizende Wort La Fontaines: „Zu sauer sind die Trauben ihm!" Ich Abgeordneter? Wo denkt ihr hin!

„War das nicht besser als sich laut beklagen?"

Am 1. März 1901 nahm d'Annunzio in Mailand in dem riesigen Saale des Olympiatheaters nochmals Fühlung mit seinem Publikum. Er weihte die Volksuniversität mit einer Vorlesung des dritten Teils seines „Gesanges von Caprera" ein. Dieser Abend war einer von denjenigen, die der Künstler anführt, wenn er in seinem Gedanken das bewußte Leitmotiv der unbewußten sozialen

Symphonie des italienischen Volkes zu erkennen vermeint. In Wirklichkeit waren die Gründe dieses Triumphes ganz andre als diejenigen, die der Dichter vermutete. Ein klar sehender Freund, der geistreiche Marinetti, wird uns darüber als ein Mann, dem wir aufs Wort glauben können, den besten Aufschluß geben:

„Hinter einem mit einer grünen Decke behangenen Tische sitzend, las der Poet ganz langsam mit farbloser Stimme vor, die Worte skandierend und auf jeden starken oder malerischen Effekt verzichtend. Diese auf ein wissenschaftlich gebildetes Publikum berechnete Vorlesung brachte das an starke Worte gewöhnte Mailänder Volk in eigentümlicher Weise außer Fassung. Gegenüber diesen heißhungrig nach greifbaren Wahrheiten Verlangenden mutete d'Annunzio etwa wie eine gastronomisch geschulte Köchin an, die in dampfender Schüssel die erlesensten Leckerbissen aufdeckt. Die viertausend gespannt lauschenden Köpfe vermochten sich in den prächtigen und endlosen Blumengewinden der Verse nicht zurechtzufinden. Man begreift daher, daß die Zuhörer mit ihren Beifallspenden lediglich die handgreiflichen Anspielungen gegen die Monarchie unterstrichen. Darum nahm denn auch, in seinen schwarzen Frack gezwängt, der Poet die Zurufe der Menge mit ausgesprochenem ironisch-überlegenem Lächeln hin."

Alles in allem, ein politisch-literarischer Erfolg auf einem andern als dem beabsichtigten Wege. Nicht, daß die „Nacht von Caprera" eine verfehlte Dichtung wäre. Unter der Menge der Kleinode, aus denen sich der Schatz dieses souveränen Beherrschers des Wortes zusammensetzt, ist sie eines der reinsten, aber in Italien und auch anderwärts verfügt und wird auch wohl noch längere Zeit hindurch die große Menge nicht über die nötige Bildung verfügen, um einer Kunst beizupflichten, die sich so weit von der Geschmacksrichtung der Demokratie entfernt.

Das könnte des weiteren auch die Geschichte der stets sich wiederholenden Ablehnung von dramatischen Dichtungen beweisen, die sich auch durch das stolzeste Bemühen nicht durchsetzen ließen. Und doch sind sie nach Ibsen der edelste Versuch zur Erneuerung des Dramas! Die Kritik hat sich nicht bemüßigt gefunden, sich darüber auszusprechen, aber d'Annunzio hat seine Ansicht darüber unter vier Augen des öfteren kundgegeben — diese Stücke sind nicht geschrieben worden, um wie gewöhnliche Stücke gespielt zu werden. Sollte nun, wenn sie um so weniger Zugkraft entfalten, je origineller sie zu sein scheinen, das tatsächlich nicht gerade daran liegen, daß sie wie gewöhnliche Stücke gespielt werden?

In der römischen Campagna, am Gestade des Albanersees oder in der toskanischen Ebene, im Schatten der Pinienwälder, sei es in Venetien oder in Umbrien, ganz gleich wo, denn Gegenden, die, wie Flaubert sagte, „so schön sind, daß man sie an das Herz drücken möchte", gibt es dort allenthalben, dachte sich der Poet in seinen Träumen ein aus Marmor erbautes Theater, in dem eine Truppe erlesener Künstler bei feierlichen Gelegenheiten seine Tragödien und Schauspiele aufführen sollte. Das Unternehmen würde interessant sein, und wer weiß, ob es sich nicht auch vorteilhaft gestalten könnte? Jedenfalls würde es zunächst aber einen

großen Kostenaufwand bedingen. Es bedurfte eines Ludwigs II., um Bayreuth zu ermöglichen, und einstweilen hat d'Annunzio einen solchen noch nicht gefunden. Wie sagte doch die Duse in ihrem melancholischen Tone:

„Auf meinen Künstlerfahrten durch die Welt sollten mir alle Typen von Individualitäten entgegentreten, welche die moderne Zivilisation möglich macht, nur der eines Mäcenas nicht! Was ist die Kunst doch für ein Schmerzensweg!... Die Million oder die Millionen, die zur Begründung dieses Theaters erforderlich wären — es fehlt nicht an Leuten, welche sie jedes Jahr zu Luxuszwecken, für die Schönheit eines Lächelns, ausgeben; sollte sich denn niemals einer finden, der sie an die Schönheit einer Idee wagte?"

Ab und zu schienen amerikanische Milliardäre nicht abgeneigt... Im letzten Augenblick aber trugen sie Bedenken, für ein Schauspielunternehmen das zu tun, was sie für Universitäten mehr als einmal getan hatten. Sie begriffen nicht, daß die Menschheit nicht allein vom Brote und der Wissenschaft lebt, sondern daß auch die Schönheit noch da ist als eines der Elemente, aus denen unser Dasein sich zusammensetzt. Könige, ja das waren sie, Könige irgendwelcher Art, Stahlkönige, Kupferkönige, Petroleumkönige, nur waren sie nicht Beherrscher eines Landes, eines Volkes in der vollen Majestät des königlichen Titels, und darum lehnten sie die Ehre von sich ab, der Ludwig II. dieses neuen Wagner zu werden!

Unter diesen Umständen wurde der „Traum eines Frühlingsmorgens" in Rom so frostig aufgenommen, daß keine Schauspielerin sich entschließen konnte, den gewagten Versuch mit dem „Traum eines anbrechenden Herbsttages" zu machen. Der Dichter scheint es sogar aufgegeben zu haben, seine Tetralogie zu Ende zu führen!... Und doch schien die Idee so interessant, die Träume der vier Jahreszeiten an einem Abende mit symphonischen Zwischenspielen in den Zwischenakten zu geben. Aber ich sehe jetzt ein, daß kaum eine Bühne der Halbinsel imstande gewesen wäre, sie zu verwirklichen. Man muß wissen, in welcher Weise trotz der Duse die „Tote Stadt" in Mailand herausgebracht wurde, um sich die Niederlage der ergreifenden Tragödie zu erklären. Das Theater besitzt jenseits der Alpen nicht mehr die Bedeutung, die es in Frankreich oder in Deutschland noch hat. Seine Mittel sind beschränkt. Keine Subvention unterstützt den guten Willen der Privatunternehmer. Wenn die Ristori sich in einem Augenblick zurückzog, in dem unsre Tragödinnen kaum zu den Rollen der Heldenmütter übergehen, so geschah das einfach deshalb, weil ihre Ehe ihr die Künstlerfahrten nicht mehr gestattete und sie in ihrem Vaterlande keine Zuschauer mehr fand, die sie in ihrem klassischen Repertoire hätten sehen wollen, dem zu entsagen ihr Künstlerstolz ihr verbot. Ich hatte Gelegenheit, mich darüber mit einem der achtunddreißig Unsterblichen der Akademie der Crusca auszusprechen, die bekanntlich für Italien mehr oder minder das ist, was die Académie Française für Frankreich ist (wobei zu bemerken ist, daß d'Annunzio ihr niemals angehört hat und ihr auch wahrscheinlich niemals angehören wird).

„Das neue Italien," so sagte er mir, „hat zuviel und auf zu vielen Ge-

bieten zu tun, als daß es sich mit Nebenfragen beschäftigen könnte. Wir befinden uns noch nicht in der künstlerischen, sondern erst in der erzieherischen Periode. Ich muß Ihnen offen gestehen, die übertriebene Bedeutung des Theaters im gesellschaftlichen Leben der Länder, von denen Sie mir sprechen, will mir wie ein Zeichen der Dekadenz vorkommen. Wenn Seine Majestät oder der Minister das Verlangen zu erkennen gäben, ein Bühnenunternehmen zu subventionieren, und sie mir, wie sie das schon mehrfach getan haben, die Ehre erzeigen wollten, mich dabei um Rat anzugehen, würde ich sie dringend bitten, von ihrem Vorhaben abzustehen. Wir haben noch zuviel Volksschulen zu bauen und Schulen höherer Art einzurichten, als daß wir an derartige Scherze denken könnten. Mögen diejenigen, die ein Theater wollen, es auch bezahlen. Was mich betrifft, so bin ich zufrieden, wenn ich wieder einmal die Komödien und die Tragödien Alfieris und unsere gesamten klassischen Werke durchlesen kann! ... Die Wahrheit des Buches scheint mir den Vorrang vor der Lüge der Illusion zu verdienen."

Diese Paradoxen erklären nur zu deutlich, warum gerade die vollkommensten der Werke von d'Annunzio die schwersten Niederlagen erlitten haben. Es hat sich indes ein Publikum gefunden, das sie bewundert. Die Buchausgaben haben Auflagen bis zu zehn- und zwanzigtausend Exemplaren erfahren, eine Ziffer, die für italienische Verhältnisse ganz ungewöhnlich hoch ist. ... Wenn die in der Reinheit ihrer Linienführung an antike Basreliefs erinnernden Tragödien des heldenhaften Gemahls der Gräfin von Albany in Italien noch lebendig wären, statt auf dem Friedhofe der Bücher zu schlummern, würde das dem Freunde der Frau Duse beschiedene Schicksal sich anders gestaltet haben. Der „Orest" hätte dazu gedient, das Verständnis der „Toten Stadt" zu vermitteln, und „Myrrha" hätte den „Traum eines Frühlingsmorgens" erklärlich gemacht. Auf die geistige Verwandtschaft dieser beiden Tragiker, die sich einem durch das Textstudium und das nähere Eingehen auf die Einzelheiten als eine sehr nahe ergibt, hat meines Wissens noch niemand aufmerksam gemacht. D'Annunzio ist wie Alfieri griechischer Abkunft, und der eine wie der andre flieht die Wirklichkeit und strebt zur Höhe der unsterblichen Seele empor. Doch das des weiteren auszuführen, ist hier nicht der Ort. Mehr als ein Kritiker wird sogar über den Vergleich erstaunt sein, denn Alfieri ist in Italien kein lebender Dichter mehr, wie es Schiller und Goethe in Deutschland oder Racine und Corneille in Frankreich sind. ... Möge der Florentiner Akademiker es mir zugute halten, darin zeigt sich eine der ersten Wirkungen des Rückganges der Bühne seines Landes. Mehr als irgendein andrer hat d'Annunzio darunter gelitten; seinen schönsten Hoffnungen sind dadurch die Flügel gestutzt worden.

Was für ein „Gekläff toller Hunde"[1]) empfing in Neapel die erste Aufführung des „Ruhms"! Vom ersten Aufgehen des Vorhanges an reizten junge Herrchen mit dem glattrasierten Gesicht, wie die neueste Mode es erfordert, das

[1]) Ausdruck des Dichters in der Zueignung des „Ruhms".

Publikum auf: „Zischt doch, zischt! Das ist ja der Tod des Theaters — wer wird uns von diesem Ofenauskratzer befreien!“ ... Das Erscheinen des „Mehr als die Liebe“ erregte in Rom keinen geringeren Skandal: „Eine Meuterei trunkener Sklaven gegen denjenigen, der ist und bleiben wird der Meister und Souverän des geistigen Italiens.“ [1]) Selbst die Siege d'Annunzios waren nach seinem symbolistischen Ausdruck nur „verstümmelte Siege“. „Francesca von Rimini“ erzielte trotz aller entfalteten Pracht nur einen Achtungserfolg, und dasselbe gilt von dem „Licht unter dem Scheffel“, trotz seines malerischen Charakters, ja sogar „Gioconda“ und die „Tochter Jorios“ blieben am ersten Abende schon ohne Beifall. Und doch schien das erstere Stück wegen seiner tiefen menschlichen Empfindung, die Frau Duse um so besser zum Ausdruck brachte, als sie selbst sie ihm inspiriert hatte, und das letztere wegen der packenden Schilderung der Sitten und Zustände in den Abruzzen dazu berufen zu sein, der „Cyrano“ und der „Aiglon“ dieses Theaters zu werden, wenn dieses Theater überhaupt einen „Cyrano“ oder „Aiglon“ haben könnte. Auch über die Tragweite des Sieges, den der Dichter neuerdings mit dem Drama „Das Schiff“ erfochten, darf man sich nicht täuschen. Die besonnene Kritik wird, sobald sie sich erst einstellt, ernüchternd auf den Rausch wirken, in dem sich einstweilen noch das von dem äußeren Glanze der Aufführung verblendete Publikum befindet, und das Schicksal des Werkes wird bei allen Vorzügen, die es unzweifelhaft enthält, das gleiche sein, wie das aller früheren Dramen d'Annunzios. Ebensowenig wie er der Dichter oder Romanschriftsteller des neuen Italiens gewesen, ist bis jetzt d'Annunzio dessen Dramaturg geworden.

Man braucht nur mit nicht voreingenommenen Augen dieses Land zu bereisen, um es begreiflich zu finden, daß es inmitten seines kommerziellen Aufschwungs und inmitten seines industriellen Gedeihens absolut keine Gefühle der Wahlverwandtschaft mit der komplizierten Kunst d'Annunzios hegen kann. Wahrheiten aus dem Leben der Gegenwart, der Soziologie, der natürlichen Moral, ja selbst der Theologie, nicht aber eine schöne Sprache, sind das, was diesen Ingenieuren, diesen Soldaten, diesen Professoren, kurz allen diesen Leuten am Herzen liegt, die auf sämtlichen Gebieten tätig sind, auf denen menschliche Tatkraft sich mit Erfolg zu bewähren vermag. Das „Dolce far niente“ wird demnächst nur noch eine Legende sein, und die heldenhaften Tage des „Rinascimento“ sind gleichfalls dahin; nachdem es seine Geschichte gemacht, trachtet Italien danach, seinen Wohlstand wiederzugewinnen. Mit einem Eifer arbeitend, der seine Villen mit Werkstätten erfüllt und durch Schreibstuben eingeengt, überall Fabriken hervorgerufen, seine Provinzen mit einem Schienennetze überzogen und seine Küsten mit Uferdämmen eingefaßt und durchbohrt hat, träumt es von einer besser organisierten Regierung, von gewinnreicheren Kolonisationen, und selbst die Religion läßt es nicht gleichgültig, denn Italien ist ein Land, in dem die Religion stets eine Rolle spielen wird!

---

[1]) Ausdruck des Dichters in der Zueignung von „Mehr als die Liebe“.

Beachte man nur, welche Aufnahme es den Künstlern bereitet hat, die sich herbeigelassen haben, seine dringenden Fragen zu behandeln. An dem Mangel an Kunst in den Gedichten einer Ada Negri hat es keinen Anstoß genommen, ebensowenig an den theologischen Tifteleien Fogazzaros, und es hat denen nicht glauben wollen, die ihm versicherten, die Lustspiele Giacosas seien Nachahmungen fremder Stücke. Denn durch ihre Wohlanständigkeit und die Biederkeit ihrer Gesinnung scheinen diese Schriftsteller und noch einige andre, die einzeln aufzuzählen zu weit führen würde, besser als d'Annunzio einem Publikum zuzusagen, dessen Alltagsfreuden und Alltagsleiden sie in einfachen Worten besingen oder zergliedern. Dagegen ist die psychologische und ästhetische Komplikation des Urhebers so vieler wertvollen und giftigen Bücher, eines Künstlers der Zivilisationen in ihrem Niedergang und der durch die Uebung des Luxus blasiert gewordenen Gesellschaften, lediglich etwas für die Gegenfüßler der neuen und kühnen Bestrebungen dieses kaum erst wieder zu sich selbst gekommenen Volkes.

Es ist mir berichtet worden, bei einer Abendgesellschaft in einem der spezifisch italienischen, ganz in Gold und Marmor gehaltenen Salons habe angesichts einer Tafelrunde von Kavalieren und Damen, die in einem an die üppigsten Schilderungen des Dekamerone erinnernden Putze prangten, eine Dame, ebenso anmutig wie Helene Muti im „Kinde der Lust" und alles das von dieser Gesagte rechtfertigend, mit triumphierender Stimme zu dem einzigen Dichter gesagt, den sie ihres Vertrauens für würdig gehalten habe:

„Blicken Sie um sich! Haben Sie nicht den Eindruck, als ob wir diesen Abend herrschten? Ich erkläre Sie zum Könige der Intelligenz, wie ich mich als Königin der Schönheit fühle!"

Sie sprach vielleicht wahrer als sie dachte, diese Patrizierin, denn sie hatte nicht gesagt: „zum Könige der italienischen Intelligenz". Ein König im Reiche der Intelligenz ist d'Annunzio sicherlich, nur waren diejenigen, die ihm zujubelten, als er sich nach napoleonischer Tradition die Krone mit eigner Hand aufgesetzt hatte,[1]) tatsächlich nicht seine Landsleute, sondern eine Schar von Getreuen, die, von Jahr zu Jahr zunehmend, sich, wie der Zufall es mit sich brachte, aus den alten Ländern Europas und den neuen Amerikas rekrutierten, aus Ländern, in deren gesellschaftliche Sphären mit der extremsten Zivilisation die Neugierde des Dekadententums und gewissermaßen die leidenschaftliche Sucht nach Leidenschaft oder vielmehr — wie Max Nordau nicht unrichtig sagen würde — die neurasthenische Entartung ihren Einzug gehalten haben.

---

1) Siehe Vorrede zu „Mehr als die Liebe".

Die Todesstunde des Herzogs von Dauen

Novelle von

Olga Wohlbrück

Der Herzog vollendete heute sein achtzigstes Lebensjahr. Die ersten, die ihm gratulierten, waren sein Arzt und sein Seelsorger.

„Wie geht es der Herzogin?" fragte der Greis und spielte mit den gelben Rosen, die ihm die erste Kammerfrau mit süßlichem Lächeln überbracht hatte.

„Durchlaucht haben mir für meine Armen tausend Gulden geschenkt," sagte der Seelsorger.

Der Herzog lächelte, daß sich die Sonne in dem allzu weißen Email seiner Zähne spiegelte.

„Durchlaucht waren gerade im Begriff, ihr Bad zu nehmen. Ich traf die Kammerfrauen, wie sie eimerweis große Eisstücke nach dem Badezimmer brachten," sagte der Arzt.

Der Herzog fröstelte zusammen und zog die seidene Decke auf kostbarem Pelzfutter höher über die Knie.

„Wir wollen beten," sagte er zum Geistlichen. Der Arzt zog sich ins Nebenzimmer zurück und kaute dort an seiner Zigarette. Rauchen war im ganzen Palast verboten.

Der Herzog betete lange und inbrünstig. Er betete um einen schnellen milden Tod und um die Kraft, allein bleiben zu können in seiner letzten Stunde.

„Dem Herrn ist genuggetan," sagte endlich der Priester und klappte andächtig sein Brevier zu. „Durchlaucht müssen sich schonen, es ist heute ein anstrengender Tag."

„Ich danke Ihnen, Hochwürden, danke Ihnen für all Ihre Gebete und Ihre Sorge um mich. Und jetzt lassen Sie Ihren Kollegen von der weltlichen Fakultät herein — ihm bleibt noch viel zu tun übrig."

Der alte Kammerdiener trat ein, mit einem großen, herrlich eingelegten Kasten, den er auf den Tisch stellte. Der Arzt nahm ein goldenes Schlüsselchen, das an einem haarfeinen Goldkettchen in seiner Westentasche lag, und öffnete.

Im Kasten standen Phiolen, Büchschen, hingen silberne Zangen, Spritzen und Lanzetten an goldenen Nägeln.

„Mein Tresor," sagte der Herzog mit leisem Spott.

„Wir müssen vorsichtig werden, Durchlaucht, die Mittel wirken nur für den Augenblick — die Reaktion ist unausbleiblich. Sie haben sie bereits öfters gespürt."

„Das ist meine Sache," schnitt der Herzog kurz ab.

Der Kammerdiener zählte schweigend zwanzig Tropfen in ein golddurchäsfeltes Glas.

„Genug," gebot der Arzt.

„Noch!“ schrie der Greis, und sein Gesicht verzerrte sich im Zorn.

„Hier habe ich zu befehlen, Durchlaucht,“ sagte der Arzt bestimmt.

Der alte Mann sank hilflos in sich zusammen, und seine noch immer wunderschöne, elfenbeinweiße Hand fiel kraftlos auf die seidene Decke.

In die Stille des dunkeln Gemachs drang das dumpfe Rollen der Wagen unter der Toreinfahrt. Heute standen zwei Hellebardiere in roten, silberbetreßten Mänteln vor dem schmiedeeisernen Gitter.

Die Ersten des Landes eilten in ihren wappengeschmückten Karossen herbei — die Minister und Hofchargen, die Grafen und Barone —, alle in großer Uniform oder Frack mit der Ordenskette.

Die einen hofften empfangen zu werden, die andern hofften mit dem Eintragen ihres Namens ins Buch davonzukommen. Im großen Marmorvestibüle trafen sich die Bekannten, jedes Jahr aufs neue erstaunt, sich hier zu treffen. Man schüttelte einander die Hände, flüsterte ... Lebte der alte Herr wirklich noch immer? Schon im vorigen Jahr sah er zum Umblasen aus ... und er lebte noch ... wirklich? ... Es war kaum zum Glauben! ... Oben, in ihrem feuerroten Boudoir, saß Viata Gabriele und spielte mit bunten Edelsteinen, die sie in der Raffung ihres weißseidenen Nachtkleides hielt.

Sie wartete darauf, daß ihre Frauen melden kamen, das Bad sei bereit. Ein neues Rubindiadem, das sie vorhin anprobiert hatte, lag glitzernd auf dem taubengrauen Smyrna. Sie hatte verboten, es aufzuheben — sie liebte es, die größten Kostbarkeiten um sich sorglos zu verstreuen, und sie durfte es sich in dem wohlbehüteten Palais erlauben, ein Perlenkollier von einer halben Million mitten unter das Seidengarn zu werfen, mit dem sie eine prächtige Altardecke ausstickte.

Manchmal, zu einer Garden Party, kaufte sie für einige tausend Gulden Schmucksachen und ließ sie auf den Rasen des Gartens verstreuen. Dann wurde Klondyke gespielt, und die Herren mußten sich in Goldgräber verwandeln, zwischen den Bosketts, unter den Sträuchern und Blumenbeeten herumkriechen, um die gleißenden, oft recht wertvollen Goldsachen ihren Damen zu bringen. Es kam dabei manchmal zu peinlichen Szenen unter den vornehmen Kavalieren, wenn die brutalen Instinkte der Habgier und Eroberungslust unter dem feingefalteten Hemd erwachten. Und die Damen warfen sich giftige Worte und stachlige Blicke hinter ihren Fächern zu. Das amüsierte Viata Gabriele.

Wenn der alte Obergärtner am nächsten Morgen nach der „Razzia“ die übriggebliebenen Schmucksachen anbrachte, sagte sie:

„Das ist für Sie.“

Und an diesem Tage hatte ihre Erste Kammerfrau Migräne.

Es war wirklich so ein prickelndes, köstliches Gefühl, über jede Laune des Menschen verfügen zu können, über die Menschen selbst, sie zu durchschauen in all ihrem Eigennutz und ihrer Kleinheit.

Darum liebte Viata Gabriele die bunten Steine und ihren unermeßlichen Reichtum so ...

„Hast du dem Herzog die Rosen gebracht?“ fragte sie ihre Erste Kammerfrau, die einst Amme bei ihr gewesen und jetzt nur dazu da war, zu hören, was die Herrin ihr sagte, und — wenn es nötig, zu vergessen.

„Gewiß, Durchlauchtchen.“

„Wie sah er aus?“

„Rechts stand Seine Hochwürden, links der Arzt. Bald werden sie sich die Hand geben können!“

„Du sollst nicht so sprechen! Der Herzog ist gut. Wenn er stirbt, werde ich großen Kummer haben!“ Und nachdenklich fügte sie hinzu: „Ich hätte ihm die Rosen selbst abschneiden sollen! Aber ich hab's verschlafen — und euch allen ist's egal.“

„Es waren schöne Rosen,“ sagte die Kammerfrau, „und der Herr Herzog führte sie an die Lippen.“

Viata Gabriele wendete sich hastig ab.

„Und das Bad, Therese?“

„Alles ist bereit!“

Die Herzogin schüttete den Inhalt ihres hochgerafften Nachtkleides in ein mit weißer Seide gepolstertes Kästchen.

„Wenn der große Geiger heute zu unserm Konzert kommt und spielt, darf er sich daraus wählen,“ sagte Viata Gabriele träumerisch.

Therese lächelte spöttisch: „Er wird alles nehmen.“

Die feinen rosenroten Lippen der Herzogin verzogen sich verächtlich.

„Das verstehst du nicht, Therese! Er hat mehr Gold in seiner Geige als der Herzog in seinem ganzen Vermögen!“

„Aber die nehmen doch alles,“ beharrte die Kammerfrau.

„Geh fort, du machst mich nervös heut... Hast du schlechte Träume gehabt, daß du mich quälst? — Du bist ein böses altes Weib!“

Viata Gabriele fing an zu weinen und schleuderte das Diadem mit dem kleinen bloßen Fuß weit von sich.

„Das Bad ist bereit,“ meldeten zwei junge hübsche Kammerzofen, in fußfreien schwarzen Kleidern und schneeigen Spitzenhäubchen auf dem zierlich frisierten Haar.

„So, siehst du, Therese,“ rief Viata Gabriele heftig. „Jetzt muß ich ins Wasser, und du weißt, die Kälte bekommt mir nicht, wenn ich mich geärgert habe! Wenn ich krank werde, so ist es deine Schuld! Wenn ich krank werde, steche ich dir mit meiner Hutnadel die Augen aus!“

Die Alte grinste: „Wir sind doch nicht im Kloster der Schwarzen Schwestern!“

„Dein Glück!“

Viata Gabriele zog die schweren goldnen Pfeile aus dem fuchsroten Haar, daß es ihr wie eine flammende Welle über die Schultern rieselte. Sie ließ ihr seidenes Nachtkleid zur Erde fallen und schritt, nur von ihrem Haar umwallt, keusch in ihrer weißen leuchtenden Schönheit, als hätte sie ein verhüllendes Karmelitergewand an, über die schwellenden Teppiche der herrlichen Räume, bis

sie zum Badezimmer gelangte. Es war im Stil der pompejanischen Piszinen angelegt, mit allem Raffinement des modernsten Luxus. Die Wände schillerten in Perlmutterglanz und trugen goldene Ornamente in Gestalt von Fischen und Seetieren. Vier breite Stufen führten zu einem runden, mit Wasser gefüllten Marmorbassin, in dem kristallklare Eisstücke herumschwammen.

Das kalte Bad — sie hatte es nötig zur Abkühlung ihres heißen italienischen Blutes; und sie nahm es täglich, seitdem sie sich des Opfers bewußt war, das sie gebracht hatte, als sie sich dem fünfundsiebzig Jahre alten Herzog von Dauen vermählte ...

In dem weißen Empfangssalon des Klosters der Schwarzen Schwestern bei Neapel war es gewesen, daß ihr Vater, der Marchese Sautramini — Sautramin nannte er sich nach venezianischer Sitte —, ihr erklärte, daß er dem Herzog von Dauen ihre Hand versprochen. Der Marchese brachte einen seltsamen Duft weltlicher Korruption in die nüchtern getünchten Mauern. Er strömte aus dem übertrieben modernen Schnitt seines eleganten Anzugs, dem studierten Bug seines graumelierten „Vittore Emanuele", aus den zahllosen Fältchen seines vornehmen, grausamen Gesichtes.

Die kleine schöne Viata — Gabriele hieß sie nach der deutschen Mutter, und sie liebte diesen Namen — sah ihren Vater mit ihren großen meergrünen, noch so unschuldigen Augen erstaunt an. Vom Kloster her war sie an Gehorsam gewöhnt.

Der Marchese sprach einschmeichelnd und farbig.

„Der Herzog ist alliiert mit dir durch deine Mutter, — der Stiefvater eines Onkels. Ein Kavalier, dessen Vornehmheit sprichwörtlich bei uns in der Familie ist, reich, wie man es am österreichischen Hofe sein muß, um aufzufallen! Und er fällt auf! Deine Wünsche werden ins Unermeßliche gehen können wie sein Vermögen, und es ist zartfühlend von ihm, daß er es der Familie erhalten will!"

Viata dachte an glitzernde Geschmeide, an feenhafte Spitzen, an feurige Pferde — sie lächelte.

Der Marchese war zufrieden. Gottlob, die deutsche Sentimentalität hatte sich ihr nicht vererbt: klug, berechnend, eitel — wie alle Sautramini.

„Ich empfehle dich dem Schutz der heiligen Jungfrau," sagte er und küßte sie auf die Stirn.

Bei dieser Bewegung stahl Viata dem Vater das wohlriechende seidene Taschentuch, dessen gestickte Ecken sich diskret von dem hellen Grau des Gehrocks abhoben. Sie verbarg es mit lächelnder Unschuldsmiene hinter ihrem Rücken, gleich darauf auf ihrer Brust.

„Du riechst gut," sagten ihr die Gespielinnen.

„Ja, es riecht alles so draußen in der Welt," antwortete sie mystisch.

Am nächsten Morgen kam ihre Amme, die Kammerzofendienste verrichten sollte, und gegen Abend wurde Viata Gabriele von der Vorsteherin und zwei Schwestern aus dem gemeinsamen Schlafsaal der Zöglinge in die sogenannten „Brautzimmer" geführt, in denen junge vornehme Bräute, die keine Eltern

mehr hatten, bis zum Tage ihrer Hochzeit unter klösterlichem Schutz zu wohnen pflegten.

Die Zimmer hatten ein seltsames Gemisch von heiliger und profaner, aber völlig verblichener Pracht, und die Luft war schwer von Veilchenduft und Weihrauch ...

Einige Tage später hatte das Kloster der Schwarzen Schwestern seine zweite Sensation: Eine junge Novize, die als frömmste von allen galt und nächtelang betend auf den kalten Fliesen der Kapelle lag, hatte eines Nachts ihrem Schutzpatron, dem heiligen Lorenzo, beide Augen durchstochen. Die Fetzen der Leinwand — grauenhaft wie Hautfetzen anzusehen — hingen am Bild entlang. Auf alle entsetzten Fragen antwortete sie nur: „Ich liebte ihn — er liebte mich nicht wieder ... seine Augen sollten niemand anders ansehn!"

Sie war wahnsinnig. Die Kapelle wurde expurgiert und neugeweiht.

Viata Gabriele kaufte dem Kloster das Bild ab und hing es über ihrem Bett auf.

Es war schauerlich anzusehen, und ihre arme Therese bekreuzigte sich abergläubisch, wenn sie an ihm vorbeiging. Viata aber lächelte: „Wer mich nicht liebt, dem steche ich die Augen aus!"

Sie war erst siebzehn Jahre alt. —

Viata Gabriele sah ihren Verlobten zum erstenmal am Tage der Hochzeit. Bis dahin hatte er nur anmutige zärtliche Billette und kostbare Geschenke gesandt. Den Nonnen gingen oft die Augen über, wenn sie diese Gaben sahen, und dann kasteiten sie sich lange, wegen all ihrer sündigen Gedanken.

Es sollte eine feierliche Trauung werden. Der Erzbischof zelebrierte selbst, und der Papst schickte seinen Segen.

Der Herzog hatte auffallend schwarzes Haar und schwarzen Schnurrbart, seine Zähne waren von unwahrscheinlicher Schönheit. Er war schlank, groß, von noch immer bezaubernder Anmut in den Bewegungen.

Als er Viata Gabriele erblickte, wurde er bleich bis in die Lippen. Der Marchese hatte ihn belogen.

War das die „reife, kluge Sautramini, die sich in alle Verhältnisse zu schicken weiß"? Nein, dieses Kind gab sich noch keine Rechenschaft von dem Schritt, den es, vielleicht gezwungen, zu tun bereit war.

„Marchese, was haben Sie getan?"

Aber der Marchese tat, als ob er es nicht hörte, und Viata Gabriele stand, zum erstenmal vielleicht, ängstlich und verzagt vor diesem großen Herrn, dem sie ihr Schicksal anvertrauen sollte.

„Mein armes Kind," sagte der Herzog und zog ihre kleine bebende Hand an seine Lippen. „Mein armes Kind."

Er hatte die edelsten Absichten. —

Viata lebte sich bald ein in ihrer neuen Heimat, und sie hatte zu oft Ursache zu danken, um nicht zutraulich zu werden.

Sie war in Unwissenheit des Wesens der Ehe aufgewachsen und geizte nicht

mit den Aeußerungen kindlicher Zärtlichkeiten. Sie ahnte die Gefahr nicht, ahnte nicht, daß sie tolle Wünsche in diesem alten Mann erweckte und daß diese Wünsche ihm Möglichkeiten vorspiegelten, die ihn jeder ruhigen Besinnung beraubten, seine Leidenschaft entfesselten.

Als er eines Abends, unerwartet für ihn selbst, noch unerwarteter für Viata Gabriele, die Schranken der weisen Zurückhaltung durchbrach, wich sie entsetzt, empört, voll unbeschreiblichen Widerwillens vor ihm zurück. Mit der brutalen Kraft ihrer ursprünglichen, noch gänzlich undisziplinierten Natur stieß sie ihn von sich, plötzlich aus einem schönen Traum gerissen, plötzlich ernüchtert, angeekelt ...

Sie lief davon, wie von Furien gepeitscht, wie verfolgt von einer scheußlichen Fratze. In ihren Zimmern angelangt, riß sie sich die Kleider vom Leibe und goß sich den Inhalt einer silbernen Wasserkanne über den fiebernden Körper. Ein Brief vom Marchese, der zufällig an diesem Abend angekommen war, lag noch uneröffnet auf ihrem Schreibtisch. Sie warf ihn in den Kamin, und da die Flamme nicht gleich züngelte, griff sie mit der Hand ins Feuer, holte ihn wieder heraus, riß ihn in tausend Stücke, trampelte mit den Füßen auf ihnen herum, spie sie an und stieß grauenhafte Flüche aus, die ihr wie durch ein Wunder zum erstenmal wieder in Erinnerung kamen seit vielen, vielen Jahren, da sie sie noch als kleines Mädchen von einem Fuhrknecht gehört hatte, der wütend auf seinen toten Maulesel loshieb.

Ihre ehemalige Amme packte sie endlich mit kräftigen Armen und brachte sie zu Bett.

Am nächsten Morgen lag Heu vor dem Palast und in den angrenzenden Straßen aufgeschichtet, und die Morgenblätter brachten die Nachricht, daß der Herzog von Dauen einen Schlaganfall erlitten hätte und die Herzogin vor Schreck darüber erkrankt sei.

Einige Tage später erschien der Marchese bei seiner Tochter. Sie weigerte sich erst, ihn zu empfangen, aber er erzwang den Eintritt, wie er sich im Leben alles zu erzwingen gewußt hatte.

Viata Gabriele zeigte ihm die Fäuste, warf mit den Kissen nach ihm — er legte seine kalte schlanke Hand auf ihre Stirn und setzte sich an den Rand ihres Bettes. Als wenn nichts vorgefallen wäre, plauderte er über allerlei Klatsch in Venedig, bewunderte die Architektur des herzoglichen Palais, erzählte von der neuesten Messe von Perosi, und als er Viata genügend beruhigt glaubte, begann er von ihrer Ehe zu sprechen, von ihren Pflichten und ihren — Kompensationen. Er sprach lange, mit dem eleganten Zynismus seiner Kreise und der naiven Selbstverständlichkeit der Sünde.

Viata wurde immer stiller. Als er sie verließ, war sie um zwanzig Jahre gereift. Verdorben.

Sie sah ihren Vater nie wieder ...

Einige Wochen später ließ sich der Herzog in einem Rollsessel zu ihr hereinfahren.

„Mein armes Kind," sagte er wieder und so schuldbewußt, daß es sie rührte.

Aber seine Hand zitterte noch so stark, daß sie wegsehen mußte und sich nicht entschließen konnte, ihm die ihre zu reichen. Ihr war, als ginge es wie Leichenkälte von ihm aus; und sie wurde das unheimliche Gefühl nicht los, auch später, wie er wieder, auf seinen Stock gestützt, selbständig gehen konnte.

Der Herzog nahm sich in ihrer Gegenwart zusammen, mehr als vor seinem Souverän — er schminkte sich, wenn er wußte, daß sie kommen würde, ihn besuchen.

Und vor den geschminkten Wangen graute ihr noch mehr.

Trotz allem fühlte sie seine Sorge um sie. Er hatte Spione, die ihm ihre Wünsche hinterbrachten, und das scheinbar Unerreichbarste lag zu ihren Füßen. Manchmal machte sie sich Vorwürfe, daß sie nicht zutraulich werden konnte wie einst. Dann zog sie sich von aller Geselligkeit zurück, legte schwarze Kleider an, verbrachte Tage in der Kirche und betete für den Herzog, schrieb ihm teilnehmende Billette ... aber es war jedesmal ein Kampf, wenn sie zu ihm gehen sollte.

So blieb es Tag für Tag, Jahr für Jahr. — Aber das Rezept des Marchese Sautramini zu befolgen, widerstrebte ihr — teils hatte sie zuviel Dankbarkeit und Achtung für den alten Herzog, um seinen Namen in den Schmutz einer banalen Intrige zu ziehen, teils zu heißes starkes Empfinden, um der Tändelei des Augenblickes zu folgen ...

„Du bist nie schöner gewesen als heute," sagte der Herzog an seinem achtzigsten Geburtstag zu Viata Gabriele, als sie in einem grünschillernden langen Samtkleide, Perlen und gelbe Rosen im Haar, seinen Arm nahm, um an der Spitze ihrer Gäste den Speisesaal zu betreten.

„Ich danke Ihnen, Sie sind immer sehr gütig," antwortete sie und neigte das Haupt.

Sie zählte die Schritte bis zu ihrem hochlehnigen Stuhl mit der geschnitzten Krone. Noch vier — noch drei — noch zwei Schritte, und dann durfte sie ihren Arm aus dem des Herzogs ziehen. Er war ihr unheimlich heute mit seinen rosigen Wangen, den eiskalten Händen, den kurzen, ruckweisen Schritten seines Ganges.

„Sie lieben Musik, mein Freund — ich habe Thomas Rudolfi, den größten Künstler, den Europa besitzt, eingeladen, heute bei uns zu spielen!"

„Du bist stets aufmerksam, Viata, so gut, wie ich es kaum verdiene, ich alter Mann!"

Viata Gabriele wurde sehr rot und trank der blonden Gräfin Wrinsky zu, die zwischen ihrem Gatten und ihrem Liebhaber saß und gelangweilt zum Sterben aussah, weil man sie, um „ihr angenehm zu sein", immer zwischen ihren Gatten und ihren Liebhaber setzte.

„Ich kannte noch Rudolfis Großvater," sagte der Herzog laut und ungewöhnlich animiert. „Er spielte Flöte, so schön, wie ich es nie seitdem gehört! Er war mein Lehrer, und ich hatte es in meiner Jugend zu einiger Fertigkeit

auf diesem Instrument gebracht. Der Sohn war ein tüchtiger Geiger, er — liebte die blinkenden Auszeichnungen, und ich habe mich bei unserm Souverän einmal mit Erfolg für ihn verwendet. Der Enkel aber ist ein Genie! Vor acht Jahren hörte ich ihn am englischen Hof. Ganz London war von seinem Geigenspiel verrückt! Wenn er im Wagen durch die Straßen fuhr, bildete man Spalier, und er grüßte nach rechts und links, wie unser alter Herr, wenn er seine Morgenausfahrt macht. Ein junger lieber Bub war er übrigens, mit viel natürlichem Anstand ... Wir hätten ihn zur Tafel laden sollen — es wäre ein Vergnügen für mich gewesen!"

Viata Gabriele glühte wie eine Rose unter ihrer fuchsroten Krone, und ihre Augen funkelten wie Edelgestein.

„Ich freue mich auf sein Spiel," sagte sie.

„Er soll sehr schön sein," flüsterte die blonde Gräfin träumerisch.

Ihr Gatte lachte, ihr Liebhaber unterdrückte eine kleine Grimasse und murmelte aigriert: „So etwas bemerkt man doch nicht!"

Die Konversation wurde allgemein, und der Herzog gab sich ungestört dem Glücksgefühl hin, das Viatas Nähe stets in ihm auslöste. Es war oft, als wollte er sich mit seinen Augen an sie festklammern. Sollte er wirklich all dem Liebreiz entrückt werden ... für immer? Würde sich ihre Hand wirklich nicht tröstend auf die seine legen in seiner letzten Stunde? Nein, nein! Das durfte er nicht erwarten — daran durfte er nicht denken!

Die Augenlider des Herzogs röteten sich, sein Mund verzog sich schmerzhaft. Niemand sagen können, was er litt — dasitzen müssen in seiner vornehmen Würde bis zum letzten Atemzug!

Er nippte vorsichtig an der Tasse Bouillon, die sechs Gänge für ihn ersetzen mußte, dann ließ er sich Wein einschenken, einen Fingerhut voll, und erhob sich mühsam. Er trank auf das Wohl des Herrscherhauses und schluckte bedächtig die feurigen Tropfen herunter. So wohlig warm wurde ihm in den Gliedern.

„Mein liebes, gutes Kind," sagte er zu Viata Gabriele.

Und ihm war wirklich, als säße ein geliebtes Kind neben ihm.

„Ich möchte dir einen recht großen Wunsch erfüllen, Viata. Hast du einen?"

Sie schloß die Augen und schüttelte den Kopf. Es war das einzige, was sie nicht besaß ... Sie kam sich so arm vor —!

Im Musiksalon brannten die elektrischen Girandolen, die Sessel waren im Halbkreis aufgestellt.

Wie bunte Vögel saßen die Damen in ihren steifen Seidengewändern und in dem glitzernden Schmuck da. Der alte Herzog in der Mitte; so tadellos vornehm hob sich sein edelgeschnittenes Gesicht von der dunklen Holzschnitzerei des Fauteuils ab. Neben ihm leuchtete Viata Gabrielens roter Kopf. Ihre Schultern, von denen die verhüllende, silberdurchwirkte Blonde herabgeglitten war, schimmerten in schneeigem Weiß aus dem grünschillernden Ausschnitt hervor.

Ihre langen weißen, unberingten Hände spielten unruhig mit dem juwelendurchsetzten Fächer, ihre weißen spitzen Zähne nagten nervös an der Unterlippe,

daß man meinte, jetzt würde das Blut hervorspritzen und in tausend Rubintropfen auf den schlanken weißen Hals träufeln.

Ein Gemurmel unter den Gästen — der Herzog schlug begrüßend die Handflächen aneinander — Viata Gabriele senkte tiefer den leuchtenden Kopf — der große Künstler hatte die Purpurportiere zerteilt und war mit einer stummen Verbeugung in den Kreis getreten.

Ein echter deutscher blonder Hüne, jung, mit lachenden Augen, die Geige wie eine Geliebte so zärtlich im Arm.

Viata Gabriele war alles Blut zu Herzen geströmt, und sie saß da, bleich, mit gesenktem Kopf, unbeweglich — wie unempfindlich für die süßen Töne, die der Künstler den Saiten entlockte.

„Hörst du, Viata?" fragte der Herzog.

Sie antwortete nicht. Alles bebte an ihr — die Blonde, die auf ihrem Arm lag, die Rosen im Haar, die Bändchen ihrer grünen Schuhe ...

Der Herzog erhob sich mühsam. Gestützt auf Viata Gabrielens Arm, ging er auf den Künstler zu.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll!"

Er sagte das mit dem unerreichbaren Charme sehr großer Herren, der den größten Künstlerhochmut besiegt. Und Viata fühlte, daß diese einfachen Worte mehr waren als der ganze Inhalt ihres mit weißer Seide ausgepolsterten Kästchens.

„Wollen Sie diese Blume von mir annehmen?" fragte sie.

Es war eine Rose, die frisch, wie vom Strauch gepflückt, in einem goldenen, mit großen Diamanten besetzten, wassergefüllten Röhrchen stak, das sie von ihrer Brust abnestelte.

Thomas Rudolfi warf einen überraschten und entzückten Blick auf die junge Herzogin, dann neigte er sich vor ihrer wunderbaren Schönheit.

„Ich danke, Durchlaucht!"

Er goß das Wasser aus dem Röhrchen in einen großen Palmenkübel, steckte sich die Rose ins Knopfloch und gab Viata Gabriele das Kleinod zurück.

Sie wurde sehr rot.

Der Herzog nahm nach einigen liebenswürdigen Worten den Arm eines jungen Adjutanten, um auf seinen Platz zurückzukehren, Viata Gabriele stand dem Künstler allein gegenüber.

„Sie haben uns alle durch Ihr Spiel begeistert," sagte sie.

„Ihre Worte machen mich glücklich, Durchlaucht!"

„Ich hatte gehört, es sei sehr schwer, Sie zu bewegen, in einem Privathause zu spielen, und ich bin Ihnen doppelt dankbar, daß Sie für uns eine Ausnahme gemacht haben."

„Mein Großvater war Lehrer Ihres durchlauchtigen Gemahls," sagte er mit weltmännischer Verbindlichkeit; aber plötzlich wurde er verlegen, da ihm war, als hätte er eine Bosheit gesagt.

„Ja, der Herzog erzählte es uns vorhin," erwiderte sie ruhig. „Aber trotzdem ist es hübsch von Ihnen! Anhänglichkeit ist selten!"

„Durchlaucht sind doch wohl zu jung und zu — schön, um das selbst erfahren zu haben!"

Viata Gabriele zog unmutig ihre feinen dunkeln Brauen zusammen:

„Sie machen Komplimente, Meister — das hätte ich nicht von Ihnen erwartet."

„Ich hab' mich vergessen, Durchlaucht! Bitt' schön, nicht bös sein!"

Er sah sie wirklich ganz erschreckt an mit treuen, bittenden Hundeaugen.

Sie mußte lächeln — wie so ein großer Künstler doch ein so großes Kind sein konnte!... Und plötzlich regte sich ihr italienisches Blut, das Blut der Sautramini mit dem heißen Begehren und rücksichtslosen Wollen.

„Ich liebe Ihre Musik wie keine andre. Ich will sie oft hören!"

Er verbeugte sich, ganz rot vor Vergnügen:

„Morgen ist mein großes Orchesterkonzert. Nur meine Kompositionen. Ich dirigiere und spiele —"

„Gut — ich werde da sein!"

Die Diener servierten Erfrischungen. Viata Gabriele ging zu den andern Gästen, alle sprachen nur über Thomas Rudolfi, und jedes Wort über ihn klang ihr wie Musik.

Dann durchteilte eine Sängerin die Portiere und sang eine langweilige Opernarie, für die sie tausend Kronen erhielt, ein Wunderknabe zerhämmerte beinahe den köstlichen Steinway.

„Ich bin müde," sagte der Herzog.

Nur wenige Minuten, und die Gäste hatten sich alle empfohlen.

Viata Gabriele geleitete ihren Gatten bis zu seinen Gemächern. Die lange Schleppe wand sich ihr nach wie eine schillernde Schlange, die Rosen in ihrem Haar waren entblättert, die Farbe war ihr aus den Wangen gewichen.

„Morgen besuche ich das Konzert," sagte sie hart.

Der Herzog sah sie einen Augenblick erstaunt an, dann nickte er schweigend. Die Schminke war ihm abgegangen, und geisterhaft leuchtete sein Antlitz in dem bleichenden Schein des elektrischen Lichts. Auch sein Lächeln war geisterhaft, mit dem er sagte:

„Ich wollte dir einen großen Wunsch erfüllen — ich glaube, das war ein großer Wunsch! Aber jetzt geh, mein Kind, geh, der Tag hat mich müde gemacht, so müde..."

Er schwankte leicht und hielt sich mit aschfahlem Gesicht an einem Sessel fest. Der Kopf fiel ihm auf die linke Schulter, die Mundwinkel zogen sich in starrer Linie gerade hinab.

Viata Gabriele packte tödliche Angst. Sie stürzte zur Klingel und alarmierte das Palais.

„Rasch — den Arzt! Ich glaube, der Herzog ist nicht wohl!"

Diener liefen von allen Seiten zusammen, das schwarze Gewand des Priesters huschte an ihr vorbei; sie warf ihre Schleppe über den Arm und raste, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer.

Die Nacht über mußte ihre ganze Etage beleuchtet bleiben wie zu einer großen Gesellschaft, und die Kammerfrauen durften nicht schlafen gehen, sondern mußten in den Gebetbüchern lesen. Viata Gabriele hatte eine abergläubische Angst vor dem Tode, die sie aus den dunkeln Ecken des väterlichen Palastes mit herübergebracht hatte. Sie nahm einen spannenden französischen Roman vor und hielt sich die Ohren zu.

Manchmal schreckte sie auf. Wenn der Herzog sie rief —! Wenn man sie holte —! Nein, nein, man durfte sie nicht hinunterschleppen in das schreckliche düstere Sterbezimmer! Sie hatte Angst vor dem Tode, Angst vor der zerstörenden Macht der Krankheit. Es durchschüttelte sie kalt, wenn sie daran dachte, daß ihre warme Hand noch vor wenigen Stunden in einer Hand gelegen hatte, die jetzt vielleicht schon steif war in grausiger Leichenstarre.

„Thereſe, sing mir vor! Hörst du, Thereſe, du sollst singen ... Du sollst nicht schlafen! Ich jage dich fort, wenn du schläfst! Thereſe, sing, sing!"

Die Alte rieb sich schlaftrunken die Augen: „Ja, Durchlaucht."

Sie setzte ein mit heiserer, falscher Stimme, und diese Stimme war doch einst so voll Liebreiz und Frische gewesen! Sie sang dieselben Wiegenlieder wie einst, halb deutsch, halb italienisch, längst vergessene Liebeslieder, die so schauerlich quäkend aus der alten Kehle kamen.

Viata Gabriele fing an zu weinen. Die Lieder zauberten ihr die Kindheit vor, die sanfte, blonde Mutter, die so früh gestorben war, die verblichene Pracht des Sautraminischen Palastes in Venedig, die Jahre in Neapel im Kloster der Schwarzen Schwestern, die süßen Träume auf der harten, schmalen Matratze — ach, und wie lag das alles so weit, weit zurück!

„Thereſe, nicht singen! Wir wollen beten, beten, daß meine Träume in Erfüllung gehen, meine wonnigen Kinderträume, und daß ich niemand hasse; denn ich könnte furchtbar hassen, Thereſe! Furchtbar hassen!"

Sie schüttelte wild ihren Kopf, daß das Haar wie eine Feuergarbe um sie schlug.

„Heilige Mutter Gottes," setzte Thereſe ebenso fühllos ein und riß die Augenlider auf, um nicht dem Schlaf zu unterliegen.

Viata Gabriele sprang plötzlich aus dem Bett, lachte auf wie ein übermütiges kleines Mädchen und klatschte in die Hände:

„Thereſe, was würdest du sagen, wenn ich nicht Herzogin bliebe?"

Die Alte bekreuzigte sich: „Durchlauchtchen wollen doch nicht ins Kloster?"

„Nein, Thereſe — ins Leben! Leben will ich — lieben!"

„Durchlauchtchen reden, mit Verlaub, Unsinn. Sie können lieben und können dabei Herzogin bleiben oder Marchesina!"

„Nein ... nicht so. Das ist gemein. Das ist schmutzig. Wenn du schmutzig bist wie die andern, will ich dich nicht mehr sehen!"

Die Kammerfrau unterdrückte ein Gähnen: „Durchlaucht sollten schlafen!"

Viata Gabriele stürzte mit flammenden Augen auf sie zu:

„Schlafen? Jetzt schlafen, wo der Herzog stirbt? Ein Ungeheuer bist du!

Niemals hast du Herz gehabt! Nie! — Und ich bin immer allein gewesen — immer allein und unglücklich! Und morgen werde ich ein schwarzes Kleid anlegen müssen, und er wird spielen, und ich werde ihn nicht hören!"

Dabei riß sie mit den Zähnen an den Spitzen ihres Taschentuches, und heftiger noch fuhr sie fort:

„Du schläfst, wenn ich leide, und der Herzog stirbt, wenn ich glücklich sein will ... Alle sind gegen mich ... Alle ...! Bete, daß der Herzog lebt, nur morgen noch ... morgen ...! Morgen bringst du mir ein Bild von ihm, das große, im dunkeln Rahmen, das ich dir auf der Straße zeigte, das Bild, wo er mit der Geige dasteht und wartet. Weißt du, worauf er wartet? Auf mich wartet er, ja auf mich!"

‚Santa Maria, sie ist verrückt geworden,' dachte die Kammerfrau.

Viata Gabriele schlüpfte wieder, geschmeidig wie eine Eidechse, in ihr Bett zurück und zog die weißseidene Decke mit den Medaillons aus Brüsseler Spitze bis hoch an das Kinn hinauf. Sie sprach nicht mehr, sondern starrte träumerisch in das rosa Licht der verhängten Ampeln ...

Was war das mit ihr? Wurden ihre Träume lebendig? Die Gegenwart war wie ausgelöscht, das Unmöglichste schien ihr auch diesmal erreichbar. Die Lider wurden ihr schwer — sie schlief ein, und im Schlaf schwebte noch ein glückliches Lächeln um ihre Lippen ... (Schluß folgt)

Die Vereinigten Staaten und Japan

Nachstehende Entgegnungen, mit welchen wir diese Kontroverse abschließen, gingen uns infolge der Veröffentlichung im März-Heft über obiges Thema zu.

Redaktion der „Deutschen Revue".

*

An den Herausgeber der „Deutschen Revue".

Sehr geehrter Herr!

Ich habe mit einigem Erstaunen die Bemerkungen gelesen, die Herr von Brandt meinem in der „Deutschen Revue" veröffentlichten Artikel „Die Vereinigten Staaten und Japan" angefügt hat. Mir war der Name des Herrn von Brandt unbekannt, und ich weiß nicht, ob er in Marinefragen kompetent ist. Ich möchte ihm so kurz wie möglich folgendes entgegnen:

1. Erstens sagt Herr von Brandt, daß in Kriegszeiten die Vereinigten Staaten so viele Mannschaften finden werden, als sie brauchen werden, wie es das Beispiel des Spanisch-Amerikanischen Krieges bewiesen habe.

Ich gebe das zu — aber es genügt nicht, Mannschaften zu finden, man braucht geschulte Leute. Was für die Landarmee ausreichend ist, ist es nicht für die Marine. Ein Marineartillerist, ein Torpedobootmatrose u. s. w. lassen sich nicht improvisieren.

2. Zweitens meint Herr von Brandt, daß zwei Schiffe von 13000 Tonnen, die ihr Feuer auf ein einziges von 19000 Tonnen konzentrieren, dieses besiegen würden. — Das ist möglich, aber in den meisten Fällen und besonders bei großen Geschwadern wird die Konzentration des Feuers aller Einheiten immer schwieriger. Daher bin ich überzeugt, daß es besser ist, weniger Schiffe zu haben, von denen aber jedes einzelne stärker und schneller ist.

Zur Bekräftigung dieser Behauptung führe ich an:

a) Die großen englischen Manöver von 1901, bei denen das Geschwader X (Admiral Wilson), bestehend aus acht Schlachtschiffen, das Geschwader B (Admiral Noël), das zwölf kleinere und weniger schnelle Schlachtschiffe hatte, geschlagen haben würde.

b) Die Schlacht von Tsushima, in der die Japaner mit vier Schlachtschiffen und acht Panzerkreuzern die Russen, die acht Schlachtschiffe, drei Küstenpanzer und drei Panzerkreuzer hatten, vollständig geschlagen haben.

In beiden Fällen war die Taktik die gleiche: Das weniger zahlreiche Geschwader, das aus stärkeren und schnelleren Schiffen bestand, konzentrierte sein Feuer auf einen Teil des zahlreicheren Geschwaders. Der Rest dieses Geschwaders kann nicht erfolgreich in die Schlacht eingreifen. Diese Beispiele aus der Vergangenheit werden sich in der Zukunft wiederholen.

3. Schließlich macht Herr von Brandt eine dritte Bemerkung: meine Hypothesen über den künftigen Kampf entbehren, wie ihm scheint, jeder Wahrscheinlichkeit. Er müßte doch wohl erklären, warum, und seine eignen darlegen.

Wie wird die Wirklichkeit sich gestalten? Weder Herr von Brandt noch ich, noch sonst jemand kann das wissen. Nur die Zukunft allein wird es uns lehren.

Paris, 26. Februar 1908. A. Laubeuf.

*

Der vorstehende Brief des Herrn Laubeuf kann nicht ganz ohne Antwort bleiben. Wie ich dazu gekommen bin, seinem Aufsatz in der Märznummer der „Deutschen Revue", „Die Vereinigten Staaten und Japan", einige Nachworte folgen zu lassen, erklärt sich einfach aus dem an mich gerichteten Wunsche des Herausgebers und dem Bedürfnis, daß derselbe wie ich gefühlt haben wird, manche Punkte in dem Aufsatz des Herrn Verfassers nicht ohne eine gewisse Klarstellung lassen zu können. Vielleicht erinnert sich Herr Laubeuf an die sehr tiefgehende Erregung, die ein ähnlich absprechendes Urteil wie das seine über die amerikanische Marine vor einigen Monaten in den Vereinigten Staaten hervorgerufen hatte. Es konnte um so weniger in der Absicht des Herausgebers liegen, den in Frage stehenden Artikel zum Ausgangspunkt einer Polemik mit der amerikanischen Presse werden zu lassen, als die Lehren der Geschichte die amerikanische Marine im Ernstfall stets auf der Höhe der Situation haben erscheinen lassen. Ueber die Frage der Vergrößerung der Schlachtschiffe ins Ungeheure läßt sich streiten; die schwimmenden Festungen der spanischen Armada konnten den viel kleineren englischen Schiffen den Sieg nicht streitig machen und weder Manöver noch die Erfahrungen des Russisch-Japanischen Feldzuges sind ausreichend, darüber ein abschließendes Urteil zu gestatten. Auch in den französisch-spanisch-englischen Seekämpfen ist nicht immer die Größe der einzelnen Schiffe ausschlaggebend gewesen. Aber das ist ein Punkt, über den sich streiten läßt, und der wohl erst durch spätere Erfahrungen auf Schlachtfeldern entschieden werden wird, auf denen zwei gleiche Gegner sich zu messen haben werden. Nicht streiten läßt sich aber meiner Ansicht nach über manche der in dem dritten Abschnitt des Aufsatzes ausgesprochenen Ansichten des Verfassers. Wenn derselbe zum Beispiel schreibt: „Die Vereinigten Staaten werden den ersten Punkt markieren (d. h. die vollzogene Konzentration ihrer Streitkräfte in der Magdalenenbai). Was wird ihr zweiter Schritt sein? Wird es die Entsendung dieses Geschwaders nach den Philippinen sein? Ich bin überzeugt, daß es dort nicht rechtzeitig eintreffen würde. Die Philippinen dürften vorher von Japan genommen sein", so scheint

mir die Bezeichnung „geistreiche Hypothese“ für eine solche Behauptung ein recht vorsichtig gewählter Ausdruck zu sein. Wie ich über die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Japan und den Vereinigten Staaten denke, kann Herr Laubeuf aus dem ersten Aufsatz in der Nummer der „Deutschen Revue“, die auch seinen Aufsatz brachte, entnehmen; warum ich mir erlaubte, eine Ansicht in diesen Fragen zu haben, mag er, wenn er will, aus einem am 9. Februar im „Gaulois“ veröffentlichten Aufsatz „La Flotte américaine dans le Pacifique“ des Generals Chanoine ersehen, dessen Bekanntschaft ich vor mehr als fünfzig Jahren in Japan zu machen die Ehre hatte. M. von Brandt.

Literarische Berichte

Die Eroberung der Luft. Ein Vortrag, gehalten im Saale der Singakademie zu Berlin am 25. Januar 1908 von Graf Zeppelin. Geheftet 75 Pf. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mit einer für das redselige Geschlecht unsrer Zeit wahrhaft vorbildlichen Zurückhaltung hat Graf Zeppelin es bisher soviel wie möglich vermieden, sich persönlich vor der Oeffentlichkeit über seine geniale Erfindung auszusprechen, und seine ebenso seltenen wie knappen Kundgebungen entsprangen offensichtlich stets nur einem rein sachlichen Motiv: seinem unermüdlichen, zielbewußten Streben, das begonnene große Werk glücklich zu Ende zu führen. Auch der unlängst in Berlin gehaltene und jetzt gedruckt vorliegende Vortrag des Grafen, die erste ausführliche Darlegung, die er selbst über seine Erfindung und deren Zukunft gibt, ist nicht etwa als bloße Selbstbespiegelung oder wie der authentische Schlachtbericht eines siegreichen Feldherrn anzusehen, Graf Zeppelin verfolgt vielmehr auch damit einen wichtigen, ihm sehr am Herzen liegenden sachlichen Zweck. Er erörtert die nächsten praktischen Entwicklungsmöglichkeiten seiner Erfindung und übergibt zugleich dem deutschen Volk mit diesem Vortrage sein Testament. Er will der Gefahr vorbeugen, daß der weiteren Vervollkommnung und Nutzbarmachung seines Luftschiffs neue Hindernisse in den Weg treten, daß das Interesse der Oeffentlichkeit an der Erfindung wieder erlahme, daß Deutschland Zeit verliere und abermals ein andres Land einen Vorsprung auf dem Gebiet der Motorluftschiffahrt gewinne. Diese Gefahr ist inzwischen durch das Votum des Reichstags so gut wie beseitigt, und das deutsche Volk wird sich des bedeutungsvollen Vermächtnisses gewiß nicht unwert erweisen. Aber der schlicht sachliche, jedes rhetorischen Prunks entbehrende Vortrag des Grafen mag und wird trotzdem weiter wirksam Propaganda für den systematischen Ausbau der hochwichtigen Erfindung machen und behält seinen Wert für alle Zeit als historisches Dokument einer kulturellen Großtat, als persönliches Bekenntnis eines hervorragenden Mannes, dem die Menschheit einen epochemachenden Fortschritt verdankt. B—r.

Die Bildersprache des Alten Testaments. Von Dr. D. Aug. Wünsche, Oberlehrer in Dresden. Leipzig, Ed. Pfeiffer. M. 4.60.

Gewiß ein anziehendes Thema, die Bilderwahl einer Literatur nach ihrer Mannigfaltigkeit und Höhe darzustellen! Wer dieses Thema auch nur in den Hauptzügen an einer Literatur behandelt, wird sich den Dank vieler Leser verdienen. Dies nun ist bei dem Buche, das Wünsche den Metaphern und Vergleichungen im poetischen Schrifttum der alten Hebräer gewidmet hat, gewiß der Fall. Er hat aber freilich sein Thema nicht mit systematischer Vollständigkeit bearbeitet. Sowohl aus dem Naturgebiete als auch aus der sozialen Sphäre fehlen bildliche Ausdrücke bei ihm, wie man zum Beispiel aus meiner komparativen Stilistik Seite 96, 103, 106 ersehen kann. Aber die Darstellung ist bei ihm sehr anschaulich, weil er die einzelnen Bilder breit ausmalt. Leider dürfte der Verfasser aber durch Wortgebilde wie „Verhaltschauen“ oder „Gleichverhaltschauung“ oder „Teilwesenheit“ oder „Inbildekraft“ u. s. w. manchem Leser den Geschmack an seiner Darstellung etwas verdorben haben.

Ed. König.

Legenden des Gustavo Adolfo Becquer. Aus dem Spanischen übersetzt mit literarisch-kritischer Einleitung und biographischer Skizze von Otto Stauf von der March. Mit dem Bildnis des Dichters. Erste deutsche Gesamtausgabe. Berlin 1907, Dr. Fr. Ledermann. M. 6.—.

Mit Recht sind diese Legenden eines deutsch-spanischen Publizisten, der, fünfunddreißig Jahre alt, nach einem Leben voll Mühe und

Not im Jahre 1870 starb, ins Deutsche übertragen worden. Wer sie liest, empfindet aufs lebhafteste den Eindruck einer künstlerischen, tiefpoetischen Darstellung, in der sich überall der germanische Ursprung des Dichters verrät. Becquer wurzelt ganz im Boden volkstümlicher spanischer Ueberlieferungen, er hegt eine fromme Verehrung für die Vergangenheit, mit der er einen förmlichen Kultus treibt. Aber während er spanisch schreibt und denkt, bleibt er mit seinem Herzen ein Deutscher. Der Uebersetzer hat eine gute Einleitung zu dem Leben und den Dichtungen Becquers gegeben. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Prof. Dr. E. Müller.

Hauptmann Althaus. Ein Offiziersroman von Willi Scharlau. Hamburg, Gutenberg-Verlag.

Das Buch gehört zur anständigen Unterhaltungsliteratur. Der Aufbau verrät einen Schriftsteller, der mit seinen Wirkungen gut hauszuhalten weiß; eingestreute Reflexionen sind von freundlicher Banalität und werden niemand aufhalten. Der Verfasser selbst hat freilich auf seine in einem Leitwort vorausgeschickte Grundidee von der Unersetzbarkeit einer Ueberzeugung anscheinend großen Wert gelegt. Er hätte sie nur an glaubhafteren Konflikten dartun müssen. Sein Hauptmann Althaus handelt so, wie noch nie ein Offizier gehandelt hat. Er will sich, dem Ehrenrat zum Trotz, aus Ueberzeugung nicht vor die Pistole stellen, wird schließlich von seiner Braut dazu bewogen und geht an der Inkonsequenz zugrunde. Auch im einzelnen hat das Schielen nach der Idee den Verfasser gehindert, seinen Helden recht ins Auge zu fassen. In den Seitengestalten, den Frauen und Kameraden, steckt mehr wirkliches Leben. B. F.

Die Entwicklung des deutschen Städtewesens. Von Hugo Preuß. 1. Band. Entwicklungsgeschichte der deutschen Städteverfassung. Leipzig 1906, Verlag von B. G. Teubner.

Ueber die Geschichte der deutschen Städte besteht eine massenhafte Literatur und insbesondere über die mittelalterliche Verfassungsgeschichte eine Menge von Theorien; aber noch niemals ist bisher die Fülle von Einzelheiten unter einem einheitlichen Gesichtspunkt in so kraftvoller Darstellung zusammengefaßt worden wie hier. Als das Prinzip des deutschen Städtewesens ist die Genossenschaft im Gegensatz zu der Grundherrschaft im ganzen Verlauf der Geschichte bis in die Gegenwart herein erfaßt und scharf herausgearbeitet; das Aufblühen der mittelalterlichen Städte, ihr Ringen mit der Fürstenmacht und ihr Unterliegen bis zum Dahinsiechen im achtzehnten Jahrhundert, und wieder die Erstarkung des städtischen Lebens im neunzehnten Jahrhundert, aber ebenso der Gegensatz des industriellen Westens und des agrarischen Ostens erscheinen damit als die wechselnden Phasen einer geschichtlichen Entwicklung, als deren Abschluß der Verfasser die Urbanisierung des Staates bezeichnet. Daß in dieser wissenschaftlichen Auffassung ein ausgeprägter politischer Standpunkt zu Worte kommt, das kann für die „bloßen Konsumenten", wie der Verfasser die Leser nennt, die auf den literarischen Apparat und auf die Polemik gegen andre Auffassungen kein Gewicht legen, nur eine Empfehlung des Buches sein; die politische Belehrung, die der zunächst der Gegenwart sich zuwendende Leser aus der Beleuchtung der Steinschen Preußischen Städteordnung von 1808 gewinnt, wird ihn reichlich für die Mühe entschädigen, die nun einmal mit dem Einarbeiten in einen geschlossenen wissenschaftlichen Gedankengang verbunden ist; zum flüchtigen Lesen kann ein Buch, das die Grundfragen historisch-politischen Verständnisses behandelt, nicht geschrieben sein; in der Tiefe wohnt die Klarheit. In diesem Sinne aber gehört das Buch zu den interessantesten Werken über die deutsche Geschichte; es zwingt den Leser in steigendem Maße in seine Gedankenwelt. F. G. Schultheiß.

Reden, Briefe und Erlasse des Kaisers und Königs Friedrichs III. Mit einem Porträt. Gesammelt von Archivrat Dr. Schuster. Berlin 1907, Vossische Buchhandlung.

Das tragische Geschick des hochsinnigen Fürstensohnes, der ein halbes Menschenalter hindurch für ganz Europa nur der Kronprinz hieß und den Thron erst als todkranker Mann besteigen konnte, erregt die ungeschwächt fortdauernde, rein menschliche Teilnahme an den immerhin spärlichen schriftlichen Aufzeichnungen und Briefen, die der Herausgeber hier zum erstenmal zusammengestellt hat. Das Buch behauptet neben den verschiedenen Lebensbeschreibungen seinen eigentümlichen Wert gerade dadurch, daß es das Bild des „Kronprinzen" in der Unmittelbarkeit persönlicher Aeußerung vorführt, im Gegensatz zu den biographischen Darstellungen, die von dem Gesichtspunkt des Zurückschauenden aus niedergeschrieben werden müssen. Daß trotz des mangelnden Abschlusses ein reiches Leben sich hier abspiegelt, dessen Einflüsse und Fortwirkungen ein Stück Geschichte bedeuten, braucht kaum betont zu werden. Die Ausstattung entspricht dem Inhalt. —lth—.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman von Emile Zola. Volksausgabe in einem Bande. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—. Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt.

Als Emile Zola starb, hatte sich die natura-

listische Richtung in der Literatur, deren Hauptführer er gewesen war, unzweifelhaft bereits überlebt. Wenn nun aber manche Leute mit dem Naturalismus auch Zola selbst für überlebt erklären zu können glaubten, so war das nicht bloß ein voreiliges, sondern ein völlig verständnisloses Urteil. Zola war eben mehr als der erste Vertreter einer „Richtung", er war ein echter, mit gigantischer Schöpferkraft begabter Dichter und hat als solcher das Recht, in seiner besonderen Eigenart, auch wenn sie bisweilen zu extrem hervortritt, nicht mit dem Maße der Dutzendmenschen gemessen zu werden. In die nicht kleine Reihe der Werke, in denen er mit dieser Eigenart wahrhaft Großes, Vollendetes, Bleibendes geschaffen hat, gehört der Roman „Der Zusammenbruch". In großartigen Zügen hat darin der Dichter, genau den wirklichen historischen Ereignissen des Feldzugs von 1870/71 folgend, ein Kriegsgemälde von hervorragender Kraft und plastischer Anschaulichkeit entworfen. Was dem Roman noch ganz besonders Wert und Bedeutung verleiht und auch von den besten Geschichtswerken uns nicht geboten wird, ist, daß wir aus ihm so recht die Stimmung des gemeinen Soldaten, des Bauers und einfachen Bürgers, kurz der großen Masse des Volkes erfahren, der die handelnden Personen entnommen sind. Die Volksausgabe, die jetzt von diesem Meisterwerk vorliegt, wird dem nie erloschenen Interesse des deutschen Publikums für den Roman und seinen Dichter einen neuen, kräftigen Anstoß geben und viel dazu beitragen, auch der jüngeren Generation ebenso die großen Ereignisse des Deutsch-Französischen Krieges wie den großen französischen Romancier, der sie dichterisch gestaltete, nahezubringen. R. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster. Nr. 1. Mayrhofer, Otto: Gustav Freytag und das junge Deutschland (M. 1.20). Nr. 2. Hitzeroth, Carl: Johann Heermann (1585 bis 1647). Ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Lyrik im siebzehnten Jahrhundert. (M. 4.—). Nr. 3. Ulrich, Paul: Gustav Freytags Romantechnik. (M. 2.40). Nr. 4. Lühmann, Johann Hinrich: Beiträge zur Würdigung Johann Balthasar Schupps. (M. 2.—). Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Berger, Arnold E., Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 6.—.

Brückner, Alexander, Russlands geistige Entwicklung im Spiegel seiner schönen Literatur. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 2.50.

Buhle, M., Massentransport. Ein Hand- und Lehrbuch über Förder- und Lagermittel für Sammelgut. Mit 895 Abbildungen und 80 Zahlentafeln. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 20.—. Gebunden M. 22.—.

Corauna. Eine Indianergeschichte. Zeichnungen von Max Slevogt zu einer Erzählung von W. Claire. Berlin, Paul Cassirer.

Curare, J., Gedanken über Inhalt und Bedeutung der Wassertaufe. Der Gemeinde (dem Leibe) Christi zur Erwägung dargeboten. Berlin, Hermann Walther. M. 1.—.

Denkschrift betreffend die **Entwickelung des Kiautschou-Gebietes** in der Zeit vom Oktober 1906 bis Oktober 1907. Berlin, Dietrich Reimer. M. 8.—.

Deutsche Gedenkhalle. Bilder der Vaterländischen Geschichte. Schriftleitung: Dr. Julius von Pflugk-Harttung; Leitung des illustrativen Teils: Prof. Dr. Hugo von Tschudi. Lieferung 1. Berlin, Verlagsanstalt „Vaterland" G. m. b. H. Nationalausgabe in 55 Lieferungen à M. 2.—.

„Die da hungern und dürsten". Die Geschichte zweier Menschen, die die Liebe fanden. Leipzig, Schulze & Co. M. 3.—.

Dornblüth, Dr. med. Otto, Hygiene der geistigen Arbeit. Zweite, völlig umgearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt. Geb. M. 4.—.

Duncker, Dora, Leiden. Der Roman eines Knaben. Berlin, S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H. M. 5.—.

Fischer, R., Erziehung und Naturgefühl. Ein Beitrag zur Kunsterziehung. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Fried, Alfred H., Die zweite Haager Konferenz, ihre Arbeiten, ihre Ergebnisse und ihre Bedeutung. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. M. 3.50.

Gemoll, A., Die kapitalistische Mausefalle. Katechismus tür Privatkapitalisten. Leipzig, A. Owen & Co.

Grisar, Hartmann S. J., Die römische Kapelle Sancta Sanctorum und ihr Schatz. Mit einer Abhandlung von M. Dreger über die figurierten Seidenstoffe des Schatzes. Mit 77 Textabbildungen und 7 zum Teil farbigen Tafeln. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 10.—.

Hoffmann, Adalbert, Johann Christian Günthers Schulzeit und Liebesfrühling. Ein Beitrag zum Lebensbilde des Dichters. Jauer i. Schl., Oskar Hellmann. M. 1.—.

Hofmann, Lenz, Flakuner. Tragödie in sechs Aufzügen. Traunstein i. B., im Selbstverlag. M. 3.—.

Hornstein, Robert von, Memoiren. Herausgegeben von Ferdinand von Hornstein. Mit einer Heliogravüre nach dem Gemälde Franz von Lenbachs. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. M. 5.—.

James, William, Der Pragmatismus. Ein neuer Name für alte Denkmethoden. Volkstümliche philosophische Vorlesungen. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Jerusalem. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. M. 5.—.

Kende-Ehrenstein, A., Das Miniatur-Porträt. Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. Wien, Halm & Goldmann. M. 3.—.

Länder und Staaten der Erde, Die, 1908. Geographisch-statistisches Handbuch, zugleich Kleines Hof- und Staatshandbuch der Welt von Hermann Hillger, Herausgeber von Joseph Kürschners praktischen Handbüchern. Mit 200 Abbildungen im Text. Berlin, Hermann Hillger Verlag. 80 Pf.

Lindenbein, Reinhold, Der Herr Nachbar zur Rechten. Aus der Gascogne. Berlin, Konrad W. Mecklenburg. M. 3.—.

Lomer, Dr. Georg, Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft. Halle a. S., Carl Marhold. M. 3.—.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. V. Jahrgang 1908 — Monatsheft 1. Leipzig, E. A. Seemann. Preis des Heftes im Abonnement M. 2.—.

Meyer, Dr. M. Wilh., Erdbeben und Vulkane. Reich illustriert. In Farbendruckumschlag geheftet M. 1.—; fein gebunden M. 2.—. Verlag des „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung), Stuttgart.

Mielke, Robert, Das deutsche Dorf. Mit 51 Abbildungen. 192. Bändchen der „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen". Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Moses, Dr. Julius, Die Lösung der Judenfrage. Eine Rundfrage. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Müller-Bohn, Hermann, Die deutschen Befreiungskriege. Deutschlands Geschichte 1806 bis 1815. Mit Originalbildern und Zeichnungen von Carl Röchling, Richard Knötel, Woldemar Friedrich u. a. Herausgegeben von Paul Kittel. Lief. 2—4. Berlin, Historischer Verlag Paul Kittel. Vollständig in 30 Lieferungen à M. 1.—.

Röder, Adam, Salome. Wiesbaden, Emil Behrend. 50 Pf.

Spee, P. Friedrich S. J., Trutznachtigall. Nebst den Liedern aus dem Güldenen Tugendbuch desselben Dichters. Nach der Ausgabe von Klemens Brentano kritisch neu herausgegeben von Alfons Weinrich. Mit den Titelbildern der Originalausgabe und der Ausgabe von Brentano. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. M. 3.—.

Spitteler, Carl, Meine Beziehungen zu Nietzsche. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. M. 1.—.

Steiner, Max, Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen. Beiträge zu einem systematischen Ausbau des Naturalismus. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.—.

Thiel, Dr. H., Zur Frauenfrage. Ein Vortrag, gehalten in der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 25. März 1907. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 Pf.

Tovote, Heinz, Nicht doch! Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. M. 2.—.

Unger, Arthur W., Die Herstellung von Büchern, Illustrationen, Akzidenzen u. s. w. Mit 166 Figuren, 12 Beilagen und 60 Tafeln. Halle a. S., Wilhelm Knapp. M. 8.—.

Veeck, Rudolf, Sühne. Roman. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Weydes neues deutsches Rechtschreibwörterbuch. Mit Rechtschreibregeln, kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und sprachlichen Winken aller Art. Auf Grund der neuen, gemein-deutschen Rechtschreibung nach der Einheitsschreibung des Buchdrucker-Duden bearbeitet. Vierte, vermehrte Auflage. Mit etwa 50000 Stichwörtern. Gebunden M. 1.50 = K. 2.—. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky.

Wille, J., Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Eine Auswahl aus ihren Briefen. Mit 13 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.—.

Winternitz, Dr. M., Geschichte der Indischen Litteratur. Band IX. 2. Halbband von „Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen". Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 3.75.

Woas, Franz, Die Japanerin. Schauspiel in einem Aufzug. Wiesbaden, Verlag der „Werkstatt".

Ziehen, Dr. Julius, Ueber die Führung des Schulaufsichtsamtes an höheren Schulen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. M. 1.—.

Zola, Emile, Das Geld. Roman. Neue Ausgabe in einem Bande. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—; gebunden M. 3.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900

500 M. Belohnung!

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Runzeln, Falten, Haut- u. Nasenröte, unschöne Gesichts- u. Nasenform u. -Züge, Hautunreinigkeiten verschwinden nur durch meinen glänzend bewährten

Schönheitshersteller Pohli

schnell u. sicher. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Glänzende Dankschreiben. Frko. M. 4.— p. Nachnahme nur zu haben bei

Georg Pohl, Versandhaus „Georheta", Berlin Hohenstaufenstr. 69

Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen der

kaufmännischen Praxis

(auch für Herren reiferen Alters) als Ersatz für eine 3- bis 4jährige Lehrzeit, rationelles Studium fremder Sprachen sowie der Handels- und verwandten Wissenschaften unter Beschränkung der Ferien als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Dauer der Ausbildung 12 bezw. 18 Monate.

Direktion der Handelswissenschaftl. Kurse Fr. Mester, Leipzig, Johannispl. 5.

Fr. von Esmarch †

Von dem vor wenigen Wochen verschiedenen berühmten Chirurgen ist bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen:

Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges

2. Auflage. Mit mehreren Abbildungen.
:: :: Gebunden M. 1.20 :: ::

Die Breslauer Zeitung schrieb darüber: „Es ist herzlich zu wünschen, dass das auch äusserlich hübsch ausgestattete Bändchen in die weiten Schichten des Volkes Eingang findet. Es wirkt in der Tat erhebend, wenn Prof. Esmarch, den Krieg als ein entsetzliches Uebel zu erkennen, die Menschen dadurch befähigen will, dass er sie alle zur Hilfeleistung gegen seine Schrecken heranziehen möchte! Esmarch fordert, dass jeder Soldat ausgebildet und ausgerüstet werde, den ersten Samariterdienst im Felde zu leisten, und führt zur Begründung dessen in einem Anhange ein paar packende Beispiele aus der Wirklichkeit vor."

Verlag von Georg Wattenbach in Berlin W. 57 B.

Im Erscheinen befindet sich:

Dr. Daun, Die Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart.

Ein Grundriss der **modernen Plastik und Malerei.**
Mit mehr als 500 Abbildungen in 15 Lieferungen à M. 1.20.

Eine nach dem Urteil erster Fachmänner mustergültig abgefasste Geschichte der modernen Kunst, die mit vorzüglichen Abbildungen ausgestattet und verhältnismässig billig ist.

Privatbeamte!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie

durch Anschluss an den zur Vertretung der sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Interessen der Privatbeamten gegründeten, durch landesherrliche Verleihung mit Korporationsrechten ausgestatteten

Deutschen Privat-Beamten-Verein zu Magdeburg.

Halbjährlicher Beitrag 3 M. — 23000 Mitglieder in 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen und Zahlstellen.
Die vorhandenen Versorgungskassen als:

Pensionskasse, Witwenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse

bieten auch

Arbeitgebern

billigste Gelegenheit zu einer rationellen Pensions- und Hinterbliebenen-Versorgung ihrer Beamtenschaften.

Umfangreiche **Wohlfahrtseinrichtungen** als: Unterstützungsfonds, Kaiser Wilhelm-Privat-Beamten-Waisenstiftung, Rechtsrat, Rechtsschutz, Stellenvermittlung, Vergünstigungen bei Versicherungen aller Art, kostenlose Lieferung der Privat-Beamten-Zeitung etc. etc.

Gesamtvermögen ca. 12 Millionen Mark.

Orientierende Drucksachen und Rechnungsaufstellungen über Renten- und Beitragssätze kostenlos durch das

Direktorium des Deutschen Privat-Beamten-Vereins zu Magdeburg.

Beschaue Dich.

Seit 1890 gibt P. P. L. an gebildete Menschen nach ihren Handschriften großzügige Charakterbeurteilungen. Soll Ihnen Ihre Charakterstudie in einem tieferen Sinne ermöglicht werden, so wenden Sie sich zunächst um Prospekt direkt an

P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Alte Japan Drucke

vorzügliche Collektion sofort sehr preiswert verkäuflich. Reflektanten belieben ihre Adresse unter J. C. 7935 an Rudolf Mosse, Berlin SW. zu senden.

Wichtige Neuerscheinung für Gebildete aller Kreise

Soeben beginnt zu erscheinen:

Vom Urtier zum Menschen

Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen

von **Dr. Konrad Guenther.**

48 Bogen Text und 90 ein- und mehrfarbige Tafeln.

Erscheint in 20 Lieferungen à M 1.—

Das erste umfassende Werk, das, gestützt auf vollendet schönes und zuverlässiges Bildermaterial, sich in erster Linie auf die Anschauung gründet und so jedem Gebildeten ein klares, objektives Bild unserer heutigen Kenntnis von der Abstammung des Menschen gibt. Es werden darin nicht etwa nur die verschiedenen Stufen der Entwicklung des Menschengeschlechtes, wie wir sie uns heute vorstellen müssen, aneinandergereiht, sondern es wird vielmehr dem Leser der ganze menschliche Organismus in seinen aufs feinste differenzierten Lebensäusserungen an der auf- oder absteigenden Entwicklung der einzelnen Organe und ihrer Funktionen in einer Klarheit vor Augen geführt, wie sie auf anderem Weg kaum zu erreichen sein dürfte.

Die erste Lieferung ist zur Ansicht von jeder Buchhandlung zu erhalten, ebenso kostenlos ein illustrierter Prospekt, letzterer auf Wunsch auch direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart**

J. D. SAUERLÄNDERS VERLAG IN FRANKFURT A. M.

Im Januar 1908 begann der vierte Jahrgang der Zeitschrift „Mutterschutz", die fortan unter neuer Redaktion und geändertem Titel:

SEXUAL-PROBLEME

Der Zeitschrift „Mutterschutz" Neue Folge.

Herausgeber Dr. med. **Max Marcuse.**

Preis: Halbjährlich (6 Hefte) M. 3.—; Einzelheft 60 Pfg.

weiter erscheinen wird.

Die „Sexual-Probleme" sollen zu einem **erschöpfenden Quellen- und Sammelwerk für die gesamte Sexualwissenschaft** und zu einem **grosszügigen Organ für praktische Sexualpolitik** ausgestaltet werden. Eine stattliche Reihe angesehener Fachschriftsteller aus allen in Betracht kommenden Wissensgebieten haben ihre Mitarbeit zugesagt. Neben ausführlichen, allgemein verständlichen Aufsätzen aus dem Gebiete der **Medizin** und **Hygiene**, der **Naturwissenschaft** und **Völkerkunde**, der **Rechts-** und **Sozialwissenschaft**, der **Philosophie**, **Pädagogik** und **Ethik** wird sich unsere Zeitschrift auch die eingehende Berichterstattung über die **einschlägige Literatur**, über die **aktuellen Ereignisse im öffentlichen Leben**, über die **Fortschritte und Erfahrungen auf sexualwissenschaftlichem Gebiet** angelegen sein lassen.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. **Probehefte gratis und franko durch den unterzeichneten Verlag.**

Frankfurt a. M., Finkenhofstr. 21. **J. D. Sauerländers Verlag.**

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Dreiunddreißigster Jahrgang — Mai 1908. — Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus den Jahren 1848 und 1849 (Schluß)	129
Sir Henry Roscoe: Ein englischer Gelehrter über die Freundschaft des Deutschen Kaisers für England und über die Beziehungen zwischen England und Deutschland	147
Die deutsche Flotte. Ein Nachwort zu dem vorstehenden Aufsatz von **M. von Brandt**	150
Heinrich von Poschinger: Aus den Denkwürdigkeiten Wilhelm von Kardorffs	152
Prof. **Eduard Buchner** (Berlin): Gärung ohne lebende Hefezellen	160
General **Stephan Türr**: Europa und der Vatikan	172
Marcel Herwegh und **Victor Fleury**: Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh (Fortsetzung)	177
Charles Trevelyan, Parlamentsmitglied: Das Verhältnis Englands zu Deutschland	197
Prof. **Dr. A. Bielschowsky**: Die Bedeutung der Augenstellung für die Physiognomie	204
Baron Cramm: Wiener Tagebuchaufzeichnungen	215
F. Fittica: Ueber Kiesel, Edelsteine, Kohle und Diamanten	225
Olga Wohlbrück: Die Todesstunde des Herzogs von Dauen (Schluß)	229
Privatdozent **Dr. P. Rohland** (Stuttgart): Ueber den Begriff des Naturgesetzes	240
G. Pfarrius: Die Arbeitslosenversicherung nach dem Genter System in Straßburg i. E.	248
Dr. Louis Couturat und **Th. Gomperz**: Der Kampf um die Weltsprache. Zwei Erklärungen	251. 252
Literarische Berichte	253
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	256

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . . M. 880 Millionen.
Bankvermögen . . . . . „ 297 „

Unverfallbarkeit. Unanfechtbarkeit. Weltpolice.

Befreiung von der Prämienzahlung bei Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit gegen mässigen Zuschlag.

Bei Nervosität, Epilepsie, Migräne, Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Ein Blick trifft Sie,

der Ihren inneren Menschen sucht.
Charakterbeurteilungen in einem tieferen Sinne nach eingesandten Schriftstücken liefert seit 1890 — Prospekt frei. —
P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900

500 M. Belohnung!

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Runzeln, Falten, Haut- u. Nasenröte, unschöne Gesichts- u. Nasenform u. -Züge, Hautunreinigkeiten verschwinden nur durch meinen glänzend bewährten

Schönheitshersteller Pohli

schnell u. sicher. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Glänzende Dankschreiben. Frko. M. 4.— p. Nachnahme nur zu haben bei

Georg Pohl, Versandhaus „Georheta", Berlin Hohenstaufenstr. 69

Memoiren eines österreich. Feldzeugmeisters

D. Freih. v. Salis-Soglio

Mein Leben

und was ich davon erzählen will,
:: :: :: kann und darf :: :: ::

Erster Band 1826—1866
Geheftet M 10.—, geb. M 11.—

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für soziale Reform.

Bezugspreis bei allen Postanstalten vierteljährlich 2,85 M., monatlich 95 Pf., bei freier Zustellung ins Haus vierteljährlich 42 Pf., monatlich 14 Pf. mehr. Das Reich ist täglich 12 Seiten stark und bringt Sonntags eine reich illustrierte, 8 Seiten starke Unterhaltungs-Beilage. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40.

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen aus den Jahren 1848 und 1849

(Schluß)

Wiesenthal 1849.

Im Stabe des Prinzen von Preußen, des nachmaligen großen Kaisers Wilhelm I., nahm sein Neffe Prinz Friedrich Karl 1849 am Feldzuge gegen die Aufständischen in der Pfalz und in Baden teil. Es sollte sich ihm hierbei die im dänischen Feldzuge vergebens ersehnte Gelegenheit bieten, an der Spitze einer Eskadron zu attackieren. Der Prinz war inzwischen, der Neigung seines Herzens folgend, zur Reiterwaffe übergetreten und Major im Gardehusarenregiment geworden. Die nachfolgenden Aufzeichnungen über das Gefecht bei Wiesenthal am 20. Juni, in dem er ehrenvolle Verwundungen davontrug, hat er erst einige Jahre später zu Papier gebracht. Sie tragen daher nicht den Stempel von Tagebuchblättern, wie die Schilderung der Feuertaufe, sondern geben eine abgerundete, sorgfältig geprüfte und ernst durchdachte historische Darstellung dieser Heldentat.[1]) Der Prinz schreibt:

In der Mittagshitze des 19. Juni ritt ich, von Edenkoben, aus dem Hauptquartier des Generalleutnants von Hirschfeld kommend, mit meinem militärischen Begleiter, dem Major Freiherrn Hiller von Gärtringen des 2. Kürassierregiments (Königin), und meinem Adjutanten, Freiherrn von dem Bussche-Münch, in Germersheim ein. Mittags speiste ich beim großen Hauptquartier, wo viele bayrische Offiziere von der Besatzung der Festung Germersheim zu Gaste waren, und erbat und erhielt vom Prinzen von Preußen die Erlaubnis, vom 20. ab in meiner Eigenschaft als Ordonnanzoffizier zum Stabe des Generalmajors von Hannecken, der die Division der Avantgarde kommandierte, übertreten zu dürfen. Gegen Abend ging ich mit Bussche-Münch zu Fuß auf der Pontonbrücke über den smaragdgrünen Rhein in den jenseitigen Brückenkopf, um in das vorliegende, vom Feinde besetzte Terrain zu blicken und mich zu orientieren. Ich fand dort einige Offiziere, welche dieselbe Absicht hatten. Der Feind hatte soeben einige Kanonenkugeln in den Brückenkopf geschossen und gut getroffen. Das Geländer der Zugbrücke nach Philippsburg zu und das dahinter liegende Wacht- oder

[1]) Die in der von Bredowschen Geschichte des 9. Husarenregiments (Berlin 1889) gegebene Darstellung der Attacke weicht in einigen Einzelheiten von den Aufzeichnungen des Prinzen ab.

Zollgebäude waren beschädigt. Der Brückenkopf war nicht ganz vollendet, ein dichter und sumpfiger Laubwald, von nassen Gräben durchzogen, reichte bis auf halben Gewehrschuß an die Werke. Nur zwei Wege führten durch denselben. Die Straße nach Philippsburg, welche wir am 20. einschlagen sollten, war ein ganz gerader, ziemlich breiter, ich glaube nicht chaussierter, langer Damm. Auf Kanonenschußweite war eine Barrikade. Dahinter standen die Geschütze, die uns eben beschossen hatten. Durch das Glas konnte man reguläre badische Soldaten, welche sich ab und zu zeigten, bei den Geschützen erkennen. Der Verkehr mit der badischen Bevölkerung war schon länger ganz unterbrochen. Es fehlte an allen Nachrichten, mit Ausnahme derer, die man sich mit eignen Augen verschaffte. So machten wir uns denn alle auf ein blutiges Treffen wie das bei Wartenburg gefaßt.

Die Division Hannecken sollte, dächte ich, um 2 Uhr früh in aller Stille in den Brückenkopf rücken, um noch vor Tagesanbruch sich des vorliegenden Waldterrains zu bemächtigen. Ich lag in einem kleinen Bürgerquartier, Bussche-Münch nicht gar weit von mir. Wir verabredeten uns, ohne dem Major von Hiller, mit dem wir uns schlecht standen, davon zu sagen, etwa $^1/_2$2 Uhr früh zusammen nach dem Brückenkopf zu reiten. Als ich aufsaß, war Bussche-Münch nicht da und holte mich erst auf der Rheinbrücke ein, welche ich gleichzeitig mit einem Musketierbataillon 17. Regiments passierte, bei dem ich den Hauptmann von Ziegler sprach.

Bussche-Münch war an diesem Morgen anders als sonst. Er war zerstreut und in Gedanken. Auch mir war eigen zumut. Er ahnte oder besser er wußte seinen Tod voraus, wie ich später erfuhr. Als ich mich mit ihm auf dem Bahnhofe in Potsdam zur Abreise zur Armee befand, sah er zum erstenmal, seit er Offizier war, einen Kadettenkameraden wieder, der ihm viel Glück wünschte. „Ach," antwortete er, „ich komme nicht wieder. Was kann mir auch Besseres passieren, als daß von mir in den Zeitungen steht, daß mein Prinz vorn im Gefecht war, und ich an seiner Seite erschossen worden bin." Aehnlich sprach er zu seinem Reitknecht am Abend des 19., wollte sich nicht ausziehen, am andern Morgen nicht rasieren, „es lohne sich ja nicht mehr, es sei doch sein letzter Tag".

Im Brückenkopf stand General Hannecken, seine Pfeife rauchend, mit seinem Stabe zu Fuß und sah im Schummerlichte die Truppen ankommen. Ich meldete mich dienstlich bei ihm und fraternisierte mit den Offizieren seines Stabes.

Bald darauf, bei lautloser Stille, trat das 8. Jägerbataillon als Spitze an, um den Wald zu säubern und die Barrikade zu nehmen. Es war noch nicht Büchsenlicht. Kein Schuß fiel. So verging zu unserm Erstaunen eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, endlich, als es nun hell wurde und nachdem der Wald sehr vorsichtig abgesucht war, stießen die Jäger jenseits auf die Vorposten, die vollkommen überrascht wurden. Von Widerstand war nicht viel die Rede. Die Barrikade wurde nicht verteidigt; die Artillerie hinter derselben war schon am Tage vorher (wahrscheinlich abends) abgefahren.

Was von der Division nicht schon früher den Jägern gefolgt war, verließ jetzt den Brückenkopf. General Hannecken war mit uns schon früher vorgeritten, und ich hatte so das Vergnügen, die Jagd auf die überraschten Vorposten, welche, besonders auf dem Rheindamm, atemlos davonliefen, mit ansehen zu können. Etwa hundert Mann regulärer Infanterie vom 3. Bataillon des 3. Regiments (frühere Garnison Rastatt) wurden gefangen, wenige erschossen oder blessiert. Den Hauptfang machten wir dadurch, daß wir ein Detachement auf der Diagonale nach der Brücke über die kanalisierte Pfinz bei Philippsburg schickten, während die Flüchtigen, um nicht den Husaren in der Ebene in die Hände zu fallen, den Bogen, den der Rheindamm macht, beschreiben mußten.

An der schon erwähnten Brücke über den Pfinzkanal war ebenfalls eine Barrikade. Leider hatten wir einige Kanonenschüsse durch den Leutnant von Decker auf sie abgegeben und hierdurch die Schläfer in dem nahen Philippsburg geweckt. Sonst wäre die ermüdete und verschlafene Truppe gewiß aufgehoben worden, da unsre Füsiliere und Jäger von mehreren Seiten und gleichzeitig mit den Resten der feindlichen Vorposten in die Stadt eindrangen. Mit dem Feinde in Philippsburg hatte es nämlich folgende Bewandtnis: Er bestand aus der sogenannten polnisch-deutschen Legion, etwa vierzig bis fünfzig Mann, lauter richtige Freischärler in blauen Blusen, Kalabreserhüten, mit Büchsen und Jagddoppelflinten bewaffnet, außerdem aber aus dem 3. Bataillon des 3. badischen Infanterieregiments. Dieses war am Tage (ich glaube um Mittag) vor der heutigen Affäre, also am 19., von Rastatt per Eisenbahn nach Bruchsal gefahren und von dort nach Philippsburg marschiert. Zwei Kompagnien hatten sofort die Vorposten gegen Germersheim bezogen, die andern hatten sich einquartiert. Diesen zwei Vorpostenkompagnien hatten wir nun schon bedeutenden Abbruch getan, und mit ihren Resten drangen wir gleichzeitig in Philippsburg ein.

Wir waren mit General Hannecken ebenso schnell als die ersten Infanteristen in der Stadt und sahen, wie einzelne Feinde auf den Straßen zusammengeschossen und alle Häuser durchsucht wurden. Das erforderte Zeit, und langsam rückten wir, indem die geschlossenen sechs bis sieben Bataillone der Division hinter uns drängten und sich fest aneinander schoben und die enge Hauptstraße dicht ausfüllten und verstopften, bis an einen länglichen, mit kleinen Bäumen besetzten Platz, der links von uns lag. Nun sah man ein, daß der größte Teil des Feindes Mittel gefunden hatte, zu entkommen. Dies brachte wohl den General Hannecken auf den Gedanken, Kavallerie zur Verfolgung vorzubeordern.[1]) Er schickte mich deshalb zurück, um „die vorderste Eskadron, die ich fände", vorzuholen und sie auf dem Wege durchzuführen, den wir zurückgelegt hatten. Von schnellem Ueberbringen des Befehls konnte keine Rede sein; denn, wie gesagt, die Bataillone hatten den Ausgang und die ganze Straße bis zu der genannten Brücke über den Pfinzkanal in ihrer ganzen Breite verstopft. Durch Rufen und

[1]) Der Führer der Avantgarde, General von Münchow, ließ den General von Hannecken um Zuweisung von Kavallerie bitten.

Winken gelang es mir aber doch, im kurzen Trabe wenigstens, mich durchzuwinden, wobei ich so manchen anritt und manches Bajonett mit der Hand fortschlug. An der Barrikade an jener Brücke fand ich die Tete des 9. Husarenregiments, und zwar hielt dort der Major Küntzel, Kommandeur desselben, eben beschäftigt, den Pferdezustand, Sitz, Zäumung, Packung u. dgl., wie wir es im Frieden gewohnt sind, bei jedem Husaren zu besichtigen und zu korrigieren, indem sie nicht anders als einzeln über eine niedrige Stelle des Hindernisses fortklettern konnten. Ihm überbrachte ich meinen Befehl und machte ihn eilig. Er erkannte mich nicht, rief dem bei ihm haltenden Rittmeister, dessen Eskadron eben defilierte, zu, daß er mit der Eskadron vorgehen solle, und ließ sich übrigens in seiner Inspizierung nicht stören. Ich hörte noch, wie der neben ihm haltende Major Rückert, der etatsmäßige Major des Regiments, mir bis dahin von Person unbekannt, bat, die Eskadron begleiten zu dürfen. Küntzel genehmigte dies sogleich.

Ich setzte mich an die Spitze der Eskadron, der ich nun den Weg durch die Infanteriekolonnen bahnte. Der Rückweg war natürlich noch schwieriger als der Hinweg und geschah auch nur im Trabe unter vielen Stockungen. Alle Husaren konnten nur einzeln hintereinander reiten. So führte ich die 1. Eskadron des 9. Husarenregiments zum General Hannecken, der noch an dem kleinen Platze hielt, wo ich ihn verlassen hatte. Er sprach mit Major Rückert, während die Eskadron nunmehr schon in der Kolonne zu zwei oder zu drei an ihm und der Infanterie vorbeitrabte. Was er sprach, hörte ich nicht. Vielmehr benutzten Busche-Münch und ich diesen Augenblick des Tumults und der abgelenkten Aufmerksamkeit, um uns durch die Husaren hindurch auf deren andre Seite zu stehlen. Und fort waren wir, den Augen Hanneckens und des fatalen Hiller entschwunden. Als wir die Stadt verließen, zogen die Husaren ihre damals noch so breiten vorderwichtigen, zum Hiebe so vortrefflichen Klingen. Die Infanterie der Avantgarde, die eben das Gefecht bestanden hatte, jubelte ihnen entgegen, und jubelnd die Säbel schwingend antworteten die Husaren. „Schade, daß ihr so spät kommt," rief man uns zu, „ihr hättet einen schönen Fang tun können." — „Wo ist der Feind hin?" war die Antwort. — „Die Chaussee hinunter nach dem Walde." Und so ging's im scharfen Trabe wohl eine Viertelmeile „die Chaussee hinunter nach dem Walde". Auch Busche-Münch und ich jubelten, daß uns endlich heute die Gelegenheit werden sollte, zu attackieren. Hatte doch jener im vergangenen Jahre alles getan, sie aufzusuchen, und der General Wrangel alles daran gesetzt, sie mir zu verschaffen. Der Oberst Barby, Kommandeur der Kürassiere der Königin, hatte schon seine besondere Instruktion dazu gehabt — es war aber nicht zu einer Attacke gekommen, nur hatte ich die Last gehabt, in der ganzen Kampagne 1848 den Helm aus diesem Grunde und auf Befehl Wrangels zu tragen, während das ganze Hauptquartier (außer Wrangel und meinen Herren) Mützen tragen durfte. Bei diesem Ritt nun lenkte ich meine Gedanken zu Gott im Gebet. Ich dachte an den Ruhm meines Hauses, an die sprichwörtliche Tapferkeit, an den ruhmvollen Tod des Prinzen Louis Ferdinand. War es doch gerade auf diesen Gefilden, wo ich ritt, vor demselben Philippsburg,

daß Friedrich der Große unter dem Prinzen Eugen dem ersten Kampfe beiwohnte und die ersten Blätter zu dem Lorbeerkranz pflückte, der später seine kriegerische Stirn schmücken sollte.[1])

Als wir an den Wald kamen, machte die Eskadron auf Befehl des Majors Rückert halt. Das Terrain war übersichtlich gewesen und wir hatten keine Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Nun aber mußte es geschehen, da feindliche Schützen sich in demselben befinden konnten. Jenseits desselben auf zirka vierzehnhundert Schritt konnte man auf der Chaussee einen Haufen Menschen sehen, den ich für den Feind hielt. Ich glaube, daß ich, da ich an der Tete ritt und gut sehen kann, den Major Rückert hierauf und auf die Notwendigkeit einiger Aufklärung der Flanken aufmerksam machte und daß dann erst gehalten wurde, um Spitze und Seitendeckungen vorauszuschicken. Rechter Hand wurde der Sergeant Pfaff mit einigen Husaren des ersten Zuges, welche sich kurz vor der Attacke dem rechten Flügel der Eskadron wieder anschlossen, und linker Hand auch wenige Husaren detachiert.

Major Rückert schien nunmehr zu wissen, wer ich war.

Während dieses Halts zog ich den Säbel und wickelte den Faustriemen ab und mir fest um die Hand. Busche-Münch tat desgleichen. Ich übersah auch jetzt erst, daß unsre Eskadron eigentlich sehr schwach war, kaum mehr als eine halbe Eskadron. Der vierte Zug nämlich war schon jenseits Philippsburg detachiert worden (in die rechte Flanke gegen Hattenheim) und fehlte ganz. Der Rest war auch nur wenig zahlreich. Eine spätere Zählung (nach dem Gefecht) ergab, daß nur sechsundachtzig Säbel, einschließlich uns sechs Offiziere, an der Attacke teilgenommen hatten. Wer hätte aber in solchem Augenblicke Bedenken geäußert? Heißt es doch: „Viel Feind, viel Ehr!" Bedenklicher aber als die geringe Zahl war, daß die Pferde müde und abgetrieben waren und am Abend vorher das letzte Futter erhalten hatten. Das 9. Husarenregiment hatte nämlich am 19. Juni, wie alle Truppen, einen angreifenden Marsch gemacht (es kam aus der Gegend von Speier oder Worms), hatte freilich Kantonnements bezogen, war aber schon früh in der Nacht aus ihnen abmarschiert, um vor Tagesanbruch auf dem Rendezvous im Brückenkopf zu sein. Es war jetzt ungefähr 7 Uhr früh, das Regiment also schon sieben bis acht Stunden im Sattel, wenn nicht länger.

Die Detachierten mochten etwa zwei- bis dreihundert Schritt von uns entfernt und in den Wald hinein sein, als Major Rückert „Trab" kommandierte, da im Walde kein Schuß fiel und keine Zeit zu verlieren war. Das lichtblaue, bunte Husarenfähnlein trabte wohlgemut, obgleich still, nunmehr in Zugkolonne rechts abmarschiert, auf der breiten Chaussee vorwärts.

Als wir den Wald verließen, war der Feind noch etwa achthundert Schritt von uns. Weil es der Raum gestattete, marschierte die Eskadron links auf, was der Major Rückert anordnete. Rechts und links der Chaussee, die mit jungen,

---

[1]) Im Jahre 1734 erhielt Kronprinz Friedrich von Preußen in den Trancheen vor Philippsburg seine Feuertaufe.

niedrigen Bäumen bepflanzt war, waren Getreidefelder, meist reifes Korn, aber weder hoch noch üppig. Dennoch mochte dieser Umstand hinreichend sein, um zu bewirken, daß der aufmarschierte zweite und dritte Zug in dem Getreide nicht das flotte Tempo des ersten auf der Chaussee halten konnten. Sie fielen beide etwas ab, der dritte Zug mehr noch als der zweite. Dies Verhältnis dauerte fort während der Attacke, während des Choks und in der Mêlée, und muß ich hierauf zurückkommen.

Wie es nun kam, daß der erste Zug ganz oder mindestens großenteils sich vor dem Chok nach rechts von der Chaussee zog, weiß ich nicht mehr. Nur folgendes steht fest. Ich ritt vor dem ersten Zuge und befand mich während des Kampfes rechts der Chaussee, Bussche-Münch befand sich, nach seinen eignen Worten, vor dem zweiten Zuge und auf der Chaussee, ebenso Major Rückert. Der damalige Leutnant Krug von Nidda führte den ersten Zug und machte die Affäre neben mir, etwas zurück, ebenfalls rechts von der Chaussee, mit. Wir Offiziere ritten bis zu fünf Pferdelängen vor der Front.[1])

Etwa zweihundert Schritt vor dem Feinde ließ Rückert das Signal „Galopp" blasen.[2]) Der Galopp war nicht scharf, die Pferde waren zu lange gegangen. In diesem Augenblick traf ich auf einen Freischärler, den einzigen zurückgebliebenen Feind. Dieser Kerl, statt sein Gewehr wegzuwerfen, legt mit seiner Jagddoppelflinte auf mich an.[3]) Ich sprengte vor und hieb ihn mit einem Hieb zusammen. Die Husaren gaben ihm dann den Rest. Ich tat dies absichtlich und glaube, daß es nicht ohne günstigen Effekt auf die Stimmung der Eskadron geblieben ist. In diesem Augenblick ließ Major Rückert „Fanfaro" blasen.

Augenscheinlich hatte wohl der Feind uns nicht sonderlich beachtet, sondern war im schnellen Marsch auf der Chaussee nach dem großen Dorfe Wiesenthal geblieben. Er marschierte um so schneller, als, wie es schien, die Leute einzeln, ohne alle Ordnung gingen. Ich bemerkte aber, daß alle Köpfe sich nach uns umsahen, als „Galopp"[4]) geblasen wurde, also noch vor dem Fanfaro. Der Feind verlor nicht die Kontenance, sondern tat, was er füglich tun konnte, da er eben bunt durcheinander war. Ein Karree konnte er nicht formieren. Es bildeten sich Knäuel, und zwar nicht allein auf der Chaussee selbst, sondern besonders rechter Hand derselben (dem ersten Zuge gegenüber) und auch linker Hand. In diesen Knäueln standen die Soldaten, Chargen und Freischärler bunt durcheinander. Die Knäuel machten alle halt. Die hintersten mögen vielleicht

[1]) Anmerkung des Prinzen: Beim Ueberlesen dieser Arbeit, heute, am 11. Januar 1860, fällt mir ein, daß der Aufmarsch der Eskadron ja wohl erst stattfand, als die Zugkolonne bereits aus Eifer in Galopp übergegangen war, also in der Karriere, und daß der erste Zug, um dies zu erleichtern, weil die Pferde lang waren (woher die schräge Front der Eskadron) und um nicht bloß auf einen Teil, sondern auf die ganze Front des Feindes zu treffen, gleichzeitig sich halbrechts zog.

[2]) Anmerkung des Prinzen: Ich werde dies Signal wohl mit dem Signal zum Formieren der Eskadron im Gedächtnis verwechselt haben.

[3]) Anmerkung des Prinzen: Dies geschah schon rechter Hand der Chaussee.

[4]) Anmerkung des Prinzen: Oder „Aufmarsch"?

anfangs den Rückmarsch fortgesetzt haben. Der Feind stand etwa in zwölf bis fünfzehn solchen Haufen formiert und nahm einen Raum von zirka siebzig bis achtzig Schritt in der Breite und zweihundert in der Tiefe ein. Vorn standen drei Knäuel auf und rechts und links der Straße, etwa in einer Höhe; dahinter standen sie unregelmäßiger. Ganz hinten befanden sich zwei Knäuel nebeneinander. Diese waren die stärksten. Jedes mochte etwa fünfzig Mann stark sein. Es schien beinahe, als ob eines in einer Sand- oder Lehmgrube stand.

Wie vorn erwähnt, bestand der Feind aus zwei beinahe intakten, aber allerdings in Philippsburg im Schlaf überrumpelten, also moralisch schlecht gestimmten Kompagnien des 3. Bataillons 3. badischen Regiments, aus den Resten der beiden andern Kompagnien desselben Bataillons und aus zirka fünfzig Mann der polnisch-deutschen Legion — im ganzen ein Haufe von über vierhundert Mann, nach Angabe des in dieser Affäre gefangenen Leutnants Schiffmacher, dem auch die Angaben über die Toten und einige andre entlehnt sind. Das Kommando führte der früher im badischen Dienst gestandene und verabschiedete Oberstleutnant von Biedenfeld. Er war zu Pferde, eine militärische Gestalt voller Ruhe und Entschluß. Bussche-Münch hieb ihm ein Epaulett ab und verwundete ihn am Arm, den er lange in der Binde trug. Ich kam ihm so nahe, daß ich auf seiner Brust von den drei Orden, die er trug, die russische Anne und das Kreuz für die Befreiung Griechenlands erkannte. Bei der Waffenstreckung der Garnison von Rastatt sah ich ihn wieder und erkannte ihn sogleich, hielt mich aber absichtlich von diesem Menschen entfernt. Von Offizieren bemerkte ich nur einen, den kleinen, dicken, beinahe kugelrunden Leutnant Schiffmacher. Er war früher Tambour, danach Unteroffizier und war 1848, bei der Vermehrung des Offizierskorps, durch den Großherzog zum Leutnant ernannt worden. Die Soldaten hatten zum größten Teil Mäntel an. Einige trugen Tschakos, andre schon Helme. Es waren lauter kräftige, männliche Gestalten und keine ganz jungen Leute dabei. Die Gesichter waren düster und erbittert, aber nicht erschreckt, sondern auffallend ruhig und gelassen.

Von dem Augenblick ab, wo die Fanfare geblasen wurde, habe ich weder rückwärts noch seitwärts, sondern, wie das im Kampfgewühl wohl natürlich ist, nur vor mich hingeblickt. Ich habe weder Bussche-Münch noch einen andern Offizier mehr gesehen und weiß nur, daß niemand an mir vorbei oder auch nur unmittelbar neben mir ritt. Der Trompeter Rosenbaum hatte sich mir angeschlossen mit gezogenem Säbel, und diesen besinne ich mich mehrmals auf seinem weißen Schimmel eine Pferdelänge, wie nach Vorschrift, links hinter mir im Kampfe gesehen zu haben.

Als Fanfare geblasen war, erhielten wir von den drei vorderen Knäueln, auf welche wir in der Karriere losrannten, auf sechzig Schritt Feuer. Wegen unsers scharfen Tempos hörte man keine dieser Kugeln pfeifen. Es war eine Salve wie auf Kommando und der Feind in Pulverdampf gehüllt. Ich glaube nicht, habe auch nicht erfahren, daß von diesen Kugeln auch nur eine getroffen hätte. Ich schwang den Säbel hoch über dem Kopf und rief ein lautes und

langes Hurra, das von den Husaren kräftig beantwortet wurde. Und so brach ich als der erste in das Knäuel, das rechts von der Chaussee stand, ein. Von den vorgehaltenen Bajonetten tat keins seine Schuldigkeit. Von dem moralischen Effekt bewältigt, und durch den mechanischen Druck des Pferdes fielen die vorderen Leute nach rückwärts in die Knie, wobei sich dann die Bajonette hoben und nicht mehr gefährlich waren. Andre schlug ich fort. So war dies Knäuel unter kräftigen Hieben, die ich besonders nach rechts hin führte, im Augenblick gesprengt, d. h. entweder zu Boden geritten, zusammengehauen und -getreten, oder auseinander. So ging es nun weiter auf das nächste Knäuel los, hinein, durch und wieder auf das folgende. Vier oder fünf solcher Haufen habe ich als der erste gesprengt. Beim Einbrechen in das letzte derselben wurde ich erst verwundet. Wann mein braver Hengst den Schuß durch den Haarschopf erhielt, habe ich nicht bemerkt. Die Kugel hatte ihm eine drei Zoll lange Wunde gemacht, indem sie innen am Schädel entlang ging — möglich auch, daß es ein Bajonettstich war.

Nach dem Durchbrechen des ersten Knäuels ritten wir nur noch Galopp, und durch das Handgemenge hatte das geschlossene Reiten aufgehört. Man muß sich das vorstellen, wie wenn man bei der Parforcejagd in eine dichte Schonung einbricht. In der schärfsten Pace kommt man dagegen, aber wenn man darin ist, wird das Pferd von selbst kürzer oder es stürzt oder der Reiter verhält es — sonst wird er abgestreift. Geradeso war es hier.

Ich weiß, daß, als ich nach dem Gefecht zum ersten Male dasselbe durchdachte, also bei ganz frischem Gedächtnis, ich elf Situationen wußte, in denen ich einzelne Soldaten unter meinem Säbel nach einem, höchstens zwei Hieben zusammensinken sah. Jetzt weiß ich mich nicht mehr auf so viele zu besinnen. Die Husaren haben nachmals behauptet, ich hätte viel gestochen. Darauf besinne ich mich gar nicht. In dem Knäuel, vor welchem ich blessiert wurde, habe ich mich meines Säbels, glaube ich, nicht mehr bedient, sondern mich nur meinem braven Pferde überlassen, das, wie es die Natur der Hengste ist, wacker mit den Vorderfüßen schlug und trat. Ich hatte in der Nacht den Mantel angehabt, der am Morgen, nachlässig gerollt, nach Vorschrift vorn über dem Zwiesel des Bocks an den Pistolenhalftern befestigt wurde, aber gegen die Regel diesmal eine Handbreit noch unter dieselben reichte. Diesem Zufall verdanke ich die Schonung meiner Knie im Gedränge, und wie ich das gewahr wurde, ritt ich um so rücksichtsloser, da es so kaum möglich war, daß ich abgestreift werden konnte.

Die Leute, die von den Husaren nicht zusammengehauen, sondern bloß umgeritten waren oder sich hingeworfen hatten, sprangen hinter uns auf und schossen, wenn sie noch geladen hatten. Jedes frische Knäuel gab auch sein Feuer ab, sobald wir darauf losſprengten, aber stets in unmittelbarster Nähe und wohl mit aus dem Grunde schlecht gezielt, nämlich zu hoch, weil doch immer die Möglichkeit war, nicht uns, sondern eigne Kameraden zu treffen. Ein guter Genius gab mir ein, beim Anreiten auf diese mittleren Knäuel mir zum Ein-

brechen gerade die Stelle auszusuchen, wo ich sehen konnte, daß einzelne Kerle gerade auf mich persönlich zielten. Diesen drohte ich mit dem Säbel, wodurch ich sie irritiert haben mag und sie vorbeischossen. Andre mögen auch eine besondere Gefahr in meinem Angriff auf sie gesehen haben, denn ich bemerkte (es geschah dies, wie gesagt, in unmittelbarster Nähe, d. h. an den Bajonettspitzen), daß solche mechanisch die Kolben von der Backe sinken ließen, um sich in Verteidigungsstellung zu setzen, wodurch dann der Schuß natürlich über mich fortging.

Bei dem letzten dieser mittleren Knäuel aber mißglückte mir das Manöver, oder besser, ich konnte es nicht anwenden. Beim Einbrechen schlug ich rechts und links die Gewehre weg, als durch eines derselben, mit dem der Mann nicht zielen konnte, mir die rechte Hand verwundet wurde. Und während ich vor mir mit dem Wegschlagen der Gewehre beschäftigt war, sah ich deutlich, wie ein Soldat halbrechts von mir eine Weile im Anschlag auf mich lag und ruhig zielte. Er war so nahe, daß ich den Lauf seines Gewehrs hätte abschlagen können, aber mein Säbel war schon vor mir beschäftigt. Mir fehlte die Zeit, und seine Kugel traf mich an der rechten Schulter. Diesen zweiten Schuß erhielt ich keine zwei Sekunden nach dem ersten. Es war, als ob mir jemand mit einem dicken Knüppel einen leichten Schlag auf die Schulter versetzt. Ich sah die Blessur mehr, als daß ich sie fühlte, denn ich sah die Watte fliegen und meine geflochtene Majorsachselschnur, die unten vom Rock abgeschossen war, sich in der Luft auflösen. Schmerzen und Lähmung verspürte ich im ersten Moment nicht, außer an der Hand. Hier war die Kugel glücklicherweise gerade auf den Rand des Aermels und, diesen durchlöchernd, auf den Faustriemen gefallen an der Stelle, wo er an der äußeren Hand, nahe der Handwurzel, fest aufliegt. Hierdurch hatte die Kugel an Kraft verloren. Sie riß ein Stück des Riemens in ihrer Breite, ebenso ein Stück Handschuh heraus und schrammte nur die Hand. Die Sehnenscheide der zwei nach den Mittelfingern gehenden Sehnen war zerrissen und die Dröhnung doch sehr stark. Ich hätte unfehlbar den Säbel aus der Hand verloren, da ja auch der Faustriemen zerschossen war, wenn ich nicht zufällig an diesem Säbel eine Schlaufe für den Zeigefinger gehabt und diesen nicht von Haus aus durch sie gesteckt gehabt hätte.

Bis zu dem Augenblick, wo ich blessiert wurde, hatte das Handgemenge gewiß wenig über zwei Minuten gewährt. Es war die ganze Eskadron auseinander, keine zwei Husaren zur Hand, mit denen ich die beiden hintersten, nebeneinander stehenden, dicksten, von mir aber doch zirka fünfzig Schritt entfernten Knäuel hätte attackieren können. Ich sah mich links um, indem ich mein Pferd halblinks gegen die Chaussee wendete. Der Trompeter Rosenbaum war noch bei mir, aber auf dem ganzen Blachfelde, besonders auf meiner Seite der Chaussee, eine Menge Husaren im Handgemenge, nicht drei Mann zusammen, ein andrer Teil der Husaren auf der Chaussee außerhalb des Kampfplatzes, aber nicht über 100 Schritt davon entfernt, im Zurückjagen, links der Chaussee die Husaren die Walstatt verlassend, einzelne wie zum Sammeln anhaltend, andre

den Flüchtigen nacheilend. Auf jener Seite der Straße sah ich auch die feindlichen Infanteristen, wo keine Husaren mehr in der Nähe waren, einzeln aus dem Korn aufspringen, sich den Tschako fest aufstülpen, eiligen Schritts nach Wiesenthal zu laufen und im Gehen die Gewehre laden. Das Handgemenge hatte dort aufgehört und hörte überall auf. Offenbar hatte sich derer, die zuerst untätig geworden waren, weil linker Hand der Chaussee am wenigsten Feinde waren, weil sie drei Offiziere hatten zusammensinken sehen, eine Art panischen Schreckens bemächtigt, der sich durch das beschriebene Ausreißen Luft machte. Auch die bei der Blutarbeit Fleißigsten ließen nach, weil sie um sie her beendigt war. Wie mir persönlich, so schien wohl jedem dieser Husaren einleuchtend, daß wir durch die eigentümliche Art des Kampfes zu sehr auseinander waren, um die zwei letzten Knäuel in diesem Augenblick noch anzufallen. Auch mußten die Tapferen durch die sich dokumentierende Entmutigung der andern Husaren gelähmt werden. Am übelsten aber war, daß der Rittmeister, den ich in dem beschriebenen Moment rückwärts schon außerhalb des Handgemenges, d. h. zwischen den zirka zehn ausreißenden und den noch kämpfenden Husaren sah, gerade in diesem Augenblick Appell blasen ließ. Die Folge war, daß die Flüchtigen stutzten, aber auch daß alle noch Kämpfenden, nämlich besonders der erste Zug, sofort die Pferde linksum wandten, um dem Signal zu gehorchen. Ich sage ausdrücklich „linksum" nicht „linksum kehrt", wie es das Reglement vorschreibt, weil ein solches Umkehren sich überhaupt nicht durch eine Kurzkehrtwendung, hier aber, im Kampfgewühl oder nach demselben, am wenigsten machen läßt. Man reitet einen Bogen links herum. So geschah es auch hier. Man begegnete und bekämpfte noch unterwegs auf der Chaussee und links derselben einzelne stehende oder aufgesprungene Feinde u. s. w., kurz, man mußte sich noch aufhalten und den Bogen links herum noch größer als sonst reiten. Hält man nun hiermit zusammen, daß die Eskadron schon beim Anreiten die rechte Schulter vor hatte, daß die Husaren linker Hand der Chaussee früher vom Handgemenge nachließen, so sieht man ein, daß die ganze Attacke während des Handgemenges eine Art von Linksschwenkung mit der sehr und ganz gelockerten Eskadronsfront geworden war. Der erste Zug hatte also den weitesten Bogen im Handgemenge zu machen und ich, vor dessen rechtem Flügel, den allerweitesten. So kam es, daß ich als der letzte die Mêlée verließ. Es war Zufall, nicht Absicht.

Nach Sprengung des Knäuels, in dem ich blessiert wurde, hatte ich mein Pferd mechanisch halblinks gewandt. Ich weiß noch heute deutlich, daß ich dicht an der Chaussee noch durch einen Haufen zurücklaufender Infanteristen durchsprengte, noch so viele Armkraft hatte, daß ich einen Kerl durch einen Hieb über seinen großen Kochkessel (wie die französische gamelle) zu Boden warf und nun auf der Chaussee mit dem Leutnant Schiffmacher handgemein wurde. Ich gab ihm (er stand rechts von mir) einen scharfen, gutgemeinten Hieb von links nach rechts, der sein Gesicht also umgekehrt von rechts nach links übel zurichtete, und im Davonreiten zog ich ihm flach eins über die Brust (von hinten nach vorn), daß das kleine, dicke Männchen die Beine gegen Himmel streckte. In diesem

Moment war ich auch dem Oberstleutnant von Biedenfeld am nächsten. Ich hatte weder hinlängliche Kraft im Handgelenk mehr noch Zeit, den letzten Hieb, den ich in diesem Gefecht tat, besser zu führen, doch geschah er noch mit solcher Armkraft, daß mein Säbel noch heutigestags von diesem einzigen flachen, trotz der Gußstahlklinge, verbogen ist. Den Säbel des Schiffmacher, der gefangen wurde, habe ich mir später geben lassen.[1])

In dem Moment, als der Rittmeister Appell blasen ließ, passierte ich gerade die Chaussee, aber immer noch in der Richtung schräg nach vorn. Die Hand fing an furchtbar zu schmerzen. Jenseits der Straße wandte nun auch ich meinen Gaul links rückwärts, während die Husaren des ersten Zuges über die Chaussee ritten. Jetzt trat für mich, der ich mich schon völlig wehrlos fühlte, ein höchst fataler und gefährlicher Moment ein, denn ich mußte nun an dreißig bis fünfzig Feinden, die aufgesprungen waren, nachdem der dritte Zug den Kampf aufgegeben hatte, vorbei resp. zwischen ihnen durch. Jeder, der noch geladen hatte, zielte und schoß auf mich persönlich. Mein guter Genius gab mir wieder ein, auf jeden dieser vereinzelten Soldaten, wenn sie auf mich zielten, loszureiten. Es hatte denselben glücklichen Erfolg wie zuvor, aber das Mittel reichte nicht aus. Es waren ihrer zu viele gegen mich. Da rief ich ihnen mehrmals laut zu, immer während ich auf sie los- und durchritt, sie sollten die Gewehre wegwerfen und sich ergeben, es werde ihnen nichts geschehen. Wenn auch nur wenige die Gewehre wegwarfen und sich mir auch keiner ergab, weil ich mich nicht wehrlos länger hier aufhalten mochte, so wurden doch viele stutzig, und ich gewann Zeit.

Als das unglückselige Signal „Appell" erscholl, fühlte ich, daß dies die Früchte des Kampfes, der so rühmlich bestanden war, raubte, und daß nur ein zweiter Angriff sie uns verschaffen könne. Ich verbot dem Trompeter Rosenbaum, der die Trompete an den Mund setzte, es nachzublasen, befahl es ihm aber, als ich die auf der Chaussee flüchtigen Husaren sah, wenige Sekunden darauf. Nachher tat es mir leid, daß ich es nicht gleich blasen ließ, weil ich dachte, ich hätte dann vielleicht die Husaren auf der Walstatt behalten resp. noch mehr dazugerufen.

Der Rittmeister, der, das Gesicht nach dem Kampfplatze, wie gesagt, außer-

---

[1]) Leutnant Schiffmacher wurde gefangen ins Lazarett nach Germersheim gebracht. Sein Vater, ein Hauptzollamtsassistent, reichte dem Prinzen ein Gnadengesuch für seinen Sohn ein, in dem er sagte: „Mein verwundeter Sohn ist stolz darauf, seine Wunde von einem so tapferen fürstlichen Helden empfangen zu haben, und dieses Merkmal wird zeitlebens ihm, Eure Hoheit im Bilde, vorschweben." Er erhielt die folgende, vom Prinzen selbst entworfene bezeichnende Antwort: „Es ist Seiner Hoheit vollständig gleichgültig, ob Ihr Sohn seine Blessur von ihm erhalten oder nicht. Was die gewünschte Fürsprache bei dem Kriegsgericht betrifft, so braucht nur erwähnt zu werden, daß nicht der Prinz, sondern eben das Kriegsgericht dazu bestimmt ist, über das Schuldig oder Nichtschuldig zu erkennen. In Preußen ist es niemand gestattet, sich in gerichtliche Verhandlungen irgendwelcher Art einzumischen. Seine Hoheit beklagt, daß Ihr Sohn seinem alten, langgedienten Vater einen solchen Kummer hat machen können."

halb desselben hielt, hatte allem Anscheine nach das Signal geben lassen, um den Kampf zu beenden, nicht um die zehn Flüchtigen zu halten, denn nach denen sah er gar nicht. Auf sein Signal hatten die vordersten derselben gestutzt, waren aber durch die folgenden zu erneutem Ausreißen fortgerissen worden, wie ich es gerade ebenso am 24. April 1848 beim Billschau-Krug bei den mecklenburgischen Dragonern gesehen hatte. Wenn ihm daranlag, die Flüchtigen zu halten, so brauchte er nur das Signal wiederholen zu lassen, was er aber nicht tat. Sie standen erst auf mein Signal, das ich geben ließ, als ich noch mitten unter den Feinden war. Daß die Husaren auf der Chaussee es bei dem Pferdegetrappel hörten und befolgten, ist der sicherste Beweis, daß die weitesten von ihnen keine zweihundert Schritt von der Walstatt entfernt gewesen sein können.

Leutnant von Krug und die Husaren des tapferen ersten Zuges hielten nun zirka achtzig Schritt links der Chaussee, unmittelbar, d. h. etwa hundert Schritt von der Walstatt. Der Zug war schon beisammen, als ich dazukam. Krug hatte ein freudiges, ruhiges Gesicht und sprach, während er den Zug rangierte, als er meine Wunden sah, sein Bedauern aus, was ich von der Hand wies, denn ich freute mich über die Blessuren, die nur leicht sein konnten, da ich jeden Finger zu bewegen vermochte, also nichts entzwei war. Mars und Minerva zeichnen ihre Lieblinge.

Fort und fort mit Blitzesschnelle kamen alle Husaren an und rangierten sich neben dem ersten Zuge. Leutnant von Krug ganz allein war es, der sie ordnete, en front gegen den Feind. Im eiligen Abzuge in aller Auflösung nach dem etwa sechshundert Schritt entfernten Wiesenthal wurden wir während des Rangierens noch durch einige Kugeln, die über unsre Köpfe flogen, unterhalten. Man sah mehr freudige und strahlende Gesichter als betretene, und mit Stolz zeigten die Husaren ihre Klingen: sie waren alle rot vom Blut der Feinde.

Die Stimmung der Eskadron war derartig, das Sammeln im Flintenfeuer an der Walstatt so imponierend, daß ein zweiter Angriff, der weit leichter als der erste gewesen wäre, nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Indessen der flüchtige Feind erreichte schon das ihn schirmende Dorf!

Ich machte Krug den Vorschlag zu attackieren, mußte aber freilich hinzusetzen, daß ich völlig außerstande wäre, die Eskadron zu begleiten.

Ich fühlte, daß ich in meinem kläglichen, nunmehr völlig flügellahmen Zustande der Eskadron in allen ihren etwaigen Bewegungen ein Hindernis sein müsse, und ritt, mich empfehlend, nunmehr im Schritt zurück nach dem Walde. Zuerst geleitete mich, außer meinem Reitknecht Pasewald, der in diesem Augenblick hinzukam, noch der treffliche Trompeter Rosenbaum und der Hufschmied der Eskadron, mit Namen Eikelbesch. Rosenbaum schickte ich zurück und legte, um einige Linderung zu haben, meinen verwundeten Arm ausgestreckt auf des letzteren Schulter. Auf der Chaussee im Walde angekommen, als ich sah, daß ich in Sicherheit war, saß ich ab und ging zu Fuß weiter. Am Ausgang des Waldes, nach Philippsburg zu, begegnete ich endlich der Spitze unsrer Infanterieavant-

garde, Füsilieren des 17. Regiments unter dem damaligen Leutnant von Restorff. Als sie mit Bedauern den blessierten jungen Offizier sahen, rief ich ihnen zu: „Ich habe meine Schuldigkeit getan, tut ihr die eurige." Bald gelangte ich an eine Sägemühle linkerhand der Chaussee, wo ich mich auf einen dicken Sägebock setzte. Dort sah ich den General Hannecken und auch Herrn von Hiller wieder, wurde von allen Seiten beglückwünscht, bemitleidet und nach dem Schicksal der Eskadron u. s. w. befragt. Hier wurde mir auch durch den Regimentsarzt des 17. Regiments[1]) und einem Kompagniechirurgus desselben der erste Verband angelegt und ich darauf auf einen herbeigeholten Wagen gesetzt und in Begleitung des Majors von Hiller ganz blaß und sehr ermattet und geschwächt nach Germersheim gefahren.

Bei vielen Gelegenheiten, besonders aber bei Gefechten, kommt es für den Wert, den dieselben für die Zukunft haben sollen, wesentlich darauf an, was man aus ihnen macht, und für den Gehalt der Truppe, die es bestanden, wird dies entscheidend. Dies wurde in bezug auf den Wiesenthaler Reiterangriff leider durch das Zusammenwirken einiger fataler Zufälligkeiten, Kleinigkeiten und Unvorsichtigkeiten versäumt.[2]) Es war und bleibt ein kecker Reiterstreich von einem gegen fünf, nach Anlage und Geist der Ausführung würdig, jeder kühnen Reitertat in der Glanzperiode der preußischen Kavallerie an die Seite gestellt zu werden. Ein Reiteroffizier, der unter ähnlichen Umständen den Angriff unterläßt, handelt nicht im Geiste Seidlitz' und Zietens und hätte besser getan, etwa bei der Festungsartillerie zu dienen. Wer den Geist der Kavallerie erfaßt, kann sich nur über den Heldenmut, der sich hier zeigte, freuen und den Streich lobend

---

[1]) Der Regimentsarzt des 17. Regiments Dr. Hedinger sagt in seinem ärztlichen Bericht hierüber: „Hier — auf dem Hofe der Mühle — saß der Prinz auf einem Holzklotz, eine Kugel hatte oben am Schultergelenk Uniform und Weichteile zerrissen. Die zerrissenen Bänder des Deltamuskels klafften weit auseinander und waren von Pulver schwarz und versengt. Der Schuß verlief horizontal, war also vermutlich während eines Hiebes zur Erde und aus nächster Nähe geschehen. Die Uniform, ganz blut- und schweißgetränkt, mußte heruntergeschnitten werden, um die Wunde zu sehen und einen Notverband anlegen zu können, wobei der Prinz von einigen Frostschauern durchschüttelt wurde. Nach Anlegung einer Blutnaht und einer Mitella, um den Arm hochzuheben und die Zerrung beim Fahren zu verhindern, kehrte der Prinz, meine Begleitung annehmend, nach Germersheim zurück." Der Prinz ist zeitlebens in der freien Bewegung des rechten Armes etwas behindert geblieben und konnte ihn nicht weit über Brusthöhe erheben. Dies machte sich auch in der Art seines militärischen Grüßens bemerkbar, indem er die Hand nur wenig über Schulterhöhe hob. Mancher legte ihm das als Stolz aus. Daß der Grund in einer für König und Vaterland erlittenen Verwundung lag, war vielfach vergessen worden.

[2]) Noch heute wird das Gefecht von Wiesenthal vielfach ungünstig beurteilt. So sagt General von Pelet-Narbonne in seiner Geschichte der brandenburgisch-preußischen Reiterei II. Bd. S. 205: „Man kann dieses Gefecht wohl zu den zwecklosen rechnen, da die gegnerische Infanterie völlig unerschüttert war. So war von dem Angriff der einzelnen Schwadron ein Erfolg überhaupt nicht zu erwarten. Ihre Aufgabe konnte nur sein, aufzuklären, wobei günstige Umstände zur Attacke zu benutzen waren, aber in jener Zeit wurde die Aufklärungstätigkeit der Reiterei wenig gewürdigt, und ihre Ausbildung darin war mangelhaft. Alles gipfelte in der Attacke."

anerkennen. Das Gefecht ist ein Beispiel für unsre heutige Kavallerie und steht einzig da in den Annalen der Kriege von 1848/49. Das herrliche, frische Gefecht von Aarhuus war ein Kampf von Reitern gegen Reiter, also ganz etwas andres, Leichteres, Amüsanteres; der Versuch einer Kolonnenattacke der Ulanenseskadron bei Ubstadt war eben nur ein Versuch, das Gefecht von Wiesenthal dagegen ein durchgeführter Kampf von Kavallerie gegen Infanterie, kein Reitertanz wie bei Aarhuus, sondern der gefahrvollste Kampf des Säbels gegen Kugel, Bajonett und Masse.

In moralischer Beziehung brachte uns das Gefecht wenig Nutzen, da der Geist desselben im allgemeinen zurzeit nicht anerkannt und sogar vom 9. Husarenregiment für sich nicht gehörig ausgebeutet wurde. Der moralische Effekt auf den Feind war dagegen überwiegend groß. Der bei Ladenburg gefangene preußische Major Hindersin vom Generalstabe wurde in meiner Gegenwart aus Rastatt freigegeben. Er kannte mich nicht. Von andern befragt, was die Insurgenten von uns hielten, beantwortete er dies für die Infanterie günstig, für die Artillerie ungünstig, und ich hörte ihn sagen, daß von allem ihnen am meisten „die Attacke hellblauer Husaren" imponiert habe.

Der handgreifliche Erfolg waren zwanzig tote Feinde auf der Walstatt, über achtzig Schwerblessierte in den Lazaretten von Germersheim (wo die Schwerstblessierten lagen), Wiesloch, Rastatt. In Bruchsal lagen auch drei Mann. Von diesen wurden am 21. Juni mehrere trepaniert, andern Oberschenkel und Arme amputiert. Ferner eine Anzahl Leichtblessierter, unter denen Oberstleutnant von Biedenfeld, die in der Front blieben, und etwa hundert Gefangene, welche, soweit sie gesund waren, erst mit Hilfe der nachfolgenden Infanterie der Avantgarde in und um Wiesenthal aufgegriffen wurden. Unter den Gefangenen war mein kleiner, sehr malträtierter Leutnant Schiffmacher. Man sieht, daß die Säbel ihre Schuldigkeit recht ordentlich getan haben. Die Husaren behaupteten unter anderm, daß der Unteroffizier Hildebrand einem Feinde den Arm mit einem Hiebe rund abgehauen hatte. Unsre heutigen Korbsäbel, die nicht vorderwichtig sind, leisten das nicht.

Und nun unsre Verluste! Waren sie unverhältnismäßig im Vergleich zum Erfolge und zu denen des Feindes? Wir zählten sechs Tote, nämlich Major Rückert und Sekondeleutnant von Muschwitz II und vier Husaren, drei Verwundete, nämlich Bussche-Münch, mich und Husar Thimes, einen Gefangenen, den Sergeanten Strömel, der unter seinem Pferde liegen blieb, von den Insurgenten fortgeschleppt wurde und sich in Rastatt sehr angenehm amüsierte, etwa zehn tote Pferde, worunter das von Bussche-Münch, und einige blessierte Pferde, worunter meines. Jeder kann seine Ansicht haben, ich aber finde den Verlust, was die Zahlen betrifft, gar nicht der Rede wert. Tief zu beklagen ist freilich, daß in dieser geringen Zahl drei Offiziere und so ausgezeichnete und hoffnungsvolle sich befanden. Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne, und welch schönen Tod sind diese Helden gestorben! Wer weiß, ob sie, wenn sie noch lebten, nicht bedauern würden, dort nicht den schönen Tod auf grüner Heid' gestorben zu sein?

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid', im freien Feld
Nicht hört groß' Weheklagen!

Unser Oberfeldherr, der Prinz von Preußen, und der König, unser Kriegsherr, erkannten das Gefecht rühmlichst an. Es erhielten die III. Klasse des Roten Adlerordens mit Schwertern mein Adjutant Bussche-Münch, der auch Rittmeister wurde, weil er die IV. schon hatte, die IV. Klasse dito der Rittmeister und Eskadronschef und Leutnant von Krug; vier oder sechs Mann erhielten das Militärehrenzeichen II. Klasse, unter ihnen Trompeter Rosenbaum und Husar Thimes. Die beiden Husarenoffiziere erhielten auch badische Orden, der Rittmeister den militärischen Karl-Friedrichs-Orden, von dem ich als Major das Komturkreuz erhielt; die Eskadron erhielt eine diesem Orden affilierte silberne Medaille. Preußischerseits erhielt ich für das Gefecht zwar nichts, außer einem sehr gnädigen, lieben Schreiben meines Königs und Herrn, das mir hochwert und teuer ist, aber für die Kampagne im ganzen die Schwerter zum Roten Adlerorden, russischerseits das St. Georgenkreuz[1]) und vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin das Militärkreuz. Das liebste aber waren mir meine Blessuren und die gemachte Erfahrung, die mir vielleicht noch in mehr als einer Beziehung nützlich sein wird.

Auf der Fahrt nach Germersheim begegnete ich an der Barrikade auf dem Damm nach dem Brückenkopf den vier Gardelandwehrbataillonen Berlin, Magdeburg, Düsseldorf, Koblenz, in denen eine Masse Leute waren, die mich hatten aufwachsen sehen und von denen ich von der Leibkompagnie und dem Füsilierbataillon des 1. Garderegiments mehrere, wie alle Offiziere, persönlich kannte. Sie hatten die Gewehre zusammengesetzt, und sobald sie mich erkannten, stürzten sie voller Angst im Gesicht und ihrer Teilnahme Worte und Ausdruck verleihend auf mich los. Der Wagen mußte lange halten, und es gab rührende Szenen und viele Hurras. Als später die Gefangenen von Wiesenthal denselben Weg entlang kamen, ist es ihnen bei den Garden sehr übel ergangen.

In Germersheim brachte man mich in mein früheres Quartier, wo ich von meinem Lakaien und den Stalleuten zu Bette gebracht und gepflegt wurde. Die ärztliche Behandlung übernahm der bayrische Unterarzt Dr. Ludwig. Aus Müdigkeit und Ermattung schlief ich beinahe vierundzwanzig Stunden um und um. Mein Schlaf wurde nur durch den sehr teilnehmenden Besuch des Prinzen von Preußen, der auf die Nachricht sogleich von der Armee zu mir geeilt war, und durch Mahlzeiten und Verbände und Umschläge unterbrochen. Dieser er-

[1]) In seinem Feldzugstagebuch schreibt der Prinz am 5. Juli: „Prinz von Preußen macht mir nach Tisch den Georgsorden IV. Klasse an, den der russische Kaiser mir für Wiesenthal schickt. Erst sehr überrascht und erfreut. Ich will aber kein Narr sein und mich durch dergleichen nicht betören lassen." Und am 31. Juli, nach Empfang des Roten Adlerordens: „... Das Beste bleiben doch die Wunden und das Bewußtsein, seine Schuldigkeit zu tun."

quickende Schlaf, nach den vielen Strapazen so erklärlich, und meine starke, unverdorbene Natur brachten mich ganz um jedes Wundfieber!

Am folgenden Tage besuchte mich der bayrische Generalleutnant Fürst Taxis, der mit einem bayrischen Korps über Mannheim nach der Pfalz marschierte. Major von Hiller bat, mich verlassen und sich zu Armee begeben zu dürfen. Ich ließ ihn gehen.

Am 22. konnte ich etwas aufstehen, am 23. schon etwas ausgehen. Ich schleppte mich ins Lazarett und besuchte Bussche-Münch und die andern bei Waghäusel blessierten Offiziere und Soldaten. Bussche-Münch war sehr übel zugerichtet, doch weder er noch ich zweifelten an seinem Aufkommen. Wir sprachen von der Affäre, und ich erfuhr von ihm, daß er durch alle Knäuel, auch die letzten, auf der Chaussee gesprengt sei. Auf dem Rückwege durch sie sei sein braver Hengst, dessen Drauflosgehen, Herz und Mitkämpfen er nicht genug rühmen konnte, von drei Kugeln getroffen zusammengebrochen. Da erst habe er die Schüsse erhalten (durch linken Unterarm und Schulterblatt). Er habe die Besinnung verloren und habe lange ohne sie zugebracht. Man hatte ihn in der Tat für tot gehalten, und sein Freund, der spätere Major von Rantzau 3. Ulanenregiments, damals Adjutant bei Hannecken, war an die vermeintliche Leiche herangetreten, um sie noch einmal zu betrachten. Er zuerst entdeckte einige Lebenszeichen.

Am 23. schickte ich auch meinen Reitknecht Lange zu Pferd zum Rekognoszieren ins badische Land. Ich mußte Nachrichten von der Armee haben, an denen es in Germersheim gänzlich fehlte. Er fand zwei Divisionen im Biwak unweit Waghäusel.

Auch hatte ich das Glück, den Dr. med. Claus, einen Bekannten aus Bonn, wiederzufinden, der aus Anhänglichkeit an die Offiziere des 7. Ulanenregiments als Volontärbummler mit ins Feld gerückt war. Dieser mußte meine Wunden untersuchen und übernahm es, mich bei meinem Vorhaben, am 24. zur Armee zurückzukehren, das ich contre vent et marée bei den Aerzten und dem Festungskommandanten General Weißhaupt durchsetzte, zu begleiten. Dieser wollte es nicht zugeben, da die Gegend zwischen der Armee und der Festung von Freischaren durchstreift wurde. Das konnte mich nicht abhalten, bewog mich aber, ihn um eine Eskorte Chevaulegers zu bitten, was er bereitwilligst genehmigte.

So fuhr ich denn am 24. früh, wo Regenwetter eingetreten war, nachdem ich, soviel ich mich besinne, noch Bussche-Münch mein letztes Lebewohl auf leider Nimmerwiedersehen gesagt, mit Dr. Claus in einer Kalesche, unter der Eskorte einer halben Eskadron unter Leutnant Graf Pappenheim über Philippsburg nach Wiesenthal, weil dort ein Knotenpunkt von Chausseen ist. Wir fuhren eigentlich aufs Geratewohl und hätten uns an letzterem Ort über die fernere Richtung entscheiden müssen. Wie groß war aber meine Freude, als ich einige unsrer blauen und roten Bagagewagen sah, die in der Richtung auf Bruchsal fuhren. Es war die Bagage der Division Hannecken, die dieser nachzog. Ich entließ die Eskorte und holte bald die Division und den Stab ein, sah auch

das mir nun so teure 9. Husarenregiment, das mir ein Hurra brachte. Der vierte Zug der 1. Eskadron wurde mir vom General Hannecken als Ehrengeleit kommandiert. Mit diesem rückte ich, aber natürlich fahrend, in Bruchsal ein, nachdem ich noch die Freude gehabt hatte, dem kleinen Gefecht zweier Kompagnien des 1. Bataillons 30. Infanterieregiments unter Hauptmann von Bredow, die Bruchsal nahmen, beizuwohnen.

Zum Schlusse dieser Aufzeichnungen seien noch einige auf das Treffen von Wiesenthal bezügliche Schriftstücke aus des Prinzen Nachlaß hier mitgeteilt.

Graf Waldersee, damals Regimentskommandeur des Alexanderregiments, der spätere preußische Kriegsminister, schrieb ihm am 25. Juni 1849:

„Empfangen Euer Königliche Hoheit die aufrichtigsten Glückwünsche eines alten Soldaten zu Ihrem Heldenmut, zu Ihren ruhmvollen Wunden. Viele tadeln die allzu große Kühnheit, mit der Euer Königliche Hoheit sich mitten in den Feind gestürzt und Ihr Leben preisgegeben haben. Ich stimme diesen nicht bei. Ein Prinz des erlauchten preußischen Königshauses, ein Hohenzoller, kann nie zu mutig, nie zu kühn sein. Wohl dem Lande, das solche Fürsten, wohl dem Heere, das solche junge Heldenführer zählt."

Prinz Friedrich Karl antwortete:

„Ich habe in dieser Zeit viele Briefe erhalten, die mir die mannigfachsten Gefühle schildern: Klagen, Mitleid, Teilnahme, Freude, Glückwünsche. Letztere haben Sie gewählt und Sie haben das einzig Rechte getroffen. Keine Feder vermochte sie auf so lebhafte, beredte und gerade auf mir so sehr eindringliche Weise zu schildern. Ich würde in diesen Zeilen, auch ohne es zu wissen, den kühnen Eroberer der Danewerke und den Bezwinger Dresdens erkennen. Glauben Sie mir, Herr Oberst, und erlauben Sie mir, es Ihnen bei dieser Gelegenheit auszusprechen, daß ich darauf brenne, einmal künftig unter Ihrem Befehl und unter Ihren Augen den Feind zu bekämpfen. Ich weiß, daß sich da manches Lorbeerblatt pflücken läßt."

Einige Jahre später, 1851, kommt Graf Waldersee in einer Zuschrift an den Prinzen noch einmal auf die Attacke von Wiesenthal zurück:

„Möge der echte Reitergeist, welcher in der hinter dem grünen Tisch und von sogenannten ‚gewiegten' Kavalleristen vielfach getadelten, aber gerade aus dem höchsten militärischen Gesichtspunkt nicht weniger völlig mustergültigen Attacke bei Wiesenthal aussprudelte, auch künftig in allen preußischen Reiterführern bis zu denen ganzer Kavalleriedivisionen hinauf lebendig bleiben. Fällt dann auch einmal eine oder die andre tüchtige Persönlichkeit — gottlob, die preußische Armee enthält in ihren Reihen Elemente genug und mehr als genug, solche Lücken auszufüllen, und selbst Königliches Blut wird in solchen Momenten nicht nutzlos verspritzt: Die Saaten künftiger Lorbeeren sprießen am besten unter solchem Tau."

Dem General von Wedell, Kommandeur der 4. Division, antwortete der Prinz auf seinen Glückwunsch:

„Ich bin stolz darauf, daß ich wieder das Glück hatte, mit den preußischen Truppen, welche sich überall gleichbleiben an Tapferkeit, Ausdauer, Gehorsam gegen unsern Kriegsherrn und König und in treuer Anhänglichkeit an unser Vaterland, die Gefahren des Kampfes und die Freude des Siegers zu teilen. Mein Streben ist und bleibt, es dabei so zu halten, wie es in unserm Hause üblich war und wie es die Armee verdient und verlangen kann. Ich preise mich glücklich vor vielen andern, daß es mir vergönnt war, diese meine Gesinnung mit meinem Blute zu besiegeln." [1])

Das tiefe Gemüt des Prinzen kommt in dem Beileidsschreiben zum Ausdruck, das er dem Vater seines am 8. Juli seinen Wunden erlegenen Adjutanten von dem Bussche-Münch sandte:

„Ich betrauere seinen Tod nicht bloß als den meines Adjutanten, der längere Zeit meiner Person nahestand, sondern besonders als den meines wahren Freundes, der mir treu zugetan, in allem eine Stütze war. Bis zum letzten Augenblicke habe ich die feste Hoffnung gehegt, ihn später gesund wieder an meiner Seite zu sehen. Je mehr ich davon überzeugt war, desto erschütternder wirkte auf mich die Kunde seines Hinscheidens. Ich war geradezu trostlos und habe so bitterlich geweint wie lange nicht . . ."

Er beabsichtigte dem Andenken des Freundes die nachfolgende Grabschrift zu weihen:

„Hier ruht eines viele Jahrhunderte
an der Weser blühenden Rittergeschlechts edler Sprosse,
demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, seinen Freunden ein Freund,
der Lüge und des Unrechts Feind, edeln Eifers voll,
hochbegabt, in Pflicht und Treue unerschütterlich,
des großen Vaterlandes echter Sohn, seinem Könige treu,
im Kampfe gegen Dänen bewährt,
letzt' in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier."

W. F.

---

[1]) General von Wedell bat um Erlaubnis, dieses Schreiben veröffentlichen zu dürfen. Der Prinz in seiner Bescheidenheit gestattete es nicht.

Ein englischer Gelehrter über die Freundschaft des Deutschen Kaisers für England und über die Beziehungen zwischen England und Deutschland

Von

Sir Henry Roscoe

Das Sprichwort „La science n'a pas de patrie" kann mißverstanden werden. Es bedeutet nicht, daß die Wissenschaft unpatriotisch ist, sondern daß ihr Patriotismus sich auf alle Länder erstreckt. Das Wort „Ausländer" ist in ihrem Vokabular nicht zu finden. Alle Männer der Wissenschaft sind Freunde und Brüder. Darum bin ich, wiewohl ich ein Engländer bin und stolz auf mein Blut und meine Nation, ebenso stolz auf meine lebenslange vertraute Freundschaft mit Deutschland und dem deutschen Volke; denn ich betrachte Deutschland als meine zweite Heimat und verdanke der deutschen Wissenschaft mehr, als ich sagen kann. Wenn ich auf deutschem Boden stehe, bin ich kein Ausländer in einem fremden Land, sondern ein Mann, der sich eins fühlt mit allem, was groß und gut ist im deutschen Lande. Als ich vor Jahren als „Wanderbursch" die Reize der deutschen Landschaft und den Zauber des schlichten deutschen Lebens kennen lernte, wurde ich oft in den bayrischen Bergen oder im Schwarzwald gefragt: „Aus welchem Teil Norddeutschlands kommen Sie doch?" und im Harz oder im Thüringer Wald: „Sie sind wohl Süddeutscher?" Doch es sind stärkere Bande als die eines flüchtigen Wanderers, die mich an Deutschland fesseln. Ich habe in langem und vertrautem Verkehr mit einer Anzahl der größten Geister des Landes gestanden — Männer, welche die deutsche Wissenschaft zum Urbild des Besten und Edelsten, was es im menschlichen Leben gibt, gemacht haben. In einem vor einiger Zeit in der „Deutschen Revue" erschienenen Artikel[1]) habe ich von diesen Männern gesprochen. Ich erwähne das nur wieder, um die Leser dieser Zeitschrift daran zu erinnern, daß ich so gut wie irgendein Angelsachse das Recht habe, von den Beziehungen zwischen England und Deutschland zu sprechen. Nicht daß meine Ansichten sich von der allgemeinen Anschauung der wissenschaftlichen Kreise unterscheiden — im Gegenteil, sie drücken nur aus, was alle fühlen: daß die ganze Welt Deutschland zu Dank verpflichtet ist. Doch wir alle wissen nicht bloß das zu würdigen, was wir der heutigen deutschen Wissenschaft verdanken, wir gehen noch weiter zurück. Wo würde die Wissenschaft und der wissenschaftliche Fortschritt jetzt stehen, wenn Martin Luther nicht gelebt hätte, jener Mann „von unbezwingbarem Granit", wie Carlyle ihn genannt hat? Er und kein andrer war es, der die Ketten zerbrach, welche die Menschheit fesselten. Er war es, der das Aufblühen der modernen Wissenschaft möglich gemacht hat.

---

[1]) „Meine Beziehungen zu deutschen Gelehrten", Jahrgang 1907, Band IV, Seite 28 (Oktober-Heft).

Ohne Luther hätte das Werk Goethes, Humboldts, Liebigs, Helmholtz', Bunsens niemals geschaffen werden können. Luther war es, der den Felsgrund freilegte, auf dem die Fundamente der modernen Wissenschaft sicher aufgebaut worden sind. Betrachtungen wie diese kommen einem unwillkürlich in den Sinn, wenn irgendein vorübergehendes Ereignis, selbst eines von geringer Bedeutung, eintritt und die gute Stimmung und das gute Einvernehmen trübt, deren Vernichtung nicht nur Unheil für die einzelnen Nationen, sondern Unglück für die ganze Menschheit bedeutet. Darum sollte gegen diejenigen, welche — aus welchem Grunde, ist schwer zu sagen — diese guten Beziehungen zu beeinträchtigen oder gar zu zerstören suchen, das Verdikt aller guter Menschen gesprochen werden. Sie sind schuldig des „Majestätsverbrechens", des Hochverrats gegen die Menschheit und sollten aus der zivilisierten Gesellschaft ausgestoßen werden. Und doch gibt es Leute dieser Art. Ich kann aber nicht glauben, daß solche Leute in wissenschaftlichen Kreisen zu finden sind oder in den Reihen der ehrbaren Bürger in beiden Ländern, die ihren Abscheu vor allen Versuchen, Zwietracht auf dem heiligen Boden des internationalen Einvernehmens zu säen, einstimmig zum Ausdruck bringen. Zwischen Deutschland und England sind solche Mißhelligkeiten leider vorgekommen und haben zeitweise zu ernstlichen Besorgnissen Anlaß gegeben. Herzlichere Beziehungen haben sich — man kann es nur mit Dank begrüßen — in jüngster Zeit zwischen den beiden Nationen herausgebildet. Das ist zu einem großen Teile der persönlichen Zuneigung zuzuschreiben, die zwischen unsern beiden Monarchen besteht. Der Kaiser, ein impulsiver Geist, ist, wie ich völlig überzeugt bin, im höchsten Grade darauf bedacht, das gute Einvernehmen der beiden Länder zu fördern. Er weiß unzweifelhaft die nationale Bedeutung der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Methode zu würdigen und hat in den letzten Jahren das denkbar größte Interesse für den Fortschritt speziell des höheren wissenschaftlichen Unterrichts in seiner Anwendung auf die Industrie in Deutschland bekundet. Die Stellung unsers Königs ist eine etwas andre. Bei uns hat der König, die Quelle aller Ehren, wie der Kaiser das größte Interesse für alle Fragen des wissenschaftlichen Fortschritts. Aber als konstitutioneller Monarch ist er verpflichtet, alle Reformen im Unterrichtswesen, die finanzielle Beihilfe erfordern, seinem Kabinett zu überlassen. So würde es zum Beispiel für unsern König unmöglich sein, durch ein königliches Mandat die polytechnischen Schulen zum Range von Universitäten mit der erforderlichen Staatssubvention zu erheben, wie es in Deutschland der Kaiser getan hat.

Ist es so von Interesse, darauf hinzuweisen, daß die Monarchen unsrer zwei Länder beide persönlich darauf bedacht sind, daß ein dauerndes gutes Einvernehmen zwischen den Nationen hergestellt wird, so ist es von noch größerer Bedeutung, zu wissen, daß das Empfinden des Volkes in dieser Hinsicht mit jedem Tage stärker wird. Dies wird deutlich bewiesen durch die gegenseitigen Besuche von Munizipalbeamten, Journalisten und andern einflußreichen Persönlichkeiten und durch die freundliche Gesinnung, die in den Spalten der besseren Zeitungen in den beiden Ländern zum Ausdruck kommt. Leider ist die „gelbe

Presse" bei uns immer in Tätigkeit, und die Sensation ist es, von der sie lebt. Der Punkt, auf den die Aufmerksamkeit immer wieder gelenkt werden sollte, ist die Tatsache, daß diese Gattung von Literatur natürlich in keinem Falle die wirkliche öffentliche Meinung in den beiden Ländern verkörpert. Doch „ohne Feuer kein Rauch", und den übertriebenen Behauptungen, die ihren Weg in diese Blätter finden, kann doch vielleicht ein bißchen Wahrheit zugrunde liegen, das ihnen Nahrung gibt. Und es kann bei jeder Nation irgend etwas im tiefsten Innern der Seele vorhanden sein, was Sorge erregt und worüber irgendeine Erklärung wünschenswert ist.

England hat kein Recht und auch nicht die Absicht, auch nur ein einziges Wort zu sagen — und noch weniger, Maßregeln zu ergreifen — gegen irgendwelche Schritte, die zu tun Deutschland für dringend notwendig hält, um seine Macht und sein Prestige unter den Nationen zu wahren, und wir verlangen ein Gleiches für uns. Ich für mein Teil glaube rückhaltlos an die Wahrheit der Erklärung des Kaisers, daß die rasche, außerordentliche Vergrößerung seiner Flotte nicht als eine Drohung gegen unsre eigne aufzufassen ist. Doch Tatsachen sind Tatsachen, und unter den fortwährend wechselnden Verhältnissen des politischen Lebens sind es die Tatsachen allein, nach denen sich die Nationen richten müssen. Unsre Ueberlegenheit zur See aufrechtzuerhalten, ist für uns eine Frage von Leben und Tod. Verlieren wir sie, so verlieren wir alles. Es geschieht daher nicht in prahlerischem Sinn, wenn wir die Worte des alten Liedes „Britain rules the waves" wiederholen, und wir müssen dies auch weiterhin tun, nicht, wie es in vergangenen Zeiten gewesen sein mag, zur Vergrößerung, sondern zum Schutz unsers Landes. Es heißt, daß die deutsche Flotte mächtig sein muß, um den deutschen Handel zu schützen. Vor wessen Angriffen? frage ich. Sicherlich nicht vor denen unsers Landes, denn überall sind unsre Tore für alle Ankömmlinge offen. Die Deutschen sind willkommen zum Handel in unsern Häfen und Städten innerhalb und außerhalb Englands in genau derselben Weise wie unsre eignen Landsleute. Und sie ziehen großen Nutzen aus unsern Freihandelsprinzipien. In Manchester sind die Hälfte meiner Bekannten Deutsche, entweder von Geburt oder ihrer Abstammung nach, und es sind sehr wackere Leute. Im Osten steht der Deutsche auf unsrer Seite und er findet, daß er dabei gut fährt. Die deutsche Flotte braucht somit weder in England noch in dessen überseeischen Besitzungen die deutschen Interessen zu schützen. Es wird behauptet, daß kolossale „Dreadnoughts", die zwei Millionen Pfund Sterling kosten, zum Schutze der deutschen Häfen und Küsten erforderlich sind. Darauf kann man erwidern, daß Frau Natur diese Sache in ihre eignen Hände genommen hat. Das ist in so weitgehendem Maße der Fall, daß, sobald die Bojen und Leuchtfeuer beseitigt werden, kein fremdes Kriegsschiff den Haupthäfen Deutschlands sich nähern kann, wegen der Schwierigkeiten, die das Fahrwasser überall bietet.

So kommt es, daß sich in den Köpfen mancher Engländer ein schrecklicher Zweifel und ein unliebsamer Hintergedanke festgesetzt hat. Kurz gesagt, wir verstehen nicht ganz, was Deutschland im Sinne hat, wenn es Millionen, die

es nur mit Mühe erschwingen kann, für Kriegsschiffe ausgibt und dadurch uns zwingt, dasselbe unter günstigeren finanziellen Umständen zu tun.

Wenn der Kaiser nur einen Brief an unsern König schreiben und in diesem Spiel „Halt!“ rufen wollte, indem er vorschlüge, daß in Zukunft der Statusquo aufrechterhalten werden sollte, so würde er den beiden Nationen einen Dienst erweisen, für den sie ihm danken würden und über den die ganze Menschheit sich freuen würde.

Die deutsche Flotte

Ein Nachwort zu dem vorstehenden Aufsatz

Die deutsche Flotte übt eine eigentümliche Anziehungskraft auf die Engländer aus; nicht nur auf die gelbe Presse, was erklärlich ist, denn sie findet in ihr einen Vorwand und eine Gelegenheit, das schwelende Feuer englischen Argwohns und englischer Besorgnisse zu neuen Flammen anzufachen, sondern auch auf eine Menge Leute, bei denen man kühlere Ueberlegung und ruhigeres Abwägen tatsächlicher Verhältnisse voraussetzen könnte. Die Geschichte der letzten fünfzig Jahre hat schon andre ähnliche, freilich nicht von Deutschland hervorgerufene englische Nervosität zu verzeichnen gehabt. So als Napoleon III. den Ausbau von Cherbourg als Kriegshafen unternahm und den großen Damm baute, der dort eine Wasserfläche schuf, auf der eine große Flotte in Ruhe und Sicherheit den günstigen Augenblick, um in Aktion zu treten, abwarten konnte. Damals wurde Cherbourg ganz allgemein als eine Drohung gegen England bezeichnet und angesehen, was nicht verhindert hat, daß es zwischen den beiden Rivalen nicht zum Kampfe gekommen ist und sie heute Arm in Arm ihren Geschäften nachgehen. Deutschland gegenüber haben nie ähnliche Erinnerungen in England bestanden wie die an des ersten Napoleons Invasionspläne und das Lager von Boulogne; aber trotzdem hat jeder Gedanke an eine deutsche Kriegsflagge auf dem Meere die Mähne des britischen Löwen sich sträuben gemacht und selbst durch den Freudenlärm der freundlichsten Begrüßungen und herzlichsten Verbrüderungen glaubt man ein unterdrücktes Knurren des braven Wappentiers zu hören. Und warum das? Deutschland hat, seitdem es seit 1848 theoretisch geeinigt worden, wegen seiner mangelnden Rüstung zur See mehr als eine Schmach erleben müssen, so 1848, als dänische Schiffe die deutschen Häfen blockierten, so 1864, als es selbst mit österreichischer Hilfe nicht die Herrschaft in seinen Gewässern wahren konnte, so 1870, als dem niedergeworfenen Gegner über das Meer die Mittel zu verlängertem Widerstande zugeführt wurden und die deutschen Beschwerden nur die spottende Antwort erhielten, daß es seine Sache sei, solche Zufuhren zu verhindern. Kann man es da dem deutschen Volke, das stolz auf seine Vergangenheit ist und mit Vertrauen seiner Zukunft entgegensieht, verdenken, daß es sich solchen Möglichkeiten nicht wieder aussetzen will?

Nach unerhörten Siegen in drei Kriegen hat Deutschland seit beinahe vierzig Jahren der Welt den Beweis geliefert, daß es mit dem Ausbau dessen, was es besitzt, beschäftigt und zufrieden ist und keines Nächsten Gut begehrt! Hat man vergessen, daß, wo in politischen Unstimmigkeiten Deutschlands Name als der des Friedensstörers genannt und angeschwärzt worden ist, es sich nie um deutsche Gelüste nach fremdem Gut, sondern nur um die andrer Staaten nach solchem Erwerb gehandelt hat? Und nun endlich die deutsche Flotte. Vergißt man, daß der nach vielen falschen Wehen und Fehlgeburten zur Welt gekommene Flottenplan absolut nichts enthielt, was England auch nur die geringste Furcht einflößen könnte, und daß, wenn nicht in der Zahl der Schiffe, sondern in ihrem Tonnengehalt und ihrer Bestückung Aenderungen vorgenommen worden sind, dies in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, auf englische Kritiker zurückzuführen ist, welche die deutschen Schiffe als unbrauchbar den neuen Seeriesen gegenüber verspotteten? Nicht Deutschland hat mit dem Bau der Dreadnoughts und ihrer seitdem vom Stapel gelaufenen stärkeren Vettern begonnen, und wenn es auf der von andern eingeschlagenen Bahn folgte, kann man es deswegen als Störenfried anklagen? Auf englischen Werften wird ein Kriegsschiff nach dem andern gebaut, um in die Marinen andrer Völker eingereiht zu werden; in allen Ländern herrscht angespannte Tätigkeit, um die Zahl der Schiffe zu vermehren und diese selbst zu vergrößern. Glaubt man etwa, daß Deutschland Japan oder die Vereinigten Staaten bedrohe und so die Schuld an der Vermehrung der Flotten dieser beiden Mächte trage? Deutschlands überseeische Handels- und Verkehrsinteressen sind seit der Gründung des Deutschen Reichs gewaltig gewachsen und haben ihm damit auch die Pflicht auferlegt, für ihre Sicherheit und ihren Schutz zu sorgen. Daß die Schaffung und der Ausbau der deutschen Flotte nur diesen Zweck verfolgen, ist vom Kaiser und von allen verantwortlichen Stellen in der Regierung des Reiches unzählige Male gesagt und wiederholt worden; man steht in gewissen Kreisen des Auslandes solchen Erklärungen aber vielfach mit Achselzucken gegenüber, aber schwört auf das Wort jedes Energumenen, der einen Artikel oder einen Roman schreibt, in dem die Völker sich gegenseitig aufreiben, bis der Lampenputzer endlich die Lichter auslöscht und den Vorhang zuzieht. Bei solchen leider zu häufigen Vorkommnissen wird in Deutschland jedes freundliche Wort des Auslandes, das eine richtige Auffassung deutscher Politik erkennen läßt, einen wohlwollenden Widerhall finden, um so mehr, wenn die Aeußerung von auch auf andern Gebieten bekannten und geschätzten Männern kommt. Deutschland ist durch und durch friedfertig, seine Armee wie seine Flotte sollen nur dem Schutz seiner Grenzen, seiner Bürger, seiner Interessen dienen, nicht aber aggressivem Vorgehen oder ehrgeizigen Plänen. In den letzten Jahren ist man auch im Auslande, ganz besonders in England, zu der Ueberzeugung gekommen, daß die internationalen Hetzereien von einer verhältnismäßig kleinen Clique ausgehen, die besondere, sich wenig mit den allgemeinen Interessen deckende Ziele verfolgen. Die nähere Bekanntschaft der Angehörigen der einzelnen Nationen miteinander, die zu einem richtigen Verständnis der Nationen selbst untereinander

führen muß, wird immer mehr und mehr mit diesen dunkeln Machenschaften aufräumen und dazu führen, daß man auf beiden Seiten des Kanals die Völker und ihre Leiter richtiger verstehen und achten lernt. Darum begrüßen wir Kundgebungen wie die Sir Henry Roscoes mit ganz besonderer Freude und Befriedigung, wenn wir auch dem in seinem letzten Satz ausgesprochenen Wunsch einer direkten Korrespondenz zwischen Souveränen nicht zuzustimmen vermögen. Ein derartiges Schreiben würde, vestigia terrent, in England gewiß als eine Einmischung in die englische Marineentwicklung angesehen werden, die wie jede andre Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates ausgeschlossen sein muß. Man wird sich eben auch dort daran gewöhnen müssen, die Möglichkeiten unsrer zukünftigen Politik aus unsrer Haltung in der Vergangenheit beurteilen zu lernen.

M. von Brandt.

Aus den Denkwürdigkeiten Wilhelm von Kardorffs

Von

Heinrich von Poschinger

Als Wilhelm von Kardorff am 8. Januar 1898 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, widmete ihm die Schriftleitung des „Deutschen Wochenblattes" einen Artikel, in dem sie hervorhob, daß er trotz seiner siebzig Jahre körperlich und geistig einer der jugendlichsten Parlamentarier wäre. Er war aber nicht nur dieses, sondern er war bis zu seinem Tode ohne Frage eine der markantesten Figuren des deutschen Parlaments. Die ganze politische Laufbahn Kardorffs war, wie das „Deutsche Wochenblatt" mit Recht hervorhob, eine begeisterte Gefolgschaft des großen Staatsmannes, dem er mit Verehrungen und Hingebungen alle Zeit Treue bewiesen hat. Im Parlament gewann Kardorff schnell eine führende Rolle, sein umfassendes Wissen, seine oft hinreißende Beredsamkeit, die Vielseitigkeit seiner Interessen, Humor, Mut, Schlagfertigkeit, Unabhängigkeit, Selbsttätigkeit und Festigkeit des Urteils gaben seinen Reden den Stempel der Ursprünglichkeit und sicherten ihm immer das Ohr des Hauses.

Da Kardorff seit 1866 im preußischen Landtag und seit 1868 im Reichstag saß, so war er bei seinen Verbindungen wie keiner in der Lage, der Nachwelt die parlamentarischen Interna unsrer großen Zeit zu verraten. Als der Telegraph am 21. Juli 1907 das Ableben des Neunundsiebzigjährigen meldete und alle Zeitungen Nekrologe brachten, die ausnahmslos — wie wäre dies auch zu leugnen gewesen — seine hohe Bedeutung und intensive Wirksamkeit anerkannten, wurde denn auch alsbald die Frage ventiliert, ob er schriftliche Aufzeichnungen von Belang hinterlassen habe. Dies trifft in der Tat zu. Er hatte angefangen, an seinen Erinnerungen zu schreiben, war aber im Drange seiner Tätigkeit nicht einmal bis zu der Zeit seines Eintritts in die parlamentarische

Tätigkeit gekommen; daneben fanden sich Einzeldarstellungen über interessante Abschnitte seiner Wirksamkeit, z. B. die Beschreibung des Kampfes um den hannoverschen Provinzialfonds; dieser Kampf ist darum so interessant, weil er die Gegensätze zwischen Bismarck und den Konservativen wesentlich verschärft hat. Großes Interesse verdienen mehrere an Kardorff gerichtete Briefe des Fürsten Bismarck. Einer dieser Briefe bezieht sich auf das Oelser Reichstagsmandat, das Kardorff dem Altreichskanzler angeboten hatte; ein andrer auf den Fall des Sozialistengesetzes im Jahre 1890. Dieser letztere Brief ist hochinteressant. Aufzeichnungen, die sich Kardorff über seine verschiedenen Besuche in Friedrichsruh gemacht hatte, hat er seinerzeit leider absichtlich vernichtet. Er hielt es nicht für fair, Dinge zu veröffentlichen, die nach der Absicht Bismarcks nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Dieser Vorgang charakterisiert Kardorff als Menschen. Er ist auch nach dieser Richtung ein treuer, vielleicht der treueste und zuverlässigste Freund des großen Kanzlers gewesen.

Ein Tagebuch hat Kardorff nicht geführt, dafür hat er aber seit dem Eintritt in die parlamentarische Arena, also von 1866 an, seine Gemahlin über alle wichtigen Vorgänge im Landtag und Reichstag und über die ganzen politischen Verhältnisse fortwährend auf dem laufenden gehalten. Diese Briefe sind von 1890 ab besonders interessant wegen der drastischen Schilderung der politischen Verhältnisse der ersten Jahre nach der Entlassung des Fürsten Bismarck.

In nachstehendem will ich eine Probe von Kardorffs Einzeldarstellungen geben, und zwar Abschnitte, die sich um Bismarck und seine Politik drehen und der Zeit vor dessen Entlassung entnommen sind.

I. Jugendbekanntschaft mit Bismarck.

Zu Michaelis 1845 war ich auf dem Berliner Friedrich-Wilhelms-Gymnasium von Unter- nach Oberprima versetzt worden. Aber wenn es mich auch mit einiger Genugtuung erfüllte, nun die letzte Sprosse der Leiter erklommen zu haben, welche mich aus dem Zwange der Schulbank heraus in die herrliche Freiheit der Universitätsjahre führen sollte, so wurde meine Freude darüber einigermaßen getrübt durch das Mißgeschick, welches meinen guten Freund und Schulkameraden Reinhold von Thadden betroffen hatte, der wider unser, seiner Mitschüler, Erwarten diese Versetzung nicht erreicht hatte. Seine Eltern, der bekannte Herr von Thadden-Triglaff und dessen Frau, geborene von Oertzen, waren mit meinem elterlichen Hause befreundet und hatten mich eingeladen, ihren Sohn Reinhold in den Michaelisferien nach Triglaff zu begleiten. Als aber nun das Fehlschlagen der Hoffnung auf Versetzung den Sohn heimgesucht hatte, erklärte dieser, er könne jetzt nach solchem Mißerfolge seinen Eltern nicht vor die Augen treten. Damit fiel auch für mich die Möglichkeit fort, ihn in die Ferien zu begleiten. Aber die Eltern in Triglaff dachten anders, und der Sohn erhielt den kategorischen Befehl, sofort mit mir dorthin abzureisen. Hätte zu jener Zeit telegraphische Verbindung bestanden, so wären wir noch rechtzeitig zum Polterabend

und der Hochzeit von Reinhold Thaddens Schwester Marie mit Moritz von Blankenburg (dem bekannten späteren Parlamentarier) eingetroffen. Bei der Langsamkeit der damaligen postalischen Einrichtungen kam indessen der Brief so spät in Berlin an, daß wir erst am Morgen nach dem Hochzeitstage in die Verwirrung und das Trübsal hineinschneiten, welche der verhängnisvolle Brand, der den ganzen Wirtschaftshof Triglaff am Abende des Hochzeitstages zerstört hatte, über die Familie von Thadden und die Hochzeitsgäste gebracht hatten. Nur das herrschaftliche Wohnhaus wurde gerettet, das auch schon in großer Gefahr geschwebt hatte, von den Flammen des gewaltigen Feuers gefaßt zu werden. Unmittelbar nach dem schmerzlichen Wiedersehen zwischen Eltern und Sohn sprengte ein hochgewachsener Reitersmann vor das Haus, und mein Freund Reinhold Thadden flüsterte mir zu: „Das ist der tolle Bismarck."

Unter uns Schulfuchsen war dessen Name kein unbekannter; es gingen über seine Erlebnisse als Student und Referendar die wunderbarsten Geschichten unter uns um, die es erklärlich machten, daß ich mir den Mann mit größtem Interesse betrachtete. Ich sehe ihn noch heute vor mir, die hochgewachsene, reckenhafte Figur in dunkelgrünem Reitfrack, Reithosen und Stulpenstiefeln. Dem alten Herrn von Thadden, der ihn darauf anredete, er könne ja kaum geschlafen haben, da er mit einer von den letzten an der Brandstelle gewesen, erwiderte er: „Nicht lange, aber genug. Es drängte mich, zu sehen, wie es heute bei Ihnen aussieht, und da ließ ich satteln, wie der Tag graute, und habe mich nur unterwegs über den schauderhaften Zustand der Wege geärgert, solange ich auf Ostenschem Terrain war. Ich glaube, der hat noch in seinem Leben niemals einen Weg verbessern lassen! Ich reite ungern über Saaten, aber da ich Ostens eignes Pferd unter mir hatte, mußte ich schon, um dem Pferde nicht Hals und Bein zu brechen, weite Strecken über seine Roggensaaten galoppieren."

Die Unterhaltung zwischen den beiden Herren betraf dann die Möglichkeit, das durch das Feuer seiner Stallungen beraubte Vieh über Winter bei Nachbarn unterzubringen. Dann empfahl sich Bismarck, um sich in dem benachbarten Cardemin nach dem jungen Blankenburgschen Ehepaare umzusehen, dessen Hochzeitsfeier eine so tragische Trübung erfahren hatte. Bismarcks Erscheinung hatte uns jungen Dachsen gewaltig imponiert, ich behielt noch lange seine mächtige Gestalt, strotzend von Kraft und Gesundheit, seine von Uebermut unter den buschigen Brauen blitzenden Augen im Gedächtnis.

Nachdem ich im Herbste 1849 das Examen bestanden hatte, blühte mir im Sommer 1850 ein sechswöchiger Aufenthalt auf dem Petersberge bei Erfurt infolge eines studentischen Konfliktes mit der Hallenser Bürgerwehr, der sich ereignet hatte, als ich, schon exmatrikuliert, mit meinen Korpsbrüdern, den Hallenser Märkern, von unsrer Kneipe spät abends, Lieder singend, durch die Straßen gezogen war. Ich kam, weil nicht mehr Student, nicht mehr vor das Universitätsgericht, sondern vor das ordentliche Strafgericht, und ich wurde von diesem wegen tätlichen Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu der gedachten Strafe verurteilt, die sich als keine sehr harte erwies, weil man in den militärischen

Kreisen davon unterrichtet war, daß bei jenem Krawall nur der Gegensatz zwischen der ultrademokratischen Bürgerwehr und dem royalistischen, konservativen Korps der Märker zu der Schärfe des Konfliktes geführt hatte. Der Zufall wollte es, daß zu jener Zeit das Erfurter Parlament tagte, und ich hatte bei meinen täglichen Spaziergängen in und um Erfurt, die mir in Begleitung eines Offiziers gestattet waren, Gelegenheit, die Angehörigen der dortigen Versammlung, Gagern, Simson u. a., wiederholt zu sehen. Nur Bismarcks war ich noch nicht ersichtig geworden, bis dieser eines Tages auf dem Petersberge mit seinem Freunde Kleist-Retzow erschien, der mich dort als alter Bekannter meines elterlichen Hauses aufsuchte. Bismarck war draußen auf den Wällen geblieben, als mich Herr von Kleist in meiner nicht sehr behaglichen Klause aufsuchte, und als ich diesen zurückbegleitete, wurde ich Bismarcks ansichtig (der natürlich keine Ahnung davon hatte, mich schon jemals gesehen zu haben). Er stand nachdenklich auf einer Bastion, in die in hellem Sonnenlichte prangende hübsche Landschaft hinabschauend, und es fiel mir auf, wie sehr sein Aussehen sich verändert hatte, wozu vielleicht eine veränderte Barttracht nicht wenig beitrug.

Sechzehn Jahre waren verflossen, als ich nach diesen flüchtigen Begegnungen Bismarck als Leiter unsrer preußischen und deutschen Politik, als preußischen Ministerpräsidenten wieder zu sehen bekam. Ich war im Juli 1866 in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, und sah den Jahre hindurch bestgehaßten Staatsmann als den gefeierten Retter Preußens und Deutschlands wieder.

Auf einem größeren Diner in meiner Nachbarschaft, auf dem die Nachricht von der Berufung Bismarcks in das preußische Ministerium seitens der anwesenden konservativen wie liberalen Herren mit mißtrauischem Achselzucken aufgenommen wurde, hatte ich unverfroren meine Meinung dahin ausgesprochen, daß, wenn es überhaupt möglich wäre, den in der inneren wie in der äußeren Politik festgefahrenen Staatswagen wieder in das richtige Gleise zu bringen, ich Herrn von Bismarck für den einzig geeigneten Mann für ein solches Unternehmen erachtete. Ich fand damals lebhaften Widerspruch gegen meinen Ausspruch, sowohl von den Konservativen, denen die Politik der Annäherung Preußens an Frankreich, als deren Vertreter Bismarck mit Recht galt, äußerst unsympathisch war, als von den Liberalen, die in ihm nur den reaktionären Junker erblicken zu müssen glaubten. Ich hatte in meinem elterlichen Hause durch die Gespräche der Gebrüder von Gerlach, Wagners, Stahls, Raumers u. a. doch so viel über Bismarcks Persönlichkeit vernommen, um ein andres Urteil über den Mann gewonnen zu haben, als die Tagesmeinung der in der Konfliktszeit sich so scharf bekämpfenden Parteien war.

II. Der hannoversche Provinzialfonds.

Das erste Jahr meiner parlamentarischen Tätigkeit brachte mich in nähere Beziehungen zu dem großen Manne. Seine Gemahlin sagte mir gelegentlich in einer Gesellschaft einige freundliche Worte über einen Kreuzzeitungsartikel, in welchem ich vor Ausbruch des österreichischen Krieges die Bismarcksche Politik gegen den Rund-

schauer (Präsidenten von Gerlach) verteidigt hatte. Im übrigen sah ich ihn häufig auf der Ministerbank des Abgeordnetenhauses. Anfragen und Besprechungen seitens der Partei pflegten für die altkonservative Fraktion, der ich zunächst beigetreten war, Herr von Blankenburg und Wagener zu übernehmen; für die freikonservative Fraktion, eine neue Partei, zu der ich übertrat, nachdem ich mir bewußt geworden war, daß meine Anschauungen mit denen der altkonservativen Fraktion vielleicht nicht mehr harmonierten, übernahmen dies der Prinz Karl Hohenlohe und der mir schon von Universitätszeiten her befreundete Graf Bethusy-Huc. Es war die Frage des sogenannten hannoverschen Provinzialfonds, die mir die erste Gelegenheit bot, in persönliche Beziehungen zu dem Manne zu treten, dessen Politik ich dann bis zu seinem Abgang nach bestem Wissen und Gewissen zu stützen und zu fördern in der Lage gewesen bin. Dieser Fonds war ein hannoverscher Staatsfonds, der nach der Annexion Hannovers völkerrechtlichen Grundsätzen zufolge der Okkupation durch den Staat Preußen unterlegen wäre. Die Entstehung des Fonds aber und seine bisherige Verwendung vereinten die Hannoveraner aller Parteien in dem Wunsche, ihn der Provinz Hannover erhalten zu sehen. Hannoverschen Notabeln, die nach Berlin berufen waren, hatte der König Wilhelm daher im Einverständnis mit dem preußischen Staatsministerium die Zusage gemacht, der Fonds solle der Verwaltung der hannoverschen Provinzialstände überlassen bleiben, und ein dies bestimmendes Gesetz lag dem Abgeordnetenhause vor. Dieses Gesetz fand einen heute schwer verständlichen, scharfen Widerspruch bei den Parteien des Abgeordnetenhauses. Wenn den Anhängern der Vorlage der Gesichtspunkt als ein durchschlagender erschien, daß man einer eroberten Provinz gegenüber glimpflich und versöhnlich verfahren müsse, daß man eine königliche Zusage einzulösen habe, daß eine Ablehnung des Gesetzes ein schwer wieder zu beseitigendes Mißtrauen in der ganzen hannoverschen Bevölkerung hervorrufen müsse, wurde von den Gegnern geltend gemacht, daß in dem Gesetze eine Bevorzugung Hannovers gegenüber den alten Provinzen läge, die sich durch nichts rechtfertigen ließe, daß Preußen bisher die schwere militärische Rüstung für ganz Deutschland getragen habe, daß die Aufbewahrung des Fonds für Hannover einer möglichen Wiederherstellung der Selbständigkeit Hannovers die Wege ebnen werde und dergleichen mehr. — Alle Parteien waren in dieser Frage gespalten, die offenen und geheimen Gegner Bismarcks suchten ihm gerade in dieser Frage eine Niederlage beizubringen, um ihn durch diese vor dem Könige zu kompromittieren und das Vertrauen des Monarchen zu seinem Ratgeber zu erschüttern. Unter den Gegnern der Vorlage waren besonders tätig der berühmte Redner Georg von Vincke auf der liberalen Seite und auf der rechten Seite der frühere Finanzminister von Bodelschwingh, der einen großen Einfluß auf die konservativen Ultras vielleicht gerade wegen seiner Differenzen mit Bismarck vor dem österreichischen Kriege ausübte. Die Mehrheit des Hauses schien diesen Einflüssen unterliegen zu wollen, und nur der unermüdlichen Tätigkeit Miquels war es zu danken, daß allmählich sich das Zünglein der Wage mehr zugunsten der Vorlage zu neigen schien. Den Gegnern war dies entgangen, sie fühlten

sich des Sieges so sicher, daß eine Abordnung derselben, bestehend aus Herrn von Bincke und dem bekannten Herrn von Diest-Daber, zu dem Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck ging, um diesem eine Abänderung der Vorlage anzukündigen, nach welcher die Hauptmasse des umstrittenen Fonds dem preußischen Fiskus zugeführt und nur ein winziger Bruchteil der Provinz Hannover zugeteilt werden sollte. Nur für diesen Antrag, hatten die Herren versichert, sei im Abgeordnetenhause überhaupt eine Majorität zu finden, und der Ministerpräsident müsse sich mit ihm zufrieden erklären. Die Herren hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht; durch eingezogene genaue Informationen aus allen Parteien waren Miquel und ich zur Gewißheit gelangt, daß für einen von mir zu stellenden Antrag, der umgekehrt dem preußischen Fiskus einen geringen Bruchteil des Fonds zuwandte, dagegen den größten Teil der Provinz Hannover beließ, eine wenn auch schwache Majorität vorhanden war.

Mein Freund Graf Bethusy, den ich bat, dies dem Grafen Bismarck im Namen der Freunde der Vorlage mitteilen zu wollen, verlangte, daß ich, weil ich für diese die Hauptarbeit geleistet habe, um die betreffende Audienz nachsuchen solle, und ich folgte seinem Wunsche.

Die Unterredung fand abends 9 Uhr, drei Tage vor der entscheidenden Abstimmung, statt[1]) und ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Bismarck saß vor seinem großen offenen Schreibtisch und bot mir, als ich ihm gegenüber Platz genommen hatte, eine Zigarre mit der Frage an, was mich zu ihm führe. Ich begann damit, ihm zu sagen, wir hätten vom Besuche der Herren von Bincke und Diest bei ihm vernommen. Diese hätten uns selbst mitgeteilt, daß sie ihm vorgetragen hätten, nur für den von ihnen entworfenen Antrag sei eine Mehrheit im Hause zu finden; die Herren befänden sich jedoch im Irrtume, für den von mir einzubringenden Antrag, welcher der Regierung im wesentlichen das böte, was sie wolle, sei eine Majorität vorhanden. Ich legte dabei eine Liste der sicheren Gegner und der sicheren Anhänger meines Antrages vor und schloß meine Ausführungen mit der Versicherung, daß wir eine Majorität von drei bis sechs Stimmen besäßen. Bismarck verhielt sich anfänglich sehr reserviert. Die Versicherung eines so altbewährten parlamentarischen Kämpen wie Bincke hatte für ihn offenbar mehr Gewicht als die eines parlamentarischen Neulings. Er hatte jenem auch mutmaßlich schon zu verstehen gegeben, daß er sich mit dem begnügen müsse, was das Haus bewilligen wolle. Herr von Bincke wußte ja so gut wie Bismarck selbst, daß über diese Frage ein Konflikt mit dem Abgeordnetenhause, dessen Majorität in wichtigen Fragen (Indemnität) die nationale Politik Bismarcks unterstützt hatte, ausgeschlossen sein mußte. Aber ich ließ mich nicht einschüchtern und stellte ihm die positive Frage, ob er gutheiße, daß mein Antrag eingebracht würde. Ich fügte indessen hinzu, wir könnten nur dann eine Majorität für diesen garantieren, wenn er denselben in der Verhandlung des Hauses als annehmbar für die Regierung bezeichnen könne. Jetzt taute er plötzlich auf,

[1]) Also am 3. Februar 1868.

sagte die Erfüllung meiner Voraussetzung zu und begann in beredten Worten die politische Kurzsichtigkeit der Gegner darzulegen und sich über die Ränke und Intrigen zu ereifern, die ihm von seinen persönlichen Gegnern, unter denen er namentlich den Exminister von Bodelschwingh mit einer wenig schmeichelhaften Charakteristik bedachte, gemacht würden und die ihm die Durchführung seiner deutschen Politik so unendlich erschwerten. Er dankte mir schließlich, daß ich ihn aufgesucht, mit dem Wunsche, daß meine Berechnung des Stimmverhältnisses sich als eine zutreffende erweisen möge.

Als er mir beim Abschiede die Hand reichte, richtete er an mich noch die Frage, auf welcher Universität man meiner Nase so stark mitgespielt habe. Ich erwiderte: „In Halle, in meinem letzten Semester; ich war ein so gewiegter Mensurfechter geworden, daß ich mich jedem Gegner gewachsen fühlte, und mußte zu guter Letzt mich mit einem Göttinger schlagen, der ein sehr schwacher Schläger war. Das verleitete mich zu übermütigen, ungedeckten Ausfällen, und bei einem solchen erwischte ich den verhängnisvollen Abfuhrhieb." — „Ja, Uebermut tut selten gut; aber bei Ihnen hat er sich allerdings ungewöhnlich hart bestraft." —

Der von Bismarck ausgesprochene Wunsch ging in Erfüllung, mit einer Majorität von wenigen Stimmen wurde mein Antrag angenommen, und Graf Bismarck stattete mir seinen Dank dadurch ab, daß auf dem Hofballe, der an demselben Abend stattfand, der König Wilhelm — doch wohl auf seine Fürsprache — mich durch einen Kammerherrn heranholen ließ, um mir in überaus gnädigen und gütigen Worten seine Genugtuung darüber auszusprechen, daß ich durch meinen Antrag die Einlösung seines den hannoverschen Notabeln gegebenen Wortes ermöglicht habe.

Von dieser Zeit datiert meine nähere Beziehung zu dem großen Manne, dessen Verehrung bei mir im Laufe der Jahre bis zu seinem Tode sich immer zu steigern vermochte und dessen persönliche Freundschaft zu den glücklichsten Erinnerungen meines Lebens gehört.

III. Unsre Polenpolitik.

Als dem preußischen Abgeordnetenhause das sogenannte Ansiedlungsgesetz vorgelegt war, durch welches die Besiedlung der Provinz Posen durch deutsche Bauernschaften vorgesehen wurde, folgte ich dem mir wiederholt vom Fürsten Bismarck ausgesprochenen Wunsche, über etwaige Bedenken gegen die Regierungsvorlagen persönlich mit ihm Rücksprache zu nehmen, und erbat mir eine Audienz. Auf diese meine Bitte erhielt ich eine Einladung zum Mittagstisch des nächsten Tages, an welchem außer mir nur die Mitglieder der Bismarckschen Familie teilnahmen, und als der Fürst nach Tisch sich seine bekannte lange Pfeife angezündet hatte, forderte er mich auf, ihm meine Bedenken mitzuteilen.

Ich versuchte dies, indem ich vorausschickte, daß ich die seinerzeit vom General von Grollmann und vom Präsidenten von Flottwell geltend gemachten Anschauungen von der Notwendigkeit einer möglichsten Stärkung des deutschen Elementes in der Provinz Posen vollständig teilte, auch ganz einverstanden wäre

mit einer Einstellung großer Summen in den preußischen Etat zum Ankaufe polnischen Grundbesitzes; daß ich aber den in dem Ansiedlungsgesetz vorgesehenen Weg, in den erworbenen Besitzungen deutsche Bauernschaften anzusiedeln, für einen sehr bedenklichen erachtete. Nach den Erfahrungen und Beobachtungen, die mir als nahem Nachbarn der Provinz Posen zu Gebote ständen, würden kleinere Besiedlungsversuche die Gefahr einer schnellen Polonisierung der angesiedelten kleinen Besitzer in sich schließen. — Ich wies dabei auf die völlige Polonisierung der Salzburger Emigrantenkolonien in Oberschlesien hin; im Kreutzburger Kreise zum Beispiel hüteten die dortigen Wirte noch sorglich ihre von den Urvätern mitgebrachten evangelischen deutschen Gesangbücher und seien außerstande, in diesen zu lesen, weil sie die deutsche Sprache völlig verlernt hätten. Wolle man aber die Ansiedlung in so großem Maßstabe betreiben, daß die deutschen Kolonien einen festen Halt in sich gewinnen könnten, so würden die ausgekauften polnischen Gutsbesitzer in die benachbarten Provinzen Westpreußen, Schlesien u. s. w. abwandern und dort ihre großpolnische Agitation weiterbetreiben, eine Agitation, deren Kraft man um so weniger unterschätzen dürfe, als durch die Marcinowskistiftung das Heranwachsen einer Generation von polnischen Aerzten, Rechtsanwälten, Apothekern, Kaufleuten und Gewerbetreibenden gesichert werde, welche dem Fortschreiten des deutschen Elements in den städtischen Bevölkerungen der gemischtsprechenden Landesteile große Schwierigkeiten bereiten werde. Ich schloß mit der Ausführung, daß ich für den einzig richtigen Weg zur Germanisierung Posens den gelegentlichen Ankauf polnischen Großgrundbesitzes und die Ansetzung deutscher Domänenpächter auf diesem erachten könnte.

Der Fürst hat meine Ausführungen, ohne mich zu unterbrechen, angehört, um mir nun folgendes zu erwidern: „Diese von Ihnen empfohlene Art des Vorgehens entsprach meiner eignen Anschauung, aber sie wird mir unmöglich gemacht durch die Haltung der nationalliberalen Partei, welche eine bäuerliche deutsche Ansiedlung als eine Vorbedingung für ihre Zustimmung zu der Etatsforderung hingestellt hat und mich dadurch nötigt, ihr nachzugeben. Ihre Bedenken gegen die geplanten bäuerlichen Ansiedlungen scheinen aber doch auch von Kennern der polnischen Verhältnisse, z. B. dem Oberpräsidenten Graf Zedlitz, nicht für so schwerwiegende gehalten zu werden, als sie Ihnen erscheinen, und ich kann Sie nur bitten, nicht übersehen zu wollen, daß es sich hier um eine Frage handelt, welche in unsre auswärtige Politik hineingreift. Die Niederlage, welche Polen, Zentrum und Linke in den polnischen Fragen der Reichsregierung im Reichstage bereitet haben, hat im Auslande Aufsehen erregt und unsre Beziehungen zu manchen der auswärtigen Mächte (Rußland?) wesentlich erschwert. Für diese Niederlage bedarf ich einer glänzenden Genugtuung, einer Genugtuung, wie sie mir nur eine starke Majorität des preußischen Abgeordetenhauses zu verschaffen vermag, und diese starke Majorität kann ich ohne Beihilfe der Nationalliberalen nicht haben. So liegt die Sache u. s. w."

Man wird es, denke ich, verstehen, wenn ich als alter Anhänger des großen

Kanzlers nach diesen Eröffnungen, trotz meiner Bedenken, der Regierungsvorlage bzw. der Etatsforderung einen weiteren Widerstand nicht mehr entgegenzustellen wagte.

Aber leider haben meine derzeitigen Bedenken sich nach den heute gemachten Erfahrungen als völlig berechtigte erwiesen; die polnische Bewegung ist nicht zurückgegangen, sondern wesentlich erstarkt, der Angriff hat einen Gegendruck hervorgerufen und vorläufig nur zu einer Kräftigung der großpolnischen Agitation nicht allein in Posen, sondern auch in Westpreußen und selbst in dem niemals zum Königreich Polen gehörigen Oberschlesien geführt.

Gärung ohne lebende Hefezellen [1]

Von

Prof. Eduard Buchner (Berlin)

Gestatten Sie, daß ich zunächst meine aufrichtige Dankbarkeit zum Ausdruck bringe dafür, daß mir die hohe Auszeichnung zuteil geworden ist, heute vor der Königlich schwedischen Akademie der Wissenschaften zu sprechen, welcher einst ein Scheele und ein Berzelius angehörten und die gegenwärtig unter ihre Mitglieder Arrhenius zählt, Männer, deren Leistungen jeden Chemiker mit Bewunderung erfüllen. Die Arbeiten, über welche ich zu berichten habe, liegen auf dem Grenzgebiet zwischen belebter und unbelebter Natur; ich kann daher hoffen, nicht nur bei meinen nächsten Fachgenossen, den Chemikern, Interesse zu finden, sondern auch in den weiten Kreisen aller jener, die das Fortschreiten der biologischen Wissenschaft mit Spannung verfolgen. Es ist aber schwierig, für jedermann verständlich und doch wissenschaftlich zu bleiben, so daß ich Ihre Nachsicht erbitten muß.

Läßt man Fruchtsäfte oder Zuckerlösungen an der Luft stehen, so zeigen sie nach einigen Tagen die Vorgänge, welche unter dem Namen „Gärungserscheinungen" zusammengefaßt werden. Man sieht eine Gasentwicklung auftreten, die klare Lösung trübt sich und es erscheint ein Niederschlag, der als Hefe bezeichnet wird. Dabei verschwindet der süße Geschmack, während die Flüssigkeit eine berauschende Wirkung annimmt. Diese Beobachtungen sind uralt; man hat sich der Vorgänge auch jedenfalls seit den ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes zur Herstellung gegorener Getränke bedient. Aber erst seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seit Lavoisier, wissen wir, daß dabei Zucker in Kohlensäuregas und Weingeist zerfällt, und bald darauf konnte Gay-Lussac zeigen, daß das Zuckergewicht ziemlich genau in der Summe der Gewichte dieser beiden Gärungsprodukte wieder erscheint.

[1] Vortrag, gehalten in Stockholm bei der Nobelfeier am 12. Dezember 1907.

Die Rolle, welche die Hefe spielt, blieb lange dunkel. Man glaubte, ihr Auftreten sei nebensächlicher Natur, und betrachtete sie als eine Art von minderwertigem Ausscheidungsprodukt. Der alte Name „Faex cerevisiae“ für Hefe und der in den Sprachgebrauch übergegangene Ausdruck „die Hefe des Volkes“, gleichbedeutend mit Auswurf des Volkes, weisen noch auf jene Anschauung hin. Zwar hatte schon 1680 der niederländische Naturforscher Leeuwenhoek, den man als den Vater der mikroskopischen Beobachtung bezeichnet hat, die ziemlich regelmäßige, kugelige oder elliptische Gestalt der Hefe festgestellt; es war ihm aber nicht gelungen, die Fachgenossen von der pflanzlichen Natur der Hefe zu überzeugen.

Erst in den dreißiger Jahren des letztverflossenen Jahrhunderts haben ziemlich gleichzeitig drei Forscher, Cagnard Latour in Paris, Theodor Schwann in Berlin und Friedrich Kützing in Nordhausen, verkündet, daß die Hefe aus lebenden Zellen einer Pflanze besteht. Kommt dem Franzosen, der sich hauptsächlich auf mikroskopische Beobachtungen beschränkte, die Priorität in der Erkenntnis der Tatsache zu, so hat Schwann, außerdem auch auf experimentellem Wege vorgehend, erst die strengen Beweise erbracht und Kützing seine Untersuchungen nicht nur auf die Hefe, sondern zugleich auf die Essigmutter, welche Weingeist in Essig überführt, ausgedehnt. Die Gärungsvorgänge erschienen als Folge der Lebenstätigkeit von Mikroorganismen.

Aber diese vitalistische Anschauung fand unter den Naturforschern sehr geteilte Aufnahme. Die größten Chemiker der damaligen Zeit, Berzelius, Liebig und Wöhler, ließen es insbesondere an scharfer, selbst höhnischer Kritik nicht fehlen. Berzelius[1]) bezeichnet die neue Auffassung der Hefe als eine wissenschaftlich-poetische Fiktion. „So gut man das Zusammenwachsen der Hefekügelchen dem Vorhandensein von vegetabilischem Leben zuschreiben kann, ebensogut könnte man denselben Grund für das Zusammenwachsen von Kügelchen von Ton oder phosphorsaurem Kalk annehmen.“ Liebig und Wöhler[2]) aber veröffentlichten eine übermütige Satire; sie hätten, so heißt es da, dank eines ausgezeichneten Mikroskops gesehen, daß die Hefetiere den Zucker aus der Auflösung verschlucken, daß er im Magen augenblicklich verdaut werde und diese Verdauung sich sogleich und auf das bestimmteste an der folgenden Ausleerung von Exkrementen bemerkbar mache. „Mit einem Worte, diese Infusorien fressen Zucker, entleeren aus dem Darmkanal Weingeist und aus den Harnorganen Kohlensäure.“

Und diese vollkommen ablehnende Stellungnahme der hervorragendsten Chemiker ist begreiflich; war doch erst wenige Jahre vorher (1828) Wöhler die künstliche Darstellung des Harnstoffs im Laboratorium gelungen, einer Sub-

---

[1]) Lehrbuch der Chemie, übersetzt von Wöhler, 3. Aufl., 8, 84 (1839).

[2]) Verfaßt von Wöhler, aber Liebig selbst hatte einige schlechte Späße dazu gemacht. Annalen der Pharmazie 29, 100 (1839). Vgl. „Aus Liebigs und Wöhlers Briefwechsel“, Braunschweig, 1, 123 (1888).

stanz, die man früher als Typus aller nur im Tierkörper unter dem Einfluß der Lebenskraft entstehenden Stoffe aufgefaßt hatte. Eben sei man erst dahin gelangt, so meinte Liebig, einzusehen, daß alle Lebensvorgänge in den Pflanzen wie in den Tieren als physikalische und chemische Prozesse aufgefaßt werden müßten, und nun kämen unwissenschaftliche Leute und wollten aus einfachen chemischen Prozessen Lebensakte machen.

Man versuchte, eine Erklärung rein chemischer Natur zu geben. Berzelius nahm an, daß die Hefe auf katalytischem Wege lediglich durch ihre Gegenwart als Kontaktsubstanz oder Katalysator den Zerfall des Zuckers bewirke. Analogien schienen da mit manchen Prozessen vorzuliegen, zum Beispiel mit der Einwirkung von feinst verteiltem Platin auf Hydroperoxyd (Wasserstoffsuperoxyd), das bei Gegenwart jener Kontaktsubstanz rasch in Wasser und Sauerstoff zerfällt, während das Platin anscheinend unverändert bleibt. Liebig meinte, die Hefe bringe Gärung hervor „infolge einer fortschreitenden Zersetzung, die sie bei Gegenwart von Luft in Berührung mit Wasser erleidet“.[1]) Ein in Zersetzung befindlicher Körper besitze die Fähigkeit, in einem andern ihn berührenden Stoff dieselbe Veränderung hervorzurufen.[2]) In diesen Anschauungen spielte somit die Hefe nur die Rolle einer in steter Zersetzung begriffenen organischen Verbindung. Ueber ihre Natur als lebende Pflanze aber setzten sich die chemischen Autoritäten jener Zeit einseitigerweise hinweg.

Die experimentellen Untersuchungen des nächsten Jahrzehntes von E. Mitscherlich, H. Helmholtz, H. Schröder u. a. brachten, wenn sie auch zugunsten der vitalistischen Auffassung sprachen, keine Entscheidung. Umfangreicher und viel beweiskräftiger waren schon die Untersuchungen von Th. Bail in Danzig, die aber leider vor der definitiven Entscheidung aus äußeren Gründen abgebrochen werden mußten. Erst die planmäßigen, sich über ein Dezennium erstreckenden, schlagenden Versuche von Louis Pasteur führten endgültig zur Erkenntnis, daß in der Natur ohne Organismen, d. h. ohne lebende Hefe, keine Gärung existiert. Darüber war aller Streit zu Ende. Die Gärung schien als physiologischer Akt untrennbar mit den Lebensprozessen der Hefe zusammenzuhängen.

Man bemühte sich nunmehr, das Gärungsphänomen biologisch zu verstehen und seine nähere Ursache zu ergründen. Schon Schwann hatte die Vermutung ausgesprochen, daß die Zuckergärung mit den Ernährungsvorgängen der Hefe zusammenfalle. Eine einfachere Annahme stammt von Moritz Traube in Berlin[3]) (1858), nach welcher sich in den Mikroorganismen ein bestimmter chemischer Körper vorfinde, der die Gärung bewirkt. Aehnliche, chemisch sehr wirksame Stoffe, die man heute als Enzyme bezeichnet, waren schon mehrfach

---

[1]) Die anorganische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie, 1840, 232.

[2]) Annalen der Pharmazie 30, 262 (1839).

[3]) Vgl. M. Traube, Gesammelte Abhandlungen, Berlin 1899, 117.

im Pflanzen- und im Tierkörper nachgewiesen worden, so die Diastase in der keimenden Gerste, welche Stärke in Zucker verwandelt, das Pepsin oder die Peptase im Magensaft, die geronnenes Eiweiß in Lösung überführt und verdaut, sowie das Invertin oder die Invertase, von Berthelot in den Hefezellen aufgefunden, welche Rohrzucker in Trauben- und Fruchtzucker spaltet.

Diese Enzymtheorie zur Erklärung der Gärungserscheinungen erfreute sich in weiten Kreisen großer Beliebtheit; Berthelot, Claude Bernard, Schönbein und Schaer, F. Hoppe-Seyler, G. Hüfner und insbesondere auch Liebig traten für sie ein. Die Pflanzenphysiologen, hauptsächlich Nägeli und Sachs, machten aber schwerwiegende Einwände geltend. Vor allem war jeder Versuch, ein derartiges Enzym von den Hefezellen abzutrennen, gescheitert. Die Bemühungen von M. Berthelot, A. Mayer, Nägeli und Löw, ja von Pasteur selbst blieben ohne Erfolg. Aeußerst resigniert klingen die Worte Pasteurs, des großen Experimentators (1860)[1]: „Worin besteht für mich der chemische Vorgang der Zuckerspaltung und welches ist seine innere Ursache? Ich gestehe, daß ich darüber vollständig im unklaren bin. Soll man sagen, daß sich die Hefe vom Zucker ernährt, um ihn sodann wieder als Exkrement in Gestalt von Alkohol und Kohlensäure abzugeben? Oder muß man sagen, daß die Hefe bei ihrer Entwicklung einen Stoff von der Natur der Peptase erzeugt, welcher auf den Zucker wirkt und, sobald er sich erschöpft hat, verschwindet, denn man findet keine Substanz dieser Art in den Gärflüssigkeiten? Ich habe auf den Inhalt dieser Hypothesen nichts zu antworten. Ich nehme sie weder an noch weise ich sie zurück und will mich immer bestreben, über die Tatsachen nicht hinauszugehen." Und zwanzig Jahre später wurden von Denys Cochin aus Pasteurs Institut abermals zwei mißglückte Anläufe zum Nachweis eines löslichen Gärungsenzymes veröffentlicht. Nägeli aber sah sich durch seine Mißerfolge zur Aufstellung einer neuen Gärungstheorie gedrängt, wonach die den Zucker spaltende katalytische Wirkung direkt und ausschließlich von dem lebenden Plasma der Hefezellen ausgehen sollte. Diese Annahme kann wenigstens das Verdienst beanspruchen, daß sie Anregung zu weiteren Versuchen gegeben hat. Es stellte sich nämlich jetzt die Frage ein: Kommen denn dem Inhalt der Hefezellen überhaupt besondere Wirkungen zu?

Die Hefezellen sind als kleine Bläschen zu betrachten, erfüllt von einer halbflüssigen Masse, dem Protoplasma, um welches sich eine verhältnismäßig derbe Zellhaut legt. Diese, soweit der mikroskopische Befund Aufschluß gibt, lückenlose Membran muß doch von feinen Poren durchbrochen sein, die Nahrungsaufnahme und Abgabe von Ausscheidungsstoffen ermöglichen. An die Innenseite der Zellhaut legt sich ferner eine besondere Plasmaschicht, der sogenannte Plasmaschlauch, an. Auch dieser regelt den Aus- und Eintritt von Substanzen. Hochmolekulare Körper werden wahrscheinlich überhaupt nicht aus den Zellen herauszutreten vermögen. Man hat nun versucht, Inhaltssubstanzen

[1] Annales de chim. et de phys. 58, 360 (1860).

der Mikroorganismen durch wochenlanges Digerieren mit Wasser, ferner durch Aufkochen mit Glyzerinlösungen oder auch mit Natronlauge auszuziehen. Es ist aber sicher, daß dadurch lediglich Teile der Inhaltsstoffe und auch diese höchst wahrscheinlich nur in verändertem Zustande isoliert werden können.

Zur Untersuchung des unveränderten Zellinhaltes war es nötig, die Membran und den Plasmaschlauch durch Zerreißen aus dem Wege zu räumen. Ferner mußten alle chemisch wirksamen Lösungsmittel sowie die Anwendung höherer Temperaturen vermieden werden. Endlich war es wichtig, daß das Verfahren in kürzester Frist, welche eine Veränderung schon während der Gewinnung möglichst ausschließt, zum Ziele führt. Diese Leitsätze bildeten das Ergebnis mehrfacher Besprechungen mit meinem Bruder, dem früh verstorbenen Bakteriologen Hans Buchner in München.

Noch 1878 hatten Nägeli und Löw erklärt: „Die Schwierigkeiten der Hefenanalyse, wenn es sich nicht um die Elemente, sondern um die Verbindungen handelt, bestehen darin, daß die Zellen wegen ihrer Kleinheit auf keine Weise zerrieben, zerrissen oder zum Platzen gebracht und dadurch Inhalt und Membran auf mechanische Weise getrennt werden können," und G. Clautriau in Brüssel formte noch 1895 aus der Hefe mit Quarzsand und Wasserglas einen „Pierre de Levure", der steinhart getrocknet und dann in einer Mühle zerrieben wurde, um auf diese Weise das Glykogen der Hefezellen isolieren zu können! Wie sich später herausstellte, hat bereits im Jahre 1846 Lüdersdorff in Berlin Hefezellen auf einer mattgeschliffenen Glasplatte mit Hilfe eines gläsernen Läufers zerrieben, was aber für 1 Gramm Hefe einstündige Arbeit erforderte. Der erhaltene Brei gab auf Zusatz von Traubenzucker „auch nicht ein einziges Gasbläschen", wieder eine Bestätigung der vitalistischen Theorie, so schien es.

Die Schwierigkeiten der Hefezerreibung verschwinden, wie wohl Marie von Manassein 1872 in Wiesners botanischem Institut zu Wien zuerst gezeigt hat, wenn gleichzeitig Bergkristallpulver oder feiner Sand zugesetzt wird; nun findet das Pistill den nötigen Angriffspunkt. Auf diese Weise sind Mikroorganismen schon vor Beginn meiner Versuche von A. Mayer, von A. Fernbach und von Amthor zerrieben worden.

Setzt man zu Hefe einen Gewichtsteil Quarzsand und ein Fünftel Gewichtsteil Kieselgur, so läßt sich die anfangs staubtrockene Masse in einer großen Reibschale mit langstieligem, schwerem Stößel innerhalb weniger Minuten zerreiben, wobei sie sich dunkelgrau färbt und teigartig plastisch wird (Versuch). Die feuchte Beschaffenheit beweist, daß Flüssigkeit aus dem Zellinnern ausgetreten ist. Schlägt man nun den dicken Teig in starkes Segeltuch und gibt ihn in die hydraulische Presse, so entquillt unter einem allmählich bis zu 90 Kilogramm auf 1 Quadratzentimeter gesteigerten Druck ein flüssiger Preßsaft (Versuch). Innerhalb weniger Stunden lassen sich aus 1000 Gramm Hefe 500 Kubikzentimeter Flüssigkeit erhalten, so daß weit über die Hälfte des gesamten Zellinhaltes ausgepreßt wird.

Um die genauere Ausarbeitung dieser Methodik hat sich besonders Professor Dr. Martin Hahn große Verdienste erworben, welcher, an den ersten Versuchen im Münchner hygienischen Institut als Assistent meines Bruders beteiligt, die Verwendung von Kieselgur, sowie die Benutzung einer hydraulischen Presse in Vorschlag brachte.

Der Hefepreßsaft, eine gelbbraune Flüssigkeit (Demonstration), besitzt angenehmen Geruch nach Hefe und erscheint im durchfallenden Lichte durchsichtig klar, opalisiert aber im auffallenden Lichte. Beim Erwärmen scheidet er bald Flocken von geronnenem Eiweiß aus, und die Bildung von solchen kann bei weiterem Erhitzen so großen Umfang annehmen, daß beim Umkehren des Gefäßes fast keine Flüssigkeit herausfließt (Versuch). Die Anwesenheit von gerinnbarem Eiweiß im Innern von Mikroorganismen ist so zum erstenmal bewiesen worden. Verdünnt man den Preßsaft mit einem Volum Wasser und setzt Hydroperoxyd zu, so beginnt ein gewaltiges Schäumen infolge von Sauerstoffentwicklung. Hierdurch wird die Anwesenheit von Katalase bewiesen, einem Enzym, das, von O. Löw entdeckt, sich bekanntlich in allen Flüssigkeiten pflanzlichen oder tierischen Ursprungs, z. B. im Blute, vorfindet. Gibt man zu frischem Hefepreßsaft Zuckerlösung, so tritt nach einiger Zeit starke Gasentwicklung ein. In diesen Gefäßen ist Preßsaft mit konzentriertem Zuckersirup vermischt seit einigen Stunden aufgestellt. Lebhaftes Aufperlen von Kohlensäureblasen und die Bildung einer dicken Schaumschicht beweisen das Eintreten des Gärungsvorganges. Beim Auflösen von Zucker in blutwarmem Preßsaft werden diese Erscheinungen schon nach etwa einer Viertelstunde sichtbar (Versuch). Genaue Untersuchungen haben festgestellt, daß mit der Kohlendioxydbildung auch das Auftreten von Alkohol einhergeht, und zwar genau in denselben Mengenverhältnissen wie bei der Gärung durch lebende Hefe.

Die erste Frage war nun, ob die wenigen im Preßsaft noch vorhandenen Hefezellen etwa als Ursache des Zuckerzerfalles in Betracht kommen. Diese Frage ist sicher zu verneinen, denn deren Anzahl ist viel zu gering; man kann den Preßsaft auch durch Kieselgurfilter und selbst durch Biskuitporzellankerzen filtrieren, ohne seine Wirkung vollständig zu vernichten. M. Delbrück und Lange haben noch besonders gezeigt, daß sogar eine zehnfach größere Menge von Hefezellen als normal im Preßsaft vorkommen, in hochprozentiger Zuckerlösung keine Gärungserscheinungen zu erzeugen vermögen.

Weiter konnte man die Vermutung hegen, daß die Gärwirkung des Preßsaftes auf vorhandene lebende Plasmastückchen zurückzuführen sei. Dieser Annahme widerspricht vor allem das Verhalten des Preßsaftes auf Zusatz von antiseptischen Mitteln. Besonders zeigt es sich, daß Toluol zwar die Wirkung von lebender Hefe auf Zucker verhindert, nicht aber die von Preßsaft (Tabelle). Die nackten, des Schutzes der Zellmembran beraubten Plasmastückchen müßten aber in ihren Lebensvorgängen durch Toluol doch weit mehr geschädigt werden als die unverletzten Hefezellen. Eine ganze Reihe von weiteren Versuchen entscheidet endgültig gegen jene Hypothese. Zunächst kann der Preßsaft im luft-

leeren Raume bei niederer Temperatur eingedampft und schließlich vollkommen getrocknet werden. Der gelbliche, an trockenes Hühnereiweiß erinnernde Rückstand (Demonstration) ist in Wasser größtenteils löslich und zeigt noch die unveränderte Gärwirkung auf Zucker. Wird ferner der Preßsaft in ein Gemenge von Alkohol und Aether eingetragen, so erhält man eine weiße, im luftleeren Raume in ein staubtrockenes Pulver verwandelbare Fällung (Versuch). Auch diese ist in Wasser größtenteils löslich und gibt auf Zuckerzusatz starke Gärwirkung. Endlich kann man die Hefezellen töten, ohne ihre Gärwirkung zu vernichten. Es gelingt dies entweder durch langsames Eintrocknen und darauffolgendes vielstündiges Erhitzen, z. B. im Wasserstoffstrom, auf 110 Grad. Das so erhaltene Präparat hat die Fähigkeit zum Wachstum in Bierwürze oder Würzegelatine verloren, gibt aber mit Zuckerlösung übergossen noch starke Gärungserscheinungen. Oder man trägt nach Verfahren, welche Dr. R. Albert in meinem Laboratorium aufgefunden und mein langjähriger Mitarbeiter, Oberapotheker Dr. Rapp, verbessert hat, die lebenden Hefezellen in große Mengen von Alkohol bzw. Aceton ein und wäscht sie schließlich mit Aether. Die so erhaltene, an der Luft getrocknete „Dauerhefe", auch „Zymin" genannt, ist in den besten Nährmedien wachstumsunfähig, vermag aber auf Zusatz von Zuckerlösung außerordentlich kräftige Gärwirkung zu entfalten.

Wenn wir nun die Ergebnisse all dieser Versuche zusammenfassen, so ist damit festgestellt, daß eine Trennung der Gärwirkung von den lebenden Hefezellen durchgeführt werden kann. Zur Einleitung des Gärungsvorganges bedarf es keines so komplizierten Apparates, wie die Hefezelle einen vorstellt; vielmehr existiert eine zellfreie Gärung. Aber auch die Annahme, daß die Wirkung des Preßsaftes auf die Gegenwart noch lebender Protoplasmasplitter zurückzuführen sei, ist als widerlegt zu betrachten. Denn diese hypothetischen Gebilde müßten so klein sein, daß sie durch ein alle Mikroorganismen zurückhaltendes äußerst feines Filter, nämlich eine Chamberland-Biskuitkerze hindurchgehen und, trotzdem sie des Schutzes einer Zellhaut entbehren, doch Eingriffe überleben, welche alle Kleinlebewesen töten. Als wirksames Agens im Hefepreßsaft erscheint vielmehr ein chemischer Stoff, ein Enzym, welches ich Zymase genannt habe. Mit dieser kann man von jetzt ab ebenso experimentieren wie mit andern Enzymen.

Es ist hier die geeignete Stelle, darauf aufmerksam zu machen, daß ähnliches, wie soeben für die alkoholische Gärung des Zuckers erörtert, für die sogenannte Harnstoffgärung, d. h. die Umwandlung des Harnstoffs in kohlensaures Ammonium, bereits 1890 festgestellt worden ist. Damals zeigte P. Miquel in Paris, daß jener Vorgang, welcher in ausgeschiedenem Harn allmählich eintritt, nicht direkt durch die Lebenstätigkeit der sich einstellenden Bakterien, sondern durch Vermittlung eines abtrennbaren Enzyms, der Urase, bewirkt wird. Einerseits ist aber der chemische Vorgang beim Harnstoffzerfall außerordentlich einfach und schon durch Erhitzen mit Wasser auf 120 Grad zu erreichen, also chemisch nicht vergleichbar mit dem Prozeß der Zuckerspaltung; anderseits erwies sich die Urase als höchst empfindlich, so daß manche nachprüfenden Versuche negativ verlaufen

sind. Ein Schluß von der Urase auf die Existenz eines Enzymes der alkoholischen Gärung war also nicht zu ziehen und ist auch von niemand versucht worden. Endlich sei erwähnt, daß im Jahre 1894 Emil Fischer in Berlin verschiedene, bis dahin unbekannt gebliebene Enzyme in niederen Organismen nachgewiesen hat, so in der Bierhefe die Maltase, in Milchzuckerhefe die Laktase und endlich in dem Schimmelpilz Monilia candida gemeinsam mit P. Lindner die Monilia-Invertase, indem er sich auch des Verfahrens zur Zerreißung der Zellen bediente. Ueber Versuche, ein Gärungsenzym aufzufinden, wird aber nichts berichtet. Jedenfalls jedoch zeigen jene Mitteilungen, daß ähnliche Probleme damals auch andre Fachgenossen beschäftigten. Meine Arbeiten sind indessen keineswegs erst durch die Untersuchungen Emil Fischers angeregt worden, denn sie begannen bereits 1893 mit Ausbildung des Zerreibungsverfahrens, während Fischers erste Veröffentlichungen 1894 erschienen sind.

Zunächst sei nun auf eine weitere Eigenschaft des Hefepreßsaftes hingewiesen. Er verliert nämlich beim Aufbewahren bei gewöhnlicher Temperatur sehr rasch seine Wirksamkeit auf Zucker. Ich habe dieses merkwürdige Verhalten auf die Anwesenheit eines Stoffes von verdauender Wirkung, eines sogenannten proteolytischen Enzymes im Preßsaft, der Endotryptase, zurückführen können, welche im Hefepreßsaft zuerst M. Hahn durch die eintretende Verflüssigung beim Aufschichten auf Gelatine nachgewiesen hat. In der Tat läßt sich zeigen, daß die Gärkraft des Preßsaftes noch rascher verloren geht, wenn man denselben mit andern Verdauungsenzymen, z. B. dem rohen Pankreatin oder mit Tryptase aus der Bauchspeicheldrüse, digeriert (Tabelle). Das gärwirksame Agens wird also durch die Gegenwart eines Verdauungsenzymes im Preßsaft zerstört, ähnlich wie auch die hochmolekularen, gerinnbaren Eiweißkörper des Preßsaftes, welche beim Lagern allmählich verschwinden, so daß alter, nicht mehr gärkräftiger Preßsaft zum Sieden erhitzt werden kann, ohne daß sich Flocken ausscheiden. Die Anwesenheit eines proteolytischen Enzymes im Innern der Hefezellen läßt sich, wie R. und W. Albert gezeigt haben, auch in der Dauerhefe bequem nachweisen, wenn man letztere mit Wasser übergossen stehen läßt und in gewissen Zeitabständen nach Gram gefärbte, mikroskopische Präparate mit Safraninnachfärbung herstellt. Die unveränderte Dauerhefe zeigt dabei dunkelblaue, vollkommen undurchsichtige Zellen; nach einigem Stehen verschwindet die Substanz, deren Anwesenheit die tiefdunkle Färbung bedingt; es treten zunächst schwarzblau gefärbte Körnchen auf, welche aber bei noch längerem Digerieren auch noch aufgelöst werden, so daß schließlich eine gleichmäßig hellrote Färbung der Zellen unter Sichtbarwerden des Zellkernes Platz greift (Vorführung von drei Diapositiven). Auf diesem Wege können also postmortale chemische Vorgänge, wie sie sich nach dem natürlichen Tode aller Organismen regelmäßig abspielen dürften, in der Dauerhefe unter dem Mikroskop leicht sichtbar gemacht werden.

Zwei Arbeitsrichtungen sind es nun, welche mich und meine Mitarbeiter in den letzten Jahren besonders beschäftigt haben. Einerseits war es naheliegend, eine Reindarstellung der Zymase und eine Abtrennung von den Eiweiß-

stoffen und von den übrigen Enzymen des Preßsaftes anzustreben. Die Versuche in dieser Richtung haben aber keinen nennenswerten Erfolg gehabt, da alle bisher verwendeten Trennungsverfahren hauptsächlich nur zur Vernichtung eines großen Teiles der Gärwirkung führten. Auch eine Anreicherung der lebenden Hefe und damit des Preßsaftes an Zymase ist lediglich innerhalb enger Grenzen gelungen.

Anderseits schien es dringend notwendig, die chemischen Vorgänge bei der zellfreien Gärung aufs genaueste zu verfolgen. Man konnte hoffen, auf diesem Wege manche Aufschlüsse zu erhalten, denn ein störender Einfluß der Hefeernährungsvorgänge war hier ausgeschlossen. Zunächst wurde festgestellt, daß bei der zellfreien Gärung Alkohol und Kohlendioxyd in gleichen Gewichtsmengen entstehen, also genau ebenso wie bei der Gärung durch lebende Hefe. Dagegen konnten wir die Angaben englischer Forscher, der Herren A. Harden und W. J. Young, bestätigen, daß hier der Zerfall durchaus kein vollständiger ist, sondern eine erhebliche Menge des Zuckers, unter Umständen bis zu 20 Prozent, zu direkt nicht reduzierenden, aber hydrolisierbaren, nicht mit Glykogen identischen Polysacchariden aufgebaut wird. Es ist demnach im Preßsaft die Anwesenheit eines aufbauenden, sogenannten revertierenden Enzymes anzunehmen. Was das Vorkommen der gewöhnlichen Nebenprodukte der Gärung betrifft, so ergab sich, daß bei der zellfreien Gärung sehr erhebliche Mengen von Glyzerin und etwas Essigsäure gebildet werden, dagegen keine Bernsteinsäure und höchstens Spuren von Fuselölen. Der letztere Befund steht in gutem Einklang mit den schönen Untersuchungen von F. Ehrlich, welche zeigen, daß die Bildung der Fuselöle und der Bernsteinsäure mit dem Zuckerzerfall nichts zu tun hat, sondern auf die Zerlegung von Aminosäuren durch Enzyme zurückzuführen ist.

Ganz besonders haben wir uns angelegen sein lassen, nach dem Auftreten von Zwischenprodukten des Zuckerzerfalls bei der zellfreien Gärung zu forschen. Dabei hat sich gezeigt, daß mitunter erhebliche Mengen von Milchsäure auftreten, in andern Fällen, bei andrer Beschaffenheit des Preßsaftes, aber auch zugesetzte Milchsäure bei der Gärung verschwinden kann. Diese in zahlreichen Versuchen bestätigten Ergebnisse (Tabelle) haben uns zur Ueberzeugung gebracht, daß Milchsäure selbst oder eine nahe Vorstufe derselben als Zwischenprodukt des Zuckerzerfalles zu betrachten ist. In der ersten Phase entsteht demnach aus dem Zucker Milchsäure, die dann in der zweiten in Alkohol und Kohlendioxyd zerfällt. Diese Annahme entspricht vollkommen den Anschauungen, die Adolf von Baeyer schon 1870 über den Mechanismus des Zuckerzerfalles theoretisch geäußert hat. Eine Spaltung des Zuckermoleküls auf dem Wege über die Milchsäure ist bekanntlich mittels rein chemischer Mittel leicht zu erreichen. Die Bildung dieses Produktes aus Traubenzucker erfolgt schon beim Erhitzen mit Kalilauge verhältnismäßig recht glatt. Was dann den weiteren Zerfall der Milchsäure in Alkohol und Kohlendioxyd betrifft, so läßt sich manches für eine von H. Schade geäußerte Annahme anführen, daß dabei vorübergehend Acetaldehyd und Ameisensäure auftreten. Wie gelinde der chemische Anstoß nur zu sein braucht, um eine Zerlegung des Zuckers in den besprochenen Richtungen

herbeizuführen, zeigen Mitteilungen von E. Duclaux, welcher Zucker in alkalischer Lösung schon durch die Wirkung des Sonnenlichtes sowohl in Milchsäure als auch bei andern Bedingungen in Kohlendioxyd und Alkohol verwandeln konnte.

Zur Stütze der Hypothese von einer intermediären Bildung von Milchsäure ist in letzter Zeit von uns versucht worden, Milchsäure durch lebende Hefe zu vergären. Es scheint in einigen Fällen gelungen zu sein, positive Resultate zu erzielen in dem Sinne, daß bei Abwesenheit von Nährstoffen, aber bei Anwesenheit von Zucker zugesetzte Milchsäure durch lebende Hefe zum Verschwinden gebracht wurde. Als nächste Aufgabe gilt es festzustellen, ob bei diesem Vorgang auch tatsächlich Alkohol und Kohlendioxyd gebildet werden. Erst dann ist der Nachweis von Milchsäure oder einer Vorstufe derselben als intermediärem Zwischenprodukt sicher geführt.

Mit der Erreichung dieses Zieles wird man aber auch zur Vorstellung genötigt sein, daß es sich bei der alkoholischen Gärung nicht um die Wirkung nur eines Enzymes, sondern zweier verschiedenen handelt, deren erstes, vielleicht speziell als Hefenzymase zu bezeichnen, den Zucker in Milchsäure überführt, während das zweite, die Laktacidase, Milchsäure in Alkohol und Kohlendioxyd spaltet. Das obengeschilderte wechselnde Verhalten des Hefepreßsaftes gegenüber der Milchsäure läßt sich dann durch die Annahme erklären, daß im Preßsaft, je nach dem physiologischen Zustand der ursprünglichen Hefe, beide Enzyme in verschiedener Menge vorhanden sind. Bei relativem Mangel an Laktacidase wird Milchsäure aufgehäuft, bei Ueberschuß an diesem Enzym dagegen verschwindet auch die zugesetzte Milchsäure infolge Spaltung. Unter den Gärungsprodukten der lebenden Hefe ist, wie Pasteur gezeigt hat, keine Milchsäure nachzuweisen; die lebenden Zellen produzieren offenbar sowohl Hefenzymase als Laktacidase im Ueberschuß. Wahrscheinlich wird die Hefenzymase dem Enzym der Milchsäurebazillen nahestehen, welches auch Zucker in Milchsäure spaltet.

Bei diesen recht mühseligen Untersuchungen habe ich mich der ausgezeichneten Unterstützung von Professor Dr. J. Meisenheimer zu erfreuen gehabt, ohne dessen tatkräftige Hingabe die erzielten Fortschritte nicht erreicht worden wären.

Scheint es demnach in absehbarer Zeit notwendig zu werden, daß man nicht nur von einem, sondern von zwei verschiedenen Gärungsenzymen der Hefezellen spricht, so werden die Verhältnisse durch eine Beobachtung der Herren Harden und Young noch außerordentlich komplizierter. Dieselben zeigten, daß man die Gärkraft eines Preßsaftes durch Zusatz von gekochtem, selbst nicht mehr gärkräftigem Preßsaft, sogenanntem Kochsaft, außerordentlich steigern kann. Die in London mit Preßsaft aus englischer Oberhefe angestellten Versuche konnten in meinem Laboratorium mit Saft aus untergäriger Bierhefe bestätigt werden. Die englischen Forscher haben ferner nachgewiesen, daß man durch Filtrieren des Preßsaftes durch ein Martingelatinefilter denselben in zwei Teile zerlegen kann, die beide für sich keine Wirkung auf Zucker besitzen, wohl aber, nachdem man sie wieder vorher vereinigt hat. Sie nehmen daher im Preßsaft die Existenz eines kochfesten, dialysierbaren chemischen Stoffes an, welcher für die Wirksamkeit

der Zymase nötig ist. Dieses sogenannte Koenzym läßt sich nach den Entdeckern teilweise durch Zusatz von Phosphaten ersetzen, und ich konnte zeigen, daß auch organische Phosphorsäureverbindungen, z. B. Lecithin und Glyzerinphosphorsäure, ähnliche Dienste leisten. Höchst merkwürdig sind endlich Versuche ausgefallen, welche ich gemeinschaftlich mit Dr. F. Klatte in allerletzter Zeit durchführen konnte. Das Koenzym des Kochsaftes scheint bei der Behandlung mit den Enzymen des Hefepreßsaftes zerstört zu werden, so daß die rasche Abnahme der Gärkraft beim Lagern von Preßsaft manchmal weniger auf eine Zerstörung der Zymase durch die Endotryptase als vielmehr auf eine Vernichtung des Koenzyms durch Enzyme von Art der Lipasen hinauslaufen dürfte. In einer Anzahl von Fällen ließ sich nämlich konstatieren, daß Preßsaft, welcher vier Tage bei 22 Grad auf Zucker gewirkt und dadurch seine Gärkraft verloren hatte, die ganze, ja sogar in einigen Fällen die doppelte Gärkraft auf Zusatz von Kochsaft, d. h. also von Koenzym, wiedergewann. Diese Versuche eröffnen die Hoffnung auf einen Einblick in die höchst komplizierte Natur der Zymase.

Der Grund aber, weshalb die englischen Forscher bei der Entdeckung des Koenzyms erfolgreicher waren als ich, obwohl Versuche mit Kochsaft von mir schon vor mehreren Jahren angestellt wurden, scheint einfach in dem besonders hohen Koenzymgehalt der damals verwendeten Münchner Hefe und in der minderen Eignung des Saftes daraus für derartige Experimente zu liegen.

Hochverehrte Anwesende, wie Sie sehen, kann von einer näheren Beschreibung der Gärungsenzyme, von einer Klarlegung ihrer Beschaffenheit und Wirkungsart bis jetzt allerdings keine Rede sein. Im Gegenteil führt vorläufig jeder Schritt zu neuen Komplikationen. Wir müssen noch dankbar sein, wenn die schmäler und steiler werdenden Pfade nicht an einer unersteiglichen Felswand enden. Diese unbefriedigende Lage bietet jedoch keinen Grund zu besonderer Verwunderung, da man ja bezüglich der Natur der einfachsten Enzyme, z. B. selbst der Invertase, deren chemische Wirkung schon längst vollkommen erkannt wurde, trotz aller verdienstlichen Versuche, die in neuerer Zeit insbesondere auch Physikochemiker, z. B. Bredig, Henri, Bodenstein, Euler u. a., ausgeführt haben, noch weit entfernt von einem wirklichen Verständnis ist. Wir kennen bei allen Enzymen bisher nur die Wirkungsweise, und zu einer Reindarstellung der einzelnen ist bis jetzt kein Weg bekannt.

Trotzdem liegt zu einer Entmutigung aber durchaus keine Veranlassung vor. Klar treten die auf dem Gebiete der Gärungsvorgänge gemachten Fortschritte in Erscheinung, wenn wir unsre jetzigen Kenntnisse mit denen vor einigen Jahrzehnten vergleichen. Jene Probleme, welche die Zeitgenossen von Berzelius, von Liebig und von Pasteur bewegten, sind gelöst. Die Entscheidung zwischen der vitalistischen Anschauung und der Enzymtheorie ist in versöhnendem Sinne gefallen. Weder der Physiologe noch der Chemiker kann als Sieger betrachtet werden; es gibt keinen endgültig Besiegten, denn die Anschauungen beider Forschungsrichtungen haben ihre vollberechtigten Seiten. Der

Unterschied zwischen den Enzymen und den Mikroorganismen tritt scharf hervor; letztere sind die Produzenten der ersteren, die wir als komplizierte, aber unbelebte chemische Stoffe auffassen müssen.

In einem Falle, der typisch schien für Vorgänge, welche streng an das gesamte Zellenleben geknüpft sind, ist es gelungen, die ganze Erscheinung auf die verhältnismäßig einfache Wirkung eines chemischen Körpers des Zellinhaltes zurückzuführen. Wie man einst den Harnstoff auch ohne lebendes Tier, im Reagenzrohr, ohne jede Lebenskraft erzeugen lernte, so zeigt sich hier, daß eine scheinbare Wirkung der lebenden Zelle auch zellfrei verlaufen kann. Der Gärungsvorgang wird uns dadurch verständlicher, daß man ihn von den übrigen Lebenserscheinungen abzutrennen vermag, ähnlich wie der erste Schritt zur Erklärung der Verbrennungserscheinungen darauf beruhte, daß man Licht- und Wärmeentwicklung von den Oxydationsvorgängen abzuscheiden imstande war. Der Weg, der zunächst zum Nachweis der zellfreien Gärung geführt hat, die Darstellung von Preßsaft, muß als verblüffend einfach bezeichnet werden und erinnert ein wenig an die Erzählung vom Ei des Kolumbus. Denn es ist gewiß naheliegend, daß man zum Studium des Inhalts eines Gefäßes dasselbe vorher auch öffnen muß. Die Methoden aber, welche hier dazu dienten, der Hefezelle ihr Geheimnis zu entreißen, werden auch in manchen ähnlichen Fällen gute Dienste leisten; ich konnte sie bereits gemeinsam mit J. Meisenheimer und R. Gaunt auf die Essigsäure- und Milchsäurebakterien übertragen, was zum Nachweis der betreffenden Gärungsenzyme geführt hat.

Die Zellen der Pflanzen und Tiere erscheinen uns immer deutlicher als chemische Fabriken, in denen in getrennten Arbeitsstätten die verschiedensten Produkte erzeugt werden; als Werkmeister betätigen sich dabei die Enzyme. Unsre Bekanntschaft mit diesen wichtigsten Agenzien der Lebewesen ist in stetem Fortschreiten begriffen. Wenn wir auch lange noch nicht am Ziele stehen, nähern wir uns demselben doch schrittweise. Alles berechtigt zu guten Hoffnungen. Wir wollen uns daher niemals von einem „Ignorabimus“ imponieren lassen, sondern die bestimmte Zuversicht hegen, daß dereinst der Tag kommen wird, an welchem auch jene Lebensvorgänge, die heute noch rätselhaft erscheinen, für uns Naturforscher ihre Unnahbarkeit verlieren.

Europa und der Vatikan

Von

General Stephan Türr

Es fehlt niemals an Stoff zu allerlei Betrachtungen, besonders, wenn es sich um die Reise eines katholischen Fürsten nach Rom handelt. Seine Hoheit der Fürst von Monako ist der Entdecker der schönsten wissenschaftlichen Errungenschaften, über die er bereits in England, Frankreich und Deutschland Vorträge gehalten hat; es ist also ganz selbstverständlich, daß er auch in Rom über dieses Thema spricht, das die ganze Welt interessiert. Daß er diese Gelegenheit benutzen will, um seinen Nachbar, den König von Italien, zu besuchen, darf niemand wundern.

Es ist bekannt, daß demnächst das prächtige Gebäude des im Fürstentum errichteten Ozeanographischen Instituts eingeweiht werden soll. Monako wird fortan der Mittelpunkt der wissenschaftlichen und Friedenskongresse sein.

Der bewaffnete Friede, d. h. die bewaffnete Furcht führt uns immer weiter abwärts. Alle Mächte Europas ebenso wie die Vereinigten Staaten verlangen außerordentliche Kredite, denn die Japaner zeigen uns, daß wir unsre Waffen, unsre Geschütze, unsre Schiffe vervollkommnen müssen.

Wo wird man stehenbleiben? Ist es nicht augenscheinlich, daß wir uns ins Verderben stürzen? Ist es nicht dringend nötig, daß wir uns von neuem mit der Frage der Einigung Europas beschäftigen, die wichtiger denn je geworden ist?

Ich will diese umfassende und schwierige Frage hier nicht nach jeder Richtung hin behandeln; ich will nur alle Versuche zusammenfassen, die in letzter Zeit gemacht worden sind, um die Lage Europas klarzustellen, die Annäherungen, die zwischen ehemaligen Feinden und Rivalen angestrebt werden, zumal da der Russisch-Japanische Krieg gezeigt hat, eine wie große Gefahr das Erwachen Asiens bilden kann.

Dabei tritt besonders eine Frage in den Vordergrund, nämlich die Stellung des Vatikans, der seine unversöhnliche Stimmung beibehält, während er als erster Friede und Eintracht predigen und das Beispiel geben sollte, daß man verzeihen und sich den Fügungen der Vorsehung unterwerfen muß.

Die Einwendungen Seiner Heiligkeit des Papstes Pius X. gegen die letzte Reise Loubets nach Rom sind bekannt. Der Vatikan betrachtete diesen Besuch als eine Verletzung seiner unvergänglichen Rechte auf die weltliche Herrschaft, die 1870 aufgehört hat, die er jedoch noch immer für bestehend und bereit wieder aufzuleben hält, so daß er den König von Italien als Usurpator ansieht.

Der Vatikan glaubt also, daß die Sonne 1870 stehengeblieben ist, daß die Erde zu ihrem Status quo ante zurückkehren, daß die Menschheit rückwärtsgehen wird. Er erwartet nicht nur die Wiederherstellung des Kirchenstaates, sondern

er träumt auch von der Einheit der Kirche, von der Verhinderung aller Reformen und der Beseitigung des Schisma. Gegen all das protestiert er ebenso heftig wie gegen die Aufhebung des Kirchenstaates.

Als der Friede von Münster und Osnabrück den Dreißigjährigen Krieg, einen der schrecklichsten, welche die Welt verheert haben, beendigt hatte, erließ Papst Innozenz X. einen heftigen Protest, der folgendermaßen lautete: „Der Friede von Münster und Osnabrück ist unendlich nachteilig für die katholische Religion, den göttlichen Kultus, den apostolisch-römischen Sitz, die untergeordneten Kirchen, sowie auch für deren Gesetzgebung, Ansehen, Unantastbarkeit, Freiheit, Gebühren, Vorrechte und Rechte, zumal da durch gewisse Artikel dieses Vertrages den Abtrünnigen und ihren Nachfolgern für ewige Zeiten geistliche Güter überlassen werden, die sie früher besessen haben; man gestattet den Abtrünnigen, die man Anhänger der Augsburger Konfession nennt, freie Ausübung ihrer Religionsentweihung an mehreren Orten; man verspricht, ihnen Gebiete anzuweisen, um zu diesem Zweck Kirchen zu errichten, ebenso wie die katholischen auf Staatskosten und zu öffentlichen Zwecken. Deshalb und zwar aus eignem Antrieb und sicherer Kenntnis und nach reiflicher Ueberlegung sagen und erklären wir hiermit, daß besagte Artikel von Rechts wegen und für ewige Zeiten null und nichtig, ungerecht, strafbar, leichtfertig, sündig und ohne irgendwelche Kraft und Wirkung erklärt worden sind, sowie daß niemand verpflichtet ist, sie zu beachten, selbst wenn er durch Eid gebunden sein sollte. Nichtsdestoweniger größerer Vorsicht wegen und kraft uns verliehener Macht tadeln, verurteilen, vernichten wir besagte Artikel und erklären sie jeder Kraft und Wirkung verlustig."

Pater Bongeard, der diesen Aufruf Innozenz' X. anführt, fügt traurig hinzu, daß auf denselben keine Rücksicht genommen wurde.

Seit nunmehr zwei Jahrhunderten wartet der Heilige Stuhl auf die Wirkung dieses Protestes. Die Folgen sind jedoch gerade das Gegenteil dessen gewesen, was er erhoffte. Seit der Reformation ist die Weltherrschaft auf die abtrünnigen, schismatischen Völker übergegangen. Von diesem Zeitpunkt an gewannen das anglikanische England, das lutherische Preußen, das orthodoxe Rußland unaufhörlich an Ansehen, während die katholischen Länder rückwärtsgingen; Spaniens Macht verfiel nahezu völlig, mit Oesterreich ging es zusehends abwärts, Italien war eine Beute der fremden Mächte, nur Frankreich behielt seine Weltstellung bei.

Im Jahre 1846 hatte das Papsttum einen Lichtpunkt.

Papst Pius IX. lud die Herrscher und Fürsten ein, sich an die Spitze der Reformbewegung zu stellen.

Es wurde ihm jedoch kein Gehör geschenkt und bald darauf ließ er sich von der reaktionären Strömung hinreißen und setzte alle Kraft daran, den Einheitsbestrebungen der italienischen Nation entgegenzutreten. Seitdem protestiert der Vatikan unaufhörlich gegen die „unrechtmäßige" Dynastie, die Italien geeinigt hat.

Diese Frage der Unrechtmäßigkeit ist nun durch Argumente von außerordentlicher Tragweite beleuchtet worden, und zwar in einem eigenhändigen

Bericht, in dem Herr von Bismarck am 2. Juni 1857 die Beziehungen Preußens zu Frankreich erörterte.

„Wieviel Existenzen," sagt er, „gibt es in der heutigen politischen Welt, welche mit voller Kontinuität im Rechte wurzeln. Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, das noch heute mit Bewußtsein in der Revolution von 1688 fußende England können ihre dermaligen Rechtszustände auf keinen legitimen Ursprung zurückführen. Selbst für das Terrain, welches die Deutschen Fürsten, teils Kaiser und Reich, teils ihren Mitständen, den Standesherren, teils ihren eignen Landständen abgewonnen haben, läßt sich kein vollständig legitimer Besitztitel nachweisen. Ein Prinzip kann man aber nur insoweit als ein allgemein durchgreifendes anerkennen, wenn es sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten bewahrheitet, und der Grundsatz: ‚Quod ab initio vitiosum, lapsu temporis convalescere nequit' bleibt der Doktrin gegenüber richtig, wird aber durch die Bedürfnisse der Praxis unaufhörlich widerlegt. Die meisten der oben berührten Zustände sind eingealtert, wir haben uns an sie gewöhnt und deshalb ihre revolutionäre Geburt vergessen."

Im März 1861 vertrat Cavour vor dem Parlament die Notwendigkeit, daß Rom Italiens Hauptstadt werden müsse.

„Aber wie wollen Sie das erreichen?" fragte man ihn.

„Ich weiß es noch nicht," antwortete er. „Sagen Sie mir, in welcher Lage sich Europa in sechs Monaten befinden wird, und ich werde Ihnen sagen, welchen Weg ich einschlagen werde, um nach Rom zu gelangen."

Und der Graf fügte hinzu:

„Wenn sich jemand Italien einig, dauerhaft, festgegründet vorstellen kann, ohne daß es Rom zur Hauptstadt hat, so muß ich offen gestehen, daß ich mir eine derartige Lösung der römischen Frage schwierig, wenn nicht unmöglich denke. Wodurch haben wir das Recht oder, besser gesagt, sogar die Pflicht, darauf zu bestehen, daß Rom mit Italien vereinigt werde? Weil ohne Rom als Hauptstadt Italien nicht denkbar ist. Wir werden nicht aufhören zu erklären, daß, wie auch immer wir es erreichen werden, Rom mit Italien zu vereinigen, sei es auf friedlichem Wege oder nicht, wir gleich nach dem Fall der weltlichen Macht der Kirche die Bestimmungen der Trennung, die Freiheit der Kirche im vollsten Maße bekanntgeben werden."

Und das Abgeordnetenhaus traf folgenden Beschluß:

„Nachdem das Parlament die Erklärungen der Regierung zur Kenntnis genommen hat, geht es im Vertrauen darauf, daß das Ministerium mit Rücksicht auf Würde, Ansehen und Unabhängigkeit des Papstes und völlige Freiheit der Kirche sich mit Frankreich über das Prinzip der Nichteinmischung einigen und daß die nach nationalem Beschluß verlangte Hauptstadt Rom mit Italien vereinigt wird, zur Tagesordnung über."

Eine Woche vor seinem Tode ließ mich Cavour, 5 Uhr morgens, wie gewöhnlich rufen und sagte mir:

„Ich bin im Begriff, mit Napoleon einen Vertrag abzuschließen, der mich zum unpopulärsten Manne Italiens machen wird. Es handelt sich um folgendes: Frankreich zieht seine Truppen aus Rom zurück und wir verpflichten uns, keine Revolution hervorzurufen. Sobald der Vertrag unterzeichnet sein wird, werde ich Ihrer bedürfen. Ich werde Sie bitten, sich nach Caprera zu begeben, um dem General Garibaldi die unbedingte Notwendigkeit dieses Uebereinkommens zu erklären; Sie werden ihm auch sagen, daß, um ihm einen Beweis meines großen Vertrauens zu geben, ich ihm vorschlage, die Grenzen des Kirchenstaates zu bewachen."

„Wenn ich recht verstanden habe," erwiderte ich, „haben Sie sich verpflichtet, keine Revolution in Rom hervorzurufen; wenn sie nun aber ohne unser Dazutun ausbricht?"

Der Graf rieb sich die Hände, wie er es gewöhnlich tat, wenn er sprach.

„Für diesen Fall," sagte er, „bin ich keinerlei Verpflichtungen eingegangen."

Einige Tage darauf starb Cavour, der Vertrag wurde nicht unterzeichnet, und Bismarck, der die Nationalpolitik Napoleons III. verfolgte, erreichte durch die Kriege von 1866 und 1870 die Einigung Deutschlands und bahnte den Italienern den Weg nach Rom.

Im Jahre 1869 bot die Vorsehung dem Heiligen Stuhl fast von neuem die Gelegenheit, seinen Fehler gutzumachen. Drei katholische Mächte versuchten sich zu einigen, um Preußen Widerstand zu bieten. Oesterreich hatte endlich eingesehen, daß Italien mit Recht nach nationaler Einheit strebte, und ermutigte die Italiener, nach Rom zu gehen. In Paris jedoch zögerten die fanatischen, dem Vatikan zu sehr ergebenen Freunde, die ewige Stadt preiszugeben, und der Plan eines Bündnisses wurde von Rom vereitelt. Bald darauf wurde Frankreich seinerseits von dem Verhängnis ereilt, das die treuesten Kinder der römischen Kirche verfolgt; die Alleinherrschaft über Europa wird von Preußen angestrebt.

Seit einigen Jahren jedoch erheben sich die katholischen Mächte wiederum. Frankreich nimmt wieder seine ehemalige Stellung ein; Italien ist zu einem Grad von Macht und Wohlstand gelangt, wie es ihn seit dem Verfall des römischen Reiches nicht mehr erlangt hatte, Oesterreich befestigt sich mehr und mehr, Spanien erwacht zu neuem Leben.

Das Papsttum, das sich auf die Ausübung geistlicher Macht beschränkt, genießt allgemein ein moralisches Ansehen, wie es niemals bestehen konnte, solange die weltliche Gewalt den Papst beständig mit kleinlichen politischen Streitigkeiten in Berührung brachte und ihm die schwersten Demütigungen verursachte.

Unglücklicherweise begnügt sich das Papsttum nicht mit dieser glänzenden Stellung, die ihm gestattet, über all und jedem zu thronen. Es zieht vor, sich in alle politischen Streitigkeiten und Intrigen einzumischen. Es zeigt den einst verdammten Abtrünnigen das größte Entgegenkommen und legt den katholischen Mächten Schwierigkeiten in den Weg. Es bereitet dem König von England und dem König von Preußen den liebenswürdigsten Empfang und versucht den Besuch katholischer Fürsten in Rom auf jede mögliche Weise zu verhindern. Es hofft

dabei im Interesse seiner weltlichen Macht zu handeln, gegen deren Verlust es nicht müde wird, immer von neuem zu protestieren.

Aber fast alle seine Handlungen und Unternehmungen bleiben unbemerkt. Besonders der letzte Protest gelegentlich der Reise Loubets nach Rom ist noch wirkungsloser geblieben als die vorhergehenden. Er ist sogar von sehr strenggläubigen Franzosen und selbst von dem französischen Parlament gemißbilligt worden, das den Plan des Präsidenten der Republik fast einstimmig mit Begeisterung gebilligt hat.

Hätte diese letzte Demütigung, die schwerer wiegt als alle vorhergehenden, dem Heiligen Vater nicht den Beweis liefern müssen, daß er sich vor den Fanatikern und Schmeichlern, die zu allen Zeiten die Herrscher und die Völker getäuscht haben, hüten muß?

Die Aufhebung der weltlichen Macht verleiht dem Papst die erhabene Mission und das beneidenswerte Vorrecht, alle Nationen zu segnen und der erhabene Vertreter des Weltfriedens zu sein. Besonders in diesem Augenblick, wo die gesamte christliche Welt mit Besorgnis den Ereignissen im fernsten Osten entgegensieht und sich kostspieligere Rüstungen denn je auferlegt, sollte der Heilige Vater am wenigsten mit scheelem Blick die Annäherung zweier streng katholischer Mächte betrachten.

Es dürfte keineswegs das Bestreben des Papstes sein, Unfrieden zwischen Frankreich und Italien zu unterhalten. Er müßte im Gegenteil Tag und Nacht für die Einigkeit Europas beten, ohne die das Christentum ernsten Gefahren entgegengeht; denn wenn Europa uneinig bleibt, ist es verloren.

Was die religiösen Fragen betrifft, die in einer oder der andern Gestalt heutzutage die öffentliche Meinung so lebhaft beschäftigen, so erinnere ich mich an einen japanischen Priester aus Jokohama, der gelegentlich des glänzenden, unter dem Vorsitz des Kardinals Gibbons 1893 in Chikago abgehaltenen Religionskongresses sagte, daß er sich nicht ohne Zögern entschlossen habe, an dem Kongreß teilzunehmen, da er fürchtete, sich nicht mit genügender Freiheit aussprechen zu können; nach dem vierzehnten Tage mußte er jedoch anerkennen, wie viele bemerkenswerte Reden im Namen aller Religionen gehalten worden seien, und fügte hinzu, daß die erhabenen Lehren des Christentums einen derartigen Eindruck auf ihn gemacht hätten, daß er dieselben in Japan verbreitet zu sehen wünsche, jedoch nicht in der Art, wie sie von Rom oder der orthodoxen, griechischen oder russischen Kirche, von Deutschlutheranern, den Anglikanern oder den verschiedenen amerikanischen Sekten verbreitet werden, „denn," sagte er, „wenn die Lehren Christi euch in zweitausend Jahren nicht haben einig werden lassen können, so habt ihr alle sie nicht verstanden oder nicht verstehen wollen."

Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh

Mitgeteilt von

Marcel Herwegh und Victor Fleury

(Fortsetzung)

Als die Pariser Februarrevolution im Jahre 1848 ausbrach, versammelten sich die deutschen Verbannten um Herwegh, den sie zum politischen Führer der demokratischen Legion wählten, welche die Volkserhebung im Großherzogtum Baden zu unterstützen beabsichtigte. Obschon er mit sehr geringen Hoffnungen auf das Gelingen auszog, hielt er es für seine Pflicht, die kleine Schar über den Rhein zu begleiten und sie nicht in der Gefahr zu verlassen. Eine feindliche Uebermacht umringte die demokratische Legion bei Dossenbach und trieb sie in die Flucht. Auf dem Rückweg konnten der Dichter und seine Frau nur mit der größten Not ihr Leben aus allen hinterlistigen Nachstellungen retten, die auf sie lauerten. Ein Preis von 4000 Gulden war auf Herweghs Kopf gesetzt worden. Als Taglöhner verkleidet, mit einer Heugabel auf der Schulter, erreichten sie in einem schweren, mit zwei Ochsen bespannten und offenen Bauernleiterwagen das Schweizer Gebiet, wo sie ein sicheres Asyl fanden. Herwegh begab sich dann wieder nach Paris, wurde aber schon im folgenden Jahre nicht mehr in Frankreich geduldet. Von nun an begann ein längerer Aufenthalt in der Schweiz.

Im April 1851 lernte er Richard Wagner in Zürich kennen. Aus dem folgenden, dem ersten zwischen dem Freiheitsdichter und dem Zukunftsmusiker gewechselten Brief ist ersichtlich, daß Herwegh versprochen hatte, Wagner in Albisbrunn zu besuchen und dieser Besuch ausblieb. Frau Herwegh lebte damals in Nizza.

30. Oktober 1851.

Lieber Freund!

Vergebens habe ich Sie nun lange genug zu dem versprochenen Besuche erwartet. Mit dem Wetter hat's ein End', und ein paar Wochen muß ich doch auch noch hierbleiben. Deshalb frage ich schriftlich, wie's Ihnen geht? Kolatschek[1]) — höre ich — ist nach Paris? Sagen Sie mir, was Sie nun vorhaben? Wenn es Ihnen nicht unbequem ist, möchte ich, wir richteten uns etwas weniges nacheinander. Bleiben Sie in Zürich? Wie lange? Gedenken Sie im nächsten Jahre wieder nach Italien (Nizza) zurückzugehen, so könnten

[1]) Mitglied der äußersten Linken im Frankfurter Parlament, Herausgeber der „Deutschen Monatsschrift", an der Oppenheim, Nauwerck, Vogt, Ludwig Simon, Ruge, Löwe-Calbe, Schulz, Jacoby u. a. mitarbeiteten.

wir (es gehört noch weniges zu mir) leicht mit dabei sein. — Die Kur bekommt mir gut: das bessere Blut, das ich gewinne, läßt mich nicht heiter sein. — Viel Pläne habe ich wieder (leider) gefaßt. — Was haben Sie für Aussichten für das nächste Jahr? — Lassen Sie sich doch sehen! Wenn nicht persönlich, so doch wenigstens schriftlich.

Ihr Richard Wagner.

Herwegh und Wagner beschlossen nun im nächsten Jahre, in Zürich zu bleiben. „Der Komponist — Revolutionär und Mensch — Richard Wagner (schrieb damals der Dichter an seine Frau), die bedeutendste Natur, die lebt, mein einziger Freund in tiefster Sympathie, von dem ich Dir viel Schönes schicken will, und ich — wollten Feuerbach nach Zürich locken." Dem Philosophen, den sie beide gleich verehrten und der auf beider Wirken einen großen Einfluß ausgeübt hatte, war es unmöglich, sich ihnen anzuschließen. Herwegh und Wagner waren in dem öden Zürich aufeinander angewiesen. Der Dichter täuschte sich im Anfang über die Tiefe der Sympathie bei Wagner. Der Tonkünstler konnte Herweghs Umgang nicht entbehren. Aus damaliger Zeit datiert sich dieses kurze Schreiben, worin Wagner den Fleiß und den Wissensdrang des Freundes anerkannte:

„Wollen Sie sich denn nicht einmal meine Wohnung bei Tage ansehen, Sie Bücherwurm? Außerdem: heute abend hat meine Frau eine Portion Philisterium zu Gast: wollen Sie mit dabei sein?

R. W."

Im Februar 1853 wurde die Nibelungendichtung zum erstenmal im Hotel Baur einem größeren Publikum vorgelesen; zu diesen Vorlesungen wurde Herwegh natürlich dringend gebeten, erschien aber nach dem ersten Abend nicht mehr, weil er unsympathische Gäste in dem Saal bemerkte, unter andern Jakob Venedey, den konfusen Parlamentsredner, mit dem er auf schlechtem Fuße stand. Wagner entschuldigte sich bei Herwegh, indem er ihm ein Exemplar der „Nibelungen" mit eigenhändiger Widmung zukommen ließ:

23. Februar 1853.[1])

Bester Freund! Ich bin nicht im mindesten verstimmt über Ihr Ausbleiben von meinen Vorlesungen — höchstens über Ihr Ausbleiben von meiner Wohnung —, da ich so angegriffen bin, daß ich fast gar nicht mehr ausging, und wenn ich eine kleine Promenade machte, die verfl(uchten) $3^1/_2$ Treppen des Hotel de Herwegh ernstlich scheute. Bei dieser Gelegenheit fiel mir wiederholt ein, ob es denn von mir zu Ihnen nicht gerade ebenso weit sei als von mir zu Ihnen — oder vielmehr umgekehrt.

---

[1]) Dieser Brief Wagners sowie die folgenden wurden mit falschem Wortlaut abgedruckt in der „Neuen Musik-Zeitung" (12. Januar 1905) nach der ungenügenden französischen Uebersetzung Prodhommes in der „Revue Bleue".

Beiläufig: die Leute, die Sie chokiert hatten, wurden nicht von mir eingeladen, sondern von andern mitgebracht. — Uebrigens hatte meine Einbildungskraft vor diesem mir unsichtbaren größeren Publikum einen weit günstigeren Spielraum als vor dem mir leider zu sichtbaren der Familie Wille: ich habe mir durch Hilfe meiner Illusion ganz wohl behagt. Hier ist auch Ihr Exemplar.[1]) Adieu!

Ihr R. Wagner.

Die oben erwähnte Familie Wille wohnte in Mariafeld; in ihrem Hause verkehrte manchmal Richard Wagner, viel seltener seit 1853 Herwegh.

Die Konzerte, die Wagner am 18., 20. und 22. Mai desselben Jahres im Züricher Theater leitete, hatten einen großen Erfolg. Frau Herwegh, die, aus Italien kommend, am Vorabend der ersten Aufführung in Zürich eintraf und den drei Konzerten beiwohnte, erzählte darüber, die Wirkung Wagners als Dirigent auf sein Orchester sei für sie eine so ungeahnte, daß sie nicht genug staunen könne, daß es einem Dirigenten gelungen, ein aus verhältnismäßig schwachen Kräften bestehendes Orchester zu einer so vollendeten Exekution zu bringen; die Aufführung scheute nicht den Vergleich mit dem wundervollen Ensemblespiel des Pariser Conservatoireorchesters unter Habenecks Leitung; man mußte glauben, daß die Züricher Kapelle aus Künstlern ersten Ranges zusammengesetzt sei.

Liszt kam im Juli 1853 nach Zürich. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft besuchte er Herwegh mit Wagner und schilderte folgendermaßen seinen Besuch in einem Briefe an die Fürstin Sayn-Wittgenstein:

„Dans la soirée nous sommes allés voir Herwegh qui habite avec sa femme une maison au bord du lac et s'est emmagasiné dans une masse de livres scientifiques et d'appareils chimiques et optiques &c. &c. comme feu le Dr. Faust. — Depuis plusieurs années il fait des études suivies d'histoire naturelle, et en dernier lieu il s'est aussi beaucoup occupé de sanscrit et d'hébreu. Il projette un long ouvrage épique, quelque chose comme la Divine comédie.“[2])

Hier muß erwähnt werden, daß der Dichter Herwegh in der Tat sich eifrig mit wissenschaftlichen Studien beschäftigte. Schon vor seiner Heirat zählte er in Zürich die zwei gelehrten Anatomen Henle und Pfeufer zu seinen Freunden,

---

[1]) Dieses Exemplar trägt die Widmung: „Seinem Freunde Georg Herwegh — Zur Fortsetzung von Richard Wagner. — Zürich, Februar 1853.“

[2]) „Am Abend sind wir zu Herwegh gegangen, der mit seiner Gemahlin ein Haus am See bewohnt und sich in einem Haufen wissenschaftlicher Bücher, chemischer und optischer Apparate u. s. w. eingebaut hat wie selig der Doktor Faust. Seit mehreren Jahren studiert er ununterbrochen die Naturgeschichte und in der jüngsten Zeit pflegte er viel Sanskrit und Hebräisches. Er plant ein umfangreiches Epos, etwas in der Art der ‚Göttlichen Komödie‘.“

unter deren Einfluß er in der Biologie völlig bewandert wurde; später hatte er in Karl Vogts Begleitung die Pflanzen- und Tierwelt des Ozeans und des Mittelmeers zum großen Vorteil der Naturwissenschaft beobachtet, wie Siebold selbst urteilte. In der Schweiz nach der Revolution betrieb Herwegh die Zoologie- und Geologiestudien mit neuem Eifer. Solange Moleschott in Zürich lehrte, hörte der Dichter bei ihm auf der Hochschule Physiologie. Auch an den Forschungen des Geologen Volger nahm er lebhaft Anteil. „Er war auf jedem Gebiete des Wissens zu Hause," schrieb Moleschott, „bei Herwegh hatte jene allgemeine Bildung nicht zu Oberflächlichkeit, wohl aber zum Ebenmaß, zum Ineinanderklingen von Kunst und Wissenschaft geführt ... er vermittelte zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Anschauung und Grundsätzen, und keine Götzen anerkennend, sprach er, der Dichter, oft das entscheidende, zusammenfassende Wort." Seiner Kenntnis der Sprachwissenschaft und der philosophischen Lehren verdankte Richard Wagner besonders viel in seiner Entwicklung. Nicht nur beherrschte Herwegh mehrere neuere Sprachen, unter andern die französische meisterhaft und die russische vollkommen, sondern auch mit den ursprünglichen Idiomen, mit Altpersisch und Altnordisch zum Beispiel, war er ganz vertraut, und so konnte er Wagner öfters im Studium der Edda beistehen. Ein Freund Ludwig Feuerbachs und des Baukünstlers Gottfried Semper, zeigte er viel Interesse für alle Fragen der Anthropologie sowie der Aesthetik. Als die „Parerga und Paralipomena" erschienen, las er sie mit Begeisterung und gewann Wagner für die pessimistische Weltanschauung Schopenhauers, dessen Werke bekanntlich die bedeutendste Wirkung auf die Auffassung der Nibelungendichtung ausübten. Nicht weniger als Liszt huldigte Wagner der Universalität des Wissens bei Herwegh, von dem er einmal in vollem Vertrauen schrieb: „Für jetzt ist mein Arzt Herwegh; er hat große physikalische und physiologische Kenntnisse und steht mir in jeder Beziehung sympathisch näher als irgendein Arzt;" oder das andremal einem gemeinschaftlichen Freund lobend mitteilte: „Ich finde bei Herwegh Verständnis für Dinge, für die andre Leute keines haben."

In Liszts Gegenwart wurden die „Nibelungen" bei Herwegh vorgelesen. Gegen die übermäßige Länge des Zankduetts zwischen Wotan und Brunhilde sträubte sich Liszts ritterlicher Sinn; er machte darauf aufmerksam, daß es selbst für einen Gott unerlaubt, so lange eine Frau zu schelten, und riet Wagner, wenigstens die Hälfte davon im Namen der Poesie und des guten Geschmacks zu streichen. Wagner war nicht zu überzeugen. „Das sind für Wagner nicht die bestimmenden Faktoren," äußerte sich Frau Herwegh darauf zu Liszt; „lassen Sie ihn getrost die Szene zuerst in Musik setzen, wenn er dann die zu große Länge in der musikalischen Phrase merkt, was nicht ausbleiben kann, wird er das Störende von selbst über Bord werfen." Und sie behielt recht; es geschah so, wie sie vorausgesagt hatte.

Am 6. Juli 1853 schrieb Liszt an die Fürstin Sayn-Wittgenstein:

„J'ai touché avec Herwegh le sujet du Christ, tel que je voudrais le

composer, et il n'est pas impossible qu'il entreprenne cette œuvre et la mène à bien." [1])

Dann am 8.:

„Avant-hier à 3h de l'après-midi nous nous sommes embarqués par le plus beau soleil avec Wagner et Herwegh sur le bateau à vapeur du lac de Zürich pour nous rendre à Brunnen qui est un des plus beaux points du lac des Quatre Cantons. Hier matin jeudi à 7 heures nous avons pris deux bateliers pour nous conduire au Rütli (c'est Grütli qu'il faut dire) et à la chapelle de Tell. Au Grütli nous nous sommes arrêtés aux trois sources et l'idée me vint de proposer à Herwegh *Brüderschaft* en prenant de l'eau dans le creux de ma main, à chacune des trois sources. Wagner en fit autant avec lui. Plus tard nous sommes revenus assez en détail sur notre projet du Christ, vous savez ce dont je veux parler, et je pense qu'il le réalisera bientôt et grandement." [2])

Von Sankt Moritz aus meldete Richard Wagner nach kurzer Zeit an Liszt, Herwegh habe ihm zugeschworen, daß er die Dichtung bereits stark im Kopfe mit sich trage. Leider verzichtete der Dichter auf das schon mit Liszt verabredete Projekt sowie auf eine andre Unternehmung, die in Wagners Interesse lag, nämlich die Gründung einer Propagandazeitschrift, mit deren Leitung Herwegh beauftragt werden sollte. Ein Christusoratorium wurde später in Rom von Liszt orchestriert. Die geplante musikalische Zeitschrift unterblieb.

Ueber Herweghs Reise nach Graubünden in Wagners Begleitung enthalten des Dichters Briefe an seine Frau im Juli 1853 die wertvollsten Aufschlüsse sowohl in psychologischer Hinsicht als in bezug auf seine geologischen Studien und die Sorgfalt, mit der er sich um die Erziehung seiner Kinder kümmerte:

„... Den Julier haben wir bei Sonnenschein überstiegen, von dem hier weniger zu sehen ist, was den Aufenthalt Wagners bedeutend abkürzen könnte. Wir waren heute einige Stunden weiter gefahren nach Samaden, Bevers, Zuz, um den Bernina zu Gesicht zu bekommen. Der wollte sich aber auch nicht sehen lassen, und so wollen wir ihm denn direkt zu Leibe gehen, und die schönste Blume, die ich dort finde, sollst Du unmittelbar bekommen. Es sind dies un-

---

[1]) „Ich habe mit Herwegh das Thema zum ‚Christus', wie ich es komponieren möchte, besprochen; es ist nicht unmöglich, daß er sich dieses Werkes annimmt und es glücklich ausführt."

[2]) „Vorgestern, um 3 Uhr nachmittags, haben wir uns, Wagner, Herwegh und ich, bei sonnigem Wetter auf den Dampfer des Züricher Sees eingeschifft, um nach Brunnen zu reisen, einem der schönsten Orte am Vierwaldstätter See. Gestern, Donnerstag früh um 7 Uhr, haben wir zwei Schiffsleute gedungen, die uns zum Rütli (eigentlich Grütli) und zur Tellskapelle führten. Auf dem Grütli haben wir vor den drei Quellen gestanden, und es fiel mir ein, mit Herwegh Brüderschaft zu trinken, indem ich Wasser aus jeder Quelle mit der hohlen Hand schöpfte. Desgleichen tat auch Wagner. Wir kamen später auf unsern Christusentwurf ziemlich eingehend zu sprechen; Sie wissen, was ich damit meine, und ich denke, daß er ihn bald großartig ausführen wird."

gefähr die einzigen Geschenke, die Dir Dein ungalanter Schatz zu machen versteht. Er trägt wohl manch andres mit sich herum, will aber nichts versprechen — und zwar, weil er seiner diesmal gewisser ist als je.

Thors Hammer[1]) ist eingetroffen, und ich will mich einstweilen aufs Steinklopfen verlegen. Wer weiß, wozu ich's noch brauchen kann.

Den lakonischen Brief meines Sohnes will ich ein andermal beantworten. Gieß ihm etwas Musik ins Ohr — es ist gar zu traurig, wenn nicht irgendein künstlerisches Element in die Kinder gebracht wird. Ich denke aber, das kleine Ungeheuer soll's darin dem großen zuvortun."

„... Ich lasse Wagner das Vergnügen, sich einmal recht gründlich krank zu kurieren — er wird's schon satt bekommen und damit auch seine Hypochondrie los werden. Ich bin in einem Stück das Gegenteil von ihm — er beschäftigt sich nur mit sich selbst, ich beschäftige mich gar nicht mehr mit mir.

... Wenn ich Dir nur sagen könnte, wie froh ich sein werde, erst wieder im Postwagen zu sitzen. Schatz, lieber Schatz! Auch weiß ich, daß Dir mein letzter Brief Freude gemacht. Siehst Du, ich erfahre alles wieder. Minna fand, daß Wagner lange nicht so zärtlich schreibe. Das begreife ich aber auch! Ich habe so viel welke Blumen auf dem Tische liegen, daß ich aufs Geratewohl ein Blatt abpflücke zum Zeichen, daß ich, wo ich auch war, immer bei Dir gewesen.

Unser Sohn soll singen, viel singen, bis er Violine anfangen kann. Töne selbst hervorbringen, nicht sie sich fertig geben lassen wie von dem Piano — da entscheidet sich's, glaube mir, ob der Mensch überhaupt musikalischen Sinn hat."

Als das ganze „Rheingold" 1854 zum erstenmal von Wagner am Klavier vorgetragen wurde, bekamen die Herweghs die folgende Einladung:

Lieber Freund!

Wenn Dir's noch möglich ist, Herrn Huberts[2]) täglichen Hausfreund zu besuchen, so komme doch nächsten Donnerstag abend (mit Deiner Frau) zu uns: es soll dies — falls Willes nicht absagen — der längst von mir intentionierte Abend werden. Ich bitte Dich, die beiliegende Komödie von Karl Ritter schnell einmal durchzulesen. Du wirst diesem damit einen Gefallen tun, und ich habe mir vorzuwerfen, seinen Wunsch, Dir das Stück zu zeigen, ein Jahr über unerfüllt gelassen zu haben.

Vermutlich sehe ich Dich morgen, um u. a. das Stück wieder von dir abzuholen, das ich noch Semper geben möchte.

Adieu — Du Gespensterseher! R. Wagner.

Madame Herwegh.

Molto bello.
Sehr schön.

---

[1]) D. h. Herweghs geologische Instrumente.

[2]) Ehemaliger Kaufmann, der eine Villa am Züricher See besaß.

Très bien.
... Also Donnerstag.
Wille und Vorstellung.[1]) R. Wagner.

Am 17. Februar 1855 fand die Erstaufführung des „Tannhäuser“[2]) im Züricher Theater statt. Mit solchen Zeilen wurden Herweghs zu der Aufführung gebeten:

„Ich lade Dich und Deine Frau für morgen zum ‚Tannhäuser‘ in die große Mittelloge ein, wo mir einige Billette zur Verfügung gestellt sind; solltest Du etwa schon Billette genommen haben, so suche sie wieder los zu werden. Ich sehe Dich morgen nachmittag bei Dir. Dein R. Wagner.“

Liszt vollendete seinerseits im Jahre 1856 die Dantesinfonie, an die er seit 1847 gedacht hatte, in deren erstem Teil die Liebe Paolos und Francescas da Rimini verherrlicht wird. Zu diesem Werk, wie vorher zu seinem „Christus“, hatte er sich gewünscht, einen von Herwegh gedichteten Text zu erhalten, und wir müssen tief bedauern, daß der Dichter sich nicht dazu bewegen ließ. Es entging Liszt damit eine große Freude, wie aus dieser Antwort auf ein Empfehlungsschreiben Emma Herweghs zugunsten des Schauspielers Theodor Wünzer[3]) erhellt:

Weimar, 14. Juli 1856

Verehrte Frau und Freundin!

Theaterangelegenheiten und so manche andre Dinge pflegen hier einen ganz langsamen Schritt zu gehen; daher muß ich Sie bitten, bestens entschuldigen zu wollen, wenn ich so spät Ihre liebenswürdigen Zeilen beantworte. Ich habe nicht ermangelt, sogleich nach deren Empfang Ihren Empfohlenen (welcher übrigens sich schon früher gemeldet hatte) unserm Intendanten Herrn von Beaulieu nachdrücklich zu empfehlen. Da es sich von einem Engagement im Schauspiel handelt, so habe ich darauf soviel wie gar keinen Einfluß; jedoch wurde mir die Aussicht gelassen, daß Ihre Empfehlung die geziemende Berücksichtigung erhalten sollte. Ob Bestimmteres erfolgen wird, hat Herr von Beaulieu zu entscheiden.

Gegen Ende des nächsten Monats freue ich mich sehr, Sie wieder zu begrüßen und in Zürich mit Wagner ein paar Wochen zu verweilen. Empfehlen Sie mich einstweilen freundschaftlichst an Herwegh. Obschon er mich bei unserm Danteprojekt im Stiche gelassen, so behalte ich ihm deswegen gar keine Rankune.

In den letzten Tagen habe ich auf meine alleinige Rechnung eine Sinfonie (mit einem Schlußchor von Frauenstimmen) zu Dantes „Divina Commedia“

---

[1]) Anspielung an Schopenhauers Werk.

[2]) Die erste Aufführung der Tannhäuserouvertüre hatte schon früher zu Ehren Herweghs stattgefunden.

[3]) Theodor Wünzer, gest. als Direktor des Hoftheaters zu Darmstadt, verdankte seine künstlerische Karriere großenteils der Intervention Liszts, an den ihn Frau Herwegh als genialen Künstler empfohlen hatte.

fertiggeschrieben, die ich Wagner Ende August mitbringen und widmen will. Entre chien et loup und ohne anderweitige Zuhörerschaft kann ich Ihnen einiges daraus vorspielen.

Hochachtungsvoll und freundschaftlich ergeben

F. Liszt.

Erst im Oktober langte der Komponist in Zürich an, wo sein sechsundvierzigster Geburtstag dann im Hotel Baur mit der musikalischen Premiere der „Walküre" gefeiert wurde. Die im Herweghschen Salon am Klavier vorgetragene Dantesinfonie flößte dem Dichter dieses an Franz Liszt überschriebene Gedicht ein:

Die lichte Blum' im dunkeln Kranz,
Den aus Geschicken du gewunden,
Francesca war's, o Meister Franz,
Drin ich dein Wesen tief empfunden.

Hinein, hinaus zieht uns der Klang,
Wo Erd' und Himmel sich berühren;
Zum wonnevollsten Untergang
Läßt sich das Herz durch dich verführen.

Die namenlose Trauer klärt
Sich auf in Paradiesesweise;
Der Engel senkt sein flammend Schwert
Und öffnet uns die Pforten leise.

Ich hör' und möchte, nimmersatt,
Den Atem in die Brust beschwören,
Als könnt' ein fallend Rosenblatt
Den Frieden, den du bringst, zerstören.

O mehr als Zauber von Merlin,
Wie goldne Himmelsfunken blitzen
Die überird'schen Melodien
Aus deinen trunknen Fingerspitzen.

Und diese Hand voll Seel' und Geist
Darf ich nach Jahren wieder drücken —
Du lieber Magier, das heißt
Mein Haus zehntausendmal beglücken.

Ueber den damaligen Besuch Franz Liszts in Zürich berichtet Moleschott in seinen „Erinnerungen": „Der Verkehr mit ihm war uns ein Labsal, und seine Art, die Kunst zu verklären, hatte nicht nur nichts meisterhaft Abschreckendes, sondern er ermutigte, er feuerte an, er verstand es, daß einem, ohne Künstler von Beruf zu sein, die Huldigung der Künste die Seele des Lebens darstellen konnte. Ich habe mit meiner Frau nie fleißiger Beethoven gespielt, als wenn wir im gastlichen Wesendonckschen Hause, bei Herweghs oder bei uns selber Liszt gehört hatten, und zwar nicht bloß spielen, sondern auch reden gehört."

Von Zürich aus begaben sich Liszt und Wagner nach Sankt Gallen, wo in einem großen Konzert der „Orpheus" und die „Präludien" des ersteren gespielt wurden.

Die zwei folgenden Einladungen bekamen die Herweghs im Jahre darauf von Wagner, nachdem dieser sich in das stille Landhaus zurückgezogen hatte, das Otto Wesendonck ihm in der Nähe seiner Villa in Enge zur Wohnung überließ:

5. Juni 1857.

Lieber Herwegh!

Ich sehe wohl, ich muß mit einer wohlkonditionierten Einladung kommen, um Dich einmal auf mein Asyl herauszulocken. Somit bitte ich Dich und Deine liebe Frau, Sonntag abend bei mir zuzubringen. Kommt nicht spät — ich meine so um 6 Uhr —, damit Ihr unsre Herrlichkeit noch bei Tage inspizieren könnt. Herzlichen Gruß von Deinem R. Wagner.

*

29. Juni 1857.

Lieber Freund!

Devrient (Eduard) ist Mittwoch bei mir. Sei so gut, Mittag um 2 Uhr bei mir zu speisen. Dein R. Wagner.

Zu der festlichen Abendgesellschaft bei Wesendonck, als bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier der Hausfrau Stellen aus „Tristan und Isolde" zum erstenmal von einer Kapelle gegeben wurden, ging Herwegh mit seinem älteren Sohne Horace. Der Text zu der Oper wurde bei Wagner in Gegenwart Herweghs und Gottfried Kellers vorgelesen, die ihn sprachlich äußerst mangelhaft fanden. „Ich selbst, die auf dem Rückweg befragt wurde, wie mir der Text gefallen," erzählte Emma Herwegh, „konnte keine andre Antwort geben, als daß mir zumute sei, als habe man mich stundenlang über einen holprigen Knüppeldamm gefahren."

In dasselbe Jahr 1857 fiel die Heirat Cosimas, der Tochter Liszts, mit Hans von Bülow, des Meisters geliebtem Schüler. Den Herweghs meldete Liszt in aller Eile die Hochzeit, die am 18. August in Berlin gefeiert wurde, und setzte noch hinzu:

„Das junge Paar, welches in den nächsten Tagen in Zürich eintreffen wird, sei Dir und Deiner Frau freundschaftlichst empfohlen von Deinem F. Liszt."

Der Besuch des jungen Paares wurde ebenfalls von Cosimas Mutter, Gräfin d'Agoult, in ihrem gleichzeitigen Schreiben an den Dichter angemeldet:

Hôtel Byron près Villeneuve (Waadt).

„Il n'est pas impossible que l'une de mes filles, celle qui va épouser M. de Bülow vienne nous voir ici; peut-être poussera-t-elle jusqu'à Zürich. Je vous demanderai toute votre bienveillance pour elle. C'est une personne de beaucoup de talent et de ce que vous appelez en Allemagne

génialité ... Elle s'est mariée à peu près contre mon gré, mais je ne l'en rends pas responsable. Connaissez-vous son mari, au moins de réputation? Qu'en dites-vous ou qu'en dit-on?“ [1])

Hans von Bülow erschien im September in Zürich. In das Stammbuch der jungen Ehefrau schrieb Herwegh die folgende Widmung:

Auf jedes Menschen Angesicht
Liegt leise dämmernd ausgebreitet
Ein sanfter Abglanz von dem Licht
Des Sternes, der sein Schicksal leitet.

Der Genius der Harmonie
Wird dich mit seinen Wundertönen
Umrauschen, und du wirst dich nie
Mit der verstimmten Welt versöhnen.

Was für eine tiefreligiöse Bewunderung Cosima für das Genie ihres Vaters hegte, kommt oft in ihren Briefen an Herweghs zum Vorschein, in denen sie seine Heiterkeit als Künstler neben seinem innigen Verständnis des Schmerzes rühmte, denn er war in der vollsten Bedeutung ein Dichter, ein Musiker und ein Mensch.

Herwegh verkündigte den Bülows im folgenden höchst interessanten Schreiben die Geburt seines jüngeren Sohnes Marcel, dessen Pate der Baumeister Gottfried Semper und dessen Patin Cosima werden sollte:

Zurich, le 16 Mai 1858.

„Chère Madame et cher Monsieur, un petit bonhomme de 48 heures se recommande à votre amitié. Il est né vendredi 14 mai et il sera peut-être Re-né [2]) quand vous viendrez à Zürich, quoique Wagner proteste et prétend que Descartes ne soit pas aussi grand philosophe que Schopenhauer. Mais Arthur est impossible, n'est-ce pas? On compte les heures jusqu'à votre arrivée. C'est une occupation comme une autre et vous ne nous en voudrez pas. Wagner n'a maintenant que moi et son Erard. Perroquet et chien sont aux eaux avec Madame Wagner. Figurez-vous donc la vie que nous aurons. Emma se porte comme on se porte dans ce cas-là. L'adresse à Madame Cosima est encore de sa main. Et à propos de main, elle s'imagine que ce petit a les mains d'un violoniste. Je ne m'y entends pas, mais je ne m'étonnerais non plus si le génie des

[1]) „Es ist nicht unmöglich, daß die eine meiner Töchter, die Herrn von Bülow heiraten wird, hierher zu uns reisen soll; vielleicht wird sie einen Abstecher bis Zürich machen. Ich bitte Sie um Ihr Wohlwollen für sie. Sie ist eine talentvolle Persönlichkeit und was in Deutschland heißt: genial ... Sie hat geheiratet, ich könnte beinahe sagen wider meinen Willen, aber ich mache sie nicht dafür verantwortlich. Kennen Sie ihren Gatten, mindestens dem Rufe nach? Was sagen Sie oder was sagt man über ihn?“

[2]) Dieser Vorname sollte auf Cosimas Rat für einen Sohn, der Vorname Francesca für eine Tochter gewählt werden.

Bülow, Liszt et Wagner avait laissé une toute petite empreinte dans notre maison. Du moins leur devons-nous les seules jouissances qui nous ont été accordées à Zürich.

Je radote et cette lettre sent la chambre de l'accouchée à cent lieues. Donc à une autre fois. Encore ne suis-je aujourd'hui que le secrétaire de ma femme, rôle très subordonné qui ne me plaît pas du tout.

Mille, mille amitiés de nous deux." [1])

Im Jahre 1858 trennten sich, wie bekanntlich, Richard und Minna Wagner: er wanderte nach Venedig, sie hielt sich in Sachsen auf. Von Dresden aus führte Minna Wagner mit Emma Herwegh einen freundschaftlichen Briefwechsel, der uns einen neuen Einblick in die Seele der vielverkannten Frau gewährt, welche, obschon keine glänzende Erscheinung, ihre guten Eigenschaften hatte und für die Schöpfungen des Meisters sympathisches Verständnis besaß. [2])

Nach seiner Rückkehr aus Italien schrieb Wagner mehrmals an Herwegh über des letzteren Aufsätze und Gedichte, die im Züricher „Intelligenzblatt" erschienen. Am 15. Juni 1859 brachte das Blatt Herweghs anonymen Leitartikel „Ein Sturm in einem Glas Wasser oder die süddeutsche Aufregung", worin er vor der tendenziösen Aufhetzerei der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" gegen Frankreich nachdrücklich warnte, am 3. Juli folgte das Festgedicht „Zum eidgenössischen Schützenfest in Zürich". Darauf beziehen sich Wagners Briefe:

---

[1]) Liebe Frau und lieber Herr!

Ein kleiner vierundzwanzigstündiger Kerl empfiehlt sich Ihrer Freundschaft. Er ist Freitag den 14. Mai geboren und wird vielleicht Renatus sein, wenn Sie einmal nach Zürich kommen, obgleich Wagner sich nicht zufriedengibt und behauptet, Carteſius sei kein so großer Philoſoph wie Schopenhauer. Arthur ist aber unmöglich, nicht wahr? Die Stunden werden gezählt bis zu Ihrer Ankunft. Das ist ein Zeitvertreib wie jeder andre, und Sie werden es uns nicht übelnehmen. Jetzt hat Wagner nur mich und seinen Erardflügel um sich. Papagei und Hund sind mit Frau Wagner im Bad. Denken Sie sich also, welches Leben wir führen werden. Emma befindet sich, wie in solchen Umständen üblich. Die Adresse an Frau Cosima hat sie noch mit eigner Hand geschrieben. Und da ich eben von Hand spreche, stellt sie sich vor; daß des Kleinen Hände die eines Violiniſten sind. Ich verstehe mich nicht darauf, aber es würde mich auch nicht in Erstaunen setzen, wenn das Genie eines Bülow, eines Liszt, eines Wagner ein Spürchen in unserm Haus zurückgelassen hätte. Wir verdanken ihnen wenigstens die einzigen Freuden, die uns in Zürich zu genießen vergönnt wurden. Aber ich schwatze, und dieser Brief riecht nach der Wochenstube meilenweit. Ein andermal also! Heute bin ich nur der Sekretär meiner Frau, eine sehr untergeordnete Stellung, die mir gar nicht gefällt.

Tausend und abertausend herzliche Grüße von uns beiden.

Georg Herwegh.

[2]) Mehrere dieser Briefe Minna Wagners sind infolge einer Indiskretion von den Erben Theophil Zollings in Berlin nach dem plötzlich erfolgten Tode desselben öffentlich bei Liepmannssohn verkauft worden, statt deren Besitzer, Herrn Marcel Herwegh in Paris, als ein von ihm im Vertrauen Theophil Zolling nur zur Einsicht mitgeteiltes biographisches Material zurückerstattet worden zu sein.

Luzern, 15. Juni 1859.

Sage, habe ich recht, daß der heutige Artikel im „Intelligenzblatt“ (wie mancher ähnliche vorher) von Dir ist? Mir hat er wieder ungeheuer gefallen: der Ton ist ganz famos getroffen. Irre ich demnach nicht, so bist Du jetzt in vollem Eifer. Auch ich bekümmere mich um den Spektakel mehr, als er eigentlich wert ist.

Wollen wir einmal das Zeug ein wenig diskutieren? Ich bin immer zu Hause im Schweizerhof.

R. Wagner.

*

Luzern, 17. Juni 1859.

Bis Ende dieses Monats habe ich Raum, um Dich bei mir zu bequartieren; dann wird's schwerer. Wollen wir einmal ein paar Tage klatschen, so bring Dir nur für den Vormittag etwas Lektüre mit; im übrigen sei mein Gast.

Melde mir's auch vorher. Anzeige erwartend

ein Abonnent des „Intelligenzblattes“.

*

3. Juli 1859.

Aber liebster Mensch, Du wirst ja ganz jung wieder! Dein heutiges Gedicht ist wundervoll, ich schreib' es Dir sofort nach der Lektüre! — Das sind gute Stimmungen, wo man so bereit ist, den Anschein hoch aufzunehmen und ihm den Stempel des Echten aufzudrücken. Die Welt sieht dann wenigstens für uns erträglich, auf Augenblicke sogar schön aus. Und was will man hoffen von dieser elenden Welt, wenn wir sie nicht dann und wann in guter Laune schön sehen?

Jedenfalls kommt dann mindestens bei Leuten Deiner Art ein schönes Gedicht heraus, was dann mehr wert ist als die ganze reale Eidgenossenschaft.

Dein R. Wagner.

Den Briefen Emma Herweghs an den Dichter während ihrer Reise nach Weimar und Berlin im Winter 1859 entnehmen wir die folgenden, Liszt oder Wagner betreffenden Stellen:

Weimar, 25. Februar 1859.

Weimar erreichte ich, dank den bayrischen Eisenbahnen, Donnerstag nacht um 12 Uhr und wurde von Liszt buchstäblich mit offenen Armen empfangen und von der Fürstin, die mich bis morgen behalten möchte, sehr herzlich. Liszt sehe ich in Berlin wieder, wohin er gestern nachmittag abgereist, wenige Stunden nach unsrer Begrüßung, um dasselbe jüngst im Bülowschen Konzert von ihm komponierte und ausgepfiffene Stück selbst zu dirigieren. Er sagte ganz lustig: Ich habe mir auf den Paß setzen lassen: Zweck der Reise? Ausgepfiffen zu werden. Ich werde mir diesen Spektakel übrigens mit ansehen.

*

Berlin, 28. Februar 1859.

Wenige Worte, um Dir zu sagen, daß das gestrige Konzert glänzend ausgefallen ist, daß Bülow mit außerordentlicher Vollendung gespielt und es nur der persönlichen Erscheinung von Liszt im Orchester bedurfte, um einen Sturm von Applaus im Saal und unter den Musikanten zu erregen. Dank der Charakterlosigkeit und Beweglichkeit des Berliner Publikums war diesmal nach der Aufführung der jüngst ausgepfiffenen Komposition der Beifall um so größer, er wurde zweimal herbeigeklatscht, und derselbe Prozeß ging ununterbrochen von Beginn bis zum Schluß der Soiree fort.

*

Berlin, 2. März 1859.

Gestern war zu Ehren Liszts, der morgen abreist, eine große Soiree bei Cosima.

*

Berlin, 13. März 1859.

Vorgestern hatte ich infolge der Aufführung des „Lohengrin", der ich beiwohnte und der mich außerordentlich gepackt hat, einen sentimentalen Anflug für Wagner, d. h. ich war auf dem Punkt, ihm einige Worte zu schreiben.

*

Berlin, 19. März 1859.

Gestern ist Minna Wagner angekommen, um den „Lohengrin" zu hören. Die Aufführung, der ich mit ihr beiwohnte, hat mich womöglich noch mehr befriedigt als die erste.

*

Weimar, 13. April 1859.

Vor zwei Stunden bin ich angekommen und auch schon auf der Altenburg gewesen. Die beiden Eleonoren[1]) fand ich auf dem Sprunge abzureisen nach München, und zwar noch diese Nacht, hingegen Liszt in sehr behaglichem Flauschrock wie jemand, der nicht ans Reisen denkt. Morgen um 1 Uhr werde ich mit ihm speisen; er lud mich ein und ich nahm es gern an.

Zum Verständnis des folgenden Herweghschen Tannhäuserartikels muß erwähnt werden, daß Wagner, seit September 1859 in Paris ansässig, zuerst in den Italiens und in der Großen Oper mehrere Konzerte gab, die viel Erfolg hatten trotz der systematischen Anfeindung der Zeitungsschreiber und dann vom Kaiser Napoleon III. die Bewilligung erhielt, seinen „Tannhäuser" auf der Bühne der Großen Oper aufführen zu lassen. Herweghs Pariser Freund Challemel-Lacour berichtete darüber in einem Brief:

„Nous sommes allés hier au soir au dernier concert de Wagner. Salle à peu près pleine, mais évidemment beaucoup de billets donnés. Il est, je

---

[1]) Fürstin Sayn-Wittgenstein und Tochter.

pense, hors de contestation qu'il y a en lui de l'étoffe, de la puissance, une horreur absolue du convenu, peut-être du génie. Cela sera contesté pourtant, car la vénalité, l'ignorance, l'esprit de routine, pour tout dire, l'infamie de tout ce qui noircit du papier pour les journaux, les Débats exceptés, n'ont point de bornes. J'ai aperçu Berlioz qui m'a paru applaudir de grand cœur. Pour le succès au théâtre, c'est autre chose. Le public parisien n'est ni musicien ni religieux ni artiste; il veut être amusé, voilà tout. Wagner n'est pas descendu, et, je le souhaite pour lui, ne descendra jamais au degré qu'il faut pour être le pourvoyeur de nos plaisirs. Autre malheur: Wagner a un système, ce qui ne serait qu'un inconvénient pour son talent s'il ne le montrait que dans ses œuvres, mais il s'en est fait le théoricien. Rien ne fait peur à un public timide, soumis au succès et à la tradition, comme la pensée qu'on veut lui imposer un système; Wagner aura beau faire de la belle, de la superbe musique, comme l'ouverture de Tristan et Iseult,[1]) les imbéciles, c'est-à-dire le public, auront toujours peur d'aller entendre un plaidoyer au lieu d'entendre un opéra."[2])

Herweghs Artikel über das Fehlschlagen der Tannhäuservorstellung in Paris erschien am 20. März 1861 in der „Neuen Züricher Zeitung":

„Wenn Wagners ‚Tannhäuser' in Paris bei seiner ersten Aufführung nicht den Erfolg gehabt hat, den er verdient und den seine Freunde ihm von Herzen wünschen mußten, so ist es doppelte Pflicht der letzteren, auf die unlauteren Manöver aufmerksam zu machen, denen die Oper unterlegen ist, und auf die

---

[1]) Die französische Uebersetzung des „Tristan" hatte damals Challemel-Lacour übernommen. Dies veranlaßte Herwegh, dem der deutsche Text etwas bedenklich vorkam, zu der witzigen Bemerkung: „Auf diese Weise wird man wenigstens erfahren, was Wagner sagen wollte."

[2]) „Gestern abend gingen wir zum letzten Wagnerschen Konzert. Das Haus war fast voll — offenbar viel geschenkte Billette. Ich denke, es steht außer Zweifel, daß in ihm Zeug, Kraft, unbedingte Abneigung gegen das Herkömmliche, vielleicht auch Genie steckt. Das wird doch bestritten werden, denn die Bestechlichkeit, die Unwissenheit, der Schlendrian, um es gleich zu sagen, die schamlose Frechheit aller Leute, die Zeitungsartikel schmieren, die ‚Débats' ausgenommen, kennen keine Grenze. Ich gewahrte Berlioz, der mir herzlich Beifall zu klatschen schien. Mit dem Erfolg auf der Bühne ist es eine andre Sache. Das Pariser Publikum ist weder musikalisch noch religiös noch künstlerisch, es will Zerstreuung, sonst nichts. Wagner ist nicht so tief herabgesunken — ich wünsche es ihm, er wird nie so tief herabsinken —, daß er der Versorger unsrer Zerstreuungen wird. Das andre Unglück ist: Wagner hat ein System, das würde wohl höchstens seinem Talent schaden, wenn er sich damit begnügte, es in seinen Werken zu zeigen, aber er hat sich zum Theoretiker aufgestellt; nichts ist so geeignet, ein ängstliches, an das Gelingen und die Routine gewohntes Publikum zu erschrecken, wie der Gedanke, man wolle ihm ein neues System aufdrängen. Wagners Musik mag noch so schön, ja, so herrlich sein, wie die Ouverture zu ‚Tristan und Isolde' — die dummen Menschen, d. i. das Publikum, werden sich immer davor fürchten, eine Verteidigungsrede anstatt einer Oper zu hören."

unlauteren Stimmen, welche diese Niederlage noch zu vergrößern suchen. Hier in Eile einiges, ehe die Berichte über die zweite Vorstellung einlaufen. Man vergleiche zum Beispiel die Korrespondenz der ‚Indépendance Belge' und das Feuilleton im ‚Nord'! Sehen sich die beiden nicht ähnlich wie ein Ei dem andern? Sie sind wahrscheinlich von derselben Henne gelegt, wenigstens ist derselbe Hahn ihr Vater, und zwar kein gallischer, sondern offenbar ein semitischer. Der gleiche Vogel kräht auch in der ‚Kölnischen Zeitung'. Hier unterzeichnet er sich sogar mit seinem Namen, Szarvady, auf gut deutsch Hirsch oder Hersch, damit der große Jude den kleinen kontrollieren kann.

Ueberall Moses und die Propheten oder vielmehr Moses und ‚der Prophet'! Ueberall dasselbe Lied: Niemann ist ein großer Sänger, wenn er nur erst ‚Musik zu singen' bekäme. Es heißt übrigens, Niemann studiere bereits den ‚Johann von Leyden' ein. Spiritus, merkst du was? Ueberall auf demselben, in Wagners Werken nur beiläufig einmal vorkommenden Ausdruck ‚Musik der Zukunft' herumgeritten! Und von welchen Reitern! Wer von allen, die sich dieses Kleppers bemächtigt haben, hat wohl nur einen Blick in Wagners Werke getan? Aber freilich — das ist gefundenes Futter für den musikalischen und auch für den andern Janhagel. ‚Musik der Zukunft', das heftet man nun dem Komponisten an, wie unartige Gassenjungen einem einen gewissen Vierfüßler mit langen Ohren anheften, um ihren Kameraden einen Spaß zu machen! Die ‚Musik der Zukunft', ein rotes, revolutionäres Kunstgespenst, vor dem die musikalischen Charakterköpfe schreibender Philister zurückschaudern. ‚A la lanterne mit Bach, Mozart, Beethoven!' hat er gesagt. Sonderbar — Wagners größter Verehrer, Hans von Bülow, hat erst kürzlich in Zürich Stücke von Bach in einer Weise vorgetragen, wie man sie weit und breit nicht zu hören bekommen wird. Wagner selbst ist der genialste lebende Interpret Beethovens! Das Pariser Konservatorium mit seinen kolossalen Kräften und seinen virtuosen Solisten, das wir gerade in Beethovenschen Aufführungen zu bewundern oft Gelegenheit gehabt haben, konnte doch nicht leisten, was die kleine Züricher Kapelle unter Wagners Direktion geleistet hat. Wir haben einem Beethovenkonzert in einem hiesigen Privathause beigewohnt, wie es uns die Weltstadt, deren Urteil für alle schadenfrohen Gesellen nun so maßgebend geworden ist, nie geboten hatte. Wagner als Dirigent ist unerreicht! Und die Clique und die Claque — der ‚Charivari' läßt der Claque durch Wagner die Hände auf den Rücken binden, damit ihr nichts übrigbleibt als zu pfeifen —, die Clique und die Claque haben es fein angelegt, Wagner den Kommandostab bei der Aufführung des ‚Tannhäuser' zu entreißen und die Leitung der Schlacht — denn eine Schlacht galt es gegen eine mit dem besten Kriegsmaterial, mit Geld, ausgerüstete Koalition — einem Meyerbeerschen Unteroffizier anzuvertrauen. Die Bulletins waren fertig, ehe das Treffen begann, und flogen in alle Welt. ‚L'opera di Wagner non piacque' war bis tief nach Italien telegraphiert worden, und wir konnten die Depesche bereits gestern in den Journalen von jenseits der Alpen lesen. ‚Der „Tannhäuser" muß tot intrigiert werden!' lautete die Parole seit Monaten, und wir

wären überrascht, wenn es am Abend des 13. März im Saale der Großen Oper anders zugegangen wäre. Selbst die jetzige politische Erregung wurde ausgebeutet, um das Kontingent der Koalition zu verstärken.

Ein Teil des zum Skandal kommandierten Publikums, natürlich nebst einigen Freiwilligen, zeichnete sich durch sehr gesinnungsvolle Grobheit gegen eine Dame aus; und eine Zeitung läßt sich schreiben, wenn der ‚Tannhäuser' noch einen vierten Akt gehabt hätte, so hätte man gerufen: Nach Venedig! Die zu sehr affichierten oder sich selbst affichierenden Protektoren und Protektricen[1]) mußten bei der jetzigen Witterung Wagner allerdings schaden.

Jämmerlich ist an der Geschichte nur, daß vor allem diejenigen, die der Protektion soviel Ruhm und Geld zu verdanken haben, ihrem Unabhängigkeitsdrang am lautesten Luft gemacht haben; jämmerlich ist ferner, daß man zu förmlichen Bübereien seine Zuflucht genommen hat und zum Beispiel vom Orchester aus bei einer pathetischen Stelle einmal einen Ton erklingen ließ, als wenn man eine Katze in den Schwanz gekniffen hätte; und jämmerlich wäre es, wenn wir, denen Wagner soviel Freude bereitet hat, unser jahrelang festgehaltenes, wohlbegründetes Urteil über die großen Schönheiten im ‚Tannhäuser' durch eine mit aller Hinterlist herbeigeführte Niederlage desselben in der Pariser Oper beirren ließen. ‚Tant pis pour les Parisiens!' wollen wir sagen. Und auch dort in Paris ist bei dem Charakter des Publikums und der Energie Wagners, die schon manchem Sturme die Stirn geboten, ein Umschlag des Urteils mehr als wahrscheinlich: er ist gewiß!"

Bei den Bülows lernte Frau Herwegh in Berlin Ferdinand Lassalle flüchtig kennen, der dann im Jahre 1860 von Ludmilla Assing, der Nichte Varnhagens von Ense, in die Wohnung des Dichters eingeführt wurde. Lassalle hätte Herwegh dazu bewegen wollen, eine Herausgabe seiner neuen politischen Gedichte zu veranstalten, und drang in ihn, damit er sich bis über Hals und Ohren, wie er sich ausdrückte, in eine agitatorische Tätigkeit hineinstürzte. Sein Wunsch war es, daß Herwegh Leitartikel für den „Nordstern", solche Briefe, meinte er, wie Börnes Briefe aus Paris, mit gleich glänzender Feder und aus einer tieferen Bildung heraus schreiben sollte. Es gelang schließlich Lassalle, das Bundeslied des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins von Herwegh zu erlangen.

Anfang und Schluß des Liedes lauten:

Bet' und arbeit'! ruft die Welt,
Bete kurz! denn Zeit ist Geld.
An die Türe pocht die Not —
Bete kurz! denn Zeit ist Brot.

Und du ackerst und du säst,
Und du nietest und du nähst,

[1]) Zu diesen gehörte u. a. die Fürstin Metternich, Gattin des österreichischen Botschafters in Paris.

Und du hämmerst und du spinnst —
Sag', o Volk, was du gewinnst!

— — — — — — — —

Menschenbienen, die Natur,
Gab sie euch den Honig nur?
Seht die Drohnen um euch her!
Habt ihr keinen Stachel mehr?

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

Deiner Dränger Schar erblaßt,
Wenn du, müde deiner Last,
In die Ecke lehnst den Pflug,
Wenn du rufst: Es ist genug!

Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Not der Sklaverei!
Brecht die Sklaverei der Not!
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot!

Als Lassalle das Bundeslied im November 1863 zum erstenmal im Berliner Arbeiterverein vorlas, rief es den lautesten Enthusiasmus hervor, und die ganze Versammlung erhob sich zum Zeichen des Dankes für den Dichter.[1]) Hans von Bülow komponierte es für vier Männerstimmen a cappella unter dem Namen W. Solinger,[2]) und Lassalle bestimmte, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe, die nicht mit der Absingung desselben beginne.

1864 erschien Richard Wagner, von seiner ersten Frau getrennt, schuldenbelastet, in Mariafeld bei Zürich wieder. Herwegh berief er mit folgenden Zeilen zu sich:

Lieber Herwegh!

Zeig, daß Du ein vernünftiger Freund bist, und komm meiner Bitte, welche ich zugleich mit der Familie Wesendonck an Dich richte, den heutigen Abend bei uns zu verbringen, unbedingt und freundlich nach.

Ich möchte so gern wieder einmal mit Dir zusammen sein, kann mich aber in Zürich selbst nicht sehen lassen, weil sonst der Zweck meines sehr kurzen Aufenthaltes — Erholung nach großer Strapaze — vereitelt werden müßte.

Also Du kommst? Gewiß! Herzlich grüßt

Dein Richard Wagner.

Einige Wochen darauf wurde der Komponist nach München gerufen als

[1]) Siehe Ferdinand Lassalles Briefe an Georg Herwegh, Zürich 1896.

[2]) In Erinnerung an die Solinger Schwertarbeiter, Lassalles treueste Anhänger.

Günstling des jungen Königs von Bayern. Von dieser Zeit an wurden auch die Beziehungen zwischen Herwegh und Wagner lockerer.

Zu der Erstaufführung des „Tristan und Isolde" in München erhielt Herwegh die folgende Einladung:

München, 7. Mai 1865.

Lieber Herwegh!

Am 15., 18. und 22. Mai finden wundervolle Aufführungen von „Tristan und Isolde" hier statt.

Herzlich bitte ich Dich, zugegen zu sein.

Melde, wenn und wann Du kommst, damit ich für Platz sorge. Bringe jedoch auch Semper mit: — am Ende macht es ihm doch auch Spaß, trotzdem die Geschichte ihm zu ernst dünkte.

Herzlichen Gruß! Dein Richard Wagner.

Das bayrische Volk aber wollte es Ludwig II. nicht verzeihen, daß er so große Summen auf Wagners Pläne verwendete, und Herwegh besang der Münchner wachsenden Groll in seinem satirischen Gedicht vom Januar 1866:

An Richard Wagner.

I

Vielverschlagner Richard Wagner,
Aus dem Schiffbruch von Paris
Nach der Isarstadt getragner,
Sangeskundiger Ulyß!

Ungestümer Wegebahner,
Deutscher Tonkunst Pionier,
Unter welche Insulaner,
Teurer Freund, gerietst du hier!

Und was hilft dir alle Gnade
Ihres Herrn Alkinous?
Auf der Lebenspromenade
Dieser erste Sonnenkuß?

Die Philister, scheelen Blickes,
Spucken in den reinsten Quell;
Keine Schönheit rührt ihr dickes,
Undurchdringlich dickes Fell.

Ihres Hofbräuhorizontes
Grenzen überstiegst du keck,
Und du bist wie Lola Montez
Dieser Biedermänner Schreck.

Solche Summen zu verplempern,
Nimmt der Fremdling sich heraus!
Er bestellte sich bei Sempern
Gar ein neu Komödienhaus!

Ist die Bühne, drauf der „Robert",
Der „Prophet", der „Troubadour"
Münchens Publikum erobert,
Eine Bretterbude nur?

Schreitet nicht der große Vasco
Weltumsegelnd über sie?
Doch Geduld — du machst Fiasko,
Hergelaufenes Genie!

Ja, trotz allen deinen Kniffen,
Wir versalzen dir die Supp';
Morgen wirst du ausgepfiffen —
Vorwärts, Franziskanerklub!

II

So in Prosa und in Reimen
Heult der wilde Bajuwar,
Und es heulen die „Geheimen":
Bayerland ist in Gefahr!

Ach, vergebens baute jener
Ludovik die Propyläʼn,
Denn die Sprache der Athener
Wird man niemals hier verstehn.

Wie die Narren dirʼs verübeln,
Wieʼs den Pöbel baß verdrießt,
Wie er seinen Schmutz in Kübeln
Schimpfend über dich ergießt;

Weil Horazens schwarze Bettel
Nicht mit dir zu Pferde sitzt;
Weil einmal ein Bankozettel
In der Muse Händen blitzt;

Weil des reichen Schachs Kamele
Zeitig angelangt einmal,
Eh' Firdusi seine Seele
Ausgehaucht in Not und Qual;

Weil einmal ein goldner Regen
In den Schoß des Künstlers fällt —
Ruiniere meinetwegen
Alle Könige der Welt.

Hol den Hort der Nibelungen,
Den versunknen, aus dem Rhein!
Und was Orpheus einst gesungen,
Sollt' es dir unmöglich sein?

Tiger, Affen, Schweinehunde,
Meyerbären macht er zahm;
Leider hab' ich keine Kunde,
Wie sich Sanchos Tier benahm.

Aber laß des Esels Knirschen
Dich nicht stören im Genuß!
Iß, mit wem du willst, die Kirschen,
Lieber Zukunftsmusikus!

Nur empfehl' ich dir das eine:
Bist du fertig, sag Ade!
Warte nicht, bis man die Steine
An den Kopf dir wirft — o weh!

Suche niemals mehr auf solcher
Erde dir ein Lorbeerblatt,
Hinge selbst das Vlies, das Kolcher,
Ueber jedem Tor der Stadt!

Der heimliche Besuch des Königs bei Wagner in Luzern, nachdem der letztere München hatte verlassen müssen, diente als Thema zu dem Scherzgedicht „Ballade vom verlornen König“:

Sei mir gegrüßt, du Tonjuwel,
Mir lieber als ein Kronjuwel,
Ich bleib' in deiner Villa,
Ist heut nicht dies illa,
Der einst das Leben dir verlieh,
Zum Schrecken aller Musici?

Der Fürst schwelgt mit dem Troubadour
In Dur und Moll, in Moll und Dur;
In seinem Nachtsack schleppt er
Nicht Krone und nicht Zepter —
Am dritten Tag erst fällt ihm bei,
Daß er der Bayern König sei.[1])

Im August 1869 wohnte Herwegh in München einer Probeaufführung des „Rheingolds“ bei. Er schrieb damals an seine Gattin:

München, 31. August 1869.

Wagner habe ich nicht besucht, aus dem einfachen Grunde, weil er nicht hier ist oder mehr als inkognito hier sein müßte; wohl aber habe ich ihm ein paar Worte geschrieben mit der ganz einfachen Bitte, mir zu einem anständigen Platz für die beiden ersten Vorstellungen des „Rheingolds“ behilflich zu sein, worauf ich Donnerstag abend von Luzern folgendes Telegramm erhielt:

Lieber Freund!

Dein Brief macht mir große Freude. Gebrauche diese Depesche beim Musikdirektor Richter, um alles zu verlangen, was Du wünschest und was ich diesem hiermit eifrigst empfehle. Sei meines steten treuen Angedenkens versichert.

Wagner.

---

[1]) S. Herwegh, Neue Gedichte, Zürich 1877 (vergriffen).

Seine Vermählung mit Cosima teilte dann Wagner dem Freunde in einem Brief mit, der nicht zu rechter Zeit in Herweghs Hände kam, was den Musiker zu diesem, die geschehenen Ereignisse beleuchtenden Schreiben, dem letzten in ihrem Briefwechsel, veranlaßte:

Luzern, 13. September 1871.

Lieber Herwegh!

Vorm Jahre warst Du — ich glaube fast — der einzige, dem ich in einem besonderen Briefe meine Trauung mit Cosima meldete; es bestimmte mich dazu ein tiefer, herzlicher Drang. Der Brief, welchen ich — auf eine jedenfalls irrige Mitteilung hin — nach Baden-Baden adressiert habe, kam mit zahlreichen Endossements als Zeugnis für seine Unbestellbarkeit an mich zurück. Ich hob ihn auf, um ihn Dir gerade in diesem Zustande nochmals zuzuschicken, sobald ich Deine richtige Adresse erfahren haben würde. Hierfür wendeten wir uns hauptsächlich an Richard Pohl: dieser antwortete aber gar nicht, endlich aber einmal über das ihn Betroffene einzig, so daß ich es glaubte aufgeben zu müssen. Neulich kam Loën [1]) hier durch, welchen ich in seiner Eigenschaft als Shakespearepräsident sofort um Bericht über Deinen Aufenthalt anging; er meinte, in Durlach — wisse es aber nicht genau. Endlich mußte Pohl noch einmal herhalten, und richtig gelang es endlich, Dein indiziertes Domizil zu erfahren. Der für Dich aufgehobene Brief war endlich aber — verloren gegangen.

Das ist die eine Geschichte.

Nun möchte ich aber doch einmal etwas von Dir erfahren: dazu möchtest Du mir verhelfen.

Wie Du vielleicht gelegentlich vernommen hast, lebe ich seit Jahren eigentlich außerhalb der Welt; aber da, wo ich lebe, solltest Du uns einmal besuchen; Du kannst hier erträglich unterkommen. Meiner Frau habe ich im Laufe der Jahre mein Leben erzählen müssen, und zwar in die Feder, mit welcher sie es nachschrieb. Auch meine Züricher Zeit ist aufgezeichnet: da kommst Du denn viel und wichtig vor. Aber auch ohne dies denke ich an Dich, wie wenig ich sonst an Erlebtem zu haften liebe. Gott, welcher Plunder liegt da hinter einem! Alles zerstiebt wie angebrannter Zunder beim Angreifen der Erinnerung. Da ist es denn von Wert, wenn man sinnend und fühlend an einem Guten zu haften vermag. Ich bitte Dich, laß von Dir hören! Was willst Du von mir wissen? Von Herzen

Dein Richard Wagner.

---

[1]) Loën wurde als Theaterkritiker und Verfasser des Romans „Bühne und Leben" bekannt; an Dingelstedts Stelle trat er als Theaterintendant in Weimar. Den obigen Passus recht zu verstehen, muß daran erinnert werden, daß Herwegh zuerst im Auftrage der Shakespearegesellschaft, später aus eignem Antrieb acht Shakespearesche Dramen und Lustspiele („Coriolan", „König Lear", „Die beiden Veroneser", „Zähmung einer Widerspenstigen", „Die Komödie der Irrungen", „Ende gut, alles gut", „Troilus und Cressida", „Wie es euch gefällt") übersetzte.

Dankbare Worte, die wieder betonen, wie sehr Wagner sich Herwegh gegenüber verpflichtet fühlte. Des Komponisten Ausfälle gegen Frankreich nach dem Deutsch-Französischen Kriege verhinderten aber, daß der Dichter die Zuvorkommenheit des früheren Freundes erwiderte. Beide vertraten nämlich grundverschiedene Ansichten in der nationalen Frage: indem Wagner für Bismarck und Kaiser schwärmte, drückte Herwegh seine Gesinnung gegen preußische Reaktion in seinen neuen Gedichten aus; seinem Sohn empfahl er, auf seinen Grabstein die Worte zu schreiben, wenn er die Vernichtung des freiheitfeindlichen Preußens erlebte: „Freue dich, Vater, Preußen ist nicht mehr!"

Als schweizerischer Bürger wünschte er, nach seinem Tode, der am 7. April 1875 erfolgte, in der freien Erde seines Heimatkantons in Liestal begraben zu werden. Herweghs letzter poetischer Gruß an Wagner erschien am 12. Februar 1873 in der Wiener Tagespresse.

Mit Franz Liszt traf Herwegh zum letztenmal zur Zeit seiner Münchner Reise im Jahre 1869 zusammen; der große Tonkünstler benahm sich damals so auffallend kalt, daß der Dichter nicht umhin konnte, seiner Frau humoristisch zu melden: „Es ist hier alles verrückt. Wagner wird artig und Liszt entschieden unartig." Liszt hielt aber seine Freundschaft treu bis ans Ende. Nach Herweghs Tod besuchte er wieder des Dichters Witwe in Baden-Baden und in Paris und richtete noch in seinem hohen Alter, kurz vor seinem Scheiden, einen lieben Brief an Marcel Herwegh, der auch mit Hans von Bülow, von dem er als „Patenkind" vorgestellt zu werden pflegte, bis zu des Meisters Tod in vertrautem Verkehr stand.

(Fortsetzung folgt)

Das Verhältnis Englands zu Deutschland

Von

Charles Trevelyan, Parlamentsmitglied

In Europa herrscht noch immer die Ansicht, daß die „Times" im Namen Englands spricht. Sie pflegt sogar noch als halboffiziell zu gelten. Deshalb wurde auch das Erscheinen des Artikels über den Brief des Deutschen Kaisers an Lord Tweedmouth in Europa als ein schwerwiegender Beweis für die mißtrauische Stimmung der englischen Nation angesehen. Der Fall kann dazu führen, daß man in Europa allgemein die tatsächliche Stellung der „Times" richtiger beurteilen lernt. Kein Mensch in England ist der Meinung, daß die „Times" offiziell oder unparteiisch oder über irgendeine der Schwächen der gewöhnlichen Tagesblätter erhaben ist. Sie nimmt noch immer einen hohen Rang ein, weil sie noch die besten auswärtigen Korrespondenten in ihrem Dienst hat. Kein andres Blatt als die „Times" bringt die Verhandlungen im Parlament

mit solcher Ausführlichkeit, daß man sich vollkommen darauf verlassen kann, wenn man einen genauen Bericht über das, was sich dort zuträgt, geben will. Die literarischen und finanziellen Artikel der „Times" stehen auf dem höchsten Niveau, das in irgendeinem Blatt erreicht wird. Aber auf politischem Gebiete ist sie nicht mehr das führende Blatt Englands. Sie ist nicht klüger, maßvoller oder einflußreicher in ihren redaktionellen Darlegungen als ein halbes Dutzend andrer Blätter beider politischer Gruppen. Und als wir in England eines Morgens den Brief und den Leitartikel eines aufgeregten Militärs lasen, konnten wir sie nach ihrem wahren Werte beurteilen. Wir wußten, daß die phantastische und beleidigende Deutung, die er der Mitteilung des Kaisers zu geben beliebte, von dem Herausgeber niemals zugelassen worden wäre, wenn sie nicht darauf berechnet gewesen wäre, einen englischen Minister zu diskreditieren. Die „Times" möchte gern die liberale Regierung loswerden. Sie ist deshalb gleich damit bei der Hand, Lord Tweedmouth ins Unrecht zu setzen. Kein Mensch in England ist der Meinung, daß die „Times" besonders darauf ausgeht, Gefühlen nationaler Animosität Vorschub zu leisten, oder glaubte wirklich, daß der Kaiser denke, er könne durch Briefe an den Ersten Lord der Admiralität eine Einschränkung unsers Budgets herbeiführen.

Man ist deshalb, wie Lord Rosebery riet, mit einem Lachen über den Fall hinweggegangen. Aber daß die Sache achtundvierzig Stunden auf beiden Seiten der Nordsee als ein ernster Fall angesehen werden konnte, gibt denkenden Männern Grund, im Gedächtnis zu behalten, wie reizbar und ängstlich die öffentliche Meinung in unsern beiden Ländern ist. Sowohl in Deutschland wie in England besteht eine gewaltige Partei, die eine bewußt unfreundliche Politik verfolgt und für die Zwischenfälle wie dieser goldene Gelegenheiten sind, die Dinge in falschem Licht darzustellen. Die große Masse der Bevölkerung ist in beiden Ländern kläglich schlecht über die Verhältnisse in dem andern Land unterrichtet und schnell bereit, auf die überhitzten Verdächtigungen übelwollender Journalisten und Redner zu hören. Wir in England erhalten zu viele unsrer Nachrichten über Deutschland durch solche vergiftete Kanäle. Und es ist die Aufgabe aller Friedensfreunde, die öffentliche Stellungen einnehmen, soviel als möglich dem schädlichen Einfluß des Jingojournalismus entgegenzuarbeiten.

Unser Volk weiß heutigestags nicht recht, was es glauben soll. Das letzte Ding in der Welt, das es wünscht, ist irgendein Streit mit Deutschland. Aber ein paar Journalisten und kleine Politiker weisen immer auf den „unvermeidlichen Krieg" hin. Sie geben in England jede heftige Meinungsäußerung in Deutschland wieder und suchen das schlechtunterrichtete englische Publikum glauben zu machen, daß Deutschland sich ebenfalls auf einen Konflikt vorbereitet. Es gab niemals eine lächerlichere Situation. Zwei große Nationen, die beide den Gedanken an einen Streit verabscheuen, sind in Gefahr, durch einen kleinen Kreis von skrupellosen und unverantwortlichen Männern der Presse zu der Ueberzeugung gebracht zu werden, daß sie natürliche Feinde sind.

Es liegt im gemeinsamen Interesse unsrer zwei großen Länder, daß alle

Mittel angewendet werden, diese grotesk falsche Schilderung der wahren Gefühle unsers Volkes zurückzuweisen.

Wenn man auch das Vorhandensein dieser Gruppe von Journalisten und Politikern zugeben muß, so sind sie doch eine viel weniger mächtige Partei, als der Lärm, den sie machen, den ausländischen Beobachter annehmen lassen würde.

Das nationale Charakteristikum des Engländers ist nicht Feindseligkeit gegen Ausländer, sondern eine Unkenntnis fremder Völker, auf die er eher stolz ist, als daß er sich ihrer schämen würde. Es ist eine Form von Selbstzufriedenheit, die natürlich zu gefährlichen Fehlern führen kann. Aber sie führt ihn nicht zu dauernden nationalen Antagonismen. Die Engländer mögen leichter als eine wohlunterrichtete Nation in eine blinde Bestürzung oder in leidenschaftliche Erregung infolge von Mißverständnissen geraten. Aber sie verschließen sich nicht gegen neue Eindrücke. Diese Eigenart ihres Wesens hat sich in besonders bezeichnender Weise während des Burenkrieges und nachher geoffenbart. Die weit überwiegende Majorität unsers Volkes dachte niemals auch nur einen Augenblick daran, was die europäischen Nationen zu unserm Vorgehen in Südafrika sagen würden. Auswärtige Beziehungen spielen in ihren Berechnungen keine Rolle. Mit dem größten Erstaunen sah sie eines Tages, daß wir die öffentliche Meinung von ganz Europa gegen uns aufgebracht hatten. Und bis zum heutigen Tage betrachten große Teile unsers Volkes den Abscheu vor diesem Kriege als eine Pose, die nicht den wirklichen Gefühlen Deutschlands oder Frankreichs entspreche. In gleicher Weise hat seit dem Kriege die Tatsache, daß wir dem Transvaal die Selbstverwaltung gewährt und ein Burenministerium eingesetzt haben, die Gefühle des Auslands gegen uns verändert und die Völker des Kontinents durch die Liberalität und die erfolgreiche Art, womit wir die Burenstaaten schon zu einem friedfertigen und zufriedenen Teil unsers Reiches gemacht haben, überrascht. In diesem Jahr wird der größere Teil unsrer Truppen aus Südafrika zurückgezogen werden. Aber es sind nur wenige englische Politiker, die sich im geringsten darum kümmern, daß uns dies das Wohlwollen auswärtiger Beobachter einträgt.

Es ist ganz sicher, daß diese gleichgültige Haltung fortdauern wird. Das ist mehr historischen als im Temperament begründeten Ursachen zu verdanken. England ist seit acht Jahrhunderten niemals erfolgreich angegriffen worden. Nur zweimal in den letzten vierhundert Jahren war es einigermaßen in Gefahr, von einer fremden Macht überwunden zu werden. Und dann ließ der Mißerfolg der spanischen Armada und der Flotte Napoleons bei Boulogne unser Gefühl unüberwindlicher Sicherheit nur noch stärker werden. Für die große Masse der Engländer wird die auswärtige Politik eine akademische Frage bleiben, bis uns irgendein großes Unglück zustößt, das uns eine Erinnerung an einen Kampf auf Tod und Leben gibt, wie sie andre Nationen schon haben, an einen Kampf, in dem unser Schicksal von irgendeinem fremden Willen gestaltet wird.

Dieses Verhalten der Engländer kann auf die Dauer eine Stärke oder eine Schwäche sein. Es hindert uns, übermäßig auf die Pflege auswärtiger Bündnisse bedacht zu sein. Es läßt uns sehr wenig besorgt sein über vorübergehende Phasen der auswärtigen Politik und achtlos gegen plötzliche Gefahren. Es vereinfacht unsre Flotten- und Heerespolitik. Denn wenn unser Volk nur die Ueberzeugung behält, daß unsre Flotte völlig unbesiegbar ist, ist es bereit, sich blindlings darauf zu verlassen, daß das Glück und unsre Panzerschiffe uns aus jeder denkbaren Verlegenheit, in die uns unsre Regierung bringen könnte, befreien werden.

Aber die besondere Folge dieses Verhaltens, die ich in diesem Augenblick speziell betonen möchte, ist, daß keine Ursache zu einem dauernden Haß gegen fremde Nationen vorhanden ist, weil nicht die geringste Furcht vor einem Zusammenbruch durch einen auswärtigen Krieg herrscht. Seitdem die Angst vor Napoleon geschwunden ist, haben wir keine nationale Furcht und keinen nationalen Haß gekannt. Nur ein Krieg könnte in unserm Volke einen Rassenhaß gegen Deutschland erzeugen. Und ohne diesen Rassenhaß braucht es nicht zu einem Kriege zu kommen, wenn er nicht absichtlich von Politikern, Journalisten und Finanzmännern herbeigeführt und in Szene gesetzt wird.

Wo also liegt irgendwelche Gefahr? Eine Rassenfeindschaft ist nicht vorhanden. Der deutsche Arbeiter und der englische Arbeiter verschmelzen in den Vereinigten Staaten in zwei Generationen miteinander. Die deutschen Geschäftsmänner florieren in England. In der letzten Versammlung der englischen Handelskammern wurde ein halbes Dutzend Reden von geachteten Mitgliedern aus unsern großen Fabrikstädten gehalten, in denen der Akzent den deutschen Ursprung der Redner verriet. Der Kaiser hat den britischen Botschafter nicht nur zu seinem diplomatischen, sondern zu seinem persönlichen Freund gemacht. Der Brite versteht einen Deutschen weit eher, als er einen Japaner oder einen Russen, einen Franzosen oder selbst einen keltischen Iren versteht.

Wo liegt also die Gefahr? Nicht in der Politik. Denn wir wollen keinen Teil Deutschlands wegschnappen. Ebenso will Deutschland keine unsrer Besitzungen. Unsre Regierungen mögen verschiedene Ansichten über die Orientfrage haben. Konstantinopel mag das Sturmzentrum Europas sein. Aber ein westeuropäischer Konflikt kann kaum entstehen aus einem Zwiespalt im Osten, wenn unsre Staatsmänner auch nur die gewöhnlichste Vorsicht beobachten. Es müßte irgendeine große und unvorhersehbare Aenderung in der europäischen Lage eintreten, um einen wirklichen Grund zu politischer Zwietracht zu schaffen.

Wo also liegt die Gefahr? Der britische Jingo spricht von Handelskonflikten. Und darin, darin allein liegt für ihn eine Aussicht, daß es ihm gelingen könnte, das schlechtunterrichtete englische Publikum zu irgendeiner vorübergehenden Erbitterung gegen Deutschland aufzureizen.

Gewiß sind wir Handelsrivalen. Und für manche Leute ist der Handel eine Geliebte, die mit Ausschluß aller Nebenbuhler erobert und geheiratet werden

muß. In beiden Ländern gibt es mächtige politische Gruppen, die an dieser exklusiven Lehre festhalten. Aber das ist eine Anschauung, die heutigestags in England nicht überwiegt. Die große Masse unsrer Bevölkerung besteht noch aus Freihändlern und ist noch der Ansicht, daß das wirtschaftliche Gedeihen fremder Länder unserm eignen Wohlstand zugute kommt und daß wir ebensosehr oder noch mehr als das Ausland durch Zollkriege und Retorsionszölle leiden würden.

Doch es wäre leichtfertig, die gewaltigen Anstrengungen, die jetzt gemacht werden, Großbritannien zum Schutzzollsystem überzuführen, und die unglücklichen Folgen, die dies auf unsre auswärtige Politik notwendigerweise haben würde, zu ignorieren.

Die zugrunde liegende Idee, welche die Schutzzöllner im ganzen Land predigen, ist, daß Mangel an Beschäftigung und niedrige Löhne in England die Folge des auswärtigen Wettbewerbes sind. Sie suchen mit allen Mitteln Mißtrauen und Haß gegen das Ausland zu erwecken. Wenn sie eine parlamentarische Mehrheit erlangen würden, so würden sie einen Schutzzolltarif schaffen und eine Reihe von Zollkriegen mit Frankreich, Deutschland und Amerika beginnen.

Eine derartige Politik würde mit einem Male eine neue Reihe von Verwicklungen in unsern auswärtigen Beziehungen hervorrufen, die dazu dienen würden, zwischen unsern Völkern böses Blut zu machen.

Unter den Schutzzöllnern allein ist die kriegslustige Partei, die wir die Jingos nennen, zu finden. Die Gruppe von Politikern und Journalisten, welche die konservative Partei in eine schutzzöllnerische Organisation zu verwandeln suchen, ist identisch mit den Leuten, welche die allgemeine Wehrpflicht fordern, die sich jeder Einschränkung der Ausgaben für die Armee und die Marine widersetzen, die über internationale Verständigungen spotten, die immer Lärm schlagen über deutsche Angriffslust und die jeden Zwischenfall, wie den Kaiserbrief an Lord Tweedmouth, aufbauschen und sich darüber freuen. Diese Leute regieren uns bis jetzt noch nicht und werden es vielleicht niemals tun. Aber sie werden von Einfluß sein, wenn die konservative Partei in den nächsten zehn Jahren eine Majorität erlangen sollte. Wenn sie autoritative Stellungen einnähmen und imstande wären, im Namen Englands über die Nordsee hin der deutschen Kriegspartei Beleidigungen zuzurufen, könnten unsre beiden Nationen wider Willen in eine Friktion hineingetrieben werden, welche die große Masse verabscheuen würde.

Doch ich habe hier das schlimmste Bild entworfen, das ich mir ausdenken kann. Denn wir sind noch sehr weit entfernt von einer Siegesperiode des Schutzzolls. Wahrscheinlich werden wir noch mehrere Jahre lang eine liberale Regierung haben. Die liberale Partei ist, im Bunde mit den im Parlament sitzenden Vertretern der Arbeiterinteressen, eine bewußte Friedenspartei. Sie ist in erster Linie an der Sozialreform in England beteiligt. Ungleich den Anhängern des Schutzzollsystems macht sie für die gegenwärtigen Uebelstände in

unsrer sozialen Organisation unsre eignen mangelhaften Einrichtungen, nicht das Ausland verantwortlich. Sie sucht die Trunksucht durch eine Reform des Konzessionswesens, die Arbeitslosigkeit und die schlechten Wohnungsverhältnisse durch neue Bodengesetze, die Schäden unsers Erwerbslebens durch Verbesserung des höheren Unterrichts, die Armut durch Altersversicherungen zu bekämpfen. Es liegt kein Grund vor, das Ausland zu verdächtigen, wenn es klar ist, daß die Hauptübel solche sind, die wir selbst heilen können. Die Augen des modernen Sozialreformers sind vom Ausland abgewandt, und er wünscht auswärtige Verwicklungen zu vermeiden. Nahezu das einzige Ereignis, das der gegenwärtigen liberalen Majorität im Parlament ein Ende machen könnte, würde ein auswärtiger Konflikt sein, für den die Regierung verantwortlich wäre.

Unter dieser Regierung indessen ist das schwerlich auch nur entfernt möglich. Sie ist wie ihre Anhänger friedliebend, und Sir Edward Grey ist ein tüchtiger, vorsichtiger Mann von sehr klarem Blick, von dem es sehr wenig wahrscheinlich ist, daß er sich in europäische Streitigkeiten verwickeln lassen wird.

Die Aussichten auf eine lange Periode guter Beziehungen zwischen unsern Regierungen sind deshalb gegenwärtig glänzend. Und aus diesem Grunde ist es augenscheinlich sehr schade, daß nicht irgendeine freie Aussprache zwischen den beiden Ministerien über unsre Flottenrüstungen stattfinden kann. In England herrscht, ausgenommen bei einigen Jingos, weder Furcht noch Entrüstung über die Vergrößerung der deutschen Flotte. Und es ist von großer Wichtigkeit, daß die deutsche öffentliche Meinung sich darüber klar wird, wie wir alle in Deutschland beantragten neuen Schlachtschiffe betrachten. Deutschland legt den größten Wert darauf, ein unbesiegbares Heer zu besitzen, nicht weil es jetzt einen russischen, österreichischen oder französischen Angriff fürchtet, sondern weil, wenn es je zu einem Krieg käme, seine nationale Existenz davon abhängen würde, daß es im Besitz eines Heeres wäre, das nicht geschlagen werden kann. In gleicher Weise hängt unsre nationale Existenz von einer unbesiegbaren Flotte ab. Sie ist unsre Versicherung nicht nur gegen eine völlige Niederlage im Kriege, sondern auch gegen eine unheilvolle wirtschaftliche Panik in einer Zeit europäischer Wirren. Es beweist nicht, daß wir Deutschland feindlicher Absichten verdächtigen, wenn wir Schiff für Schiff mit ihm bauen, welche Ausdehnung sein Programm auch haben mag. Wir müssen eine bestimmte nationale Politik maritimer Versicherung einhalten, die unsre Suprematie zur See sicherstellt, nicht zu Angriffszwecken, sondern zur Verteidigung. Wie tief eingewurzelt diese Politik ist, kann man aus dem Verhalten der jetzigen Regierung ersehen, die, obwohl sie im höchsten Grade auf die Verringerung unsrer Marineausgaben und auf die Erhaltung des Friedens bedacht ist, entschieden auf dem Standpunkt steht, daß wir im Bau von Schiffen einen Vorsprung vor allen andern Nationen haben müssen.

Die liberale Regierung ist im höchsten Grade darauf bedacht, den Bau von

Schiffen einzuschränken, und wird dies auch in dem Augenblick tun, wo die Flottenvergrößerung bei den andern Nationen aufhört.

Dieser Augenblick ist, soweit England in Betracht kommt, eine goldne Gelegenheit für diejenigen, die unsre beiden Nationen in herzlichere Beziehungen zu bringen wünschen. Der kleine Kreis von Leuten, deren Beruf es ist, Mißtrauen gegen fremde Nationen auszustreuen, ist vollständig ohne Einfluß im gegenwärtigen Parlament. Jedes herzliche Anerbieten, das Deutschland bezüglich einer gemeinsamen Flottenverminderung machen würde, oder jedes sonstige Entgegenkommen zum Zweck eines dauernden guten Einvernehmens würde in England eine enthusiastische Antwort finden.

Eine Ansicht, die im Auslande einige Verbreitung gefunden hat, ist die, daß die gegenwärtigen sehr herzlichen Beziehungen zwischen England und Frankreich auf einem beiderseitigen Uebelwollen gegen Deutschland beruhen. Was England betrifft, so ist unsre freundschaftliche Gesinnung gegen Frankreich in keiner Weise auf Berechnung zurückzuführen, sondern völlig spontan. Sie entspringt einem engeren Verkehr zwischen den beiden Völkern und dem Anwachsen eines vernunftgemäßen Widerstrebens gegen das Fortbestehen gegenseitiger Furcht. Es ist beiden Nationen klar geworden, daß keine Notwendigkeit besteht, unsre traditionelle Vendetta noch länger fortzusetzen.

Wenn dies Frankreich gegenüber möglich gewesen ist, um wieviel leichter möglich ist es, daß es mit Deutschland dahin kommt. Mit Frankreich haben wir eine lange Reihe von Kriegen geführt, die gefährlichsten, die wir je unternommen haben. Durch das ganze letzte Jahrhundert hindurch zogen sich die Erinnerungen an die Furcht vor Napoleon, und die Kinder wurden gelehrt, die Franzosen zu verachten, wenn nicht zu hassen. Was Deutschland betrifft, so haben wir in den traditionellen Gefühlen unsers Volkes nichts derartiges zu bekämpfen. Was wir an gemeinsamen militärischen Erinnerungen haben, sind die erfolgreicher Verbündeter. Hinter keinem von uns steht der Schatten der Rache. Warum sollten wir irgendwelche Leute Feindschaften für uns erfinden lassen? Versuchen wir eine ausgesprochen freundliche Gesinnung gegeneinander zu hegen und zu pflegen, die eine lebhaftere Antwort in den Massen unsers Volkes hervorrufen wird als die Aufforderungen zum Mißtrauen und zur Furcht.

Die Bedeutung der Augenstellung für die Physiognomie

Von

Prof. Dr. A. Bielschowsky

Zu allen Zeiten haben sich Naturforscher und Philosophen, Gebildete und Ungebildete mit physiognomischen Studien befaßt, indem sie aus dem Aeußeren ihrer Mitmenschen deren Gemütszustand, Charakter und Fähigkeiten zu erschließen versuchten. Auch die skeptischer veranlagten, kühlen Verstandesmenschen unsrer Zeit können sich von dem Einfluß, den das Aeußere des Individuums auf sie übt, nicht ganz freimachen, obwohl sie wissen, wie wenig zuverlässig die auf äußere Eindrücke gegründeten Meinungen in vielen Fällen sind. Die gleichsam suggestive Wirkung der Physiognomie hat ihre Unterlage in der Tatsache, daß gleichartige Gemütsverfassung bei der Mehrzahl der Menschen gleichartige Merkmale in den Gesichtszügen, in Haltung und Bewegung des Körpers hervorbringt, Merkmale, die in künstlerischen Reproduktionen der verschiedenen Affekte nicht fehlen dürfen, wenn der Beschauer sie als lebenswahr empfinden soll. Wie es möglich ist, daß in der Physiognomie nicht bloß augenblickliche Erregungen oder Stimmungen, sondern auch ständige Eigentümlichkeiten, speziell des Charakters, zum Ausdruck gelangen, hat Piderit in seinem Werk über Mimik und Physiognomik (2. Aufl., Detmold 1886) erläutert. Der Einfluß des Geistes auf den Körper betätigt sich in der Bewegung. Treten solche Bewegungen gleicher Art immer wieder in relativ kurzen Zwischenräumen auf, so hinterlassen sie bleibende Spuren in der Gestalt, besonders im Gesicht des Menschen, Spuren, aus denen die Neigung zu bestimmten Erregungen oder Stimmungen als „Charakterzug" ersichtlich ist.

Es ist bekannt, daß das Interesse für physiognomische Studien deren Bedeutung früher weit überschätzen ließ. Unter dem Scheine wissenschaftlicher Gründlichkeit wurden detaillierte Regeln über die Beziehungen zwischen Innerem und Aeußerem des Menschen aufgestellt, die man jetzt zum großen Teil als leere Phantasiegebäude ansehen muß, während sie einst teils infolge der Autorität ihrer Schöpfer, teils wegen der Vorliebe des Publikums jener Zeit für theoretische Spekulationen außerordentlich populär waren. Dies gilt besonders für die Lehren von Lavater, der in den Konturen des menschlichen Profils zuverlässige Merkmale des Charakters zu finden behauptete.

Auf den Namen einer Wissenschaft konnte die Physiognomik erst Anspruch erheben, als man an der Hand der Physiologie den gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen den äußeren Erscheinungen und ihren (inneren) Ursachen zu erforschen sich bestrebte. Praktische Bedeutung gewann die Physiognomik naturgemäß nur in der medizinischen Wissenschaft, indem sie eine Stütze der diagnostischen Kunst wurde. Der sorgfältig beobachtende Arzt lernte im Laufe der Zeit

eine große Menge physiognomischer Merkmale kennen, die ihn unter günstigen Bedingungen ein Krankheitsbild auf den ersten Blick erkennen lassen. Heutzutage spricht auch der gebildete Laie von einem phthisischen oder apoplektischen Habitus und verwertet hierbei eine empirisch und theoretisch wohlbegründete Physiognomik. Es gibt jedoch zahlreiche physiognomische Zeichen, deren Bedeutung nicht so klar zutage liegt und auch in den älteren Werken über Krankenphysiognomik vielfach teils übersehen, teils unrichtig ausgelegt worden ist.

So wird man auch dem Verhalten der Augen in rein physiognomischer Hinsicht nicht mehr die große Bedeutung für die Beurteilung schwerer Allgemeinerkrankungen zugestehen, wie sie noch Baumgärtner in seinem Werke über Krankenphysiognomik (2. Aufl., Stuttgart 1842) angenommen hat.

Am Auge läßt sich der Umschwung wohl am deutlichsten zeigen, der sich in der Auffassung von der Bedeutung physiognomischer Merkmale durch die Erforschung ihrer anatomischen und physiologischen Unterlagen vollzogen hat. In der älteren Physiognomik hat das Auge als „Spiegel der Seele" eine große Rolle gespielt. Baumgärtner weist zwar schon darauf hin, daß der dem Blick eines Menschen zugeschriebene Ausdruck nicht ohne weiteres als eine Funktion des Auges gelten kann, da ja gleichzeitig mit dem Auge auch die Gesichtszüge beobachtet werden, die an der Erzeugung jenes Ausdrucks mehr oder minder stark beteiligt sein können. Aber selbst dieser Autor spricht noch von einer „unmittelbaren Wirkung des Nervenagens beim Blicke", worin sich die Beziehungen der Seele zu den Sinnesnerven äußern sollen. Die Möglichkeit einer Wirkung der Gesichts-(Seh-)Nerven auf die durchsichtigen Teile des Auges sieht er darin begründet, daß sich bei „dynamischen" Leiden jener Nerven das Auge trübe, also auch bei verschiedenen Zuständen des Geistes und Gemütes durch Vermittlung der Nerven Klarheit und Glanz der Augen beeinflußt werden könne.

Von alledem ist nur die Tatsache richtig, daß bei Erkrankungen der die Endausbreitung der Sehnerven enthaltenden Netzhaut — ebenso wie bei andern chronischen Erkrankungen im Augeninnern, wobei die Ernährung der Kristallinse leidet — vielfach eine Trübung der letzteren eintritt. Erkrankung der Sehnerven selbst kann zur völligen Erblindung führen, ohne daß die Durchsichtigkeit des Auges im geringsten beeinträchtigt wird. Aber wir bedürfen zur Widerlegung der Annahme einer solchen Beziehung zwischen Seele und Auge gar nicht einmal des Augenspiegels, der den älteren Autoren ja noch nicht zur Verfügung stand. Isoliert man die Augen durch Abdecken der Umgebung mittels einer Maske, so verlieren sie jeden Ausdruck. Trotzdem wird gewiß niemand ihren Anteil am Mienenspiel in Frage stellen wollen.

Worauf gründet sich dieser Anteil? Wie schon einmal bemerkt wurde, wird geistiges Leben in der äußeren Erscheinung durch die Bewegung oder von einer solchen verbleibende Spuren zum Ausdruck gebracht. Dieser Satz trifft jedoch nicht ohne Einschränkung zu. Denn auch die Augen des Blinden sind in Bewegung, und doch erscheinen sie leer und ausdruckslos. Woran das liegt, ist unschwer zu erkennen, wenn man die Augenbewegungen

Blinder und Sehender miteinander vergleicht. Die ersteren vermögen ihre Augen, auch wenn sie es wollen, nicht längere Zeit in einer bestimmten Stellung zu erhalten, ihre Augen wandern meist ruhelos und zwecklos, bald in der einen, bald in der andern Richtung, oft auch ungleichmäßig umher. Diese Unruhe des Auges steht in so auffälligem Kontrast zu der eigentümlichen Starrheit der Gesichtszüge des Blinden, daß ihre Physiognomie dadurch ein ganz eigenartiges Gepräge erhält. Der Sehende hat dagegen für gewöhnlich seine Augen auf einen Gegenstand gerichtet, der seine Aufmerksamkeit erregt. Erst wenn diese sich einem neuen Gegenstand zuwendet, erfolgt auch eine Augenbewegung, die aber — im Gegensatz zu der des Blinden — fast ausnahmslos eine zweckmäßige und willkürliche ist.

Dem fixierten Objekt stehen die Augen bekanntlich derart zugekehrt, daß ersteres sich auf den in der Gegend der hinteren Augenpole gelegenen Stellen des schärfsten Sehens abbilden kann. So wird das Objekt, wie wir sagen, binokular fixiert. Obwohl man natürlich nicht ohne weiteres konstatieren kann, was für Bilder auf den Netzhautmitten eines andern gelegen sind, so ist aus der Stellung des sichtbaren vorderen Augenabschnittes, speziell der Hornhaut und Iris, doch meist zu entnehmen, worauf die Augen des Beobachteten gerichtet sind. Allerdings können dabei Täuschungen vorkommen. Trotz tatsächlich richtiger Augenstellung scheinen die Augen mitunter auf einen andern als den fixierten Punkt eingestellt, wenn nämlich — was häufig der Fall ist — die Blicklinien, die den fixierten Punkt mit den Stellen des schärfsten Sehens verbinden, nicht durch die Hornhautmitten gehen, nach deren Stellung der Beobachter die Blickrichtung beurteilt. Der Künstler, der dies weiß, gibt deshalb den Hornhautmitten seines Bildwerks eine leicht divergierende Stellung, wenn er den Eindruck eines in die Ferne gerichteten Blicks, wobei die Blicklinien normalerweise parallel laufen, erreichen will. Ebenso wie durch die Abweichung der Blicklinien von den Hornhautmitten ein Auswärtsschielen vorgetäuscht werden kann, wird gelegentlich dadurch auch ein wirkliches, nicht zu hochgradiges Einwärtsschielen verdeckt, wobei die Blicklinien sich in kürzerer Entfernung schneiden, als der Punkt gelegen ist, auf den die Hornhautmitten gerichtet sind. Viel seltener gehen die Blicklinien schläfenwärts an den Hornhautmitten vorbei, wodurch eine konvergierende Blickrichtung vorgetäuscht wird, während die Blicklinien in Wirklichkeit parallel gerichtet sind. Wenn in älteren Werken (von Joh. Müller, Henle u. a.) von verschiedenartigem Ausdruck des Blicks die Rede ist, je nachdem die einzelnen Individuen den Gegenstand der Aufmerksamkeit mit relativ zu starker oder zu geringer Konvergenz betrachten, so kann es sich bei solchen nur um wirkliches oder um das zuvor besprochene scheinbare Schielen, also um Anomalien handeln, die mit Charakter oder Stimmung nichts zu tun haben. Wir sprechen von einem scharfen, forschenden oder durchbohrenden Blick eines Menschen, wenn wir dessen Augen genau auf das unsrige gerichtet sehen; Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit vermuten wir — oft mit Unrecht — bei unserm Gegenüber, wenn seine Augen sich anscheinend in einer leicht divergierenden Stellung befinden; in Wirklichkeit

können seine Blicklinien ebenso genau eingestellt sein wie bei dem erst-erwähnten, der nur eine geringere Abweichung der Blicklinien von den Hornhautmitten hat.

Ueber den Einfluß des wirklichen Schielens auf die Physiognomie kann ich mich kurz fassen. Wenn auch der kosmetische Defekt der Schielenden gewiß geringer zu bewerten ist als ihre Unfähigkeit zu denjenigen Leistungen, die ein normales Zusammenwirken der beiden Augen erfordern, insbesondere also zu einer exakten Beurteilung feinerer Tiefenunterschiede, so gibt es gewiß wenige Fehler, deren operative Beseitigung aus rein kosmetischen Interessen — der funktionelle Defekt ist den meisten seit früher Kindheit Schielenden gar nicht fühlbar — so häufig und dringend gefordert wird, wie das Schielen. Es ist aber nicht bloß das kleinliche Motiv der Eitelkeit, das die Eltern ihr schielendes Kind zur Operation bestimmen läßt, sondern der berechtigte Wunsch, ihm Spott und Kränkung in der Kindheit zu ersparen und für spätere Zeit ein nicht zu unterschätzendes Hindernis in seinem Fortkommen zu beseitigen.

Während der Laie nur auf den geringeren oder größeren kosmetischen Defekt in der Physiognomie der Schielenden zu achten pflegt, bietet diese dem Augenarzt vielfach schon vor der eigentlichen Untersuchung Hinweise auf die Grundlage der Störung und den Weg zu ihrer Beseitigung. Ein kleiner Patient wird beispielsweise wegen starken Einwärtsschielens zum Arzt gebracht. Während dieser sich mit der Mutter unterhält und das Kind unbeschäftigt vor sich hin blickt, verschwindet öfters ganz plötzlich das vorher auffällige Schielen, kehrt aber sofort wieder, wenn das Kind angerufen wird oder sich für einen Gegenstand zu interessieren beginnt und ihn näher ins Auge faßt. Der Arzt, der dies Verhalten beobachtet und Analoges aus dem Bericht der Mutter erfährt, sagt sich, daß hier mit großer Wahrscheinlichkeit höhergradige Uebersichtigkeit vorliegt und das Schielen schon beim Tragen einer Konvexbrille verschwinden dürfte. Der Zusammenhang ist mit wenigen Worten zu erklären. Das übersichtige Auge ist zu kurz, so daß die Netzhaut vor der Brennebene der lichtbrechenden Teile des Auges liegt. Zum deutlichen Sehen bedarf es also einer Vermehrung seiner Brechkraft und erreicht diese durch den nämlichen Vorgang, mittels dessen jedes normalsichtige Auge in nicht zu vorgerücktem Alter für kurze Entfernung eingestellt, akkommodiert wird. Der Unterschied ist nur ein gradueller, insofern als der Uebersichtige einer Akkommodationsanstrengung schon zum deutlichen Sehen in die Ferne und einer relativ zu starken Akkommodation für nahe Objekte bedarf. Mit der Akkommodation für die Nähe ist aber durch einen nervösen Mechanismus eine Konvergenz der Blicklinien für die nämliche kurze Distanz verknüpft. Dies hat zur Folge, daß höhergradig Uebersichtige, wenn sie etwas scharf sehen wollen und deswegen relativ zu stark akkommodieren müssen, auch die Blicklinien für eine zu kurze Distanz einstellen, also schielen. Das Schielen verschwindet in solchen Fällen, sobald die Akkommodationsanstrengung nicht gebraucht wird, sei es, weil kein bestimmter Gegenstand die Aufmerksamkeit des Patienten fesselt, sei es infolge Vorsetzens derjenigen Konvex-

gläser, welche die Brechkraft des übersichtigen Auges dem Kurzbau entsprechend erhöhen.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung des Einflusses, den bei sonst normalen Verhältnissen die Blickrichtung auf die Physiognomie übt. Als Blickfeld bezeichnet man den Raum, dessen Grenzen durch die äußersten, nach den verschiedenen Richtungen erreichbaren Grenzstellungen der Blicklinien gebildet wird. Für gewöhnlich verbleiben die letzteren innerhalb eines mittleren Blickfeldbezirks von beschränkter Ausdehnung, was dadurch erreicht wird, daß an Stelle sehr ausgiebiger Augenbewegungen gleichgerichtete Kopfbewegungen, eventuell sogar Drehungen des ganzen Körpers ausgeführt werden, die Augen also nur einen Bruchteil der bei unbewegtem Kopf und Körper erforderlichen Bewegung zu machen haben. Bevorzugt wird von den Augen eine Stellung, die man als Ruhe- oder Mittelstellung bezeichnet, weil sich dabei die sämtlichen Augenmuskeln in einem Zustande gleichmäßiger, mittlerer Spannung befinden. Wie der Name erwarten läßt, ist die Mittelstellung auch dadurch charakterisiert, daß die Hornhaut annähernd in der Mitte der Lidspalte steht, die Blicklinien laufen parallel oder konvergieren symmetrisch, in horizontaler oder leicht gesenkter Lage. Wollen wir einen Gegenstand genauer betrachten, der nicht in Augenhöhe und annähernd in der Medianebene unsers Körpers gelegen ist, so drehen wir, wie schon gesagt, den Kopf, eventuell auch den ganzen Körper so, daß die Betrachtung des Gegenstandes in der den Augen bequemsten (Mittel- oder Ruhe-)Stellung möglich ist. Eine dauernd davon abweichende Augenstellung wird stets auffällig oder gezwungen erscheinen. Man denke nur daran, wie unnatürlich oder komisch eine Photographie wirkt, wenn der ungeschickte Photograph sein Opfer zu einem stark seitwärts gerichteten Blick veranlaßt hat. Anderseits gibt der darstellende und der bildende Künstler den Augen natürlich eine von der gewöhnlichen abweichende Stellung, um einen besonderen Ausdruck hervorzubringen, z. B. den Ausdruck der Andacht oder Verzückung durch nach oben gerichteten, den Ausdruck von Schüchternheit oder Demut durch gesenkten Blick.

Ob der Blick gerade und offen oder lauernd und verstohlen wirkt, hängt von dem jeweiligen Verhältnis zwischen Kopf- und Augenstellung ab. Wenn wir jemand beobachten, der in größerer Gesellschaft, ohne die Kopfhaltung zu ändern, stark seitwärts nach einem andern blickt, so erhalten wir den Eindruck, daß der erste sein Interesse am zweiten durch Vermeidung der auffälligen Kopfbewegung zu verbergen oder aber eine heimliche Verständigung mit jenem herbeizuführen sucht. Wie verschieden wirkt es, wenn jemand auf meine Anrede, ohne den Kopf zu rühren, nur die Augen auf mich wendet, oder aber womöglich nicht nur den Kopf, sondern den ganzen Körper nach mir herumdreht: hochmütige Nichtachtung oder vorsichtige Zurückhaltung, liebenswürdige Zuvorkommenheit oder Aufdringlichkeit und Wichtigtuerei kommen durch derartige, teils gewohnheitsmäßige, teils an bestimmte Anlässe gebundene Verschiedenheiten der Blickrichtung und Kopfhaltung oft zu prägnantem Ausdruck.

Auf die Kopfhaltung, soweit sie in Beziehung zur Augenstellung und dem

Bewegungsapparat der Augen steht, möchte ich noch etwas näher eingehen, um zu zeigen, unter welchen Umständen das physiognomische Merkmal eine pathognomische Bedeutung erlangt hat.

Auch für die Kopfhaltung gilt der Satz, daß Abweichungen von dem natürlichen, weil gewohnten Bilde nur dann als unnatürlich, abnorm erscheinen, wenn der Anlaß für die Abweichung nicht ohne weiteres ersichtlich ist. Eine ungewöhnliche und komplizierte Kopfhaltung, die zur genauen Betrachtung eines in ungewöhnlicher Lage zu den Augen befindlichen Objekts notwendig ist, befremdet keineswegs. Der Grund hierfür liegt tiefer, als es zunächst scheinen könnte. Die einzelnen Teile unsers Sehorgans sind nämlich in der Fähigkeit, Bilder der Außenwelt zu reproduzieren, durchaus nicht gleichartig ausgebildet. Vielmehr ist durch die im Laufe des Lebens wirkende Erfahrung und Einübung der einzelne Teil des Sehorgans bezw. des mit ihm zusammenhängenden nervösen Apparates für eine bestimmte Leistung besser „abgerichtet" als ein andrer Teil. Hering (Raumsinn des Auges in Hermanns Handbuch der Physiologie, Leipzig 1879) bezeichnet diese Eigentümlichkeit des Sehorgans als lokalisiertes Reproduktionsvermögen und veranschaulicht dasselbe an folgenden Beispielen. Verdeckt man an der wohlgetroffenen Photographie eines Menschen alles bis auf das Gesicht und hält sie verkehrt, so wird es selbst den nächsten Freunden und Bekannten schwer, wenn nicht unmöglich, das Bild zu erkennen. Zur schnellen und sicheren Reproduktion eines uns wohlbekannten Gesichtes gehört eben, daß jene von denjenigen Teilen der Sehsubstanz besorgt wird, die dafür besonders erzogen sind. Ferner betrachte man eine Landschaft, indem man mit nach unten gerichtetem Kopf durch die gespreizten Beine sieht, oder nur mit einem Auge, vor welches man ein das Bild der Landschaft umkehrendes Reversionsprisma hält, so erscheint die Landschaft völlig verändert. Alles Ferne scheint nähergerückt, die Ebene scheint nach der Ferne rasch anzusteigen, alle Farben sind energischer, und das Ganze gleicht viel mehr einem Gemälde, als das beim gewöhnlichen Sehen mit einem Auge der Fall ist. Daß wir überhaupt die auf den oberen Teilen der Netzhaut liegenden Bilder mit Vorliebe näher, die auf den unteren befindlichen ferner lokalisieren, ist nach Hering wohl auch eine Folge der „lokalisierten Gewöhnung".

Wenn wir also einem Gegenstand nicht bloß einen flüchtigen Blick schenken, sondern ihn eingehender Betrachtung würdigen, so geben wir ihm diejenige Lage, bei der sein Bild von den zur Erkennung und Unterscheidung bestbefähigten Teilen des lichtempfindlichen Apparates unsrer Augen aufgenommen, reproduziert wird. Ist aber die Lage des Objekts aus irgendeinem Grunde nicht veränderlich, so geben wir unserm Kopf eine Haltung, durch welche der nämliche Effekt der Herstellung bestmöglicher Abbildungsverhältnisse erreicht wird.

In geistreicher Weise hat dies Henke an bekannten Beispielen aus der bildenden Kunst erläutert. So veranlaßt die verschiedene Lage des Buches, in dem sie lesen, die Magdalena von Correggio und die von Battoni in den Gemälden der Dresdener Galerie zu verschiedenen Kopfhaltungen, von denen

die der letzteren recht unbequem, aber notwendig ist, um die Zeilen des Buches annähernd in Augenhöhe und parallel der Verbindungslinie der Augen zu haben. Trefflich analysiert Henke auch die Kopfhaltung von Raffaels Madonna aus dem Hause Colonna; das Bild verkörpert Mutterliebe und Mutterfreude in genial-einfacher Weise durch die zwar anmutige, aber doch recht unbequeme Kopfstellung, zu der die Madonna durch den Wunsch veranlaßt wird, dem Kinde voll und gerade ins Gesicht zu sehen, ohne dessen bequeme Lage zu verändern.

Geht aus dem bisher Gesagten hervor, wie notwendig die Bewegungen des Kopfes zur vollen Ausnutzung der Fähigkeiten unsers Sehorgans schon unter normalen Verhältnissen sind, so tritt die große Bedeutung der in Rede stehenden Beziehungen vielleicht noch schärfer hervor bei Störungen in der Beweglichkeit der Augen, vor allem also bei Lähmungen der Augenmuskeln bzw. der diese beherrschenden Nerven.

Wenn zum Augenarzt ein Kranker kommt, der den Kopf dauernd und krampfhaft nach rechts gedreht hält, so kann der Arzt meist ohne großes Risiko die Diagnose auf Lähmung eines nach rechts drehenden Augenmuskels stellen. Mit welchem Recht? Daß die Kopfhaltung des Kranken abnorm ist, fällt auch dem Laien auf, der den Zweck, die bequemste und für die Orientierung günstigste Blickrichtung zu ermöglichen, durch die Kopfhaltung nicht erfüllt sieht. Alles, was vor ihm oder nach rechts liegt, betrachtet der Kranke mit — infolge der habituellen Rechtsdrehung seines Kopfes — nach links gestellten Blicklinien, wie wenn das ihre Ruhestellung wäre. Das ist sie natürlich nicht, wohl aber die Stellung, die dem Kranken die relativ günstigsten Bedingungen für den Sehakt verschafft.

Nehmen wir an, es trete plötzlich eine Lähmung des rechten äußeren Augenmuskels ein. Die unmittelbare Folge ist eine Abweichung der rechten Blicklinie nach innen (nasenwärts), weil der in dieser Richtung wirkende Muskel durch die Erschlaffung seines Antagonisten das Uebergewicht erhält. Der Parallelismus der vorher auf ein fernes, geradeaus gelegenes Objekt gerichteten Blicklinien ist aufgehoben, sein Bild ist im abgelenkten rechten Auge von der Netzhautmitte auf eine exzentrische Stelle gerückt. Infolgedessen erscheint es in Doppelbildern, da die beiden Augen einen Gegenstand nur dann einfach sehen, wenn sein Bild entweder auf den Netzhautmitten oder auf Stellen liegt, die von den Mitten gleich weit und in gleicher Richtung gelegen sind. Um sich vor dem äußerst störenden Doppeltsehen zu schützen, muß der Kranke entweder ein Auge zukneifen oder seinen Blicklinien eine Richtung geben, bei der sie dem Einfluß des gelähmten Muskels nicht mehr unterliegen. Da beim Blick nach links normalerweise eine Erschlaffung der Rechtswender der Augen eintritt, so müssen natürlich die durch Lähmung eines Rechtswenders verursachten Störungen bei Linkswendung der Augen verschwinden. Diese Erleichterung verschafft sich unser Kranker dadurch, daß er den Kopf nach rechts dreht, wobei die Augen das geradeaus Gelegene in Linksstellung betrachten können.

Nebenbei sei bemerkt, daß auch Leute mit ungenügend korrigierten Brechungsfehlern der Augen, namentlich kurzsichtige und Astigmatiker, den Kopf seitwärts

drehen, wenn sie ferne Objekte deutlich sehen wollen, weil die seitlichen Teile der Konkavgläser stärkere — und auch ungleichmäßigere — Lichtbrechung bewirken als die Gläsermitten.

Nicht immer ist der Zusammenhang zwischen ungewöhnlicher Kopfhaltung und Augenstörungen so klar ersichtlich wie in dem obenangeführten Beispiel einer Seitenwenderlähmung. Dies gilt namentlich von einer Anomalie, die als Schiefhals (Torticollis, Caput obstipum) bezeichnet wird und darin besteht, daß der Kopf gegen eine Schulter, also seitwärts, geneigt gehalten wird. Als Ursache findet man bei einer Anzahl von Fällen eine Verkürzung des als Kopfnicker bezeichneten Muskels, der vom oberen Ende des Brustbeins und dem angrenzenden Stück des Schlüsselbeins zu dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortsatz des Schläfenbeins zieht. Die Verkürzung dieses Muskels, deren Zustandekommen hier nicht zu erörtern ist, hindert die Aufrichtung des Kopfes und erfordert zur Beseitigung in der Regel eine Durchschneidung des genannten Muskels mit nachfolgender orthopädischer Behandlung. In andern Fällen von Schiefhals liegt keine Veränderung in der anatomischen Struktur des Kopfnickers vor, dem Aufrichten des Kopfes stehen keinerlei *mechanische* Hindernisse im Wege. Diese Form von „*funktionellem*“ Schiefhals ist gar nicht selten auf Störungen im motorischen Apparat der Augen zurückzuführen und durch deren Behandlung zum Verschwinden zu bringen. In den typischen Fällen dieser Art besteht die eigentümliche Kopfhaltung seit kürzerer oder längerer Zeit, kann auch seit früher Kindheit habituell sein, ohne daß die betreffenden Individuen irgendwelche Beschwerden anzugeben haben. Veranlaßt man sie jedoch zur Aufrichtung des Kopfes, so verspüren sie teils nur ein unangenehmes Gefühl von Anstrengung in den Augen, teils klagen sie darüber, daß sie weniger deutlich sehen; intelligentere und gut beobachtende Personen bemerken, namentlich wenn ihre Aufmerksamkeit auf ein fernes, gut von der Umgebung abstechendes Objekt gerichtet ist, daß es ihnen in verschieden hoch stehenden Doppelbildern erscheint, die um so weiter auseinander rücken, je mehr sich der Kopf von der ursprünglichen Haltung entfernt, also nach der andern Seite geneigt wird. Beobachtet man dabei die Augenstellung der Betreffenden, so ist eine differente Höhenlage der Blicklinien an dem beiderseits verschieden großen Abstand zwischen Hornhaut und Lidrändern mitunter ganz deutlich zu erkennen, wie sie ja nach dem subjektiven Merkmal der vertikal distanten Doppelbilder zu erwarten ist. Wenn wir uns an das erinnern, was zuvor über die Erscheinung bei Seitenwenderlähmung gesagt wurde, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß bei den jetzt in Rede stehenden Fällen eine Störung des Gleichgewichts zwischen Hebern und Senkern eines Auges den Anlaß zu dessen Ablenkung in vertikaler Richtung gibt.

Nehmen wir wieder einen bestimmten Fall. Wir sehen einen Kranken, der den Kopf auf die linke Schulter geneigt hält, wobei die Augen auf ein gerade davor gelegenes Objekt richtig eingestellt sind. Neigt er den Kopf auf die *rechte* Seite, so bleibt nur mehr das linke Auge auf jenes Objekt eingestellt, das rechte geht in Schielstellung (nach oben). Bei Rechtsneigung des Kopfes tritt also ein

Uebergewicht der Heber des rechten Auges über die Senker zutage, das bei Linksneigung verborgen blieb. Wie ist das zu erklären? Trifft die zuvor ermittelte Regel, daß die Kopfhaltung bei Augenmuskellähmungen diejenige Augenstellung herbeiführt, bei welcher der gelähmte Muskel gar nicht gebraucht wird, also auch bei normalen Verhältnissen erschlafft ist, trifft diese Regel auch für den zuletzt erörterten Fall zu? Der Kranke mit Lähmung eines Rechtswenders hält den Kopf nach rechts gedreht, um ein geradeaus befindliches Objekt mit links gestellten Augen betrachten zu können. Das Analoge wäre bei Lähmung eines Senkers eine gesenkte Kopfhaltung, bei der die Blicklinien gehoben, also dem Wirkungsbereich des gelähmten Muskels entzogen sind. Solchen Kopfhaltungen begegnet man auch in Fällen von assoziierter, d. h. an beiden Augen gleichmäßig bestehender Senkerlähmung, dagegen meist nur angedeutet bei Lähmung eines einzelnen Senkermuskels. Für diese gibt gewöhnlich die Seitwärtsneigung des Kopfes das auffälligste äußere Merkmal ab, was sich folgendermaßen erklärt. Bei Neigung des Kopfes nach einer Seite erfolgt, was experimentell erwiesen ist, eine — gewöhnlich kurzweg als „Rollung" bezeichnete — kleine parallele Drehung der Augen um die von vorn nach hinten gehende Achse, wobei die Richtung der Drehung der der Kopfneigung entgegengesetzt ist. Bewirkt wird die Rollung durch die Heber und Senker, die an jedem Auge gleichzeitig je ein Paar „Links-" und ein Paar „Rechtsroller" abgeben. Bei der Linksneigung des Kopfes treten an beiden Augen diejenigen Muskeln gleichzeitig in Aktion, welche die Augen zur Rollung nach rechts veranlassen, während die ihnen entgegenwirkenden Muskeln erschlaffen. Der Kranke, den wir vorher als Beispiel gewählt hatten, konnte, wenn er den Kopf nach links geneigt hielt, richtig, d. h. binokular, fixieren, während bei Rechtsneigung des Kopfes ein Aufwärtsschielen des rechten Auges als Ausdruck für die Schwäche eines Senkermuskels auftrat. Welcher von den beiden Senkern des rechten Auges der minderwertige ist, geht nach dem Obengesagten unmittelbar aus der dem Kranken eigentümlichen bzw. aus dem ungünstigen Einfluß der entgegengesetzten Kopfhaltung hervor: da der eine Senker über eine links-, der andre über eine rechtsrollende Komponente verfügt, kann in unserm Beispiel nur der erstere minderwertig sein, denn dieser ist erschlafft, wenn durch Linksneigung des Kopfes eine Innervation der Rechtsroller veranlaßt wird. Seine Schwäche tritt besonders deutlich zutage, wenn er — bei Rechtsneigung des Kopfes — als Linksroller in Aktion treten soll.

Die soeben skizzierten Tatsachen zeigen, wie erst eine genaue Kenntnis der anatomischen und physiologischen Grundlagen der Augenbewegungen dazu verhilft, den Ursprung mancher Kopfhaltungsphänomene und deren pathognomische Bedeutung zu erkennen.

Abgesehen von Blickrichtung und der davon nicht zu trennenden Kopfhaltung beruhen die verschiedenartigen, dem Auge zugeschriebenen physiognomischen Wirkungen hauptsächlich auf den wechselnden Beziehungen zwischen Augenlidern und Augapfel. Das Offenstehen der Augen ist ja, wie Froriep es ausdrückt, der Maßstab des geistigen Wachseins. Schon durch geringfügige

Unterschiede in der die Weite der Lidspalte fast ausschließlich bestimmenden Stellung der oberen Lider wird der Ausdruck des ganzen Gesichts modifiziert. Einen wesentlichen Anteil daran hat der Umstand, daß die Reflexlichter, die dem Auge Glanz und Feuer verleihen, in der Regel auf der oberen Hornhauthälfte liegen und, je nach dem Stande des oberen Lides, bald mehr bald weniger sichtbar sind. Gewöhnlich decken die oberen Lider ein kleines Segment der Hornhäute; es wirkt schon auffällig, wenn die ganze Hornhaut frei in der Lidspalte liegt, wie es Schopenhauer als ein besonderes Merkmal von Goethes Augen hervorhebt. Solche Augen erscheinen auch ungewöhnlich groß, obwohl in Wirklichkeit die Maße normalsichtiger Augen von Erwachsenen keine nennenswerten Differenzen zeigen.

Hinter dem halbgeschlossenen Auge sucht man einen matten, schläfrigen Geist oder — wenn es sich um einen vorübergehenden Zustand handelt — Gleichgültigkeit oder Erschöpfung. Ungewöhnlich enge Lidspalten können ganz verschiedenartige Ursachen haben. Die durch krampfhafte Kontraktion des beide Lider umkreisenden Schließmuskels bedingte Verkleinerung der Lidspalte ist ein so charakteristisches Merkmal der Kurzsichtigen, daß es den Anlaß zu der — dem Griechischen entlehnten — Bezeichnung Myopie (von *μύειν*, schließen, blinzeln) gegeben hat. In dem zu langen Auge der Kurzsichtigen liegt die Netzhaut hinter der Brennebene des lichtbrechenden Apparates und erhält daher von einem punktförmigen Objekt kein punktförmiges, sondern ein flächenhaft verwaschenes Bild, den sogenannten Zerstreuungskreis. Je enger die Blende, durch die das Licht ins Auge tritt, um so kleiner sind die Zerstreuungskreise, um so schärfer die Netzhautbilder. Dies suchen die Kurzsichtigen dadurch zu erreichen, daß sie die Lider bis auf einen schmalen Spalt zusammenkneifen.

In andern Fällen ist die Verkleinerung der Lidspalte ein passiver Zustand, bewirkt durch Herabhängen der oberen Lider bei Lähmungen oder mangelhafter Entwicklung ihrer Hebemuskeln, einer Anomalie, die, namentlich wenn sie doppelseitig und bei Kindern angetroffen wird, die ganze Physiognomie in höchst ungünstiger Weise beeinflußt. Die Patienten tragen den Kopf hintenüber, weil sie sonst nichts von dem sehen können, was in einer gewissen Höhe über dem Fußboden liegt; infolge der dauernden Kontraktion des Stirnmuskels, der die Wirkung der Lidheber wenigstens zu einem kleinen Teil ersetzt, sind die Brauen hochgezogen, die Stirn ist von queren Falten gefurcht, was dem Gesicht einen eigentümlich blöden Ausdruck gibt. Nur nebenbei sei bemerkt, daß auch krankhafte Verdickungen der Lider — z. B. beim Trachom, der sogenannten ägyptischen Augenkrankheit — ein Herabhängen derselben verursachen können.

Bei starken psychischen Erregungen — Zorn oder Schrecken — kommt es vorübergehend zu ungewöhnlicher Erweiterung der Lidspalte, wobei durch das Aufreißen der oberen Lider ein Streifen der weißen Lederhaut oberhalb der Hornhaut sichtbar wird. Als dauernden Zustand trifft man die hochgradige Retraktion der oberen Lider bei der Basedowschen Krankheit, die bekanntlich — neben der Anschwellung der Schilddrüsen und abnormer Herz-

tätigkeit — Störungen der Augen- und Lidstellung zu ihren wesentlichsten Merkmalen zählt.

Zu dem Hochstand der oberen Lider kommt ein ungewöhnliches Zurückbleiben derselben bei Senkung der Augen, wobei dann in der klaffenden Lidspalte ein auffallend großer Teil vom Weiß der Lederhaut sichtbar wird. Der Ausdruck schreckhaften Staunens, den das Gesicht der Basedow-Kranken schon durch die Anomalien der Lidstellung erhält, wird durch ein weiteres Merkmal oft zu dem Ausdruck des Entsetzens gesteigert. Dieses Merkmal ist das Hervortreten der Augen aus ihrer Höhle, bekannt als Glotzauge oder Exophthalmus. Die Störung ist bald nur angedeutet, bald so hochgradig, daß ein vollständiger Lidschluß unmöglich wird. Sie kann auch bei dem einzelnen in ihrer Intensität sehr schwanken, ebenso plötzlich entstehen wie verschwinden, Phänomene, die in der Entstehung der Störung aus beträchtlichen Schwankungen in der Füllung der orbitalen Blutgefäße ihre Erklärung finden.

Daß bei allen innerhalb der Augenhöhlen sich abspielenden Krankheitsprozessen, besonders bei Geschwulstbildung und Entzündungen, aber auch bei abnormer Vermehrung des Fettgehalts der Augenhöhle durch die Raumbeschränkung ein- oder doppelseitiger Exophthalmus entsteht, bedarf keiner näheren Erläuterung.

Die Glotzaugen hochgradig Kurzsichtiger sind bedingt durch die abnorme Verlängerung des hinteren Augenabschnitts.

Der bei Lähmung der geraden Augenmuskeln sowie nach unvorsichtigen operativen Eingriffen an denselben auftretende Exophthalmus rührt daher, daß die geraden Muskeln in gespanntem Zustande den Augapfel nach hinten — in die Augenhöhle hinein — zu ziehen streben; sind sie dagegen erschlafft oder künstlich geschwächt, so gewinnt die entgegengesetzte Tendenz in der Wirkung der schrägen Augenmuskeln die Oberhand.

Ein ungewöhnliches Tiefliegen der Augen, Enophthalmus genannt, kann schon durch senilen Schwund des Fettgewebes in der Augenhöhle, ferner durch schwere, mit hochgradigem Säfteverlust einhergehende Krankheiten (z. B. Cholera) bedingt sein. Endlich ist der Enophthalmus auch die Folge von Verletzungen, die Frakturen der Augenhöhlenwandung oder narbige Schrumpfung des das Auge umgebenden Gewebes hinterlassen.

Ich habe in vorstehendem zu zeigen versucht, in welchem Umfange die Physiognomie durch die Augenstellung beeinflußt wird. Die Abschweifungen in das Gebiet des Pathologischen sollten dem Leser eine Vorstellung davon geben, wie die sorgsame Beachtung des von der Regel Abweichenden im Verein mit der Erforschung der normalen Funktionen des menschlichen Organismus dazu führen, physiognomische Merkmale für die ärztliche Diagnostik verwendbar zu machen.

Wiener Tagebuchaufzeichnungen

Von

Baron Cramm

Wien, 7. Mai 1873.

Bei strömenden Regen sind wir am 4. abends halb sieben hier angekommen, der Fürst, der Adjutant Hauptmann von Kracht und ich. Der Agent, der die Wohnung besorgt hat, empfing uns und brachte uns zu unserm Quartier, das recht geräumig und hübsch. Es ist im letzten Hause an der Kärntnerstraße und liegt mit der einen Seite an dem Platze, auf dem das prachtvolle neue Opernhaus steht. Wir gingen zeitig zur Ruhe, um Kräfte für den nächsten Tag zu sammeln, der allerdings große Anforderungen brachte. Montag den 5. machten wir vormittags eine endlose Besuchsrundfahrt und schrieben uns ein bzw. gaben Karten ab bei allen Erzherzögen, den obersten Hofchargen sowie bei den fremden zurzeit hier anwesenden Fürstlichkeiten, soweit wir kamen.

Um 2 Uhr wurde der Fürst vom Kaiser empfangen. Wir waren in großer Gala und selbstverständlich pünktlich zur Stelle. Die Burg und der kaiserliche Hof machen einen sehr großartigen Eindruck. Schon in den Höfen die höchst eleganten kleidsamen Uniformen der Hofburgwache, zu der nur große hübsche Leute genommen werden, dann in den Vorsälen die Trabanten und Arcierengarden, die ersteren mit Hellebarden, die andern mit breiten Schwertern in roter, reich mit Gold verzierter Uniform. Die Garden bildeten Spalier, als der Fürst eintrat und der Kaiser ihm entgegenkam. Der Kaiser und der Fürst gingen in das Kabinett des Kaisers, während Kracht und ich mit dem Flügeladjutanten Fürsten Rudolf Lobkowitz zusammenblieben. Fürst Lobkowitz ist nicht Chef seines Hauses, sondern ein Vetter desselben. In Oesterreich werden aber alle Nachgebornen der mediatisierten fürstlichen Häuser nicht Prinzen, sondern Fürsten genannt. In Bayern ist es übrigens ebenso. Dem Kaiser, der mit unserm Fürsten sehr liebenswürdig gewesen, wurden wir beim Herauskommen der Herrschaften vorgestellt. Kaiser Franz Joseph, der im dreiundvierzigsten Lebensjahre steht, sieht noch jugendlicher aus, als er ist. Er ist zierlich gebaut und eher klein als groß. Er sprach mit uns, wie bei solcher Gelegenheit üblich, einige freundliche Worte. Bald nach halb drei waren wir wieder in unserm Quartier. Wir dinierten in einem Restaurant und fuhren nach dem Essen ins Strampfertheater, wo wir die berühmte Gallmeyer in einem sogenannten Lebensbilde bewunderten.

Heute früh bummelte ich etwas in der Stadt umher und begleitete den Fürsten um halb zehn in die Weltausstellung, die natürlich noch lange nicht fertig ist — es gibt Annexe, in denen noch gar nichts aufgestellt ist, aber das Vorhandene ist so viel, daß man Wochen gebrauchen würde, um alles nur einigermaßen gründlich anzusehen. Das riesige Ausstellungsgebäude liegt im Prater, also in einem der schönsten Parks der Welt. Namentlich jetzt im ersten Frühlings-

grün ist der Prater entzückend. Heute suchten wir uns ein Gesamtbild der Ausstellung zu verschaffen und verweilten länger nur in der sehr sehenswerten österreichischen Glasausstellung, in der auch gleich einige bedeutende Bestellungen für den Osterstein gemacht wurden. Um 1 Uhr machten wir wieder eine Visitenfahrt bei unserm Herzoge, der in seiner Hietzinger Villa wohnt, beim Großherzoge von Oldenburg und dem Prinzen Wasa.

Um 5 Uhr ging ich zu Heinrich Laube, den ich noch nicht persönlich kannte, mit dem ich aber wiederholt in Theaterangelegenheiten korrespondiert hatte. Laube ist, wie Euch bekannt, zurzeit Direktor des neugegründeten Stadttheaters und in allen Theaterfragen eine erste Autorität. Ich wurde von ihm und seiner vortrefflichen Gattin auf das liebenswürdigste aufgenommen, wohl besonders deshalb, weil ich ihnen Grüße von meinem Fürsten und der Fürstin-Mutter auszurichten hatte. Der Fürst ließ auch seinen Besuch in Aussicht stellen. Laube interessierte sich lebhaft für das neugegründete Hoftheater in Gera, riet entschieden dazu, ein bestimmtes Genre besonders zu kultivieren, und war mit mir darüber einverstanden, daß ein kleines Hoftheater am besten täte, in erster Linie das bürgerliche Schauspiel auf das Repertoire zu bringen. Ich wurde aufgefordert, meinen Besuch zu wiederholen, Frau Laube empfängt jeden Tag um 5 Uhr.

Nach dem Diner fuhr der Fürst mit Kracht und mir ins Opernhaus, wo wir das prachtvoll ausgestattete Ballett „Ellinor" sahen. Sehr angenehmerweise haben wir die Benutzung der kaiserlichen Logen und wurde ich durch die außerordentlich große Liebenswürdigkeit der österreichischen Hofkavaliere auf das angenehmste berührt, auch die Herren vom höchsten Range machen sich den Fremden, denen sie in der kaiserlichen Loge begegnen, bekannt — eine Höflichkeit, der man schwerlich an andern großen Höfen begegnen wird.

*

Wien, 8. Mai 1873.

Gestern war wieder ein sehr bewegter Tag, vom herrlichsten Wetter begünstigt. Schon um $9^3/_4$ Uhr fuhren wir zur Ausstellung und verweilten mehrere Stunden in der land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung des Prinzen August von Sachsen-Koburg und Gotha, der den großen ehemals Kohárysschen Besitz in Ungarn innehat. Sein Vater, Prinz Ferdinand, war mit der Kohárysschen Erbtochter vermählt und bei dem enormen Vermögen, welches sie in das Koburgische Haus brachte, wurde gern über die eigentlich mangelnde Ebenbürtigkeit weggesehen. Prinz August erbte, obgleich er zweiter Sohn war, das Kohárysche Fideikommiß, weil sein älterer Bruder Ferdinand nach seiner Vermählung mit der Königin Maria da Gloria von Portugal König von Portugal geworden war. Der Prinz August, ein naher Verwandter meines Fürsten, ist mit der Prinzessin Clementine von Orléans, jüngsten Tochter des Königs Louis Philippe, vermählt und bewohnt im Winter in Wien ein sehr elegantes Palais, das ich jedenfalls auch noch kennen lernen werde.

Um 4 Uhr waren wir zum Diner in der kaiserlichen Burg. Man ver-

sammelte sich in den sogenannten Geheimratszimmern. Es war eine sehr glänzende Gesellschaft. Außer dem Kaiser und der Kaiserin erschienen unser Kronprinz mit der Kronprinzeß, der Großherzog von Oldenburg, Graf und Gräfin von Flandern, der Erzherzog Karl Ludwig, die schöne Herzogin von Ossuna, geborene Prinzessin Salm, der deutsche Botschafter General von Schweinitz mit Gemahlin, der Minister des Aeußern und Kaiserlichen Hauses Graf Andrássy mit Gemahlin, der zisleithanische Ministerpräsident Fürst Auersperg mit Gemahlin, Fürst und Fürstin Hohenlohe, Fürst und Fürstin Fürstenberg, Prinz Albrecht Solms-Braunfels, Markgraf Pallavicini, Graf Grünne u. a. Ich hatte meinen Platz zwischen den beiden Staatsdamen der Gräfin von Flandern, Baronin Kint und Baronin van der Bosche, mit denen ich mich sehr gut unterhielt. Es wurde von goldenem Service gespeist. Das Diner war gut, aber nicht außergewöhnlich, ganz vorzüglich die Tafelmusik. Nach dem Diner stellte der Fürst mich der Kaiserin vor. Sie ist wunderschön, noch viel schöner wie alle Bilder, die ich von ihr gesehen habe. Da der Hof noch in Halbtrauer um die am 9. Februar verstorbene Kaiserin-Witwe Karolina Augusta ist, erschien die Kaiserin in schwarzem Samt mit reichem Diamantschmuck, mit einem wundervollen Diadem über den aufgelösten Haaren. Man würde nie glauben, daß sie schon eine verheiratete Tochter habe. Allerdings ist die Erzherzogin Gisela, die sich vor nicht ganz drei Wochen mit dem Prinzen Leopold von Bayern vermählt hat, noch nicht siebzehn Jahre alt. Der Kronprinz, der die Kaiserin geführt hatte, war in österreichischer Husarenuniform, die ihm übrigens nicht gut steht, der Kaiser, der die Kronprinzeß führte, trug die Uniform seines preußischen Husarenregiments. Die Kaiserin sprach mit mir über die Ausstellung. Sehr erfreut war ich, den Prinzen Albrecht Solms zu treffen, den ich seit 1866 nicht mehr gesehen hatte. Er konnte mir die besten Nachrichten über den König Georg, seinen Onkel, und das ganze königliche Haus geben. Die hannoverschen Herrschaften sind aber zurzeit nicht in Wien, sondern in Gmunden, wo sie sich sehr wohl fühlen. Wir sprachen viel von den hannoverschen Zeiten vor 1866. Die Familie Solms hat den Umschwung der Verhältnisse schwer empfunden, da sie ganz als dem königlichen Hause zugehörig behandelt wurde, was allerdings der hannoversche Adel übel vermerkte. Prinz Solms erzählte mir, daß sein Bruder Ernst, der im hannoverschen Garderegiment Hauptmann war, seit dem 3. Februar d. J. nach dem Tode seines Onkels, des Fürsten Ferdinand, Chef des Hauses geworden sei.

Abends ging ich in das Stadttheater, um eine Vorstellung von „Nathan dem Weisen" zu sehen. Das Theater ist sehr hübsch und sehr praktisch eingerichtet. Die Vorstellung war vorzüglich geleitet, wenn auch die einzelnen Künstler nicht gerade hervorragend waren. „Nathan" wurde zum ersten Male von Herrn Otter gegeben, der bis zum August v. J. in Braunschweig engagiert gewesen war. So ganz eingedrungen in den Geist der Rolle schien er mir aber noch nicht zu sein, war aber in einigen Szenen sehr gut. Man merkte Laubes Geist. Er wurde sehr lebhaft applaudiert, während der Tempelritter Herr Salomon, den ich mindestens ebensogut fand, sehr kühl behandelt wurde. Ganz

vorzügliche Leistungen waren aber die des Herrn Arnau als Klosterbruder und der Frau Schönfeld als Daja. Das Stadttheater wird ganz besonders von der Wiener Hautefinance protegiert, in deren Händen auch die meisten Plätze des ersten Ranges sind. Da brachte neulich ein Blatt die scherzhafte Nachricht, daß eines Abends im Stadttheater sich eine große Aufregung gezeigt hätte, weil man im ersten Range einen Christen bemerkt habe.

*

Wien, 9. Mai.

Gestern suchte ich Mr. Archibald Forbes auf, der im Kriege 1870 als Korrespondent der „Daily News" tätig war und mich oft in Courcelles sur Nied besucht hatte. Ich fand ihn in einem Café mit verschiedenen englischen und amerikanischen Kollegen zusammen, die von Wien und der Ausstellung sehr entzückt sprachen. Der eine Amerikaner hatte über die Eröffnung der Ausstellung am 1. Mai eine Depesche von 7600 Wörtern nach New York abgehen lassen und dafür 12000 Taler bezahlt. Mr. Forbes erinnerte sich noch ganz genau seiner Besuche in Courcelles und stellte mich den Newspapers Correspondents als ein Beispiel größter menschlicher Geduld vor.

Abends ging ich mit dem Fürsten ins Burgtheater, das noch immer das erste deutsche Theater ist. Es wurden zwei Stücke gegeben, ein dreiaktiges, „Didier" aus dem Französischen, und ein einaktiges Lustspiel „Wenn man nicht tanzt". Die Darstellung war eine ganz vollendete, aber beide Stücke bedurften auch einer solchen, um zu gefallen. Die Natürlichkeit der Sprache und der Bewegung habe ich nirgends so gesehen. Das Haus selbst ist klein und sehr einfach, die Gänge sind beängstigend eng, und wenn einmal ein Feuer entstünde, würde es entsetzlich sein. Man hat aber die Absicht, ein neues glänzendes Haus zu bauen.

Heute früh war ich im Belvedere und erfreute mich an der herrlichen Gemäldesammlung. Die an und für sich sehr prächtigen Säle und Zimmer des Belvedere eignen sich aber wenig für die Ausstellung der Gemälde, und man hat die Absicht, sie in einem neuen Museum unterzubringen. Man spricht davon, das Belvedere später für den Kronprinzen als Palais einzurichten. Nach dem Frühstück besuchte ich Herrn von Dingelstedt, den jetzigen Intendanten des Burgtheaters, der mich einlud, wenn meine Zeit es erlaube, auch einigen Proben im Theater beizuwohnen. Um 5 Uhr waren wir zum Diner im Palais Koburg und fanden dort außer dem Prinzen August Koburg, seiner Gemahlin, der Tochter Prinzeß Amalie und dem jüngsten, erst zwölfjährigen Sohn Prinzen Ferdinand, den Prinzen und die Prinzeß Georg von Sachsen mit Gefolge, den Prinzen Wilhelm von Holstein-Glücksburg, österreichischen Feldmarschalleutnant und Bruder des Königs von Dänemark, die Herzogin von Ossuna und den dänischen Gesandten von Falbe mit Gemahlin. Das Palais ist sehr elegant eingerichtet. Im Salon der Prinzessin, die ebenso wie ihr jüngster Sohn ganz entschieden bourbonisch aussieht, hingen zwei vorzügliche Bilder ihrer Eltern, des Königs Louis Philippe und der Königin Amélie. Mein Tischnachbar war der Hofmarschall des Kronprinzen von Dänemark, Graf Danneskjold-Samsöe, der

sich über die Liebenswürdigkeit unsers Kronprinzen begeistert aussprach. Der Kronprinz habe es verstanden, im Fluge hier in Wien alle Herzen zu gewinnen. Der Prinz Georg von Sachsen, der zweite Sohn des Königs Johann, erinnerte sich, mich im Winter 1866/67 in Dresden gesehen zu haben, er wußte auch von meiner Tätigkeit in Langensalza 1866 und vor Metz 1870 und bemerkte sofort die sächsische Erinnerungsmedaille, die ich trug. Da der Kronprinz Albert keine Kinder hat, so ruht die Hoffnung Sachsens auf den Söhnen des Prinzen Georg, der ein idealer Familienvater sein soll.

Nach dem Diner fuhren wir ins Opernhaus, um das glänzend ausgestattete Ballett Fantasca zu sehen. Die kaiserliche Mittelloge war ganz angefüllt mit Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, so daß wir „Hofschranzen" in den Prosceniumslogen untergebracht waren. Für mich ist von jeher ein großes Ballett das Langweiligste gewesen, was es gibt. Die Stunden im Opernhause waren aber für mich doch sehr angenehm durch meine Nachbarin, die sehr hübsche und liebenswürdige Hofdame der Kaiserin, Gräfin Ludowike Schaffgotsch. Es interessierte sie sehr, von ihren, wenn auch entfernten, schlesischen Verwandten zu hören, namentlich wollte sie möglichst viel erfahren über den Grafen Hans Ulrich und seine Gemahlin Johanna geborene Gryzik von Schomberg-Godulla.

Nach dem Theater war noch eine große Soiree bei dem deutschen Botschafter Schweinitz. Das Botschaftspalais liegt in einer ganz engen Straße. Die Salons, ebenso eng, waren vollgepfropft von Erzherzögen und Erzherzoginnen, Kronprinzen und Kronprinzessinnen, Großherzögen, Herzögen, Fürsten und Prinzen u. s. w. Wir blieben kaum länger als eine gute Viertelstunde, hatten aber das Vergnügen, eine Stunde auf den Wagen zu warten, was bei der Enge der Straße nicht zu verwundern. Wie glücklich war ich, als ich mich in meinem Zimmer fand, denn dieses Tages Qual war groß!

*

Wien, 11. Mai.

Gestern um 10 Uhr fuhren wir zu dem Künstlerhause, welches von der Genossenschaft Wiener Künstler erbaut ist und zurzeit eine Ausstellung neuer Gemälde enthält. Unter einigen andern sehr guten Bildern fesselt aber vor allen ein neues großartiges Bild von Hans Makart, die „Huldigung der Katharina Cornaro", die allgemeine Aufmerksamkeit. Vor dem Bilde ist immer ein dichter Kreis von Bewunderern. Der Großherzog von Oldenburg, mit dem wir zusammentrafen und der bekanntlich ein vorzüglicher Kunstkenner ist, erklärte, daß seit Rubens nichts Aehnliches geschaffen sei. Der Reichtum der Erfindung, die Farbenpracht, das Leben in dem Bilde seien unvergleichlich. Makart soll für das Bild 85 000 Gulden erhalten haben.

Vom Künstlerhause ging es zu der Ausstellung, in der große Fortschritte zu konstatieren waren. Es wimmelte von Fürstlichkeiten, ich glaube, es waren sämtliche fremden Herrschaften in der Ausstellung. Zum erstenmal sah ich den Prinzen von Wales und seinen Bruder, den Prinzen Arthur, den dritten Sohn der Königin Viktoria. Der Prinz von Wales hat etwas außerordentlich Joviales

und Ungezwungenes, er spricht vortrefflich Deutsch. Abends begleitete ich den Fürsten ins Opernhaus, wo wir „Rigoletto“ hörten, und von da in die Soiree beim Ersten Oberstthofmeister des Kaisers, Prinzen Konstantin Hohenlohe. Prinz Konstantin ist der jüngste der vier Brüder Hohenlohe-Schillingsfürst, die unter den Mitgliedern des hohen deutschen Adels eine hervorragende Stellung einnehmen. Den ältesten, den Herzog Viktor von Ratibor, der zugunsten des jüngeren Bruders Chlodwig auf das Fürstentum Schillingsfürst verzichtete, habe ich oft in Breslau gesehen, wenn er als Landtagsmarschall in Tätigkeit war. Der Fürst Chlodwig hat als bayrischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich um unser geeintes Vaterland die größten Verdienste erworben. Der Prinz Gustav, seit 1866 Kardinal, gilt für einen der liberalsten Kirchenfürsten. Die beiden Schwestern Hohenlohe-Schillingsfürst, Amalie, seit 27. Dezember 1868 Witwe des bekannten Malers Professor Richard Lauchert, und Prinzessin Elise, seit 1. August 1868 vermählt mit dem trefflichen Prinzen Karl zu Salm-Horstmar, sind auch so ganz verschieden von den Damen ihres Standes.

Der Oberstthofmeister hat eine Dienstwohnung im kaiserlichen Palais im Augarten, hat aber seine Empfangsräume höchst angenehmerweise in einem andern Gebäude wie seine Wohnräume. Die Salons sind groß, hoch, sehr gut erleuchtet, aber sehr einfach ausgestattet. Der Prinz und seine Gemahlin, eine geborene Prinzeß Wittgenstein, sind sehr liebenswürdige Wirte und haben eine vornehme Art, ihre Gäste zu begrüßen. Es fanden sich ziemlich dieselben Persönlichkeiten ein wie beim deutschen Botschafter, nur mehr Mitglieder der österreichischen Aristokratie und sonstige hervorragende Wiener Persönlichkeiten. Ich wäre gern länger geblieben, da man sich viel freier bewegen konnte wie in den engen Räumen der deutschen Botschaft, aber der Fürst drängte nach einer halben Stunde zum Aufbruch.

*

Wien, 12. Mai.

Gestern früh war ich allein in der Ausstellung und erfreute mich an den schönen italienischen Möbeln, geschnitzten wie ausgelegten, an den sehr geschmackvollen schwedischen Porzellanen und einer wundervollen Ausstellung Brüsseler Spitzen. Abends war ich im Burgtheater und sah „Egmont“. Die Inszenierung interessierte mich außerordentlich, die Vorstellung selbst war aber eigentlich des Burgtheaters kaum würdig. In einer Parterreloge saß der Prinz von Asturien, Alfons, der einzige Sohn der Königin Isabella von Spanien, mit seiner Schwester, der Gräfin von Girgenti. Er ist fünfzehn Jahre alt und macht einen sehr günstigen Eindruck. Er wird hier in Wien erzogen und besucht das Theresianum, dessen kleidsame Uniform er auch trägt. ‚Welch ein Wechsel des Geschicks,‘ dachte ich, als ich beim Herausgehen in dem engen Gange den König von Spanien, denn das würde er sein, da die Königin Isabella auf den Thron verzichtet hat, und seine Schwester ebenso wie andre Sterbliche gedrängt und gestoßen sah. Die Gräfin Schaffgotsch hatte mir neulich schon viel von dem jungen Prinzen

erzählt, der sehr gescheit und fleißig sei, was ihm zugute kommen wird, wenn sich in Spanien einmal wieder das Blatt zu seinen Gunsten wendet.

*

Wien, 13. Mai.

Um halb zwei frühstückte ich bei Theodor Lobe, der jetzt als erster Charakterspieler am Stadttheater wirkt und den ich in Breslau als Direktor seines Theaters sehr gut gekannt hatte. Es war eigentlich für mich zu spät zum Frühstück, da ich um 4 Uhr mit dem Fürsten beim Erzherzog Ludwig Viktor speisen sollte. Ich wollte aber Lobe nicht gern einen Korb geben und freute mich darauf, mit dem bedeutenden Künstler wieder einmal zusammen zu sein. Außer mir war nur noch ein Gast bei dem sehr opulenten Frühstück, ein Russe, Direktor der Petersburg-Warschauer Eisenbahn, der uns sehr interessante Mitteilungen über russische Zustände machte. Er erzählte auch, mit welchem Enthusiasmus unser alter Kaiser, der vom 27. April bis 8. Mai in Petersburg gewesen, dort aufgenommen sei. Einen treueren Freund als Kaiser Alexander habe Kaiser Wilhelm nicht, und der kaiserliche Hof habe den verehrten Gast in einer Weise gefeiert wie nie vorher ein gekröntes Haupt. Daß der Großfürst-Thronfolger und namentlich seine Gemahlin allerdings ganz anders dächten wie der Kaiser, sei niemand ein Geheimnis.

Um 4 Uhr fuhren wir zum Erzherzog Ludwig Viktor, jüngstem Bruder des Kaisers, nach dessen neugebautem geschmackvollem Palais am Schwarzenbergplatze. Das Palais ist sehr elegant und luxuriös eingerichtet, in den Salons steht meiner Meinung nach etwas zu viel. Das Treppenhaus in weißem Stuck ist besonders schön. Es waren vierundzwanzig Personen an der Tafel, darunter der Graf und die Gräfin von Flandern, die Fürstin Gabriele Hatzfeld, geborene Dietrichstein, die junge Fürstin Trautmannsdorff, geborene Markgräfin Pallavicini und ihre Tante, die Gräfin Irene Arco-Valley, auch geborene Pallavicini. Gräfin Arco, eine freundliche, gutmütige Dame mit einer Masse herrlicher Brillanten, war meine Tischdame. Ihr Gemahl, der Graf Alois Arco-Valley, ist ein naher Verwandter des Kaiserhauses, ein Urenkel der Kaiserin Maria Theresia durch seine Mutter, Erzherzogin Marie Leopoldine, Tochter des vorjüngsten Sohnes der Kaiserin Ferdinand, die als Witwe des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Bayern ihren Oberstthofmeister, den Grafen Ludwig Arco, heiratete und dem sie zwei Söhne, den Grafen Alois und den Grafen Maximilian Arco-Zinnenberg, schenkte. Während der Graf Maximilian in seiner Ehe mit der Gräfin Leopoldine Waldburg dreizehn Kinder hatte, blieb die Ehe des Grafen Alois und der Markgräfin Irene Pallavicini kinderlos.

Das Diner war ausgezeichnet und wurde sehr elegant serviert. Nach aufgehobener Tafel ging man in das Rauchzimmer, welches man aber eigentlich einen Rauchsalon oder Rauchgalerie nennen müßte. Es ist sehr groß und sehr reich ausgestattet. Aus dem Rauchzimmer zog die ganze Gesellschaft in die Wohnräume des Erzherzogs, welche die Gräfin von Flandern zu sehen wünschte. Sie sind eigentlich zu prachtvoll, um gemütlich zu sein, meinem Geschmacke nach

grün ist der Prater entzückend. Heute suchten wir uns ein Gesamtbild der Ausstellung zu verschaffen und verweilten länger nur in der sehr sehenswerten österreichischen Glasausstellung, in der auch gleich einige bedeutende Bestellungen für den Osterstein gemacht wurden. Um 1 Uhr machten wir wieder eine Visitenfahrt bei unserm Herzoge, der in seiner Hietzinger Villa wohnt, beim Großherzoge von Oldenburg und dem Prinzen Wasa.

Um 5 Uhr ging ich zu Heinrich Laube, den ich noch nicht persönlich kannte, mit dem ich aber wiederholt in Theaterangelegenheiten korrespondiert hatte. Laube ist, wie Euch bekannt, zurzeit Direktor des neugegründeten Stadttheaters und in allen Theaterfragen eine erste Autorität. Ich wurde von ihm und seiner vortrefflichen Gattin auf das liebenswürdigste aufgenommen, wohl besonders deshalb, weil ich ihnen Grüße von meinem Fürsten und der Fürstin-Mutter auszurichten hatte. Der Fürst ließ auch seinen Besuch in Aussicht stellen. Laube interessierte sich lebhaft für das neugegründete Hoftheater in Gera, riet entschieden dazu, ein bestimmtes Genre besonders zu kultivieren, und war mit mir darüber einverstanden, daß ein kleines Hoftheater am besten täte, in erster Linie das bürgerliche Schauspiel auf das Repertoire zu bringen. Ich wurde aufgefordert, meinen Besuch zu wiederholen, Frau Laube empfängt jeden Tag um 5 Uhr.

Nach dem Diner fuhr der Fürst mit Kracht und mir ins Opernhaus, wo wir das prachtvoll ausgestattete Ballett „Ellinor" sahen. Sehr angenehmerweise haben wir die Benutzung der kaiserlichen Logen und wurde ich durch die außerordentlich große Liebenswürdigkeit der österreichischen Hofkavaliere auf das angenehmste berührt, auch die Herren vom höchsten Range machen sich den Fremden, denen sie in der kaiserlichen Loge begegnen, bekannt — eine Höflichkeit, der man schwerlich an andern großen Höfen begegnen wird.

*

Wien, 8. Mai 1873.

Gestern war wieder ein sehr bewegter Tag, vom herrlichsten Wetter begünstigt. Schon um $9^3/_4$ Uhr fuhren wir zur Ausstellung und verweilten mehrere Stunden in der land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung des Prinzen August von Sachsen-Koburg und Gotha, der den großen ehemals Kohárýschen Besitz in Ungarn innehat. Sein Vater, Prinz Ferdinand, war mit der Kohárýschen Erbtochter vermählt und bei dem enormen Vermögen, welches sie in das Koburgische Haus brachte, wurde gern über die eigentlich mangelnde Ebenbürtigkeit weggesehen. Prinz August erbte, obgleich er zweiter Sohn war, das Kohárýsche Fideikommiß, weil sein älterer Bruder Ferdinand nach seiner Vermählung mit der Königin Maria da Gloria von Portugal König von Portugal geworden war. Der Prinz August, ein naher Verwandter meines Fürsten, ist mit der Prinzessin Clementine von Orléans, jüngsten Tochter des Königs Louis Philippe, vermählt und bewohnt im Winter in Wien ein sehr elegantes Palais, das ich jedenfalls auch noch kennen lernen werde.

Um 4 Uhr waren wir zum Diner in der kaiserlichen Burg. Man ver-

sammelte sich in den sogenannten Geheimratszimmern. Es war eine sehr glänzende Gesellschaft. Außer dem Kaiser und der Kaiserin erschienen unser Kronprinz mit der Kronprinzeß, der Großherzog von Oldenburg, Graf und Gräfin von Flandern, der Erzherzog Karl Ludwig, die schöne Herzogin von Ossuna, geborene Prinzessin Salm, der deutsche Botschafter General von Schweinitz mit Gemahlin, der Minister des Aeußern und Kaiserlichen Hauses Graf Andrássy mit Gemahlin, der zisleithanische Ministerpräsident Fürst Auersperg mit Gemahlin, Fürst und Fürstin Hohenlohe, Fürst und Fürstin Fürstenberg, Prinz Albrecht Solms-Braunfels, Markgraf Pallavicini, Graf Grünne u. a. Ich hatte meinen Platz zwischen den beiden Staatsdamen der Gräfin von Flandern, Baronin Kint und Baronin van der Bosche, mit denen ich mich sehr gut unterhielt. Es wurde von goldenem Service gespeist. Das Diner war gut, aber nicht außergewöhnlich, ganz vorzüglich die Tafelmusik. Nach dem Diner stellte der Fürst mich der Kaiserin vor. Sie ist wunderschön, noch viel schöner wie alle Bilder, die ich von ihr gesehen habe. Da der Hof noch in Halbtrauer um die am 9. Februar verstorbene Kaiserin-Witwe Karolina Augusta ist, erschien die Kaiserin in schwarzem Samt mit reichem Diamantschmuck, mit einem wundervollen Diadem über den aufgelösten Haaren. Man würde nie glauben, daß sie schon eine verheiratete Tochter habe. Allerdings ist die Erzherzogin Gisela, die sich vor nicht ganz drei Wochen mit dem Prinzen Leopold von Bayern vermählt hat, noch nicht siebzehn Jahre alt. Der Kronprinz, der die Kaiserin geführt hatte, war in österreichischer Husarenuniform, die ihm übrigens nicht gut steht, der Kaiser, der die Kronprinzeß führte, trug die Uniform seines preußischen Husarenregiments. Die Kaiserin sprach mit mir über die Ausstellung. Sehr erfreut war ich, den Prinzen Albrecht Solms zu treffen, den ich seit 1866 nicht mehr gesehen hatte. Er konnte mir die besten Nachrichten über den König Georg, seinen Onkel, und das ganze königliche Haus geben. Die hannoverschen Herrschaften sind aber zurzeit nicht in Wien, sondern in Gmunden, wo sie sich sehr wohl fühlen. Wir sprachen viel von den hannoverschen Zeiten vor 1866. Die Familie Solms hat den Umschwung der Verhältnisse schwer empfunden, da sie ganz als dem königlichen Hause zugehörig behandelt wurde, was allerdings der hannoversche Adel übel vermerkte. Prinz Solms erzählte mir, daß sein Bruder Ernst, der im hannoverschen Garderegiment Hauptmann war, seit dem 3. Februar d. J. nach dem Tode seines Onkels, des Fürsten Ferdinand, Chef des Hauses geworden sei.

Abends ging ich in das Stadttheater, um eine Vorstellung von „Nathan dem Weisen“ zu sehen. Das Theater ist sehr hübsch und sehr praktisch eingerichtet. Die Vorstellung war vorzüglich geleitet, wenn auch die einzelnen Künstler nicht gerade hervorragend waren. „Nathan“ wurde zum ersten Male von Herrn Otter gegeben, der bis zum August v. J. in Braunschweig engagiert gewesen war. So ganz eingedrungen in den Geist der Rolle schien er mir aber noch nicht zu sein, war aber in einigen Szenen sehr gut. Man merkte Laubes Geist. Er wurde sehr lebhaft applaudiert, während der Tempelritter Herr Salomon, den ich mindestens ebensogut fand, sehr kühl behandelt wurde. Ganz

vorzügliche Leistungen waren aber die des Herrn Arnau als Klosterbruder und der Frau Schönfeld als Daja. Das Stadttheater wird ganz besonders von der Wiener Hautefinance protegiert, in deren Händen auch die meisten Plätze des ersten Ranges sind. Da brachte neulich ein Blatt die scherzhafte Nachricht, daß eines Abends im Stadttheater sich eine große Aufregung gezeigt hätte, weil man im ersten Range einen Christen bemerkt habe.

*

Wien, 9. Mai.

Gestern suchte ich Mr. Archibald Forbes auf, der im Kriege 1870 als Korrespondent der „Daily News" tätig war und mich oft in Courcelles sur Nid besucht hatte. Ich fand ihn in einem Café mit verschiedenen englischen und amerikanischen Kollegen zusammen, die von Wien und der Ausstellung sehr entzückt sprachen. Der eine Amerikaner hatte über die Eröffnung der Ausstellung am 1. Mai eine Depesche von 7600 Wörtern nach New York abgehen lassen und dafür 12000 Taler bezahlt. Mr. Forbes erinnerte sich noch ganz genau seiner Besuche in Courcelles und stellte mich den Newspapers Correspondents als ein Beispiel größter menschlicher Geduld vor.

Abends ging ich mit dem Fürsten ins Burgtheater, das noch immer das erste deutsche Theater ist. Es wurden zwei Stücke gegeben, ein dreiaktiges, „Didier" aus dem Französischen, und ein einaktiges Lustspiel „Wenn man nicht tanzt". Die Darstellung war eine ganz vollendete, aber beide Stücke bedurften auch einer solchen, um zu gefallen. Die Natürlichkeit der Sprache und der Bewegung habe ich nirgends so gesehen. Das Haus selbst ist klein und sehr einfach, die Gänge sind beängstigend eng, und wenn einmal ein Feuer entstünde, würde es entsetzlich sein. Man hat aber die Absicht, ein neues glänzendes Haus zu bauen.

Heute früh war ich im Belvedere und erfreute mich an der herrlichen Gemäldesammlung. Die an und für sich sehr prächtigen Säle und Zimmer des Belvedere eignen sich aber wenig für die Ausstellung der Gemälde, und man hat die Absicht, sie in einem neuen Museum unterzubringen. Man spricht davon, das Belvedere später für den Kronprinzen als Palais einzurichten. Nach dem Frühstück besuchte ich Herrn von Dingelstedt, den jetzigen Intendanten des Burgtheaters, der mich einlud, wenn meine Zeit es erlaube, auch einigen Proben im Theater beizuwohnen. Um 5 Uhr waren wir zum Diner im Palais Koburg und fanden dort außer dem Prinzen August Koburg, seiner Gemahlin, der Tochter Prinzeß Amalie und dem jüngsten, erst zwölfjährigen Sohn Prinzen Ferdinand, den Prinzen und die Prinzeß Georg von Sachsen mit Gefolge, den Prinzen Wilhelm von Holstein-Glücksburg, österreichischen Feldmarschalleutnant und Bruder des Königs von Dänemark, die Herzogin von Ossuna und den dänischen Gesandten von Falbe mit Gemahlin. Das Palais ist sehr elegant eingerichtet. Im Salon der Prinzessin, die ebenso wie ihr jüngster Sohn ganz entschieden bourbonisch aussieht, hingen zwei vorzügliche Bilder ihrer Eltern, des Königs Louis Philippe und der Königin Amélie. Mein Tischnachbar war der Hofmarschall des Kronprinzen von Dänemark, Graf Danneskjold-Samsöe, der

sich über die Liebenswürdigkeit unsers Kronprinzen begeistert aussprach. Der Kronprinz habe es verstanden, im Fluge hier in Wien alle Herzen zu gewinnen. Der Prinz Georg von Sachsen, der zweite Sohn des Königs Johann, erinnerte sich, mich im Winter 1866/67 in Dresden gesehen zu haben, er wußte auch von meiner Tätigkeit in Langensalza 1866 und vor Metz 1870 und bemerkte sofort die sächsische Erinnerungsmedaille, die ich trug. Da der Kronprinz Albert keine Kinder hat, so ruht die Hoffnung Sachsens auf den Söhnen des Prinzen Georg, der ein idealer Familienvater sein soll.

Nach dem Diner fuhren wir ins Opernhaus, um das glänzend ausgestattete Ballett Fantasca zu sehen. Die kaiserliche Mittelloge war ganz angefüllt mit Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, so daß wir „Hofschranzen" in den Proszeniumslogen untergebracht waren. Für mich ist von jeher ein großes Ballett das Langweiligste gewesen, was es gibt. Die Stunden im Opernhause waren aber für mich doch sehr angenehm durch meine Nachbarin, die sehr hübsche und liebenswürdige Hofdame der Kaiserin, Gräfin Ludowike Schaffgotsch. Es interessierte sie sehr, von ihren, wenn auch entfernten, schlesischen Verwandten zu hören, namentlich wollte sie möglichst viel erfahren über den Grafen Hans Ulrich und seine Gemahlin Johanna geborene Gryzik von Schomberg-Godulla.

Nach dem Theater war noch eine große Soiree bei dem deutschen Botschafter Schweinitz. Das Botschaftspalais liegt in einer ganz engen Straße. Die Salons, ebenso eng, waren vollgepfropft von Erzherzögen und Erzherzoginnen, Kronprinzen und Kronprinzessinnen, Großherzögen, Herzögen, Fürsten und Prinzen u. s. w. Wir blieben kaum länger als eine gute Viertelstunde, hatten aber das Vergnügen, eine Stunde auf den Wagen zu warten, was bei der Enge der Straße nicht zu verwundern. Wie glücklich war ich, als ich mich in meinem Zimmer fand, denn dieses Tages Qual war groß!

*

Wien, 11. Mai.

Gestern um 10 Uhr fuhren wir zu dem Künstlerhause, welches von der Genossenschaft Wiener Künstler erbaut ist und zurzeit eine Ausstellung neuer Gemälde enthält. Unter einigen andern sehr guten Bildern fesselt aber vor allen ein neues großartiges Bild von Hans Makart, die „Huldigung der Katharina Cornaro", die allgemeine Aufmerksamkeit. Vor dem Bilde ist immer ein dichter Kreis von Bewunderern. Der Großherzog von Oldenburg, mit dem wir zusammentrafen und der bekanntlich ein vorzüglicher Kunstkenner ist, erklärte, daß seit Rubens nichts Aehnliches geschaffen sei. Der Reichtum der Erfindung, die Farbenpracht, das Leben in dem Bilde seien unvergleichlich. Makart soll für das Bild 85000 Gulden erhalten haben.

Vom Künstlerhause ging es zu der Ausstellung, in der große Fortschritte zu konstatieren waren. Es wimmelte von Fürstlichkeiten, ich glaube, es waren sämtliche fremden Herrschaften in der Ausstellung. Zum erstenmal sah ich den Prinzen von Wales und seinen Bruder, den Prinzen Arthur, den dritten Sohn der Königin Viktoria. Der Prinz von Wales hat etwas außerordentlich Joviales

und Ungezwungenes, er spricht vortrefflich Deutsch. Abends begleitete ich den Fürsten ins Opernhaus, wo wir „Rigoletto“ hörten, und von da in die Soiree beim Ersten Oberstthofmeister des Kaisers, Prinzen Konstantin Hohenlohe. Prinz Konstantin ist der jüngste der vier Brüder Hohenlohe-Schillingsfürst, die unter den Mitgliedern des hohen deutschen Adels eine hervorragende Stellung einnehmen. Den ältesten, den Herzog Viktor von Ratibor, der zugunsten des jüngeren Bruders Chlodwig auf das Fürstentum Schillingsfürst verzichtete, habe ich oft in Breslau gesehen, wenn er als Landtagsmarschall in Tätigkeit war. Der Fürst Chlodwig hat als bayrischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich um unser geeintes Vaterland die größten Verdienste erworben. Der Prinz Gustav, seit 1866 Kardinal, gilt für einen der liberalsten Kirchenfürsten. Die beiden Schwestern Hohenlohe-Schillingsfürst, Amalie, seit 27. Dezember 1868 Witwe des bekannten Malers Professor Richard Lauchert, und Prinzessin Elise, seit 1. August 1868 vermählt mit dem trefflichen Prinzen Karl zu Salm-Horstmar, sind auch so ganz verschieden von den Damen ihres Standes.

Der Oberstthofmeister hat eine Dienstwohnung im kaiserlichen Palais im Augarten, hat aber seine Empfangsräume höchst angenehmerweise in einem andern Gebäude wie seine Wohnräume. Die Salons sind groß, hoch, sehr gut erleuchtet, aber sehr einfach ausgestattet. Der Prinz und seine Gemahlin, eine geborene Prinzeß Wittgenstein, sind sehr liebenswürdige Wirte und haben eine vornehme Art, ihre Gäste zu begrüßen. Es fanden sich ziemlich dieselben Persönlichkeiten ein wie beim deutschen Botschafter, nur mehr Mitglieder der österreichischen Aristokratie und sonstige hervorragende Wiener Persönlichkeiten. Ich wäre gern länger geblieben, da man sich viel freier bewegen konnte wie in den engen Räumen der deutschen Botschaft, aber der Fürst drängte nach einer halben Stunde zum Aufbruch.

*

Wien, 12. Mai.

Gestern früh war ich allein in der Ausstellung und erfreute mich an den schönen italienischen Möbeln, geschnitzten wie ausgelegten, an den sehr geschmackvollen schwedischen Porzellanen und einer wundervollen Ausstellung Brüsseler Spitzen. Abends war ich im Burgtheater und sah „Egmont“. Die Inszenierung interessierte mich außerordentlich, die Vorstellung selbst war aber eigentlich des Burgtheaters kaum würdig. In einer Parterreloge saß der Prinz von Asturien, Alfons, der einzige Sohn der Königin Isabella von Spanien, mit seiner Schwester, der Gräfin von Girgenti. Er ist fünfzehn Jahre alt und macht einen sehr günstigen Eindruck. Er wird hier in Wien erzogen und besucht das Theresianum, dessen kleidsame Uniform er auch trägt. ‚Welch ein Wechsel des Geschicks,‘ dachte ich, als ich beim Herausgehen in dem engen Gange den König von Spanien, denn das würde er sein, da die Königin Isabella auf den Thron verzichtet hat, und seine Schwester ebenso wie andre Sterbliche gedrängt und gestoßen sah. Die Gräfin Schaffgotsch hatte mir neulich schon viel von dem jungen Prinzen

erzählt, der sehr gescheit und fleißig sei, was ihm zugute kommen wird, wenn sich in Spanien einmal wieder das Blatt zu seinen Gunsten wendet.

*

Wien, 13. Mai.

Um halb zwei frühstückte ich bei Theodor Lobe, der jetzt als erster Charakterspieler am Stadttheater wirkt und den ich in Breslau als Direktor seines Theaters sehr gut gekannt hatte. Es war eigentlich für mich zu spät zum Frühstück, da ich um 4 Uhr mit dem Fürsten beim Erzherzog Ludwig Viktor speisen sollte. Ich wollte aber Lobe nicht gern einen Korb geben und freute mich darauf, mit dem bedeutenden Künstler wieder einmal zusammen zu sein. Außer mir war nur noch ein Gast bei dem sehr opulenten Frühstück, ein Russe, Direktor der Petersburg-Warschauer Eisenbahn, der uns sehr interessante Mitteilungen über russische Zustände machte. Er erzählte auch, mit welchem Enthusiasmus unser alter Kaiser, der vom 27. April bis 8. Mai in Petersburg gewesen, dort aufgenommen sei. Einen treueren Freund als Kaiser Alexander habe Kaiser Wilhelm nicht, und der kaiserliche Hof habe den verehrten Gast in einer Weise gefeiert wie nie vorher ein gekröntes Haupt. Daß der Großfürst-Thronfolger und namentlich seine Gemahlin allerdings ganz anders dächten wie der Kaiser, sei niemand ein Geheimnis.

Um 4 Uhr fuhren wir zum Erzherzog Ludwig Viktor, jüngstem Bruder des Kaisers, nach dessen neugebautem geschmackvollem Palais am Schwarzenbergplatze. Das Palais ist sehr elegant und luxuriös eingerichtet, in den Salons steht meiner Meinung nach etwas zu viel. Das Treppenhaus in weißem Stuck ist besonders schön. Es waren vierundzwanzig Personen an der Tafel, darunter der Graf und die Gräfin von Flandern, die Fürstin Gabriele Hatzfeld, geborene Dietrichstein, die junge Fürstin Trautmannsdorff, geborene Markgräfin Pallavicini und ihre Tante, die Gräfin Irene Arco-Valley, auch geborene Pallavicini. Gräfin Arco, eine freundliche, gutmütige Dame mit einer Masse herrlicher Brillanten, war meine Tischdame. Ihr Gemahl, der Graf Alois Arco-Valley, ist ein naher Verwandter des Kaiserhauses, ein Urenkel der Kaiserin Maria Theresia durch seine Mutter, Erzherzogin Marie Leopoldine, Tochter des vorjüngsten Sohnes der Kaiserin Ferdinand, die als Witwe des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Bayern ihren Oberstthofmeister, den Grafen Ludwig Arco, heiratete und dem sie zwei Söhne, den Grafen Alois und den Grafen Maximilian Arco-Zinnenberg, schenkte. Während der Graf Maximilian in seiner Ehe mit der Gräfin Leopoldine Waldburg dreizehn Kinder hatte, blieb die Ehe des Grafen Alois und der Markgräfin Irene Pallavicini kinderlos.

Das Diner war ausgezeichnet und wurde sehr elegant serviert. Nach aufgehobener Tafel ging man in das Rauchzimmer, welches man aber eigentlich einen Rauchsalon oder Rauchgalerie nennen müßte. Es ist sehr groß und sehr reich ausgestattet. Aus dem Rauchzimmer zog die ganze Gesellschaft in die Wohnräume des Erzherzogs, welche die Gräfin von Flandern zu sehen wünschte. Sie sind eigentlich zu prachtvoll, um gemütlich zu sein, meinem Geschmacke nach

wie die Empfangsräume etwas überladen. Man glaubt in einigen Räumen in einem Museum zu sein.

Der Erzherzog Ludwig Viktor ist ein überaus liebenswürdiger Wirt, der für alle seine Gäste die gleiche Aufmerksamkeit hat. Man merkt es ihm an, daß es ihm Freude macht, Gäste bei sich zu sehen.

*

Wien, 14. Mai.

Schon bald nach unsrer Ankunft in Wien sprach man von der schwierigen Lage der Börse und von enormen Verlusten, die nicht nur Banken und große industrielle Unternehmen, sondern auch namentlich Mitglieder der Aristokratie erlitten hätten. Gestern ist nun eine kaiserliche Verordnung erschienen, welche die Nationalbank ermächtigt, Wechsel zu eskomptieren oder Effekten statutengemäß zu belehnen, ohne hinsichtlich der dafür ausgegebenen Notensummen an den in den Bankstatuten festgesetzten Betrag gebunden zu sein. Man hofft nun durch diese Maßregel die schlimmsten Folgen der an der Börse ausgebrochenen Krise zu beseitigen.

Da keine Einladungen oder Besuchsverpflichtungen mich behinderten, benutzte ich die freie Zeit, um die Augustinerkirche mit dem herrlichen Denkmal der Erzherzogin Christine Elisabeth, das Arsenal, die Hofwaffensammlung und das Oesterreichische Museum zu besuchen. Abends war ich im Stadttheater; ein dummes Stück: „Herr Perrichon", in dem aber Herr Reusche, der vorzügliche Komiker, durch seine Leistung für die übrigen Dummheiten entschädigte.

*

Wien, 15. Mai.

Der gestrige Tag war wieder sehr besetzt. Früh wurde die Ausstellung besucht, vorzugsweise die Chinesische, und konnten einige sehr schöne Vasen zu sehr mäßigen Preisen erstanden werden. Wir frühstückten im Restaurant des Elsaß-Lothringischen Bauernhauses sehr gut. Um 3 Uhr waren wir wieder in unserm Quartier und machten rasch Toilette, um zum Diner beim Erzherzog Karl Ludwig zu fahren. Das schöne Palais des Erzherzogs liegt in der Favoritenstraße (Wiedenvorstadt), wir hatten also von der Kärntnerstraße eine ziemlich lange Fahrt und kamen auch als die letzten der Gäste an. Der Erzherzog kam dem Fürsten auf der Treppe entgegen und führte ihn in den Salon, in dem die Gesellschaft schon versammelt war. Wir fanden den Prinzen und die Prinzeß Georg von Sachsen, den Prinzen und die Prinzeß August von Sachsen-Koburg mit ihrem ältesten Sohne, dem Prinzen Philipp, und ihrer jüngsten Tochter, Prinzessin Amalie, ferner die Fürstin Auersperg und die Damen und Herren der Gefolge. Der Oberstthofmeister des Erzherzogs, Baron Hornstein, entdeckte in mir einen entfernten Verwandten. Allerdings war die Verwandtschaft sehr entfernt; ich konnte sie aber auch nachrechnen. Das Diner wie die Weine waren vorzüglich, die Livree der Dienerschaft sehr apart und reich in braunem Samt mit Silber. Während und nach der Tafel beim Kaffee spielte ein Musikkorps. Die Einrichtung des Palais ist nicht so luxuriös wie die im Palais des Erz-

herzogs Ludwig Viktor, erschien mir aber in seiner Einfachheit vornehmer. Der Erzherzog, der zweimal Witwer geworden, hat von seiner zweiten Gemahlin, geborenen Prinzessin beider Sizilien, vier Kinder, seine erste Ehe mit der Prinzessin Margarete von Sachsen ist kinderlos geblieben. Der Erzherzog wird sich in nächster Zeit zum dritten Male vermählen, und zwar mit der sehr schönen Prinzessin Maria Theresia von Braganza, Infantin von Portugal, zweiten Tochter des Dom Miguel, des Prätendenten von Portugal. Die Prinzessin wird erst im August achtzehn Jahre alt, der Erzherzog wird im Juli vierzig.

Um halb acht verließen wir das Palais und fuhren ins Burgtheater, wo wir eine wundervolle Aufführung des Feuilletschen Dramas „Julie" sahen. Frau Wolter, welche die Titelrolle gab, und Sonnenthal waren großartig. In der kaiserlichen Loge traf ich zu meiner Freude wieder die Hofdame der Kaiserin, Gräfin Schaffgotsch, die mich mit dem General Latour, dem Erzieher des Kronprinzen Rudolf, der auch in der Loge war, bekannt machte. General Latour erzählte mir, wie sehr sich sein kaiserlicher Zögling für die verschiedenen Fürstlichkeiten und auch deren Gefolge interessiere, welche die Ausstellung nach Wien geführt. Er wolle immer genau über alle unterrichtet sein und bedaure, daß er wegen seines jugendlichen Alters nicht die persönliche Bekanntschaft machen könne. Der General sagte mir, der Kronprinz sei hervorragend intelligent und habe ein besonderes Interesse für Naturwissenschaft. Gräfin Schaffgotsch sprach von der Braut des Erzherzogs Karl Ludwig, die in der Tat ganz außergewöhnlich schön sei, aber von einer andern Art wie die Kaiserin, so daß eine Konkurrenz ausgeschlossen sei. Die Prinzeß Maria Theresia sei von ihrer Mutter, geborenen Prinzessin von Löwenstein, sehr einfach, aber vorzüglich erzogen, und habe ihre große Natürlichkeit und Unbefangenheit auf den Erzherzog so tiefen Eindruck gemacht.

Um halb zehn war der Beginn der Soiree im Palais Koburg angesetzt, und mußte man sich zeitig einfinden, da der Kaiser erwartet wurde, dessen große Pünktlichkeit bekannt ist. Es war die glänzendste Soiree, die ich in Wien mitmachte. Außer dem Kaiser waren eine ganze Reihe von Erzherzögen und Erzherzoginnen erschienen, ebenso der deutsche Kronprinz und die Kronprinzessin, der Prinz von Wales mit seinem Bruder, dem Prinzen Arthur, der Kronprinz von Dänemark, Graf und Gräfin von Flandern, Prinz und Prinzessin Georg von Sachsen, Prinz Hermann von Weimar, Prinz Wilhelm von Holstein sowie eine Menge österreichischer Fürsten und Fürstinnen. Es waren wohl vierhundert Personen in den sehr schönen, aber nicht sehr großen Salons versammelt. Der Hauptsalon hat an allen vier Seiten Nebensalons, ist deshalb tagsüber ziemlich dunkel, da er sein Licht nur durch eine mattgeschliffene Glasdecke erhält. Abends aber, strahlend erleuchtet, ist er wunderschön. Es wurde uns ein vorzügliches Konzert geboten. Es sangen die berühmte Frau Gomperz-Bettelheim und Herr Walter und das schwedische Damenquartett, welches jetzt so viel Aufsehen erregt. Ein Violinspieler, Herr Popper, und ein Herr Zomann mit seiner Tochter, die ein Harfenduett vortrugen, vertraten die Instrumentalmusik. Eine Engländerin,

von der man sehr viel spricht und die für sehr schön gilt, Lady Dudley, sah ich zum erstenmal. Sie hat prachtvolle Diamanten. Ich fand aber den Ruf ihrer Schönheit übertrieben und absolut ungerechtfertigt, wenn die Engländer behaupten, „that she beats the emperess".

Eine lange Unterhaltung hatte ich mit dem Ministerpräsidenten Fürsten Auersperg, dem ich bei dem Diner in der Burg vorgestellt war. Seine Mutter war eine Hannoveranerin, geborene von Lenthe, deren Schwester mit einem Onkel des Fürsten vermählt gewesen. Daher interessierte sich der Fürst lebhaft für die hannoversche Königsfamilie und für das Schicksal des Landes. Ich mußte ihm viel von den Zuständen vor 1866 erzählen, und der Fürst meinte, es sei seinem Kaiser sehr schwer gewesen, daß er nichts für den König Georg habe tun können. Er selbst könne immer noch nicht begreifen, daß Hannover bei seiner geographischen Lage sich nicht Preußen angeschlossen habe. Auch nach einem Siege würde Oesterreich solche Stellungnahme Hannovers nicht übelgenommen haben. Daß man aber 1866 alles getan habe, um Hannover gegen Preußen zu stimmen, sei ebenso selbstverständlich wie geboten gewesen.

Bald nach halb elf verließ der Kaiser die Gesellschaft; ihm folgten der deutsche Kronprinz und die Kronprinzessin und bald darauf die übrige Gesellschaft.

*

Wien, 16. Mai.

Gestern machte ich wieder in aller Frühe Streifzüge durch die Stadt, so daß ich nun ein gutes Bild des lustigen Wien mir eingeprägt habe. Um 12 Uhr begleitete ich den Fürsten in die Burg, um die kaiserliche Schatzkammer zu besehen, die viele Kostbarkeiten sowie höchstinteressante historische Erinnerungen enthält. Der Schatzmeister, ein sehr fein und wissenschaftlich gebildeter Mann, übernahm selbst die Führung. Besonders wertvoll ist eine große Sammlung (die größte der Welt) von Gefäßen aus Bergkristall. Mit Andacht betrachteten wir die Krone Karls des Großen sowie den Krönungsmantel der deutschen Kaiser. Viele Gegenstände der Schatzkammer sind im Gebrauch der Majestäten. Auf den leeren Plätzen liegt ein Zettel mit der Bezeichnung: „Ausgehoben." Nachmittags war ich noch einmal in dem St. Stephan, der mir wieder durch seine großartigen Verhältnisse imponierte. Abends ging ich ins Burgtheater und sah ein neues fünfaktiges Trauerspiel von Wilbrandt, „Gracchus der Volkstribun", ausgezeichnet durch seine schöne Sprache und edeln Gedanken, aber meiner Meinung nach nicht lebensfähig für die Bühne. Die Darstellung war meisterhaft.

*

Wien, 17. Mai.

Heute abend spät fahre ich nach Prag, habe aber den Tag noch nach Kräften ausgenutzt. Vormittags war ich in der Ausstellung, um noch einige Einkäufe für den Osterstein zu machen; zum Tee war ich bei Heinrich Laube, um mich zu verabschieden. Laubes waren durch einen Besuch des Fürsten sehr erfreut gewesen und rühmten sein Interesse und tiefes Verständnis für Theaterangelegenheiten. Gegen Abend fuhr ich nach Schönbrunn, ging zunächst zur

Villa Penzing, in der die hannoverſchen Herrſchaften wohnen. Das Palais iſt nicht groß, aber in vornehmem Stil erbaut von dem Herzog von Lothringen, Schwager der Kaiſerin Maria Thereſia. Die innere Einrichtung ſoll noch ziemlich ſo ſein wie zur Zeit des Erbauers. Der Garten iſt nicht groß, aber ausgezeichnet durch ſchöne Bäume. Die königliche Familie iſt ſchon ſeit längerer Zeit in Gmunden. Ich ſprach mit einigen Leuten der Dienerſchaft, die zum Teil mich noch ſehr gut kannten. Von Penzing ging ich in den wundervollen Schönbrunner Park, der jetzt im ſchönſten Frühlingsſchmucke prangt. Schade, daß ſo viel ſchlechtes Wetter während meines Wiener Aufenthalts war; ſonſt hätte ich mir öfter die Freude gemacht, nach Schönbrunn zu fahren.

Jetzt, 9 Uhr abends, ſitze ich an meinem Schreibtiſche, um Euch zum letztenmal aus Wien zu berichten. Der Zug, der mich nach Prag führen ſoll, geht um 10 Uhr ab, und morgen früh 6 Uhr 40 Minuten hoffe ich in Böhmens Hauptſtadt einzutreffen.

Ueber Kieſel, Edelſteine, Kohle und Diamanten

Von

F. Fittica

Glänzende, gefärbte oder ungefärbte Edelſteine ſind von jeher die Sehnſucht namentlich des weiblichen Teils der Menſchheit geweſen und haben, analog der Goldſucht, ſchon früh ihre künſtliche Bereitung erhoffen laſſen. Bereits zu vorchriſtlichen Zeiten hat man in Aegypten Verſuche zur Bereitung derſelben angeſtellt, die ſodann in Griechenland fortgeſetzt wurden. Man ging hierbei von der Anſicht aus, daß ſämtlichen Edelſteinen mit Einſchluß des Diamanten eine analoge Zuſammenſetzung zukomme, ſowie daß ſie ſämtlich kieſelartige Verbindungen ſeien. Damals ſprach man von Kieſelerde, und es war der etwa zwei Jahrtauſende ſpäter (zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; geſtorben 1777) lebende Berliner Chemiker und Akademiker Pott, der die ihm bekannten erdartigen Beſtandteile unſers Planeten allgemein einteilte in verglasbare Erden, Kalkerden, Tonerden und Gipserden (1746). Als Erden im chemiſchen Sinne galten die feuerbeſtändigen, in Waſſer, Alkohol und Oel unlöslichen ſowie unſchmelzbaren, ſodann mit Säuren verbindbaren Körper (eine übrigens für die Kieſelerde nicht zutreffende Eigenſchaft). Eine präziſere Einteilung gab ſpäter (1782) der ſchwediſche Chemiker Bergman, und zwar in Schwererde (Baryt) aus Schwerſpat, Bittererde (Magneſia) aus Bitterſalz, Kalkerde (Kalk), Tonerde aus Ton und Kieſelerde. Indes hatte es hierfür mit dem Diamanten ſeine Schwierigkeit. Man erkannte allmählich, daß er in ſeinem Verhalten nicht völlig den kieſeligen Erden glich. Dieſe konnte man mit ſchmelzender Pottaſche direkt aufſchließen, wie es zuerſt der obengenannte Bergman lehrte, der als Profeſſor

an der schwedischen Universität in Upsala wirkte. Derart entstand eine Lösung, die sich mit Wasser beliebig verdünnen ließ, ohne Kieselerde abzuscheiden. Allein diese Methode war für den Diamanten völlig unbrauchbar. Dieser ließ sich überhaupt nicht aufschließen, d. h. in Lösung bringen, weder durch Pottasche noch Alkali noch starke Säuren, wie Schwefelsäure (Vitriolöl), Salpetersäure (Scheidewasser) oder Salpetersalzsäure (Königswasser). Bergman, der bis 1770 ihn den kieseligen Erden, gemäß Pott, beigezählt hatte, trotzdem er ihn vor dem Lötrohr nicht verglasen konnte, stellte nebst andern nach dieser Zeit fest, daß er im heftigen Ofenfeuer verschwinde, nachdem bereits 1694 bis 1695 durch zwei Italiener (Averami und Targioni) auf Veranlassung des Großherzogs von Toskana Cosmus III. seine Verbrennlichkeit, wenn auch nicht eingehend, beobachtet worden war. Die Italiener brachten ihn im Fokus eines starken Brennglases zum Verschwinden. Später (1751) wurden durch den deutschen Kaiser Franz I. diese Versuche derart wiederholt, daß er neben Diamanten auch Rubine vierundzwanzig Stunden lang im heftigsten Ofenfeuer erhitzen ließ. Es fand sich danach als Resultat, daß die Diamanten verschwanden, während die Rubine unversehrt blieben.

Hierdurch war vor allem, und zwar kostspieligen Versuchen zufolge, die dem Kaiser 6000 Gulden abnahmen, festgestellt, daß Diamanten mit den übrigen Edelsteinen nicht gleichen Ursprungs waren, wie früher allgemein geglaubt wurde. Bergman nahm infolgedessen 1777 eine besondere Erde: Edelerde (terra nobilis) als Grundbestandteil des Diamanten an. Indes sind auch, heutigen Erfahrungen gemäß, die übrigen Edelsteine nicht einerlei Ursprungs resp. nicht allgemein kieselartige Verbindungen. Letztere, die Kieselverbindungen (Siliziumverbindungen) finden sich in folgenden bekannten Edelsteinen: Bergkristall, der häufig mit Diamant verwechselt wurde, der jedoch nichts andres als kristallisierte Kieselsäure (Sand) ist. Falls im Erdinnern Kieselsäure mit wenig Mangan kristallisiert, so liefert sie den violetten Amethyst; löst sie Eisen auf zu kieselsaurem Eisen, so gibt sie in Doppelbindung mit Kalksilikat den roten Granat. In Verbindung mit Tonerde sowie Beryllerde kennt man sie als Aquamarin, ein farblos oder bläulich gefärbter Edelstein. Letzterem in Zusammensetzung ähnlich, nur durch einen geringen Chromgehalt unterschieden, ist der grüne Smaragd; kristallisiert endlich die kieselsaure Tonerde noch mit Fluorverbindungen von Tonerde und Silizium im Erdinnern zusammen (Fluorsilizium für sich ist gasförmig), so entsteht der gelbe Topas. Aber auch Tonerde, der Bestandteil des Tons, für sich kann uns im kristallisierten Zustande den roten Rubin und den blauen Saphir liefern.

Sämtliche genannte Edelsteine sind mit Ausnahme des Diamanten unverbrennlich. Sie lassen sich auch mit Ausnahme des letzteren künstlich darstellen; wenn auch nicht von völlig gleicher Zusammensetzung, dennoch von völlig gleicher Farbe und Härte. Die künstlich bereiteten (auch Rubin und Saphir) sind sämtlich kieselhaltig (Silikate). Was aber den Diamanten betrifft, so enthält er nicht die Spur weder von Silizium (Kiesel) noch Tonerde; er ist vielmehr reiner kristalli-

sierter Kohlenstoff. Letzteren, mithin die Kohle, zum Kristallisieren zu bringen, ist bis jetzt nicht gelungen. Man kennt kein Lösungsmittel für sie, wie für Kieselsäure, nur das weiche Eisen löst sie bei Gluthitze in geringem Maße, aber derart, daß sie eine Verbindung damit als Kohleneisen gibt. Aus diesem aber die Kohle im kristallisierten Zustande als Diamanten abzuscheiden, ist bis jetzt nicht gelungen, dessen künstliche Bereitung mithin unmöglich. Daß aber die Verbrennungsprodukte des Diamanten keine andern als diejenigen der schwarzen Kohle, mithin Kohlensäure sind, wurde zuerst 1773 vom französischen Chemiker Lavoisier (Staatsbeamten in Paris) beobachtet, der ihn in einer mit Wasser abgesperrten Glocke der Wirkung eines großen Brennglases aussetzte. Diese Versuche wurden in Gemeinschaft mit andern angestellt; vorher hatte nur der französische Chemiker Macquer 1771 beobachtet, daß gegenüber den obengenannten Italienern (Averami und Targioni) nicht nur der Diamant in starker Ofenglut (Weißglut) verschwinde, sondern wirklich brenne, da er ihn hierbei mit einer starken Flamme umgeben sah. Zudem aber beobachtete Lavoisier, daß der Diamant nur in Gegenwart von Luft verbrannt werden könne, sowie, daß es der Sauerstoff der Luft sei, der aus dem Diamanten beim Erhitzen Kohlensäure bilde. Letztere war aber um diese Zeit nur als fixe Luft bekannt, da man alle Gasarten als kleine Abarten der atmosphärischen Luft anzusehen gewohnt war. Der Engländer Joseph Black (1728 bis 1799, Professor der Chemie in Glasgow) lehrte sie zuerst von der atmosphärischen Luft unterscheiden; auch der Name fixe Luft rührt von ihm her, da er fand, daß sie mit dem damals (1755) nicht in feste Form zu bringenden Kali (vegetabilisches Alkali) zu einer festen Masse, der Pottasche, sich vereinige. Daß aber diese Gasart wirklich durch Verbrennen der Kohle entstehe, lehrte Lavoisier zugleich in seiner Arbeit über die Verbrennung des Diamanten kennen, da er auch gewöhnliche schwarze Kohle zu Kohlensäure verbrennen konnte. Den Diamanten verbrannte er, wie erwähnt, innerhalb einer großen Glocke über Wasser. Dieses absorbiert das Gas, wenn auch nicht in großer Menge; größer ist seine Absorption unter Druck, mit Hilfe dessen wir das künstliche Selter- oder Sodawasser bereiten. Durch Kochen dieses Wassers läßt sich die Kohlensäure wieder daraus entfernen sowie in ihren Eigenschaften erkennen. Die gewöhnliche Kohle vermischte Lavoisier zur Verbrennung mit Quecksilberoxyd und erhitzte das Gemisch zum Glühen: derart entstand neben metallischem Quecksilber die gasförmige Kohlensäure.

Kohle ist ein kräftiges Reduktionsmittel; eine Reihe von Metalloxyden (z. B. das schwarze Kupferoxyd und das rote Eisenoxyd) können wie das rote Quecksilberoxyd beim Erhitzen mit Kohle zu Metall reduziert werden; eine Methode, wie sie bei unsern Hochöfen für Eisen zur Geltung kommt. Die derart entbundene Kohlensäure entweicht in die Luft. Will man umgekehrt aus diesem Gase Kohle bereiten, so muß man es im gebundenen Zustande mit einem Metall erhitzen, das große Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzt, welch letzterer aus der Kohle Kohlensäure schuf. Ein solches ist zum Beispiel Eisen. Bindet man Kohlensäure an Kali zu kohlensaurem Kali (Pottasche), so erhält man aus letzterem

Kohle zurück neben einem Gemenge von Eisenoxyd und Eisenoxydul (sogenanntem Hammerschlag), falls man es mit Eisenteilen erhitzt. Dem Eisen ähnlich wirkt Zink, sehr viel lebhafter aber das Metall Kalium, das schon an der Luft mittels deren Sauerstoff sich mit einer grauen Schicht von Kaliumoxyd überzieht. Kalium braucht man nur in einer Atmosphäre von Kohlensäure zu erhitzen, um alsbald neben einer weißen Schicht von kohlensaurem Kali eine schwarze von Kohle entstehen zu sehen.

Falls man nun, meinen Versuchen zufolge, statt Kohlensäure oder Pottasche reine, aus einer Auflösung von Alkali gefällte Kieselsäure mit Zink oder Eisen in trockenem Zustande (als weißes Pulver) verreibt und danach das Gemisch erhitzt, so erhält man neben Zinkoxyd oder Eisenoxydul eine Abscheidung von Kohle, die man, weil letztere sowohl in Säuren wie Alkalien unlöslich ist, durch Behandlung mit diesen Mitteln reinigen resp. von Zink oder Eisen (sei es als Metall oder Oxyd) befreien kann. Nebst der Kohlebildung trat aber noch eine andre Erscheinung auf, die bewies, daß Kieselsäure nicht nur einen Gehalt an Kohle, sondern auch an Stickstoff zeigt. Es entwich bei der Reaktion ein Gas, das sich als Ammoniak erwies, mithin die Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff. Um nun den Stickstoff sowohl in elementarer Form als auch die Kohle in Gestalt von Kohlensäure zu erhalten (als welche sie sich leichter prüfen und behandeln läßt), wurde Kieselsäure mit einem Gemenge von Zinkoxyd und Kalium erhitzt. Auf diese Weise erhält man zunächst eine sehr zersetzliche Substanz, Stickstoffkalium, die in dem Maße, als sie sich bildet, sich wiederum zu Stickstoff und Kalium zersetzt, so daß man diesen als solchen sammeln und prüfen kann. Die zugleich entstehende Kohlensäure bindet sich an Zinkoxyd zu kohlensaurem Zink, das nach der Reinigung vom gebildeten Kali (aus Kalium) durch Alkohol (Kali ist in Alkohol löslich) gesammelt werden kann, sowie durch Zersetzen mit Säuren (verdünnte Schwefelsäure) die Kohlensäure wieder entweichen läßt.

Verwendet man bei obigem Prozeß statt des metallischen Zinks metallisches Eisen, so erhält man zwar Kohle und Ammoniakentbindung, zugleich aber als Nebenprodukt Tonerde, ein Beweis der Umwandlung von Kieselsäure in Tonerde (Tonbestandteil). Um diese in größerer Menge aus jener zu erhalten, wurde mit Natrium (Bestandteil der Soda) statt Eisen operiert (Kalium erwies sich als von zu lebhafter Wirkung), derart, daß Kieselsäure in Natronlauge gelöst und in die alkalische Lauge Natrium eingetragen wurde. Dieses reagiert hierauf schon bei gewöhnlicher Temperatur unter lebhafter Art, so daß bei nicht zu großen Mengen sowie der Beendigung der Reaktion mittels Erhitzen sehr bald keine Kieselsäure in der Lauge mehr nachweisbar ist. Die entstehende Tonerde löst sich als Tonerdenatron. Da nun Tonerde das Oxyd des Aluminiums ist, so wurde schließlich aus letzterem selbst Kohle wie Stickstoff zu erhalten versucht. Kohle als solche gelang es allerdings nicht abzuscheiden, jedoch in Form von Kohlensäure, neben Stickstoff, falls man das Metall in fein verteilter Form (als Pulver oder geraspelt) mit Natronlauge übergießt und nunmehr mit

Bleisuperoxyd, einem dem Braunstein in seiner Zusammensetzung ähnlichen braunschwarz gefärbten Körper ins Kochen bringt. Hierbei entweicht Stickstoff als Gas, während die Kohlensäure an Blei gebunden als basisch kohlensaures Blei im Gefäße verbleibt.

Obigem gemäß hat man nunmehr die Erklärung für die Bildung von Edelsteinen und Diamanten im Erdinnern. Bei Gegenwart reduzierend wirkender Stoffe (wahrscheinlich Metallen) läßt sich aus Kieselsäure Kohle neben Tonerde bilden; letztere liefert uns bei höherer Temperatur Rubin und Saphir. Die Kohle kann bei der hohen Temperatur des Erdinnern als Diamant kristallisieren, und die Vereinigung von Tonerde mit Kieselsäure in verschiedener quantitativer Mischung liefert uns die übrigen Edelsteine.

Durch eingehende Untersuchungen wurde ferner konstatiert, daß das Aluminium kein Element, sondern eine Kohlenstoff-Stickstoff-Wasserstoffverbindung ist. Hiervon ausgehend würde der Kieselsäure eine ähnliche Formel zukommen; sie würde sich vom Aluminium lediglich durch Sauerstoffgehalt und ein Plus von Wasserstoff unterscheiden.

Die Todesstunde des Herzogs von Dauen

Novelle von

Olga Wohlbrück

(Schluß)

Der Herzog lebte noch am nächsten Morgen.

Der Arzt und der Geistliche hatten, zugleich mit dem Kammerdiener, die ganze Nacht am Bett gewacht und jeden Atemzug behütet ...

Viata Gabriele saß völlig angekleidet in ihrem roten Boudoir und wartete, daß man ihr Nachricht geben würde. Wenn man sie holen sollte, wollte sie ohnmächtig werden — ja, das wollte sie — aber heruntergehen konnte sie nicht, das würde sie nie über sich bringen können — nie. Das Grauen war zu entsetzlich.

„Der Kammerdiener Seiner Durchlaucht," meldete Therese.

„Ich kann nicht — ich will nicht ..."

Sie brauchte keine Komödie zu spielen. Sie war wirklich bleich wie die fliehende Diana aus weißem Marmor auf ihrem Kaminsims.

Der Kammerdiener brachte einen Brief mit der herzoglichen Krone über dem Monogramm.

„Seine Durchlaucht lassen guten Morgen wünschen und bitten, Ihre Durchlaucht möchten sich nicht beunruhigen!"

Mit zitternder Hand ergriff sie das Kuvert und riß es auf. Die wenigen Zeilen waren mit Bleistift geschrieben: „Mein liebes Kind, sei unbesorgt. Da

ich nur der Ruhe bedarf, ist es vielleicht besser, du besuchst mich heute nicht. Laß dir den Kunstgenuß heut abend nicht entgehen, genieße mit für mich. Dein alter Freund."

Viata Gabriele preßte den Brief ans Herz; den Diener, der vor ihr stand, hatte sie vergessen.

„Befehlen Durchlaucht eine Antwort?"

„Sagen Sie dem Herzog, daß ich mich jetzt in die Kirche begebe, um seine Genesung zu erbitten."

Und sie fuhr zur Kirche. Und sie betete inbrünstig. Auch für den Herzog. Sie betete, er möge einen leichten Tod haben und Gott möge ihn gnädig bei sich aufnehmen, ihn, der so gut gegen sie gewesen und auch jetzt noch — sterbend — so gut und rücksichtsvoll war ...

Abends stand sie, ganz in weiße Seide gehüllt, in ihrem Ankleidezimmer mit den Spiegelwänden, und die Kammerfrauen lagen vor ihr auf dem Teppich und banden ihr die seidenen Bänder der kleinen Goldschuhe. Therese, die auf einen Schemel gestiegen war, befestigte gerade den Hut mit den wippenden gelben Rosen auf dem feuersprühenden Haar.

„.... dann gehst du hinunter zum Herzog und fragst nach seinem Befinden," sagte Viata Gabriele, ließ sich den hellen, hermelingefütterten Abendmantel umgeben und nahm den kleinen Fächer aus ziseliertem Gold, den sie als Hochzeitsgeschenk von einer vornehmen Venezianerin erhalten hatte.

Viata Gabriele saß ganz allein in der von ihr gemieteten Loge, und der ganze Saal wurde aufmerksam auf die fremdartige schöne Erscheinung. Als sie das merkte, rückte sie fort von der Brüstung und verbarg sich hinter der einen Hälfte des rotseidenen Vorhangs.

Die Loge war so nahe dem Podium, daß, wenn Thomas Rudolfi dirigierte, sie jede kleinste Bewegung seines ausdrucksvollen Gesichtes sehen konnte, so nahe, daß ihre Augen, wenn sie sich trafen, ineinander tauchten, die leiseste Bewegung ihrer Lippen genügen mußte, sich zu verständigen.

Plötzlich durchbrauste ein enthusiastischer Applaus den Saal — Viata Gabrielens Herz stand still. Jetzt grüßte er nach allen Seiten, jetzt — jetzt traf sein Blick den ihren. Eine freudige Röte schoß ihm zu Kopf, er verneigte sich tief vor ihr in Bewunderung und Dankbarkeit.

Sie schloß die Augen und ließ ihre Seele von den fremdartigen berauschenden Klängen tragen, die fast schmerzhaft an ihr ungeübtes Ohr drangen. Es war, als riß ihr eine fremde Macht das Herz auseinander, als packte sie ein fremder Wille und zwänge sie nieder, daß sie keuchend um Gnade flehen mußte.

In der Pause klopfte ihr Diener, der vor der Logentür auf und ab ging, an und fragte, ob Herr Rudolfi Ihrer Durchlaucht seine Aufwartung machen dürfe.

Sie erhob sich, am ganzen Körper zitternd, und empfing ihn stehend wie einen König.

„Wie soll ich Ihnen danken, Durchlaucht, daß Sie gekommen sind?!"

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich mich für Ihre Musik interessiere."

Er sah sie schelmisch von der Seite an: „Ach, die großen Damen — die sagen einem gerne was Liebes, ohne sich was dabei zu denken."

„Ich pflege weniger zu sagen, als ich denke!" sagte die Herzogin in einem Ton, der ihm das Blut in die Wangen trieb.

Doch er faßte sich schnell, und mit der zutraulichen Art des Wieners und eines Schoßkindes der Gesellschaft sprach er:

„Na, also, eine größere Freude konnten mir Durchlaucht nicht machen, und wenn's auch eigentlich gegen den Respekt verstößt, so muß ich doch sagen, daß es für den Künstler nix Inspirierenderes gibt, als wenn er so ein schönes G'sichterl vor sich sieht!"

Drei europäische Souveräne hatten ihr die erlesensten Schmeicheleien gesagt, ohne daß es je einen Eindruck auf sie gemacht hätte, — jetzt wurde sie rot wie ein kleines Pensionsmädchen. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, bot sie ihm einen Platz neben sich an.

Noch zutraulicher gemacht durch ihre Freundlichkeit, fuhr er fort:

„Und grad' heute, Durchlaucht, hab' ich eine große Freude gebraucht, um in Stimmung zu kommen — es ist manchmal nicht schön, Künstler zu sein!"

„Was fehlt Ihnen?" fragte sie und wagte kaum, ihn anzusehen.

„Fragen Sie lieber, was ich zuviel hab', Durchlaucht! Haben Sie denn eine Idee, Durchlaucht, was das heißt, Künstler sein? Die Aufregung vorher ... die Abspannung nachher, und wenn man dann noch zu Haus Verdruß hat, ist die Höll' fertig!"

„Zu Hause?"

Viata Gabriele blickte ihn entgeistert an.

„Na freilich, Durchlaucht. Wie Sie mich da sehn, bin ich Ehemann und Familienvater. Kriegt da mein Jüngster heut Kopfschmerzen oder was — hat sich wahrscheinlich den Magen verdorben —, glauben Sie, meine Frau wär' dazu zu bewegen gewesen, mit ins Konzert zu kommen? Na, was sagen Sie, Durchlaucht? Können Sie sich so was vorstellen? Sie müssen schon verzeihn, wenn ich Sie mit meinen Privatsachen belästige, aber wenn i meinen Zorn hab', da kann ich mich nicht beherrschen!"

Er strich sich ärgerlich über seinen kurzen blonden Schnurrbart.

Das satanische Blut der Sautramini stieg Viata langsam in die bleichen Schläfen.

„Es gehört eine ungewöhnliche Frau dazu, um einem Künstler wie Sie zu folgen!"

Das tat ihm wohl, und er blickte sie dankbar aus seinen großen jungen Augen an. Dabei reckte er sich in ungeschickter kindlicher Pose:

„Ja, Durchlaucht, wenn das so einfach wäre! Wieviel ungewöhnliche Frauen gibt's denn? Natürlich, wenn man jung ist, da glaubt man, in der Ehe eine Verdoppelung seiner Kraft zu finden, aber plötzlich hat man das Haus voller Kinder, der Arzt ist täglicher Gast bei einem und den Apothekengeruch kriegt man nicht aus den Kleidern — ein Kreuz!"

Viata Gabrielens Augen phosphoreszierten unheimlich im Dunkel der Loge, wie die einer sprungbereiten Katze.

„Große Menschen dürfen nicht klein werden durch das Leben!"

„Nein, das dürfen sie nicht," rief er erregt. „Ich hab' meinen Standpunkt auch klar gemacht zu Hause — so geht das nicht weiter! In dieser Verfassung ein Konzert dirigieren und selber spielen — das ist ja zum Verrücktwerden!"

„Kann ich Ihren kleinen Patienten einmal besuchen?" fragte sie.

„Durchlaucht ... das wollten Sie wirklich? Das ist zu gütig! Das ist ..." Er drückte seine Lippen begeistert auf ihren Handschuh.

„Was würde ihm denn Freude machen, Meister? Er wird gewiß immer so reich beschenkt, daß mir zu geben nichts übrigbleibt."

Er lachte geschmeichelt und beglückt: „Ja, ja, freilich, Durchlaucht, kriegt er viel! Aber verwöhnt sind die Kinder doch nicht. Die Mutter gibt ihnen die schönen Sachen immer nur am Sonntag heraus."

Viata Gabriele unterdrückte ein spöttisches Lächeln.

„Ich dachte, in dem Hause eines Künstlers wie Sie wäre jeder Tag ein Festtag?"

„Leider nicht, Durchlaucht. Aber es gibt Festtage, die man nie vergißt, und — den heutigen rechne ich zu ihnen. — Darf ich Sie später zu Ihrem Wagen geleiten, Durchlaucht?"

„Ich bitte darum."

Und sie hätte ihn wirklich darum gebeten, wenn er es ihr nicht angeboten hätte.

Dann stand er wieder draußen und verneigte sich vor der wütend klatschenden Menge.

Diesmal hörte Viata Gabriele kaum etwas von der berauschenden farbigen Musik, in ihr sang ihr eignes Lied, in lauten jauchzenden Tönen. Und sie hatte es beinahe wieder vergessen, daß er eine Frau hatte und Kinder. Was hatte das mit ihm zu schaffen? Das konnte nicht zählen in seinem Leben, oder es zählte nur störend, hemmend. Er sollte jetzt erst das Glück kennen lernen, das reiche große Glück, nach dem seine Künstlerseele verlangte. Und sie mußte jetzt wieder lächeln, wenn sie an die Frau dachte, die jede Freude für ihre Kinder, und gewiß auch für ihren Mann, sparsam einteilte und nur alle acht Tage aus dem Schrank hervorholte.

„Also ich komme," sagte sie zu Rudolfi, als er sie sorglich zum Wagen geleitete.

Draußen stand geduldig eine kunstbegeisterte Menge und brachte ihm eine Ovation dar. Seine Augen strahlten Viata Gabriele an.

„Der Abend hat mich so beglückt, daß ich auch daran glauben will," antwortete er ihr.

Es war auch in ihrem Leben ein Augenblick, in dem ihr nichts unmöglich dünkte ... Sie grüßte mit dem goldenen Fächer und neigte den wunderschönen Kopf zum Abschied. —

„Schnell ausziehen," befahl die Herzogin eine Viertelstunde später ihrer ersten Kammerfrau und ließ den Mantel auf den Teppich fallen.

„Vorsicht — Durchlauchtchen zerreißen die kostbare Spitze!"

„Laß die dummen Spitzen — nur schnell, schnell! Und stell mir sein Bild ans Bett!"

„Das Bild vom Herzog?"

„Du wirst unverschämt, Thereſe!" Viata Gabriele atmete schwer, und dann, nach einer kleinen Pause, fragte sie zornig: „Und wie geht es dem Herzog?"

„Er sitzt auf seinem großen Bett mit vier großen Kissen im Rücken und gefalteten Händen."

Viata Gabriele schrie auf: „Er ist tot?"

„Noch nicht — aber er wartet auf seinen Tod. Er ist fromm und ergeben wie ein Heiliger."

Die Herzogin wendete sich ab und fuhr sich mit den Fingern über die Augen.

„Das große Bild, das der berühmte ungarische Maler von Durchlauchtchen gemalt hat, hat er in sein Schlafzimmer bringen lassen. Wenn er nicht betet, sieht er es immer an."

„Es ist gut. Du kannst gehen."

Viata Gabriele wühlte den Kopf in die Kissen. Dort die Kraft, das blühende Leben — hier Tod und Verwesung! Sie zog die Decke über die Augen wie ein furchtsames Kind. —

Unten in dem großen Schlafgemach mit den schweren grünen Samtvorhängen, unter einem geschnitzten Baldachin, auf dem niederen breiten Bett saß der Herzog von Dauen.

In einer Ecke schlummerte der Kammerdiener; die weiße Krawatte war ihm etwas auf die Seite gerückt, statt des Frackes hatte er einen bequemen kurzen Hausrock an. Der Arzt lag in einem bequemen Kittel ohne Kragen auf der Chaiselongue, nur der Geistliche saß in seiner Amtstracht aufrecht am Fußende des Bettes und las Gebete beim Schein einer kleinen verhängten Lampe.

„Lassen Sie das, Hochwürden," flüsterte der Herzog. „All Ihre Gebete werden mir keinen Trost geben."

Sein altes hilfloses Greisengesicht fiel auf die Brust.

„Die Sünde, die ich begangen, ich kann sie nicht mehr gutmachen ... durch nichts. Es ist eine Sünde wider die Natur, und mir kann nicht vergeben werden durch Beten."

Er griff mit einer langsamen zitternden Bewegung nach dem Handspiegel, der neben ihm auf der schweren Atlasdecke lag.

„Da habe ich nun meinen elenden Körper gehegt und gepflegt und habe ihn gewaltsam jung erhalten wollen, und habe gelogen — gelogen! Die Natur lügt nicht! Die Natur siegt!"

Er schöpfte tief Atem.

„Wenn's vorbei ist, lassen Sie niemand herein. Niemand! Sie soll mich

nicht sehen — so! Sie würde mich nach meinem Tode hassen, wenn sie denken müßte, daß ‚das' ihr Mann gewesen ist."

„Die Herzogin ist tugendhaft und verehrt Sie."

„Was für armselige Worte, Hochwürden!"

Er schwieg eine Weile, dann hob er seine matten Augen zu dem großen Bilde, das seinem Bett gegenüber an der Wand hing:

„Ja, wenn sie käme — von selbst käme, ihre Hand in die meine legte, um Abschied zu nehmen ... gegen meinen Willen käme! Es wäre ein Tod, zu schön, zu beseligend für mich. Aber Sie dürfen ihr's nicht sagen, Hochwürden. Schwören Sie, Sie dürfen ihr's nicht sagen!"

Er reichte dem Priester seine Hand.

„Ich schwöre es, Durchlaucht!"

Der Herzog verfärbte sich plötzlich: „Luft! Luft!"

In einem Nu waren der Arzt und der Kammerdiener am Bett. Der Geistliche öffnete das Fenster. Draußen färbte die Morgenröte einen feinen langen Streifen blutigrot, die kühle Morgenluft wehte in das stickige Krankenzimmer.

„Es ist wohl bald vorüber," murmelte der Arzt. „Man sollte die Herzogin rufen."

„Nein," sagte der Geistliche. „Er will sie nicht sehen."

Der Arzt sah ihn sprachlos an: „Sie soll wollen, verstehen Sie!"

Die beiden Männer sahen sich stumm in die Augen.

„Dann haben wir noch zu tun," sagte der Arzt. „Er kann nicht sterben ohne sie."

... Viata Gabriele träumte, daß sie mit Thomas Rudolfi vor dem Altar stand und ein Priester sie segnete. Der Priester trug die Züge des Herzogs.

Als sie erwachte, rollten große Tränen über ihre Wangen, aber ihr Herz war voll Jubel und Dankbarkeit. — Der gute Herzog! Er war wirklich jeder edeln Tat fähig.

Sie wollte ihm eine Gruft bauen lassen aus kostbarem Marmor, und Winter und Sommer sollten blühende Blumen auf seinem Sarge liegen.

„Therese, ich bin so glücklich heute, so froh, als ob ich ein Geschenk bekommen sollte!"

Therese war schlechter Laune, denn sie mißbilligte die Wahl ihrer Herrin — ein Künstler, ein simpler Virtuose! Der Marchese würde sich im Grab umdrehen, wenn er das wüßte! Wenn die Herzogin den wirklich heiraten sollte, sie blieb nicht im Dienst. „Frau Rudolfi!" Therese schüttelte sich.

Viata Gabriele erzählte von seinem Erfolg: „Wie ein König stand er da, Therese! Wie ein König! Die Damen warfen ihm ihre Blumen zu Füßen und wehten mit den Taschentüchern. Ein junges Mädchen wurde ohnmächtig im Gedränge — die Männer sogar waren wie toll. Ich sah ihn mit einem Purpurmantel um die Schultern, einer Krone auf dem Haupt ... er hatte mehr Macht über alle als ein Herrscher. Ich bin sicher, es waren Frauen dort, die sich vom Balkon herabgestürzt hätten, wenn er es verlangt hätte!"

„Pfui," sagte Thereſe energiſch.

Viata Gabriele hob ihre Hand wie zum Schlag: „Du!" ziſchte ſie wütend. „Vergiß dich nicht! Sonſt könnte ich vergeſſen, daß du meine Amme warſt!" Und da ſie gerade in ihrem kalten Bade war, ergriff ſie ein paar Eisſtückchen und ſchleuderte ſie Thereſe ins Geſicht.

Sie ſah aus wie eine ſchöne Mänade, mit ihrem weißen ſchlanken Körper und den Strähnen ihres Haares, das wie züngelnde Flammen um ſie herumflatterte. Ihre grünen Augen ſchoſſen Blitze.

„Ich habe einen Garten bei Neapel," ſprach ſie dann ruhig, „mit einem Häuschen drin. Dort ſchick' ich dich hin, dann kannſt du den Pförtner heiraten. Er wird dich prügeln, und das wird meine Rache ſein!"

„Das Verlöbnis iſt alt," meinte die Kammerfrau, „und bis zur Hochzeit hat der Tod ihm den Stock aus der Hand geſchlagen."

Nein, einſchüchtern ließ ſich Thereſe nicht, und zu Kreuze kroch ſie auch nicht im Streit, und Viata ſpürte manchmal in all ihrem Zorn, wieviel ſie ſelbſt von Thereſe an ſich hatte, ſo manches, was ſie mit ihrer Milch als kleines Kind eingeſaugt.

Aber heute durfte ſie ſich nicht ärgern! Heute mußte ſie ſchön ſein, ſchöner noch als ſonſt, mit weichen ſanften Zügen. Und es durfte nicht Verſtellung ſein, weil — ſie ſich nicht verſtellen konnte ...

Sie ließ ihre Lieblingspferde vor das mit zartblauer Seide gepolſterte Coupé ſpannen, zwei Iſabellen, die ſich ſo ähnlich ſahen, daß man dem einen, um es vom andern zu unterſcheiden, einen weißen Faden in den Schweif flechten mußte. Für Kutſcher und Jäger war große Livree befohlen worden. Sie zog ein Kleid an, das ſie nur ein einziges Mal zum Beſuche in der franzöſiſchen Botſchaft angehabt hatte. Ihr Haar quoll in reichen Wellen unter einer hellblauen Toque hervor, die ihr vor wenigen Tagen aus London zugegangen war, ſchwere große Perlen zierten ihre kleinen Ohren, die wie roſa Muſcheln verſchämt unter ihrem Haar hervorlugten.

Sie war unwiderſtehlich.

Im Veſtibül traf ſie den Arzt.

„Der arme gute Herzog! Ich hoffte immer, er würde mich zu ſich rufen, aber er iſt ſo zartfühlend, und gegen ſeinen Willen möchte ich nicht handeln."

Sie wußte jetzt genau, daß er ſie nicht rufen würde, darum ſprach ſie ſo. Der Arzt aber wendete den Blick von dem jungen verführeriſchen Geſicht, ſie war ſo ſchön, daß ſie einem Heiligen ſündige Gedanken eingegeben hätte. Er verneigte ſich tief und hörte noch die haſtigen Worte: „Addio, dottore! In Ihren Händen iſt mein teurer Kranker aufgehoben wie im Paradieſe."

„Das er ohnehin bald ſieht, Durchlaucht," murmelte er, zornig über ſo viel Gleichmut, und hob den Kopf.

Sie aber ſtand ſchon draußen unter der geſtreiften Markiſe, und der Jäger hob ſie in den Wagen.

Wie ein Vögelchen, das ſeine Flügel ausbreitet, um ſie in der Sonne

leuchten zu lassen, so breitete Viata Gabriele ihre reizende Toilette auf dem Polster des Wagens aus. Es war etwas Zwitscherndes und Fröhliches in ihr, die siegesgewisse Erwartung eines großen Glücks.

Zunächst wollte sie seinem Kinde etwas kaufen, aber da sie nicht wußte, was Kinder lieben, so ließ sie bei Gerstel halten, wählte nach kurzem Suchen eine Bonbonniere für hundert Kronen, die sie mit Konfekt füllen ließ. Dann gab sie dem Jäger Rudolfis Adresse.

Er bewohnte eine hübsche Villa in einer eleganten Straße des Cottageviertels, und obschon es ein für bürgerliche Begriffe sehr schönes und behagliches Heim war, erschien es Viata Gabriele doch seltsam dürftig, im Vergleich zu der Persönlichkeit, die es bewohnte.

Der Jäger übergab dem öffnenden Dienstmädchen die Visitenkarte, auf welcher der Name „Viata Gabriele, Herzogin von Dauen" stand, und einen Augenblick später stand Viata Gabriele in einem mit rotem Teppich ausgeschlagenen Entree, das mit hübschen weißen Lackmöbeln ausgestattet war.

Eine anmutige, dunkeläugige junge Frau in kleidsamer Haustoilette kam ihr entgegen.

„Wie liebenswürdig von Ihnen, Durchlaucht. Ich wollt' es meinem Mann erst gar nicht glauben, als er mir sagte, Sie würden uns die Ehre geben."

Viata Gabriele kam sich auf einmal, und gewiß zum erstenmal in ihrem Leben, linkisch vor. Sie fürchtete mit der schweren Schleppe ihres Kleides die zierlichen Lackmöbel umzuwerfen und wußte nicht recht, wie sie durch die schmale Oeffnung einer halboffenen Flügeltür gehen sollte.

„Ich wollte Ihrem Kleinen ein paar Bonbons mitbringen. Hoffentlich ist er schon wohlauf!"

„O, vielen Dank, Durchlaucht. Es ist zu lieb! Heute ist der Bengel ja schon wieder frisch und munter, aber gestern waren wir furchtbar ängstlich. Besonders mein Mann, der so an dem Buben hängt. Und damit er nur nicht zu unruhig ist während seines Konzerts, bin ich daheim geblieben beim Kind. Durchlaucht verzeihen, nicht wahr, wenn ich Sie nicht in unsern Empfangssalon führe. Es ist dort ein bissel ungemütlich an gewöhnlichen Tagen, kalt."

Und dabei führte sie Viata Gabriele in ein großes, unendlich behaglich eingerichtetes Erkerzimmer. „Unsre Wohnstube," sagte sie. „Hier plaudert sich's viel besser, Durchlaucht. Mein Mann und ich, wir verbringen alle unsre freien Abende hier. Leider sind sie selten!"

Viata Gabriele war eigentümlich still. Sie setzte sich mechanisch auf den angebotenen Lehnstuhl und blickte mit leeren Augen auf die anmutige junge Frau, die mit starkem Wiener Anklang harmlos und unbefangen auf sie einredete ... Wie kam sie daher, was wollte sie hier?

„Mein Mann wird gleich erscheinen, Durchlaucht. Er hat gerade Aufgaben mit unserm Aeltesten gemacht und war nicht ganz salonfähig ... Ah, da bist du!"

Die junge Frau sprang auf und lief ihrem Mann entgegen.

Thomas Rudolfi stand auf der Schwelle in einem rasch übergeworfenen

Salonrock, zu dem die lose gebundene Lavallièrekrawatte schlecht passen wollte. Seine dichten blonden Haare trugen noch die Spuren des feuchten Kammes, der sie durchzogen hatte, und seine Hände waren noch rot von dem kalten Waschwasser.

„Nein Durchlaucht, daß Sie schon heut kommen würden!"

Er führte Viata Gabrieles Hand mit aufrichtiger Freude an die Lippen.

„Ich wollte nach dem Kleinen fragen."

„Wenn Durchlaucht erlauben, daß ich Ihnen meine Buben vorstelle — Hans — Nicki, hereinspaziert!"

Zwei bildhübsche blonde Knaben mit kurzgeschorenem Haar und schwarzer Lederschürze über dem netten Anzug stürmten herein. Sie machten einen Kratzfuß vor der Herzogin und reichten ihr die Hand.

Sie lächelte und versuchte ungeschickt, mit ihnen ins Gespräch zu kommen: „Liebe Kinder, ich hab' euch was Süßes mitgebracht ... spielt ihr auch Geige?"

Viata Gabriele hätte sich eher mit dem Kaiser von China als mit zwei Bengeln von sechs und acht Jahren verständigt.

Rudolfi fühlte ihre Hilflosigkeit: „Na — Kinder, marsch in euer Zimmer!" Und dann, als sie draußen waren: „Ja ja, Durchlaucht, solche Racker machen einem was zu schaffen! Gestern — Sie wissen ja ..." Er zwinkerte ihr treuherzig, vertraulich zu.

Die junge Hausfrau legte ihm ihre hübsche weiße Hand auf den Mund: „Still, Bubi, nicht von gestern reden!" Und zur Herzogin gewendet:

„Gestern war er schlimm, Durchlaucht, nicht wahr? Er ist immer schlimm, wann ihm was derquer geht. In seinen Konzerten muß ich nämlich immer in der ersten Reihe, ihm gerade vis-a-vis sitzen, sonst ist er unsicher, sagt er. Aber er wär' noch unsicherer gewesen, wenn ich das Kind gestern den Dienstleuten überlassen hätte, da mußt' ich schon das kleinere Uebel wählen!" Und mit entzückender, kindlicher Neugier fragte sie: „War's schön gestern, Durchlaucht?"

Rudolfi lachte: „Sie können ruhig nein sagen, Durchlaucht. Sie glaubt's doch nicht!"

Der Boden brannte Viata Gabriele unter den Füßen. Sie war doch nicht hergekommen, um einer Liebesszene beizuwohnen.

„Darf ich Ihnen etwas anbieten, Durchlaucht?" fragte die junge Hausfrau mit divinatorischem Takt.

„Nein — ich danke ... ich muß gleich aufbrechen, ich ..."

„Gehn S', Durchlaucht, das ist nicht hübsch. Kaum sind Sie gekommen, gleich wollen Sie wieder fort! So bald kommen Sie nicht ein zweites Mal."

Die Herzogin hätte beinahe gelächelt.

„Du glaubst nicht," wendete er sich an seine Frau, „was die Frau Herzogin für ein feines Gefühl für Musik hat. Wenn man spielt und sie dabei ist, glaubt man wirklich, man spielt für sie allein. So ein Miterleben von jedem Ton ist es! Das habe ich außer bei dir noch bei keinem gefunden."

„Du müßtest der Frau Herzogin deine letzte Komposition vorspielen. Das Adagio aus der Suite."

„Das ist eine gute Idee! Wenn es Sie interessiert, Durchlaucht?"

Viata Gabriele wußte wohl, daß es eine Auszeichnung für sie war. Künstler wie Thomas Rudolfi pflegen nicht gerade freigiebig im Vorspielen zu sein.

„Ich bitte Sie darum," sagte sie gepreßt und verbarg das zornige Funkeln ihrer Augen, indem sie den Zobelmuff mit dem Rosenbukett darauf an ihr Gesicht hob.

Er holte seine Geige und spielte.

So schön hatte er wohl noch nie gespielt, weder im Konzert gestern noch damals im herzoglichen Palais. Seiner jungen Frau kamen die Tränen in die Augen. Viata Gabriele aber bohrte ihre Blicke in die Blumenmuster des Teppichs und unterdrückte ein nervöses Gähnen.

Als er geendet hatte, legte er die Geige auf den Flügel und nahm den Kopf seiner Frau zwischen beide Hände: „Die Suite ist meiner lieben kleinen Frau gewidmet," sagte er einfach.

Viata Gabriele erhob sich; sie war sehr bleich, und ihr weicher, rosenroter Mund hatte einen bösen Ausdruck.

„Ich danke Ihnen. Es war sehr schön. Ihre Frau kann stolz sein über die Widmung."

„Glücklich!" sagte die junge Frau und schmiegte sich leicht an ihren Mann.

Die Herzogin sah sie mit ihren phosphoreszierenden Augen kalt an: „Wenn Ihr Mann im Palais spielt, müssen Sie ihn begleiten — ich hätte nicht das Herz, das Liebespaar zu trennen!"

Hundertundfünfzig Jahre früher im Palazzo Sautramini hätte sie das Herz gehabt, es zu vergiften — das Liebespaar!

Es war Abend geworden.

Thomas Rudolfi geleitete die Herzogin auch diesmal zum Wagen. Sie hielt ihre Hände krampfhaft im Muff verschlungen.

Er sah sie erschrocken an: „Sind Sie mir böse, Durchlaucht?"

Wenn Blicke töten könnten, er wäre leblos niedergesunken, so aber schreckte er nur zurück.

„Durchlaucht ... warum ... Durchlaucht!"

Die Pferde zogen an. Er hörte nur ein scharfes, höhnisches Lachen. —

Viata Gabriele lachte. Und es war doch wieder ein Ekel in ihr und Scham, und die Scham übermannte sie so, daß sie die Hände vors Gesicht schlagen mußte, um es nicht im Spiegel an der Rückwand des Coupés in der grellen Beleuchtung der zwei elektrischen Birnen zu sehen.

Dann weinte und schluchzte sie wie ein kleines Kind; so einsam und verlassen hatte sie sich nie gefühlt wie jetzt, nicht einmal damals, als sie die erste Nacht im Kloster der Schwarzen Schwestern zugebracht. Damals hatte sie doch ihre Arme um den Hals einer guten jungen Schwester legen können, um ihr

Leid zu klagen, sich auszuweinen; damals gab es noch tröstende Worte für sie, Blicke, die sie aufrichteten, aber jetzt ...? Ihr blieb nur das schmachvolle Gefühl, daß sie sich weggeworfen hatte, innerlich weggeworfen, daß sie kindische, alberne Träume gehegt, so kindisch und albern, daß selbst ihre Dienerin sich das Recht herausnehmen durfte, darüber zu spotten. Und doch schmerzte sie der unerfüllte Traum, und doch konnte sie sich nicht losreißen von ihm, aber das Gefühl, das beinahe Liebe geworden wäre, wandelte sich in bitteren Groll, der wie ein Gift an ihr fraß. Und niemand auf der Welt haben, dem sie sagen konnte alles, was sie auf dem Herzen hatte, niemand, der ihr wieder den Mut gab, um sich zu schauen mit stolz erhobenem Haupt ...!

Der Herzog fiel ihr ein. Ja, der Herzog — er war der einzige! Er würde begreifen, wie er alles begriff in seiner vornehmen, gütigen einsamen Größe. Anders, als der Marchese es begriffen! —

Aber wenn er tot war?! Gestorben, jetzt in diesem Augenblick! Jetzt in diesem ersten Augenblick, wo sie fühlte, daß sie ihn brauchte, daß er ihr notwendig war zum Leben!

Sie drückte dreimal auf den elektrischen Knopf. Zufahren, sollte das heißen, zufahren, und wenn die Pferde bei der Ankunft zusammenbrachen. —

In weniger als zehn Minuten war die lange Strecke von der Villa bis zum Palais zurückgelegt.

Im Vestibül stand die gesamte Dienerschaft, Thereſe an der Spitze.

„Zu spät," schrie die Herzogin auf.

„Nein. Aber das Ende wird jeden Augenblick erwartet," flüsterte Thereſe. „Ich werde Durchlaucht hinaufführen."

„Laß mich!" rief die Herzogin in höchster Erregung und stieß sie zurück.

Im Vorraum kam ihr der Arzt entgegen, bleich, mit kleinen Schweißperlen auf der Stirn: „Er will allein sterben, Durchlaucht. Gehen Sie nicht hinein!"

Ohne ihn zu beachten, stürzte sie an ihm vorbei.

Im Sterbezimmer brannten große, goldumsponnene Wachskerzen in schweren silbernen Kandelabern. Die Luft war grau von Weihrauch, auf dem weißgedeckten Tisch stand ein hohes Kruzifix und eine silberne Schale mit heiligem Oel.

Viata Gabriele blieb wie gebannt an der Schwelle stehen.

„Viata!" rief der Kranke, und seine Augen richteten sich groß, in verklärtem Glanz auf das junge Weib, als sähen sie eine himmlische Erscheinung. Und ihr selbst war er ein ganz andrer so, mit seinem silbrigen Haar, das sein beseligtes Greisenantlitz umrahmte ... fast dünkte er sie schön!

„Viata, mein Kind!"

Er streckte die Arme nach ihr aus, und sie sank an seinem Bett nieder und preßte ihre Stirn in die seidene Decke.

„Geh nicht von mir! Hörst du? Ich brauche dich! Ich will, du sollst bleiben!"

Sie rief es in zitternder Angst, leidenschaftlich, fast befehlend.

Er aber hörte nicht mehr, mochte wohl nur fühlen, daß die Sehnsucht seines armen Lebens sich erfüllt hatte.

„Viata," kam es nochmals von seinen Lippen.

Sie warf sich über ihn, ohne Grausen, in demütigster, kindlicher Liebe, und küßte seine erkalteten Hände.

Er lächelte ... „Viata ..."

So leise war es, daß nur sie es verstand.

Der Herzog von Dauen hatte zu leben aufgehört.

„Seine Todesstunde war durch Gottes Güte leicht und glücklich," sagte der Priester ernst, indem er seine Fingerspitzen auf Viata Gabrielens Haupt legte.

„Ich bin eine große Sünderin, Hochwürden," schluchzte Gabriele, „eine große Sünderin ..."

Sie hätte ihr Herzblut hergegeben, um ihn zu erwecken aus dem großen Schlaf. O, wie sie die Menschen haßte, die kalten fremden Menschen ... Und mehr noch als alle andern haßte sie jenen einen, der ihr zuerst gezeigt hatte, daß es auch für sie Unmögliches gab ... Sie nahm Abschied vom Toten. Nahm Abschied von dem Lande, das ihr so lange zur Heimat geworden war ...

Und an einem sonnendurchglühten Nachmittage zog prunkende Pracht und tolles Leben in den alten, verstaubten Palazzo Sautramini in Venedig ein. Der Marchese wäre zufrieden gewesen. — Viata Gabriele war eine echte Sautramini geworden. Sie liebte und haßte wie eine echte Sautramini, deren Wahlspruch heißt:

„Ich vergesse nichts."

Ueber den Begriff des Naturgesetzes

Von

Privatdozent Dr. P. Rohland (Stuttgart)

Durchmustert man kritisch die Einleitungen der gebräuchlichen naturwissenschaftlichen Lehr- und Handbücher, so findet man, daß in der Regel der Unterschied zwischen den beschreibenden und exakten Naturwissenschaften angegeben wird, obwohl, worauf in einigen mit Recht hingewiesen wird, sowohl in den deskriptiven Wissenschaftsbereichen ein Teil rein wissenschaftlicher Natur, wie in den exakten ein Teil beschreibender Natur ist.

Dieses Unterscheidungsmerkmal ist also nicht sicher begründet; es dürfte sich empfehlen, dasselbe vollständig fallen zu lassen.

Weiterhin folgt dann in einigen Lehrbüchern, ohne eine präzise Definition des Gesamtbegriffes eines Naturgesetzes gegeben zu haben, sogleich die Angabe der Einzelgesetze, des Gesetzes von der Erhaltung des Stoffes, der Energie u. s. w., in andern wiederum wird, ohne den Begriff der Hypothese zu erläutern, unvermittelt das schwere Hypothesenmaterial, Atom, Molekül, Valenztheorie u. s. w., angehäuft.

Dem wichtigsten Punkte dagegen, der Erörterung des Begriffes des Naturgesetzes, wird in allen fast aus dem Wege gegangen. Eine Ausnahme bilden nur die physikalisch-chemischen Lehrbücher von W. Ostwald, W. Nernst u. s. w.

Nach W. Nernst[1]) ist das empirische Naturgesetz dadurch charakterisiert, daß die Beobachtungen, die in einem Falle gemacht worden sind, wiederholte Bestätigung finden und somit vermittelst Analogieschlusses auf alle übertragen und ausgedehnt werden können. Und W. Ostwald[2]) stellt folgende Definition auf: Ein Gesetz im naturwissenschaftlichen Sinne ist eine Regel, nach welcher erfahrungsmäßig gewisse Tatsachen aufeinander zu folgen pflegen und daher auch vorausgesehen werden können. Ein solches Gesetz ist um so wichtiger, je mehr Bestimmtes es von möglichst vielen Dingen aussagt und je genauer es daher die Zukunft ermitteln läßt. Jedes Naturgesetz beruht auf einer mehr oder weniger vollständigen Induktion und ist daher der Modifikation durch die Erfahrung ausgesetzt. Daraus ergibt sich auch der Begriff der wissenschaftlichen, zureichenden Erklärung. Einen Naturvorgang erklären bedeutet, ihn auf einen andern oder auch auf eine Reihe andrer schon bekannter Vorgänge zurückführen oder, mit andern Worten ausgedrückt, Aehnlichkeiten, die sich zwischen den neubeobachteten und den bereits erkannten Vorgängen finden, feststellen. Damit alle Aehnlichkeiten festgestellt werden können, muß der in Frage kommende Vorgang nach allen Seiten hin beobachtet und in eine, und zwar möglichst große Reihe einfachster, bereits durchforschter Vorgänge zerlegt werden. Demnach gliedert sich die zureichende wissenschaftliche Erklärung in zwei Teile, einmal die einleitende Analyse und dann die Feststellung von Aehnlichkeiten.[3])

Der Wert eines solchen Naturgesetzes ist nun einerseits um so größer, je größer die Anzahl der Erfahrungstatsachen ist, die es umfaßt, anderseits je mehr noch unbekannte und weiter abliegende Phänomene es vorhersehen läßt.

Das Prinzip der Verallgemeinerung liegt dem Naturgesetz zugrunde; die Wege zur Auffindung sind die der Deduktion und Induktion.

Der Ausdruck eines Naturgesetzes in seiner kürzesten und präzisesten Form ist der mathematische. Denn es ist, wie E. du Bois-Raymond[4]) bemerkt, eine psychologische Erfahrungstatsache, daß unser Kausalitätsbedürfnis sich dann befriedigt fühlt. Es liegt das daran, daß das rein Mathematische auf Bestimmungen des Raumes und der Zeit beschränkt ist, diese beiden Begriffe aber bloße Formen des Erkennens und nur a priori bewußt sind.[5]) Ganz be-

---

[1]) W. Nernst, „Theoretische Chemie".

[2]) W. Ostwald, „Vorlesungen über Naturphilosophie", „Ann. der Naturphilosophie", 4. 1 (1904). Zur Theorie der Wissenschaft.

[3]) Cf. auch W. Bieganski, „Neovitalismus in der modernen Chemie", „Ann. der Naturphilosophie", 4. 1 (1904).

[4]) E. du Bois-Raymond, „Ueber die Grenzen des Naturerkennens", Leipzig 1884.

[5]) Cf. P. Rohland, „A. Schopenhauer als Chemiker und Physiker", „Chem. Ztg." 28. 80 (1904).

greiflich und ergründlich ist immer nur das Mathematische, weil es das im Subjekt, in unserm eignen Vorstellungsapparat Wurzelnde ist. Daher ist eine wissenschaftlich zureichende Erklärung um so klarer und genügender, je mehr sie von dem enthält, was gar nicht anders gedacht und vorgestellt werden kann, wie zum Beispiel die räumlichen Verhältnisse.

Aber es ist nicht immer die Möglichkeit gegeben, ein Naturgesetz in seiner strengsten Gültigkeit mathematisch auszudrücken oder auch nur auszusprechen. Das Maß der Gültigkeit der bisher aufgefundenen Naturgesetze ist ein verschiedenes; die Gesetze der Mechanik, die chemischen stöchiometrischen Grundgesetze haben der genauesten Prüfung standgehalten, ohne daß ein Ausnahmefall hat konstatiert werden können. Dagegen müssen schon die Gasgesetze[1]) als ideale Grenzfälle angesehen werden, denen sich das Verhalten der Gase in Wirklichkeit mehr oder weniger nähert, sich aber nie mit ihnen vollständig identifiziert. Selbst das Naturgesetz, das bisher die umfangreichste Verallgemeinerung ausdrückt, der erste Hauptsatz der Energetik, enthält in bezug auf die strahlende Energie wenigstens eine Lücke.

Indessen hat das nicht die Bedeutung, daß die Naturgesetze etwa in milderer Form, durch zahlreiche Ausnahmen durchbrochen, auftreten; vielmehr ist nur die ihnen von uns gegebene Ausdrucksform in Worten oder Formeln unvollkommen; zahlreiche Ausnahmen lassen erkennen, daß die ausgesprochene Verallgemeinerung noch zu eng umgrenzt und einer weiteren Ausdehnung fähig ist.

Denn diese großen Gesetze sind, wie der Dichter, Goethe,[2]) sagt, ewig und ehern und unwandelbar, die Ausnahmen selten; die Natur ist fest, ihr Tritt ist gemessen.[3]) Und an andrer Stelle:[4])

Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Diese Unfehlbarkeit der Naturgesetze hat, wie A. Schopenhauer[5]) bemerkt, wenn man von der Erkenntnis des einzelnen, nicht von der Idee ausgeht, etwas Ueberraschendes, ja bisweilen fast Schaudererregendes. Die Natur vergißt ihre Gesetze auch nicht ein einziges Mal; beim Zusammentreffen gewisser Stoffe unter bestimmten Bedingungen findet eine chemische Verbindung, eine Gasentwicklung, eine Verbrennung statt, heute so gut wie vor tausend Jahren. Es ist die geistermäßige Allgegenwart der Naturkräfte, die uns überrascht. A. Schopenhauer erklärt dann die Unfehlbarkeit der Naturgesetze, den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung unter Anlehnung an die Lehre Kants, daß Raum, Zeit und Kausalität nicht dem Dinge an sich,

---

[1]) W. Ostwald, „Grundriß der allgemeinen Chemie".
[2]) W. Goethe, Bd. I: „Das Göttliche".
[3]) Ibid. Bd. VI: „Zur Naturwissenschaft im allgemeinen." — „Die Natur."
[4]) Ibid. „Vermächtnis."
[5]) A. Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", Bd. I.

sondern nur der Erscheinung zukommen, nur Formen unsrer Erkenntnis, nicht Beschaffenheiten des Dinges an sich sind, von dem von ihm gewonnenen Standpunkt aus, daß eine jede Naturkraft eine bestimmte Stufe der Objektivation des Willens, der außer der Zeit und dem Raume und der Kausalität liegt, darstellt.

Der Begriff des Naturgesetzes gestaltet sich aber noch klarer und präziser von dem Gesichtspunkte aus, von dem aus A. Schopenhauer[1]) ihn betrachtet. Er unterscheidet zwischen der Aetiologie und der Philosophie der Natur. Die Grenze zwischen beiden Wissenschaftsgebieten hat er in folgender Weise gezogen: Es empfiehlt sich, den Unterschied zwischen Aetiologie und Philosophie ganz besonders hervorzuheben; wo die erste aufhört, fängt das Gebiet der zweiten an. Das Thema der Aetiologie sind die Ursachen, das Thema der Philosophie die Kräfte; die Aetiologie hat es mit den Gesetzen, d. h. den konstanten oder generalisierten Tatsachen, zu tun, die Naturphilosophie mit dem Gehalt und dem Charakter der Dinge. Man muß sich hüten, für Erscheinung verschiedener Energieformen zu halten, was Aeußerung einer und derselben Kraft, bloß unter verschiedenen Umständen, ist, und umgekehrt für Aeußerungen einer Kraft zu halten, was ursprünglich verschiedenen Kräften angehört. Ein Beispiel des ersten Falles kann man in den Energiearten des Lichtes und der Elektrizität, die anfangs für Aeußerungen verschiedener Kräfte gehalten wurden, erkennen, bis dann durch die Untersuchungen von W. Herz das Gegenteil bewiesen wurde.

Sobald eine Naturwissenschaft einen Vorgang nach allen Richtungen hin genau beschrieben und ihre Ursachen, die Bedingungen, unter denen er eintreten muß, vollständig erkannt hat, hat sie ihre Vollendung erreicht; es bezeichnet auch einen wahren Fortschritt, wenn es gelungen ist, anfangs für verschieden gehaltene Energien eine aus der andern abzuleiten und so ihre Zahl zu vermindern. Ein Beispiel großartigen Stiles hierfür bietet das Energiegesetz von R. Mayer. Das Ziel der Naturwissenschaft ist erreicht, wenn keine Energieform in der anorganischen, organischen und organisierten Natur mehr unbekannt ist, keine Wirkung mehr vorhanden ist, die nicht als Folge einer jener Energiearten unter bestimmten Umständen gemäß einem Naturgesetze nachgewiesen wäre. Kuno Fischer macht in seiner Kritik[2]) der Schopenhauerschen Lehre darauf aufmerksam, daß das, was Schopenhauer „Aetiologie der Natur" nennt, seit Auguste Comte bis heute den Namen „positive Philosophie" führt.

Daraus, vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, leitet sich nun der Begriff des Naturgesetzes wie folgt ab: Naturgesetze sind im Grunde nichts andres als konstante oder regelmäßige Naturerscheinungen; es sind Tatsachen, die in allen Fällen eintreten, wo die im Naturgesetz ausgesprochenen Bedingungen stattfinden; ein Naturgesetz ist eine

---

[1]) Ibid. A. Schopenhauer, § 26 und 27.

[2]) K. Fischer, „Geschichte der neuen Philosophie" (1893), Bd. VIII.

allgemein ausgesprochene Tatsache, un fait généralisé. Eine vollständige Darlegung aller Naturgesetze wäre demnach ein komplettes Tatsachenregister.

Es gibt in der Natur nur Ursachen, d. h. Bedingungen, unter denen die Zustände der Materie sich ändern. Diese natürlichen Ursachen sind insgesamt nur Bedingungen, Umstände, Anlässe, nach Mallebranche causes occasionelles. Und zwar müssen alle Bedingungen erfüllt sein, damit ein Vorgang sich realisieren kann, damit zum Beispiel die Vereinigung oder Zersetzung von chemischen Verbindungen erfolgen kann. So darf, um nur ein Beispiel anzuführen,[1]) wenn Wasserstoffknallgas explosionsfähig bleiben soll, kein Propylen gegenwärtig sein. Dieser Zusatz, als negatives, katalytisches Agens, macht das Wasserstoffknallgas reaktionsunfähig und unwirksam.

Das Studium der Ursachen, unter denen die Bildung einer chemischen Verbindung, z. B. des Kochsalzes aus Natrium und Chlor, oder die Zersetzung einer solchen, z. B. von Kalziumkarbonat, vor sich geht, ist Aufgabe der Aetiologie; dagegen jenseits der Grenzen des Erkennbaren, in das Gebiet des Transzendenten hineinreichend, tritt die Frage auf, woraus denn eigentlich Natriumchlorid, Kalziumkarbonat bestehen; denn die Naturbeschreibung löst nur das Problem, daß Kochsalz, Kalziumkarbonat unter ganz bestimmten Bedingungen aus Natrium und Chlor, Kalziumoxyd und Kohlendioxyd gebildet oder in diese Stoffe zerlegt werden können.

Wenn ferner zwei Volumina Wasserstoff und ein Raumteil Sauerstoff, ein Volumen Chlor und ein Volumen Wasserstoff, drei Volumina Wasserstoff und ein Raumteil Stickstoff unter genau bestimmten Bedingungen sich je unter Bildung von zwei Raumteilen Wasserdampf, Chlorwasserstoff und Ammoniak vereinigen, so können zwar diese Vorgänge an der Hand der Avogadroschen Regel mit Hilfe der Atom- und Molekularhypothese veranschaulicht und auch in quantitativer Beziehung zureichend erklärt werden; die Anlässe, die äußeren Bedingungen, unter denen die Bildung dieser chemischen Verbindungen stattfindet, können erkannt werden; aber die eigentlichen Ursachen, denen bei diesen Vorgängen das, was mit „chemischer Affinität" bezeichnet wird, zugrunde liegt, bleiben im Dunkel, und das Suchen nach ihnen ist Aufgabe der Philosophie.

Will man aber weitergehend den Begriff des Naturgesetzes von rein philosophischen Gesichtspunkten erörtern, so wird seine Definition je nach der gewonnenen Weltanschauung des Verfassers verschieden lauten können. A. Schopenhauer[2]) faßt seine Definition des Naturgesetzes in den Satz zusammen: Das Naturgesetz ist die Beziehung der Idee auf die Form der Erscheinung. Denn nach Schopenhauer ist jede allgemeine ursprüngliche Naturkraft, auch die geringste, in ihrem inneren Wesen nichts andres als die Objektivation des Willens auf einer niedrigen Stufe; eine jede solche

[1]) „Zeitschrift für physikalische Chemie", 35. 340 (1896).
[2]) „Die Welt als Wille und Vorstellung" l. c.

Stufe heißt eine ewige Idee im Sinne Platons. Die Form aber ist Zeit, Raum und Kausalität, die notwendigen und unzertrennlichen Zusammenhang und Beziehung aufeinander haben. Durch Zeit und Raum vervielfältigt sich die Idee in unzählige Erscheinungen; die Ordnung aber, nach der diese in jene mannigfaltigen Formen treten, ist durch das Gesetz der Kausalität fest bestimmt. Dieses Gesetz ist gleichsam die Norm der Grenzpunkte der Erscheinungen verschiedener Ideen, nach der Raum, Zeit und Materie an sie verteilt sind.

Schließlich möchte ich von dem durch diese Betrachtungen gewonnenen Gesichtspunkte zwei naturwissenschaftliche Probleme, das Rätsel der Schwerkraft und das der chemischen Affinität, beleuchten. A. Schopenhauer macht darauf aufmerksam, daß es unverständig sei, nach einer Ursache der Schwere oder der Elektrizität zu fragen; beides sind ursprüngliche Kräfte, deren Aeußerungen zwar nach Ursache und Wirkungen vor sich gehen, keineswegs aber selbst Ursachen einer Wirkung oder Wirkungen von Ursachen sind. Daher ist auch nicht die Schwere des Steines die Ursache, daß er fällt, sondern die Nähe der Erde, die ihn anzieht. Wäre die Erde nicht vorhanden, so würde auch der Stein nicht fallen können, obgleich die Schwere geblieben ist. In der Physik aber wird sie im ätiologischen Sinne als ursprüngliche Kraft nachgewiesen.

Aehnliche Gedanken hat auch E. du Prel[1]) weiterverfolgt. Auch nach ihm liegt die Ursache der Schwere nicht im Stein, sondern außer ihm, und wenn diese Ursache beseitigt wird, hört auch die Schwere des Steines auf. Könnten wir die Erde wegnehmen, so würde sich erst die wahre Natur des Steines verraten können. Ein Körper scheint nur dadurch und nur dann schwer zu werden, wenn ein andrer Körper sich in seiner Nähe befindet, der ihn anzieht. Mit dem Wort „Schwere" muß vielmehr die Beziehung zweier Körper zueinander, nicht die Natur eines einzelnen, eine Wirkung auf den Stein, nicht eine durch die Natur des Steines gegebene Ursache bezeichnet werden. In bezug auf das Rätsel der Schwerkraft liegt demnach die Sache so, daß sie in der Physik als qualitas occulta nachgewiesen werden kann, deren Aeußerungen und Wirkungen der physikalischen Forschung zugänglich sind, daß sie aber selbst nur auf philosophischen Wegen erkannt werden kann; in welcher Weise ersteres, deutet G. Mie[2]) an: über den Zusammenhang, der zwischen den Gravitationswirkungen und den übrigen Vorgängen im Aether und in der Materie jedenfalls bestehen muß, wissen wir absolut nichts, und es fragt sich wohl auch, ob sich der Schleier, der über der scheinbar so offenkundigen Schwerkraft liegt, so bald lichten wird.

Schopenhauer hat von seinem philosophischen Standpunkt aus die Schwerkraft als Objektivation des Willens erkannt.

Aehnlich verhält es sich mit dem Problem der chemischen Affinität. Die Bezeichnung wird für das, was damit ausgedrückt werden soll, häufig mißverständlich aufgefaßt. Der Ausdruck „chemische Affinität" stammt aus

---

[1]) E. du Prel, „Das Rätsel der Schwerkraft", „Zukunft", 6. 30 (1890).

[2]) „Die neueren Forschungen über Ionen und Elektronen", Enke, Stuttgart.

alchimistischen Rezepten und ist durch Barchusen in die Wissenschaft eingeführt worden. Barchusen[1]) schreibt: „Arctam enim atque reciprocam inter se habent affinitatem ... Impossibile arbitror, inveniendum elementum quodpiam simplicissimum, quod non peregrinis heterogenisve gaudeat particulis."

In chemischen Lehrbüchern ist mitunter zu lesen, daß der Ausdruck „chemische Verwandtschaft" nicht richtig gewählt ist, da meistens die am wenigsten chemisch ähnlichen Körper sich am leichtesten verbinden. Aber die chemische Verwandtschaft[2]) ist keineswegs die der gewöhnlichen Sprache; der ursprünglich von den Chemikern diesem Worte beigelegte Sinn ist ein andrer. Barchusen wollte mit dem Ausdruck sagen, daß die Schwierigkeit bei der Isolierung der Grundstoffe von einer Aehnlichkeit der gemischten Stoffe herrührt, infolge deren sie ein gleiches Verhalten zeigen. In diesem Sinne des Wortes „Verwandtschaft" kann man von einer solchen des Chlors, Broms und Jods sprechen, weil ihre Trennung voneinander infolge ihres analogen Verhaltens zu bestimmten Reagenzien auf nicht leicht zu beseitigende Hindernisse trifft; aber nicht im jetzt gebräuchlichen Sinne des Wortes, da diese drei Elemente wenig Verwandtschaft zueinander besitzen. Im ursprünglichen Sinne wird also eine Eigenschaftsähnlichkeit chemischer Grundstoffe in bezug auf das Verhalten gegen bestimmte Reagenzien, im jetzigen Sinne die mehr oder weniger starken Tendenzen der einzelnen Elemente, sich miteinander chemisch zu verbinden, bezeichnet, die dann bei sonst ganz unähnlichen Stoffen zutage treten können.

Begegnet schon der Ausdruck „chemische Affinität" häufig mißverständlicher Auffassung, so wird ihr Begriff erst recht unrichtigen Deutungen ausgesetzt zu sein Gefahr laufen. W. Nernst[3]) hat vollständig recht, wenn er bemerkt, daß wir heute noch nicht weiter gekommen sind als die griechischen Philosophen, Leukippos, Empedokles und Demokritos, welche die Liebe und den Haß der Atome als Ursache der stofflichen Veränderungen auffaßten, nur daß wir an Stelle der anthropomorphen Anschauungsweise der Alten die wechselnde Affinität der Atome gesetzt haben.

Die Annahme einer als Anziehung gedachten Affinitätskraft hat sich bei der „Erklärung" chemischer Vorgänge nicht als leistungsfähig und wirksam erwiesen.[4]) Alle Bemühungen, das Problem der chemischen Affinität zu lösen, sind erfolglos gewesen. Immer hat nur beobachtet werden können, daß die Affinität unter den äußeren Bedingungen der Temperatur, des Druckes, der Lösungsmittel u. s. f., wenn auch quantitativ verschieden, sich ändern kann.

So kommt es denn, daß in den theoretischen Teilen vieler chemischer Lehrbücher diese ganze Frage vorsichtig umgangen wird, obgleich dann im be-

[1]) Cf. Barchusen, „Pyrosophia" (1698).

[2]) J. Dumas, „Die Philosophie der Chemie". 1839.

[3]) Cf. W. Nernst, „Theoretische Chemie", auch P. Rohland, „Ueber die Darstellungsarten anorganischer Stoffe", „Chem. Ztg." 27. 83 (1903).

[4]) Cf. P. Rohland, l. c.: „Ueber die Darstellungsarten" ꝛc.

schreibenden Teil sehr häufig von Affinität gesprochen wird; oder es finden sich haltlose Hypothesen, wie beispielsweise erwähnt wird, daß die Ursache der chemischen Affinität auf der verschiedenen Gestalt und Bewegungsart der kleinsten substantiellen Teilchen beruht. In solchen Hypothesen dokumentiert sich eine ihr Endziel verkennende Chemie, da sie die chemische Energie, eine Qualität, auf mechanische Vorgänge zurückzuführen sucht.

Diese völlige Hilflosigkeit auf chemisch-naturwissenschaftlicher Seite hat nun aber einen sehr einfachen Grund; das Problem der chemischen Affinität muß überhaupt aus dem Gebiet einer exakten Naturwissenschaft in das Bereich der Philosophie gewiesen werden. Die chemische Verwandtschaft ist, wie die Schwere, Starrheit, Undurchdringlichkeit u. s. w., eine qualitas occulta, ihr Problem ist der naturwissenschaftlichen Behandlung unzugänglich, es ist philosophischer Natur.

Während aber auf der einen Seite eine Beschränkung des Forschungsgebietes der Chemie durch diese Betrachtungen erzielt wird, eröffnet sich auf der andern eine Hoffnung von neuem. Es hat freilich den Anschein der Unmöglichkeit, physiologische Prozesse auf chemische, physikalisch-chemische und physikalische Vorgänge allein zurückzuführen; vielmehr scheint noch eine besondere, noch nicht bekannte Energieart hinzutreten zu müssen, durch deren Vereinigung mit den schon erforschten Energien ein physiologischer Vorgang möglich wird.

Aber von dem Gesichtspunkte aus, daß zwar die äußeren Bedingungen, Umstände u. s. w. eines anorganischen oder organischen Vorganges im ätiologischen Sinne erkannt und der exakt naturwissenschaftlichen Methode unterworfen werden können, die ursprünglichen Energien aber, die unter diesen Bedingungen auftreten, nur dem philosophischen Ahnen sich enthüllen, darf die Möglichkeit doch nicht vollständig abgewiesen werden, daß noch Mittel und Wege gefunden werden können, um die äußeren Bedingungen herzustellen, unter denen anorganisch-organische Vorgänge in physiologische übergehen.

Denn Natura non facit saltus.

Aber gerade aus diesem Grundnaturgesetze folgt zwingend die Unmöglichkeit, die ursprünglichen Energien, die bei physiologischen Vorgängen auftreten, auf einem andern Wege als dem philosophischen zureichend zu erklären.

Die Arbeitslosenversicherungsordnung nach dem Genter System in Straßburg i. E.

Von

G. Pfarrius

In dem Aufsatz „Arbeitslosigkeit“ im Oktober-Heft 1907 der „Deutschen Revue“ (S. 97 ff.) sind Fragen berührt, die durch die zwischenzeitlichen Vorgänge auf dem Arbeitsmarkt mehr in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt sind. Auch des eigenartigen Versuchs der Stadt Straßburg i. E. ist dort gedacht, die im Jahre 1906 eine Arbeitslosenversicherungsordnung eingeführt und zu deren Durchführung, zunächst versuchsweise für die Dauer eines Jahres, die Summe von 5000 Mark bewilligt hat. Daraus sollten nach dem sogenannten Genter System Zuschüsse an die Arbeiterberufsvereine zu den eignen Leistungen dieser Vereine an die Arbeitslosen gewährt werden — und zwar im Betrage von 50 Prozent desjenigen Unterstützungssatzes, den die einzelnen Arbeitslosen jeweils von ihren Vereinen beziehen würden. Das für eine Reihe von auswärtigen Städten vorbildlich gewordene Vorgehen der Stadt Gent in Belgien bezweckt bekanntlich die Gewährung von Gemeindezuschüssen an die dortigen Arbeiterberufsvereine, um damit die Arbeitslosenunterstützungen dieser Vereine um einen gewissen Prozentsatz zu erhöhen. Die Zulage der Stadt schmiegt sich also der gewerkschaftlichen Versicherungsleistung an, steigt und fällt mit ihr und soll so als Erziehung zur Selbsthilfe wirken, indem nur nach dem Maß der eignen Vereinsleistung öffentliche Zuschüsse gewährt werden. Die Einrichtung hat sich in Gent bei einem anfänglichen Zuschuß von 10000 Franken (1901), der allmählich auf 20000 Franken erhöht wurde, bei 18000 organisierten Arbeitern und einer gemeindlichen Einzelzulage von durchschnittlich 50 Prozent zu der Vereinsleistung von einem Franken pro Tag gut bewährt. Sie wurde bald von einer größeren Reihe von belgischen, dann auch französischen Städten nachgeahmt. Im Jahre 1905 bewilligten die gesetzgebenden Faktoren von Frankreich auf Millerands Anregung 100000 Franken zu demselben Zweck behufs Verteilung an die Vereine nach näherer Bestimmung des Handelsministers. In Norwegen und Dänemark folgten ähnliche Gesetze. In Deutschland ist die Straßburger Einrichtung die erste dieser Art. Darum beansprucht der uns heute vorliegende Bericht des Bürgermeisters an den Gemeinderat über die ersten damit gemachten Erfahrungen mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit.

Es hatten sich nach dem Bericht von den 21 Gewerkschaften und Vereinen, die in Straßburg Arbeitslosenunterstützung gewähren, 20 bei dem Bürgermeisteramt mit dem Antrag auf Zulassung zu den Wohltaten der neuen Einrichtung gemeldet. Davon haben 12 im Jahre 1907 städtischen Zuschuß erhalten, und zwar für 2618 Unterstützungstage von 264 Arbeitslosen den Gesamtbetrag von 1889,35 Mark, als Zuschuß auf eine Gesamtleistung der Gewerkschaften und Vereine von 7726,64 Mark an eigner Arbeitslosenunterstützung. Wenn bei diesen Zahlen vor allem ihre Geringfügigkeit für eine Stadt von der Bedeutung Straßburgs auffallen muß, so gibt dafür der Bericht die Erklärung, daß am 1. Januar 1907 die angemeldeten Verbände eine Gesamtstärke von nur 3671 Mitgliedern hatten, während zum Beispiel in der Ortskrankenkasse und in den Betriebskrankenkassen Straßburgs am gleichen Tage rund 24000 männliche Versicherte waren, wovon allerdings etwa 4000 nach der Art ihrer Arbeit für die Arbeitslosenversicherung außer Betracht bleiben und außer diesen noch die außerhalb Straßburgs wohnenden Arbeiter. Immerhin ist es nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Straßburger Arbeiterschaft, dem die Unterstützung seiner Gemeinde zugute kommt! Sodann ist bei den Zahlen die große Differenz zwischen der gewerkschaftlichen und der städtischen Leistung auffallend. Man sollte nach dem oben Gesagten (50 Prozent städtischer Zuschuß) annehmen, daß die Unterstützung der Gewerkschaften nicht höher wie das

Doppelte der städtischen sein würde. Statt dessen beträgt sie das Vierfache. Dies rührt nach dem Bericht einmal daher, daß die Gewerkschaften ihre Unterstützungen für manche Tage gezahlt haben, wofür die Stadt wegen Unterlassung der den Arbeitslosen besonders vorgeschriebenen rechtzeitigen Anmeldung bei dem städtischen Arbeitsamt nicht gezahlt hat. Sodann erklärt sich die Differenz aus der von der Stadt gestellten Bedingung des einjährigen Wohnsitzes in Straßburg als Voraussetzung für den städtischen Zuschuß. Die Gewerkschaften haben diese Einschränkung für ihre Unterstützung nicht. Endlich wird auch die günstige wirtschaftliche Konjunktur des Jahres 1907 für den niedrigen Betrag der städtischen Unterstützungen mit als Grund aufgeführt.

Besonderes Interesse beansprucht, was der Bericht über die Erfahrungen zu erzählen weiß, die gegenüber den drei Hauptschwierigkeiten der Arbeitslosenversicherung überhaupt (den „drei cruces", vgl. „Arbeitslosigkeit" im Oktober-Heft S. 107) gemacht worden sind. Diese sind:

1. Die Schwierigkeit der Kontrolle der Ursache der Arbeitslosigkeit (ist diese freiwillig? — verschuldet?);

2. die Schwierigkeit der Kontrolle der bestehenden Arbeitslosigkeit (Mißbrauch, Simulation);

3. die Schwierigkeit der Beendigung der Arbeitslosigkeit durch Einweisung in passende Arbeit (was ist „passende" Arbeit, durch deren Ablehnung der Arbeitslose den Entschädigungsanspruch verwirkt?).

Nach Aufzählung einer Reihe hierfür bemerkenswerter Vorgänge schließt dieser Abschnitt des Berichts zusammenfassend: „Aus diesen Darlegungen darf wohl der Schluß gezogen werden, daß die drei Hauptbedenken der Theorie gegen die Arbeitslosenversicherung ... sich hier in dem ersten Jahr der Straßburger Einrichtung als nicht stichhaltig erwiesen haben." Die Erfahrungen in Straßburg sind doch noch zu kurz, als daß wir diesem Wort eine verallgemeinernde Bedeutung beilegen könnten!

Recht vorsichtig ist der Bericht in der Bewertung der allgemeinen Wirkungen der Einrichtung im ersten Jahre.

In dem Aufsatz „Arbeitslosigkeit" hatten wir hervorgehoben, wie die Unterstützung der Gewerkschaften aus öffentlichen Mitteln wegen ihrer einseitigen politischen Richtung vielfach als bedenklich empfunden werde. Auch bei der Beratung der Straßburger Einrichtung im Jahre 1906 wurde das Bedenken geäußert, daß durch die Beschränkung der städtischen Unterstützung auf die organisierten Arbeiter ein gewisser Zwang zum Eintritt in die Organisation ausgeübt werde, was vor allen Dingen aus politischen Gründen nicht wünschenswert sei. Der Bericht gibt die hiernach befürchtete Stärkung der beteiligten Verbände durch die neue Einrichtung nach den bisherigen Wahrnehmungen nicht zu! Zwar seien in der Zeit vom 1. Januar 1907 bis zum Jahresschluß die beteiligten Gewerkschaften um rund 200 Mitglieder gewachsen. Jedoch hätten sämtliche Gewerkschaftsvertreter bei Besprechung der gemachten Erfahrungen, mit einer Ausnahme, übereinstimmend erklärt, daß das Bestehen dieser Zuschußeinrichtung wohl keinen einzigen Berufsgenossen zum Eintritt in den Verband veranlaßt habe. Nur bei den Tabakarbeiterinnen wurde konstatiert, daß das Anwachsen ihrer Gewerkschaft auf zwei vorgekommene Arbeitslosenunterstützungsfälle zurückzuführen war, aber auch hier nur aus dem besonderen Grunde, weil in der betreffenden Fabrik die Gefahr des Eintritts größerer Entlassungen vorlag und sich deshalb die Arbeiterinnen rechtzeitig sichern wollten. Auf der andern Seite hätten allerdings die Beamten einzelner großer Verbände erklärt, es sei wohl zu erwarten, daß bereits vorhandene Mitglieder wegen des städtischen Zuschusses nicht so leicht wieder austreten würden. Insofern könne sich mit der Zeit eine Stärkung der Gewerkschaften ergeben. Darüber aber seien sich alle einig gewesen, daß das Vorhandensein dieser städtischen Einrichtung keineswegs ein Lockmittel zur unmittelbaren erheblichen Vermehrung der Gewerkschaftsmitglieder darstelle.

Wird also dies Bedenken gegen das Genter System nach den bisherigen Erfahrungen von dem Bericht nicht besonders hoch veranschlagt, so gibt dieser um so unumwundener den schon erwähnten andern Nachteil der Einrichtung zu, daß sie nur einem verhältnismäßig kleinen Teil der Arbeitslosen zugute kommt. „Die ... bei uns angewandte Abart des Genter Systems erfaßt ja nun freilich nur einen Bruchteil dieser gelernten Arbeiter, die Organisierten, und das ist bei uns zurzeit noch ein recht kleiner Teil."

Als Vorteil der neuen Einrichtung wird sodann ihre organische Verbindung mit dem städtischen Arbeitsnachweis gerühmt, der dadurch zu einer ersprießlichen Ausdehnung seiner Wirksamkeit gelangt sei, ferner die erzieherische Einwirkung auf die einzelnen Arbeitslosen durch die regelmäßige Kontrolle in Verbindung mit dem städtischen Arbeitsamt und endlich die allgemeine sozialpolitische Bedeutung der Verbindung der Gewerkschaften mit der öffentlichen Behörde und die durch das ständige Zusammenwirken erzielte Verringerung des Mißtrauens beim Arbeiter und des manchmal geringen Verständnisses der Verhältnisse der Arbeiterschaft bei der Behörde.

Der Bericht schließt, nach Betonung der Schwierigkeit für ein Vorgehen der Gemeinden:

„Sollten sie (d. h. die Gemeinden) nun aber deswegen auf jede Hilfeleistung verzichten, sollen sie weiterhin im Falle der Arbeitslosigkeit den gelernten Arbeiter, den Buchdrucker, Schreiner, Tapezierer u. s. w., vor die Wahl des Steinklopfens oder der Armenunterstützung stellen? Oder ist es nicht vielmehr ihre Sache, da, wo die einzigen Ansätze zu einer Hilfeleistung in solchen Notfällen sich zeigen, bei der gewerkschaftlichen Selbsthilfe, miteinzusetzen und die naturgemäß unzureichenden Mittel der reinen Selbsthilfe zu einem wenigstens einigermaßen schützenden Unterstützungssatze zu erheben. Unpraktisch muß es allen Kennern erscheinen, gegenüber einem solchen Problem der Versicherung, wie es die Arbeitslosigkeit ist, zunächst nach einer Intervention des Staates zu rufen und deswegen einstweilen jede Aktion der Gemeinden zu vertagen, denn dazu ist das Problem viel zu neu und mannigfaltig und bedarf erst der verschiedensten praktischen Experimente im kleinen. Es gilt vielmehr erst langsam den unteren Aufbau zu schaffen, auf den dann vielleicht später, nachdem insbesondere erst einmal eine einheitliche Organisation des Arbeitsnachweises für das ganze Reich geschaffen sein wird, eine reichsrechtliche Organisation mit öffentlichem rechtlichem Versicherungszwang nach dem Vorbild unsrer sonstigen deutschen Versicherungsgesetzgebung aufgebaut werden kann. Im Lichte dieser Entwicklung gesehen, hat der Straßburger Versuch jedenfalls soviel ergeben, daß die berufsgenossenschaftliche Grundlage für die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit die natürlichste und praktischste ist. Der hiesige Versuch hat aber auch ferner ergeben, daß die Durchführung der hier beschlossenen Versicherungsordnung wenigstens in den hiesigen Verhältnissen sich ohne andre Störungen vollzog, als sie jeder andern menschlichen Organisation anhaften."

Dies „Experiment im kleinen" in Straßburg hat uns zwar der Lösung der ernsten Frage der Arbeitslosigkeit bis jetzt nicht viel nähergebracht, auch ist zu bezweifeln, daß sich andre Städte dadurch besonders ermuntert fühlen werden, gleichfalls nach dem Genter System vorzugehen. Gleichwohl wünschen wir, daß der Gemeinderat von Straßburg nicht erlahmt, sondern auch für die folgenden Jahre ähnliche Kredite bewilligt und so zur Sammlung weiterer nützlicher Erfahrungen die Gelegenheit schafft!

Vom Standpunkt des Aufsatzes „Arbeitslosigkeit" begrüßen wir es jedenfalls mit Genugtuung, daß auch hier aus der Praxis die berufsgenossenschaftliche Grundlage für die fernere Ausgestaltung der Arbeitslosenversicherung empfohlen wird.

Der Kampf um die Weltsprache

Zwei Erklärungen

An den Herausgeber der „Deutschen Revue".

Erlauben Sie mir, einige Worte auf den interessanten Artikel des Herrn Professor Th. Gomperz „Zur Frage der internationalen Hilfssprache" zu erwidern. Ich lege vor allem Wert darauf, uns öffentlich zu entschuldigen, daß wir seinen Gedanken mißverstanden und seinen früheren Artikel in der „Neuen Freien Presse" falsch aufgefaßt haben. Was uns zu dem Irrtum verleitet hat, sind nicht die (von ihm erwähnten) Betrachtungen über die Zusammensetzung der internationalen Assoziation der Akademien, sondern folgende Sätze, von denen der zweite von ihm selbst unterstrichen war: „Aber die Abhilfe glauben wir anderswo suchen zu müssen als in der Abdikation der Großen vor den Kleinen. Ist es peinlich, nicht zu verstehen, so ist es noch ungleich peinvoller, nicht verstanden zu werden. Hier auf Besserung zu sinnen ist somit in erster Reihe die Aufgabe der an Menschenzahl, wenngleich in keinem andern Betracht, zurückstehenden Völker." Das hatte uns in den Glauben versetzt, daß Herr Gomperz nur in der „Abdikation der Kleinen vor den Großen" eine Lösung finde. Ich freue mich sehr, zu hören, das dies nicht seine Meinung ist. Aber dann sehe ich eine Lösung nur in einer neutralen Hilfssprache, mag dies nun das Lateinische oder eine künstliche Sprache sein.

Ich will mich hier nicht auf Erörterungen über die Antinomie einlassen, die er gegen die künstlichen Sprachen ins Feld führt, d. h. daß sie zugleich arm sein müssen, um leicht und praktisch zu sein, und reich, um alle Gedanken getreu ausdrücken und wiedergeben zu können. Diese (wie viele andre mehr scheinbare als wirkliche) Antinomie findet ihre Lösung in dem Ableitungssystem des Esperanto. Dank einem solchen System kann eine Sprache zugleich verhältnismäßig arm an „Wurzelwörtern" sein und außerordentlich reich an „Wörtern". Das hatte gerade der Philosoph Lambert im Auge gehabt, als er sagte: „Eine Sprache ist vollkommener (und reicher), je mehr sie Möglichkeiten enthält, aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zusammenzusetzen und abzuleiten, dergestalt, daß man aus der Struktur des neuen Wortes seine Bedeutung verstehen könne." Dieses Ideal verwirklicht das Esperanto durch seine Ableitung, abgesehen von einzelnen Detail- und Anwendungsmängeln, die leicht zu verbessern sind.

In diesem Punkt begeht Herr Gomperz einen überraschenden Fehlgriff: Er sagt, daß man im Esperanto die konträren Begriffe durch die einfache Negation ausdrücke, so daß man nicht zwischen „unschön" und „häßlich" u. s. w. unterscheiden könne. Das ist ein Irrtum: das Präfix mal, das dazu dient, die Gegensätze zu bilden, ist ganz verschieden von der Negation ne, die als Präfix dient, um die „kontradiktorischen" Gegensätze auszudrücken; und jeder Anfänger im Esperanto lernt „ne-bela" von „mal-bela", „ne-utila" (unnütz) von „mal-utila" (schädlich) u. s. w. unterscheiden. Somit ist das Esperanto nicht so unlogisch und so plump, wie Herr Gomperz zu glauben scheint und wie seine Kritik seine nicht informierten Leser glauben machen könnte. Man darf übrigens überzeugt sein, daß die Gelehrten und die Logiker, die für das Esperanto eintreten, sich niemals für eine Sprache interessiert haben würden, die so unvollkommen wäre und die so grobe Schnitzer begehen würde. Die Leute, die sie gründlich studiert haben (wie der Unterzeichnete es getan zu haben glaubt), erblicken im Gegenteil darin, abgesehen von den wenigen obenerwähnten Mängeln, ein wunderbares Instrument logischer Gedankenanalyse, das fähig ist, viele Nuancen wiederzugeben, manchmal mehr als die eine oder andre „lebende" Nationalsprache, und ein ausgezeichnetes Mittel, die jungen Geister in jener logischen Analyse zu üben, in der man den hauptsächlichen pädagogischen Nutzen der alten Sprachen erblickt. — Doch ich

gedenke hier keine Apologie des Esperanto zu schreiben: es soll mir genügen zu sagen, daß es die Sprache ist, die das aus zwölf hervorragenden Gelehrten der Hauptländer Europas zusammengesetzte Komitee der Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale im Prinzip — von einigen Verbesserungen im Detail abgesehen — angenommen hat und daß es dank der dadurch empfangenen Weihe einer höheren Bestimmung entgegengehen wird.

Dr. Louis Couturat.

* * *

Ich mache von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch, dem Aufsatz des Herrn Couturat ein Wort der Erwiderung beizufügen. Dieses kann um so kürzer sein, da mein verehrter Gegner auf den Hauptpunkt meines jüngsten Artikels kaum eingegangen ist. Es war dies die Antinomie zwischen der unvermeidlichen Armut einer mit spielender Leichtigkeit zu erlernenden Formelsprache und dem überschwenglichen Reichtum einer allen billigen Anforderungen genügenden Literatursprache. Denn nicht gar viel besagt sein Hinweis auf des genialen Lambert an sich sehr weise und wertvolle Bemerkung („Neues Organon" II S. 76): „Eine Sprache ist daher auch vollkommener, je mehr sie Möglichkeiten enthält, aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zusammenzusetzen und abzuleiten, dergestalt, daß man aus der Struktur des neuen Wortes seine Bedeutung verstehen könne." Ich will es nicht betonen, daß Lambert die Sprache weitaus überwiegend als ein Mittel des Begriffsausdruckes ins Auge faßt und von den sonstigen Erfordernissen, denen eine reich entwickelte Natursprache zu genügen hat, wenig oder keine Notiz nimmt. Auch davon abgesehen, liegt es Lambert vollständig fern, einer an Wurzelwörtern armen und durch Bildungsreichtum ausgezeichneten Sprache den Vorzug vor derjenigen zuzuerkennen, deren Reichtum in dem einen wie in dem andern Betracht ein großer ist. Sonst hätte er nicht an die soeben angeführte Stelle sofort den Satz reihen können: „Diesen Vorzug hat die griechische und die deutsche Sprache." Zwei Sprachen also, deren Wurzelreichtum ein überaus ansehnlicher ist, hat der Verfasser des „Neuen Organon" den Preis zuerkannt. Danach darf es wohl als unstatthaft gelten, den großen Mann, der in seinem kurzen Leben in so viele Wissensgebiete unvergängliche Spuren gedrückt hat, auch noch zum Schutzpatron der neuesten internationalen Hilfssprache zu erheben.

Daß ich mit dieser, dem Esperanto, nicht genau vertraut bin, das schäme ich mich nicht einzugestehen, bedaure es aber, in einem Beispiel, das ich von den „wortersparenden Kunstgriffen" des Spracherfinders gab, ein Versehen begangen zu haben. Ich hätte darauf achten sollen, daß Verbindungen wie mal-utila nur den konträren, nicht auch den kontradiktorischen Gegensatz auszudrücken bestimmt sind. Ob übrigens „schlecht-nützlich" eine an sich empfehlenswerte Bezeichnung des „Schädlichen" ist, diese Frage soll mich nicht beschäftigen. Auch nicht die andre, ob diese Bezeichnungsweise des konträren Gegensatzes nicht dort versagen muß, wo beide Glieder des Gegensatzes von den Kategorien des Guten und Schlechten gleich weit entfernt sind. Oder wäre es nicht eine Künstelei, schwarz durch „schlechtweiß" oder auch weiß durch „schlecht-schwarz" auszudrücken? Doch derartige Kritik zu üben steht mir überhaupt nicht, am wenigsten an dieser Stelle zu.

Th. Gomperz.

Literarische Berichte

Preußen und Polen. Der Verlauf und Ausgang eines zweitausendjährigen Völkergrenzstreites und deutschslawischer Wechselbeziehungen. Von Alexander Weber. München 1907. Verlag von J. F. Lehmann.

Die Streitschriften zur preußischen Ostmarkenfrage nehmen an Zahl fortwährend zu, ohne an Inhalt und Ueberzeugungskraft auf abweichende Auffassungen zu gewinnen. Das vorliegende Buch versucht das politische Verständnis der Aufgaben, die sich die preußische Politik in den östlichen Provinzen setzt, zu steigern und weiterzuverbreiten durch eine Untersuchung über die geschichtlichen und ethnographischen Berührungen des Germanentums und Slawentums seit den Anfängen historischer Kenntnisse über die Völker Mittel- und Osteuropas, es will vor allem die Frage beleuchten, inwieweit der Anspruch der Slawen auf den ausschließlichen Besitz der Länder, in denen das Deutschtum heute von den Slawen befehdet und verdrängt wird, sich stützen könne auf historisches Recht, auf die Festhaltung des ursprünglichen Stammlandes. Dazu hat der Verfasser massenhaftes Material zwar weniger aus den Quellen als aus allerlei zusammenfassenden Darstellungen slawischer und deutscher Gelehrten gesammelt. Der Leser, der nicht imstande ist, das Material des Verfassers zu würdigen, wird aus seiner Darstellung, die, von Osten nach Westen, von Norden nach Süden schweifend, die Lesefrüchte ausschüttet, um so weniger klare Gesichtspunkte gewinnen, als die verschiedenartigsten Gewährsmänner ohne Prüfung ihrer Kompetenz bunt durcheinander wirbeln. Der Verfasser läßt unter andern Mißverständnissen „die struppigen Rosse der Avaren und deren slawische Hilfstruppen nicht allein die Elbe [wo?], sondern auch die Ostsee erreichen und alles Land dazwischen bis nach Holstein unterwerfen". Die Slawen Norddeutschlands sollen als Hunnen von deutschen mittelalterlichen Autoren bezeichnet worden sein. Der Zusammenhang dieses historisch-ethnographischen Quodlibets mit dem Drittel des Buches, das die neue deutsche Kolonisation in Posen und Westpreußen nach den neueren Darstellungen, aber ersichtlich ohne eignen Einblick behandelt, ist recht locker. Anzuerkennen ist die Belesenheit des Verfassers auf einem weiten Gebiet.

F. C. Schultheiß.

Johannes Lister. Von J. J. Horschick. Leipzig 1908, C. F. Amelang.

Man weiß durchaus nicht, wie alt diese Menschen sind, man ahnt nicht das geringste von ihrem Aussehen, man erfährt nichts von ihrer Herkunft, nichts von ihrem alltäglichen Tun, und sie leben dennoch. Sie leben freilich nicht in der hellen Sonne, sie führen nur ein Gedankendasein, sozusagen ein Dasein in Daseinsreflexen. Die gemeine Wirklichkeit und Sichtbarkeit der Dinge bleibt ausgeschaltet. Horschick weiß gar nicht, daß der Werktag mit seinem Lärm die ganz feinen Instrumente einfach zu übertönen pflegt; er ist so dicht von seiner Kunstluft umschlossen, daß er die Empfindungen seiner Menschen nicht selten naiv mit Künstlernamen belegt. Horschick sagt nicht „Sehnsucht", „Liebe", „Freude an der Natur", er sagt: Tasso, Wagner, Claude Lorrain. Und, was mit dieser Einseitigkeit in Zusammenhang steht, er fürchtet sich vor jedem äußeren Geschehen und ersetzt die natürliche Wucht der Handlung recht häufig durch ein Wortpathos. Dennoch spricht in diesem Buch ein Dichter. Horschick hat das Leid des halbechten Künstlertums ergreifend gestaltet, und was auf ein paar Dutzend Seiten seines Romans geschrieben steht, das behält man vielleicht für Lebenszeit. Wie die verbummelten und trägen jungen Maler zusammensitzen am Tag, ehe sie für den Sommer aufs Land gehen; wie sie ihre großen Reden halten, an die kein einziger mehr recht glaubt; wie sie — und das geht am tiefsten — dann im Herbst zurückkehren, an einem kalten, regnerischen Tag, „enttäuscht, müde, hungrig nach Anerkennung und warmen Worten", das vergißt man nicht so bald. — Nach dem offenkundigen Willen des Verfassers kommt jedem einzelnen von seinen Menschen irgendeine typische Funktion zu, jedem von den Malern so gut als von den Frauen, am meisten jedoch dem Johannes Lister, mit dessen innerlich sicherer, beobachtender Person sich Horschick, allem Anschein nach, selber in den Mittelpunkt des Romans gestellt hat. Für den Leser freilich machen die typischen Züge keineswegs den Wert des Buches aus; der Reiz dieses Lyrikerromans ruht in der intimen und rührenden Wirkung gewisser Gespräche und Schilderungen. — Der Verfasser lege es nicht als Schulmeisterei aus, wenn ihm eine sorgsamere Behandlung der Sprache ans Herz gelegt wird. Es gibt nun einmal kein Zeitwort „rhythmen", und die Befehlsform von „nehmen" lautet nicht „nehme", sondern „nimm". Gerade da, wo ernstlich von einer dichterischen Zukunft die Rede sein darf, ist es Pflicht, auf solche böse Sachen rechtzeitig hinzuweisen. B. F.

Fürst Bülows Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik. Mit Erlaubnis des Reichskanzlers gesammelt

und herausgegeben von Johannes Penzler. 2. Band 1903 bis 1906. Berlin 1907, Verlag von Georg Reimer.

Die Herausgeberpraxis Penzlers hat sich in früheren Sammlungen wie auch im ersten Band des vorliegenden Werkes volles Vertrauen erworben und rechtfertigt es hier aufs neue. Gerade gegenüber den mancherlei Urteilen, die über die amtliche Tatigkeit und Tüchtigkeit des derzeitigen verantwortlichen Leiters der Reichspolitik sich an jedes Hervortreten knüpfen, ist es für Historiker, Politiker oder Publizisten nicht nur erwünscht, sondern sogar einfache Pflicht der Gerechtigkeit, von der nunmehr gebotenen Möglichkeit eines Gesamtüberblicks über seine Reden und Kundgebungen Gebrauch zu machen, nachdem die Auflösung des letzen Reichstags dem Fürsten Bülow einen den meisten unverhofften Erfolg gezeitigt hat. Wenn auch der Staatsmann sich nicht mit dem Redner und noch weniger mit dem höflichen Beantworter von Zuschriften und Einladungen decken kann, enthält doch auch der vorliegende Band Stellen genug, die über die stille Politik nach innen und außen knappe, aber vielsagende Aufschlüsse bedeuten oder hitzige Angriffe zum Schweigen bringen mit dem Hinweise auf die Pflichten diplomatischer Führung der Geschäfte. Schultheiß.

Wirklichkeit und Dichtung. Von Moritz Engel. Dresden 1907, W. Baensch. Mit zwei Karten M. 4.—.

Unter dem viel zu allgemeinen Titel „Wirklichkeit und Dichtung" sind von M. Engel „Aufschlüsse in und zu 1. Mos. 2—4; 6, 1—14; 9, 18—27; 11 und 12, 1—6" dargeboten worden. Der jüngst verstorbene Verfasser, ein Rechtsanwalt in Dresden, bezeichnete dieses Buch ebenfalls auf dem Titel als „ein Lebenswerk". Aber ist es nun eine Leben begründende Leistung geworden? Nach ihrem Hauptthema soll diese Darlegung des Verfassers „die abschließende Ergänzung zu der früheren Schrift desselben Verfassers: ‚Die Lösung der Paradiesfrage' (1885) sein". Er will nämlich immer wieder geltend machen, daß der Autor von 1. Mos. 2, 8—14 mit Eden, was im Hebräischen „Wonne" bedeutet, eine verbrannte Steinwüste südöstlich von Damaskus gemeint habe, was doch eine groteske Verirrung des hebräischen Autors in sich schlösse. Den einheitlichen Paradiesesstrom macht er zu mehreren durch die Oase Ruch(e)be strömenden Flüßchen. Da er sich des Hebräischen nicht genug bemächtigt hatte, hat er die richtige Uebersetzung von 1. Mos. 2, 10b „und von da (d. h. vom Punkte des Austretens aus dem Garten) teilt er sich und wird zu vier Hauptarmen" nicht gefunden. Daher kommt es auch, daß er die Ströme Pischon und Gichon, womit am wahrscheinlichsten auf den Hyphasisindus und den Nil hingedeutet ist (vgl. meine Schrift „Fünf neue arabische Landschaftsnamen im Alten Testament", S. 67 ff.), zu Flüssen, die zum Garten hinströmen. Wir können ihm deshalb nicht helfen, sondern müssen sein „Lebenswerk" zerstören. Dies müssen wir auch in bezug auf viele Ausführungen tun, in denen er zum Beispiel den Abschnitt über die erste Impietät des Menschen erläutern zu können gemeint hat. Den Baum der Erkenntnis der zwischen Gut und Böse waltenden Beziehung deutet er nämlich auf den Geschlechtsunterschied, und das Essen vom Baum auf die Begattung (S. 83). O über den Dilettantismus in der Wissenschaft! Ed. König.

Deutsch-christliche Weltanschauung. Gesammelte Vorträge und Abhandlungen. Von Wilh. Heinzelmann. Halle a S., Buchhandlung des Waisenhauses.

Nach des Verfassers Weltanschauung hat die christliche Religion den Menschen zwei vorher unbekannte Tugenden gebracht: die Liebe zum Mitmenschen, ohne Unterschied der Religion und der Rasse, und die Demut. Das deutsche Volk, das im Herzen Europas wohnt und von hier aus allen andern Völkern das Blut zuführt, „ist berufen und befähigt, die göttlichen Kräfte des Christentums sich am vollständigsten und innigsten anzueignen" und sie selbständig zu verarbeiten. Der Protestantismus, zur herrschenden geistigen Macht geworden, steht auch in Rücksicht auf sittliche Kultur an erster Stelle. — Von solchen Ansichten sind die zwölf Aufsätze erfüllt, die hier gesammelt vorliegen. Die drei letzten sprechen von Goethe als von dem Vertreter einer deutsch-christlichen Weltanschauung, während die vorausgehenden, in zwei Gruppen zusammengefaßt, über verschiedenartige Gegenstände handeln. M. D.

Fürst Arvanit. Dramatische Dichtung in fünf Akten von Nikolaus I., Fürsten von Montenegro, K. H. Autorisierte deutsche Ausgabe von Carl Amico. M. Riegersche Buchhandlung (A. Himmer), Augsburg.

Das Drama behandelt eine Episode aus den Kämpfen der Serben mit den Türken: die Rückeroberung der Feste Skadar (Skutari) durch Arvanit. Es entstand im Jahre 1895 in fünf Tagen und war für eine Privataufführung am montenegrinischen Hof bestimmt. Allein dieser Plan wurde durch einen Trauerfall vereitelt. Darauf veröffentlichte es mit Zustimmung des Verfassers ein früherer montenegrinischer Minister, und zehn Jahre später erfolgte die Herausgabe in deutscher Uebersetzung. Das Stück verrät gute poetische Anlagen und Gewandtheit in dramatischer Darstellung. Die Kürze der Zeit hinderte freilich den Verfasser, allen Anforderungen an ein Bühnenstück gerecht zu werden. Sonst

hätte er vielleicht die Charaktere im einzelnen vertieft und so einheitlicher gestaltet, auch das eine und das andre Motiv mehr ausgeführt. Aber trotzdem muß man seiner Kunst Beifall zollen. Fürst Nikolaus ist offenbar in der dramatischen Literatur wohlbewandert. Er hat die besten Vorbilder gehabt, und wenn ich nicht irre, ist auch die deutsche klassische Literatur (Schiller) nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Seine Dichtung verdient daher auch in Deutschland näher bekannt zu werden.

Prof. Dr. E. Müller.

Aus meiner Welt. Von Georg Knauer. 2. Auflage. Wiesbaden 1907, Emil Behrend. Eleg. geb. M. 1.50.

Vorliegende Aphorismensammlung hat binnen Jahresfrist eine zweite Auflage erlebt. Das will bei der großen Flut lyrischer Erscheinungen etwas heißen. In der Tat zeichnen sich diese Dichtungen durch Klarheit und Tiefe der Gedanken und edle Form vor andern aus. Sie stellen sich den Sammlungen G. von Oertzens und D. von G. Amyntors würdig an die Seite. E. M.

Waldenfels und seine Grenadiere. Ein Beitrag zur Geschichte der Belagerung Kolbergs im Jahre 1807. Von Dr. Herm. Klaje, Oberlehrer am Kgl. Domgymnasium. Mit einer Karte. Kolberg, Kommissions-Verlag von Dietz & Maxerath.

Diese sorgfältig ausgearbeitete Jubiläumsschrift, die gewissenhaft auch französische Quellen benutzt, schildert die Tätigkeit des Hauptmanns K. W. E. Freiherrn von Waldenfels, der bei der heldenhaften Verteidigung von Kolberg zwar als Vizekommandant nur an zweiter Stelle stand, sich aber dennoch große Verdienste erwarb. Er fiel an der Spitze des von ihm gebildeten Grenadierbataillons bei Wiedererstürmung der Wolfsschanze am 14. Juni 1807. Besonderes Lob gebührt dem Verfasser dafür, daß er mit verschiedenen Legenden aufräumt und auch dem Kommandanten von Lucadou Gerechtigkeit widerfahren läßt. Fr. R.

Wenn die Natur ruft. Von Jack London. Verlag von Adolf Sponholz. Hannover 1907.

Ein entzückendes Buch, das in seiner einwandfreien Uebersetzung wert ist, auch in Deutschland viel gelesen zu werden. Jack London erzählt die Geschichte des Hundes Buck, der im eisigen Alaska mit andern zusammen den Postschlitten zieht. Da gibt es keinerlei Sentimentalität und keine geschmacklose Vermenschlichung, und dennoch gilt uns das Schicksal dieses Hundes beinahe mehr als irgendein banales Menschenleben. London spricht, nach gut angelsächsischer Weise, in knappen und einfachen Worten, aber es erwächst uns aus ihnen die seltene Ahnung von der Bruderschaft aller lebendigen Wesen. Dieser London besitzt die unbedingte Macht über unsern Haß und unsre Liebe, nicht anders als Rudyard Kipling, dessen Tiere ja auch Brüder und Schwestern für uns sind. Herrlich müßte es sein, dieses Buch „Wenn die Natur ruft" im Alter von zwölf Jahren zu lesen und dabei wie Buck den Ansiedler John Thornten liebzugewinnen, diesen ungeschickten Burschen, der so schlecht zärtlich zu sein versteht, und aus dessen rauhen Worten der Hund doch die Güte heraushört. „Du alter Esel, du Lump, du verfluchter Kerl!" sagt John Thornten mit einer schluchzenden Stimme, als ihm Buck das Leben gerettet hat, und er schüttelt ihn derb an den Ohren; aber Buck versteht es und nimmt zur Antwort Thorntens Hand in sein großes Maul und beißt ein wenig darauf. Unwillkürlich fängt man bald an, aus Bucks Seele heraus von den übrigen Ziehhunden die einen zu verachten und die andern hochzuschätzen, man ist sogar ehrgeizig mit Buck und halsstarrig und müde und hungrig und kampfbereit. Am tiefsten aber erschüttert es, mitzuerleben, wie sich Buck in ein wildes Tier zurückverwandelt; Buck wird wieder ein Wolf, als die Menschen tot sind, die er liebgehabt hat. Das ist eine sonderbare Geschichte, aber man begreift, daß es so kommen mußte, denn die Natur hatte niemals aufgehört, Buck zu rufen, er blieb immer ihr entlaufener Sohn. „Buck war ja auch älter als die Tage, die er selbst gesehen hatte. Er war ja nur ein Glied, das die Gegenwart mit der Vergangenheit verband, und die Ewigkeit ging durch ihn hindurch in die Zukunft. Wohl saß er als braunhaariger, zottiger Hund an John Thorntens Feuer, aber hinter ihm standen die Schatten aller möglichen Hunde, ja sogar die von Halbwölfen und Wölfen, sie lebten mit ihm und beeinflußten ihn, lehrten ihn Dinge und Laute verstehen, die er nie gekannt hatte, sie legten sich mit ihm zur Ruhe und lebten weiter in seinen Träumen." — Der Verlag hat dem wertvollen Buch eine mustergültige Ausstattung mitgegeben; insbesondere stellen die aus dem englischen Original herübergenommenen farbigen Tafeln keine Illustrationen im gewöhnlichen Sinne dar, sondern sorgfältig reproduzierte Kunstblätter. B. F.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Blennerhassett, Charlotte, Maria Stuart, Königin von Schottland, 1542—1587. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 4.20.

Brettauer, Clotilde, Was mir die Tage brachten. Ein Skizzenbuch. Berlin, „Harmonie"-Verlagsgesellschaft.

Corinth, Lovis, Das Erlernen der Malerei. Ein Handbuch. Berlin, Paul Cassirer's Verlag. M. 7.50.

Dessauer, Friedrich, Technische Kultur? Sechs Essays. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Deutsche Wehr-Politik der Zukunft. Von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Zürcher & Furrer. M. 3.—.

Goldscheid, Rudolf, Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. M. 5.—.

Guenther, Dr. Konrad, Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. 1. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 1.—.

Hoffmann, Karl, Zur Literatur und Ideen-Geschichte. Zwölf Studien. Charlottenburg, Günthersche Buchhandlung. M. 4.50.

Kapp, Dr. med. J., Die Paraffin-Injektion. Eine neue Methode zur Verbesserung der Gesichts- und Körperformen. Berlin-Teltow, Verlag „Die Lilien". M. 1.—.

Kisch, Dr. Wilhelm, Unsere Gerichte und ihre Reform. 86. Bändchen von „Wissenschaft und Bildung". Leipzig, Quelle & Meyer. Gebunden M. 1.25.

Lachelier, J., Psychologie und Metaphysik. Die Grundlagen der Induktion. Deutsch von Dr. Rud. Eisler. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. M. 3.—.

Low, Sidney, Die Regierung Englands. Uebersetzt von Johannes Hoops. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 6.—.

Mandelik, M. G., Erlebnisse einer Seele. Stimmungsbilder. Wien, Wilh. Braumüller. M. 3.40.

Matschoss, Dr. A., Die Kriegsgefahr von 1867 — Die Luxemburger Frage —. Bunzlau i. Schl., G. Kreuschmer. M. 3.—.

Plange, Th. J., Christus — ein Inder? Versuch einer Entstehungsgeschichte des Christentums unter Benutzung der indischen Studien Louis Jacolliots. 3. Aufl. Stuttgart, Herm. Schmidt's Verlag. M. 4.50.

Sachs, Dr. Fritz, Gedichte. Langensalza, Julius Beltz.

Saint-Trond, Norland (Tenorio in Thule). Eine Raffentragödie. Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Schubart, Dr. jur. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates. 21. Auflage, abgeschlossen November 1907. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. Gebunden M. 1.60.

Sell, Dr. Karl, Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 4.40.

Tolksdorf, B., Die Patentgerichte. Ein Beitrag zur Besserung der Rechtsprechung in Patent-, Muster- und Warenzeichensachen. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Vogt, J. G., Der Realmonismus, eine naturwissenschaftliche Weltanschauung mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Lebensproblems. Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt. M. 3.—.

Volksmedizin, Vergleichende, Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. O. von Hovorka und Dr. A. Kronfeld. Mit 28 Tafeln und etwa 500 Textabbildungen. Lieferung 1. Vollständig in 28 Lieferungen à 80 Pf. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von 37 Fachgelehrten herausgegeben von Dr. Hans F. Helmolt. Mit 55 Karten und 178 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. 9 Bände in Halbleder gebunden zu je M. 10.— oder 18 broschierte Halbbände zu je M. 4.—. Neunter (Ergänzungs-)Band. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Wulffen, Dr. Erich, Der Strafprozeß, ein Kunstwerk der Zukunft. Ein Vortrag, gehalten im Gemeinnützigen Verein zu Dresden. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 Pf.

Wundtke, Max, Am Markstein. Ein lyrisches Inventarium. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

„MORGEN“ WOCHENSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTUR

Heft 50 Pf. :: MORGEN-VERLAG G. M. B. H. :: BERLIN W. 35, STEGLITZERSTR. 69 Quartal M. 6.—

Aus dem Inhalt von Heft 16 (v. 17./4.):

*** Briefe an den Kronprinzen.
Th. Achelis. Recht und Sitte.
Georg Hirschfeld. Frühlingsnacht.
Herbert Eulenburg. Mit dem Gürtel.
R. M. Rilke. Samuels Erscheinung.
Herbert Eulenburg. Lord Byron.
Hermann Bahr. Tagebuchblätter.
H. v. Kahlenberg. Der enigmatische Mann.
Berth. Litzmann. Was sollen wir lesen.
Emil Geyer. Vom Liebesempfinden der Gegenwart.
D. Diot. Siegeslied.
Bruno Buchwald. Der Kompromiss.
Karl Schnitzler. Wonnemond.
A. L. Wir.

High-Life

Zeitschrift für die vornehme Welt

13. Jahrgang

Jährlich 26 Nummern.

Preis pro Halbjahr Mark 4.—.

Probe-Nummern stehen gegen Einsendung von 10 ₰ franko zu Diensten.
Inserate finden die weiteste und zweckmässigste Verbreitung.
Abonnements und Insertions-Aufträge nimmt entgegen

Berlin W. 57 B. **Die Expedition des High-Lifes.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Neu! **Der Strafprozess** Neu!

ein Kunstwerk der Zukunft

Ein Vortrag, gehalten im Gemeinnützigen Verein zu Dresden am 5. Februar 1908 von

Dr. Erich Wulffen, Staatsanwalt in Dresden

Geheftet 75 Pfennig

Vieles in der deutschen Rechtspflege der Gegenwart ist dringend der Reform bedürftig, das gilt heute unter Laien wie auch in Juristenkreisen als unwiderlegliche Tatsache; überraschend wirkt es aber doch, diese Tatsache auch von einem Staatsanwalt anerkannt zu hören und gerade von solcher Stelle Vorschläge zu einer wirklichen, organischen Reform unseres Strafprozesses zu vernehmen. Staatsanwalt Dr. Wulffen geht von dem scheinbar so selbstverständlichen und doch nur allzuoft ausser acht gelassenen Faktum aus, dass das Gesetz um des Menschen willen da ist, nicht der Mensch um des Gesetzes willen; dass es sich bei der Rechtsprechung noch um etwas anderes handelt, als darum, bestimmte Fälle durch Anwendung bestimmter Paragraphen scharfsinnig und „elegant“ zu lösen. Wenn der Verfasser also eine Reform in „künstlerischem“ Sinne fordert, so will er damit sagen, dass auch die Rechtspflege auf jene edelsten Triebe und Fähigkeiten der Menschennatur zurückgehen soll, die in der künstlerischen Tätigkeit am stärksten zum Ausdruck kommen: auf den Drang nach leidenschaftslosem Erkennen, das nicht verurteilen, sondern begreifen will, auf den echt künstlerischen Trieb, sich in die Seele des Nebenmenschen verstehend hineinzuversenken, auf das Bedürfnis, für wichtige Gegenstände eine würdige, versöhnende Form zu finden. Mehr Humanität, mehr Individualisierung, mehr kulturelles Feingefühl — das ist es ungefähr, was der beredte Autor verlangt zur Verwirklichung des von ihm erstrebten „Kunstwerks“.

Neue hervorragende Erscheinungen

deutscher Erzählungskunst

aus dem Verlage der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart**

Ernst Zahn,

Lukas Hochstrassers Haus.

Roman. **16.—20. Tausend.**

Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

Basler Nachrichten: „In diesem Buche, das ich als das reifste des unermüdlich Schaffenden bezeichnen möchte, weht der Atem des Lebens, eine Höhenluft, die reinigt, einen in die tiefsten Tiefen führt zu schweren Schicksalen und dann wieder emporträgt in die kristallklaren Höhen, wo Friede und Glück ihre Segnungen ausbreiten."

Liesbet Dill,

Eine von zu vielen.

Roman. **4. Auflage.**

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Adelheid von Schorn im Wiener Tagblatt „Die Zeit": „Es gibt nicht allzuviele Bücher, die mit solcher Wahrheit das Leben und die Menschen schildern, wie dieser Roman, den man mit Spannung und wehem Herzen liest, trotzdem er nur das stille Leben eines einsamen Mädchens erzählt."

Grethe Auer,

Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant.

2. Auflage.

Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Kurt Aram in der Frankfurter Zeitung: „Wir sind mit diesem Roman nach meiner Meinung um ein Kunstwerk reicher, das sich vielleicht nicht schnell einen grossen Leserkreis erobern wird, das ihn aber sicherlich verdient, wenn anders es überhaupt grosse Kreise für die herbe, episch-objektive Art solcher Erzählungskunst gibt."

Max Dreyer,

Ohm Peter. Roman.

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Rud. Herzog in den Berliner Neuesten Nachrichten: „Rauhe Menschen sind's, die Max Dreyer schildert. Rauh, weil ihre zarte Seele dieses Schutzes bedarf ... Aber der Ton ist kristallklar und schwillt an zu einer Melodie, als sässe ein einsamer Cellospieler am Strand der See."

Richard Voss,

Die Liebe Daria Lantes.

Roman.

Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Berliner Tageblatt: „Führt in die Gegenwart Roms, das der Dichter mit glühender Begeisterung zu schildern weiss. Das Werk ist von der unmittelbarsten Gegenwart belebt; die römische Kunst- und Theaterwelt und die höchsten Gesellschaftskreise sind prächtig gezeichnet."

Ricarda Huch,

Der Kampf um Rom.

Roman. **4. Auflage.**

Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

Die Zeit, Wien: „Die fortstürmende Energie der Handlung bietet selten Raum für Stimmungen und Schilderungen, wie sie Ricarda Huchs eigenste Domäne sind; aber die seltenen sind immer von zauberhafter Schönheit und wunderbarem Wohllaut der Sprache."

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart.
uck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte sind Prospekte der Firma **G. Rüdenberg jun.** in **Hannover**, sowie der Verlagsbuchhandlungen **Oskar Hellmann** in **Jauer** und **Gustav Fischer** in **Jena** beigegeben, die gefälliger Beachtung empfohlen werden.

Dreiunddreißigster Jahrgang — Juni 1908 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Sir Alfred Turner, Generalmajor: Krieg und Duell	257
Ludwig Mathy: Briefe von und an Karl Mathy aus dem Frühling 1849	265
Professor **Achille Loria** (Turin): Hat die moderne Bildung die Menschheit und die Gesellschaft glücklicher gemacht?	281
Dr. von Schulte: Erinnerungen an und Gespräche mit Heinrich Gelzer	286
Graf Vay von Vaya und zu Luskod, apostolischer Protonotar: Reiseeindrücke aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika	291
Marcel Herwegh und **Victor Fleury**: Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh (Fortsetzung)	303
Professor **Dr. Döderlein** (Tübingen): Frauenberufe und Frauenwohl	315
Generalmajor und Gouverneur a. D. **Leutwein**: Zur Besiedlungsfrage in Deutsch-Südwestafrika	327
Professor **E. Doumer** (Lille): Die Behandlung durch Autokonduktion bei gesteigerter Arterienspannung	336
M. von Brandt: Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten und die deutsch-amerikanischen Beziehungen	341
Ernst Schwarz (Heidelberg): Religion und Ideal. Eine kulturästhetische Studie	344
Georg Hirschfeld: Das seltene Fest. Novelle	351
Großherzog Friedrich von Baden und Kuno Fischers Berufung nach Heidelberg	364
Dr. Cornelius, Oberstabsarzt in Berlin: Der Schmerz	368
Naturwissenschaftliche Revue	373
Literarische Berichte	378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	380

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig

1908

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand . . . . . M. 880 Millionen.
Bankvermögen . . . . . „ 297 „

Unverfallbarkeit. Unanfechtbarkeit. Weltpolice.

Befreiung von der Prämienzahlung bei Erwerbsunfähigkeit infolge Unfall oder Krankheit gegen mässigen Zuschlag.

Bei Nervosität, Epilepsie, Migräne, Schlaflosigkeit.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt.

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.

Ein Blick ins Innerste!

Charakterbeurteilungen in einem tieferen Sinne nach eingesandten Schriftstücken liefert für gebildete Menschen seit 1890 — Prospekt frei —

P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900

500 M. Belohnung!

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Runzeln, Falten, Haut- u. Nasenröte, unschöne Gesichts- u. Nasen-orm u. -Züge, Hautunreinigkeiten verschwinden nur durch meinen glänzend bewährten

Schönheitshersteller Pohli

schnell u. sicher. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Glänzende Dankschreiben. Frko. M. 4.— p. Nachnahme nur zu haben bei

Georg Pohl, Versandhaus „Georheta", Berlin Hohenstaufenstr. 69

Memoiren eines russischen Gouverneurs

Von **Fürst S. D. Urussow**

Kischinew 1903—1904

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Einzig berechtigte deutsche Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für soziale Reform.

Bezugspreis bei allen Postanstalten vierteljährlich 2,55 M., monatlich 95 Pf., bei freier Zustellung ins Haus vierteljährlich 42 Pf., monatlich 14 Pf. mehr. Das Reich ist täglich 12 Seiten stark und bringt Sonntags eine reich illustrierte, 8 Seiten starke Unterhaltungs-Beilage. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40.

Krieg und Duell

Von

Sir Alfred Turner, Generalmajor

Die Menschen sind nicht auf diejenigen Fähigkeiten und Gefühle stolz, die sie als menschliche Wesen auszeichnen, sondern auf jene, die sie gemein haben mit niedrigerstehenden Wesen — sie sind stolz darauf, dem Charakter der Bulldogge so nahe wie möglich zu kommen."

So schrieb Herbert Spencer, und es wäre unmöglich, vermittelst der Sprache eine beißendere oder wahrere Satire auf die Menschheit aller Zeiten zum Ausdruck zu bringen und zugleich eine, die ebenso auf das hochkultivierte und zivilisierte Individuum von heutzutage anwendbar ist, wie sie es war, als Kain Abel in dem ersten Zweikampf erschlug, der nach den Theologen zwischen menschlichen Wesen stattgefunden hat, oder als in sehr weit zurückliegenden Zeiten der Urmensch Bogen und Aexte mit Feuersteinspitzen verfertigte, um damit seine Nebenmenschen niederzuschlagen und zu vernichten und so sich gewaltsam ihr Besitztum und ihre Länder anzueignen. Beispiele vom letzteren sind bekanntlich noch in den ersten Zeiten des gegenwärtigen Jahrhunderts vorgekommen.

Von den ersten in der Geschichte erwähnten Zeiten bis herunter auf den heutigen Tag hat die Menschheit ihren Verstand und ihre Geschicklichkeit geübt und ihre Hilfsmittel verwendet zur Erfindung und Erlangung von Mitteln, sich selbst mächtig zu machen und sich gegen die Nachbarn zu bewaffnen, und in der gegenwärtigen Zeit vollends nehmen die Rüstungen der größten Nationen und der zivilisiertesten Völker in erstaunlichem Maße zu; wenn man bedenkt, daß dies nur bewerkstelligt werden kann, indem immer schwerere Lasten den Völkern aufgebürdet werden, die ohnehin schon mit einer Steuerlast überladen sind, welche wohl nahezu die Grenze des Erträglichen erreicht hat, so kann man sich gewiß fragen, ob die gepriesene Zivilisation des Menschen und die erstaunliche Entwicklung der Wissenschaft in all ihren Zweigen nicht bloß Schein ist, die verschönernde Tünche des Grabmals, das die wahre Natur und die wahren Instinkte des Menschen verbirgt.

Es soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß zu allen Zeiten große und gute Männer gegen die Greuel des Krieges und die Ruchlosigkeit gepredigt haben, die man begeht, wenn man dem Nebenmenschen den göttlichen Funken

des Lebens, das erste und edelste Geschenk Gottes, raubt. Die größten Schriftsteller der ältesten Zeiten, des Mittelalters, der neueren Zeit und unsrer eignen Tage haben den Krieg verurteilt; Homer, Euripides, Thucydides, Buddha, Zoroaster, Virgil, Sallust, Tacitus, Josephus, Plutarch, Christus und die Heiligen der frühchristlichen Kirche — sie alle haben ihre Stimmen gegen das todbringende Ungeheuer erhoben.

In späteren Tagen schrieb Erasmus: „Wenn in den Angelegenheiten der Sterblichen irgend etwas wert ist, ausgetilgt und pflichtmäßig von jedermann mit allen gesetzlichen Mitteln vermieden, verschworen und bekämpft zu werden, so ist dies eine zweifellos der Krieg."

Martin Luther eiferte seinerzeit gegen die zeitgenössischen Rüstungen; er schrieb: „Kanonen und Feuerwaffen sind grausame und verdammungswürdige Maschinen. Ich glaube, sie sind die unmittelbare Eingebung des Teufels gewesen. Wenn Adam in einem Traumgesicht die furchtbaren Instrumente gesehen hätte, die seine Kinder erfinden würden, er wäre vor Kummer gestorben."

Die Lehrer, welche die Lehren Christi verbreiteten, wurden niemals müde zu versichern, daß ihr Meister seinen Jüngern verboten habe, ihre Mitmenschen im Kriege zu töten oder irgendwie daran teilzunehmen. Alles umsonst, ihre Stimmen, wie die Christi selbst, waren gleich denen von Menschen, die in der Wildnis rufen, während gerade die Diener der christlichen Kirchen selbst oft am meisten zum Kriege angetrieben und ihn entschuldigt haben, als ob sie nur von den im Alten Testament enthaltenen Geboten sich leiten ließen und als ob sie nichts wüßten von den Lehren des Evangeliums oder blind dagegen wären. Das Ritual solcher Kirchen raucht geradezu von blutdürstigen Verdammungen und bösartigen, an die Gottheit gerichteten Anrufungen, sie möge ihre Feinde vernichten und morden, und im Falle des Sieges werden Gott Tedeums und geräuschvolle Dankgottesdienste dargebracht, nachdem Tausende und Zehntausende seiner Geschöpfe erschlagen, verwundet und verstümmelt worden sind und ein unfaßbares Maß von Kummer, Trauer und Elend weithin sowohl über das Land des Siegers wie über das des Besiegten verbreitet worden ist. Die Heiden der alten Zeiten können wir allenfalls noch verstehen, die dem Ares oder Mars, dem Gotte, der ihnen den Krieg versinnbildlichte, ihre Lobgesänge darbrachten und opferten, obwohl Homer achthundertundfünfzig Jahre vor Christus Zeus, den Gott der Götter, zum Kriegsgotte sagen läßt:

„Ganz verhaßt mir bist du vor allen olympischen Göttern!
Stets doch hast du den Zank nur geliebt und die Kämpfe und Schlachten!" —

ein Beweis, daß der große Dichter, obgleich er vom Kriege sang, ihn für einen Fluch der Menschheit hielt. Daß jedoch Christen, die angeblichen Jünger Christi, in dessen Lehre Sanftmut, Güte und brüderliche Liebe die Grundlage alles Predigens war, ihn anrufen konnten als ein höheres Wesen, das nach ihrer Vorstellung, wenn es ihm gut dünkte, ihre blutigen Schlachten für sie schlagen und ihnen helfen könne, ihren Feinden den Hals abzuschneiden, scheint darauf hinzuweisen, daß ihre Vorstellung von einer Gottheit und einem Christen eher an die ab-

scheulichen Attribute Siwas denken läßt als an die des Gottes, der, wie uns in den Evangelien verkündet wird, Liebe ist.

Ein großer Mann hat gesagt, daß der Krieg die Nationen davor bewahrt, in den abscheulichsten Materialismus zu versinken. Auf diese Behauptung antwortet Maupassant, daß Philanthropen und Männer der Wissenschaft ihr Leben darauf verwenden, mit den größten Mühen nach allem zu suchen, was ihren armen Brüdern helfen und ihre Bürden erleichtern kann. Ein Krieg bricht aus. In sechs Monaten haben die Generäle die Arbeit zwanzigjähriger Geduld und Intelligenz zerstört, und das nennt man „eine Nation davor bewahren, in den abscheulichsten Materialismus zu versinken!" Er fügt hinzu, daß er Menschen gesehen habe, die wieder zu Tieren geworden waren und die rein zum Vergnügen, aus Großtuerei und Prahlerei mordeten, er hat gesehen, wie unschuldige Menschen auf der Landstraße ergriffen wurden, in Verdacht gerieten, weil sie Furcht zeigten, und niedergemacht wurden, und er hat Menschen weidendes Vieh zum Spaß totschießen sehen. In der Tat kann nichts schlimmer sein als das allgemeine Urteil über den Krieg, aber obwohl zweifellos die Zahl derer wächst, die der Ansicht sind, daß er „die nutzloseste und grausamste der menschlichen Torheiten" ist und daß in der jetzigen fortgeschrittenen Periode der Welt irgendein weniger plumpes, weniger dummes, weniger grausames, weniger wildes Mittel zur Schlichtung internationaler Streitigkeiten gefunden werden müßte, als es der Ruf zu den Waffen ist, so kann doch dieses Ziel nicht eher erreicht werden, als bis die menschliche Natur und das Verhältnis zwischen den Nationen vollkommen geändert sind; und wer kann solch eine Wandlung zu erleben hoffen, nachdem so viele Jahrhunderte hindurch die Menschheit nicht aufgehört hat, „Mord zu rufen und des Krieges Hund' zu entfesseln"!

Wie mit den unvernünftigen Tieren, so ist es mit der Menschheit; derselbe Kampf ums Dasein wird geführt, dieselben räuberischen Instinkte herrschen, mehr oder weniger verschleiert durch den äußeren Schein der Zivilisation, mit dem Ergebnis, daß die Schwächeren das Feld räumen müssen und die Tauglichsten übrigbleiben. So kann denn die Wohlfahrt der Nationen und ein Zustand des Friedens, in dem allein sie aufkommen, gedeihen und blühen können, nur durch eine bewaffnete Macht gesichert werden. Christus, der große Lehrer des Friedens, sagte vor neunzehnhundert Jahren: „Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret, so bleibt das Seine mit Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und überwindet ihn, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ, und teilet den Raub aus." Dieser aus einer göttlichen Quelle stammende Ausspruch muß die oberste Richtschnur für alle Regierungen und alle Nationen sein, die es klugerweise ablehnen, auf die Stimme des Zauberers zu hören, der es liebt, ein Lied von der Abrüstung, von der Einschränkung der Steuern, einer Weltsprache, der Abschaffung der Heere und Flotten und der Verwendung des auf diese Weise gesparten Geldes für soziale und wirtschaftliche Reformen, wie Altersrenten u. dgl., zu singen. Solche Leute übersehen die Tatsache, daß die Einschränkung ihrer Rüstungen ganz und gar nicht den Weg zur

In Frankreich wird das Fechten von den meisten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und Journalisten als ein wesentlicher Teil der Erziehung und zum Schutze betrieben. Duelle finden ziemlich häufig statt, in den meisten Fällen mit recht harmlosem Ausgang.

In Belgien kommen Duelle kaum jemals vor, obwohl die gesellschaftlichen Anschauungen noch immer den Brauch in Geltung erhalten. Franzosen und Angehörige andrer Nationen kommen gelegentlich über die Grenze, um dort einen Zweikampf auszufechten.

Früher waren in den Vereinigten Staaten von Nordmerika Duelle häufig und wurden mit äußerster Wildheit ausgefochten, die Kämpfenden gebrauchten sogar Bowiemesser; jetzt ist das Duellieren unbekannt, ausgenommen in seltenen Fällen in einem der äußersten Hinterwäldlerstaaten.

Nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten sind der Ueberlebende und seine Kampfzeugen in einem Duell des Mordes schuldig.

In Deutschland wird das Duell mit einigen Einschränkungen noch geduldet, obwohl es mit Festungshaft bestraft wird.

Es ziemt sich nicht für einen Schriftsteller in dem einen Lande, die Gebräuche und das Rechtsverfahren in andern zu kritisieren, am allerwenigsten von einem moralischen Standpunkt aus. England hat sicherlich aus der Abschaffung des Duells Vorteil gezogen, und man kann daraus die Folgerung ziehen, daß ein Gesetz mit ähnlicher vorteilhafter Wirkung auch anderswo aufgestellt werden könnte. Es ist oft geltend gemacht worden, daß dadurch, daß beide Duellanten bewaffnet sind, des starken Mannes physische Stärke auf das Niveau der Schwäche des schwachen Mannes herabgedrückt wird, aber anderseits war die schändliche Rotte der Schläger oder Raufbolde, nicht mehr und nicht weniger als Mörder, die von ihrem Degen lebten, ein Fluch und eine Pest für die Gesellschaft; sie zählten ihre Duelle und die von ihnen erschlagenen Opfer wie der nordamerikanische Indianer seine Skalpe und die wilden Kopfjäger auf Borneo ihre Köpfe.

Niemand kann es ernstlich bedauern, daß diese Zeiten vorüber sind; solche Rohlinge würden heute in keinem Land mehr geduldet werden. Das moderne Duellieren ist ein verhältnismäßig milder Brauch; es ist in der Tat nur selten von verhängnisvollen Folgen begleitet und ist offenbar im Abnehmen begriffen; je eher es verschwindet, desto besser ist es nach englischer Anschauung. In Deutschland huldigt man der Anschauung, daß Studentenduelle, die selten ernste Folgen haben, Mut, Gewandtheit und Körperkraft erzeugen. Dies mag der Fall sein, und wenn die Deutschen so denken und der Ansicht sind, daß diese Eigenschaften durch Verunstaltungen und Blutverlust wohlfeil erreicht werden, so ist das ihre eigne und sonst niemands Sache.

Zwischen den Jahren 1545 und 1563 scheint die Kirche sich einigermaßen bemüht zu haben, dem Duell Einhalt zu tun, und das Konzil von Trient erließ ein Dekret, durch das es abgeschafft wurde, dem aber weit mehr durch seine Außerachtlassung als durch seine Beobachtung Ehre zuteil ward. Das mag

Folge und brachte ein Maß von Elend, Qualen und Verzweiflung mit sich, das niemals übertroffen und vielleicht niemals erreicht worden ist, ausgenommen, als die Heere Ramses II. (1333—1300 v. Chr.) Syrien, Assyrien, Persien, den Kaukasus, Kleinasien überschwemmten — ein Feldzug von etwa neunjähriger Dauer, in dem, wie berichtet wird, über eine Million Leben geopfert worden sind. Darf man parva componere magnis, so kann man vielleicht noch erwähnen, daß auch Napoleon III. sein Land durch seinen Feldzug gegen Oesterreich im Jahre 1859 in nicht geringem Maße vergrößert hat, aber auch er folgte dem verhängnisvollen Rat, den bei Shakespeare Heinrich IV. seinem Sohne auf dem Totenbette gibt („König Heinrich IV." 2. Teil, Akt 3, Szene 4):

„Darum, mein Heinrich,
Beschäft'ge stets die schwindlichten Gemüter
Mit fremdem Zwist, daß Wirken in der Ferne
Das Angedenken vor'ger Tage banne."

Um die Aufmerksamkeit von inneren Angelegenheiten oder andern, die seine Regierung und seine Dynastie in ernstlichen Mißkredit gebracht hatten, abzulenken, benutzte er die spanische Thronfolgefrage zum Vorwand, um zu dem selbstsüchtigen Zweck, seinen Thron und seine Dynastie zu retten, Frankreich und Deutschland in einen Krieg zu verwickeln, mit dem Resultat, daß Tausende und Zehntausende menschlicher Wesen zugrunde gingen und Frankreich wieder zu Boden geworfen wurde, im Staube lag und um Frieden bitten mußte. Kriege sind nicht selten, wie viele Duelle, einer Ehrensache wegen erklärt worden: wenn die Regierung eines Landes der Ansicht ist, daß ihr ein andrer Potentat oder ein andres Volk — um einen irischen Ausdruck zu gebrauchen — auf die Rockschöße getreten ist. Wenn aus solchen Gründen ein Volk „des Krieges Hund' entfesselt", allen schlechten menschlichen Leidenschaften freien Lauf läßt, ungemessene Verluste an Menschenleben und Zerstörung verursacht, so erinnert einen das an Falstaffs Auffassung von einem derartigen Ehrenkodex: „Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzug, und so endigt mein Katechismus" („König Heinrich IV." 1. Teil, 5. Aufzug).

Erst in den letzten Jahren noch ist es vorgekommen, daß eine solche sogenannte Ehrensache fast zu einem Kriege geführt hätte, nämlich als die russische Flotte in der Nordsee auf einige englische Fischerboote gefeuert und dabei den Tod von einem oder zwei Fischern verursacht hatte. Der Vorfall war beklagenswert und die Regierung des Zaren drückte ihr tiefstes Bedauern aus, leistete volle Abbitte und zahlte die reichlichste Entschädigung. Dennoch tadelte ein Teil der konservativen Presse, selbst auf die Gefahr hin, Unheil anzurichten, Lord Lansdowne und ihr eignes Ministerium, das damals am Ruder war, daß unsre Flotte nicht sofort den Befehl erhalten hatte, die russische zu zerstören oder zu nehmen, ein Vorgehen, das mit einem Kriege geendet haben würde, dessen Dauer, Ausdehnung und Resultat ungewiß gewesen wäre, der aber sicherlich, da er bald nach dem Südafrikanischen Krieg gekommen wäre, Großbritannien auf ein Menschenalter gelähmt haben würde. Vermutlich wirkte dieser letzte Krieg, dessen

sprechenden Briefe seiner Freunde an ihn auswählen, die geeignet sind, die Gedanken und Stimmungen dieser Gruppe hervorragender Menschen in jenem merkwürdigen Frühling klar erkennen zu lassen, in dem die Gagernsche Partei zwischen den bewaffneten Heerlagern der Revolution und der Reaktion die mühsam erarbeitete Reichsverfassung auf friedlichem Wege zum Siege zu führen strebte.

Es sind Briefe aus der Zeit vom 4. April bis 24. Juni 1849, vom Tage nach der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch den König von Preußen bis zu der bekannten Versammlung der erbkaiserlichen Partei in Gotha, die man das Nachparlament nannte. Sie handeln vom Mißerfolg der Kaiserwahl, von den vergeblichen Bemühungen, die Anerkennung der Reichsverfassung durch die widerstrebenden Könige zu erringen, vom Scheitern der Reichsgründung, vom Niedergang und von der Auflösung der Deutschen Nationalversammlung, von der Hoffnung, mit Preußens Hilfe auf dem Wege der Vereinbarung zwischen den Regierungen doch noch das Ziel der deutschen Einheit unter freier Verfassung zu erreichen, von der Stellungnahme der Verfassungspartei im Kampfe der Reaktion mit der Revolution. Selten haben schmerzlichere Erschütterungen deutsche Herzen durchbebt als damals. Den Nachhall fühlen wir aus den folgenden Briefen. Diese stammen von Karl Mathy und den badischen Ministern Joh. Baptist Bekk und Alexander von Dusch, ferner von mehreren Mitgliedern des Reichsministeriums, Heinrich von Gagern, Hermann von Beckerath, Robert von Mohl und Friedrich Daniel Bassermann, dem bayrischen Diplomaten Otto von Völderndorff und Charlotte Duncker, der Frau des bekannten Historikers und Staatsmannes Max Duncker. Diese vierundzwanzig Briefe bilden einen kleinen Beitrag zur Geschichte jener Zeit. Sie reihen sich unmittelbar an mein Sammelwerk „Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846 bis 1848". (Herausgegeben von Ludwig Mathy. Leipzig, S. Hirzel, 1898). Neue Daten werden sie dem Geschichtskundigen kaum bringen, aber allen Lesern einen anziehenden Einblick in das Innere vortrefflicher Menschen, die in einer der schwülsten Perioden der deutschen Geschichte miteinander handelten und litten, und zugleich ein herzerquickendes Bild edler Freundschaft, die auf dem Boden gemeinsamer politischer Anschauungen in heißen Geisteskämpfen erprobt war.

*

Zur Einführung in das Verständnis genügen wenige Vorbemerkungen.

Im Januar 1849 hatte die Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt die Verfassung des Deutschen Reiches bis auf den Abschnitt III, der vom Reichsoberhaupt handelte, beendet. Im Februar begann die zweite Lesung, und als im März die Oberhauptfrage an die Reihe kam, mit der die Verfassung stehen und fallen mußte, standen sich zwei Parteien gegenüber, auf der einen Seite die des Reichsministeriums, an dessen Spitze vom 18. Dezember 1848 bis 21. März 1849 und dann noch interimistisch bis zum 10. Mai Heinrich von Gagern stand. Sein Programm war das kleindeutsche oder großpreußische: ein deutscher

Bundesstaat mit preußischer Spitze, der König von Preußen Kaiser der Deutschen und ein bloß völkerrechtliches Verhältnis zu Oesterreich.

Die Gegenpartei der Großdeutschen bestand aus heterogenen Elementen. Oesterreicher, Partikularisten, Republikaner u. a. waren nur einig in der Bekämpfung des ministeriellen Programms. Die Oesterreicher vertraten die Schmerlingsche Forderung: Kein Deutschland ohne Oesterreich, Oesterreich im Deutschen Bunde die führende Macht, kein Kaiser neben dem Habsburger. Dieser Widerstreit der Meinungen und der Interessen führte langsam, aber sicher zum Scheitern des Verfassungswerkes und zur Auflösung des Parlamentes.

Die Entscheidung fiel in den letzten Tagen des Monats März; am 27. wurde das erbliche Kaisertum nur mit 267 gegen 263 Stimmen angenommen und am 28. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, mit 290 Stimmen gegen 248, die sich der Wahl enthielten, zum Kaiser der Deutschen gewählt. Aber der König lehnte am 3. April die Annahme der Kaiserkrone aus der Hand der Nationalversammlung ab, weil er sie nicht annehmen konnte noch wollte, „ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der Freien Städte Deutschlands". Doch stellte er damit zugleich den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten die Aufgabe, „in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem einzelnen wie dem Ganzen frommt", und durch eine Zirkularnote vom 3. April wurden die verbündeten Regierungen eingeladen, den Weg der Vereinbarung zu betreten. Hier setzt der Briefwechsel ein.

Weitere Erläuterungen folgen als Fußnoten oder Zwischenbemerkungen.

*

Die ersten Briefe zeigen, in welcher schwierigen Lage sich die badische Regierung befand, als sie sich trotz der Ablehnung der Reichsverfassung durch Preußen entschloß, diese Verfassung anzunehmen.

Der badische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Alexander von Dusch (Karlsruhe) an Karl Mathy (Frankfurt).

Karlsruhe, den 4. April.

Ich breche das Gesetz des Arztes mit diesen Zeilen.[1]) Aber herzlichen Dank muß ich Ihnen, verehrter Freund, kurz zurufen für Ihre erschöpfende und unübertrefflich klare Darstellung.[2]) Zweifeln Sie nicht, ich halte fest, solang ich atme, an dem Bundesstaat, d. h. an Deutschlands Sache. Wäre sie nicht vereinbarlich mit Badens Interesse, so würde ich eher abtreten; aber die eine ist jetzt von der andern unzertrennlich, und so wirke ich für das eine, wenn ich das andre fördere.

---

[1]) Der Minister war augenleidend.

[2]) Diese Darstellung bezog sich jedenfalls auf die letzten Beschlüsse der Nationalversammlung, die Annahme der Reichsverfassung, die Kaiserwahl und die Absendung der Deputation des Parlamentes nach Berlin. Leider scheint dieser Bericht Mathys verloren zu sein.

Eben lasse ich mir die Antwort des Königs vorlesen! — Was nun? was nun?

Lassen Sie mich bald weiteres von Ihnen erfahren.

Ihr

ergebenster

Dusch.

Karl Mathy, (Adressat ungenannt), wahrscheinlich der Minister A. von Dusch.

Frankfurt, den 5. April.

Verehrtester Herr Kollege!

Es sind heute wichtige Nachrichten hier eingelaufen, die ich vertraulich erfahren habe und Ihnen ebenso mitteile.

1. Die hiesige Deputation in Berlin hat erklärt, daß sie die Verfassung vom 28. März als rechtsbeständig für Deutschland betrachte und demzufolge die Antwort des Königs als verneinend.

2. In beiden Kammern — in der zweiten von Binke und Graf Arnim gemeinschaftlich — wurden dringliche Anträge gestellt und einstimmig als dringlich anerkannt, dahingehend: daß die Antwort des Königs ungenügend, das Vaterland in der höchsten Gefahr und demgemäß eine Adresse an den König zu richten sei.

3. Die Adressen sind zurzeit noch nicht bekannt, wohl aber ihre Wirkung. Der König hat nämlich gestern abend erklärt:

a) Da der Reichsverweser abdanken wolle, so sei er bereit, mit Zustimmung der Regierungen und der Nationalversammlung an dessen Stelle zu treten.

b) Er nehme die Würde eines Reichsoberhauptes (für den Bundesstaat) an.

c) An sämtliche Regierungen soll ein Schreiben erlassen werden, mit der Einladung, ihre Erklärungen und Erinnerungen sofort in Frankfurt abzugeben.

So weit meine Nachrichten, die ich aus bester Quelle mündlich erhalte; den Inhalt glaube ich richtig aufgefaßt zu haben, die Wortfassung gehört mir an.

Die Erklärung unter a erscheint mir als übereilt, indem sie zu Weiterungen Anlaß geben kann; für bedenklich halte ich sie nicht, weil sie sich modifizieren läßt.

Die Punkte b und c sind entscheidend, und ich bitte Sie, alles zu tun, um den Beitritt Badens zu der Verfassung vom 28. März sofort und ohne Umstände zu erwirken. Sie sind vorbereitet und können daher auf das Zirkular, welches Sie von Berlin erhalten, unverweilt eine Entschließung fassen.[1])

Die Würfel liegen. Gott erleuchte den Großherzog und seine Räte.

Ihr

ergebenster

Karl Mathy.

---

[1]) In einer Zirkularnote vom 3. April erklärt sich der König von Preußen bereit, auf den Antrag der deutschen Regierungen und unter Zustimmung der Deutschen Nationalversammlung die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen.

Minister von Dusch an Mathy.

Karlsruhe, den 9. April.

Verehrter Herr Kollege!

Wiederholten herzlichen Dank für Ihre höchst erwünschten Mitteilungen. Daß wir die Beschlüsse der Nationalversammung anerkennen, so gut als pure anerkennen, leidet wohl gar keinen Zweifel, aber das lange Dauern kann ich nun einmal nicht vermeiden, wenn ich überhaupt wirken will, und so muß ich mich schon darein finden.

Mit meinem Auge geht es besser, aber noch nicht gut.

Freundlich

ergeben

Dusch.

Mathy an Minister von Dusch.

Frankfurt, den 10. April.

Verehrtester Herr Kollege!

Ich kann nicht unterlassen, Sie mit meinen Mitteilungen zu behelligen, auf die Gefahr hin, nur Bekanntes, selbst Unbrauchbares zu melden und lästig zu werden.

Für heute sende ich Ihnen einen vollständigen Auszug des Berichtes, welchen der großherzoglich hessische Bevollmächtigte [1]) H. Eigenbrodt seiner Regierung über den Gang in der deutschen Frage erstattet hat.

Ich kenne unter den Bevollmächtigten keinen helleren Kopf und kein redlicheres deutsches Herz.

Den Bericht habe ich mit einigen Anmerkungen versehen.

Mit freundlichem Gruße Ihr

ergebenster

K. Mathy.

Minister von Dusch an Mathy.

Karlsruhe, den 11. April.

Verehrter Herr Kollege!

Aus einer Sitzung eben zurückgekehrt, erhalte ich Ihre freundliche Mitteilung; ich werde sie bestens benutzen.

Alles, was eine dauernde Spaltung Deutschlands begünstigen könnte, muß aufs sorgfältigste vermieden werden.

Camphausens Projekt, wenn es so ist, ist ganz schlecht und verwerflich. [2])

Aber, wenn die vier Königreiche fehlen (10 Millionen), dann ist die Reichs-

---

[1]) Jeder deutsche Staat hatte einen Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt.

[2]) Ludolf Camphausen, preußischer Minister 29. März bis 26. Juni 1848, dann preußischer Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt. Als solcher weilte er nach der Kaiserwahl in Berlin, um an den Verhandlungen des preußischen Ministeriums wegen der deutschen Frage teilzunehmen.

verfassung auch nichts, und selbst mit ihr wären alle andern Staaten nur eine Anschwemmung an Preußen. 4 bis 5 Millionen gegen 16. — Das ginge nicht.— Zwei Königreiche müßten eigentlich gleich dabei sein. Ich zähle immer noch auf Hannover und Württemberg. Dann kämen die andern und müßten nach.

Ich betreibe bestens die förmliche Zustimmung zur Verfassung, aber sie setzt notwendig voraus, daß sie auch zum Vollzug kommen kann, daß nicht der größte Teil dabei fehle. Es müßten denn ganz andre Bestimmungen und Vereinbarungen getroffen werden, wobei wir wieder auf die Zustimmung unsrer Kammern gewiesen wären.

Ihr aufrichtig ergebener und für die trefflichen Mitteilungen sehr dankbarer

Dusch.

*

Am 14. April fand eine Konferenz des Reichsministeriums mit den Bevollmächtigten der Bundesstaaten statt, in der nach einer Anrede des Ministerpräsidenten Heinrich von Gagern zuerst Welcker namens der badischen Regierung, dann die Vertreter aller kleinen und mittleren Staaten die Erklärung abgaben, daß ihre Regierungen die Verfassung vom 28. März annähmen und der Kaiserwahl der Nationalversammlung zustimmten. Am gleichen Tage gaben die Vertreter derselben 28 Staaten dem Vertreter Preußens, Herrn von Kamptz (Camphausen weilte noch in Berlin), auf die Zirkularnote vom 3. April die gemeinsame schriftliche Antwort, daß sie die Verfassung, wenn auch nicht ohne Vorbehalte, anerkennten und zur Kaiserwahl der Reichsversammlung ihr volles Einverständnis erklärten, in der Erwartung, daß die noch fehlenden deutschen Regierungen, denen der Eintritt in den zu errichtenden Bundesstaat nicht durch ihre besonderen Verhältnisse gegenwärtig unmöglich sei (gemeint sind Oesterreich, Luxemburg und Schleswig), einer völligen großartigen Einigung sich anschließen werden. Oesterreich und Luxemburg behielten sich die Vereinbarung vor, die vier Königreiche Bayern, Hannover, Sachsen und Württemberg widerstrebten noch, und Preußen mußte abwarten, was diese Königreiche beschließen würden. Den Optimisten schwoll das Herz bei dem Gedanken, daß die Aussichten auf ein großes deutsches Vaterland näher als je gerückt seien. Die verschiedenen Landtage in Berlin, Dresden, Hannover und Stuttgart faßten Mehrheitsbeschlüsse, um ihre Regierungen zur Annahme der Reichsverfassung und des preußischen Kaisers zu drängen. Der König von Württemberg gab nach langem Widerstreben am 24. April als erster und einziger der Könige dem Drängen seines Volkes und, wie die Fama sagte, einem Kniefall der Königin nach. Aber am 21. erklärte der preußische Minister Graf Brandenburg im Landtag, daß die Regierung sich außerstande sehe, die unbedingte Annahme der Verfassung anzuraten. Darauf legte Camphausen am 24. sein Amt als Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt verzweifelt nieder, und Herr von Beckerath, der im Landtag mit aller Macht für die Anerkennung der Reichsverfassung gekämpft und mit dem König persönlich verhandelt hatte, reiste aus Berlin ab. Am 23. gab die bayrische Regierung ihre Erklärung auf die preußische Zirkularnote am 3. April in Frankfurt und Berlin ab, natürlich im ablehnenden Sinne, und in Sachsen und Hannover kam es zwischen den Kammern und den Regierungen zum offenen Konflikt. Da glaubte die Reichsversammlung in Frankfurt entschiedener vorgehen zu müssen, indem sie am 26. April beschloß, „die Regierungen, welche die Anerkennung der verkündeten Reichsverfassung noch nicht erklärt haben, a) aufzufordern, die Anerkennung der Reichsverfassung, der Wahl des Oberhauptes und des Wahlgesetzes nunmehr auszusprechen, b) dieselben Regierungen zu veranlassen, sich aller Anordnungen zu enthalten, durch welche dem Volke die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel, seinen Willen kundzugeben, in diesem entscheidenden Augenblicke geschmälert oder entzogen würden. An diesem Tage hielt Mathy seine letzte Rede in der Paulskirche, indem er im Sinne des Reichs-

ministeriums den Antrag befürwortete, Abgeordnete mit besonderen Vollmachten an die vier widerstrebenden Königreiche zu schicken, um bis zum 3. Mai bündige Erklärungen zu verlangen. Der Reichsverweser fügte sich. Er sandte Bassermann nach Berlin, Seebeck nach Hannover, von Watzdorff nach Dresden, Mathy nach München. Dieser traf am 30. an der Isar ein und hatte bereits am 1. Mai eine Unterredung mit dem Minister des Aeußern von der Pfordten. Am 2. Mai legte er dem gesamten Ministerium ein von ihm selbst verfaßtes Schreiben vor, das im Konzept noch vorhanden ist. Die Sendung war natürlich erfolglos, die Könige betrachteten die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 26. April als ein revolutionäres Eingreifen in ihre Souveränität und behandelten die unwillkommenen Sendboten in diesem Sinne. Trotzdem fand Mathy den Humor zu den folgenden Briefen aus München.

K. Mathy (München) an Frau Anna Mathy (Frankfurt, Hochstr. 11).

München, den 30. April.

Liebes Nannchen!

Heute (Montag) abend ½10 Uhr bin ich glücklich, ohne alle Abenteuer, in München angekommen. Wenn ich Dir nun sage, daß dies der fünfte Brief ist, den ich seit meiner Ankunft schreibe, daß die Geisterstunde naht und ich von der ununterbrochenen Tag- und Nachtreise sehr müde bin, so wirst Du Nachsicht haben, wenn ich mich auf die Anzeige meiner glücklichen Ankunft beschränke.

Bayern ist ruhig; ach — wie ruhig. Das Eldorado der Philister. Hierher muß man kommen, um zu sehen, wie die Presse tobt und die Leute sich gar nichts darum kümmern, — wie die rote Republik ihr Haupt erhebt — und keinen Hund vom Ofen lockt.

Lieber Schatz — Börne hat auch manchmal kurze Briefe geschrieben, und war nicht so müde wie ich. Gute Nacht, ich gehe zu Bette. Morgen schreibe ich Dir mehr. Grüße an Karlchen[1]) und an Frau Koch.[2])

Dein

treuer

Karl.

Der badische Minister des Innern Staatsrat Joh. Baptist Bekk an Mathy.

Karlsruhe, den 1. Mai.

Wertester Herr Kollege!

Jeder sinnt nach, wie das deutsche Vaterland aus der traurigen Krisis herausgebracht werden könnte.

Ich bitte Sie, die beifolgenden Vorschläge zu erwägen und, soweit die Umstände sie als praktisch zeigen, bei Ihrer Wirksamkeit in München zu berücksichtigen. Ich schicke sie auch an Freund Bassermann nach Berlin.[3])

---

[1]) Den vierzehnjährigen einzigen Sohn Mathys.

[2]) Klothilde Koch, die Frau des englischen Konsuls Koch in Frankfurt, dessen Haus den befreundeten Abgeordneten in großartiger Gastfreundschaft offen stand.

[3]) Bassermann nimmt in seinem Brief vom 7. Mai darauf Bezug.

Beginn so unglücklich war, wie die Folgen unheilvoll gewesen sind, wie eine Warnung auf die Minister Seiner britischen Majestät und machte sie taub für die Großsprechereien ihrer eignen Presse und das Kriegsgeschrei der Jingos.

In früheren Zeiten gab es kein solches Organ wie die Presse, das seine Stimme hätte erheben und sich aussprechen können, ob es Krieg geben solle oder nicht. Jetzt ist sie auf alle Fälle in demokratischen Ländern ein großer und mächtiger Faktor geworden. Es besteht wenig Zweifel, daß der sogenannte „Raid" Jamesons in das Burengebiet, welcher der Phantasie des Höllenfürsten Ehre gemacht haben würde, abgesehen davon, daß er unter seinem Befehl besser organisiert und durchgeführt worden wäre, zum großen Teile von einer mächtigen Gruppe der Presse in Szene gesetzt worden ist und daß dieser räuberische Einfall zu dem unseligen Südafrikanischen Krieg führte. Ebenso herrscht nicht der geringste Zweifel, daß eine große englische Tageszeitung, deren Einfluß der Vergangenheit angehört, soweit dabei das Publikum Großbritanniens in Betracht kommt, vor einigen Wochen ihr Bestes tat, Zwist und Feindseligkeit zwischen Deutschland und England anzufachen, was leicht zum Kriege hätte führen können, hätten nicht die übrige Presse, das englische Parlament und das Publikum es verschmäht, sich gegen ein Land aufreizen zu lassen, zu dem es in so freundschaftliche Beziehungen getreten ist; Deutschland behandelte damals den boshaften Unheilstifter nur mit Verachtung, indem seine Presse erklärte, daß es nicht von einer sehr strengen Beachtung des gewöhnlichen Ehrenkodex zeuge, wenn man von einem ausgesprochen privaten Brief ohne jede Vollmacht von seiten des Schreibers oder des Empfängers öffentlichen Gebrauch mache. So nahm dieses unsinnige Unternehmen, dieser Sturm im Teetopf rasch ein klägliches Ende, und nur sein Urheber verbrannte sich die Finger dabei.

Die Lehre, die man aus diesem und andern Zwischenfällen zu ziehen hat, ist die, daß es noch zahlreiche Faktoren in der Welt gibt, die einen Krieg verursachen können und es auch tun, und daß, obwohl es viele Anzeichen dafür gibt, daß die vernünftige Einsicht in der Welt zunimmt — z. B. die Haager Konferenzen, die, wenn sie auch selbst nicht unmittelbare Erfolge herbeiführen, doch sicherlich einem guten Zwecke dienen, indem sie den Weg zu solchen Erfolgen in der Zukunft bereiten —, ein sehr unbedeutender Umstand den Kriegsdämon entfesseln kann; und es heißt daher nur dem Gebot der Selbsterhaltung entsprechend handeln, wenn ein Land die Machtmittel, die es zu seiner Verteidigung braucht, in vollem Umfang aufrechterhält.

Das gilt zum Beispiel auch für Großbritannien. Wiewohl dieser Staat über die fortwährenden absurden Warnungen einer neuerdings in seiner Mitte erstandenen Partei, die den Mut und die stolze Zuversicht des Briten verloren zu haben scheint und die Befürchtung hegt, daß ein plötzlicher Einfall in das Land ohne vorausgegangene Kriegserklärung im Bereich der Möglichkeit liege, mit gutmütiger Geringschätzung hinwegsehen darf, so ist er doch genötigt und auch entschlossen, seine Herrschaft über das Meer aufrechtzuerhalten; denn Großbritannien ist durch seine Flotte eine Macht ersten Ranges, und nicht nur das,

sondern es erhält zwei Drittel seiner Nahrungsmittel auf dem Seewege, und wenn ein europäischer Krieg es mit andern Nationen, die eine große Seemacht besitzen, in Konflikt bringen würde, so würde seine zahlreiche Bevölkerung Gefahr laufen, zu verhungern und damit zu unterliegen, wenn England die Herrschaft zur See verlieren würde.

So kommt es, daß der Krieg, der größte Fluch, der auf der Menschheit lasten kann, nicht nur als eine Möglichkeit, sondern als eine natürliche Wahrscheinlichkeit angesehen werden muß, und daß, obwohl die höchsten Eigenschaften, die er im Menschen entwickelt, nach dem obenerwähnten Ausspruche Herbert Spencers die der Bulldogge eignen sind, diese Eigenschaften und die Kriegsrüstungen von allen Nationen vervollkommnet werden müssen, die ihren Besitz behalten und ihren Kopf und ihren Ruf in der Welt aufrechterhalten wollen. Wenn die Nationen „ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden werden und ihre Speere zu Sicheln: Volk wird nicht gegen Volk das Schwert erheben, noch werden sie länger den Krieg lernen", wenn der Löwe und das Lamm hinunterkommen und an derselben Quelle trinken werden, wenn die Natur des Menschen sich geändert haben wird, dann vielleicht wird der Krieg ein Ding der Vergangenheit sein; aber das Kriegsfieber ist nur latent, und die unvorhergesehensten widrigen Ereignisse können, selbst wenn kein einziger dunkler Punkt am Friedenshorizont ist, plötzlich auftauchen, und dann wehe der Regierung und der Nation, die im Bewußtsein einer falschen Sicherheit ihre Rüstungen und Verteidigungsmittel vernachlässigt hat!

Eine andre Form, Zwistigkeiten und Streitigkeiten durch einen Appell an die Waffen auszutragen, nämlich das Duell — das Wort kommt von dem lateinischen duellum, einer alten Form von bellum —, hat in allen Zeitaltern und in allen, sowohl unzivilisierten wie zivilisierten, Ländern bestanden. Das alte „Gottesurteil durch den Kampf", eine Art gerichtlicher Entscheidung, beruhte auf der Auffassung, daß der Allmächtige der gerechten Sache Sieg verleihen würde, und war in England bis in die Regierungszeit der Königin Elisabeth Brauch. Dieser Kampf auf Befehl einer Gerichtsbehörde bestand in vielen andern Ländern bis in eine viel spätere Zeit in derselben Weise, wie das moderne Duell, unter dem Einfluß von Haß, Rache, Eifersucht und wirklicher oder eingebildeter Ehrverletzung, noch immer in den meisten Ländern sich erhalten hat, mit Ausnahme der Länder englischer Zunge, in denen der Gedanke an ein Duell jetzt verspottet und verlacht wird. Letzteres ist den strengen Maßregeln zu verdanken, mit denen Wilhelm III. und einige spätere Regierungen gegen das Duellieren vorgegangen sind. Das Ungeheuer starb jedoch nur schwer, und das letzte Duell wurde in England im Jahre 1845, in Irland 1851 ausgefochten. Im Jahre 1844 setzte das englische Kriegsministerium solchen Kämpfen in der Armee, in der, wie man kaum hervorzuheben braucht, das Duellieren stets die zahlreichsten Anhänger gefunden hat, durch Vorschriften ein Ende, nach denen alle Offiziere, die an Duellen teilgenommen haben, vor das Kriegsgericht gestellt und entlassen werden müssen.

In Frankreich wird das Fechten von den meisten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und Journalisten als ein wesentlicher Teil der Erziehung und zum Schutze betrieben. Duelle finden ziemlich häufig statt, in den meisten Fällen mit recht harmlosem Ausgang.

In Belgien kommen Duelle kaum jemals vor, obwohl die gesellschaftlichen Anschauungen noch immer den Brauch in Geltung erhalten. Franzosen und Angehörige andrer Nationen kommen gelegentlich über die Grenze, um dort einen Zweikampf auszufechten.

Früher waren in den Vereinigten Staaten von Nordmerika Duelle häufig und wurden mit äußerster Wildheit ausgefochten, die Kämpfenden gebrauchten sogar Bowiemesser; jetzt ist das Duellieren unbekannt, ausgenommen in seltenen Fällen in einem der äußersten Hinterwäldlerstaaten.

Nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten sind der Ueberlebende und seine Kampfzeugen in einem Duell des Mordes schuldig.

In Deutschland wird das Duell mit einigen Einschränkungen noch geduldet, obwohl es mit Festungshaft bestraft wird.

Es ziemt sich nicht für einen Schriftsteller in dem einen Lande, die Gebräuche und das Rechtsverfahren in andern zu kritisieren, am allerwenigsten von einem moralischen Standpunkt aus. England hat sicherlich aus der Abschaffung des Duells Vorteil gezogen, und man kann daraus die Folgerung ziehen, daß ein Gesetz mit ähnlicher vorteilhafter Wirkung auch anderswo aufgestellt werden könnte. Es ist oft geltend gemacht worden, daß dadurch, daß beide Duellanten bewaffnet sind, des starken Mannes physische Stärke auf das Niveau der Schwäche des schwachen Mannes herabgedrückt wird, aber anderseits war die schändliche Rotte der Schläger oder Raufbolde, nicht mehr und nicht weniger als Mörder, die von ihrem Degen lebten, ein Fluch und eine Pest für die Gesellschaft; sie zählten ihre Duelle und die von ihnen erschlagenen Opfer wie der nordamerikanische Indianer seine Skalpe und die wilden Kopfjäger auf Borneo ihre Köpfe.

Niemand kann es ernstlich bedauern, daß diese Zeiten vorüber sind; solche Rohlinge würden heute in keinem Land mehr geduldet werden. Das moderne Duellieren ist ein verhältnismäßig milder Brauch; es ist in der Tat nur selten von verhängnisvollen Folgen begleitet und ist offenbar im Abnehmen begriffen; je eher es verschwindet, desto besser ist es nach englischer Anschauung. In Deutschland huldigt man der Anschauung, daß Studentenduelle, die selten ernste Folgen haben, Mut, Gewandtheit und Körperkraft erzeugen. Dies mag der Fall sein, und wenn die Deutschen so denken und der Ansicht sind, daß diese Eigenschaften durch Verunstaltungen und Blutverlust wohlfeil erreicht werden, so ist das ihre eigne und sonst niemands Sache.

Zwischen den Jahren 1545 und 1563 scheint die Kirche sich einigermaßen bemüht zu haben, dem Duell Einhalt zu tun, und das Konzil von Trient erließ ein Dekret, durch das es abgeschafft wurde, dem aber weit mehr durch seine Außerachtlassung als durch seine Beobachtung Ehre zuteil ward. Das mag

Staunen erregen angesichts der großen Macht der Kirche und der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der ihre Autorität in jenen Zeiten respektiert wurde. Die Welt kann nicht plötzlich durch die Kirche oder die Regierungen umgestaltet werden, die Zivilisation und die besseren Eigenschaften des Menschen können nur in langsamem Fortschreiten entwickelt werden; die frühere Roheit des Zweikampfs, durch die der Besiegte das Eigentum des Siegers wurde, der den andern töten, zum Sklaven machen oder in Freiheit setzen konnte wie er wollte, ist längst verschwunden, und den Spuren, die heute noch vom Duell übrig sind, sind so gering, daß wir annehmen dürfen, der Brauch werde in einer weiteren Generation so gründlich abgeschafft sein wie die Feuersteingewehre. Zweifellos wird es allerdings seine Leidtragenden haben; gibt es doch immer Leute, die beteuern, daß sie sich nach den guten alten Zeiten sehnen!

Briefe von und an Karl Mathy aus dem Frühling 1849

Mit Erläuterungen herausgegeben

von

Ludwig Mathy

Das Andenken Karl Mathys wurde bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, am 17. März 1907, in der deutschen Tagespresse durch eingehende Besprechungen und Auszüge aus seinen Biographien wieder wachgerufen. Dadurch veranlaßt, hat wohl mancher Leser das vortreffliche Buch Gustav Freytags (Karl Mathy, Geschichte seines Lebens, Leipzig 1870, S. Hirzel) wieder in die Hand genommen. Ein würdigeres Denkmal ist wohl selten einem Freunde vom Freunde gesetzt worden. Aus vollem Erfassen der lebendigen Persönlichkeit, in frischer Erinnerung an langjährige gemeinsame Erlebnisse und patriotische Geisteskämpfe ist das Bild in einem Wurfe hingezeichnet. Die Erzählung der historischen Einzelheiten ist dem psychologischen Zweck des Dichters nach künstlerischen Rücksichten untergeordnet. Daher ist es ein Hochgenuß, Gustav Freytags Biographie zu lesen.

Aber es lohnt sich doch auch, einzelnen Abschnitten aus dem wechselreichen Leben Karl Mathys an der Hand seines umfangreichen handschriftlichen Nachlasses näherzutreten. So hat Professor Dr. G. Tobler in Bern kürzlich zwei lesenswerte Arbeiten über die Flüchtlingszeit des vielgeprüften Mannes veröffentlicht: „Aus Karl Mathys Schweizerzeit“ im Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons Bern für 1905/06 und „K. Mathys Briefe an Dr. J. R. Schneider in Bern 1837 bis 1842“ in der „Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde“, Bd. VI, 1907. So möchte ich einige Briefe meines Oheims an seine Frau und seine politischen Freunde aus dem Jahre 1849 und die ent-

sprechenden Briefe seiner Freunde an ihn auswählen, die geeignet sind, die Gedanken und Stimmungen dieser Gruppe hervorragender Menschen in jenem merkwürdigen Frühling klar erkennen zu lassen, in dem die Gagernsche Partei zwischen den bewaffneten Heerlagern der Revolution und der Reaktion die mühsam erarbeitete Reichsverfassung auf friedlichem Wege zum Siege zu führen strebte.

Es sind Briefe aus der Zeit vom 4. April bis 24. Juni 1849, vom Tage nach der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch den König von Preußen bis zu der bekannten Versammlung der erbkaiserlichen Partei in Gotha, die man das Nachparlament nannte. Sie handeln vom Mißerfolg der Kaiserwahl, von den vergeblichen Bemühungen, die Anerkennung der Reichsverfassung durch die widerstrebenden Könige zu erringen, vom Scheitern der Reichsgründung, vom Niedergang und von der Auflösung der Deutschen Nationalversammlung, von der Hoffnung, mit Preußens Hilfe auf dem Wege der Vereinbarung zwischen den Regierungen doch noch das Ziel der deutschen Einheit unter freier Verfassung zu erreichen, von der Stellungnahme der Verfassungspartei im Kampfe der Reaktion mit der Revolution. Selten haben schmerzlichere Erschütterungen deutsche Herzen durchbebt als damals. Den Nachhall fühlen wir aus den folgenden Briefen. Diese stammen von Karl Mathy und den badischen Ministern Joh. Baptist Bekk und Alexander von Dusch, ferner von mehreren Mitgliedern des Reichsministeriums, Heinrich von Gagern, Hermann von Beckerath, Robert von Mohl und Friedrich Daniel Bassermann, dem bayrischen Diplomaten Otto von Völderndorff und Charlotte Duncker, der Frau des bekannten Historikers und Staatsmannes Max Duncker. Diese vierundzwanzig Briefe bilden einen kleinen Beitrag zur Geschichte jener Zeit. Sie reihen sich unmittelbar an mein Sammelwerk „Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846 bis 1848". (Herausgegeben von Ludwig Mathy. Leipzig, S. Hirzel, 1898). Neue Daten werden sie dem Geschichtskundigen kaum bringen, aber allen Lesern einen anziehenden Einblick in das Innere vortrefflicher Menschen, die in einer der schwülsten Perioden der deutschen Geschichte miteinander handelten und litten, und zugleich ein herzerquickendes Bild edler Freundschaft, die auf dem Boden gemeinsamer politischer Anschauungen in heißen Geisteskämpfen erprobt war.

*

Zur Einführung in das Verständnis genügen wenige Vorbemerkungen.

Im Januar 1849 hatte die Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt die Verfassung des Deutschen Reiches bis auf den Abschnitt III, der vom Reichsoberhaupt handelte, beendet. Im Februar begann die zweite Lesung, und als im März die Oberhauptfrage an die Reihe kam, mit der die Verfassung stehen und fallen mußte, standen sich zwei Parteien gegenüber, auf der einen Seite die des Reichsministeriums, an dessen Spitze vom 18. Dezember 1848 bis 21. März 1849 und dann noch interimistisch bis zum 10. Mai Heinrich von Gagern stand. Sein Programm war das kleindeutsche oder großpreußische: ein deutscher

Bundesstaat mit preußischer Spitze, der König von Preußen Kaiser der Deutschen und ein bloß völkerrechtliches Verhältnis zu Oesterreich.

Die Gegenpartei der Großdeutschen bestand aus heterogenen Elementen. Oesterreicher, Partikularisten, Republikaner u. a. waren nur einig in der Bekämpfung des ministeriellen Programms. Die Oesterreicher vertraten die Schmerlingsche Forderung: Kein Deutschland ohne Oesterreich, Oesterreich im Deutschen Bunde die führende Macht, kein Kaiser neben dem Habsburger. Dieser Widerstreit der Meinungen und der Interessen führte langsam, aber sicher zum Scheitern des Verfassungswerkes und zur Auflösung des Parlamentes.

Die Entscheidung fiel in den letzten Tagen des Monats März; am 27. wurde das erbliche Kaisertum nur mit 267 gegen 263 Stimmen angenommen und am 28. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, mit 290 Stimmen gegen 248, die sich der Wahl enthielten, zum Kaiser der Deutschen gewählt. Aber der König lehnte am 3. April die Annahme der Kaiserkrone aus der Hand der Nationalversammlung ab, weil er sie nicht annehmen konnte noch wollte, „ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der Freien Städte Deutschlands". Doch stellte er damit zugleich den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten die Aufgabe, „in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem einzelnen wie dem Ganzen frommt", und durch eine Zirkularnote vom 3. April wurden die verbündeten Regierungen eingeladen, den Weg der Vereinbarung zu betreten. Hier setzt der Briefwechsel ein.

Weitere Erläuterungen folgen als Fußnoten oder Zwischenbemerkungen.

*

Die ersten Briefe zeigen, in welcher schwierigen Lage sich die badische Regierung befand, als sie sich trotz der Ablehnung der Reichsverfassung durch Preußen entschloß, diese Verfassung anzunehmen.

Der badische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Alexander von Dusch (Karlsruhe) an Karl Mathy (Frankfurt).

Karlsruhe, den 4. April.

Ich breche das Gesetz des Arztes mit diesen Zeilen.[1]) Aber herzlichen Dank muß ich Ihnen, verehrter Freund, kurz zurufen für Ihre erschöpfende und unübertrefflich klare Darstellung.[2]) Zweifeln Sie nicht, ich halte fest, solang ich atme, an dem Bundesstaat, d. h. an Deutschlands Sache. Wäre sie nicht vereinbarlich mit Badens Interesse, so würde ich eher abtreten; aber die eine ist jetzt von der andern unzertrennlich, und so wirke ich für das eine, wenn ich das andre fördere.

---

[1]) Der Minister war augenleidend.

[2]) Diese Darstellung bezog sich jedenfalls auf die letzten Beschlüsse der Nationalversammlung, die Annahme der Reichsverfassung, die Kaiserwahl und die Absendung der Deputation des Parlamentes nach Berlin. Leider scheint dieser Bericht Mathys verloren zu sein.

Eben lasse ich mir die Antwort des Königs vorlesen! — Was nun? was nun?

Lassen Sie mich bald weiteres von Ihnen erfahren.

Ihr

ergebenster

Dusch.

Karl Mathy, (Adressat ungenannt), wahrscheinlich der Minister A. von Dusch.

Frankfurt, den 5. April.

Verehrtester Herr Kollege!

Es sind heute wichtige Nachrichten hier eingelaufen, die ich vertraulich erfahren habe und Ihnen ebenso mitteile.

1. Die hiesige Deputation in Berlin hat erklärt, daß sie die Verfassung vom 28. März als rechtsbeständig für Deutschland betrachte und demzufolge die Antwort des Königs als verneinend.

2. In beiden Kammern — in der zweiten von Binke und Graf Arnim gemeinschaftlich — wurden dringliche Anträge gestellt und einstimmig als dringlich anerkannt, dahingehend: daß die Antwort des Königs ungenügend, das Vaterland in der höchsten Gefahr und demgemäß eine Adresse an den König zu richten sei.

3. Die Adressen sind zurzeit noch nicht bekannt, wohl aber ihre Wirkung. Der König hat nämlich gestern abend erklärt:

a) Da der Reichsverweser abdanken wolle, so sei er bereit, mit Zustimmung der Regierungen und der Nationalversammlung an dessen Stelle zu treten.

b) Er nehme die Würde eines Reichsoberhauptes (für den Bundesstaat) an.

c) An sämtliche Regierungen soll ein Schreiben erlassen werden, mit der Einladung, ihre Erklärungen und Erinnerungen sofort in Frankfurt abzugeben.

So weit meine Nachrichten, die ich aus bester Quelle mündlich erhalte; den Inhalt glaube ich richtig aufgefaßt zu haben, die Wortfassung gehört mir an.

Die Erklärung unter a erscheint mir als übereilt, indem sie zu Weiterungen Anlaß geben kann; für bedenklich halte ich sie nicht, weil sie sich modifizieren läßt.

Die Punkte b und c sind entscheidend, und ich bitte Sie, alles zu tun, um den Beitritt Badens zu der Verfassung vom 28. März sofort und ohne Umstände zu erwirken. Sie sind vorbereitet und können daher auf das Zirkular, welches Sie von Berlin erhalten, unverweilt eine Entschließung fassen.[1])

Die Würfel liegen. Gott erleuchte den Großherzog und seine Räte.

Ihr

ergebenster

Karl Mathy.

---

[1]) In einer Zirkularnote vom 3. April erklärt sich der König von Preußen bereit, auf den Antrag der deutschen Regierungen und unter Zustimmung der Deutschen Nationalversammlung die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen.

Minister von Dusch an Mathy.

Karlsruhe, den 9. April.

Verehrter Herr Kollege!

Wiederholten herzlichen Dank für Ihre höchst erwünschten Mitteilungen. Daß wir die Beschlüsse der Nationalversammung anerkennen, so gut als pure anerkennen, leidet wohl gar keinen Zweifel, aber das lange Dauern kann ich nun einmal nicht vermeiden, wenn ich überhaupt wirken will, und so muß ich mich schon darein finden.

Mit meinem Auge geht es besser, aber noch nicht gut.

Freundlich

ergeben

Dusch.

Mathy an Minister von Dusch.

Frankfurt, den 10. April.

Verehrtester Herr Kollege!

Ich kann nicht unterlassen, Sie mit meinen Mitteilungen zu behelligen, auf die Gefahr hin, nur Bekanntes, selbst Unbrauchbares zu melden und lästig zu werden.

Für heute sende ich Ihnen einen vollständigen Auszug des Berichtes, welchen der großherzoglich hessische Bevollmächtigte [1]) H. Eigenbrodt seiner Regierung über den Gang in der deutschen Frage erstattet hat.

Ich kenne unter den Bevollmächtigten keinen helleren Kopf und kein redlicheres deutsches Herz.

Den Bericht habe ich mit einigen Anmerkungen versehen.

Mit freundlichem Gruße Ihr

ergebenster

K. Mathy.

Minister von Dusch an Mathy.

Karlsruhe, den 11. April.

Verehrter Herr Kollege!

Aus einer Sitzung eben zurückgekehrt, erhalte ich Ihre freundliche Mitteilung; ich werde sie bestens benutzen.

Alles, was eine dauernde Spaltung Deutschlands begünstigen könnte, muß aufs sorgfältigste vermieden werden.

Camphausens Projekt, wenn es so ist, ist ganz schlecht und verwerflich. [2])

Aber, wenn die vier Königreiche fehlen (10 Millionen), dann ist die Reichs-

---

[1]) Jeder deutsche Staat hatte einen Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt.

[2]) Ludolf Camphausen, preußischer Minister 29. März bis 26. Juni 1848, dann preußischer Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt. Als solcher weilte er nach der Kaiserwahl in Berlin, um an den Verhandlungen des preußischen Ministeriums wegen der deutschen Frage teilzunehmen.

verfassung auch nichts, und selbst mit ihr wären alle andern Staaten nur eine Anschwemmung an Preußen. 4 bis 5 Millionen gegen 16. — Das ginge nicht.— Zwei Königreiche müßten eigentlich gleich dabei sein. Ich zähle immer noch auf Hannover und Württemberg. Dann kämen die andern und müßten nach.

Ich betreibe bestens die förmliche Zustimmung zur Verfassung, aber sie setzt notwendig voraus, daß sie auch zum Vollzug kommen kann, daß nicht der größte Teil dabei fehle. Es müßten denn ganz andre Bestimmungen und Vereinbarungen getroffen werden, wobei wir wieder auf die Zustimmung unsrer Kammern gewiesen wären.

Ihr aufrichtig ergebener und für die trefflichen Mitteilungen sehr dankbarer

Dusch.

*

Am 14. April fand eine Konferenz des Reichsministeriums mit den Bevollmächtigten der Bundesstaaten statt, in der nach einer Anrede des Ministerpräsidenten Heinrich von Gagern zuerst Welcker namens der badischen Regierung, dann die Vertreter aller kleinen und mittleren Staaten die Erklärung abgaben, daß ihre Regierungen die Verfassung vom 28. März annähmen und der Kaiserwahl der Nationalversammlung zustimmten. Am gleichen Tage gaben die Vertreter derselben 28 Staaten dem Vertreter Preußens, Herrn von Kamptz (Camphausen weilte noch in Berlin), auf die Zirkularnote vom 3. April die gemeinsame schriftliche Antwort, daß sie die Verfassung, wenn auch nicht ohne Vorbehalte, anerkennten und zur Kaiserwahl der Reichsversammlung ihr volles Einverständnis erklärten, in der Erwartung, daß die noch fehlenden deutschen Regierungen, denen der Eintritt in den zu errichtenden Bundesstaat nicht durch ihre besonderen Verhältnisse gegenwärtig unmöglich sei (gemeint sind Oesterreich, Luxemburg und Schleswig), einer völligen großartigen Einigung sich anschließen werden. Oesterreich und Luxemburg behielten sich die Vereinbarung vor, die vier Königreiche Bayern, Hannover, Sachsen und Württemberg widerstrebten noch, und Preußen mußte abwarten, was diese Königreiche beschließen würden. Den Optimisten schwoll das Herz bei dem Gedanken, daß die Aussichten auf ein großes deutsches Vaterland näher als je gerückt seien. Die verschiedenen Landtage in Berlin, Dresden, Hannover und Stuttgart faßten Mehrheitsbeschlüsse, um ihre Regierungen zur Annahme der Reichsverfassung und des preußischen Kaisers zu drängen. Der König von Württemberg gab nach langem Widerstreben am 24. April als erster und einziger der Könige dem Drängen seines Volkes und, wie die Fama sagte, einem Kniefall der Königin nach. Aber am 21. erklärte der preußische Minister Graf Brandenburg im Landtag, daß die Regierung sich außerstande sehe, die unbedingte Annahme der Verfassung anzuraten. Darauf legte Camphausen am 24. sein Amt als Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt verzweifelt nieder, und Herr von Beckerath, der im Landtag mit aller Macht für die Anerkennung der Reichsverfassung gekämpft und mit dem König persönlich verhandelt hatte, reiste aus Berlin ab. Am 23. gab die bayrische Regierung ihre Erklärung auf die preußische Zirkularnote am 3. April in Frankfurt und Berlin ab, natürlich im ablehnenden Sinne, und in Sachsen und Hannover kam es zwischen den Kammern und den Regierungen zum offenen Konflikt. Da glaubte die Reichsversammlung in Frankfurt entschiedener vorgehen zu müssen, indem sie am 26. April beschloß, „die Regierungen, welche die Anerkennung der verkündeten Reichsverfassung noch nicht erklärt haben, a) aufzufordern, die Anerkennung der Reichsverfassung, der Wahl des Oberhauptes und des Wahlgesetzes nunmehr auszusprechen, b) dieselben Regierungen zu veranlassen, sich aller Anordnungen zu enthalten, durch welche dem Volke die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel, seinen Willen kundzugeben, in diesem entscheidenden Augenblicke geschmälert oder entzogen würden. An diesem Tage hielt Mathy seine letzte Rede in der Paulskirche, indem er im Sinne des Reichs-

miniſteriums den Antrag befürwortete, Abgeordnete mit beſonderen Vollmachten an die vier widerſtrebenden Königreiche zu ſchicken, um bis zum 3. Mai bündige Erklärungen zu verlangen. Der Reichsverweſer fügte ſich. Er ſandte Baſſermann nach Berlin, Seebeck nach Hannover, von Watzdorff nach Dresden, Mathy nach München. Dieſer traf am 30. an der Iſar ein und hatte bereits am 1. Mai eine Unterredung mit dem Miniſter des Aeußern von der Pfordten. Am 2. Mai legte er dem geſamten Miniſterium ein von ihm ſelbſt verfaßtes Schreiben vor, das im Konzept noch vorhanden iſt. Die Sendung war natürlich erfolglos, die Könige betrachteten die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung vom 26. April als ein revolutionäres Eingreifen in ihre Souveränität und behandelten die unwillkommenen Sendboten in dieſem Sinne. Trotzdem fand Mathy den Humor zu den folgenden Briefen aus München.

K. Mathy (München) an Frau Anna Mathy (Frankfurt, Hochſtr. 11).

München, den 30. April.

Liebes Nannchen!

Heute (Montag) abend ½10 Uhr bin ich glücklich, ohne alle Abenteuer, in München angekommen. Wenn ich Dir nun ſage, daß dies der fünfte Brief iſt, den ich ſeit meiner Ankunft ſchreibe, daß die Geiſterſtunde naht und ich von der ununterbrochenen Tag- und Nachtreiſe ſehr müde bin, ſo wirſt Du Nachſicht haben, wenn ich mich auf die Anzeige meiner glücklichen Ankunft beſchränke.

Bayern iſt ruhig; ach — wie ruhig. Das Eldorado der Philiſter. Hierher muß man kommen, um zu ſehen, wie die Preſſe tobt und die Leute ſich gar nichts darum kümmern, — wie die rote Republik ihr Haupt erhebt — und keinen Hund vom Ofen lockt.

Lieber Schatz — Börne hat auch manchmal kurze Briefe geſchrieben, und war nicht ſo müde wie ich. Gute Nacht, ich gehe zu Bette. Morgen ſchreibe ich Dir mehr. Grüße an Karlchen[1]) und an Frau Koch.[2])

Dein

treuer

Karl.

Der badiſche Miniſter des Innern Staatsrat Joh. Baptiſt Bekk an Mathy.

Karlsruhe, den 1. Mai.

Werteſter Herr Kollege!

Jeder ſinnt nach, wie das deutſche Vaterland aus der traurigen Kriſis herausgebracht werden könnte.

Ich bitte Sie, die beifolgenden Vorſchläge zu erwägen und, ſoweit die Umſtände ſie als praktiſch zeigen, bei Ihrer Wirkſamkeit in München zu berückſichtigen. Ich ſchicke ſie auch an Freund Baſſermann nach Berlin.[3])

---

[1]) Den vierzehnjährigen einzigen Sohn Mathys.

[2]) Klothilde Koch, die Frau des engliſchen Konſuls Koch in Frankfurt, deſſen Haus den befreundeten Abgeordneten in großartiger Gaſtfreundſchaft offen ſtand.

[3]) Baſſermann nimmt in ſeinem Brief vom 7. Mai darauf Bezug.

Gott segne das Wirken der wahren Patrioten.
Leben Sie wohl! Ihr

Bekk.

Karl Mathy an seine Frau.

München, den 2. Mai 1849.

Liebes Nannchen!

Gestern abend langer Vortrag im Königlich Bayrischen Staatsministerium. Heute früh von 5 Uhr an Eingaben, Depeschen auszufertigen; Otto von Völderndorff[1]) sitzt als freiwilliger Sekretär bei mir und schreibt sich die Finger lahm. Seine Kenntnis der hiesigen Verhältnisse kommt mir trefflich zustatten. Heute nachmittag 4 Uhr werde ich Audienz bei dem Könige haben.[2])

Fragst Du, was ich ausgerichtet habe oder ausrichten werde, so muß ich Dir die Antwort schuldig bleiben. Ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben und tue, was ich kann.

In München herrscht eine idyllische Ruhe, wie man sie bei uns längst nicht mehr gewöhnt ist; selbst die gestrige Eröffnung der Bockkeller vermochte sie nicht zu trüben. Draußen soll die Bewegung für die Verfassung im Wachsen sein. Wenn der heutige Tag vorbei ist, hoffe ich zu Atem zu kommen und Dir ausführlicher schreiben zu können.

Mit Spannung sehe ich den Nachrichten von Frankfurt und von Dir entgegen. Dein

treu liebender

Karl.

*

München, den 4. Mai 1849.

Liebes Nannchen!

Wenn ich auch bei der Regierung Seiner Majestät des Königs von Bayern nichts ausgerichtet, vielmehr, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort bekommen habe, so habe ich doch meine Schuldigkeit getan. Bei dem Reichsministerium bin ich um die Ermächtigung zur Rückkehr eingekommen, und wenn Frau Klothilde und Du mein Gesuch unterstützen, so ist an der Erhörung nicht zu zweifeln.

München erfreut sich fortwährend einer klassischen Ruhe und einer herrlichen Bocksaison. Ich habe in einen Bockkeller hineingeblickt, konnte mich aber nicht entschließen, einzutreten, obgleich nicht gerauft wurde. Mein Führer, Otto von Völderndorff, schilderte als den Gipfel des Bockvergnügens den Tanz der Rettichweiber, welche das Privilegium haben, die Reste auszutrinken, welche die Gäste in den Gläsern stehen lassen.

Gestern nachmittag lebte ich bloß dem Vergnügen. Ich fuhr mit Herrn

---

[1]) Vgl. Harmlose Plaudereien eines alten Münchners von Dr. Otto Freiherrn von Völderndorff, Neue Folge, München 1898, S. 66 ff.; Erinnerungen an Mathy. Völderndorff war 1843 auf der Schwimmschule in Mannheim mit Mathy bekannt geworden.

[2]) Von dieser Audienz erzählt Gustav Freytag, Karl Mathy S. 309.

von Closen nach Nockerlschweig, einem der schönsten Punkte anderthalb Stunden von München, wo man Kaffee trinkt. Das Bier versteht sich immer und überall hier von selbst. Wir kamen gerade zu rechter Zeit zurück, um in das Theater zu fahren, wo ich Graf Armand sah.

Ich habe schon viele Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen, Bildsäulen, Gebäude, Kirchen u. s. w., auch die kolossale, prachtvolle Bavaria, an welcher noch immer gearbeitet wird. Vieles ist noch übrig; man braucht mindestens acht Tage, um sich recht umzusehen.

Von Frankfurt habe ich noch keine Zeile; nach den Blättern hält sich die Nationalversammlung noch gut. Begierig bin ich auf die Nachricht von der gestrigen (Donnerstag-) Sitzung. [1]) Dein

treu liebender

* Karl.

---

[1]) Der Dreißiger-Ausschuß stellte am 4. (statt, wie Mathy augenscheinlich erwartete, am 3.) Mai den dringlichen Antrag:

I. Die Nationalversammlung fordert die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesamte deutsche Volk auf, die Verfassung des Deutschen Reichs vom 28. März d. J. zur Anerkennung und Geltung zu bringen.

II. Sie bestimmt den 15. August d. J. als den Tag, an welchem der erste Reichstag in Frankfurt a. M. zusammenzutreten hat.

III. Sie bestimmt als den Tag, an welchem im Deutschen Reiche die Wahlen für das Volkshaus vorzunehmen sind, den 15. Juli d. J.

V. Sollte insbesondere Preußen (IV. handelt von andern Staaten, die etwa noch nicht im neuen Reichstage vertreten sein sollten) im Reichstage nicht vertreten sein und also bis dahin weder ausdrücklich noch tatsächlich die Verfassung anerkannt haben, so tritt das Oberhaupt desjenigen Staates, welcher unter den im Staatenhause vertretenen Staaten die größte Seelenzahl hat, unter dem Titel eines Reichsstatthalters in die Rechte und Pflichten des Reichsoberhauptes ein.

VI. Sobald aber die Verfassung von Preußen anerkannt ist, geht damit von selbst die Würde des Reichsoberhauptes nach Maßgabe der Verfassung § 68 ff. auf den zur Zeit der Anerkennung regierenden König von Preußen über.

VII. Das Reichsoberhaupt leistet den Eid auf die Verfassung vor der Nationalversammlung und eröffnet sodann den Reichstag. Mit der Eröffnung des Reichstages ist die Nationalversammlung aufgelöst.

Dieser dringliche Antrag war gedruckt verteilt. Bevor die Beratung begann, verlas der interimistische Präsident des Reichsministerrates Heinrich von Gagern eine Erklärung mit Bezug auf die preußische Zirkularnote vom 28. April, in der den verbündeten Regierungen gegen revolutionäre Bestrebungen preußische Hilfe versprochen wird; dagegen besagt die Erklärung des Reichsministeriums, daß die provisorische Zentralgewalt es als ihr Recht ansieht, die Sicherheit und Ordnung des Reiches zu schützen, und dabei auf die Unterstützung der Einzelstaaten rechnet, aber keinem Einzelstaate einen Anspruch auf allgemeine Leitung gemeinsamer Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und des Reichsfriedens zugestehen könne.

Jener Antrag des Dreißiger-Ausschusses und diese Erklärung des Reichsministeriums vollendeten den Bruch zwischen Berlin und Frankfurt. Der Eindruck wurde noch verschlimmert durch die Minoritätsanträge, eine leidenschaftliche Rede des alten Welcker und den Antrag des Abgeordneten Moritz Mohl, ein Parlamentsheer zu schaffen.

In der gleichen Sitzung gab der Präsident Simson die Austrittserklärung des Ab-

München, den 6. Mai 1849.

Liebes Nannchen!

Deinen lieben Brief — dem Poſtzeichen nach vom 3. d. — erhielt ich geſtern (Samstag) unmittelbar nach einem Schreiben meines verehrten Chefs,[1]) der mir über die Stimmungen und Abſichten in Frankfurt die erſte Nachricht gab. So ſehr mich auch die Wahrnehmung, daß ich hier der deutſchen Sache nutzen kann, an München feſſelt, ſo hat doch der Anblick Deiner lieben Hand ſeinen gewohnten Zauber auf mich geübt und droht das Pflichtgefühl zu überwältigen. Sobald das Miniſterium mich zurückruft, eile ich zu Dir; Du wirſt eher als ich bei Gagern erfahren, ob und wann die Ermächtigung zur Rückkehr mir gegeben wird.

Ich bin der Meinung, daß die Nationalverſammlung und die Zentralgewalt handeln ſollen; ich bin für das Ausſchreiben der Wahlen und die Feſtſetzung eines Tages zur Eröffnung der Reichsverſammlung und habe dies bereits an das Miniſterium und an meine „Herzensfreundin“[2]) geſchrieben, welche Dir meinen Brief gewiß zu leſen gegeben hat. Das nämliche habe ich meinem verehrten Chef in einem Briefe auseinandergeſetzt, in welchen ich dieſen einſchließe. Nur das eine wünſche ich, daß ſich die Nationalverſammlung nicht von der Zentralgewalt trenne. Sie ſoll beſchließen, daß die Zentralgewalt die Wahlen ausſchreibe und den Eröffnungstag verkünde; das Miniſterium mag dann mit dem Erzherzog verhandeln; das Volk weiß einſtweilen, was die Verſammlung will und was es von den Regierungen zu verlangen hat. Das genügt für den Augenblick. Wahrſcheinlich ſind aber jetzt ſchon andre Beſchlüſſe gefaßt und die Dinge nehmen ihren Lauf, der vermutlich vorderhand zum Siege der Reaktion führen wird.

Meine Sendung iſt nicht ſo widerwärtig, als es den Anſchein hat. Ich habe meine Schuldigkeit getan, ohne mich über den unmittelbaren Erfolg zu täuſchen. Aber mit den Menſchen komme ich ganz gut zurecht, mache Bekanntſchaft mit intereſſanten Männern, ſehe ſchöne Sachen und höre merkwürdige Dinge. Ich werde Dir allerhand erzählen, wenn wir einmal wieder des Abends zuſammen auf dem traulichen Sofa ſitzen. Mit dem Bock lebe ich auf vertrautem Fuße; außer Kaffee iſt noch kein andres Getränk als Bier über meine Lippen gekommen.

Vorgeſtern (Freitag) war ich im Volkstheater, wo das Parterre 6 Kreuzer koſtet, die erſte Galerie koſtet 24 Kreuzer; ich war mit Otto von Völderndorff in einer Parterreloge am Orcheſter für 18 Kreuzer. Das Stück heißt: „A Ruah woll'n m'r hab'n.“ Ein konſervativer Deputierter von München, ein kommuniſti-

---

geordneten von Beckerath aus Krefeld, des Reichsfinanzminiſters, bekannt. Dieſe Ankündigung brachte eine Bewegung unwilligen Staunens im Hauſe hervor. Die Gagernſche Partei fühlte ſpäter, daß ſie mit ihm hätte austreten ſollen. Beckeraths Austritt hatte die Abberufung Mathys aus München zur Folge, weil er als Unterſtaatsſekretär der Finanzen die Geſchäfte übernehmen mußte.

[1]) Des Miniſterpräſidenten von Gagern.

[2]) Frau Klothilde Koch.

scher von Kempten und ein roter Republikaner sind die Hauptrollen. Die beiden letzteren machen die Arbeiterinnen einer Putzmacherin rebellisch, und sie zwingen ihre Prinzipalin zu Konzessionen: jeden Sonntag frei, keine abgeblasene, sondern gute Milch zum Kaffee und Erhöhung des Wochenlohnes um einen Groschen. Auf die Frage der Insurgentinnen, ob die Prinzipalin diese Konzessionen freiwillig gemacht habe, antwortete sie grimmig mit Ja und erhält dafür das Lob: „Die Frau übertrifft noch den König von Württemberg.“ [1]) Lola Montez kommt ebenfalls vor; viele Anspielungen auf hiesige Verhältnisse bringen das souveräne Publikum vor Freude außer sich. Das Stück ist witzig und nicht gemein; es hat mir mehr Vergnügen gemacht als „Graf Armand“, den ich im Hoftheater gesehen. Den Theaterzettel bringe ich Dir mit. Jedes Stück wird zweimal hintereinander gespielt, zuerst um 4 Uhr, dann noch einmal um 8 Uhr. Vorgestern hat sich einer der besten hiesigen Schauspieler in der Isar ertränkt wegen großer Schuldenlast und ungestümen Drängens der Gläubiger; er hatte eine verschwenderische Frau und wird sehr bedauert. Auf Fräulein Hausmann von Frankfurt freut sich das hiesige Theaterpublikum; ihr Vater soll an die Stelle des Ertrunkenen kommen. „Der Kurmärker und die Pikarde“ wird auch hier häufig gegeben; dann die „Geistige Liebe“, ein Stück, welches ich nicht kenne; mir ist nur die „Seelenliebe“ bekannt. Ich kann sagen: geliebtes Herz oder geliebte Seele, aber nicht: geliebter Geist! Das klingt zu schauerlich.

Gestern auf der Menderschwaig waren etwa ein Dutzend Griechen und zwei Griechinnen, welche dort ihr Osterlamm verzehrten; die eine Griechin war hellblond. Eine Schar Künstler fand sich ebenfalls dort ein; es geht ihnen gegenwärtig schlecht, die Kunst liegt brach.

Unter den Männern, welche ich hier kennen lernte, ist Fürst Oettingen-Wallerstein [2]) der interessanteste. Er ist ausnehmend freundlich und mitteilsam gegen mich, ist entschieden für Frankfurt und die Reichsverfassung, nachdem er früher gegen den Erbkaiser gewesen, solange nicht alle Hoffnung auf Oesterreich geschwunden war. Nachdem ich vorgestern bei ihm gewesen, besuchte er mich gestern, und heute werde ich wieder zu ihm gehen.

Lebewohl, geliebtes Nannchen, bald hoffe ich Dich wiederzusehen. Werde ich nicht nächstens abgerufen, so ziehst Du hierher, wo es sich ganz gut leben läßt. Grüße Frau Koch und behalte recht lieb

Deinen

treu liebenden

Karl.

Anhang zum vorigen Brief, an den vierzehnjährigen Sohn Karl.

Heute, Sonntag, wird es in Frankfurt lebhaft; da kommen die Märzvereine

---

[1]) Anspielung auf dessen erzwungene Zustimmung zur Reichsverfassung.

[2]) Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein, liberaler bayrischer Staatsmann, Minister des Aeußern und des Kultus vom 30. November 1847 bis 11. März 1848, schrieb 1848 „Deutschland, seine Zukunft und seine konstituierende Versammlung“ im großdeutschen und liberalen Sinne, ließ sich 1849 in Donauwörth in die Zweite Kammer wählen.

und andre Helden zusammen, um die Freiheit leben zu lassen und die Reaktion zu zermalmen. Hier in München lebt man still und harmlos in süßer Ruhe. Mit den großen Kämpfen in Berlin ist es nichts gewesen, und wir müssen uns schon noch eine Weile gedulden, ehe Deutschland einig wird. Die Russen sind den Oesterreichern zu Hilfe gekommen, in Italien schaffen die Franzosen Ruhe, in Württemberg und Baden werden die Bayern die Ordnung wiederherstellen. Hier sind prächtige Kürassiere, viele Artillerie, kurz alles, was man braucht, um Ruhestörungen zu verhindern. Sei daher nur getrost und fürchte Dich nicht.[1] Es grüßt Dich herzlich Dein

Vater.

*

Friedrich Daniel Bassermann an Karl Mathy.

Berlin, den 7. Mai.

Lieber Karl!

Meinen besten Dank für Deinen Brief vom 3. ds. Heute nacht erhielt ich eine telegraphische Depesche, in der mir Gagern schreibt, der Ausbruch der gewaltsamsten Revolution in Mittel- und Süddeutschland hänge nur noch an einem schwachen Faden. Die Stimmung, in welche eine solche Meldung versetzen mußte, fand den Humor Deines Briefes um so wohltuender.

Deine Schilderung von München paßt leider vollständig auch auf Berlin. Eine größere, mindestens Gleichgültigkeit für die deutsche Verfassung, so wie sie jetzt lautet, kann nirgends herrschen als hier. Aber leider ist es auch so, ein Teil der Rheinlande ausgenommen, in den Provinzen. Ja selbst die Auflösung der preußischen Stände[2] wirkt nur schwach, findet sogar vielfache Billigung,

---

[1] Während das Reichsministerium mit der Mehrheit der Nationalversammlung noch immer bemüht war, die Reichsverfassung auf friedlichem Wege durchzuführen, rüsteten auf der einen Seite die Könige ihre Armeen, rief auf der andern die Demokratie zu den Waffen. Am 3. Mai brach die Revolution in Dresden aus; der König floh nach Königstein; die provisorische Regierung mit Tzschirner an der Spitze nahm das Heft in die Hand. Der Reichskommissar von Watzdorff reiste unverrichteter Sache nach Weimar. Am 5. Mai erließ die äußerste Linke, der Klub Donnersberg, einen Aufruf an das deutsche Volk zum Kampf für die Freiheit gegen die Könige. Am gleichen Tage beschloß der Kongreß der Märzvereine unter dem Vorsitz von Fröbel und Raveaux einen Aufruf an das Volk und an die Truppen. Gleichzeitig machten Preußen und Bayern mobil.

[2] Das preußische Abgeordnetenhaus wurde am 28. April aufgelöst, weil eine Mehrheit von 175 gegen 159 Stimmen den Antrag Rodbertus annahm, die von der deutschen Nationalversammlung vollendete Verfassung als rechtsgültig anzuerkennen. Bismarck hatte in seiner Rede gegen den Antrag gesagt: „Ich muß es für Leichtsinn erklären, wenn wir in so wichtiger Sache bei der Beratung eines bloßen Antrages eine Verfassung anerkennen, die in vielen Punkten die Revision der preußischen Verfassung präjudiziert. Zwei verschiedene Verfassungen können aber offenbar auf die Dauer nicht nebeneinander bestehen. Preußen zählt sechzehn Millionen Einwohner, diese dürfen sich nicht von fünf Millionen sogenannter Deutscher bestimmen lassen. Die deutsche Verfassung läßt der Krone kaum den notdürftigsten Bestand; sie stellt das Prinzip der Volkssouveränität auf und läßt dem König nur das suspensive Veto. Damit hat der König so gut wie aufgehört zu regieren. — Die Frank-

und einer gezwungenen konservativen Auslegung des preußischen Wahlgesetzes sieht man, als einer von selbst verstandenen Sache, entgegen. Preußen ist also mit seinen 16 Millionen nicht für die Reichsverfassung zu haben, Bayern mit seinen $4^1/_2$ Millionen Deinem Briefe nach auch nicht, und Seebeck schreibt mir heute von Hannover kein Wort von dortiger Gärung und Bewegung. Dies zusammen macht außer Sachsen, welches in wenigen Tagen durch 25000 Preußen „beruhigt" sein wird, 23 Millionen Deutsche. Ob Du angesichts dieser Tatsache die Beschlüsse vom 4. ds. billigst, bezweifle ich um so mehr, als gewiß nicht alle 30 Regierungen festhalten.

In fünf Tagen eröffnet hier der ausgeschriebene Kongreß.[1]) Stüve[2]) ist schon hier. In längstens vierzehn Tagen wird, nach des hier allmächtigen Radowitz Aussage, die unter den mächtigsten Fürsten vereinbarte Verfassung, welche mit wenigen Ausnahmen wörtlich die unsre sein soll, fertig sein. Der Weg der Negation ist also, wie Du siehst, verlassen. Wie weit sie mit dem Positiven kommen, steht dahin. Gleichzeitig mit diesem Verfassungsentwurf soll aber, womöglich noch der jetzigen Nationalversammlung, der Entwurf einer Unionsakte mit Oesterreich vorgelegt werden, wozu man schon die Bewilligung Oesterreichs zu haben scheint, und wodurch man Bayern zu befriedigen glaubt. Verwirft die Nationalversammlung, wie natürlich, diese Vorlage, so will man an eine neue Versammlung Berufung einlegen, die aber freilich nach einem oktroyierten Wahlgesetze zu erwählen wäre. Dies letztere ist das Mißliche; beriefe man die neue Versammlung nach dem Reichswahlgesetze, so träfe der preußische Plan mit dem Bekkschen[3]) fast ganz zusammen. Ich habe mich bemüht, darzulegen, daß, wenn man die Stimmung in dem einen und in dem andern Falle mit in Anschlag bringt, man es wird für wahrscheinlich halten müssen, daß nach unserm Wahlgesetz keine schlimmere Versammlung zustande komme als nach dem oktroyierten.

Ich hatte gegründete Hoffnung, daß mein Vorschlag, im wesentlichen der Bekksche, also eine Appellation ans Volk, wogegen doch die Nationalversammlung eigentlich nichts hätte einwenden können, hier angenommen würde, und tele-

---

furter Versammlung verlangt aber von dem zukünftigen Kaiser, daß er ihr das ganze Deutschland schaffe. U. s. w. — Die Einheit, welche achtundzwanzig terrorisierte Regierungen wollen, scheint mir nicht die zu sein, welche Preußen anstreben muß. Preußen ist imstande, dem übrigen Deutschland Gesetze zu geben, und ehe ich zugebe, daß der König von Preußen der Beamte des Herrn Simon wird, will ich lieber, daß Preußen Preußen bleibe."

Am 29. April erließ der König ein Manifest, in dem er die Kaiserwürde definitiv ablehnte. Doch wies er nochmals auf den Weg der Vereinbarung zwischen den Regierungen unter Mitwirkung der Nationalversammlung hin.

[1]) Der Kongreß der deutschen Diplomaten, der auf Preußens Einladung eine Vereinbarung der Regierungen zustande bringen sollte, wurde am 12. Mai unter Radowitz' Vorsitz eröffnet.

[2]) Johann Karl Bertram Stüve, hannoverscher Minister, als Gegner der Reichsverfassung bekannt, Vertreter Hannovers bei den Berliner Verhandlungen.

[3]) Vgl. Brief des badischen Staatsministers Bekk vom 1. Mai.

graphierte dies täglich nach Frankfurt, immer mit der Bitte, doch ja inzwischen keine Beschlüsse zu fassen.

Da kommt gestern der Wortlaut der am 4. Mai gefaßten Beschlüsse hier an, wovon der erste als Aufruf zur Empörung betrachtet wird. Das Staatsministerium will nun auf eine Verhandlung mit der Nationalversammlung nicht mehr eingehen, und nun glaube ich kaum mehr, daß es mir gelingt, die hiesige Regierung von dem völligen Bruch mit der Nationalversammlung abzuhalten, denn schon heute soll eine Erklärung gegen jenen Aufruf vom 4. Mai erscheinen.[1])

Man sieht die Nationalversammlung bereits dem Konvente nah und deutet auf Sachsen hin, auch auf die Leitersprosse von Vogt[2]) u. dgl., um zu beweisen, daß diejenigen, welche sich jetzt für die Verfassung begeistern, eigentlich doch nur die Republik, also „die Auflösung der preußischen Monarchie" als Endziel ihrer Bestrebungen wollen. Einer hier starken Partei sind daher die Vorgänge in Dresden gar nicht unwillkommen, man fragt, ob sich wohl Herr Tzschirner für das Erbkaisertum schlage, ob uns solche Gesellschaft nicht klarmache, auf wie falschem Wege wir seien.

Die Armee ist auf dem Kriegsfuß, 60 Bataillone Landwehr werden heute noch eingekleidet und 15 Millionen Taler sind in der Staatskasse verfügbar. Kommt es zu größerer Anwendung von Gewalt, so bricht der langverhaltene Zorn der im März Geschlagenen hervor, und dann kann es leicht auch um die gemäßigte Freiheit geschehen sein. Daß hier eine starke Partei dazu treibt, ist nicht zu verkennen, ihre besten Bundesgenossen sind unsre Linken. Wie vernünftig es daher wäre, die wenigen Abänderungen, die man von hier aus begehrt, einzugehen, kann man wohl Dir, aber nicht der Nationalversammlung sagen.

Das ganze Unglück liegt an der Verschiedenheit der hiesigen und der Frankfurter Atmosphäre; auch ist es mir ganz klar geworden, daß durch ständige Anwesenheit eines geeigneten Mannes vieles wäre verhütet worden. Du glaubst nicht, wie unsre Besten hier verleumdet sind, was ich alles aufzuklären und zu berichtigen habe. Ein Maßstab für die Stimmung mag Dir sein, daß ich bis jetzt noch zu keiner Unterredung mit dem König habe kommen können, obschon der Prinz von Preußen persönlich sich dafür verwendet hat. Seine und seiner

---

[1]) Statt der am 7. erwarteten Erklärung erschien am 15. Mai im „Preußischen Staats-Anzeiger" eine Erklärung des preußischen Staatsministeriums vom 14. Mai, in der die letzten Beschlüsse der Nationalversammlung als ungesetzlich und feindselig bezeichnet werden, und eine Kgl. Verordnung vom gleichen Tage, durch die das Mandat der im preußischen Staat gewählten Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung als erloschen bezeichnet wird. Am folgenden Tag erschien im „Preußischen Staats-Anzeiger" ein Aufruf des Königs, d. d. Charlottenburg, den 15. Mai 1849, „An mein Volk", in dem der Bruch mit der Frankfurter Nationalversammlung erklärt, der Beginn der Verhandlungen mit den Bevollmächtigten der größeren deutschen Staaten mitgeteilt und der Kampf gegen die Revolution angekündigt wird.

[2]) Karl Vogt von Gießen, bekanntlich einer der Führer der äußersten Linken im Frankfurter Parlament, nachher Reichsregent im Rumpfparlament.

Frau Liebenswürdigkeit gegen mich helfen mir daher nichts. Mit ihnen wie mit den Ministern habe ich wiederholt die offenherzigsten Unterredungen gehabt, und ich glaube, daß ich es an nichts habe fehlen lassen. Aber Hansemanns Schrift [1]) hat zu tief gefressen, und es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn ich dafürhalte, sie ist die Ursache alles Mangels an Sympathie in Preußen für unsre Verfassung. Sie ist in jedermanns Händen. Auch will man „der Revolution ein Ende machen" und rühmt sich, manches nicht getan zu haben, wozu man aufgefordert worden.

Fazit meiner Aussichten: wir kommen mit oder ohne Bürgerkrieg zu einer Verfassung, über welche die Fürsten einig werden, weil sie eine Notwendigkeit geworden, und welche jedenfalls bei weitem mehr ist, als wir uns am 1. März 1848 [2]) geträumt, wenn sie auch Deutschland noch nicht so verschmelzt, als wir für notwendig gehalten.

Inzwischen kann es schlimme Tage in Frankfurt geben, denen unser Beckerath bereits ausweicht. Auch Vincke glaubt kaum mehr zurückkehren zu sollen, da er doch nichts mehr werde halten können. Und Gagern und wir? Wer steuert gern auf ein unmögliches Ziel?

Dein treuer Freund

Fritz.

*

Berlin, den 18. Mai.

Lieber Karl!

Ich danke Dir für Deine telegraphische Depesche. Für Frankfurt ist gesorgt, daß es nicht allein gehalten werde, sondern es werden auch in kurzem dort in der Nähe 50- bis 60 000 Mann stehen. Gegen Baden wird man sie aber freilich nicht brauchen, bis der Großherzog die Hilfe ausdrücklich verlangt. [3])

Nach heute morgen eingetroffenen Nachrichten ist es mit Elberfeld und Iserlohn [4]) so gut wie fertig, und alles, was in Westfalen und am Rhein zusammengezogen worden, kann dann nach dem Süden gehen. Die Proklamation des Königs hat überall außerordentliche Wirkung getan. Man hat Glauben, daß nun doch das Ersehnte zustande kommt, und will das nun nicht gestört wissen.

Gagerns Handlungsweise [5]) kann ich mir nur dadurch erklären, daß er die

---

[1]) Jedenfalls „Die deutsche Verfassung vom 28. März 1849 mit Anmerkungen", von David Hansemann, Berlin 1849.

[2]) Bassermanns berühmte Motion vom 1. März 1848 gab bekanntlich den ersten Anstoß zur Einberufung der deutschen Nationalversammlung.

[3]) Die badische Revolution begann am 10. Mai mit der Soldatenrevolte in Rastatt; am 13. wurde der Abgeordnete Brentano von einer großen Volksversammlung in Offenburg an die Spitze des Landesausschusses der badischen Volksvereine gestellt, am 14. zog die provisorische Regierung in Karlsruhe ein und floh der Großherzog aus seiner Hauptstadt.

[4]) In diesen und andern Städten der Rheinprovinz war es zu mehr oder weniger ernsten Krawallen gekommen.

[5]) Bassermann erwartete offenbar, daß Gagern seine Ministertätigkeit damit beschlossen hätte, die Nationalversammlung wegen der Haltung der vier Königreiche mit Beginn der

Versammlung nicht eher stürzen will, bis die Fürsten mit ihrer Verfassung [1]) auch wirklich hervorgetreten und sich gebunden haben. Sonst sehe ich keinen Zweck darin.

Der förmliche Abschluß wird hier vor nächstem Sonntag, übermorgen, schwerlich erfolgen. Es hängt bloß an Bayern. Ein Kurier nach München und zurück braucht leider acht Tage.

Mit dem Könige habe ich länger und ernst gesprochen. Mit seinen Worten konnte ich zufrieden sein. Auf die Verfassung habe ich einen nicht unwichtigen Einfluß und alle, die wollen, daß sie im wesentlichen dem Bedürfnisse nach Einheit und Freiheit entspreche, bitten mich, bis zu ihrer Vollendung hier zu bleiben. Obschon nun jeder Bahnzug mich lockt, so möchte ich doch gern in so entscheidenden Stunden so wichtigen Einfluß nicht aufgeben und anderseits auch nicht gern zurückkehren, ohne etwas wirklich Fertiges mitzubringen. Da ich nun ohnehin aus der Nationalversammlung ausgetreten bin und Gagerns Weg nicht mehr billigen kann (unser Beckerath hat recht), so bin ich in Frankfurt ja ohnehin ohne Nutzen.

Unser armes Baden dauert mich. Ich habe aber einen Wunsch dafür. Man möchte Dir und mir die Herstellung der Ordnung übertragen. Mit 20000 zuverlässigen Truppen sollte dies bald und gründlich geschehen sein, und die Republikaner sollten sehen, daß für außerordentliche Zeiten nicht allein sie fähig und berechtigt sind, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen.

Man ist hier ärgerlich, daß der Erzherzog teils darum bittet, der König solle ihm die Zentralgewalt abnehmen, teils doch auch nicht dasjenige tun will, was dazu führt. Legte er in die Hände der Nationalversammlung nieder, so würde dies die Uebernahme ganz vereiteln.

Wann ich reise, weiß ich noch nicht, wahrscheinlich Sonntagabend.

Telegraphische Nachrichten, die Kamptz [2]) hierhergesandt, hatten mich für Euch, ja selbst für meine Frau, sehr besorgt gemacht. 8000 Freischärler stünden um Frankfurt, die Württemberger und Hessen seien unzuverlässig, man fürchte stündlich eine „carnage“ u. s. w. Nun bekommt aber oder hat schon Peucker [3]) Verstärkung, und ich hoffe doch, er geniert sich nicht, Belagerungszustand mit allem Zubehör zu proklamieren u. s. w.

Berliner Konferenzen für aufgelöst zu erklären. Statt dessen legte Gagern dem Reichsverweser am 8. Mai ein neues Programm über die Stellung des Reichsministeriums zu den Bewegungen in Deutschland vor, und als der Reichsverweser ablehnte, trat das Ministerium am 10. Mai zurück. Der Reichsverweser ernannte am 17. das Ministerium Grävell-Jochmus-Detmold-Merck.

[1]) An den Verhandlungen in Berlin beteiligten sich nur Oesterreich und die Königreiche Bayern, Hannover und Sachsen. Das Ergebnis war das Dreikönigsbündnis vom 26. Mai und der Unionsentwurf der drei Könige von Preußen, Sachsen und Hannover.

[2]) Preußischer Vertreter bei der Zentralgewalt nach Camphausens Rücktritt.

[3]) Peucker, Kriegsminister der Zentralgewalt, führte später die Reichstruppen gegen die badischen Revolutionäre.

Sei so gut, Gagern, auch meiner Frau, diese Zeilen zu zeigen. Ich freue mich, in hoffentlich einigen Tagen mündlich und ausführlich mit Euch zu verkehren.

Mit dem besten Gruße an Deine liebe Frau wie an Kochs

Dein treuer Freund

Bassermann.

(Schluß folgt)

Hat die moderne Bildung die Menschheit und die Gesellschaft glücklicher gemacht?

Von

Professor Achille Loria (Turin)

Wenn wir die einfachen Tatsachen ins Auge fassen, ohne sie einer kritischen Prüfung zu unterziehen, so müssen wir sehr bald zu dem Schluß kommen, daß der Baron von Holbach sich im Irrtum befindet, der die Ansicht ausspricht, daß der Fortschritt der Erkenntnis das menschliche Unglück mildert oder aufhebt. In der Tat, wenn wir einen Bauern betrachten — ich will nicht sagen, einen Bauern der Capitanata, der im denkbar ärgsten Zustand der Verrohung lebt, sondern den toskanischen Bauern, der nur notdürftig lesen kann und diese Fertigkeit bloß dazu benutzt, das Gebetbuch zu buchstabieren — und ihm den Industriearbeiter der großen Städte gegenüberstellen, der in einer Leihbibliothek abonniert ist und ihre Bücher und Schriften gierig verschlingt, so werden wir den gewaltigen Unterschied zwischen beiden nicht in Abrede stellen können. Bei dem ersteren eine heitere Ruhe, ein natürliches und fast freudiges Sichfügen in den Willen des Schicksals; bei dem letzteren dagegen eine unzufriedene Unruhe, ein unbefriedigtes Streben nach einem besseren Lose, Zorn und Erbitterung über das eigne Geschick. Und hinter diesen Gegensatz verschanzen sich denn auch die Freunde des Obskurantismus, um die Kultur zu verwünschen und ihr die Hauptverantwortung für das Unglück unsrer Zeit zuzuschieben. Es ist die alte biblische These, die aus dem Paradiese jeden verbannt, der sich erkühnt, von den Früchten des Baumes der Erkenntnis zu essen — eine These, die in den Dramen Ibsens einen so mannigfaltigen und großartigen Kommentar erhalten hat.

Doch wenn wir von der Betrachtung der einfachen Tatsache zu einer tieferen Untersuchung derselben übergehen, so bemerken wir bald, wie viel Oberflächliches und Irrtümliches sich in jenem Schlusse verbirgt. Daß in Wahrheit die moderne Bildung durch die Art, wie sie verteilt ist, das Glück aus der menschlichen Seele reißen und ihre Qualen verschärfen muß, ist eine Tatsache, die wir offen zugeben. Die neue Zeit, die von der Vergangenheit eine wesentlich aristokratische, den wohlhabenden Klassen vorbehaltene Bildung als Erbschaft über-

nommen hatte, stellte sich die höhere und humanere Aufgabe, diese Kultur zu demokratisieren und der Gesamtheit oder doch dem größten Teile der menschlichen Wesen wenigstens das Brot des Geistes (da es das vom Bäcker gebackene nun einmal nicht sein konnte) zu verschaffen. Doch um dieses nichts weniger als leichte Problem zu lösen, war es notwendig, die Bildung, die man derart verbreiten wollte, den neuen und untersten menschlichen Schichten, die sie aufnehmen sollten, anzupassen. Man mußte einsehen, daß, wenn auch die besitzenden Klassen — die jetzt durch eine jahrhundertalte Zivilisation verfeinert sind und vor allem in gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen leben, die ein moralisches Gleichgewicht und innere Ruhe verleihen — sich dazu eigneten, einen rein intellektuellen Unterricht zu erhalten, die Sache doch in bezug auf die armen und arbeitenden Klassen völlig anders lag. Denn mit ihrer wirtschaftlichen Lage, die des Gleichgewichts entbehrt, unsicher, sorgenvoll ist und die Befriedigung der natürlichsten Wünsche und die harmonische Entfaltung der individuellen Fähigkeiten ausschließt, ist als verhängnisvolle Begleiterscheinung ein Mangel an moralischem Gleichgewicht, eine unbezwingbare Ruhelosigkeit, eine beständig anormale und anarchische Geistes- und Seelenverfassung verbunden. Dieser Mangel an moralischem Gleichgewicht ist nur latent, solange das Volk ungebildet ist, wird aber mit einem Schlage akut und deutlich fühlbar, sobald ein Schimmer von Bildung unter die Massen der arbeitenden Klassen fällt. Wenn man also nicht will, daß der Strahl geistigen Lichts, der in die armen Seelen der Enterbten fällt, darin nicht zu bewältigende Brände und neidischen Unwillen hervorrufe, so ist es notwendig, daß die geistige Belehrung sich mit einer moralischen Belehrung verbinde, die den wilden Groll beschwichtigt, den die Bildung in den Herzen erregen will. Wenn es auf dem fruchtbaren und festen Boden der wohlhabenden Klassen genügt, den Baum des Gedankens zu pflanzen und großzuziehen, so ist es auf dem sumpfigen und widerstrebenden Boden des arbeitenden Volkes notwendig, mit dem Anpflanzen und Kultivieren eine beständige Sanierungs- und Drainierungsarbeit zu verbinden, ohne die man nur verwelkte und vergiftete Früchte erwarten kann.

Und das gerade ist es, was wir versäumt haben zu tun. Wir haben den unbemittelten Klassen eine dürre, trockene, formalistische Bildung zuteil werden lassen, die zum Verstand, aber nicht zum Herzen spricht, die den Geist, statt ihn zu beruhigen, erregt, die Zweifel und ein trostloses Gefühl hervorruft, ohne die Möglichkeit zu gewähren, sie zu beschwichtigen. Für den jungfräulichen Geist der Volksklassen wirft die heutige Bildung kaum einen schwachen Lichtstrahl in die Abgründe der Natur und der Seele, und das matte Licht, das sich von ihr über die Geister ergießt, kann darin nur neue Erbitterung und wildere Gedanken erregen. Daher die allgemein beobachtete Tatsache, daß das Volk aus dem ihm übermittelten Wissen keinen wirklichen Nutzen gezogen hat. So wird in England darüber geklagt, daß die Arbeiter die Bildung zu den frivolsten, schädlichsten Zwecken benutzen, daß der gebildete Arbeiter weniger als früher oder nur schlechte Sensationsblätter liest, wenn er sich nicht geradezu mit dem moralischen Absinth der nevrotischen oder obszönen Literatur vergiftet.

Vor allem beobachtet man ferner, daß die neuen Ideen, die er kennen lernt, in ihm einen Zustand der Ueberreizung, der Nervosität, der Unzufriedenheit hervorrufen. Nicht viel besser scheint es darin an der andern Küste des Atlantischen Ozeans zu stehen, wo man ebenso darüber klagt, daß der mechanische Charakter der Lehrmethoden den Unterricht ungeeignet macht, die Urteilskraft der künftigen amerikanischen Bürger zu entwickeln und ihr Empfindungsleben auszubilden. Um diesen Mängeln abzuhelfen, hat ein Herr Gill in Philadelphia Bürgerschulen gegründet, die wie Stadtgemeinden organisiert sind. Sie haben einen Gemeindevorstand und Ratsherren, die von den Kindern selbst gewählt werden und befugt sind, Gesetze zu erlassen, nach denen die kleinen Gemeinwesen regiert werden, jedoch nur nach Maßgabe einiger moralischer Prinzipien, die Gill selbst in einer Art Dekalog aufgestellt hat. Das ist ein äußerliches und unwirksames System, aber es verrät, daß man sich der Mängel des heutigen Volksunterrichts bewußt ist.

In Frankreich besteht der konkrete Gewinn, den das Volk aus der demokratisierten Bildung zieht, in der Adoption der neomalthusianischen Praktiken, deren Einfluß auf das menschliche Glück beredt genug durch die Feststellung der Statistik bezeugt wird, daß die Departements, in denen die Geburtenziffer niedriger ist, zugleich diejenigen sind, in denen die Zahl der Selbstmorde relativ höher ist.

Doch damit nicht genug; die Verbreitung der Bildung unter den Volksklassen hat ihrerseits wieder ungünstig auf den den besitzenden Klassen zuteil werdenden Unterricht eingewirkt und daraus eine Quelle von Uebeln gemacht, die in früheren Zeiten unbekannt waren. Man begreift, daß man die Wissenschaft den unbemittelten Klassen nur dann übermitteln konnte, wenn man sie in einer unmittelbar zugänglichen Gestalt darbot, so daß es keines ermüdenden Nachdenkens bedurfte. Doch diese Lehrmethode, die einzig mögliche für den, der sich an ungebildete Leute wenden wollte, verschaffte sich bald in jeder wissenschaftlichen Kundgebung Geltung und drückte der ganzen Wissenschaft ihr Kennzeichen auf. Damit beginnt das Streben nach populärer Darstellung, nach leichter und unmittelbar verständlicher Ausdrucksweise, nach Vermeidung schwer verständlicher Erörterungen und schwieriger Gedankengänge, das die Wissenschaft oder allgemeiner die Bildung unsrer Zeit so ausgesprochen charakterisiert. Es zeigt sich da auf dem Gebiete der Geistesbildung dieselbe Erscheinung wie auf dem Gebiete des Alpinismus. Die Geschicklichkeit der schweizerischen Fremdenindustrie bringt uns allerdings mit den bequemeren Mitteln der Zahnrad- und Drahtseilbahnen auf die Alpengipfel, indem sie uns so der Mühen und Gefahren der Besteigungen überhebt. Aber — seltsam! — mit der Mühe des Aufstiegs ist zugleich der zauberische Reiz der Alpen verschwunden, das berauschende Gefühl, mit dem sie ihre Eroberer erfüllten. Nun, in gleicher Weise hat die Leichtigkeit, mit der man heutzutage die höchsten Gipfel des Geisteslebens vermittelst des bequemen Aufzugs der Volksbibliothek und des gemeinverständlichen Vortrags erklimmt, den Zauber der Gedankenwelt, die erhabene Freude, die sie in früheren

Zeiten den Adepten bereitete, zerstört. Ueberdies bewirkt eben die unmittelbare Verständlichkeit der wissenschaftlichen Lehre, daß der Lernbegierige nicht mehr gezwungen ist, sich lange bei einem und demselben Gegenstand oder Problem aufzuhalten, sondern nur flüchtig bei ihm zu verweilen braucht wie in einem Hotelzimmer, wo man eine Nacht bleibt, um am nächsten Morgen wieder abzureisen. Diese vorübergehenden Aufenthalte aber, diese Hotelzimmer des Geistes, in denen man eine namenlose Stunde seines spekulativen Daseins verbringt, können keine dauernden und tieferen Freuden gewähren, und wir eiligen Gäste jener volkstümlichen Wohnstätten denken mit Neid an die kleinen, bescheidenen Zimmerchen, in denen man in früheren Zeiten ein ganzes Leben durcharbeitete, einen stillen Kampf gegen das ewige Geheimnis führend. Jene oberflächliche und ephemere Bildung ist nicht imstande, das Glück zu geben; denn sie ist an und für sich unfähig, inneren Frieden zu schaffen, weil sie nicht auf den Grund der Dinge hinabsteigt und nicht auf jenes geheimnisvolle Gleichgewicht und jene harmonische Solidarität der Dinge und der Wesen ausgeht, durch die allein ein Gefühl des Trostes und des Friedens sich in die Seele des Nachdenkenden zu ergießen vermag. So sucht selbst die herrschende Klasse — wieviel mehr die Volksklassen — vergebens in der vielfältigen und sich immer mehr ausdehnenden Bildung den Frieden, nach dem sie strebt, und hat statt dessen von ihr nur schädliche Einflüsse und unüberwindliche Kümmernisse zu gewärtigen.

Dennoch wäre derjenige der ärgste Unheilstifter unter den Toren, der diese Eigenschaften der heutigen Bildung der Bildung selbst zuschriebe oder gar daraus einen Grund ableiten würde, die Fortschritte der Wissenschaft zu verwünschen; denn jene Schäden sind eine Folge ihrer unvollkommenen Entwicklung, der Zwitterphase, die sie gegenwärtig durchmacht und die sie überwinden kann. Daß ein mangelhaftes und unvollkommenes Wissen wie das gegenwärtige das Glück nicht vergrößert, sondern eher zerstört, ist von vornherein natürlich; aus dem Zwittertum kann selbstverständlich kein heilsames und wohltätiges Ergebnis hervorgehen. Doch um diesen schädlichen Wirkungen des zeitgenössischen Wissens — oder Halbwissens — zu begegnen, ist es nicht am Platze, es zu unterdrücken, wohl aber, es zu vervollständigen. Diese Menschheit, die in früheren Zeiten durch die Narkotika der Unwissenheit und des Aberglaubens betäubt war, ist halb aufgewacht und liegt jetzt in einem Zustand von Halbschlaf, der sie nicht hindert, den Schmerz zu fühlen, wohl aber, ihn zu überwinden. Es handelt sich jetzt nicht darum, der Menschheit die alten Opiate darzureichen, um sie in den Schlaf oder gar in den moralischen Tod zurückzustoßen — „Nam sine doctrina vita est quasi mortis imago“ —, es handelt sich darum, sie aufzurütteln und vollständig zu wecken, damit sie in vollen Zügen aus dem Becher des Wissens trinken und daraus unvergängliche Kraft und unvergängliches Glück schöpfen kann.

Bringt es wirklich dahin, daß allen Menschen, nachdem sie frei geworden und in den Stand gesetzt worden sind, einen Teil des Tages dem Reich des Gedankens zu widmen, eine nicht mehr rein buchstabenmäßige Bildung zuteil werde, sondern eine lebendige, zu ihrem Herzen sprechende; keine oberflächliche

und über alle Schollen des Wissens hingleitende, sondern tiefe und gehaltvolle; eine Bildung, die den Schüler zuerst das Panorama des Erkennbaren überschauen läßt, damit er sich dann in eine begrenzte Zone desselben vertiefe und sie erhelle; eine Bildung, die sich zum Ziel setzt, gegen das Unbekannte zu kämpfen und es zu besiegen, Probleme aufzuzeigen und zu lösen, kurz, sich zu stählen in den oft zur Verzweiflung bringenden, aber schließlich neues Leben weckenden Kämpfen der geistigen Forschung — und ihr werdet auf einmal die schwächenden Einflüsse verschwinden sehen, die von der modernen Bildung ausgehen. Ueber dem Orkan der Seelen, die durch die grimmigen Kämpfe um das Brot und die Notdurft des Lebens zugrunde gerichtet sind, wird dann die helle Wissenschaft erglänzen wie ein friedenverkündender Regenbogen, der die wildesten Empfindungen des Grolls besänftigt und den Kummerbeladenen der ganzen Erde die geheimnisvollen Entschädigungen und die tröstenden Segnungen der allgemeinen Solidarität enthüllt; und an Stelle der Unruhe und Erbitterung, welche die moderne Bildung ihren Jüngern einträgt, wird die Seelenruhe und die Fröhlichkeit glänzen als geistiges Erbe der neuen Gläubigen.

Man gebe es also auf, die Bildung zu verwünschen und ihr Uebel zuzuschreiben, an denen sie unschuldig ist. Ehemals glaubte man, daß der Sonnenstich auf die Sonnenstrahlen zurückzuführen sei, aber später fand man, daß jene Erkrankung nicht der Sonne zur Last zu legen sei, sondern dem Unverstand der Menschen, die sich der Sonne nach allen möglichen Strapazen und Exzessen aussetzten; jedenfalls wird der genügsame Bauer, der viele Stunden lang eine mühevolle Arbeit in der glühendsten Sonnenhitze verrichtet, niemals das Opfer solcher Erkrankungen. Nun, wie mit der astronomischen Sonne, so ist es mit der des Geisteslebens. Jene geistigen und seelischen Sonnenstiche, die wir in unsrer Torheit auf den Einfluß der Bildung zurückführen, kommen in Wahrheit von dem Mangel an innerem Gleichgewicht bei den Leuten, auf welche die Strahlen der Geistessonne fallen. Das ist so sehr der Fall, daß, sobald jener Mangel an Gleichgewicht verschwindet, auch die verhängnisvolle Wirkung der Bildung verschwindet und diese die reinste Quelle ungetrübten Glückes wird. In den lichtvollen Tagen des alten Hellas, als eine Schar von Weisen und Schülern nach den verborgenen Wurzeln der Dinge suchte und auf den verschiedensten Gebieten ihre reinsten Kräfte erprobte, war das Gastmahl der Weisen eine sterbliche Reproduktion der elysischen Gefilde, ein irdisches Abbild des Glücks der jenseitigen Welt. Warum sollten wir nicht in unsrer Gesellschaft ein ähnliches Gastmahl ins Leben rufen können, das nicht mehr auf wenige Bevorrechtigte beschränkt bleibt, sondern auf das ganze menschliche Geschlecht ausgedehnt wird? Warum sollten wir nicht solche Syssitien des Geistes schaffen können, zu denen alle Zutritt haben, ohne Ausschließungen, ohne Periöken und Heloten?

Vielleicht wird dieser unbefriedigende soziale und geistige Zustand unsrer Zeit, der uns so tiefe Leiden verursacht, ein segenbringendes Ferment werden, das jene höhere, erlösende Umgestaltung vollenden wird. Auch diesmal wird

das Leid die Schildwache des Lebens, das wohltätige Reizmittel sein, das die Kräfte freimachen wird, die fähig sind, die glückverheißende Erneuerung zu vollbringen, und schließlich jenes geistige Glück erschließen wird, aus dem allein jedes substantielle und dauernde Glück entspringt.

Erinnerungen an und Gespräche mit Heinrich Gelzer

Von

Dr. von Schulte

Bei Heinrich Gelzer[1]) habe ich in Berlin als Student einzelne Vorlesungen besucht, ihn jedoch persönlich erst bei Gelegenheit des Altkatholikenkongresses in München kennen gelernt. Freilich bei dieser Gelegenheit nur wenig, da ich durch die Arbeit als Präsident des Kongresses dergestalt in Anspruch genommen war, daß mir wenig Zeit blieb. Ich erfuhr von ihm, daß er auf Wunsch des Großherzogs von Baden gekommen war, um sich über die altkatholische Bewegung genau zu unterrichten und über die Verhandlungen des Kongresses berichten zu können. Es war mir schon damals bekannt, daß Gelzer vom Großherzog von Baden zum Staatsrat ernannt worden war und als dessen Vertrauensmann verschiedene Unterhandlungen geführt hatte. Auch wußte ich von Döllinger und Lord Acton, daß er zur Zeit des Vatikanischen Konzils sich in Rom ebenfalls aus Auftrag des Großherzogs von Baden aufgehalten und mit verschiedenen Bischöfen und Prälaten verkehrt hatte, die er von früher kannte. Näher traten wir uns beim Altkatholikenkongresse in Konstanz (12. bis 14. September 1873), wo wir täglich miteinander verkehrten. Er stellte mir interessante Mitteilungen in Aussicht, wenn wir ungestört uns unterhalten könnten. Zu dem Ende versprach ich, sobald ich könne, nach Basel zu reisen. Dies führte ich aus, war mit ihm in Basel am 18. September 1873 von 4 Uhr nachmittags bis 10 Uhr am Abend, am 19. von 9 Uhr vormittags bis 10¼ Uhr am Abend beisammen. Ich habe ihn später in Berlin mehrmals getroffen und auch noch zweimal in Basel besucht.

Unsre erste vertrauliche Unterhaltung hatte einen eigentümlichen Anfang. Gelzer begann: „Ich habe wiederholt hören müssen, ob Ihnen, der so tief in die ultramontanen Dinge eingeweiht sei, noch 1870 den badischen Ultramontanen zur Seite gestanden, dem Bischof von Regensburg gegen die Regierung für die Jesuiten beigestanden habe, auch zu trauen sei; es bleibe merkwürdig, daß Ihnen erst so spät die Augen aufgegangen seien." — „Das," erwiderte ich, „nehme ich

[1]) Er war am 27. Oktober 1813 geboren zu Schaffhausen, wurde 1843 Professor der Geschichte in Berlin, legte wegen Krankheit Ostern 1850 diese Professur nieder und lebte seitdem in Basel, wo er am 16. August 1889 starb.

niemand übel, ich habe das auch schon früher selbst gesagt."[1]) Hierauf Gelzer: „Für mich hat es nur eines Blickes in Ihre Augen bedurft." Was er weiter mich betreffend sagte, habe ich weder aufgezeichnet noch mag ich es aus dem Gedächtnis mitteilen, weil mir jedes Eigenlob verhaßt ist. Gelzer hat mir ein Vertrauen bewiesen, das keine Schranke hatte.

Wir hatten verabredet, eine neue Zeitschrift gemeinsam herauszugeben, die ähnlich den von Gelzer von 1852 bis 1870 herausgegebenen „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte" die kirchlichen und kirchlich-politischen Fragen in der für die Gegenwart geeigneten und erforderlichen Weise behandeln sollte. Gelzer hatte ein Programm entworfen, es ist aber darüber nicht hinausgekommen. Ihn haben wohl persönliche Gründe abgehalten, ich selbst war wegen der auf mir ruhenden Arbeitslast auch nicht in der Lage, mich der Sache zu widmen. Aus den reichen Mitteilungen, die ich von Gelzer erhielt, wähle ich nur solche aus, die ein allgemeines Interesse haben oder für die Geschichte einen Wert behalten.

Im Jahre 1846 erhielt Gelzer vom König Friedrich Wilhelm IV. einen Auftrag zu einer Unterhandlung mit dem Fürsten Metternich. Um die in der Schweiz entstandene Gärung nicht zum Ausbruch kommen zu lassen und einen Krieg zu verhindern, hatten die Kabinette von Preußen, England, Frankreich und Rußland den Plan entworfen, die Jesuiten zu veranlassen, freiwillig aus der Schweiz zu gehen, um dadurch den neuesten und bedenklichsten Anlaß des Zwistes zu beseitigen. Es galt nun, Oesterreich für diesen Plan zu gewinnen. Hierzu hielt der König gerade Gelzer als Schweizer für besonders geeignet. Metternich nahm Gelzer durchaus freundlich auf, lehnte aber die Mitwirkung rundweg ab. Sein erstes und letztes Argument war: es sei gegen die habsburgische Tradition, der Revolution eine Konzession zu machen. Die Schweiz kann sich Glück wünschen, daß der Plan fehlschlug, da der Sonderbundskrieg ihr eine Entwicklung gebracht hat, die ohne Bürgerkrieg kaum eingetreten sein würde.

In der Neuenburger Sache[2]) bemühte er sich, in Berlin zu vermitteln,

---

[1]) Das hatte ich aufs offenste im Vorworte zur 1. Auflage der „Macht der römischen Päpste", Prag 1871, mit den Worten bekundet: „Ich habe in einer tiefen Täuschung gelebt." Hefele in dem Briefe an Reusch vom 25. Januar 1871 („Altkatholizismus" S. 227 f.) sagt mit Beziehung darauf: „Leider muß ich mit Schulte sagen: Ich lebte viele Jahre in einer schweren Täuschung. Ich glaubte der katholischen Kirche zu dienen und diente dem Zerrbild, das der Romanismus und der Jesuitismus daraus gemacht haben. Erst in Rom wurde mir recht klar, daß das, was man dort treibt und übt, nur mehr Schein und Namen des Christentums hat, nur die Schale; der Kern ist entschwunden, alles total veräußerlicht." Und trotzdem fiel dieser Mann drei Monate später.

[2]) Am 2. auf den 3. September 1856 hatte Graf Pourtales-Steiger den Versuch gemacht, den Kanton wieder unter die Herrschaft des Königs von Preußen zu bringen, aber schon am folgenden Tage besetzten die Republikaner wieder das Schloß und nahmen über 500 Parteigenossen gefangen. Es gelang endlich Napoleon III., einen Vergleich herbeizuführen, der im Pariser Vertrage vom 26. Mai 1857 zum vollen Verzicht Preußens auf Neuenburg führte.

damit die Sache in Güte ausgetragen werde. Bismarck war von Anfang an dafür, sie fallen zu lassen, und suchte bei seiner Anwesenheit in Berlin vereint mit Gelzer dies zu bewirken. Der König wurde aber von der Kreuzzeitungspartei in gegenteiligem Sinne bearbeitet. Infolgedessen gab es stürmische Szenen.

Nach dem Kriege des Jahres 1866 wurde Gelzer vom Großherzoge von Baden mit der Vermittlung in Berlin betraut und war seitdem der unbedingte Vertrauensmann des Großherzogs.

Sehr eingehend schilderte Gelzer mir die im Auftrage des Großherzogs von Baden im November und Dezember 1870 gemachten Schritte, um den König Ludwig II. von Bayern für die Annahme der Kaiserwürde seitens des Königs Wilhelm zu gewinnen und diese zu beantragen.[1]) Er hob dabei noch ganz besonders die echtdeutsche Gesinnung des Kabinettschefs Eisenhart hervor und meinte, daß er dessen Abdankung als eine Aenderung wichtigster Art betrachten würde.

Während des Konzils im Jahre 1869 und 1870 hielt sich Gelzer auf Veranlassung des Großherzogs von Baden in Rom auf, wo er mit verschiedenen deutschen, österreichisch-ungarischen und andern Bischöfen, ihm bekannten römischen Prälaten, Gesandten u. s. w. verkehrte. Da in den „Römischen Briefen", dem „Tagebuch" von Friedrich und andern Schriften die dortigen Vorgänge zur Genüge beschrieben worden sind, gebe ich nur einzelne Mitteilungen, weil sie charakteristisch sind.

Erzbischof Melchers sagte ihm eines Tags: Ketteler sei ihm das Ideal eines Bischofs, dem er sich bemühe nachzustreben. Beide waren gebürtig aus Münster, Ketteler zwei Jahre älter, beide hatten umgesattelt, waren aus Juristen Theologen geworden; größere Gegensätze als den durch und durch freiherrlichen Ketteler und den frömmelnden Melchers gab's nicht.

Als Ketteler zum ersten Deutschen Reichstage in Berlin war, hielt ihm Gelzer den Gegensatz seines jetzigen Verhaltens zu dem während des Konzils vor und bat um eine Erklärung. Ketteler tat, als habe er dies nicht gehört, sagte aber: „Wenn die Gesetze durchgehen, dann führen wir den Krieg bis aufs Messer." Ketteler war Führer des Zentrums und wurde natürlich durch die Ablehnung des Eintretens für die weltliche Herrschaft des Papstes und den Vorstoß gegen die Jesuiten aufs äußerste erbittert.

Von Haynald erzählte er: „In Rom befanden wir uns in einer Gesellschaft zusammen und setzten uns zur Unterhaltung auf ein Sofa. Da sagte Haynald u. a.: ‚Bisher hielt ich die Jesuiten für ungefährlich, erlaubte ihnen, in meiner Diözese ein Institut zu errichten, das meine Neffen besuchen. Jetzt sehe ich ein, wie schlecht sie sind, und werde meinen Neffen lieber die Hälse umdrehen, ehe ich dulde, daß sie wieder dahin gehen.'" Wie er sich gleich-

[1]) Ich gehe hierauf nicht näher ein, weil Louise von Kobell (Witwe Eisenharts) in der „Deutschen Revue", Januar 1899, S. 20 ff. die Sache dargestellt hat, einen Brief Gelzers mitteilt, der tatsächlich die Angelegenheit entschied.

wohl unterworfen hat, kann man in meinem Buche „Der Altkatholizismus“ S. 250 f. lesen.

„Kardinal Schwarzenberg,“ erzählte Gelzer, „fragte mich, ob ich für richtig halte, was die Jesuiten allenthalben sagten und dem Papste vorredeten, daß die Publikation des Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes die Konfessionen leichter vereinigen würde. Ich versicherte und machte ihm das Gegenteil wahrscheinlich, worüber er sehr froh war.“

Bezüglich Hefeles machte Gelzer mir Mitteilungen, von denen die folgenden interessant sind, ich gebe sie mit den Worten des Erzählers. „Mit Hefele war ich innig befreundet. Ich besuchte ihn noch im Winter 1870 auf 1871, stellte ihm vor: es sei unmöglich, daß er seinen Standpunkt aufgebe; bei jedem andern wäre passiver Widerstand und allenfalls Resignation genügend, bei ihm sei offenes und entschiedenes Auftreten nötig. ‚Ja,‘ sagte er beim Abschied, ‚Sie Gewissenswecker.‘ Er war entschlossen, festzuhalten. Als er dann im April 1871 abfiel, war Roggenbach, Hohenlohe u. a. unglücklich. Roggenbach äußerte: ‚Hätte ich das für möglich gehalten, so hätte ich ihn durch Sie vier Monate lang bewachen lassen.‘ Bismarck sagte, als ihm diese Aeußerung von mir mitgeteilt wurde: ‚Mit einem Manne, den man hat vier Monate lang bewachen lassen müssen, ist nichts zu machen.‘ Hefele ist nur durch die Regierung zu Fall gekommen. Es hatten sich gegen neunzig Pfarrer an ihn mit der Anfrage gewandt, ob sie auf ihn rechnen könnten und ob er feststehe. Darauf hat er mit der Regierung verhandelt und ist gefallen, weil ihn diese und der König drängten, Ruhe und Frieden zu machen.“ — Ich habe, „Altkatholizismus“ S. 234, den Beweis der Richtigkeit dieser Mitteilungen geliefert aus der Originaldepesche des Königlich Bayrischen Gesandten in Stuttgart, Freiherrn von Gasser, an den König aus den ersten Tagen des April 1871. Diese Depesche sandte der Kabinettschef Döllinger, der sie mir zu lesen gab. Aus derselben habe ich dort auch noch mitgeteilt, um versuchte Ableugnungen zu entkräften: man sei in Stuttgart sehr ungehalten darüber, daß die süddeutschen Gesandten den Frieden nicht unterzeichnen sollten, und habe den württembergischen Gesandten in Berlin angewiesen, dieserhalb Erklärungen zu verlangen; auch wünsche der König von Württemberg die Abberufung des bisherigen preußischen Gesandten — das war Freiherr von Rosenberg, der Nachfolger, von Magnus, ist akkrediert am 15. Dezember 1872 —, es sei indes schwer, in der preußischen Diplomatie einen Mann zu finden, der dem König ganz gefalle.

Ich bemerke noch, daß Gelzer auch der „preußische Diplomat“ ist, von dem Hefele im Briefe vom 3. Dezember 1870 („Altkatholizismus“ S. 226) schreibt.

„In diesem Jahre,“ so erzählte mir Gelzer im September 1873, „war ich wieder in Rom aus Auftrag des Großherzogs und mit Wissen und Zustimmung Bismarcks. Meine Aufgabe war lediglich, die Situation kennen zu lernen, in keinerlei Weise zu unterhandeln. Bismarck sagte mir ausdrücklich: es würde ihm unendlich leid sein, wenn die Kurie aus meiner Anwesenheit in Rom auch nur folgere, daß darin der erste Schritt zu einer Anknüpfung

liege. Darum habe ich einige mir bekannte und maßgebende Prälaten gar nicht besucht."

Das Urteil Gelzers auf Grund der Beobachtungen in Rom ging dahin, daß man von dort aus zurzeit noch nicht einlenken werde, zumal von Deutschland aus geschürt werde.

Ueber Döllinger, dem Gelzer seit lange befreundet war, unterhielten wir uns selbstredend auch. Gelzer fragte mich beim ersten Gespräche in Basel über denselben. Er sagte: „Döllinger ließ mich 1870 Ihren Brief lesen, worin Sie zu aktivem Vorgehen aufforderten, in der letzten Zeit setzte er allen meinen mündlichen Aufforderungen, mir zu sagen, wie er sich jetzt den Gang der Bewegung vorstelle, welche Schritte er für nötig halte u. s. w., beharrliches Schweigen entgegen. Wie erklären Sie das?" Ich antwortete ihm: „Offen gestanden ist mir sein Benehmen psychologisch nur dadurch erklärlich, daß er nicht frei ist von dem Stolze oder Selbstgefühl, das dem römischen Priester fast zur zweiten Natur geworden ist und sich nicht so leicht abstreifen läßt; eine wesentlich oder doch zu einem großen Teil von Laien geleitete Bewegung behagt ihm nicht; gerade in den wichtigsten Dingen (Gemeindebildung, Bischofswahl) ist nicht seiner Meinung zugestimmt, sondern was ich vorschlug, ziemlich einstimmig angenommen worden. Uebrigens hat auch Lord Acton das Seinige beigetragen. Dazu kommt bei Döllinger das eigentümliche Bestreben, nach oben gerecht zu werden und mit dem Minister zu gehen. Die Passivität Döllingers hat uns geschädigt, aber die altkatholische Sache wird ihren festen Weg gehen."

In den „Erinnerungen an Fürst Bismarck" („Deutsche Revue" Mai 1907) habe ich schon über eine Unterredung mit Gelzer vom 28. März 1874 berichtet. Wir sprachen in jenen Tagen über verschiedene Dinge, von denen einige folgen.

H. von Sybel hatte mir mitgeteilt, daß Falk der Ansicht gewesen sei, er müsse eigentlich einen infallibilistischen Historiker nach Bonn setzen. Als ich dies im Laufe des Gesprächs erwähnte, war Gelzer sehr erstaunt, noch mehr darüber, daß ich bezüglich der kirchlichen Gesetze seit Anfang 1873 überhaupt gar nicht mehr von Falk zu Rate gezogen worden war. Er äußerte sich wörtlich also: „Ich habe gefunden, daß Falk zuviel doziert. Ich habe in einer auf des Königs Wunsch mit ihm gehabten Unterredung, die drei Stunden dauerte, ihm ein Exposé der Ministerien von Altenstein bis auf Mühler gegeben und gefunden, daß ihm die Details fremd waren. Dann aber setzte er mir in fünf Viertelstunden die Notwendigkeit des Vorgehens gegen die Ultramontanen auseinander, was sich in fünf Minuten abmachen ließ. — Falk legt zuviel Gewicht auf Persönliches und nimmt alles subjektiv.

Sehr interessant war mir Gelzers Auffassung über die Kronprinzessin, (spätere Kaiserin Friedrich). Wörtlich sagte er: „Sie macht mir bisweilen Sorge. Sie ist Feindin Bismarcks. Das wird erwidert und da mag's oft Szenen gegeben haben. Aus den Gesprächen mit ihr im Jahre 1866 ging hervor, daß sie glaubte, es sei kein Krieg nötig, es müsse nur gut regiert und liberale Politik getrieben werden, dann fiele als reife Frucht von selbst Oesterreich an

Preußen. So mag sie auch jetzt davon ausgehen, liberal, wie sie religiös ist, daß möglichst wenig Schroffheit gut sei. Sie hat großen Einfluß auf ihren Gemahl; ist er aber einmal König, so wird sie sich die Alternative stellen müssen: entweder in politischen Dingen weniger schroff aufzutreten oder das Verhältnis so wenden zu sehen, wie es beim Kaiser geworden ist. Denn sie geht, wenn sie eine Meinung hat, nicht davon ab.

Reiseeindrücke aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod, apostolischem Protonotar

I

Erste Eindrücke

„Was hat Sie drüben in der Neuen Welt am meisten überrascht?" war die gewöhnliche Frage, als ich vergangenen Herbst aus Amerika zurückkehrte.

Man hoffte, Erzählungen von überraschenden Reiseerlebnissen, etwas Märchenhaftes zu hören. Man sehnte sich nach spannenden Beschreibungen des Prärielebens, nach der Romantik kalifornischer Goldbergwerke. Wunderbare Naturerscheinungen oder Dollarschlachten aus Wallstreet à la Mark Twain schienen die allgemeine Meinung am meisten zu interessieren. Die Kenntnisse Europas über den neuen Weltteil sind meistens noch ebenso trübe, wie man in den Vereinigten Staaten über die Alte Welt genau unterrichtet ist.

Der Begriff „Amerika" ist bei uns noch immer sehr in Dunkel gehüllt oder erscheint in falschem Lichte. Der Lehrstoff unsrer Schulen ist in dieser Hinsicht sehr beschränkt. Der Unterricht erstreckt sich auf einige allgemeine Züge, gewöhnlich auf die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse, und auf oberflächliche naturgeschichtliche und geographische Kenntnisse.

Wenn man jedoch die raschen Veränderungen und den noch rascheren Fortschritt in den Vereinigten Staaten betrachtet, würde selbst ein besserer Lehrplan kaum genügen.

Die meisten Bücher über Amerika, die Mehrzahl der Reisenden, die von dort zurückkehrten, trachten mehr Erstaunen als ernstes Interesse zu erwecken. Ihr Ziel ist, zu zerstreuen oder zu überraschen, nicht objektiv zu schildern. Sie begnügen sich oft, die komischen Seiten des Yankeelebens, ohne Verständnis für dessen ernsten Hintergrund, hervorzuheben. Die meisten Reiseberichte können sich kaum enthalten, dem Lande eine etwas abenteuerliche Färbung zu geben. „Der letzte Mohikaner" und andre populäre Erzählungen Coopers haben sich dem jugendlichen Gedächtnis zu tief eingeprägt, um ganz vergessen werden zu können.

Wer nach Amerika reist, sucht einstige Rückerinnerungen. Wenn er dann weder Märchenhaftes noch Romantisches findet, sucht er den Mangel aus seiner Phantasie zu ergänzen, bemerkt die Wirklichkeit kaum und beobachtet das Alltagsleben nicht, das zwar weniger poetisch, aber jedenfalls interessant ist.

Meine ersten Eindrücke waren weder überraschend noch sonderbar; obzwar sie von beidem etwas enthielten, bildete doch ein stetig zunehmendes Interesse ihren Grundton.

An einem sonnigen Sommernachmittag landete ich in New York.

Die riesige Freiheitsstatue am Eingang des unermeßlichen Hafens, gegenüber die endlose Stadt mit ihren 25 bis 30 Stock hohen Häusern, die gewaltige Brooklynbrücke, deren Eisenpfad in die Wolken ragt und sich am Himmel wie ein düsterer Regenbogen abzeichnet; — alles, was mich umgab, war derartig groß, daß ich den Sinn für Dimensionen, wie beim ersten Anblick der St. Peterskirche oder der Pyramiden, gänzlich verlor.

Erst näher gerückt, fanden wir einige Vergleichsobjekte und bemerkten, daß man auf dem Arm der Freiheitsstatue bequem lustwandeln kann, daß die Kirchtürme kaum bis zum zehnten Stockwerk der Häuser reichen und daß Gebäude mit normalen Dimensionen bis zur Grenze des Sehkreises herabsinken.

Wie wir im Hafen anlangen oder in der Menschenflut des Broadway dahinrasseln, haben wir uns an das Außergewöhnliche und Gigantische derart gewöhnt, daß wir die Zwerghaftigkeit unsrer bisherigen Begriffe belächeln.

Kaum haben wir das Gefühl der Ueberraschung gehabt, finden wir schon einfach und natürlich, was wir früher für unmöglich hielten. Doch wächst das Interesse; je mehr wir uns zurechtfinden, um so mehr fesseln neue Erscheinungen die Aufmerksamkeit, um so tiefer suchen wir ihre Ursachen.

Wir gewöhnen uns bald an die über unsre Köpfe dahinsausenden Eisenbahnzüge, an die blühenden hängenden Gärten, die sogenannten „Roof gardens“, und die turmartigen hohen Häuser. Was uns von Tag zu Tag mehr interessiert, ist der Fleiß und die Arbeit, die sie hervorrief, die Kraft des Volkes, das alles, was uns umgibt und mit Bewunderung erfüllt, in so kurzer Zeit schuf.

Die anregendste Frage bildet der wechselvolle Stoff psychologischer Beobachtungen — die Psychologie Amerikas.

Auf die Frage, was mich am meisten überraschte, konnte ich weder die Abgründe Niagaras noch die Urwälder von Texas, am wenigsten die Wildnisse der Rocky Mountains oder das Straßenlabyrinth Chikagos nennen — meine Aufmerksamkeit fesselte hauptsächlich das Unsichtbare.

Die moralische Kraft der Vereinigten Staaten überraschte mich und ihre Offenbarungen erweckten mein Interesse. Die Energie, die eine bescheidene Zahl von Auswanderern zu einem mächtigen Volk vereinigte, der Fleiß, der es so groß und reich werden ließ, die Ausdauer, die es einer glänzenden und sicheren Zukunft entgegenführt ...

Wie aus einem armen Taglöhner ein Millionär, Botschafter oder Prä-

sident der Republik wird, wie die klassisch gebildeten Gesellschaften großer Städte wie Boston oder Baltimore entstehen, wie zerstreute Ansiedlungen zum blühenden Staat heranwachsen — das ist das wirklich Wunderbare.

Innerhalb eines Jahrhunderts zeigt Nordamerika eine Entwicklung, wie die Geschichte der Menschheit keine ähnliche kennt.

Welche waren die wichtigsten Faktoren dieser riesigen Veränderungen, welche sind die bindenden, erhaltenden und belebenden Elemente? Diese Fragen bilden die wichtigste Seite des Problems.

Im allgemeinen schreibt man der geographischen Lage einen übertriebenen Einfluß zu.

Das Gebiet der Vereinigten Staaten bildet zum größten Teil eine Hochebene. Seine Gebirgszüge zeigen eintönige Umrisse und erheben sich kaum bis zur alpinen Höhe, seine Flüsse und Seen imponieren durch ihre Ausdehnung, bieten jedoch wenig Abwechslung.

Ein charakteristischer Zug ihres Klimas ist die Trockenheit. Im Sommer heiß, im Winter kalt, zeigt es manche Aehnlichkeit mit dem unsern. Doch hat es keine Eigenschaften oder Extreme, welche die Entwicklung beschleunigen oder lähmen könnten. Man darf auch nicht vergessen, daß die Urbewohner bei der Entdeckung Nordamerikas auf niederer Entwicklungsstufe standen und auf den ihnen zugewiesenen Territorien bis heute die primitivste Lebensweise fortsetzen.

Die Blutvermischung hatte jedenfalls bedeutenderen Einfluß. Daß die Kinder verschiedener Zonen in das neue Land wanderten und die des Nordens sich mit denen der Tropen vermischten, förderte unstreitig die Verjüngung der Rassen.

Die Prinzipien der Zuchtwahl hatten noch entscheidendere Wirkungen.

Die bescheidenen Auswanderer, die im siebzehnten Jahrhundert an den Küsten von Massachusetts landeten, waren keinesfalls alltägliche Typen. Die Entwicklung forderte Mut und Willenskraft. Die Ansiedlung hatte zu jener Zeit die Bedeutung eines Kampfes auf Leben und Tod. Die lange Seereise auf zerbrechlichen Barken, die Ankunft in einem unbekannten, mit Urwald bedeckten Lande, die Eroberung, Erhaltung und Besiedelung eines Gebietes boten große Hindernisse, die es zu überwinden galt.

Im Kampf ums Dasein konnten nur Starke siegen. Der Schwache unterlag gleich am Anfang. Nur die Tapferen hatten Erfolge, die Feigen konnten nicht zur Geltung kommen. Inmitten eines neuen Lebens unter neuen Lebensbedingungen, wo keine Privilegien und Vorrechte, nicht einmal Schutzeinrichtungen bestanden, galt der Mensch so viel, als ihm Gott inneren Wert verliehen hatte.

Die Schwierigkeiten und ununterbrochenen Kämpfe stärkten die natürlichen Gaben. Fleiß, Ausdauer, Willenskraft und Ehrgeiz entwickelten sich zu Rassenmerkmalen und wurden als wertvolles Erbteil von Vätern auf Söhne übertragen.

Allmählich kristallisierte sich der nordamerikanische zum konstanten Typus und bildet heute eine abgegrenzte Spezialrasse. Aeußerlich behielt sie vieles von den Formen und der Plastik der Angelsachsen. Doch ist sie weder so schlank noch so verfeinert. In ihren Gesichtszügen erinnern sie mehr an die Holländer

als an die Söhne Albions, obzwar die breiten Backen, die dunkle Hautfarbe und die Form ihres Hinterschädels oft an Indianer gemahnen. Ihre natürlichen Neigungen zeigen viele Gegensätze. So ernst und rauh sie bei der Arbeit erscheinen, ebenso gemütlich und zartfühlend sind sie im Kreise ihrer Familie. Der amerikanische Gatte und Vater verteilt im Heim mit freigebiger Hand seinen schweren Erwerb und behält für sich kaum einen geringen Anteil.

Sein Fleiß ist germanisch, sein Handelsgeist britisch und seine Phantasie lateinisch. Es ist kaum glaublich, wie transzendentale Fragen den praktischen Handelsstaat Nordamerika fesseln. Von Tagesblättern und Revuen angefangen, befaßt sich ein bedeutender Teil der Presse mit abstrakten Fragen. Mesmerismus und Spiritismus zählen nirgends so zahlreiche Jünger, und es gibt keine so kindische und alberne Lehre, die keine Lehrlinge fände.

Ihr Temperament ist auffallend jugendlich, in der Gesellschaft spontan, ihre Zerstreuungen naiv. Ihr Geschmack liebt das Glänzende und Auffallende. Sie suchen die Geselligkeit und schließen schnell Bekanntschaften, sie sind gesprächig und offenherzig. Ihre Gastfreundschaft ist aufrichtig und, wenn sie jemand liebgewinnen oder feiern wollen, beinahe unbegrenzt.

Reiche und Arme sind dem Reisenden nach Möglichkeit behilflich. Die Dollarkönige öffnen ihm ebenso gefällig die Türen ihrer Marmorpaläste, wie die Cottagebewohner ihn gerne in ihr Heim geleiten. Nabobs und Arbeiter erklären mit gleichem Selbstgefühl ihre Tätigkeit und Ziele und geben Aufklärungen über ihren Beruf. Ihre Stellung und ihren Standpunkt kennen sie genau, was ihrem Benehmen Sicherheit verleiht. Sie konversieren mit großer Befriedigung, da jeder nur darüber redet, was er gründlich versteht, und endlich laden sie mit gleicher Natürlichkeit ein, um ihr Brot und ihre Pasteten mit uns zu teilen.

Gastfreundschaft ist ein Charakterzug der Amerikaner. Sie steckt ihnen im Blut. Lange Zeit hindurch unbekannt oder verkannt, freuen sie sich, wenn Fremde sie aufsuchen, und lieben es, ihren nationalen Fortschritt, ihre Größe und Macht zu zeigen. Mit beinahe kindischer Eitelkeit zählen sie ihre Erfolge auf, mit unbegrenzter Befriedigung blicken sie auf ihre Vergangenheit.

Der einfache Heizer, der die Kohle in den Schlund der hastenden Dampfmaschine schaufelt, blickt mit gleichem Stolz auf sein Dampfroß wie der Techniker, der es entworfen hat, der Eigentümer oder der glückliche Unternehmer.

Die Gastfreundschaft der Amerikaner hat insofern einen Vorzug vor der unsern, als sie sich nicht begnügt, den Aufenthalt des Fremden angenehm zu gestalten, sondern sich bemüht, zugleich auch nützlich zu sein. Sobald sie erfahren, daß uns irgendein Gegenstand interessiert, bieten sie alles auf, damit man diesen vielseitig und in kürzester Zeit ergründen kann.

Bei Gelegenheit, als von der Arbeiterfrage, dem wichtigsten Problem des amerikanischen Handels und der Industrie, die Rede war, warf ich nebensächlich hin, daß ich Eisenwerke, Hochöfen und das Arbeiterleben von Pittsburg, diesem Sheffield Nordamerikas, jedenfalls besuchen werde. Am nächsten Tage erhielt ich eine wahre Bibliothek von Monographien mit statistischen Daten und andern

Details über die Merkwürdigkeiten dieser Stadt, neben zahlreichen Empfehlungsschreiben und der Nachricht, daß der Eisenbahndirektor für die Dauer meiner Reise einen Salonwagen zur Verfügung stelle.

Diese Gastfreundschaft machte es möglich, daß ich in relativ kurzer Zeit vielseitige Erfahrungen sammeln konnte. Ich bin ebenso denen zu Dank verpflichtet, deren Eisenbahnen und Dampfer ich benutzen durfte und in deren Palästen ich verweilte, wie den Bewohnern jener Hütten, in denen ich die schwierigeren Lebensverhältnisse studierte. Nichts konnte mich mehr interessieren als der Nationalgeist, der in allen Schichten gleichstark ist. Wo eine gepuderte Dienerschaft die Mahlzeit auf goldenen Schüsseln serviert oder wo mir der Farmer das Essen in einer Zinkpfanne anbot, überall gab der Situation die psychologische Seite die Hauptbedeutung.

Die Leute, welche die Dollars verdienen, sind interessantere Typen als die, welche sie ausgeben.

Es ist wunderbar mitanzusehen, wie sich die Millionen potenzieren, noch wichtiger ist es jedoch, zu beobachten, wie die ersten Cents dazu erworben werden.

Trotz großer gesellschaftlicher Unterschiede stehen beide Gruppen einander viel näher, als man glauben sollte. Wenn Erfolge die Arbeit krönen, kann man mit einem Schritt von der niedrigsten zur höchsten Staffel der sozialen Leiter steigen, ohne daß Vorurteile oder Traditionen diesen Fortschritt hemmen würden.

Auf ihre Freiheit und bürgerlichen Rechte sind beide Teile gleich stolz. Sie sind überzeugt, daß die Lebensbedingungen, die Gesetze und die Regierungsform ihres Landes der Gegenwart am meisten entsprechen. In der Erklärung und Begründung ihrer Ansichten und Prinzipien sind sie unermüdlich und bieten alles auf, damit man diese tatsächlich verstehen und ihre Vorteile in vollem Maße genießen lernt.

Diesem Umstand verdankte ich es, daß ich mich vom ersten Moment heimisch fühlte und tiefere Einblicke in das innere Leben der Amerikaner gewann. Schon im Hafen erwartete mich der Wagen eines Bekannten, mein Gepäck erhielt ich im Zollamt durch die gefällige Intervention eines Mitreisenden ohne Anstand sogleich, und als ich im Freundeskreise beim Mittagsmahl saß, konnte ich kaum glauben, daß ich erst vor wenigen Stunden in der Neuen Welt angekommen war.

Ob wir längere oder kürzere Zeit in einem Lande verweilen, stets sollten wir möglichst vergessen, daß wir Fremde sind. Wir sollten das Leben jenes Volkes leben, uns ihre Denkart und ihre Gewohnheiten aneignen. Wir sollten uns für die realen Tatsachen interessieren, statt uns vorgefaßte Meinungen zu bilden: die Gelegenheit zu benutzen gilt mehr als der beste Reiseplan.

In unbekanntem Lande unter neuartigen Verhältnissen ist alles anregend. Dörfer und Städte, Berge und Täler, an denen wir vorbeisausen, erhalten durch den Reiz der Neuheit höhere Bedeutung. Obzwar uns in Nordamerika nicht die malerische Schönheit der Natur, sondern vielmehr die Großartigkeit der Verhältnisse überrascht, die gleichsam grenzenlos erscheinen.

In diesem Land ist alles riesig. Die Wasserspiegel der Flüsse sind breit

wie Seen, die Seen wachsen zu Meeren. Die Eintönigkeit der Prärien ist unendlich, und wenn wir sie Stunden und Tage durch die Fenster der hinsausenden Eilzüge betrachten, glauben wir stillzustehen, so unverändert bleiben sie. Der Begriff des Schönen liegt in Amerika jenseits der gewöhnlichen Rahmen und wird als Eigenschaftswort selten gebraucht; häufiger dringen Ausrufe wie: Erstaunlich! Riesig! Herrlich! an unsre Ohren. Das Volk, das diese Länder bewohnt, das Leben, das es führt, fesseln vor allem die Aufmerksamkeit.

Wie erheben sich innerhalb weniger Monate neue Städte inmitten der Wüste? Wie bevölkern sie sich? Wie verändern sich ihre Zustände? Wie werden sie so rasch groß und reich? Die Kraft junger Völker, ihre Arbeit und ihr Fleiß ist wahrhaft erstaunlich.

Fassen wir beliebige Punkte des Landes ins Auge, betrachten wir alle Merkwürdigkeiten, stets wird der Geist am meisten auf uns wirken, der Städte und Urwälder gleichmäßig durchdringt und überall, zwischen Fabrikmauern, im Atelier oder unter der Kuppel des Kapitols, zum Ausdruck gelangt.

Der Nationalgeist Amerikas überraschte mich am meisten, und ich bewunderte seinen Ausdruck auf dem Gebiet des Handels und der Industrie, der Literatur und der Kunsttätigkeit, der Nationalökonomie und Politik gleichmäßig.

II

Materielle Errungenschaften

Wenn wir Handel und Industrie betrachten, wachsen die statistischen Daten vor unsern Augen zu himmelhohen Ziffergruppen an. An der Börse und auf dem Geldmarkt wechseln so kolossale Werte ihre Eigentümer, daß ein genauer Ausweis ganz unmöglich ist. Der jährliche Verkehr des Nationalvermögens allein läßt sich auf 2 Milliarden Dollar veranschlagen. Einzelne wirtschaftliche Zweige ergeben unerhörte Resultate.

Aus einem reproduzierenden und Agrikulturstaat hat sich Amerika erst in letzter Zeit zu einer Handelsmacht entwickelt. Die Ausfuhr seiner Industrieprodukte hat erst vor einigen Jahren ernstliche Bedeutung erlangt, doch konkurrieren sie jetzt schon mit den Fabrikaten Europas.

Sein Verkehrssystem nimmt in der ganzen Welt die erste Stelle ein. Die Vereinigten Staaten besitzen ein Bahnnetz wie die ganze übrige Welt. Die Länge der Schienenstränge beträgt über 190000 englische Meilen, und in allen Richtungen werden noch immer neue Linien gebaut. Sie repräsentieren ein Kapital von zirka 25 Milliarden Mark und die jährliche Zahl der Reisenden bewegt sich um 500 Millionen.

Die Entwicklung wird um so auffallender, wenn wir nur in die nahe Vergangenheit zurückblicken. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es in vielen Richtungen noch keine Reisegelegenheit. Zur Zeit der Staatenbildung waren keine geregelten Verkehrsmittel vorhanden. Zwischen größeren Städten fuhren Eilwagen ein- oder zweimal wöchentlich hin und her, aber gegen Westen hörte jeder Verkehr über den Mississippi hinaus ganz auf.

Die Posteinrichtungen befanden sich in ebenso primitivem Zustand. Doch wuchs die Zahl der Postämter in den ersten zehn Jahren nach der Proklamierung der Freiheit von 75 auf 903 und ihr Erträgnis von 38000 auf 230000 Dollar. Heute ist das Postsystem der Vereinigten Staaten nächst dem englischen das beste und ihr Telephonnetz nimmt die erste Stelle ein.

Doch werfen wir einen Blick in die Vergangenheit. Die Erbauung des ersten Dampfschiffes bedeutet einen Wendepunkt. Die Terrainverhältnisse erleiden bedeutende Veränderungen. Man gräbt Kanäle, reguliert die Gewässer und baut Häfen. Auf den Flüssen, wo früher Barken und Flöße dem Lauf des Wassers folgten, die Rückreise aber zu Pferd oder zu Fuß gemacht werden mußte, tritt eine geregelte Schiffahrt ins Leben. Das Segelschiff wird durch den Schraubendampfer in den Hintergrund gedrängt, wodurch Amerika in ein neues Verhältnis zu Europa trat. Die Entfernung vermindert sich stetig. Was einst fern erschien, rückt näher, und neue Vorstellungen verdrängen die alten.

Die Agrikultur wird intensiver, Whitnay erfindet Maschinen zur Reinigung und zum Kämmen der Baumwolle, die einen großen Aufschwung herbeiführen und den Export gleich im ersten Jahre von 189000 auf 21 Millionen Pfund steigern. In Rhode Island und Massachusetts entstehen ausgedehnte Spinn- und Webefabriken, Eisenwerke und Gießereien.

In Hafenstädten nimmt der Schiffbau größere Dimensionen an. Im Jahre 1790 betrug der Tonnengehalt der nordamerikanischen Schiffe 478377, am Anfang des vorigen Jahrhunderts 4068034.

Immer zahlreichere Ansiedlungen nehmen den unbekannten Westen in Beschlag. Auf unermeßlichen brachliegenden Territorien entsteht ein blühender Ackerbau, der bald einen großen Teil der europäischen Märkte mit Brot versorgt. Am Gestade der großen Seen Ontario, Erie, Huron und Michigan werden Ortschaften gebaut, wobei sich die Bevölkerung potenziert und durchschnittlich in jedem Dezennium um ein Drittel zunimmt. Zur Zeit der Staatenbildung im Jahre 1787 betrug diese 2781000 Seelen, drei Jahre später 3929214, im Jahre 1800 5308483.

Die Zeit von der Erfindung des Dampfschiffes bis zur Einführung der Eisenbahnen kann als die zweite Entwicklungsperiode betrachtet werden.

Statt des Kampfes ums Leben entsteht ein Krieg um den Wohlstand. Die elementaren Hindernisse und natürlichen Schwierigkeiten sind bezwungen. Die Feinde, ob sie Engländer, Franzosen, Spanier oder Holländer sind, ziehen sich zurück. Die Urbewohner ducken sich auf den ihnen angewiesenen Indianergebieten. Die Welt muß endlich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkennen. Die inneren Verhältnisse werden geordnet, die Selbstverwaltung entwickelt sich und der Staat erhält feste Grundlagen. Die Staatsschuld von 42 Millionen wird allmählich getilgt. Aus dem Verkauf unermeßlicher Ländereien fließen große Summen in die Staatskasse, in manchen Jahren 25 Millionen Dollar. Die schwere Geldkrise der dreißiger Jahre verläuft, ohne das junge Volk zu entkräften. Präsident Van-Buren ordnet mit vorzüglichem Geschäftssinn die ver-

wickelten Verhältnisse der Banken und des Nationalvermögens. Oeffentlicher und Privatbesitz erlangen ihren ursprünglichen Wert wieder, die Börsenkurse werden normal. Die Arbeit schreitet ungehindert ihrem Ziel entgegen.

Als die Pazifikbahn erbaut wird und von den Häfen des Atlantischen Ozeans bis zu den Ufern des stillen Weltmeeres dahinstürmt, beginnt die dritte Periode der verhältnismäßig kurzen Entwicklung der Vereinigten Staaten. Die Umgestaltung wird allgemein, die Veränderungen sind überraschend und die Erfolge übersteigen die kühnsten Erwartungen. Das größte Hindernis ihrer Entwicklung, nämlich die Entfernung, hört plötzlich auf.

Im Jahre 1869 führt Vanderbilt ein sorgsam ausgebildetes Eisenbahnsystem ein. Er stattet seine „Hudsonufer"- und „New York-Zentral"-Bahnlinien mit allen Bequemlichkeiten und allem Luxus aus. Seine Züge erreichen das 912 Meilen entlegene und ehemals kaum erreichbare Chikago in vierundzwanzig Stunden. Zu reisen ist in Amerika keine Mühe, sondern eine Erholung. Ein Zug, der nach San Francisco oder nach Mexiko eilt, ist eine rollende Häuserreihe. Die Wagen sind in Zimmer geteilt und mit allen Lebensbedürfnissen ausgestattet. Geräumige Bibliotheken, Rauchzimmer und Speisesäle reihen sich aneinander. Man findet Bäder und Barbierstuben. Im Vorzimmer erwartet die Dienerschaft unsre Befehle und die ganze Beschäftigung weißgekleideter Neger scheint sich darauf zu beschränken, von Zeit zu Zeit den Staub von unsern Hüten mit einem Federwisch zu entfernen.

Gewöhnliche Eisenbahnkarten sind billig. Unter normalen Verhältnissen kosten sie ein bis zwei Pfennige pro Kilometer. Für Pullman- und Wagnerwagen werden Extrabeträge berechnet, die jedoch zum Gebrauch bequemer Schlafstellen berechtigen. Wer die auf den Seen und Flüssen verkehrenden „Palaceboote" nicht gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen. Wie ihr Name andeutet, sehen sie von weitem vier Stock hohen Häusern ähnlich, ihre Fronten sind mit Fenstern und Erkern verziert. Die innere Einrichtung unterscheidet sich kaum von dem eines modernen Luxushotels. Als ich das Deck des zwischen New York und Providence verkehrenden „Puritan" betrat, sagte der Präsident der Schiffahrtsgesellschaft mit Stolz: „Dies ist das bequemste Schiff der Welt." Hätte er das Wort „Schiff" nicht betont, so würde ich geglaubt haben, daß ich meinen Weg verfehlt hätte, denn der mächtige Bau sah allem eher ähnlich, als dem, was wir unter diesem Ausdrucke verstehen. Von der Landungsbrücke führt ein Treppengang zu der mächtigen Vorhalle. Der uns entgegeneilende Portier führt uns in die Kanzlei, wo wir unsre Wohnung bestellen. Als der Aufzug uns hinaufbefördert hat, finden wir oben unser ganzes Gepäck und ein Diener reicht uns ein Blatt Papier, um unsre Befehle aufzuschreiben. Die schwarze Dienerschaft trägt Livree und verrichtet ihre Arbeit mit solcher Pünktlichkeit, bewegt sich so abgemessen, als ob sie ihren Drill auf dem Exerzierplatz erhalten hätte. Der Präsident führte mich in jeden Winkel und zeigte mir von der vierstöckigen Prachthalle bis zum Maschinenraume alles. Ich sah den Heizraum, die Keller und Küchen, wo etwa fünfundzwanzig Köche und

Küchenjungen für das Wandervolk kochen. Wir gingen hinauf und hinunter, teils auf Treppen, teils durch Aufzüge befördert, wir schritten durch die langen Gänge der Stockwerke, bis wir endlich auf dem zu einer Veranda gestalteten Deck Rast hielten, wo eine wunderbare Aussicht auf die Gegend unsre Blicke erfreute. Mein zuvorkommender Führer konnte mit der erzielten Wirkung zufrieden sein, da ich ohne Zögern anerkennen mußte, daß der „Puritan" das bequemste Schiff der Welt sei.

Nicht minder interessant sind die Bewohner dieser schwimmenden Paläste. Der fortwährende Verkehr, die auf Schiffen und Eisenbahnen verbrachten Tage und Wochen verleihen den Reisenden neue Charakterzüge. Der Amerikaner verbringt von seiner Kindheit an beinahe die Hälfte seiner Zeit auf Reisen. Die Entfernungen zwischen den Stadtteilen sind so groß, daß die schnellste und bequemste Verbindung die auf und unter den Straßen erbauten Bahnen bieten. Von einem Ort zum andern, in sein Bureau oder zu einem Besuch fährt der Amerikaner stets mit der Eisenbahn. Selbst hier verliert er jedoch seine Zeit keinesfalls, er liest, schreibt und verrichtet einen Teil seiner Geschäfte im sausenden Waggon. Ein andermal, wenn er von schwerer Arbeit zurückkehrt, dient ihm die Reise als Erholung. Fünf-, sechsjährige Kinder reisen allein, ohne Begleitung. Sie lösen ihre Karten, versorgen ihr Gepäck selbst und studieren oder wiederholen während der Reise ihre Lektion.

Was er vom Getöse der Räder, vom Pusten der Maschine lernt, ist ihm vielleicht noch wichtiger. Der Amerikaner lernt das Leben sozusagen von der Wiege aus kennen. Wenn er sein zwölftes Jahr beendet, handelt er in vielen Fällen selbständig, fängt ein Geschäft an und gegen dreißig Jahre alt zieht er sich oft als reicher Mann zurück. Nur eiserner Fleiß und intensive Arbeit können solche Erfolge erzielen. Anderswo als in Amerika wäre dies beinahe unmöglich, und zum Gelingen der Aufgabe tragen die Lebensverhältnisse ebensoviel bei wie Erziehung und nationale Organisation.

Die nordamerikanischen Lebensverhältnisse sind trotz scheinbarer Einfachheit verwickelt. Wie die Bestandteile komplizierter Maschinen greifen ihre Elemente ineinander und bleiben dem Beschauer rätselhaft. Wer sie verstehen will, muß hier leben, schaffen wollen und frühzeitig zur nötigen Arbeit greifen. Doch denkt das Volk von zarter Jugend an selbständig, handelt aus freiem Willen und schmiedet sein Glück, darum entwickelt er sich rasch und wird früher reif. Wer seine Heimat schon mit fünf, sechs Jahren verläßt, sammelt Erfahrungen und gewinnt Mut, um den Gefahren des späteren Lebens zu begegnen.

Ein andrer Charakterzug amerikanischen Lebens ist die ewige Veränderung, die oft ohne erkennbare Ursachen eintritt; Glück und Unglück wechseln oft im Augenblick, und der Erfolg hängt zum großen Teil vom raschen Entschluß ab. Wenn man den amerikanischen Charakter untersucht, ist dessen auffälligstes Merkmal der „pluck". Das Wort ist kaum übersetzbar, es bedeutet etwas mehr als Mut, aber ohne Verwegenheit, da es bewußter ist als diese und die Resultate genauer berechnet. Hindernisse schrecken den Amerikaner nicht, die kühnsten Pläne werden

mit Vertrauen entworfen, Beifall oder Hohn sind ihm gleichgültig, da er die Aufmunterung aus sich selbst schöpft. Die Arbeit beglückt dieses Volk. Je schwerer und mühsamer sie ist, um so mehr befriedigt sie es. Sie muß rasch und fieberhaft sein, um anzuregen. Der Fleiß steckt dem Amerikaner im Blut, wie er den Ameisen zur zweiten Natur geworden ist. Diesen Atavismus der Arbeit empfindet man auf Schritt und Tritt.

Auswanderer, die sich niederließen, ihre Söhne, die den Staat gründeten, Enkel, die um die Freiheit kämpften, und endlich die Urenkel, die ihn heute reich und mächtig machen, bilden im ganzen vier Generationen, doch wirkte jede aus ganzer Kraft. Zu ruhen hatten sie noch keine Zeit. Die vorgesteckte Aufgabe mag wohl verschieden sein, die Ideen der Väter können von denen, die ihren Söhnen vorschweben, etwas abweichen, Fleiß, Tatkraft, Ausdauer und Ehrgeiz bleiben aber unverändert.

Ob wir sie bei der Arbeit oder inmitten ihrer Zerstreuungen betrachten, stets bleiben obige Merkmale die auffallendsten.

Wallstreet in New York ist der Mittelpunkt des Handels. Wie Bienenschwärme bedecken dichte Menschenmassen die breite Straße. Sie gehen nicht, sondern laufen. Ein feiner Beobachter, ich glaube Bruce, bemerkt, daß die Bevölkerung in der City von London beim Gehen in senkrechter Stellung verbleibt, während sich diese in Wallstreet bedeutend neigt. In keuchendem Lauf beugt sich alles vornüber und trachtet im allgemeinen Wettlauf wenigstens um eine Kopflänge, um einen Schritt zu siegen. Elektrische Trams und Motorwagen durchpflügen das Pflaster kreuz und quer. Elevatoren befördern mit schwindelnder Schnelligkeit die Menschen in die höchsten Stockwerke und stürzen noch schneller herab. „Time is money", lautet die Parole, „Zeit ist Geld", und Minuten bedeuten in Wallstreet oft Millionen. Dem ersten fällt der Sieg zu. An diesem allgemeinen Kampf ist groß und klein des ganzen Volkes beteiligt. Kaufen und Verkaufen sind ihm zur zweiten Natur geworden. Einer handelt im kleinen, der andre im großen, die Rollen sind verschieden, verändern sich aber mit großer Leichtigkeit. Die früh morgens als große Herren anlangten, können abends mit dem Bettelstab heimkehren — und der Arme wird oft in einigen Stunden zum Millionär.

Doch arbeiten alle, der eine aus Not, der andre zum Vergnügen. Sie ruhen kaum einige Stunden im Kreise ihrer Familie, welche die heißen Monate in der Vorstadt oder auf dem Lande zubringt.

Lieblingserholungsorte bekannter Krösusse oder der vielbeneideten „obersten Vierhundert" Amerikas sind die Gestade des Hudson, Lennox, Barharbour und vor allem Newport. Was man mit Geld beschaffen kann, ist in diesem Tuskulum vereinigt. Kein Luxusartikel, keine kostspielige Laune, kein teurer Zeitvertreib, der hier nicht verbreitet wäre. Das Maß ist auf allen Gebieten übertrieben, nur das Maximale gelangt zur Geltung.

Die Sommerwohnungen sind mittelalterliche Granitburgen, italienischen Marmorpalästen oder dem Trianon nachgebildet, je nachdem die Vorbilder am

Rheinufer, an den Gehängen der Apenninen oder in Versailles gesucht wurden. Es gibt dort Jachten wie transatlantische Steamer, mit 100 bis 150 Matrosen an Bord. In den Stallungen stehen ganze Gestüte, die Zahl der Diener ist Legion. Die täglich verausgabten Geldsummen erheben sich bis zu Hunderttausenden. So leben die Stahl-, Kupfer-, Petroleum- und Eisenbahnkönige.

Die in Newport verweilenden Familien bilden die reichste Gesellschaft der Welt. Inmitten dieser Zauberpracht ist die Lebensweise selbst die bezeichnendste. Sie kommen angeblich zur Erholung und verpflanzen alle Sportarten Englands dorthin. Hier findet man Tennis, Golf, Kricket, Polo, Hetzjagd, Ruder- und Segelwettfahrten, Distanzschwimmen und Preisreiten. Wenn man Zeit findet, übt man das alles in vierundzwanzig Stunden. Man steht früh auf und legt sich nach Mitternacht zu Bett, eine unausgesetzte Tätigkeit herrscht hier. Wenn man dann in die Stadt zurückkehrt, sagt man vergnügt: „I had such a nice and busy time.“ „Nice and busy“, angenehm und beschäftigt. Diese beiden Begriffe schließen sich also in Amerika nicht aus, im Gegenteil. Nur was Arbeit kostet, kann diesem Volk angenehm sein. „Dolce far niente“, das Vergnügen südlicher Temperamente, bleibt ihnen unverständlich. Zerstreuungen verschaffen ihnen auch nur dann Freude, wenn die Grundzüge ihrer Natur, Arbeitslust, Ausdauer und Willenskraft, zur Geltung kommen.

Das populärste, sozusagen nationale Spiel ist das Base-Ball, dessen Verbreitung ganz allgemein ist, da es keine Stadt, kein Dorf und keine Farm gibt, wo die Jugend es nicht kennt. Solch einem Base-Ballspiel beizuwohnen ist anregend und lehrreich. Die unerwartete Bewegung, mit der ein Junge den Ball wegschleudert, der schnelle Entschluß, mit dem ein andrer ihm nachrennt, die Sicherheit, mit der ein dritter ihn auffängt, die unermüdliche Energie, mit der alle zum Sieg streben, ist echt amerikanisch. Die Gesichter spiegeln Hoffnung, Vertrauen und Ueberzeugung. Die Leidenschaft steigert sich mit jedem Schlag, bis sie sich auch dem Zuschauer mitteilt. Wenn die Partie zur Entscheidung gelangt, tobt jung und alt freudetrunken miteinander. In diesem Moment kennt der Amerikaner nur *ein* Ziel, nur *ein* Gedanke durchdringt ihn: der erste zu sein. Er will unbedingt gewinnen, ist mit Leib und Seele beim Spiel, bietet seine ganze Energie auf; wie bei ernsten Lebensaufgaben stärkt und spornt ihn eine einzige Idee, und diese ist: der Sieg.

Die Lebensbahn mancher Bürger hat mit den Wendungen des Base-Ballspieles manche Aehnlichkeit. Veränderliche Chancen, traurige Enttäuschungen und glänzende Erfolge folgen sich, doch sind nur die Endergebnisse maßgebend. Wählen wir aus der Menge einige Beispiele: X. wandert als Bergwerksarbeiter nach Kalifornien. Nach fünfjähriger schwerer Arbeit erübrigt er einige Dollar und kauft damit etwas Land, in dessen Tiefe er Gold zu finden hofft. Er gräbt und schaufelt, bis er zugrunde geht. Doch verzagt er nicht, tritt wieder als Taglöhner ein und setzt seine Untersuchungen fort. Die elende Arbeit dauert Jahre hindurch, der letzte Hoffnungsstrahl beginnt zu erblassen — da blitzt der

erste Goldkies auf. Noch zehn Jahre und Mr. X. ist einer der reichsten Menschen der Erdoberfläche, dessen Name den Neid der ganzen Welt erweckt.

Wenn wir die Entwicklung der Städte betrachten, ist die von Chikago vielleicht die überraschendste und stürmischste und ihr Erfolg der bedeutendste. Alte Leute erinnern sich noch, wie an der Stelle des heutigen Chikago ein Dorf mit hundert Einwohnern stand. Heute ist die Stadt die zweite Amerikas mit einer Bevölkerung von zwei Millionen. Im Jahre 1871, in ihrer glänzendsten Aufschwungsperiode, wurde sie durch ein Feuer heimgesucht, das 17460 Gebäude einäscherte und 96866 Menschen obdachlos machte, während 250 ihr Leben unter dem Schutthaufen verloren. Der Schaden war auf 199 Millionen Dollar geschätzt. Nach zwei Jahren erhob sich wie ein Phönix aus der Asche eine neue Stadt, welche die alte in jeder Beziehung übertraf. Im Jahre 1893 veranstaltete sie eine Weltausstellung, die vollkommen gelang, und die allgemeine Anerkennung kannte keine Grenzen. Amerika feierte die vierhundertste Wiederkehr des Jahres seiner Entdeckung. Was in der Neuen Welt berühmt, selten oder belehrend war, wurde hier angehäuft. Die versammelten Fremden wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten: die ausgestellten Gegenstände, das Gebiet, die Gärten und Teiche der Ausstellung oder den Geschmack und die Größe ihrer Bauten. Die Alte Welt neigte ihre Fahne aufrichtig vor dem Werk ihrer abtrünnigen Söhne. In dieser großen „World's Fair" fand man den Reichtum des Landes gesammelt und verzeichnet, und auf den Straßen konnte man beobachten, wie sie zur Größe und Macht heranwächst.

Der Handel Chikagos hat einen jährlichen Durchschnittsumsatz von 6660000000 Dollar. Der Wert seiner Fabriken beträgt 500 Millionen Dollar. Seine berühmten Schlachthäuser verarbeiten und versenden in einem Tag so viele Ochsen, Schafe und Schweine, daß sich der Bedarf eines Landes damit decken läßt. Im verflossenen Jahre schlachtete die Firma Swift allein 1437844 Ochsen, 2687591 Schafe und 3928659 Schweine. Sie nahm dafür 150 Millionen ein und ihr Kapital beträgt 200 Millionen. Das Haus Armour ist noch größer. In den Stahlwerken arbeiten 10000 Arbeiter und das Kapital beziffert sich auf gegen 150 Millionen Mark. Auf allen Gebieten arbeitet Chikago mit ungeheuern Summen, alles ist riesig, wie es das Volk liebt. Das Stadthaus allein ist eine kleine Stadt, dessen Baukosten 25 Millionen betrugen, die öffentliche Bibliothek verschlang 20 Millionen, und die Schulen sind nicht minder großartig. Wenn Chikago auch vor allem reich werden wollte, so strebt es doch in zweiter Reihe auch nach Kultur. Es opfert für Kulturzwecke freigebig die größten Summen, und ein Einwohner schenkte der Universität mit einem Federstrich 30 Millionen.

Auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet wollen die Amerikaner die Ersten sein. „To go ahead" ist ein zweiter populärer Ausdruck. Vorwärts! Immer und auf jedem Gebiet. Vorwärts durch eignen Fleiß und eigne Arbeit. Inmitten der Industrie- und Handelskämpfe Nordamerikas begegnen wir stets diesem Bestreben, unter den bescheidensten Verhältnissen wie beim glänzendsten Erfolg

ist dieser Zug der auffallendste. Wenn wir die riesigen Fabriken besuchen und staunend vor Hunderten von rotierenden Rädern, laufenden Riemen und polternden Eisenstangen stehen, so ist es unmöglich, dem Genius, der sie erschuf, unsre Bewunderung zu versagen. (Schluß folgt)

Briefe der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein an Georg und Emma Herwegh

Mitgeteilt von

Marcel Herwegh und Victor Fleury[1])

(Fortsetzung)

Liszts Freundin, Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein, eine hervorragende Frau, stammte aus einer polnischen Familie; Carolyne Iwanowska war ihr früherer Name gewesen. Da ihre Eltern getrennt waren, hatte sie ihre Jugend teils bei dem Vater, teils bei der Mutter zugebracht, und während sie von ihrem Vater, der als Junker auf dem Lande lebte, ihre gründliche wissenschaftliche Bildung erhielt, wurde sie von ihrer Mutter in die österreichische hohe Gesellschaft eingeführt, in deren Glanz sich ihre weltliche und künstlerische Erziehung vervollkommnete. Ihre Mutter, eine Schülerin Rossinis, sang mit wunderschöner Stimme.

Siebzehn Jahre alt, mußte Carolyne den Fürsten Sayn-Wittgenstein, einen kaiserlichen Gardeoffizier, heiraten — dem Wunsch ihres Vaters gemäß, der mit Marschall Wittgenstein intim befreundet war. Als ein freudeloses Dasein gestaltete sich diese Vermählung, solange sie dauerte.

Im Februar 1847 lernte die Fürstin Sayn-Wittgenstein, damals achtundzwanzig Jahre alt, den Komponisten Liszt in einem großen Konzert zu Kiew kennen. Begeistert von seiner Kunst, lud sie ihn dann auf ihre Güter in Podolien ein, wo er im Herbste 1847 wieder erschien. Im folgenden Jahre entschloß sie sich, Rußland auf immer zu verlassen, und sie erwarb die Altenburg, wo sie in der Nähe Liszts wohnte, der zum großherzoglichen Konzertdirigenten in Weimar ernannt worden war.

Liszt wirkte dort außerordentlich viel zugunsten seines Freundes Wagner, dessen „Tannhäuser" und „Lohengrin" im Hoftheater aufgeführt wurden; dies war auch die Zeit, wo seine genialen Sinfonien komponiert wurden. Auf der Altenburg versammelte er um sich die berühmtesten Künstler und Dichter: Rubinstein, Berlioz, Kaulbach, Rietschel, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben. Der letztere schildert das Schloß in der „Geschichte seines Lebens", wie es, ein dreistöckiges Haus, jenseits der Ilm hinter einem hochgelegenen Tannenwäldchen steht. „Die Fürstin hatte die Zimmer zum Teil fürstlich herrichten lassen, es waren

---

[1]) Mit Erlaubnis der Fürstin von Hohenlohe-Schillingsfürst.

darin kostbare, geschmackvolle Möbel und Kunstsachen aller Art. Sie waltete wahrhaft fürstlich durch ihre Gastfreundschaft und ihre Art und Weise, wie sie ihre Gäste empfing und zu beehren verstand. Sie war geistreich, vielseitig gebildet, belesen, eine Kunstkennerin ..." Der Weimarer Aufenthalt zählt zu den glücklichsten Jahren in Liszts Leben, denn er fand in der Fürstin Sayn-Wittgenstein eine helfende, ratende und befördernde Freundin.

Fürstin Carolyne und ihre Tochter Prinzessin Marie begleiteten Liszt im Jahre 1856 nach Zürich. Damals lernten sie Georg und Emma Herwegh kennen; ihr Briefwechsel beginnt um diese Zeit.

Prinzessin Marie vermählte sich den 15. Oktober 1859 mit dem Prinzen von Hohenlohe-Schillingsfürst aus Oesterreich. Nach dieser Heirat gedachte die Fürstin sich mit Liszt in Rom trauen zu lassen und reiste zu dem Papst mit der Absicht, die Bewilligung ihrer Scheidung trotz aller Hindernisse zu erhalten. Schon war es ihr gelungen, jede Schwierigkeit zu überwinden, und die Trauung sollte am 22. Oktober 1861 in der Kirche San Carlo al Corso stattfinden, aber im letzten Augenblick befahl Pius IX. einen Aufschub und verhinderte die Vermählung. Auch nach dem Tode des Fürsten Wittgenstein verzichtete die Fürstin auf die Verwirklichung ihrer früheren Hoffnung und stellte sich als Theologin in der stillen Abgeschiedenheit ihrer römischen Wohnung der Via del Babuino ganz in den Dienst der katholischen Kirche. Liszt trat in den geistlichen Stand und empfing am 25. April 1865 in Rom die niederen priesterlichen Weihen.

Liszts Tod erfolgte 1886 in Bayreuth zur Zeit der Tristan- und Parzivalvorstellungen. Die Fürstin Sayn-Wittgenstein überlebte den Freund um ein halbes Jahr; sie entschlief am 23. Februar 1887 in Rom. V. F.

Zurich, du 14 octobre au 21 novembre 1856.

Voulez-vous, Monsieur, nous faire le plaisir de venir dîner avec nous aujourd'hui à cinq heures? Liszt ne veut pas déranger les habitudes de Wagner en prenant son heure habituelle, vu sa santé qui a nécessité hier quelques heures épisodiques. — Veuillez faire mes compliments à Madame Herwegh. Je n'ai pu sortir par ce mauvais temps à cause d'un léger malaise, mais j'espère avoir le plaisir de la trouver demain chez elle.

Au revoir donc, Monsieur, et mille assurances de mes sentiments très distingués. Carolyne Wittgenstein.[1])

*

[1]) Aus Zürich zwischen dem 14. Oktober und 21. November 1856.

Wollen Sie so gut sein, heute um fünf Uhr mit uns zu dinieren. Liszt will nicht Wagner mit seiner gewöhnlichen Dinerzeit stören, da sein Gesundheitszustand gestern einige episodische Stunden zur Folge hatte. Bitte, Frau Herwegh von mir zu grüßen. Ich konnte nicht bei diesem schlechten Wetter ausgehen infolge einer leichten Unpäßlichkeit, ich hoffe aber das Vergnügen zu haben, sie morgen zu Hause zu treffen.

Auf baldiges Wiedersehen! Seien Sie versichert meiner vorzüglichen Hochachtung.

Carolyne Wittgenstein.

Je ne saurais pas résister à votre invitation, Madame la Princesse, et je ne manquerai pas de vous rendre mes respects à l'heure indiquée.

Agréez, Madame, l'assurance de la haute considération avec laquelle je suis votre serviteur dévoué

G. Herwegh.[1])

*

Liszt a quelques billets pour ce soir à sa disposition et espère que vos enfants auront aussi du plaisir vu le programme — dont deux petites comédies font partie. L'artiste doit très bien jouer les deux grands morceaux de Weber et Mendelssohn. Liszt est très *abgespannt* aujourd'hui et dort en ce moment où les billets arrivent un peu tard, mais fort à temps. Mille amitiés bien sincères. S'il n'y avait eu concert, je vous aurais bien priés tous deux de venir ce soir.

J'espère pouvoir sortir un de ces matins et vous répéter bientôt de vive voix tous mes sentiments bien et bien affectionnés.

Carolyne.[2])

*

Puisque nous n'avons point encore de nouvelles de Winterthur — et qu'en tout cas le Concert n'a pas lieu demain, veuillez nous faire le plaisir, très chère Madame, de venir dîner avec votre mari — chez nous demain à 1 heure —. Et soyez persuadée des sentiments très particulièrement affectueux et distingués avec lesquels nous vous attendons, et que nous vous portons de cœur. Carolyne Wittgenstein.[3])

*

Vous êtes la bonté et l'obligeance même, chère Madame, et Liszt vous remercie un million de fois pour vous être souvenue de son désir. — Vous aurez déjà eu de nos nouvelles par le nommé Raphael[4]) qui vous aura dit

---

[1]) Ich wüßte nicht Ihrer freundlichen Einladung Widerstand zu leisten, gnädige Fürstin, und werde nicht verfehlen, Ihnen um die bestimmte Zeit meinen Besuch abzustatten. Genehmigen Sie die vorzüglichste Hochachtung Ihres treu ergebenen G. Herwegh.

[2]) Liszt verfügt über einige Billette auf heute abend und hoffe, daß Ihre Kinder auch Freude daran finden werden, da zu dem Programm zwei kleine Lustspiele gehören. Der Künstler soll die zwei großen Stücke Webers und Mendelssohns sehr gut spielen. Liszt ist heute sehr abgespannt und schläft eben jetzt, wie die Freibillette eintreffen — zwar etwas spät, aber doch zur rechten Zeit. Viel herzliche Grüße. Wäre kein Konzert gewesen, so hätte ich Sie beide gern auf heute abend zu uns gebeten. Hoffentlich kann ich bald ausgehen und Ihnen meine tiefe Liebe mündlich ausdrücken. Carolyne.

[3]) Da wir noch keine Nachricht aus Winterthur haben und das Konzert jedenfalls nicht morgen stattfindet, tun Sie uns den Gefallen, liebe Freundin, morgen um 1 Uhr mit Ihrem Herrn Gemahl bei uns zu speisen. Seien Sie der vorzüglichen Herzlichkeit, mit der wir auf Sie warten, und der herzlichen Freundschaft versichert, die wir für Sie hegen.

Carolyne Wittgenstein.

[4]) So war Prinzessin Marie von Frau Herwegh genannt wegen der treffenden Aehnlichkeit mit dem Selbstporträt Raphaels.

que les santés vont assez bien. Je voudrais qu'il en fût de même pour le poète. Si je pouvais sortir, je viendrais lui défendre de s'exposer au grand air par une journée pareille. Ces sortes de maladies haïssent les refroidissements. Mais la perte est trop sensible pour nous tant que nous sommes retenus prisonniers de notre côté; je voudrais par conséquent espérer qu'un *mezzo termine* pourrait tout concilier, nommément une voiture que je vous enverrais soit aujourd'hui soit demain, selon l'avis de l'Esculape. Mon respect va jusqu'à accepter sa sentence sans appel s'il nous recule jusqu'à demain. Dites-moi par une messagère lequel de ces deux jours sera choisi. En attendant soignez bien votre malade, en vous soignant aussi vous-même. J'ai été très heureuse et très frappée de la conversation que nous eûmes dernièrement. Ses idées et ses résolutions prouvent une grande force intellectuelle; ses vues sont perçantes et justes, ses données noblement ambitieuses; soyez en paix avec vous-même et avec l'avenir! Le génie c'est la Patience! — Pour être vieux et banal le mot n'en est pas moins vrai, et aussi le proverbe lorsqu'il dit: „Tout vient à point à qui sait attendre." Il m'est rarement arrivé de rencontrer un si parfait courage, sous ce rapport comme en lui (ai-je besoin de le nommer?). Or, cette foi en soi-même est toujours une promesse du sort. Soyez tranquille et laissez dire! Prenez pour devise, celle de Durham: „Le jour viendra." Oui, il viendra celui qui vous donnera à tous deux raison et gloire! — L'auréole vous encadrera d'un même nimbe. Je n'ai pu vous dire tout cela les deux fois que je vous ai vue en vous procurant spectacle et cours gratis. Mais mon cœur sentait le besoin de vous exprimer sa foi, son espérance et son affection pour vous.

Carolyne Wittgenstein.[1])

---

*

[1]) 16. November 1856.

Sie sind die Güte und die Liebenswürdigkeit selbst, liebe Freundin, und Liszt dankt tausend und tausendmal, daß Sie sich an seinen Wunsch erinnert haben. Wohl haben Sie schon von uns aus dem Munde des sogenannten Raphael gehört und wissen schon, daß es uns leidlich gut geht. Ich wünschte, es wäre dasselbe mit dem Dichter. Wenn ich ausgehen könnte, käme ich und verböte ihm, sich bei solchem Wetter in die freie Luft zu wagen. Diese Krankheiten verabscheuen jede Erkältung. Leider ist uns Ihr Ausbleiben ein zu empfindlicher Verlust, solange wir unserseits zu Hause sitzen müssen; ich möchte also hoffen, daß ein mezzo termine alles vereinigen würde, nämlich ein Wagen, den ich zu Ihnen schicken würde, entweder heute oder morgen, je nach dem Rat des Aeskulap. Ich habe so viel Achtung vor ihm, daß ich seinen Ausspruch ohne Appellation annehme, wenn er es auf morgen aufschiebt. Teilen Sie mir, bitte, durch einen Brief mit, welcher Tag von den beiden gewählt wird. Pflegen Sie einstweilen Ihren Kranken gut und auch sich selbst. Mich erfreute und verwunderte sehr viel das Gespräch, das wir neulich führten. Seine Gedanken und Pläne zeugen von einer großen geistigen Kraft; seine Ansichten sind scharf und richtig, seine Absichten verraten einen edlen Ehrgeiz. Machen Sie sich keine Sorge um sich und die Zukunft. Genie ist Geduld! Das Wort mag alt und abgedroschen sein, es ist nichtsdestoweniger wahr; auch das Sprichwort, das lautet: Zeit bringt Rosen. Selten habe ich in dieser Hinsicht so viel Mut gefunden wie in Ihm (ich brauche ihn nicht zu nennen). Nun, dieses Selbstvertrauen ist immer Schicksalsversprechen. Beruhigen Sie sich und lassen Sie nur reden.

Comment va-t-il ce matin, chère Madame? — Avez-vous encore longtemps veillé hier soir? — Nous avons emporté dans nos oreilles et dans nos cœurs l'accent des beaux vers qui ont été écrits et lus, et vous en remercions tous deux avec une sincère affection. — Donnez-moi un mot de nouvelles et trouvez ici nos plus sincères amitiés à tous.

Carolyne Wittgenstein.

Si vous pouvez *entbehren* pour un jour ou deux les deux petits volumes qui vous sont arrivés de Paris, nous vous serons toutes obligées de nous les prêter.[1])

*

Cher Docteur —

Voilà un gros paquet de sagesse pour l'académie des arts et sciences de la pension Baur

Franz Baco
Simrock
Wolff
} pour Franz Liszt

les livres de Holtzmann pour Madame la Princesse — non pas pour lire mais pour feuilleter. J'ai marqué différents passages qu'on ne trouvera peut-être pas trop *„hölzern"*.

Mes respects profonds aux dames et à toi bon soir et une bonne journée. G. H.[2])

*

Vous devinez aisément, chère Madame, combien j'ai regretté de vous avoir manquée l'autre matin et que je n'eusse pas négligé de me dédommager en allant vous voir hier, si je n'avais été empêchée dans mon désir de

---

Wählen Sie den Durhamschen Wahlspruch: Der Tag wird kommen. Ja, der Tag wird kommen, der Ihnen beiden Recht verschaffen und Sie mit Ruhm bedecken wird. Dann wird dieselbe Glorie Sie umleuchten. Ich konnte Ihnen nicht alles dies in den zwei vorigen Besuchen ausdrücken, als ich Ihnen Freibillette zum Schauspiel und zur Vorlesung gab. Ich empfand aber in meinem Herzen das Bedürfnis, meinen Glauben, meine Hoffnung und meine Liebe für Sie auszusprechen. Carolyne Wittgenstein.

[1]) Wie geht's ihm heute morgen, liebe Freundin? Haben Sie gestern abend noch lange Zeit gewacht? Uns ist im Ohr und im Herzen der Klang der schönen Verse geblieben, die von ihm gedichtet und vorgelesen wurden, und wir danken Ihnen mit aufrichtiger Liebe. Geben Sie mir durch ein paar Worte Nachricht von Ihnen. Mit den herzlichsten Grüßen

Carolyne Wittgenstein.

Wenn Sie die zwei Bändchen, die Ihnen aus Paris zugekommen sind, auf ein paar Tage entbehren und uns leihen können, werden Sie uns damit zu Dank verpflichten.

[2]) Lieber Herr Doktor!

Hierbei ein dickes Weisheitsbündel für die Akademie der Künste und Wissenschaften im Hotel Baur: Franz Baco, Simrock, Wolff für Franz Liszt, die Bücher von Holtzmann für die gnädige Fürstin, nicht zum Lesen, sondern zum Durchblättern. Ich habe verschiedene Stellen angestrichen, die Sie vielleicht nicht zu hölzern finden werden.

Meine Hochachtung für die gnädige Frau! Dir wünsche ich einen guten Abend und guten Tag. G. H.

sortir vous chercher. Liszt est indisposé et en a pour quelques jours d'internement de par les ordres du médecin. Si vous n'avez rien à faire vers 4 heures, il serait bien aimable à vous de venir me voir. En attendant veuillez trouver ici mille amitiés bien sincères et les remerciements réitérés pour les heures charmantes que nous avons passées chez vous. En tous cas à revoir bientôt. Bien à vous C. Wittgenstein.[1])

*

Nos pensées et nos messagères se sont croisées. Je n'avais pu vous envoyer les miennes plus tôt — Liszt est toujours très *angegriffen* encore, mais l'indisposition suit son cours. Mille fois merci pour le jeu d'échecs et le volume qui n'attendra pas longtemps son auteur, j'espère, pour être lu par lui — et écouté avec une admiration qui n'a pas attendu cet instant pour naître.

Mille tendres amitiés et au revoir. Carolyne Wittgenstein.[2])

*

Merci de cœur. Cela va encore assez douloureusement, mais la patience et le courage font contre-poids. Nous serons tous charmés de voir votre mari et vous, chère Madame, quand votre refroidissement vous permettra de sortir. Je vous en veux de ne pas m'en donner des nouvelles. Je compte en avoir par Mr. Georges dont les poésies ont occupé notre après-soirée d'hier assez tard. Mille amitiés et un bon revoir. C. W.[3])

*

Mille fois merci de votre affectueux intérêt. La nuit et la journée ont été meilleures. Le malade croit même être à flot — je n'en suis pas

---

[1]) Sie können sich leicht denken, liebe Freundin, wie sehr ich bedauerte, Sie in den letzten Tagen verfehlt zu haben, und ich hätte nicht versäumt, Sie gestern zu besuchen, um mich daran zu rächen, wenn meine Lust, Sie abzuholen, nicht vereitelt worden wäre. Liszt ist unwohl und muß auf des Arztes Befehl einige Tage lang das Zimmer hüten. Wenn Sie um 4 Uhr nichts andres vorhaben, wird es sehr freundlich von Ihnen sein, zu mir zu kommen. Seien Sie inzwischen herzlich gegrüßt und haben Sie wiederholt tausend Dank für die herrlichen Stunden, die wir bei Ihnen zugebracht haben. Wie dem auch sei, auf baldiges Wiedersehen! Ganz die Ihrige C. Wittgenstein.

[2]) Unsre Gedanken und Briefe haben sich gekreuzt. Die meinen konnte ich Ihnen nicht früher zuschicken. Liszt ist noch immer sehr angegriffen, aber die Unpäßlichkeit geht ihren Gang. Tausend Dank für das Schachspiel und das Buch, das hoffentlich nicht zu lange Zeit auf den Dichter warten wird, damit er es uns vorliest und wir mit einer Bewunderung zuhören, welche nicht auf diese Stunde wartete, um zu entstehen. Herzliche Grüße! Auf Wiedersehen! Carolyne Wittgenstein.

[3]) Herzlichen Dank. Es geht noch ziemlich schmerzhaft, aber Geduld und Mut halten das Gleichgewicht. Es wird uns eine große Freude sein, liebe Freundin, Sie und Ihren Herrn Gemahl bei uns zu haben, wenn Ihre Erkältung Ihnen das Ausgehen gestatten wird. Ich nehme es Ihnen übel, daß Sie mir keine Nachricht davon geben. Von Herrn Georg, dessen Gedichte uns gestern etwas spät nach dem Abendessen in Anspruch genommen haben, hoffe ich welche zu erhalten. Tausend Grüße! Auf frohes Wiedersehen! C. W.

aussi persuadée, mais me réjouis de ce mieux. La médiocratie[1]) est fort enrhumée, ce qui ne l'empêche pas d'être de bonne humeur, et surtout d'attendre aussi impatiemment que nous l'accomplissement de la promesse de lecture. Faites-nous le plaisir de nous accorder bientôt tous deux un de vos moments libres en croyant à tout le plaisir que vous nous ferez.

Liszt vous envoie ses amitiés auxquelles je joins les miennes de tout cœur.

Carolyne Wittgenstein.

P. S. Et la lettre de Feuerbach? Est-ce une indiscrétion de s'en souvenir? Liszt répondrait très affirmativement. Je suis assez sottement femme pour croire, en dépit de toutes les assurances masculines et de tous les grands esprits, que les grands esprits ne se donnent pas tout entiers dans leurs œuvres, et que c'est souvent la plus intime essence de leur âme qui n'y trouve pas toute sa place, et s'épand comme le parfum des plantes qui n'ouvrent leurs corolles que la nuit, dans ces effusions de l'intimité, où ils oublient qu'on les écoute, pour ne songer qu'à être entendus. Feuerbach est un grand esprit, et vous ne sauriez m'en vouloir par conséquent de m'intéresser à l'expression de son amitié et de ces sentiments qui jaillissent *from the heart's core,* comme dit Shakespeare.[2])

*

Mille grazie et au plaisir de vous remettre moi-même la feuille. Vous auriez tout à fait raison au sujet de la spontanéité des lettres s'il n'y avait en chacun de nous un petit grain de poudre qui éclate en dépit et souvent à l'insu de nous-mêmes. Le bout de l'oreille perce sous tous les masques, et un peu de vraie peau apparaît sous les fards les plus savants surtout dans la chaleur de l'improvisation des rapports personnels. Le malade vous

---

[1]) Der Prinzessin Marie selbsterfundener Scherzname.

[2]) Tausend Dank für Ihre liebevolle Teilnahme. Die vorige Nacht und der Tag waren besser. Der Kranke glaubt sogar, wieder flott zu sein, ich bin dessen nicht so ganz sicher, freue mich aber über diese Besserung. Die „Mediokratie" hat sich sehr erkältet, das hindert sie aber nicht, guter Laune zu sein und insbesondere ebenso ungeduldig wie wir auf die Erfüllung der versprochenen Lektüre zu warten. Seien Sie beide so freundlich, uns bald eine freie Stunde zu gönnen und an die große Freude zu glauben, die Sie uns damit bereiten werden. Liszt grüßt und ich schließe mich ihm von ganzem Herzen an.

Carolyne Wittgenstein.

P. S. Und der Feuerbachsche Brief? Ist es Zudringlichkeit, Sie daran zu erinnern? Liszt würde das bejahen. Ich als dummes Weib glaube trotz jeder Behauptung der Männer und aller großen Geister, daß die großen Geister sich nicht ganz in ihren Werken hingeben und eben der innerste Kern ihrer Seele oft nicht vollen Raum darin findet, aber sich gleich dem Duft der Blumen, die nur in der Nacht ihre Krone entfalten, in jenen vertraulichen Herzensergießungen ausbreitet, in denen sie vergessen, daß man ihnen zuhört, und nur daran denken, sich vernehmen zu lassen. Ein großer Geist ist Feuerbach, und Sie können es mir nicht übelnehmen, daß der Ausdruck seiner Freundschaft, jener Gefühle, die, wie Shakespeare sagt, from the heart's core hervorquellen, mich interessiert.

remercie; cela va passablement. Nous vous envoyons mille choses tous trois à vous deux en attendant que nous vous les répétions de vive voix.

C. Wittgenstein.[1])

*

Je devine qu'il m'arrivera bientôt une messagère de votre part, chère Madame, pour demander des nouvelles de mon cher malade. Je prends donc les devants pour aujourd'hui en venant vous dire que le petite irritation d'hier soir s'est calmée par une bonne nuit, et que nous sommes tous à nouveau frais et dispos. Nous avons encore longtemps causé hier des poésies qui avaient été lues et dont nous avons encore relu quelques-unes, en songeant que le projet d'un poème mélancolique dans sa satire et satirique dans sa mélancolie était certainement le chaînon le plus élastique et en même temps le plus neuf pour relier le passé à l'avenir dans le cœur d'un seul, comme dans l'esprit de tous. — Une sorte de réserve ne nous a pas permis d'insister davantage sur la connaissance du fil, et pourtant il nous eût été fort intéressant d'entendre parler le poète à ce sujet —. J'en ai entendu dire que de repasser leurs sujets à haute voix, pour quelques amis, leur faisait l'effet d'un tableau que le peintre éloigne pour en mieux juger l'effet. — Peut-être reprendrons-nous encore cet entretien — !

Au bon et excellent revoir, chère Madame — et à bientôt, le plus tôt sera le mieux. Sitôt que je sortirai je viendrai vous remercier de votre bon amical intérêt. Liszt vous dit à tous deux bien des choses affectueuses auxquelles nous joignons les nôtres.

Bien à vous Carolyne Wittgenstein.[2])

*

---

[1]) Mille grazie, ich freue mich darauf, selbst Ihnen das Blatt zurückzugeben. Sie hätten ganz recht in betreff der Unbefangenheit in den Briefen, wäre nicht in jedem Menschen ein Körnchen Pulver, das wider unsern Willen, ja oft wider unser Wissen ausplatzt. Die Spitze des Ohres kommt hinter jeder Maske und ein Stück ungeschminkter Haut hinter der geschicktesten Schminke zum Vorschein, besonders in der Hitze der Improvisation im persönlichen Verkehr. Der Kranke dankt Ihnen; es geht ihm leidlich. Tausend Grüße von uns drei an Sie beide in der Erwartung, bis wir dieselben mündlich wiederholen können.

C. Wittgenstein.

[2]) Es ist mir, als müsse bald eine Botin von Ihnen, liebe Freundin, bei mir eintreffen, um Nachricht von meinem teuren Kranken zu erfahren. Ich komme Ihrem Schreiben heute zuvor, indem ich Ihnen berichte, daß die leichte Reizung von gestern abend dank einer gut verbrachten Nacht verschwunden ist und wir alle wiederum frisch und wohlauf sind.

Wir haben gestern noch lange von den Gedichten, die gelesen worden, gesprochen und haben einige derselben nochmals durchgelesen. Dabei meinten wir, daß der Entwurf einer in ihrer Satire melancholischen und in ihrer Melancholie satirischen Dichtung jedenfalls das elastischste, gleichzeitig aber das neueste Bindeglied zwischen Zukunft und Vergangenheit sowohl im Herzen des einzelnen wie im Geiste aller zu bilden geeignet sei. Ein gewisses Diskretionsgefühl verhinderte uns, eindringlicher nach dem näheren Zusammenhang des Ganzen zu forschen, und doch hätte es uns sehr interessiert, den Dichter selbst hierüber zu vernehmen. Ich habe manche sagen hören, das deklamatorische Durchnehmen eines poetischen Stoffes in Gegenwart einiger Freunde mache ihnen den Eindruck eines Bildes, welches der

Comment va votre mal de gorge aujourd'hui? Donnez-en moi, chère Madame, des nouvelles qui soient selon les vœux de mon cœur pour vous ainsi comme en toutes choses. Nous avons encore longtemps causé avec ma fille, toutes pénétrées que nous étions de cette émotion vibrante et muette qui attend une heure de silence et de recueillement pour envahir l'âme entière. Je vous embrasse bien tendrement à la polonaise, et voudrais que vous y voyiez l'expression de sentiments qui ne trouveraient que des paroles pauvres et insuffisantes en présence de tant de douleurs et de tant de courage. L'avenir vous réserve certainement des jours plus doux; j'en suis aussi assurée par les désirs de mon cœur que par la connaissance des conséquences des choses; elles ne manquent jamais de porter leurs fruits. Là où la vertu a été semée, la bénédiction ne saurait faire défaut. Malheureusement les peines morales ont encore cela de pire sur les peines physiques qu'étant passées, on ne saurait dire d'elles avec le poète: „Ce qui n'est plus a-t-il jamais été?" mais il est en revanche des consolations et des satisfactions intérieures si grandes qu'un moment vient où on ne croit pas les avoir payées trop cher d'aucun prix. Je connais un jeune homme atteint d'un anévrisme qui ne le laisse plus vivre que du jour au jour, pour avoir trop longtemps nagé en sauvant la vie à un simple matelot. Cependant il est plus heureux de sa médaille de sauvetage si rudement méritée que des plus brillantes décorations qui le parent. Avoir sauvé est bien véritablement le plaisir des dieux!

Liszt souffre un peu moins aujourd'hui et vous envoie ainsi qu'à votre mari ses amitiés, auxquelles s'ajoutent les nôtres pour lui et pour vous, chère Madame, que je prie de me croire bien à vous

Carolyne Wittgenstein. [1])

*

Maler mehr oder minder fern rückt, um sich so besser von dessen Wirkung zu überzeugen. Vielleicht kommen wir auf diesen Gegenstand zurück.

Auf gutes, vortreffliches Wiedersehen, liebe Freundin — und bald; je früher, desto erwünschter. Sobald ich ausgehen kann, komme ich, Ihnen für Ihre freundschaftliche Teilnahme zu danken.

Liszt sagt Ihnen beiden alles Innige, und wir desgleichen.

Ganz die Ihrige Carolyne Wittgenstein.

[1]) Wie steht es heute mit Ihren Halsschmerzen? Geben Sie mir, liebe Freundin, darüber Nachrichten, die meinen Herzenswünschen für Sie entsprechen wie in allen Dingen.

Wir haben noch lange mit meiner Tochter geplaudert, ganz durchdrungen von jener bebenden, stummen Erregung, die einer Stunde des Schweigens und der Sammlung bedarf, um sich ganz der Seele zu bemächtigen.

Ich umarme Sie zärtlichst auf polnische Art und wünsche, Sie sähen darin den Ausdruck von Gefühlen, die zu schildern alle Worte armselig und ungenügend sind, so großem Schmerz und so großem Mut gegenüber. Die Zukunft spart Ihnen gewiß bessere Tage auf; davon bin ich ebenso aus Herzensdrang überzeugt als dank meiner Kenntnis der Dinge mit ihren Folgen; sie tragen stets ihre Früchte. Da, wo die Tugend gesät, kann der Segen nicht ausbleiben. Unglücklicherweise haben die moralischen Uebel gegenüber den physischen den Nachteil, daß sich auf sie, wenn sie einmal vorüber sind, die Worte des Dichters: „Was

Hier mon corps était brûlé par la fièvre comme celui d'un petit enfant, et je pouvais à peine ouvrir les yeux. Aujourd'hui je suis sur pied et à peu près emballée et prête à partir demain à 8 h. du matin. C'est sans doute le vin rouge (ce sang généreux de la grappe, comme dit un autre Georges, poète aussi, mais poète féminin),[1]) que mon voisin, le poète Georges, me versait si libéralement qui a amené cette fièvre qui m'a fait plus promptement guérie que ne l'eût fait toute la pharmacie! — Au lieu donc de rester dolente et couchée aujourd'hui comme je le craignais, je suis à mon affaire depuis 8 h. du matin et vous écris ces lignes, chère Madame, en vous renvoyant les livres que nous devons à votre bonté et à l'amabilité du savant poète, accompagnés d'un boisseau de remerciements collectifs, et de la prière de venir nous voir vers cinq heures, pour que nous ayons le plaisir de vous serrer la main encore à Zurich et de vous répéter les souvenirs et les vœux que nous emportons pour vous deux et de vous deux! Que Dieu soit avec vous, disent nos paysans d'Ukraine en se quittant. Permettez-moi de terminer avec ce souhait naïf et profond qui renferme tout ce que l'âme contient de vœux, de bénédictions et d'espoirs. Après cela nous vous attendons à St. Galles[2]) et nous comptons sur votre cœur dont l'oubli n'envahira certainement pas le coin que nous vous demandons de nous réserver comme à de sincères amis.

* Carolyne Wittgenstein.[3])

---

nicht mehr ist, ist niemals gewesen" — nicht anwenden lassen. Hingegen gibt es einen Trost und eine so starke innerliche Genugtuung, daß man sie später in gewissen Augenblicken nimmer zu teuer erkauft findet. Ich kenne einen jungen Mann, der sich nur noch von einem Tag zum andern durchwindet, weil er sich infolge zu langen Schwimmens, um einen Matrosen zu retten, eine Krampfadergeschwulst zugezogen hat. Und trotzdem ist er glücklicher über seine so teuer erkaufte Rettungsmedaille als über alle andern glänzenden Ehrenzeichen, die ihn schmücken. Gerettet zu haben ist eine Götterlust!

Liszt leidet heute etwas weniger; er sendet Ihnen und Ihrem Gemahl seine freundschaftlichsten Grüße, und indem wir denselben für ihn wie für Sie die unsrigen zugesellen, bitte ich Sie, mich ganz als Ihre Freundin anzusehen. Carolyne Wittgenstein.

[1]) George Sand.

[2]) Das Konzert in St. Gallen unter der Leitung von Liszt und Wagner fand am 23. November 1856 statt (siehe Einleitung S. 185).

[3]) Gestern war mein Körper gleich dem eines kleinen Kindes so vom Fieber verzehrt, daß ich kaum die Augen zu öffnen vermochte. Heute bin ich wieder auf den Beinen und im ganzen fix und reisefertig zum Aufbruch morgen früh um 8 Uhr. Es mag wohl am Rotwein liegen (das edle Rebenblut, wie sich ein andrer Georg, ebenfalls Poet, aber ein weiblicher, ausdrückt), den mir mein Nachbar, der Poet Georg, so freigebig kredenzt hat, der mich indessen mit seiner Fieberglut schneller geheilt, als es die ganze Apotheke vermocht hätte! Statt also, wie ich es befürchtete, heute kläglich das Bett zu hüten, bin ich seit 8 Uhr früh ganz flott und schreibe Ihnen, liebe Freundin, diese Zeilen. Gleichzeitig sende ich Ihnen die Bücher zurück, welche wir Ihrer Güte und der Liebenswürdigkeit des Dichter-Gelehrten verdanken, nebst einem Schock gemeinschaftlicher Danksagungen und der Bitte, uns um 5 Uhr zu besuchen, damit es uns vergönnt sei, Ihnen die Hand noch in Zürich zu drücken und Sie aufs neue unsers Andenkens und der Segenswünsche zu versichern, die wir auch fernerhin für Sie beide hegen werden.

Weimar, 23 déc. 1856.

Voilà trois jours que nous avons touché au port, après nous être arrêtés tous les jours pendant le voyage, depuis Munich, — tant pour cause de santé que de connaissances diverses. Notre première pensée en arrivant ici à la veille des fêtes est de vous envoyer, chère Madame — à vous, à votre mari et à vos enfants nos vœux de bonne année les plus tendrement affectueux et les plus vifs. — J'ai choisi à dessein comme les petits enfants ce papier rose — pour vous dire tous nos souhaits de bonne année, d'année rose et jolie, souriante et douce. — Ne prenez point encore ceci pour une lettre, mais simplement comme l'envoi et l'expression de nos sentiments. — Je suis encore à moitié engourdie de froid, de fatigue, et de vie pratique; Wagner vous aura dit que je suis partie assez souffrante de St. Galles et les 14 heures de route jusqu'à Munich ont été vraiment les moins agréables de tout le voyage.

Dès le lendemain de notre arrivée j'ai vu Pfeufer[1]) sur votre recommandation, et l'ai souvent rencontré depuis. — Il nous a parlé avec beaucoup d'amitié de votre mari et de vous, et les nouvelles que nous lui avons portés lui ont fait grand plaisir. Il s'intéresse vivement à l'avenir du poète, et lui est resté sincèrement attaché. — Je vous aurais écrit de suite s'il avait été possible d'écrire entre la grande quantité de connaissances que nous avons trouvées à Munich et les quelques courses qu'il a fallu y faire presque tous les jours. Liszt a dû s'arrêter ensuite à Augsbourg, à Carlsruhe, à Francfort, quoique fort impatient de se retrouver enfin chez lui, — où nous réemboitons comme dans un écrin.

Donnez-nous bientôt de vos nouvelles, et priez le poète de m'écrire. Avant que le jour de l'an et tous les échanges de civilités usitées dans cette semaine soient passées, je me sentirai beaucoup trop bête pour écrire à un homme d'esprit.

Vous recevrez bientôt un Liszt en médaillon et en notes, avec un Chopin[2])

„Gott mit Ihnen," sagen unsre Bauern der Ukraine, wenn sie voneinander scheiden. Gestatten Sie mir, mit diesem naiven, aber tiefempfundenen Wunsche zu schließen, der aber alles, was die Seele an Segen und Hoffnungen zu bieten vermag, in sich schließt. Daraufhin erwarten wir Sie in St. Gallen und verlassen uns auf Ihr Herz, in dem der Winkel, den wir Sie bitten uns als echten Freunden zu wahren, wohl schwerlich der Vergessenheit anheimfallen wird. Carolyne Wittgenstein.

[1]) Dr. med. Karl von Pfeufer (1806—1869); Freund Platens und intimer Freund von Georg Herwegh. Pfeufer war ein Schüler Schönleins und 1840 an dessen Stelle von München nach Zürich berufen worden; er lebte wieder in München seit seiner Ernennung zum Leibarzt des Königs Max von Bayern.

[2]) Diese Ausgabe von 1852 trägt die Widmung:

A Madame Emma Herwegh
très amicalement
Weymar, Janvier 1857. F. Liszt.

Gegenwärtig wie die meisten Gegenstände, die dem Dichter gehörten, im Herweghmuseum im kleinen Rathaussaal zu Liestal.

de lui; il me faut seulement écrire à ce sujet à Dresde et à Leipzig. Je vous quitte maintenant en vous embrassant de tout mon cœur — au nom de tous trois, Liszt y compris, en honneur de la St.-Sylvestre; nous ne manquerons pas de penser à vous, et j'espère que ces lignes arriveront au bon moment pour vous faire penser à nous, qui vous sommes bien sincèrement affectionnées.

Bien à vous de cœur

Carolyne Wittgenstein. [1])

---

[1]) Weimar, den 23. Dezember 1856.

Nun sind's drei Tage, seit wir im Hafen angelangt, nachdem wir uns — von München an — tagtäglich während unsrer Reise teils aus Gesundheitsrücksichten, teils verschiedener Bekanntschaften halber aufgehalten haben.

Unser erster Gedanke seit unsrer Rückkehr hierher am Vorabend der Festlichkeiten ist der, Ihnen, liebe Freundin, d. h. Ihnen, Ihrem Gemahl und Ihren Kindern unsre zärtlichst innigen und wärmsten Glückwünsche zum Neuen Jahre zu senden. — Wie die kleinen Kinder habe ich absichtlich dieses rosafarbene Papier gewählt, um Ihnen darauf all unsre Neujahrsglückwünsche auszusprechen zu einem rosigen, lieblichen, freudigen und sanften Jahre. Zählen Sie dies ja nicht für einen Brief, sondern einzig und allein für Zuneigung und Ausdruck unsrer Gefühle. Ich bin noch halb erstarrt vor Frost und Müdigkeit und Fühlung mit der Wirklichkeit. Wagner hat Ihnen wohl gesagt, daß ich ziemlich leidend von St. Gallen abgereist bin; die vierzehn Stunden Fahrt bis München waren wirklich die unangenehmsten der ganzen Reise. Gleich am Tage nach unsrer Ankunft sah ich Pfeufer auf Ihre Anempfehlung hin und bin ihm seither öfters begegnet. Er hat uns mit großer Freundschaft von Ihrem Mann und von Ihnen gesprochen, hocherfreut über die Nachrichten, die wir ihm gaben. Er interessiert sich lebhaft für des Dichters Zukunft und ist ihm noch immer aufrichtig ergeben.

Ich hätte sofort geschrieben — wär' es bei dem ausgedehnten Bekanntenkreise, den wir in München gefunden, und den fast täglich zu machenden unvermeidlichen Ausgängen überhaupt möglich gewesen zu schreiben. Liszt mußte sich darauf in Augsburg, Karlsruhe und Frankfurt aufhalten, so ungeduldig er auch sein mochte, sich endlich wieder daheim zu fühlen — wo wir uns von neuem einschachteln wie in einem Schrein.

Geben Sie uns bald Nachricht, wie es Ihnen geht, und bitten Sie den Dichter, mir zu schreiben. Bis der Neujahrstag vorüber mit all seinen Höflichkeitsbezeigungen, die man in dieser Woche auszutauschen pflegt, fühle ich mich viel zu dumm, um einem Mann von Geist zu schreiben.

Sie werden nächstens einen Liszt in Medaillon und Noten nebst einem Chopin von ihm erhalten; ich muß nur erst darum nach Dresden und Leipzig schreiben.

Und nun verlasse ich Sie, indem ich Sie von ganzem Herzen umarme — im Namen aller drei, Liszt mit inbegriffen, zu Ehren des Silvesterabends; wir werden nicht verfehlen, Ihrer zu gedenken, und ich hoffe, diese Zeilen treffen noch zeitig genug ein, damit auch Sie unsrer, die Ihnen wahrhaft innig zugetan, gedenken.

Von ganzem Herzen die Ihrige

Carolyne Wittgenstein.

(Fortsetzung folgt)

Frauenberufe und Frauenwohl[1])

Von

Prof. Dr. Döderlein (Tübingen)

Wenn der Vertreter der Frauenheilkunde öffentlich und vor einem so großen Zuhörerkreise zu sprechen die Ehre hat, welch besseren Gegenstand könnte er sich dann zum Vorwurf nehmen als die Frau, deren Wohl und Wehe seinen Lebensberuf erfüllt und deren Lebensschicksale ihm tagtäglich in den unterschiedlichsten Wechselfällen gegenübertreten. — Die Frauenfrage und die damit innig verknüpfte Hygiene der Frau dürfte in der Gegenwart um so mehr auf ein williges Ohr rechnen können, als nach langem Kämpfen, vergeblichem Sehnen und Hoffen der Tag gekommen ist, mit dem für die Frauenbewegung eine neue Epoche anbricht.

Wir stehen in der Tat an der Schwelle einer neuen Zeit, in der sich erweisen soll, ob und wie sich die berufliche Gleichberechtigung beider Geschlechter bewähren wird. Wie anderswo, so sind auch in Württemberg vor kurzem die Schranken gefallen, die bisher dem weiblichen Geschlechte den Zutritt zu vielen Berufszweigen verwehrten, die ihm vielleicht auch deshalb um so begehrenswerter erschienen sind. Die Tore der Landesuniversität sind weiblichen Studierenden geöffnet; sie werden, sofern sie nur die für das akademische Studium vorgeschriebenen Vorbedingungen erfüllen, mit allen Rechten und Pflichten des akademischen Bürgers aufgenommen. Die natürliche Folge und Voraussetzung für diese Zulassung war die Ermöglichung der Mittelschulbildung, wozu nicht bloß ein Mädchengymnasium eingerichtet, sondern — und dies erscheint uns besonders bemerkenswert — die Zulassung der Mädchen zu den Knabengymnasien gestattet wurde, so daß die Schwestern nunmehr von Kindheit auf bis zur Reife zu den Staatsprüfungen mit ihren Brüdern Hand in Hand gehen können. Wenn auch noch nicht alle Berufsarten den Frauen freigegeben sind, so dürfte dies doch nunmehr nach Erfüllung dieser Bedingungen nur eine Frage der nächsten Zeit sein, und die jetzige Generation noch wird verfolgen können, ob sich alle die Erwartungen erfüllen, die an den ungehinderten Eintritt der Frau in die verschiedenen Berufszweige des Lebens geknüpft wurden. Man wird hierbei den in die Erscheinung tretenden Erlebnissen mit um so größerer Spannung entgegensehen dürfen, als die Erreichung dieses Zieles nicht ohne Kämpfe, berechtigte Bedenken und lebhafte Warnungen hochstehender und führender Geister möglich war. Die Frauenbewegung hat den Triumph, trotz dieser entgegenstehenden und gewichtigen Hindernisse die maßgebenden höchsten Behörden für sich gewonnen zu haben.

---

[1]) Nach einem im Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien in Stuttgart gehaltenen Vortrage.

Wenn heute ein Redner sich die Aufgabe stellt, von dem mehr oder weniger engbegrenzten Standpunkte seines Berufes aus die Frauenfrage zu beleuchten, so hat er sich auf den Boden der vorliegenden und nunmehr vollendeten Tatsachen zu stellen, und es hat sich überlebt, ihre Berechtigung zu erörtern, wie dies bisher der Tenor solcher Vorträge war; anderseits aber halte ich den gegenwärtigen Zeitpunkt besonders geeignet, dies vielleicht schon bis zu einem gewissen Grade von Ermüdung diskutierte Thema in diesem Augenblick zum Gegenstande einer öffentlichen Erörterung zu wählen. Und ich glaube, daß gerade der Gynäkologe sich dazu die Freiheit nehmen darf und soll, denn er wird häufiger noch als der Arzt überhaupt als der berufene Berater bei der Berufswahl des weiblichen Geschlechtes angesehen, und seine Tätigkeit ermöglicht ihm, das Wesen der Frauenarbeit sachlich und fachlich beurteilen zu können.

Um von vornherein zu kennzeichnen, welchen grundsätzlichen Standpunkt ich in der Frauenbewegung einnehme, schicke ich voraus, daß es mir ebenso müßig wie unberechtigt erscheint, wenn man die Zulassung der Frauen zu den sogenannten gelehrten Berufsarten damit bekämpft, daß man ihnen eine geistige Minderwertigkeit beimißt. Schon der Umstand, daß die Frauenbewegung aus sich heraus das solange erstrebte Ziel jetzt hat erreichen können, ist, glaube ich, der beste Beweis dafür, daß den Frauen, wenn es gilt und nötig ist, auch Geistesstärke nicht mangelt; denn es ist ganz klar, daß soziale und materielle Gründe nicht allein zu diesem Siege haben führen können, mögen sie auch das Primum movens gewesen sein. — Lassen Sie mich nun, hochverehrte Anwesende, zunächst darlegen, welche äußeren Umstände jene Notlage geschaffen haben, die den Grund zu den modernen Bestrebungen der Frauenbewegung legte.

Wir dürfen dabei, wohl ohne Widerspruch befürchten zu müssen, von der Grundanschauung ausgehen, daß es in der natürlichen Bestimmung der Weltordnung gelegen ist, daß die Frau die Ehe eingeht. Es ist dies nicht nur der ihr von der Natur vorgezeichnete Beruf, sondern sie findet in der Regel darin auch ihre Lebensversorgung. Nach der vom Staate streng überwachten und unter seinen Schutz gestellten Einrichtung der Einehe müßte bei gleichmäßiger Verteilung der Geschlechter in der Bevölkerungsziffer annähernd jede Frau dieses Ziel erreichen können. Leider aber lehrt uns die Statistik die unumstößliche, herbe Wahrheit, daß die Zahl der Frauen bei uns diejenige der Männer erheblich übersteigt, so daß in den monogamischen Staaten ein Ueberschuß unversorgter Frauen verbleiben muß. Dieser Ueberschuß beläuft sich zurzeit in Deutschland bei einer Bevölkerungsziffer von etwa sechzig Millionen auf nahezu eine Million. Der bedauerliche und widernatürliche Zustand entspringt aber nicht unabänderlichen Gesetzen, sondern wir dürfen wohl sagen, er ist ein labiles Produkt der menschlichen Gesellschaft. Tatsächlich werden nämlich überall, und so auch in Deutschland, mehr Knaben geboren als Mädchen, wenigstens findet sich dieser Ueberschuß an Knabengeburten stets, wenn mit so großen Zahlen

operiert wird, daß statistische Gesetze sich aus ihnen ableiten lassen; und zwar beträgt das durchschnittliche Verhältnis der Mädchen- zu den Knabengeburten 100 zu 106. Würde dieses Zahlenverhältnis während des Lebens einer Generation bestehen bleiben, so würden wir heute in Deutschland mit einem Mehr an Männern von mehreren Millionen rechnen können, und es dürfte dieser Zustand eine solch rege Nachfrage nach Ehefrauen im Gefolge haben, daß dann wohl die Frauenbewegung eine ihrer kräftigsten Stützen verlieren würde. Gruppiert man nun aber die Bevölkerungsziffer nach Altersklassen, so ergibt die Statistik die unerbittliche Tatsache, daß schon in der Kindheit der jetzt Lebenden das Zahlenverhältnis der Geschlechter sich derart ändert, daß etwa mit dem sechzehnten bis siebzehnten Lebensjahre der Knabenüberschuß verschwunden ist und genau ebensoviel Mädchen als Knaben vorhanden sind. Aber auch dies Verhältnis ist leider noch kein bleibendes. Rasch und unaufhaltsam geht mit dem Fortschreiten der Jahre die Zahl auf der männlichen Seite mehr und mehr zurück, während die der weiblichen Bevölkerungsklasse stetig verhältnismäßig höher wird. Im dritten Lebensjahrzehnt, also zwischen dem 20. und 30. Jahre, sehen wir jetzt schon 102 Frauen auf 100 Männer berechnet, und diese Mehrheit der Frauen wächst mit jeder Lebensdekade, bis sie schließlich im Alter über 70 Jahre 123 Frauen auf 100 Männer beträgt.

Wir sehen also aus dieser Gegenüberstellung, daß der anfängliche Knabenüberschuß schon in der Kindheit durch eine erhöhte Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes ausgeglichen wird und daß er sich weiterhin im heiratsfähigen Alter schon in das umgekehrte Verhältnis umwandelt, das in gleichem Sinne mit zunehmender Zahl der Jahre zugunsten der Frauen sich beträchtlich steigert. Auch dafür gibt uns die Statistik den Beweis an die Hand, indem sie zeigt, daß auf 100 weibliche Gestorbene im Deutschen Reiche etwa 110 männliche Tote entfallen.

Mit geringen Schwankungen läßt sich das gleiche Zahlenverhältnis in allen Staaten Deutschlands verfolgen, und es ändert an dem daraus sich ableitenden Bevölkerungsgesetz nichts, daß einzelne, bemerkenswerterweise kleinere Staaten, zeitweise andre Zahlenverhältnisse aufweisen. So hatte zum Beispiel das Fürstentum Waldeck im Jahre 1900 ein bemerkenswertes Minus von Knabengeburten, von denen nur 97 auf 100 Mädchengeburten trafen, und in dem gleichen Fürstentum zeigt sich auffallenderweise in den drei Zählungsperioden von 1892, 1899 und 1900 ein Weniger von männlichen Gestorbenen, während zum Beispiel in Lübeck und in Westfalen in dieser Zeit auf 100 weibliche Gestorbene 120 und 118 männliche Todesfälle treffen. Es mag dahingestellt sein, ob dies nur Zahlenzufälligkeiten sind oder ob besondere, lokale oder zeitliche Gründe für diese Ausnahmezustände vorhanden waren. Mag für die betreffenden Länder und Städte ein Nachspüren gewiß nicht ohne Interesse sein, so dürfen wir dies doch hier übergehen, wollen wir nicht darüber die für das Deutsche Reich maßgebenderen Gesichtspunkte verwischen.

Auch darauf möchte ich nicht weiter eingehen, welche Ursachen die erhöhte

Sterblichkeit des männlichen Geschlechts hat. Es mögen hier wohl mehrere Faktoren in Betracht kommen, die zum Teil schon bekannt sind, zum Teil aber noch der Aufklärung bedürfen. Daß das anstrengendere Berufsleben des Mannes und die damit verknüpften Gefahren einen gewichtigen Anteil daran haben, bedarf keiner weiteren Erörterung. Tritt künftighin die Frau mehr als bisher hier dem Manne zur Seite, nimmt sie wie er teil an diesen schädigenden Folgen des Erwerbslebens, dann werden sich wahrscheinlich bald die Verhältnisse ändern. Aber auch andre Umstände werden hier in nicht zu ferner Zeit ihren Einfluß bemerkbar machen. Da der ursprüngliche Knabenüberschuß sich in der Kindheit verzehrt, so sind es in allererster Linie die die Kinder heimsuchenden Krankheiten, welche die Schuld an seinem Verschwinden tragen. Sie zu verhüten und ihnen die Todesschrecken zu nehmen, ist aber neueren Errungenschaften der wissenschaftlichen Medizin so weitgehend gelungen, daß mit Sicherheit zu erwarten steht, daß künftighin die das Sterben der Kinder verursachenden Krankheiten anders und weniger als früher und bisher auftreten werden. Ich darf nur darauf hinweisen, welch hohe Sterblichkeit gerade in den ersten Lebensjahren die Bevölkerung dezimiert und wie die Fortschritte in der Ernährung und Pflege der Säuglinge mehr und mehr ihre Früchte tragen. Vor allem aber sind es die eigentlichen Kinderkrankheiten, namentlich ihr ärgster Würgengel, die Diphtherie, die dank wichtiger Entdeckungen heute geradezu eine ungefährliche Erkrankung genannt werden kann, während sie bisher die höchste Sterblichkeit unter den Kinderkrankheiten aufwies. Künftige Volkszählungen werden diese medizinischen Errungenschaften in ihren Zahlen wohl zum Ausdruck bringen. Und da eben die jetzige Statistik uns lehrt, daß an der Kindersterblichkeit das männliche Geschlecht mehr beteiligt ist als das weibliche, werden wir erwarten dürfen, daß später der anfängliche Knabenüberschuß sich zunächst wenigstens längere Zeit in das heiratsfähige Alter hinein erhält, bis dann endlich als das Ideal der Zustand erreicht ist, daß er bestehen bleibt.

Wie weit dies im einzelnen noch ausgesponnen werden kann, mag Ihnen auch weiterhin zeigen, daß unter den vor der Geburt zugrunde gehenden Lebewesen sich noch ein sehr viel höherer Anteil von männlichen Individuen präsentiert. Da aber auch hierin die medizinische Wissenschaft nicht stille stehen bleibt, sondern in der Verhütung dieser Ereignisse mehr und mehr Fortschritte zeitigt, so ist keineswegs ausgeschlossen, daß man dereinst eine nicht unbeträchtliche Erhöhung des Knabenüberschusses bei den Geburten wird konstatieren können; und es erschien mir der Hinweis auf diese im Schoße der Zukunft liegenden, aber durchaus erreichbar erscheinenden Aenderungen in der Verteilung der Geschlechter angesichts der Bedeutung des gegenwärtigen Ueberschusses des weiblichen Geschlechtes nicht unangebracht.

In der Gegenwart freilich und solange das Zahlenverhältnis der Geschlechter ein ähnliches bleibt, wie es jetzt ist, kann nicht verkannt werden, daß die große Zahl überschüssiger Frauen aus materiellen und ethischen Gründen nach einem ihr Leben erfüllenden Berufe drängt; und die Masse dieser wird nicht unbeträchtlich

vergrößert, wie die Statistik aufweist, durch diejenigen, die sich zwar verheiratet haben, aber teils in der Ehe, teils durch frühzeitigen Verlust des Mannes zum Broterwerb gezwungen sind. Es beträgt die Zahl der arbeitenden Ehefrauen und Witwen in Deutschland zurzeit etwa zwei Millionen, während die Zahl der ledigen, heiratsfähigen, aber unverheirateten Erwerbstätigen 4 Millionen beträgt. Dazu kommen noch 600000 ledige Erwerbstätige unter 16 Jahren, so daß die Gesamtzahl der im Berufsleben stehenden Angehörigen des weiblichen Geschlechts sich in Deutschland auf $6^1/_2$ Millionen beläuft.

Für diese in den Kampf ums Dasein gestellten Frauen und Mädchen Berufe zu schaffen, die ihnen, wie den Männern, Daseinszweck und Lebenserwerb geben, das ist die hohe Aufgabe der zahlreichen, seit jetzt etwa vierzig Jahren bestehenden Frauenvereine, die in unermüdlichem und tatkräftigem Streben und Wirken als oberstes Ziel die volle Gleichberechtigung der Frau dem Manne gegenüber verfolgen. Dieser völligen Gleichstellung jedoch sind von der Natur so erhebliche Schranken gezogen, daß man nicht nur im allgemeinen, sondern daß jede einzelne an sich die Erfahrung wird machen können, daß die Frau in der Wahl eines Berufes von Natur aus ganz wesentlich mehr behindert ist als der Mann und daß ein Außerachtlassen dieser natürlichen Grenzen schwere Schädigungen oder Enttäuschungen im Gefolge hat. Lassen Sie mich, hochverehrte Anwesende, zu eignem Nutz und Frommen diese Gesichtspunkte entwickeln.

Wenn das Erschließen neuer Berufsarten für die Frau, wie es die Jetztzeit erreicht hat, diese völlige Gleichstellung von Mann und Frau zur Voraussetzung hat, so können wir nicht umhin, dagegen immer wieder und aufs eindringlichste Bedenken zu erheben. Sie wissen, daß diese Bedenken in erster Linie sich gegen die ganze Wesensart der Frau richteten, insofern man in der Grundstimmung des weiblichen Seelenlebens das Empfindsame über das Tatkräftige stellte und ihre psychische Veranlagung geringer einschätzte. Man hat auf Grund anatomischer, quantitativer wie auch qualitativer Unterschiede von einer Minderwertigkeit des weiblichen Gehirnes, ja sogar von physiologischem Schwachsinn des Weibes gesprochen, und es sind ob dieser Auffassung heftige Fehden entbrannt, die weiterzuspinnen ebenso fruchtlos als unerquicklich wäre. Man hat diejenigen, die von diesem Standpunkt aus die Erschließung neuer und höherer Berufszweige für die Frau bekämpften, als erbitterte Gegner der ganzen Frauenbewegung hingestellt, und die Literatur weist eine Reihe heftiger Polemiken hierüber auf. In der Gegenwart ruht der Streit, und die Zukunft mag zeigen, ob das Geistesleben der Frau über- oder unterschätzt wurde.

Nicht Frauenfeind aber ist dem entgegen derjenige, der auf die körperlichen Gefahren und Nachteile hinweist, die dem weiblichen Geschlecht bei der Ausübung das Leben erfüllender und angreifender Berufsarten drohen.

Zwei Berufe sind es jetzt, welche die Frauenbewegung für die Frau erschlossen hat, und um die sie ganz besonders warm und eindringlich gekämpft hat, das ist der ärztliche Beruf und der wissenschaftliche Lehrberuf. Diese er-

fordern, wie die andern mit akademischer Vorbildung, was ja jetzt schon erreicht ist, daß Mädchen in ihren Entwicklungsjahren und in der diesen folgenden Zeit, die noch der Kräftigung und Vollendung des Körpers dient, anstrengende geistige Tätigkeit entfalten, mit all den körperlichen und psychischen Schädigungen, die unhygienische Lebensweise im Gefolge hat. Es verbietet sich, an dieser Stelle auf die Erscheinungen des weiblichen Körpers näher einzugehen, die von Beginn der Pubertät an in ganz andrer und nachhaltigerer Weise als beim männlichen Geschlecht den Körper in Banden halten. Es wird von Interesse sein, zu verfolgen, wie groß der Prozentsatz derjenigen Mädchen sein wird, deren Körper den Anforderungen der Ausbildung zu diesen sogenannten gelehrten Berufsarten unterliegt. Es steht aber zu erwarten, daß deren Zahl keine geringe sein wird; und es ist zweifellos, daß alle diejenigen, die von vornherein mit nicht sehr widerstandsfähiger Gesundheit ausgestattet sind, den schwersten Schädigungen entgegengehen, wenn sie derartige übermäßige Anforderungen an die Leistungsfähigkeit ihres Körpers stellen. Nicht die Frauenfeinde, sondern die Frauenfreunde müssen deshalb ihre warnende Stimme erheben, daß das schwache Geschlecht sich in Berufswahl als gleichberechtigt dem starken ansieht.

Es ist aber noch ein andres, was bei der Berufswahl des weiblichen Geschlechts in nicht geringem Grade erschwerend in Betracht gezogen werden muß. Die Führerinnen in der Frauenbewegung sprechen nicht mit Unrecht von einem Dualismus der Frau. Notgedrungen werden sie zu der Folgerung verführt, daß diejenigen Mädchen, die sich einen gelernten oder gelehrten Lebensberuf erwählen, zu dem eine mühevolle, über viele Jahre sich hin erstreckende Ausbildung erforderlich ist, nichtsdestoweniger sich auch für den natürlichen Hausfrauenberuf tüchtig machen sollen. Der Anteil des Mannes im Familienberuf ist ein ganz andrer als der der Frau, die hierzu einer gewissen Ausbildung nicht wird entraten können. Es müßten in ihr zwei Wesen leben und wach bleiben, will sie anders nicht der Möglichkeit der natürlichen Erfüllung ihres Lebens verlustig gehen. Es wird auch hier weiterhin von Interesse sein, zu verfolgen, wie viele derjenigen, die mit großen Opfern an Zeit und Mühe, Körperkraft und Gesundheit die Ausbildung eines gelernten Berufes unternommen haben, ans Ziel kommen, und wie viele auf der andern Seite zugunsten des Eheberufs untreu geworden sind. Eine gewisse Erfahrung liegt in dieser Hinsicht bereits vor, insofern uns berichtet wird, daß in der Schweiz, wo bereits seit 30 bis 40 Jahren das weibliche Geschlecht zum Medizinstudium zugelassen wird, von 789 in dieser Zeit immatrikulierten Studentinnen der Medizin nur 141 sich den Doktortitel erworben und nur 26 sich der eidgenössischen Staatsprüfung unterzogen haben. Es ist ja kein Zweifel, daß hierin sich besondere Zustände abspiegeln, insofern der größte Teil dieser Studentinnen dem Auslande entstammte, die an der Diplomierung im fremden Lande nur geringes Interesse gehabt haben mochten. Indessen werden wohl auch innere, in der weiblichen Natur gelegene Gründe in den so viel Enttäuschungen in sich schließenden Resultaten zum Ausdruck kommen.

Stehen somit der Erreichung des Zieles für die gelehrten Berufszweige schon in der Ausbildung im weiblichen Körper selbst gelegene, berechtigte Bedenken gegenüber, so kommt weiterhin erschwerend hinzu, daß ebenso in der berufsmäßigen Ausübung solcher Tätigkeit, namentlich der ärztlichen, an den weiblichen Körper übermäßige und ihn mehr als den männlichen schädigende Anforderungen gestellt werden. Doch ich habe es mir nicht zur Aufgabe gemacht, heute diese Bedenken hervorzuheben und geltend zu machen, und ich will dies um so weniger, als ich es für durchaus wünschenswert halte, daß die Frau die Probe auf das Exempel macht und daß uns künftige Tatsachen in die Lage versetzen, die Berechtigung solcher Bedenken zu prüfen.

Wenn so vielfach ausgesprochen wird, daß die Frau aus dem Grunde sich besonders zum Arzt eignet, namentlich zum Kinder- und Frauenarzt, weil ihr anschmiegenderes, sanfteres und hingebenderes Naturell sie derartigen Kranken gegenüber vor dem Manne auszeichnet, so werden diejenigen eine gewisse Berechtigung dieser Behauptung nicht absprechen können, die im Heilberufe die Hilfe der Frau aus eigner Erfahrung schätzen gelernt haben; und in zweierlei Hinsicht hat die Frau bisher schon Gelegenheit, sich hierin zu betätigen: einmal auf dem Spezialgebiet der Geburtshilfe als Hebamme und dann im weitesten Sinne in der Krankenpflege. Beide Berufe eröffnen dem weiblichen Geschlecht die schönste, befriedigendste der werktätigen Nächstenliebe gewidmete Arbeit. Indessen müssen wir Geburtshelfer mit großem Bedauern feststellen, daß der Hebammenberuf in der Gegenwart so wenig wie je in der Vergangenheit jene Achtung, materielle Unterstützung und Würdigung beim Publikum und im Staat überhaupt genießt, die ihm vermöge seiner Bedeutung für das Wohl der Frauen und Kinder wie auch durch seine Ausbildung und wissenschaftliche Stellung unbedingt zukommen sollte. Schon in diesem Augenblick möchte bei manchem von Ihnen, meine geehrten Zuhörer, die Empfindung wach werden, daß ich mit diesen wohlüberlegten und absichtlich gewählten Ausdrücken übertreibe; denn man ist zu sehr gewöhnt, in den Hebammen Dienerinnen zu sehen, die wohl zu gewissen Zeiten dringend nötig und erwünscht sind, deren Tätigkeit und Gegenwart aber sonst dem Denken und Sorgen möglichst entrückt werden. — Lassen Sie mich in Kürze durch die Schilderung der schwierigen Aufgaben und namentlich der hohen Verantwortlichkeit des Hebammenberufes darlegen, wie sehr die Hebung dieses Standes in ethischer und materieller Beziehung notwendig und erwünscht ist, um daran die vielleicht nicht ganz verhallende Mahnung anzuschließen, es möchten die Frauenvereine in die in den Reihen der Geburtshelfer und Hebammenlehrer bereits seit längerer Zeit lebhafte Bewegung unterstützend und helfend eingreifen, statt, wie sie es bisher getan haben, ferne zu stehen; und wir werden sehen, daß es eine der nächsten, dringenden und gewiß sehr lohnenden Aufgaben ist, wenn diesem so recht eigentlichen, von alters überkommenen Frauenberufe die Fürsorge der um das Wohl der Frauen bemühten Führerinnen in der Frauenbewegung sich zuwendet, wo sie, man sollte es wenigstens meinen, leichter Erfolge

erzielen wird, denn es bedarf hier nur gewisser unabweislicher und dringender Fortschritte.

Freilich gilt es hier vor allem mit alten Vorurteilen gründlich aufzuräumen, die heute noch in der Masse des Volkes wurzeln; das ist, ich will nicht sagen die Anschauung, ich will sagen die Empfindung, als ob der Beistand bei normalen Geburten und die dabei nötigen Besorgungen in gewissem Grade etwas Erniedrigendes in sich trügen. Ist doch die Zeit noch nicht gar so fern, wo die Geburtshilfe überhaupt als ein verachtetes, ja geradezu schimpfliches Gewerbe betrachtet wurde; ähnlich, wie auch in früheren Jahrhunderten jener Zweig der Heilkunde, der heute unter dem Namen der Chirurgie in so hohem Ansehen und in so großer Blüte steht, nahezu ausschließlich in den Händen niederer Heilgehilfen war. Bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts etwa wurde die Hilfe bei Geburten ganz ausschließlich von Hebammen geleistet, die nur in den seltensten Fällen, wo weder die Natur noch sie ein gutes Ende herbeizuführen vermochten, die Hilfe der gefürchteten Chirurgen zuzogen, deren Erscheinen Angst und Schrecken verbreitete. Ihre Tätigkeit war ja auch gemäß dem damaligen Stande ihrer Kunst und nach Lage der Fälle, zu denen sie zugezogen wurden, eine wenig dankbare. So verlockend es wäre, Ihnen nun zu schildern, welch großartige Entdeckungen Männern zu danken sind, die im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Geburtshilfe aus diesem Tiefstand des Handwerks auf die Höhe einer wohlausgebildeten, achtunggebietenden Wissenschaft erhoben haben, so muß ich mir dies doch aus äußeren und inneren Gründen versagen, zumal die Gegenwart so viele Zeugen dieser Erfolge in allen Bevölkerungskreisen bergen wird. Aber ganz ist diese Scheu vor dem geburtshilflichen Chirurgen der früheren Zeiten doch auch heute noch nicht aus dem Publikum geschwunden, und in dem Augenblick, in dem die Hebamme heute die Notwendigkeit der Zuziehung männlicher Hilfe als wünschenswert bezeichnet, wird oft genug auch jetzt noch diese traditionelle Empfindung wach werden. Wie wenig beliebt und gesucht die gewiß so unendlich viel segensreicher gewordene Tätigkeit der Geburtshelfer auch heute noch ist, mögen Sie aus dem überraschenden Umstand ersehen, daß in Deutschland nur etwa in 5 Prozent der Geburten die Aerzte zur Hilfeleistung zugezogen werden, während etwa 95 Prozent aller Fälle auch in der Jetztzeit ausschließlich der Hilfe der Hebammen anheimgegeben sind. Für Württemberg besagt dies, daß jährlich etwa 76000 Frauen auf die Kunst der Hebamme sich verlassen und nur 4000 ärztlichen Beistand genießen. Diese Zahlen drücken aus, daß im Volke ganz allgemein der Glaube verbreitet ist, daß für die Hilfeleistung in dieser sogenannten schweren Stunde der Frau die Hebamme die recht eigentliche, natürliche und einzige Persönlichkeit ist, die vermöge ihrer Ausbildung wohl in der Lage sein muß, allen Gefahren zu begegnen und das Wohl und Wehe von Mutter und Kind in ihren Händen zu halten. Diesem widerspricht nun aber der heutige Stand der geburtshilflichen Wissenschaft, die uns belehrt hat, daß die Hilfe bei Geburten nicht allein die Aufgabe hat, der Frau beizustehen, ihr Trost zu geben und zur rechten Zeit den Eintritt gefahr-

drohender Umstände zu erkennen, sondern besondere, diesem Lebensvorgang eigne Gefahren fernzuhalten. Unter diesen steht auch heute noch obenan das leider nicht selten an die Geburten sich anschließende, wenn auch erst später in die Erscheinung tretende Kindbettfieber, an dem jährlich in Deutschland allein etwa 6000 Frauen zugrunde gehen. Wie groß die Zahl derer aber ist, die wohl vor dem Tode bewahrt bleiben, die aber monatelang schwere Krankheit durchmachen und vielleicht in ihrer ferneren Gesundheit dauernd dadurch beeinträchtigt werden, läßt sich zahlenmäßig nicht ausdrücken; noch weniger, wie viel Leid, Sorge und Kummer dadurch hervorgerufen wird. So viel steht aber fest, daß auch jetzt noch diese Krankheit zu den verheerendsten gehört, die Leben und Gesundheit bis dahin vollkommen gesunder Individuen bedrohen; und es ist dies um so bedauerlicher, als wir den Forschungen unsrer Wissenschaft der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wichtige Entdeckungen verdanken, die uns das Wesen dieser Erkrankung erkennen lassen und damit ihre Verhütung in weitestgehendem Maße an die Hand geben. Wir wissen, daß das Kindbettfieber eine Infektionskrankheit ist, die nicht, wie man früher vermutete, durch einen Genius epidemicus erzeugt wird, die nicht durch unabwendbare klimatische oder tellurische Einflüsse entsteht, sondern daß sie in den allermeisten Fällen durch eine sorgfältige, schulgerechte Behandlung der Gebärenden verhütet werden kann.

Mit dieser fundamentalen Erkenntnis, die den bedeutsamsten Entdeckungen auf medizinischem Gebiet an die Seite zu stellen ist, erwachsen der Geburtshilfe ganz neue Aufgaben, deren Erfüllung ohne durchgreifende Aenderungen ihrer bisherigen Gepflogenheiten undenkbar ist.

Vor allem ist es die Verantwortlichkeit, die durch diese Erkenntnis gestiegen ist und die eine beträchtliche Steigerung in den Anforderungen der Ausbildung und Ausübung der Geburtshilfe nach sich zieht. Die natürliche Folge davon muß sein, daß das Ansehen und die Stellung der die Geburtshilfe ausübenden Personen auch in den breiten Massen des Volkes entsprechend wächst, so daß die sich ihr Widmenden den für die Erlernung dieses Berufes zu bringenden Opfern gegenüber den entsprechenden ideellen und materiellen Lohn erwarten dürfen.

Betrachten wir aber von dieser höheren Warte aus die gegenwärtige Lage des Hebammenstandes, so müssen wir mit Bedauern erklären, daß sie in jeder Hinsicht zu wünschen übrigläßt.

Was zunächst die Einkommensverhältnisse der praktizierenden Hebammen betrifft, so teilt der Medizinalbericht für Württemberg für das Jahr 1902 mit, daß das Wartgeld der Gemeindehebammen sich durchschnittlich auf 44 Mark pro Jahr beläuft. Das jährliche Gesamteinkommen in Gemeinden bis zu 5000 Einwohnern schwankt zwischen 50 und 500 Mark. Von den 2490 im Lande praktizierenden Hebammen haben 1566, also weit mehr als die Hälfte, ein Jahreseinkommen, das zwischen 50 und 200 Mark liegt, während 700 ein solches bis zu 500 Mark haben, so daß im ganzen nur 224 verbleiben, deren Gesamteinkommen über 500 Mark beträgt. Nicht anders liegen die Verhältnisse in den

übrigen Staaten des Deutschen Reichs; wird uns doch berichtet, daß die Bezirkshebammen im Regierungsbezirk Oppeln in Schlesien eine durchschnittliche Jahreseinnahme zwischen 139 und 335 Mark haben.

Wenn vor kurzem die Entlohnung der Heimarbeit, wie sie aus der Ausstellung in Berlin bekannt wurde, Entrüstung erregte, so dürfen wir wahrlich das Einkommen der Hebammen mit ihrer verantwortungsvollen, aufopfernden, Tag und Nacht verlangten Tätigkeit dieser gleich unwürdig an die Seite stellen. Und dazu kommt noch, daß es sich hier um eine gelernte Berufsarbeit handelt, zu deren Ausübung nicht geringe Opfer an Zeit, Geld und Mühe nötig waren und eine staatliche Approbation erforderlich ist.

Es ist ja selbstverständlich, daß eine derartige geringe Entlohnung auf die Neigung zu diesem Beruf eine einschneidende und unvorteilhafte Wirkung hat, und die schwierige, längst in die Wege geleitete, aber bisher ziemlich fruchtlos gebliebene Reformbewegung im ganzen Hebammenwesen hat an diesem materiellen Punkt einzugreifen, will anders sie von wirkungsvollen Voraussetzungen ausgehen. Es ist eine vielgehörte Klage, daß nur Frauen der niederen Stände, getrieben von Not und Sorge um das tägliche Brot, zum Eintritt in die Hebammenschulkurse sich melden und daß diesem die bessere Klasse, namentlich die gebildeten Frauen, bisher fern geblieben sind. Bei der hohen Bedeutung des Hebammenberufes und besonders seit der Erkenntnis seiner hohen Verantwortlichkeit sollte man aber glauben, daß das Publikum das Bedürfnis nach einer Besserung dieser Zustände selbst so dringend empfindet, daß das Angebot besser qualifizierter und dementsprechend auch materiell höher zu bewertender Hilfe mit Freuden aufgenommen würde. Es fehlt namentlich in großen Städten nicht an derartigen Versuchen, die aber bisher doch nur so vereinzelt geblieben sind, daß sich bestimmtes über derartige Erfolge nicht sagen läßt. Dabei will ich nicht verschweigen, daß diejenigen aus den gebildeten Kreisen, die sich den Entschluß abgerungen zu der Ausbildung und zur Ausübung des Hebammenberufes, auf Schwierigkeiten gestoßen sind, die sich nicht so ohne weiteres vorhersehen ließen, die aber bei der Wichtigkeit dieser ganzen Frage, nicht bloß für die Berufswahl der Frau, sondern auch für das größere Publikum, in den beteiligten Kreisen zweifellos Beachtung verdienen und die ich hier ausdrücklich erwähnen will, um diejenigen, die etwa Lust und Neigung zur Ergreifung dieses Berufes in sich fühlen, darauf aufmerksam zu machen, und anderseits eine vielleicht nicht ganz vergebliche Mahnung an jene Kreise zu richten, die berufen sind, das Hebammenwesen zu leiten und womöglich auch zu reformieren.

So wie die Ausbildung und die Ausübung des Hebammenberufes jetzt in althergebrachter Weise gehandhabt wird, sind darin auch niedere Dienstleistungen, nicht bloß für die Kreißende, sondern auch für ihre Umgebung, mit eingeschlossen, die von einer gebildeten Frau füglich nicht verlangt werden dürfen; und es hat sich mit Recht dagegen von seiten der Vorkämpferinnen für Verbesserung dieser Zustände eine lebhafte Bewegung geltend gemacht. Leider gehen diese so weit, aus diesem Grunde diesen Beruf für gebildete Frauen als unmöglich gänzlich

abzulehnen, da sie sich diesen Anforderungen in der Unterrichtszeit sowohl wie in ihrem künftigen Berufe nicht unterziehen könnten. Ich würde diese Folgerung lebhaft bedauern in der Ueberzeugung, daß für das Publikum derartige Hebammen ein immer lebhafter gewünschtes Bedürfnis werden.

Wie in so vielen andern Berufen, die die Frau sich neu erkämpft hat, die Tätigkeit sich allmählich etwas geändert und dem Frauenwesen angepaßt hat, so steht auch hier zu hoffen, daß die gebildete Frau im Hebammenberuf jene Härten und Unebenheiten wird zum Verschwinden bringen können, wenn sie mit der entsprechenden Klugheit, Energie und Gewandtheit aufzutreten versteht. Freilich ist auch hier ein Appell an das Publikum nötig, das sich dann solchen Frauen gegenüber in seinen Anforderungen und Ansprüchen Aenderungen wird gefallen lassen müssen.

Auch das Unterrichtswesen, über das diese gebildeten Frauen lebhaft Klage geführt haben, muß derartigen Kreisen etwas angepaßt werden. Ohne auf Einzelheiten in dieser Beziehung eingehen zu wollen, die vor Fachkreise und nicht vor das gesamte Publikum gehören, will ich aber doch hier erwähnen, daß die preußische Unterrichtsverwaltung in dieser Hinsicht ein dankenswertes Entgegenkommen gezeigt und einen vielversprechenden Anfang gemacht hat, insofern sie einzelnen Anstalten die Ermächtigung zu privaten Sonderkursen erteilt hat, in denen einzelnen Frauen Gelegenheit für eine besondere Ausbildung gegeben wird.

Mir schiene noch ein andrer Weg ohne große Schwierigkeiten dem Ansehen und der ganzen Stellung der Hebammen außerordentlich förderlich zu sein, auf den die Frauenbewegung hinzuweisen ich hier nicht unterlassen möchte; das ist die Angliederung und Aufnahme dieses Berufes in die großen Verbände der Diakonissentätigkeit. Nicht nur die Kranken selbst, sondern die Aerzte und namentlich die Leiter größerer Krankenanstalten wissen einmütig die segensreiche Tätigkeit der organisierten Krankenschwestern zu schätzen; und es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie hochgeachtet und von Dankbarkeit umgeben dieser selbstlose, aus reiner Nächstenliebe entspringende Beruf auf der ganzen Welt, im Krieg nicht minder wie im Frieden, dasteht. Leider lehnen nun fast alle Schwesternvereinigungen, so namentlich z. B. die an das Kaiserswerther Mutterhaus angegliederten Diakonissenverbände, zu denen fast alle, und auch das Stuttgarter Diakonissenhaus, gehören, grundsätzlich die Beschäftigung mit der Geburtshilfe ab; und es ist uns auch in den Frauenkliniken nicht möglich, für die geburtshilfliche Abteilung in gleicher Weise, wie wir dies für die gynäkologische so sehr schätzen gelernt haben, die Hilfe der Diakonissinnen heranzuziehen. Welche Gründe dafür vorliegen, weiß ich nicht. Sie müssen selbstverständlich in den Augen der leitenden Persönlichkeiten schwerwiegend genug sein, um den immer wieder hervortretenden Wünschen gegenüber sich ablehnend zu verhalten. Würden diese Kreise es über sich gewinnen, auch dieses Feld der Nächstenliebe in das Bereich ihrer Tätigkeit einzubeziehen, so würden ganz von selbst viele von den Beteiligten selbst am meisten beklagte Mißstände verschwinden und das Ansehen

dieser Tätigkeit ebenso gehoben werden, wie die Schwesternverbände die ganze Krankenpflege zu heben verstanden haben.

Hochverehrte Anwesende, ich eile zum Schluß. Es war meine Absicht, Ihnen, soweit es die Zeit erlaubte, darzulegen, daß die Frau in der Auswahl eines Lebensberufes nicht so frei ist wie der Mann und daß jede einzelne nicht nur schweren Gefahren, sondern auch bitteren Enttäuschungen entgegengeht, wenn sie die ihrer Natur gezogenen Schranken durchbricht. Auch wollte ich Ihnen zeigen, welche naheliegende und lohnende Betätigung die modernen und lobenswerten Bestrebungen der Frauenbewegung haben; vorerst dürfte es jedenfalls lohnender und erfolgreicher sein, Bestehendes zu verbessern, als Neues und vielleicht in gewisser Hinsicht Gezwungenes zu schaffen. Eines aber möge sich die Frauenbewegung wie jede Frau unentwegt vor Augen halten, das ist, daß die eigentliche Bestimmung der Frau und ihr wahrer Lebensberuf die Ehe ist. Wehe, wenn die Zukunftsfrau als Emanzipierte diesen eigentlichen Frauenberuf als etwas Nebensächliches oder gar Unwürdiges betrachtet, die Erfüllung ihres Lebens dagegen in der Ausübung eines Männerberufes sieht. Alle, denen das Wohl der Frau am Herzen liegt, müssen solche Regungen, die der Gegenwart nicht fremd sind, energisch bekämpfen.

Das größte Unglück für die Frau aber würde ich darin sehen, wenn jene Bestrebungen, für die die rücksichtslosen Umsturzideen gewisser Kreise Propaganda machen, dereinst zur Verwirklichung kämen. Bebel kämpft bekanntlich in seinem weitverbreiteten Buche „Die Frau und der Sozialismus" dafür, daß die Frau im Zukunftsstaat eine ganz andre Entwicklung und Stellung im Gemeinwesen, in der Familie und im Berufsleben einnehmen soll, als sie jetzt in der menschlichen Gesellschaft hat. Die Ehe wird aufgelöst, die Frau ist vollständig frei, gänzlich unabhängig, dem Manne in jeder Hinsicht gleichgestellt und eigne Herrin ihrer Geschicke. Sie wählt für ihre Tätigkeit diejenigen Gebiete, die ihren Wünschen, Neigungen und Anlagen entsprechen, und ist unter den gleichen Bedingungen wie der Mann tätig. Eben noch praktische Arbeiterin in irgendeinem Gewerbe, ist sie in einem andern Teil des Tages Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie in einem dritten Teil irgendeine Kunst aus oder pflegt eine Wissenschaft und versieht in einem vierten Teil irgendeine verwaltende Funktion. Sie treibt Studien, leistet Arbeiten, genießt Vergnügungen und Unterhaltungen mit ihresgleichen oder mit Männern, wie es ihr beliebt und wie sich ihr die Gelegenheit dazu bietet.

Sie sehen, verehrte Anwesende, dieses weibliche Zukunftswesen kann alles und sorgt für alle, nur nicht für den Gatten, nicht für den Haushalt, nicht für die Kinder.

So malt Bebel die Zukunft der Frau in seinem Staat, und es mag bei oberflächlichem Betrachten und Zuhören scheinen, als würde dann die Zeit der goldenen Freiheit für die Frau anbrechen. Denjenigen, denen dies ein erstrebenswertes Ziel erscheint, würde ich eine Probezeit von nur wenigen Jahren in diesem Zukunftsstaat gönnen. Freilich müßten wir dies etwa auf dem fernen

Eiland Utopien von Thomas Moore, weitab von unsern gesitteten und friedlichen Verhältnissen wünschen. Bald, glaube ich, würden diese Frauen, gründlich geheilt, reumütig in unsre Gesellschaft zurückkehren; und es stünde zu erwarten, daß die jetzige Gesellschaftsordnung in ihnen die geeignetsten und eifrigsten Vorkämpferinnen begrüßen dürfte.

Zur Besiedlungsfrage in Deutsch-Südwestafrika

Von

Generalmajor und Gouverneur a. D. Leutwein

Eine vor einem halben Jahre erschienene Broschüre, welche in der vorliegenden Frage die Einschlagung ganz neuer Bahnen befürwortet, veranlaßt mich, zu dieser Frage auch meinerseits nochmals Stellung zu nehmen. Die Broschüre ist diejenige des früheren Bezirksamtmanns in Südwestafrika und jetzigen Staatsanwaltes Dr. Fuchs: „Ein Siedlungsvorschlag für Deutsch-Südwestafrika.“ Berlin, Dietrich Reimer.

Zwei Fragen sind es, von deren glücklicher Lösung die Entwicklung unsrer Kolonien abhängt, nämlich die Eingebornen- und die Besiedlungsfrage, eine jede für die einzelnen Kolonien von mehr oder weniger Bedeutung. Für Südwestafrika, als einer nicht tropischen Kolonie, ist zweifellos die Besiedlungsfrage die wichtigere. Sie war ja auch von je der Gegenstand zahlloser Erörterungen in Zeitschriften und Broschüren[1]) sowie eine ernste Sorge für die Kolonialverwaltung. Zunächst erscheint daher ein kurzer historischer Rückblick angezeigt.

Wie bekannt, hatte die Kolonialverwaltung in Südwestafrika zuerst versucht, einer Lösung dieser schwierigen Frage aus dem Wege zu gehen und dieselbe ausschließlich der Privattätigkeit zu überlassen, zu welchem Zweck sie verschiedene Privatgesellschaften mit großen Landrechten ausstattete. Nachdem sich jedoch ergeben, daß man auf diesem Wege nicht vorwärts komme, mußte die Regierung die Besiedlungstätigkeit schließlich doch wieder selbst mit in die Hand nehmen. Sie versuchte nunmehr, mittels niederer Landpreise, denen sie später noch direkte finanzielle Unterstützungen hinzufügte, zur Niederlassung in der Kolonie anzuregen. Vor dem Hereroaufstand hatten sich diese finanziellen Beihilfen auf die Angehörigen der Schutztruppe beschränkt. Ein bereits angebahnter Versuch, mittels solcher auch Angehörige des heimatlichen Bauernstandes heranzuziehen, wurde durch den Aufstand unterbrochen. Beabsichtigt war, an diese unter der Bedingung des Nachweises eines eignen Kapitals von 10000 Mark eine Beihilfe von je 10- bis 15000 Mark zu gewähren.

Nach Niederwerfung des Aufstandes standen wir einer neuen Lage gegen-

[1]) Auch darf ich auf mein eignes Buch „Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika“ S. 405 ff. verweisen.

über. Wie fast alles in der Kolonie, mußte auch die Besiedlung auf neuer Grundlage aufgebaut werden, und man muß gestehen, daß dies seitens der Kolonialverwaltung mit aller nur wünschenswerten Energie geschehen ist. Neue Bahnen sind jedoch, wie aus dem „Amtlichen Ratgeber für Auswanderer für Südwestafrika“ [1]) hervorgeht, nicht eingeschlagen worden. Man hat vielmehr an die alten angeknüpft und sowohl die Landpreise niedrig gehalten (0,20 Mark bis 1,00 Mark pro Hektar) wie auch in liberalster Weise staatliche Unterstützungen in Aussicht gestellt. Letzteres geschieht in Form unverzinslicher Darlehen bis zur Höhe von 6000 Mark. Ebenso ist auch ferner wieder ein besonderes Gewicht auf die Ansiedlung ehemaliger Mitglieder der Schutztruppe gelegt und diesen eine Bevorzugung sowohl in bezug auf Landpreise wie in bezug auf staatliche Beihilfen in Aussicht gestellt. Von einem Nachweis eigner Mittel als Vorbedingung für eine staatliche Unterstützung ist, abgesehen von den Mitgliedern der Schutztruppe (2000 Mark gegen früher 2500 Mark), direkt nichts erwähnt. Doch scheint ein solcher Nachweis stillschweigend insofern verlangt zu werden, als auf S. 37 des Ratgebers ein Vermögen von nicht unter 20000 Mark als das geringste für einen Farmbetrieb erforderliche Kapital bezeichnet wird. Bei einem Zuschuß von 6000 Mark würde daher der Einwanderer ein eignes Vermögen von 14000 Mark mitzubringen haben. Mehr Wert als bisher ist endlich auf die Kleinsiedlung gelegt, anscheinend um der Kolonie eine dichtere Bevölkerung zuzuführen.

Diese liberalen Bedingungen haben bei manchem Kolonialfreund Bedenken erregt, nicht zum wenigsten in Südwestafrika selbst. Namentlich der Kleinsiedlung steht man draußen mißtrauisch gegenüber. In Nr. 7 der „Südwestafrikanischen Zeitung“ von diesem Jahre schreibt ein Korrespondent, anscheinend selbst Kleinsiedler, kurz und bündig: „Zwei Jahre sind verflossen, seitdem im Lande die Kleinsiedlung im großen betrieben wird. — Der eine war dafür, der andre dagegen, aber recht hatten beide, denn lebensfähig ist die Kleinsiedlung so, wie sie bis jetzt angefaßt wurde, nicht.“ Die Ursache zu dem Mißerfolge sieht der Verfasser vornehmlich in der Tatsache, daß durch zu weitgehende Unterstützung mancher zur Kleinsiedlung bewogen werde, der sich nachher nicht bewähre. „Man leistete eine kleine Anzahlung und empfing eine große Beihilfe,“ fügt derselbe lakonisch hinzu. Doch auch die weitgehende staatliche Unterstützung des Großbetriebs hat zu Bedenken Veranlassung gegeben, anscheinend auch bei der Kolonialverwaltung selbst. Es solle jeder Einwanderer bemüht sein, sich „aus eigner Kraft, nicht als Pflegekind und Kostgänger der Regierung“ wirtschaftliche Selbständigkeit zu erringen, steht auf S. 38 des Ratgebers. Die Besorgnis, der staatlich unterstützte Farmer könne dereinst, wenn es ihm nicht nach Wunsch geht, sagen, „du“ — nämlich die Regierung — „hast mich gerufen, nun hilf mir weiter,“ ist sicherlich nicht ungerechtfertigt, ebenso wie diejenige, daß mancher Einwanderer nur der Beihilfe wegen kommt. Auch die Bevölkerung des

[1]) Berlin, Dietrich Reimer.

Schutzgebietes zeigt, was ich besonders erfreulich finde, für Bedenken solcher Art Verständnis. „Der Anregung des Gouvernements, die Ansiedlungsbeihilfen nur solchen Farmern zu geben, die wirtschaftlich bereits so erstarkt sind, daß sie aus eignen Mitteln den Wirtschaftsbetrieb aufrechterhalten können, wird vom Bezirksbeirat durchaus beigetreten." So steht in Punkt 4 des Protokolls der Bezirksbeiratssitzung von Keetmanshoop vom 27. Dezember 1907. Und in der Tat, mit diesen Worten ist der springende Punkt der Sache getroffen. Die staatliche Unterstützung soll den Wirtschaftsbetrieb nur erleichtern und fördern. Aufgebaut jedoch muß derselbe im wesentlichen auf eignen Mitteln sein. Mittellose Leute zu unterstützen ist eine lobenswerte Sozialpolitik, aber keine lobenswerte Kolonialpolitik.

Bei dem Neuaufbau des Besiedlungswesens in Südwestafrika dürfen wir nicht vergessen, daß die Verdrängung der Eingebornen aus ihrer bisherigen Stellung als Landbesitzer uns zwar mehr Ellbogenfreiheit verschafft, aber die Niederlassung in der Kolonie an sich nicht erleichtert hat. Denn mit dem Landbesitz der Hereros ist auch deren Viehreichtum verschwunden, welcher früher dem in seinen Mitteln beschränkten Farmer die Möglichkeit zur billigen Viehbeschaffung geboten hat. Die Dezimierung der Eingebornen hat ferner die früher schon nicht leicht zu lösende Arbeiterfrage zu einer fast unlösbaren werden lassen. Und ohne eingeborne Hilfskräfte ist ein Farmbetrieb in Südwestafrika undenkbar, weil zu teuer und daher unlohnend. Endlich hat das Fortschreiten des sonst so nützlichen Bahnbaus die Gelegenheit, sich als Farmer mittels Frachtfahrens einen Nebenerwerb zu verschaffen, wesentlich eingeengt.

Angesichts derartiger Schwierigkeiten verdient jeder Vorschlag zur Lösung der Besiedlungsfrage in Südwestafrika ein ganz besonderes Interesse. Und ein solcher Vorschlag ist derjenige des ehemaligen Bezirksamtmanns Dr. Fuchs. Letzterer will an die Stelle der Staatsunterstützung den Grundsatz der Selbsthilfe setzen, d. h. Beschaffung des für den südwestafrikanischen Farmer nun einmal nicht zu entbehrenden Kredits durch die Privattätigkeit, diese nur unter einer gewissen staatlichen Aufsicht. Auf Anregung von privater Seite hatte ich während meiner Amtszeit die Einschlagung solcher Bahnen bereits gleichfalls erwogen. Die damals angeknüpften Verhandlungen mit Vertretern des deutschen Großkapitals scheiterten jedoch an der voraussichtlichen Unrentabilität eines derartigen Unternehmens auf dem nicht allzu reich ausgestatteten Boden Südwestafrikas. Um so mehr habe ich mit besonderer Neugierde die Broschüre des Dr. Fuchs, welche sich der gleichen Sache widmen will, zur Hand genommen.

Gleich im ersten Abschnitt „Allgemeine Gesichtspunkte" gibt der Verfasser den Gedankengang, von dem sein Buch getragen ist, mit folgenden Sätzen wieder: „Im großen und ganzen beweist gerade die Kolonialgeschichte, daß ein Land für seine wirtschaftliche Erschließung in letzter Linie nur auf diejenigen Mittel zu zählen hat und zählen darf, die es aus sich selbst zu ziehen weiß." — „Ein koloniales Budget wie dasjenige der Jahre 1904/06 würde Deutschland sich auf die Dauer einfach nicht leisten können, sollen nicht seine Lebensinteressen leiden.

Den Männern, welche die Verantwortung für seine Geschicke tragen, den Vorwurf der Verständnislosigkeit machen, wenn sie sich jeder derartigen Zersplitterung der Reichskräfte entgegenstemmen, kann nur, soweit jene dabei nicht in Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit verfallen, derjenige, dem es selbst an Verständnis und Augenmaß gebricht."

Gewiß sehr beherzigenswerte Worte, für welche der Verfasser jedoch in unsern Kolonien selbst vorläufig nicht überall Verständnis finden wird. Dort ist man noch allzusehr gewöhnt, mit den Mitteln des Mutterlandes zu rechnen, und nimmt ihretwegen lieber etwas Unfreiheit mit in den Kauf. Anders in England, wo nach dem Verfasser nach folgenden Grundsätzen verfahren wird: „Was nicht mindestens seine Kosten zu decken verspricht, wird abgestoßen oder vielmehr gar nicht erst unternommen. ‚Help yourself', das ist dort die Losung. Nur da, wo unmittelbare Interessen des Mutterlandes engagiert sind, wird dessen Vermögen im großen auf ein Kolonialgebiet verwendet."

Bei Abwägung der kolonialen Tätigkeit des Privatkapitals in beiden Ländern vergleicht der Verfasser nicht unzutreffend Großbritannien mit einem „schwer reich gewordenen Handelsherrn", der seine vielen Mittel nicht mehr im „Hauptgeschäft" verwenden könne und es daher in Finanzunternehmen jenseits des Meeres arbeiten oder es brachliegen lassen müsse. Deutschland aber gleiche „einem kraftvoll aufstrebenden Geschäftsmann, der Mühe hat, das ihm zur Verfügung stehende Betriebskapital in Einklang mit den Anforderungen seines Hauptgeschäftes zu bringen". Vom Kapital Patriotismus verlangen heiße „vom Pflugstier verlangen, daß er Seil tanze". Kein Aufsichtsrat und kein Bankdirektor würde vor seinen Aktionären wie vor dem Staatsanwalt den Zusammenbruch seines Unternehmens damit entschuldigen können, daß dasselbe zwar ungeschäftlich, aber patriotisch gewesen sei.

Bevor dann der Verfasser zur Darlegung seiner eignen Zukunftspläne übergeht, streift er kurz die Art der bisherigen Besiedlungstätigkeit in der Kolonie. Wenn derselbe hierbei in dem Bestreben, seine auf der Privattätigkeit beruhenden Zukunftspläne einleuchtender zu gestalten, die Besiedlungstätigkeit der Privatgesellschaften gegenüber derjenigen der Regierung heraufzusetzen sucht, so liegt dies in der Natur der Sache. Beifall wird derselbe jedoch mit seinen bezüglichen Ausführungen nicht überall finden. Auch ich bin auf Grund meiner Erfahrungen zu andern Schlußfolgerungen gekommen.[1]) Dies hindert aber nicht, daß ich in den Vorschlägen des Verfassers einen durchaus brauchbaren Kern finde, den ich sine ira et studio herauszusuchen mich bemühen werde.

Ehe ich auf diese Vorschläge näher eingehe, muß ich jedoch dem Verfasser in einem Punkte entschieden widersprechen. Auf S. 26 seiner Broschüre bemängelt derselbe die Sondervergünstigungen, welche den sich ansiedelnden Wehrpflichtigen früher zugestanden waren und es jetzt noch sind. Denn in Afrika komme es

[1]) Vgl. „Deutsche Revue", August-Heft 1906 S. 191, „Die Konzessionsgesellschaften in Südwestafrika", sowie mein Buch „Elf Jahre Gouverneur in Südwestafrika" S. 391 ff.

nicht auf Wehrpflicht an, sondern darauf, ob jemand ein Gewehr führen und ein Pferd regieren könne. An sich ganz richtig, doch vergißt der Verfasser, daß einerseits in Zeiten der Gefahr der Wehrpflichtige sich zur Verfügung stellen muß, während dies beim Nichtwehrpflichtigen in dessen Belieben steht, anderseits mit dem Begriff „Wehrpflicht" in der Regel auch der Begriff „militärisch ausgebildet" verbunden ist. Und der Verfasser, selbst gewesener Soldat, wird es zu schätzen wissen, wenn sich mit kriegerischen Fertigkeiten auch die militärische Disziplin verbindet. Ohne dem guten Willen der bei allen Aufständen in Südwestafrika freiwillig zur Truppe eintretenden Nichtwehrpflichtigen nahetreten zu wollen, muß ich doch hier feststellen, daß als weitaus brauchbarstes Material sich dort die ehemaligen Angehörigen der Schutztruppe erwiesen haben. Denn bei diesen verband sich mit den Landeskenntnissen die erlernte Kriegsfertigkeit und die anerzogene Disziplin. Wenn solchen Elementen die Niederlassung erleichtert wird, so ist dies daher eine durchaus berechtigte Ansiedlungspolitik. Ist es doch bei nichtwehrpflichtigen Kriegsfreiwilligen ab und zu sogar vorgekommen, daß sie mitten im Kriege auszuscheiden wünschten, weil sie die Sache satt hatten.

Sehen wir uns nunmehr das Besiedlungsprogramm des Verfassers näher an. Er nennt dasselbe selbst „ein Kind der Verbindung des Wakefieldschen Gedankens" des Self supporting principle mit der Lehre Leroy Beaulieus („De la colonisation chez les peuples modernes", 1902, Band II S. 593). Seine Vorschläge sind kurz zusammengefaßt folgende:

Abgabe von Kronland nur gegen Barzahlung und einen namhaften Kaufpreis. Letzterer soll unverkürzt in eine Zentralkreditkasse fließen, welche unter staatlicher Aufsicht steht und vom Reiche einen einmaligen Gründungsvorschuß erhält. Aus ihr steht dem Farmer ein Hypothekarkredit von $66^2/_3$ bis 75 Prozent des Ankaufspreises seiner Farm zu, später noch ein Nachhypothekarkredit von 50 Prozent der von ihm auf seiner Farm geschaffenen Mehrwerte. Der Landspekulation soll durch das Verbot des Verkaufs von Grund und Boden unter gewissen Voraussetzungen, verbunden mit einer Besteuerung des nicht in Bewirtschaftung genommenen Landes, vorgebeugt werden.

Als Ausgleich für die hiernach eintretende Erschwerung des Landerwerbs sollen sämtliche durch die Regierungsbedingungen bisher auferlegten Eigentumsbeschränkungen und sonstige Vorbehalte wegfallen. Während nach den zurzeit geltenden Regierungsbedingungen der Käufer bis zur Abtragung der langsichtig angesetzten Kaufraten nur als eine Art Gast auf dem erworbenen Boden sitzt und jederzeit von dort entfernt werden kann, soll er künftig sofort in das unbeschränkte Eigentumsrecht seiner Farm treten, die er sonach jederzeit auch wieder verkaufen kann.

Dies sind die Grundzüge der Bedingungen, auf welche Dr. Fuchs künftig das Besiedlungswesen in Südwestafrika neu ausbauen will. Es ist sicher der Untersuchung wert, welchen Einfluß ihre Durchführung auf die Besiedlung der Kolonie künftig ausüben würde.

Da sind zunächst die höheren Landpreise. Es ist ein durchaus richtiger

Gedanke, daß zu einem Hypothekarkredit auch eine gewisse Höhe des Bodenwertes gehört und daß daher niedrige Landpreise das Grab des Bodenkredits sind. An die Stelle des Preises von 0,20 bis 1,00 Mark soll daher künftig der Preis von 1,00 bis 2,00 Mark treten. Denn solange bei der Regierung der Hektar auch zu 0,20 Mark erhältlich ist, drückt dieser Preis dem Bodenwert im ganzen Lande seinen Stempel auf, auch wenn irgendwo der Hektar einmal höher bezahlt worden ist. Wie sich jedoch der künftige Käufer zu dem höheren Preise stellen wird, über dieses Bedenken geht Dr. Fuchs fast allzu leicht mit dem Hinweis auf die angeblichen Erfolge der bodenbesitzenden Privatgesellschaften hinweg, die ja für ihr viel teureres Land bisher gleichfalls Käufer gefunden hätten. Dies zugegeben, so bleibt unbestreitbar, daß der Zudrang zu den höheren Preisen der Gesellschaften bisher doch nur ein sehr mäßiger gewesen ist und daß die Masse der mit Glücksgütern durchweg wenig gesegneten Einwanderer die seitens der Regierung enger gezogene Bewegungsfreiheit den höheren Landpreisen der Gesellschaften vorgezogen hat. Die allgemeine Erhöhung der letzteren wird daher zweifellos eine Verlangsamung der Einwanderung zur Folge haben. Eine solche kann mit der Zeit allerdings sogar wünschenswert werden, es fragt sich nur, ob diese Zeit schon gegeben ist. Auf diese Frage werde ich noch zurückkommen.

Des weiteren soll der Ansiedler künftig das freie Verfügungsrecht über die erworbene Farm dadurch bezahlen, daß ihm an Stelle des unverzinslichen Regierungsdarlehens von 6000 Mark ein zu 4 bis 6 Prozent verzinslicher Hypothekarkredit bis zur Höhe von drei Vierteln des angelegten Kaufpreises angeboten wird. Wer zum Beispiel seine Farm für 10000 Mark erworben hat, dem steht aus der Kreditkasse ein Darlehen bis zu 7500 Mark zu. Bei einem Zinsfuß von 5 Prozent ergibt sich aus dieser Aenderung ein Minus von etwa 4000 Mark zu ungunsten des Farmers. Ob dieser Mehrbelastung gegenüber viele Käufer das freie Verfügungsrecht als genügenden Ausgleich ansehen werden, möchte ich bezweifeln.

Kurz, von welchem Standpunkte aus man die Sache auch betrachten möge, die Durchführung der Vorschläge des Dr. Fuchs wird auf alle Fälle eine Verlangsamung der Besiedlung Südwestafrikas zur Folge haben. Und daher komme ich auf die oben gestellte Frage zurück, ob die Zeit, eine solche wünschenswert erscheinen zu lassen, bereits gekommen sei. Jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Bodenfrage in jungen und in alten Kolonien verschieden gelöst werden muß. Denn jede Erschließungsarbeit des Staates, jeder Eisenbahn-, Hafen- und Straßenbau erhöht, wie auch Dr. Fuchs richtig ausführt, den Bodenwert. In der Entwicklung einer jeden Kolonie gibt es daher einmal eine Grenze, über welche hinaus ein allzuweit ausgedehntes Liberalitätssystem in dem Vergeben des Bodens zum Unrecht gegen das alte Vaterland wird. Wann jedoch diese Grenze gegeben sei, das kann meiner Ansicht nach nur einer entscheiden, und dies ist der mit der Verantwortung für die Entwicklung der Kolonie belastete Gouverneur. Aber auch von Europa aus läßt sich beurteilen, daß, solange der Hypothekarkredit da drüben sich so sehr auf die staatliche Unter-

stützung angewiesen sieht, wie Dr. Fuchs selbst vorschlagen zu müssen glaubt, der Zeitpunkt für eine andersartige Lösung der Bodenfrage noch nicht gekommen sein kann.

Und hierin liegt der wundeste Punkt der Vorschläge des Dr. Fuchs. Seine Kreditkasse ist kein Privat-, sondern ein Staatsinstitut. Nachdem sie auf der einen Seite auf einem einmaligen staatlichen Zuschuß aufgebaut ist, ernährt sie sich auf der andern von den eingehenden Farmverkauferlösen, mithin auch wieder lediglich aus staatlichen Mitteln. Die Ausgabe eigner Bodenkreditpfandbriefe ist erst für spätere Zeit vorgesehen und dann auch noch gestützt auf Staatsgarantie. Damit ist dem Kreditinstitut ein rein staatlicher Charakter gegeben, der Staat kann und darf es sich daher nicht nehmen lassen, daß in dessen Verwaltung seine Beamten das erste Wort mitreden. Es ist derselbe Gouverneur bzw. derselbe Bezirksamtmann, welcher auf der einen Seite den Erlös aus Farmverkäufen der Kreditkasse zuführt, auf der andern Seite drei Viertel des Erlöses als Darlehen den Käufern zurückerstattet. Mithin verbleibt es in verschleierter Form bei der gleichen Staatsunterstützung, wie sie heute bewilligt wird, nur unter weniger liberalen Bedingungen. Dr. Fuchs schätzt anscheinend den Kredit des südwestafrikanischen Bodens noch zu gering ein, um ihn auf sich selbst gestellt zu wissen, und hat damit seinen Vorschlägen selbst das Zeugnis „verfrüht" gegeben. Erst wenn einmal, nicht durch einseitige Heraufsetzung des Verkaufspreises, sondern auf dem naturgemäßen Wege von Angebot und Nachfrage, der südwestafrikanische Boden einen solchen Wert gewonnen haben wird, daß die von einem wirklichen Privatkreditinstitut ausgegebenen südwestafrikanischen Bodenkreditpfandbriefe Aussicht haben, auf den heimatlichen Börsen zu einem gesuchten Anlageobjekt zu werden, erst dann dürfte die Zeit für eine andersartige Lösung der Bodenfrage in Südwestafrika gegeben sein.

Diese Einschränkung soll jedoch den Wert der Vorschläge des Dr. Fuchs nicht vermindern. Sie haben uns die künftig einzuschlagenden Bahnen gewiesen. Mit einem Schlage kann man in einer mit dem Wohl und Wehe der Kolonie so eng zusammenhängenden Angelegenheit ja doch keine radikale Aenderung herbeiführen. Vielleicht läßt es sich daher einrichten, daß in bezug auf Verwertung des südwestafrikanischen Bodens das bisher geübte Liberalitätssystem sich allmählich in das künftig zu erstrebende „Entgeltlichkeitssystem", wie es Dr. Fuchs nennt, hineinwächst.

Zum Schluß streift die Broschüre des Dr. Fuchs auch noch die Arbeiterfrage. Mit Recht, denn sie ist in Südwestafrika mit der Farmwirtschaft so eng verbunden wie in Ostafrika mit der Plantagenwirtschaft. Gelöst kann sie in beiden Kolonien auf verschiedenem Wege werden. Denn in beiden hat sich nach niedergeschlagenen Aufständen die Stellung der Eingebornen verschieden gestaltet. Das zu erstrebende Ziel jedoch kann hier wie dort nur dasselbe sein, nämlich Schaffung einer möglichst seßhaften, mit ihrem Lose zufriedenen Arbeiterbevölkerung. Die Erreichung dieses Zieles liegt in erster Linie im Interesse des weißen Arbeitgebers selbst. Meiner Ansicht nach ist daher der Staatssekretär des Reichs-

kolonialamts mit seinen bezüglichen Bestrebungen auf durchaus richtigem Wege und hätte für sie seitens der weißen Bevölkerung der Kolonien Anerkennung und nicht Angriffe verdient.

Seine demnächstige Reise nach Südwestafrika wird dem Herrn Staatssekretär Gelegenheit geben, sich auch dort über die Arbeiterfrage ein eignes Urteil zu bilden. Sie wird auf der einen Seite leichter, auf der andern aber schwieriger zu lösen sein als in Ostafrika. Leichter, weil wir in Südwest nur noch mit politisch machtlos gewordenen Eingebornen zu rechnen haben; schwerer dagegen, weil die Eingebornen dezimiert sind und so die Nachfrage nach Arbeitern bis auf weiteres das Angebot übersteigen wird. Dazu kommt, daß in dem weiten, unwegsamen Lande dem einzelnen Eingebornen das spurlose Verschwinden leichter wird als in jeder andern Kolonie. Wie diese Schwierigkeiten im einzelnen zu überwinden sein werden, darüber ein Urteil zu gewinnen, ist nur an Ort und Stelle möglich. Sicher erscheint mir nur, daß der Versuch einer Lösung der Arbeiterfrage lediglich mittels Verordnungen und Zwangsmaßnahmen auch in Südwestafrika nur Augenblickserfolge zu erzielen vermöchte; denn sie können eine allgemeine Landflucht wohl erschweren, aber nicht verhindern. Ein Neger, der wochenlang von der dürftigen Feldkost des Landes zu leben vermag, ist weder an die Scholle noch an dauernde Arbeit gebunden.

Dr. Fuchs schlägt daher die Sammlung der Eingebornen in Lokationen in der Nähe der „Farmzentren" vor, um dort als Arbeiterreservoirs zu dienen, wie ich dies seinerzeit gleichfalls getan habe („Elf Jahre Gouverneur" S. 546). Auch die Vertreter zweier großer deutscher Zeitungen, der „Frankfurter Zeitung" (Dr. Bonn) und des „Berliner Tageblatts" (Hauptmann a. D. Hutter), welche neuerdings Südwestafrika anscheinend mit recht offenen Augen bereist und ihre Eindrücke in je einer interessanten Artikelserie niedergelegt haben, kommen zu der gleichen Schlußfolgerung.[1]) Aber nur Hauptmann Hutter fügt die weitere, auch von mir stets erhobene Forderung auf Einsetzung einer eingebornen Obrigkeit in den Lokationen (Reservaten) hinzu, denn „nur durch Eingeborne kann man den Eingebornen regieren", sagt er durchaus treffend. Mit einer solchen Einrichtung würden manche Schwierigkeiten überwunden sein. Aus den Lokationen könnte der weiße Arbeitgeber seine eingebornen Hilfskräfte mittels vertragsmäßiger Anwerbung schöpfen, dies aber nicht direkt, sondern durch Vermittlung des zuständigen weißen Beamten (Eingebornenkommissar?), welcher seinerseits sich mit dem betreffenden eingebornen Werftvorstand in Verbindung setzt. Ein solches System wird sicher bei den Eingebornen eine Verminderung der Neigung zum eigenmächtigen Verlassen der Arbeitsstellen zur Folge haben. Einerseits respektiert der Eingeborne die Weisungen seiner Stammesobrigkeit mehr als die von weißer Seite ausgehenden, anderseits aber hat er auch zu jener mehr Vertrauen als zu dieser. Während so auf der einen Seite die Furcht den eingebornen Arbeiter vom grund-

[1]) „Frankfurter Zeitung" vom 16. März 1908 und „Berliner Tageblatt" vom 11. März 1908.

losen Weglaufen abhalten wird, wird ihn auf der andern Seite das Vertrauen wieder zur alten Werft zurückführen, falls triftige Gründe ihn zu seiner Flucht bewogen haben. Die Sache kann dann ordnungsmäßig untersucht und vorgefundenen Uebelständen gegenüber amtliche Abhilfe eintreten. Ein Arbeitgeber, dem seine Eingebornen weglaufen, weil er sie nicht zu behandeln versteht, wird dann schließlich keine mehr erhalten.

Ein Beispiel für ein eingebornes Arbeiterreservoir haben wir in Südwestafrika bereits vor dem großen Aufstande gehabt, nämlich die Bergdamara-Niederlassung Okombahe. Diese war ursprünglich Hereroland und seitens des Häuptlings Manasse von Omaruru im Jahre 1894 an die Regierung abgetreten worden.[1]) Dem Werftkapitän wurde als Entgelt für die ihm sehr willkommene Befreiung vom Hererojoch lediglich die Verpflichtung zur Gestellung von Arbeitern auferlegt. Dies ist dann in wechselndem Turnus bis zum Aufstand geschehen und hat nie zu irgendwelchen Unzuträglichkeiten geführt, namentlich ist nie ein eigenmächtiges Weglaufen der Arbeiter vorgekommen. Desgleichen ist mir aus meiner Amtszeit ein Beispiel einer gelungenen Arbeiteranwerbung in Erinnerung. Während meiner Abwesenheit hatte mein Vertreter im Jahre 1903 mit einem Bevollmächtigten des Johannesburger Minensyndikats einen Vertrag abgeschlossen, in welchem dem letzteren das Recht auf Anwerbung eingeborner Arbeiter bis zu tausend Köpfen aus unserm Schutzgebiet eingeräumt war. Diesen Vertrag hatte ich dann später zur Ausführung zu bringen. Bei der Abneigung unsrer Eingebornen, den heimatlichen Boden zu verlassen, glaubte ich damals, es würde niemals gelingen, eine nennenswerte Zahl zu dem gedachten Zweck zusammenzubringen. Und doch gelang es, obwohl der Anwerbung seitens der Behörden eher Schwierigkeiten bereitet als Unterstützung gewährt und obwohl den Werbern in bezug auf ihre Maßnahmen scharf auf die Finger gesehen worden war. Vor der Einschiffung in Swakopmund mußte dann noch jeder Angeworbene auf dem Bezirksamt zu Protokoll geben, daß er die ihm gestellten Bedingungen wohl verstanden habe und durchaus freiwillig das Land verlasse. Anderseits war ihm die sofortige Rückkehr in die Heimat freigegeben. Keiner hat jedoch von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, sie zogen vielmehr — etwa elfhundert Köpfe stark — bis auf den letzten Mann nach den Johannesburger Minen mit. Alles geht mithin, auch die Ueberwindung der angeblichen Arbeitsscheu des Negers, wenn man es nur am richtigen Ende anfängt.

---

[1]) Siehe „Elf Jahre Gouverneur" S. 63/64.

Die Behandlung durch Autokonduktion bei gesteigerter Arterienspannung

Von

Professor E. Doumer (Lille)

Seit mehr als fünfzehn Jahren erfreuen sich die durch d'Arsonval in die Biologie eingeführten hochfrequenten Ströme bei den französischen Elektrotherapeuten einer sehr großen Beliebtheit. Diese Beliebtheit ist durchaus berechtigt, denn unmittelbar nach ihrer Entdeckung erwiesen diese Ströme sich schon äußerst wirksam bei einer Menge von Krankheiten, an deren elektrotherapeutische Behandlung man früher niemals gedacht und die man deshalb bis dahin ausschließlich der Domäne der Chirurgie überwiesen hatte. Heute weiß man, welch glänzende Erfolge man mit ihnen bei der Behandlung von Afterfissur, von Hämorrhoiden, von Hautkrankheiten und Frauenleiden erzielt, welche schätzenswerten Mittel sie uns zur Bekämpfung der lokalen entzündlichen Affektionen an die Hand geben, und welche Dienste sie dem manchmal der Lungentuberkulose so ratlos gegenüberstehenden Kliniker leisten können.

Diesen höchst interessanten Eigenschaften hat sich aber neuerdings eine weitere, nicht minder bemerkenswerte und nicht minder weittragende zugesellt, die zuerst von A. Moutier nachgewiesene, dem krankhaften Blutdrucke in den Arterien entgegenzuwirken und diesen fast ganz nach Belieben des Arztes zu regeln. Um aber richtig zu erfassen, wie diese Ströme in verschiedener Weise auf den Blutdruck einwirken, wie sie ihn erhöhen können, wenn er zu schwach, und wie sie ihn herabzusetzen vermögen, wenn er zu stark ist, muß man sich daran erinnern, daß man unter der Bezeichnung von hochfrequenten Strömen Erscheinungen zusammenfaßt, die in physikalischer Hinsicht durchaus verschieden voneinander sind. Darüber will ich mich mit einigen Worten näher erklären.

Wenn man zwei Leydener Flaschen von entsprechender Größe nimmt und die beiden äußeren Armaturen miteinander durch eine kurze Spirale von starkem Kupferdraht verbindet und man die beiden inneren Armaturen an die beiden Enden einer starken Induktionsspule anschließt, dann entstehen jedesmal, wenn zwischen den beiden inneren Armaturen ein Entladungsfunken überschlägt, in der Spirale elektrische Schwingungen von einer sehr hohen Frequenz, und zwar von einer derartigen, daß sie, wenn die Apparate richtig reguliert sind, in der Sekunde ein bis anderthalb Millionen betragen kann.

Es sind das die Ströme, die man mit dem Namen der hochfrequenten bezeichnet hat.

Wenn man nun, wie das Oudin getan hat, eines der Enden der Kupferspirale metallisch mit dem unteren Ende einer Metallspirale von noch zahlreicheren und engeren Windungen der gewünschten Dimensionen verbindet, so treten in dieser letzteren gleichfalls Ströme von hoher Frequenz auf, es wird sich aber

gleichzeitig die Spannung dieser Ströme an ihrem andern Ende beträchtlich erhöhen, und man erhält alsdann das, was man in der Elektrotherapie hochfrequente und hochgespannte Ströme nennt.

Diese beiden Erscheinungsformen der elektrischen Energie haben das miteinander gemein, daß sie oszillierende Ströme sind, doch besteht in physikalischer Hinsicht zwischen ihnen ein ganz wesentlicher Unterschied: die erstere tritt in Strömen von großer Stärke, aber verhältnismäßig schwacher Spannung auf, die zweite dagegen in Strömen von verhältnismäßig geringer Stärke, aber beträchtlicher Spannung, so daß man, wenn man den höheren oder geringeren Grad der Stärke mit I oder i und den höheren oder geringeren Grad der Spannung mit E oder e bezeichnet, erstere durch die Formel eI und letztere durch die Formel Ei ausdrücken kann.

Diese physikalischen Unterschiede gestalten sich in biologischer Hinsicht zu sehr wichtigen: während einerseits die erstere der beiden Energieformen die Eigenschaft hat, die Arterienspannung der an Unterdruck Leidenden zu erhöhen, setzt anderseits die zweite die Arterienspannung der an Ueberdruck Leidenden herab. A. Moutier darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, dieses gegensätzliche Verhalten entdeckt und es bei der Behandlung pathologischer Zustände verwertet zu haben, bei denen entweder die eine oder die andre abnorme Art der Arterienspannung vorherrschte.

Obwohl die hypertensiven Eigenschaften der hochfrequenten und hochgespannten Ströme sehr interessant sind und die Grundlage für eine elegante Methode der Behandlung der Neurasthenie abgegeben haben, müssen sie an Bedeutung doch hinter den hypotensiven Eigenschaften der lediglich hochfrequenten Ströme zurückstehen, denn diese liefern uns ein ziemlich zuverlässiges Mittel, die arterielle Spannung der an Ueberdruck Leidenden herabzusetzen und infolgedessen diese Kranken den sie beständig bedrohenden Gefahren zu entziehen und in sehr energischer Weise die Behandlung der Arteriensklerose, die in unsern Tagen so viele Opfer fordert, zu unterstützen.

Das zur Anwendung kommende Verfahren ist ziemlich einfach: es genügt, der Kupferspirale, welche die beiden inneren Armaturen der Leydener Flasche miteinander verbindet, einen derartigen Umfang zu geben, daß der Kranke sich bequem in ihrem Innern aufhalten kann, ohne irgendwie mit den Drähten in Berührung zu kommen.

Hat der Kranke innerhalb des Apparates Platz genommen, so läßt man das elektrische System derart in Funktion treten, daß man in die Spirale oszillierende Ströme von sehr hoher Frequenz sendet; es bildet sich dann in dem ganzen von den Drahtwindungen umschlossenen Raume ein oszillierendes elektromagnetisches Feld von großer Stärke, und derjenige, der ihm ausgesetzt ist, wird durch und durch von den Kraftströmungen durchdrungen, die es bilden. Dieses oszillierende Kraftströmen ruft bis in die Masse der Gewebe hinein elektromotorische Phänomene von großer Intensität hervor.

Nun erzeugen aber, und es ist dies eine Tatsache, die im ersten Augenblick

sonderbar erscheint und jedesmal den zu behandelnden Kranken in Erstaunen setzt, diese elektromotorischen und die Veränderung der magnetischen Strömungen, denen sie ihren Ursprung verdanken, bei dem Kranken, der ihnen ausgesetzt ist, keinerlei Art von Empfindung, obgleich sie von einer derartigen Stärke sind, daß eine fünfkerzige Glühlampe von 5 bis 6 Volt, die in dem von dem Körper und den beiden ausgestreckten und kreisförmig zusammengeschlossenen Armen des zu Behandelnden gebildeten Stromkreis eingeschaltet wird, zum Glühen und hellen Aufleuchten gebracht werden kann.

Von der Masse der Gewebe, die so in das magnetische Feld gebracht wird, ohne daß sie irgendeine metallische Verbindung mit den Drähten des Apparates (des sogenannten „Käfigs") hätte, sagt man, sie werde der Autokonduktion (oder Arsonvalisation, wie Moutier will) unterzogen, und die wechselnden Ströme, die sie durchdringen, werden Autokonduktionsströme genannt.

Dieses Phänomen der Autokonduktion hatte d'Arsonval schon vom biologischen Standpunkte und namentlich mit Rücksicht auf die allgemeine Ernährung der Lebewesen gründlich studiert; Moutier zog es spezieller hinsichtlich seines Einflusses auf die Spannung der Arterien in Betracht.

Diese Untersuchungen, die er seit etwa zehn Jahren mit regem Eifer betrieben hat, zeigten ihm, daß die Autokonduktion eine unbestreitbare Wirkung auf die arterielle Spannung der an Ueberdruck Leidenden ausübt und daß man, wenn man ein hinreichend intensives Feld zur Verfügung hat, zuverlässig und ausnahmslos den arteriellen Druck auf sein normales Maß zurückführen kann, und das binnen einer verhältnismäßig sehr kurzen Frist. Manchmal soll die Wirkung sich so rasch und in so erheblichem Umfange einstellen, daß man sie schon unmittelbar nach einer ersten Sitzung von fünf bis sechs Minuten konstatieren könne.

Die Darlegungen Moutiers sind im großen und ganzen von den Experimentatoren, die seine Versuche wiederholt haben, bestätigt worden, und das derart, daß auf dem letzten im verflossenen Monat August in Lyon abgehaltenen naturwissenschaftlichen Kongresse (Congrès pour l'avancement des sciences) nicht nur die beiden mit der Kontrolle seiner Untersuchungen betrauten Berichterstatter, sondern auch eine große Anzahl von Rednern, die sich über ihre persönlichen Erfahrungen aussprachen, sie bestätigt und ihnen einen weiteren Grad von Zuverlässigkeit verliehen haben.

Ich könnte hier ein schon zu beträchtlichem Umfange gediehenes Verzeichnis der Beobachtungen geben, die an erfolgreich mit der Autokonduktion behandelten, an arteriellem Ueberdruck Leidenden gemacht worden sind, doch will ich mich darauf beschränken, kurz eine in ihrer Art typische Beobachtung wiederzugeben, die ich an einem Kranken gemacht habe, den ich vor einigen Monaten zu behandeln Gelegenheit hatte und den ich dann der Obsorge seines Hausarztes überlassen konnte, dessen Zustand ich aber immer noch überwache.

Es handelte sich um einen Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, bei dem sich seit mehreren Monaten ein beträchtlicher Ueberdruck bemerkbar gemacht hatte.

Ich sah ihn zum erstenmal im vergangenen Monat August, er hatte eine arterielle Ueberspannung, die, am Potainschen Apparat gemessen, 27 Zentimeter betrug. Ich sah ihn dann im vorigen Oktober wieder, nachdem er sich zwei Monate lang einer sehr strengen Diätkur unterworfen hatte; seine Spannung hatte sich durchaus nicht vermindert, sondern im Gegenteil noch vermehrt; ich konstatierte sie mit 27,5.

Die Behandlung mit der Autokonduktion wurde vorgeschlagen, angenommen und sofort zur Ausführung gebracht. Dreimal in der Woche fanden Sitzungen von zehn Minuten Dauer statt, und es kam ein Feld von 483000 Gauß zur Verwendung, d. h. ein Feld, das 483000 Einheiten C. G. S. durch jeden Quadratzentimeter des geraden Querschnitts der Spirale gehen ließ. Der Druck wurde jedesmal vor Beginn der Sitzung gemessen; er betrug

vor der	ersten	Sitzung . . .	27,5	Zentimeter
„ „	zweiten	„ . . .	22,0	„
„ „	dritten	„ . . .	20,5	„
„ „	vierten	„ . . .	20,0	„
„ „	fünften	„ . . .	20,0	„
„ „	sechsten	„ . . .	19,0	„
„ „	siebenten	„ . . .	18,5	„
„ „	achten	„ . . .	16,5	„
„ „	neunten	„ . . .	16,5	„
„ „	zehnten	„ . . .	16,0	„
„ „	elften	„ . . .	16,5	„
„ „	zwölften	„ . . .	15,5	„

In weniger als zwölf Sitzungen war der Druck mithin normal geworden.

Die Beobachtung, über die ich hier berichtet habe, ist nicht etwa ein ganz vereinzelt dastehender Fall, sie ist auch nicht aus den günstigeren herausgenommen, sondern stellt das dar, was im Durchschnitt bei den an Ueberdruck Leidenden vorzukommen pflegt. Doch muß zugestanden werden, daß, wenn man in vereinzelten Fällen zu noch rascherer Herabminderung kommt, in andern dagegen der Rückgang sich langsam vollzieht und er manchmal unvollständig bleibt.

Alle Fälle des Ueberdrucks gleichen sich eben klinisch nicht. Wenn dem Ueberdruck, wiewohl er ständig ist, sich keine unheilbare Verletzung des Arteriensystems zugesellt und namentlich keine Arterienverhärtung vorliegt oder keine ständige Ursache zur Unterhaltung des Ueberdrucks vorhanden ist, geht die Herabminderung sehr rasch vonstatten und hält stand. Hat man es aber mit einem Ueberdruck bei stark sklerösen Arterien zu tun, dann vollzieht die Druckverminderung sich nur langsam, und man gelangt manchmal zu keiner vollkommenen Beseitigung des krankhaften Zustandes. Schließlich gibt es noch eine dritte Kategorie von an Ueberdruck Leidenden, die mir als schwer zu behandeln vorgekommen sind, obwohl bei ihnen keine ausgesprochene Sklerose vorlag; es sind das diejenigen,

bei denen der Ueberdruck von einer alten und hartnäckigen Leibesverstopfung begleitet wird. Es ist selten, daß man in diesen Fällen zu befriedigenden Resultaten gelangt, wenn man nicht gleichzeitig gegen die Verstopfung vorgeht. Ich habe sogar häufig bei den Kranken dieser Kategorie die Wahrnehmung gemacht, daß der Ueberdruck bei jedem Rückfall der Verstopfung zunimmt und sich nicht eher vermindert, als bis die Verstopfung wieder beseitigt ist.

Ist die erzielte Herabminderung von Dauer? Moutier behauptet es. Ich meinerseits möchte das nicht für so gewiß hinstellen wie er. Der Druck kann dauernd nachlassen, wenn die Ursachen, die ihn veranlaßt haben, behoben sind, und ich habe Kranke, bei denen die erzielte Herabminderung über ein Jahr angehalten hat; ist dagegen die Ursache des Ueberdrucks nicht beseitigt worden, so kann die Heilung nur eine vorübergehende sein und eine einmalige oder mehrmalige Wiederholung des Heilverfahrens nötig machen. Man wird daher gut daran tun, die Geheilten hygienisch zu überwachen, und Moutier rät wohlweislich, den an Ueberdruck Leidenden oder denjenigen, der daran gelitten hat, unter strengem Obacht zu halten. Man darf aber nicht vergessen, daß die Verstöße gegen eine rationelle Lebensweise nicht die einzigen Ursachen einer arteriellen Ueberspannung sind; es gibt andre, mit denen ganz besonders zu rechnen ist, und unter denen ich allen voran die Erschöpfung durch übermäßiges Arbeiten und ständige oder stets wiederkehrende Sorgen stelle. Man sollte dem Kranken raten, sie zu vermeiden oder ihnen doch so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen.

Das sind im ganzen die Erscheinungen, bezüglich deren die französischen Elektrotherapeuten sich in Uebereinstimmung befinden. Doch darf nicht verschwiegen bleiben, daß einige Experimentatoren sie bestritten haben; ich glaube sogar, daß die Bestrebungen, die in diesem Sinne gemacht worden sind, ihnen nicht günstig sind. Ich glaube, daß man dieses geringe Divergieren der Anschauungen auf wichtige Unterschiede teils in der Art der Behandlung, teils in der Intensität des zur Anwendung gebrachten Feldes zurückführen kann, und ich bin überzeugt davon, daß sie verschwinden wird, sobald die Experimentatoren dazu gelangen werden, zu der von mir im vorstehenden geschilderten Art der Behandlung überzugehen und Felder von hinreichender Intensität zu verwenden.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten und die deutsch-amerikanischen Beziehungen

Von

M. von Brandt

In politischen Fragen zu prophezeien ist immer ein mißliches Ding, in Wahlfragen das Richtige zu treffen ist mindestens so schwierig, wie für Pferderennen einen richtigen „Tip" zu geben, und für eine amerikanische Präsidentenwahl den Gewinner bezeichnen zu wollen, ehe die „Conventions" gesprochen haben, hieße sich der Gefahr auszusetzen, durch ein „dark horse", d. h. einen unbekannten, nicht einen dunkeln Ehrenmann ad absurdum geführt zu werden. In der republikanischen nationalen Konvention, die am 15. Juni in Chikago zusammentritt, sitzen 980 Delegierte, in der demokratischen, die sich in Denver versammelt, 1008; in der ersteren genügt die absolute Majorität zur Aufstellung als Kandidat der republikanischen Partei, in der letzteren besteht die Zweidrittelregel, es sind also 672 Stimmen für den demokratischen Kandidaten erforderlich. Als republikanische Kandidaten sind bis jetzt die Herren Taft, Knox, Hughes, Cannon, Fairkbanks und La Follette genannt; der vorletzte dieser Herren, Senator Fairkbanks, der als Vertreter des Großkapitals betrachtet wird, scheint in der letzten Zeit zugunsten des Ministers Taft zurückgetreten zu sein, der überhaupt als der Kandidat Roosevelts und einer starken Partei unter den Republikanern als der voraussichtliche Kandidat der republikanischen Partei angesehen wird. Als wahrscheinlicher Kandidat der Demokraten gilt Mr. Bryan, der bekanntlich bei den letzten beiden Präsidentenwahlen gegen Mac Kinley und Roosevelt unterlegen ist; als einziger Gegenkandidat scheint Gouverneur Johnson von Minnesota in Betracht zu kommen, der als Vertreter der kommunalen Interessen gegenüber den Trusts einen vortrefflichen Ruf genießt, dessen jüngster Appell an den Spreadeaglism der Bevölkerung, „daß die imaginäre Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und den Kanadischen Staaten von Amerika ausgelöscht werden müßte", aber auch nach der Ansicht der besten demokratischen Blätter ihm eher schädlich als nützlich gewesen sein dürfte. Charakteristisch für die Stimmung in der demokratischen Partei ist aber, daß die am 15. April abgehaltene New York Democratic Convention nach hartem Kampf zwischen Murphy, dem Tammany-Führer, und Mc Carren, dem politischen Boß von Brooklyn und King's County, beschlossen hat, ihre Delegierten nach Denver ohne Instruktionen zu schicken, also mit einem Siege für Tammany geendigt hat. An eine Wahl Bryans ohne New York ist nicht zu denken, man kann sich also eventuell auf Ueberraschungen in Denver gefaßt machen. Auch die republikanische Konvention von Massachusetts hat ihren Delegierten keine bestimmten Instruktionen gegeben, aber das entspricht einerseits dem seit längerer Zeit bestehenden Gebrauch der Partei in diesem Staate, und dann ist in dem Programm, der „Platform", ausdrücklich gesagt, „daß eine Anzahl der Mitglieder des Komitees der Kandidatur Mr. Tafts günstig gestimmt

sind und eine Mehrzahl der Delegierten der Konvention seine Wahl wünschen". — Die Republikaner in New York haben ihre Delegierten angewiesen, für den Gouverneur Hughes zu stimmen, aber in ihrem Programm heißt es über den Präsidenten Roosevelt: „Seine Politik ist die republikanische Politik, und wir verpflichten uns, dieselbe zu unterstützen." Die Leiter der republikanischen Wahlbewegung scheinen augenblicklich die Absicht zu verfolgen, Hughes als Kandidaten für den Vizepräsidenten aufzustellen, in der Hoffnung, dadurch den Sieg den Republikanern im Staat New York zu sichern.

Die Populisten haben ihre Konvention schon Anfang April in St. Louis abgehalten und Thomas E. Watson aus Georgia und Samuel Williams aus Indiana als Kandidaten für Präsidenten und Vizepräsidenten aufgestellt; ihr Programm ist stark sozialistisch angegangen, ihr Einfluß auf den Ausfall der Wahl wird aber als kein sehr bedeutender angesehen. Auch die Sozialisten werden einen besonderen Kandidaten aufstellen, wahrscheinlich den Journalisten E. Debs aus Kansas. Von ihnen gilt, was von den Populisten gesagt worden ist. Von größerer Bedeutung dagegen könnte das Vorgehen der American Federation of Labour unter ihrem Präsidenten Samuel Gompers sein, das aus dieser bisher rein wirtschaftlichen Vereinigung eine politische zu machen bestrebt ist. Gelingt dieser Versuch, so erlangen die Vereinigten Staaten, was ihnen bis jetzt gefehlt hat und was auch in England erst seit wenigen Jahren, seit dem letzten Wahlerfolge der Liberalen, besteht, eine Arbeiterpartei, die, wenn sie auch nicht imstande ist, für eigne Kandidaten den Sieg zu erringen, ihn doch mit ihren mindestens eine Million Stimmen der Partei verschaffen könnte, die bereit sein würde, ihre Unterstützung durch Zusicherungen in der Arbeits- und Arbeiterfrage zu erkaufen. Die amerikanische Presse scheint dem Vorgehen von Mr. Gompers bis jetzt wenig Bedeutung beizulegen, aber wenn die Bewegung vielleicht auch diesmal keinen entscheidenden Einfluß auf den Ausfall der Präsidentenwahl haben sollte, so kann es doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Bildung einer politischen Labour Party nur eine Frage der Zeit sein kann und ihr dann in viel höherem Maße ein Einfluß zuzusprechen sein wird, als eine ähnliche Partei heute in irgendeinem andern Lande der Welt besitzt.

Im allgemeinen glaubt man in den Vereinigten Staaten, daß sich Taft und Bryan bei der kommenden Präsidentenwahl als Gegner gegenüberstehen werden, und es gibt viele, auch in der republikanischen Partei, die einen Sieg Bryans für nicht unwahrscheinlich halten, freilich hauptsächlich darum, weil nach einer alten Erfahrung in den Vereinigten Staaten bei der Präsidentenwahl die herrschende Partei zu unterliegen pflegt, wenn unter ihr die wirtschaftlichen Interessen gelitten haben. So war es, als Mc Kinley 1896 über Cleveland siegte, dessen Hinneigung zu freieren Handelsbeziehungen mit dem Auslande man die damalige wirtschaftliche Krisis zuschrieb, und so glauben manche, daß die Krisis, welche die Vereinigten Staaten kaum durchgemacht haben, die Aussichten der herrschenden republikanischen Partei bei den bevorstehenden Wahlen schädigen könnte. Sollte sich dies in der Tat als wahrscheinlich herausstellen, so ist es

immerhin noch möglich, daß seitens der republikanischen Partei der Versuch gemacht werden könnte, durch Aufstellung Roosevelts ihre Chancen zu verbessern. Der Präsident hat zwar erklärt, keine neue Wahl annehmen zu wollen, und die Versuche, ihn trotzdem als Kandidaten aufzustellen, die in einigen County Conventions in verschiedenen Staaten gemacht wurden, sind von den republikanischen Führern selbst verhindert worden. Man kann aber allerdings nicht wissen, zu was sich der Präsident und die Partei zu entschließen imstande sein würden, falls sie vor die Frage „zu sein oder nicht zu sein" gestellt würden. Präsident Roosevelt hat allerdings bei vielen Geschäftsleuten, die ihm, mit Recht oder Unrecht, die Hauptschuld oder wenigstens einen Teil der Schuld an der soeben durchgemachten Krisis zuschreiben, seinen Einfluß eingebüßt, aber bei der breiten Masse des Volkes ist er heute noch so angesehen und populär, daß sein Name genügen würde, den Sieg an die republikanischen Fahnen zu fesseln.

Deutschland kann dem Ausgang des Wahlkampfs mit Ruhe entgegensehen; die vernünftige Politik der letzten Jahre hat in den Vereinigten Staaten ihre Früchte getragen, und wenn die gelbe Presse es manchmal noch nicht unterlassen kann, ihr Mütchen an den Deutschen zu kühlen, so ist sie darin meistens nur das Echo der englischen ähnlichen Blätter. Wie sehr sich die Stimmung in Amerika gebessert hat, war aus der Verhandlung im Kongreß über den Hillzwischenfall zu ersehen. Obgleich demselben keinerlei politische oder sonstige Bedeutung beizumessen war, hätte er doch noch vor nicht langer Zeit unzweifelhaft einen Sturm des Unwillens hervorgerufen, während sich die ganze Sache, trotz englischer und französischer Hetzereien, diesmal im Sand, d. h. in einer Diskussion über die kulinarischen und sozialen Neigungen einzelner diplomatischer Agenten, verlaufen hat. Die amerikanischen Diplomaten haben dabei das schlechteste Geschäft gemacht, denn um der republikanischen Einfachheit treu zu bleiben, hat man ihnen die Dienstwohnungen abgeschlagen, die ihre Stellung nach jeder Richtung hin angenehmer gemacht gehabt hätten. Der Kongreß trägt seit einiger Zeit ersichtlich das, was man in Deutschland — ich bitte alle angelsächsischen Ohren um Verzeihung — die Sparhosen nennt; hat er doch auch von den vier Kriegsschiffen, die Präsident Roosevelt als dringend notwendig bezeichnete, nur zwei bewilligt. Aber genug davon, denn ein politisch Lied ist immer ein häßlich Lied, besonders in Wahlzeiten, und mir steht als warnendes Beispiel das Schicksal des englischen Gesandten Lord Sackville vor Augen, dem seine Pässe zugeschickt wurden, weil er während der Wahlkampagne 1888 sich in einem Privatbriefe eine ganz unschuldige Aeußerung über seine Sympathien erlaubt hatte. Seitdem soll ein Bericht über den Vorgang an manchen Orten, an denen man sich mit Politik beschäftigt, mit der Unterschrift hängen, welche die alten Römer an die Türen ihrer Häuser zu setzen pflegten; wenn sich dies indessen nur als ein leeres Gerücht erweisen sollte, wäre es trotzdem sehr wünschenswert, wenn man allseitig die sich aus dem Vorfall ergebende Lehre nicht aus den Augen verlöre.

Religion und Ideal

Eine kulturästhetische Studie

Von

Ernst Schwarz (Heidelberg)

„Denn sie, die das himmlische Licht uns leihn,
Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden."

Hölderlin.

I

Der Weg der Menschheit ist ein Suchen und Tasten, aber auch ein gewaltiges, stilles Ringen. Der Menschheit Berufung liegt nicht in ihrer Masse, sondern in der Größe des Einzelnen. In der Verzückung des, der einen tiefen, langen Blick tat in Sinn und Wesen des Daseins. Ueber sich hinaus soll sich der Mensch sehnen, leidender und schöner zu werden, mit betenden Händen aufzufangen das Sein und Leben, worin wir werden.

Noch tiefer als der Trieb nach Wahrheit liegt im Menschen das glühende Verlangen nach Schönheit. Wie der logische Prozeß zur Vereinheitlichung, zum Abschlusse drängt, so sucht sich das Uebermenschliche, Weltfremde mit der spröden, unbildsamen Umgebung auszugleichen, um in harmonischer Anpassung, wie der Organismus selbst, kurze Ruhe zu finden.

Für das bewußte Wesen ist es eine seiner Art entsprechende Frage: Welchen Sinn und Zweck hat das Dasein? Gibt es keine höhere Zweckordnung, worin auch meine vorübergehende Erscheinung Platz hat?

Oder ist dieses Leben etwa ein bloßes Müssen, ein unfreiwilliger Zwang, den uns das Schicksal, ohne nach Wünschen und Bedenken zu fragen, auferlegt? Sind wir verdammt, in dumpfen, düsteren Gelassen hinzuschmachten, dürstend nach Licht und Freiheit?

„Unheimlich" nannte Nietzsche das menschliche Dasein. Kein Evangelium kündet dem rastlosen, harrenden Geiste seine ferne Bestimmung, kein glückliches Los weckte ihn aus seinem unruhigen Träumen zu froher Auferstehung. Der Mensch mußte sich selbst ein Ziel wählen, einen Zweck erfinden, ohne den er nicht zu leben vermag.

Durch alle Völker ging es mit segnender Hand, brausend, verheißend, mit lohender Fackel. Lange, schmerzhafte Wehen. Der erste Gott ward geboren. Sie wußten noch nicht, wer er war, woher er kam. Jedenfalls kein Sohn der Erde. Die flimmernden, zitternden Sterne in lautloser, feierlicher Nacht, die klare Schönheit der lebenatmenden Natur, die donnernde, weißschäumende See: Als sie der Mensch sinnend erblickte, weitete sich ihm plötzlich das schwache Auge, und er sah zum erstenmal die Ewigkeit. Wie die Welten unter Riesenhand sich formen und tosend zerbersten, wie alles wird und entschwindet gleich falben Blättern in rauhen Herbstwinden, wie es herauftaucht aus dem Schoße des

Seins, besteht und wieder hinabschmettert in die eisigen, meertiefen Abgründe des Nichts; der Mensch lernte begreifen. „*Πάντα ῥεῖ*," murmelte Heraklit. Alles ist ein ewiges, großes Entstehen und Vergehen, ein Vorüberfliegen an dem schwindelnden Auge; der Mensch nur das Aufleuchten eines Wassertröpfchens, das der brandende Ozean zur Sonne hob.

„*Αἰὼν παῖς ἐστι παίζων, πεττεύων.*"

Unaufhörlich wechselt Form und Gestalt, und nichts, auch nicht der Mensch mit seinem Hoffen und Sehnen, hat darin Bestand.

Bald fesselte den Menschen nicht mehr der Strom des zeitlichen Geschehens, die große, kosmische Perspektive. Er begann zu grübeln, nach Ursachen zu forschen; er trug nicht die Unendlichkeit, der er nicht mehr folgen konnte. Einen Anfang mußte er setzen für seinen irrenden, müden Blick. Zwar weit hinaus, in Urfernen. Nicht mehr *werden* ließ er das All, sondern erschaffen. Ein andres Sein wollte er, woraus der unaufhörliche Wechsel hervorbrach und sich selbst zum Anfang wurde. Und er fand ein wollendes Wesen, wozu ihn sein wünschetrunkenes Herz überredete. So erfüllte sich sein Sehnen und Trachten — in der Selbstverdoppelung. Es quoll nun aus des Gottes Schöpferborn die endlose Reihe von Wesen, die Zeit (*κρόνος*) mit ihrer Ueberfülle von wandernden Gestalten; in dem grünwogenden Meer, in dem immergleichen Gang der Gestirne, in dem waldgebetteten See und der knospenden Pflanze, überall wohnte und waltete die belebende Gottheit. Kein Strauch, kein Haus, kein Tier war durch sie ohne Bedeutung. Alles war ihr geheiligt, geweiht, in allem ahnte man ihre Gegenwart.

Dann folgten große Zeiten, Zeiten schweren und mächtigen Kämpfens. Es galt einen neuen, höheren Wert des Lebens, eine erhabenere, edlere Auffassung des Menschendaseins. Es ging von Palästina aus; Christus kam, der keusche Prophet der Liebe. „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet", und „Meinen Frieden lasse ich euch". „Ihr liebet und werdet vom Vater geliebt." Gibt es einen schöneren Ausdruck für die Stillung von Menschensehnsucht als diesen? Ist die reine ethische Liebe nicht letzten Endes das wundersamste Symbol für die absolute Schönheit in der zweckbefriedigenden Einswerdung mit dem geliebten Wesen? „*Ἐδιζησάμην ἐμεωυτόν*" sprach der finstere Weise von Ephesus. Sich selbst überwinden und sich selbst suchen, darin ist tiefer Sinn. Grausame Wahrheit: Nur wir allein vermögen uns zu helfen. Wir sind es, die Gestalten und Bilder schufen und ihnen Geist und Bedeutung liehen.

Wilde, erregte Scharen jagten über die Lande. Das „Christentum" wurde später in kalten, gotischen Sälen zum Vernunftwesen *κατ' ἐξοχήν*. Da ist es denn ein Wunder, wenn eine Erscheinung wie die Mystik des zwölften und besonders des dreizehnten Jahrhunderts überhaupt Leben gewinnen konnte. Seitwärts von dem langen Troß gingen die Einsamen, betrübt über die immer mehr wachsende Verödung und Verderbnis der Kirche. „O du glänzende Krone der heiligen Kirche," rief Mechtild von Magdeburg aus, „wie ist von häßlichem Ruße dein Glanz verdunkelt! Deine köstlichen Steine, die heiligen Lenker und Lehrer, sind dir ent-

fallen, und deine Sittenlosigkeit gereicht dem Volke Gottes zur Schwächung und zum Aergernis. Dein Gold ist verfaulet im Pfuhle der Laster. Du bist bettelarm geworden und dir fehlt der köstlichste Schatz — die Liebe." Die Liebe war es, die diesmal wieder als religiös-ästhetisches Prinzip für die Lebensführung Bedeutung gewann. In der Liebe sah Mechtild die Erlösung, Befreiung und Erhebung, in der liebenden Vereinigung mit Gott Endzweck des Daseins. „Ich stürbe gerne von Minnen," das kennzeichnet am besten das Wesen dieses seltenen Frauengemütes. Gleich zarte Töne zur Bezeichnung geheimnisvollen Lebenssinnes finden sich nur noch in der Eckhartschen Schule und bei Suso.

Hier ist es nur noch die vorgefundene Form, die einem wesentlich ästhetischen Symbole eine religiöse Prägung verleiht. Und damit beginnt auch schon das Religiöse in das Aesthetische hinüberzugleiten; es wirft die äußerliche, bildliche Gestaltung ab und verliert damit seinen Charakter als gleichsam „aprioriſches" Kulturideal. Die Religion hat aufgehört zu sein, sobald ihr ästhetischer Kern sich enthüllt und damit die Beziehungen zu einer symbolisch-formalen, kulturell-rudimentären Einkleidung aufgibt.

II

Die Entwicklung des ästhetischen Wertes hält gleichen Schritt mit dem gesamten geistigen Fortschritt, also der Verfeinerung und Differenzierung des Bewußtseins. Das Bewußtsein selbst ist schon eine Aufteilung der ursprünglichen Einheit in der wechselseitigen Formänderung von Materie und Psyche. Eritis sicut deus, scientes bonum et malum. Die Mehrheit von Subjekten erst bedingt das Einzel-Ich.

Die Geburt der leuchtenden Seele aus den Wogen des blinden, natürlichen Geschehens ist das gewaltigste Ereignis in der Fortbildung der tierischen Welt. Rastlos, durch unmeßbare Zeiträume, hoffend und wartend erstieg das Leben immer höhere Stufen der Vollkommenheit. Es mußte und wollte die Welt in wandellosen Gesetzen beherrschen und durchbrechen. Immer feiner, großartiger, zielbewußter wurden die Organe, mit denen es tastete und sah, immer weiter und ferner reichten seine geschärften Sinne. Und der Kosmos mit seinen zuckenden Lichtern, den Nebeln und sausenden Massen werdender Welten schlummerte schon, auf kurzen Raum gedrängt, in den seltsamen Geschöpfen der Erde. Tiefer drang die Erkenntnis — da kam sie an sich selbst, und die große Tat geschah: In nackter Höhle, hinter gefalteter, nachdenklicher Stirne, über Augen, die fragend nach den Wolken schauten, ward der wahre Gott geboren. Von da an begann die Menschheit ihren Leidensweg, die große Tragödie des Erwachens. Vor dem Paradies des Stumpfsinns funkelte das Schwert der Zeit.

Der bebende Mißklang rang nach Harmonie. Dem großgewordenen Geiste genügte die Welt nicht mehr, so wie sie war. Kindisch wurden für ihn Jagdfreuden und üppige Gelage; er sann auf Größeres. Da und dort huschte ein blauer Schein über die Berge. Man begann zu raten und zu formen, dem toten Stoffe eine neue Wirklichkeit abzugewinnen. Ein holdes Wesen führte den

Suchenden zur Lichtung: die Kunst. Die schlanke, feingliedrige Hand des Menschen regte sich unter ihrem Kusse zu neuem Werk. Erst einfach und schlicht waren die Versuche. Man wußte selbst nicht, wie es gelang. Das Auge saugte die ganze Pracht und Anmut der Natur auf, um sie verschönert unter den geschickten Händen wieder entstehen zu lassen.

Die Kunst war die erste Trösterin des Geistes, als er seine mystische Aufgabe erfaßte und in der Erkenntnis nach seinem Ursprunge sich sehnte. Ein wildes Gefühl überkam ihn, die Offenbarung seines innersten Seins und Wesens, ein Aufblitzen seiner durchdringenden Kraft. Eine Erregung bemächtigte sich seiner, die nach Dasein rief und im Dasein vor Sehnsucht starb. Aber einen Gegenstand mußte sie wählen, woran sie sich klammerte, nach den unerbittlichen Gesetzen, denen sie unterworfen war. Da zog der Geist aus in die dunstende graue Heide nach seinesgleichen. Harmonie, Wohllaut, Farbenlust und flutende, gleitende Linien einte er in sinnigen Bildern. Größe, Hoheit und Tiefsinn, Altgeheiligtes und Menschliches konnte man darin lesen, sein eignes Sehnen und Wähnen, sein unbekanntes Weh fand er darin, und er atmete kurze Zeit ruhiger. Dann schluchzte er wieder in seinem alten Schmerze, der ihn klanglos durch Jahrhunderte hetzte. Nur einmal hielt der Hastende inne: als er einem andern Wesen in die dunkeln Augen sah und er darin seine Wehmut und sein friedloses Sehnen schaute.

III

Zu den wenigen, die dem gemächlichen Trab der Allgemeinheit voraneilten, gehört neben Heraklit und Plotin: Nietzsche. Ich versuche durchaus keine schwärmerische Apotheose Zarathustras. Aber es ist wohl nie etwas Schöneres, Ergreifenderes geschrieben worden, als des Einsiedlers von Sils-Maria Buch vom königlichen Philosophen. Nichts Reineres, Tieferes. „Die höchsten Menschen leiden am meisten am Dasein." Das galt für ihn. „Aber willst du nicht weinen, nicht ausweinen deine purpurne Schwermut, so wirst du singen müssen, o meine Seele." Und er sang in wunderbaren, nie sonst gefundenen Lauten von seiner Sehnsucht nach dem großen Menschen, dem Uebermenschen. Seine biologisierende Ethik ist nicht echt; es ist Zeittendenz, Spiel, Langeweile. Aber sein Krankſein am Leben, sein verachtender Optimismus, das sind persönliche Züge.

„Der allein erlöst von allem Leide –
Wähle nun:
Den schnellen Tod
Oder die lange Liebe."

Und dann wieder:

„Hier ist das Meer, wirf dich ins Meer:
Göttlich ist des Vergessens Kunst."

Klingen hier nicht alle Schmerzen und Qualen eines reichen Menschenlebens auf und daneben der schwankende Mut eines Mannes, es zu tragen? Wie aus versinkenden, schlafenden Tiefen steigen die Wunderformen ungesehener Schönheit

herauf, die Glockentöne einer verzauberten Stadt. Eine ungestillte, übermächtige Sehnsucht weht durch die gestammelten Worte dieses Genius, die er in einer Verzückung niederschrieb. Funkelnde Edelsteine glänzten in seiner ausgestreckten Hand, zwischen wertlosen Staub gebettet. Er war zu reich, um seine Schätze zu kennen, und so hat er auch sich nicht gekannt. Unter flammenden Blitzen verlöschte sein herrliches Auge, das seinem umdüsterten Innern so viel Schönes und Sonniges zutrug.

„Nach der Natur" zu leben ist der Standpunkt des Primitiven. Gibt es keinen Dualismus, wie die praktische „Wissenschaft" heute will, so gibt es hier einen. Sobald das Bewußtsein auftaucht, ist sogar die subjektive Einheit zu Ende. Je mehr und je vielseitiger sich das Bewußtsein entfaltet, um so mehr nimmt die Inadäquatheit von Geist und Körperwelt zu. Je nuancierter der geistige Zustand erscheint, desto fraglicher ist die Versöhnung und Befriedigung durch das Dargebotene. Keine Kunst gibt ihm mehr das, wonach er dürstet, seine einzige Zuflucht bleibt er selbst in der geistigen Beziehung zu einem gleichartigen Wesen. Die Liebe ist das Symbol der Sehnsucht des ausgestoßenen Geistes nach seinem Schöpfer. Wer als den Ausdruck dieser schon symbolischen Liebe den sexuellen Genuß predigt, der sucht unter Vornahme einer lügnerischen Maske auf sittsame Weise das Unentbehrliche durch eine ästhetische Verklärung himmelsfähig zu machen.

IV

Aber ich treibe wohl — Metaphysik. „Und zwar greulich!" höre ich die „kritischen" Epigonen des höchstseligen Kant und die noch schlaueren Naturforscher sagen.

Die Aesthetik kann leider die „Metaphysik" nicht entbehren, d. h. jene Sätze, die den Dualismus einführen, gegen den sich die denkökonomischen Philister so sehr sträuben. Uebrigens ist diese substantielle Duplizität ein unumgängliches Erklärungsprinzip nicht nur in der Aesthetik, sondern überall. Was an logischen Mißgeburten erzeugt wird, wenn man dieses Prinzip hinterlistig umgeht, das lehrt genugsam die Geschichte der Philosophie, die in dieser Beziehung äußerst illustrativ ist.

Ich weiß zwar, daß man auch heute noch dicke Bände über Aesthetik in die Welt gehen läßt. Nur kann ich den erzielten Fortschritt dabei nicht ersehen. Es ist zwar für neugierige Alleswisser eine kurzweilige Unterhaltung, sorgfältige Untersuchungen über Raumästhetik durchzugehen; aber ich meine, das Wesen der Aesthetik berührt dies nicht. Das ist im günstigsten Falle eine sensuale Harmonielehre, aber keine Aesthetik. Noch mehr gilt dies für Versuche, den Intellektualismus aus der Aesthetik durch physiologische Hypothesen auszufällen. Ob sich der Rhythmus biodynamisch erklären läßt, ist für die Aesthetik ganz belanglos; das sind Vorarbeiten zu einer Aesthetik, die sich um Ursache und Entstehung der Harmonie nicht zu kümmern braucht. Denn die Aesthetik beschäftigt sich vor allem mit dem Wesen und der Genese des Aesthetischen und dann erst mit den Symbolen der ästhetischen Strebung, d. h. den Idealen. Meine Aufgabe ist es

selbstverständlich nicht, die Mannigfaltigkeit der Idealbildung im Zusammenhang mit einem bestimmten Kulturmomente historisch-kritisch zu ordnen, die allgemeine Norm für die Bedingungen einer konsonanten Symbolik zu formulieren, sondern lediglich den ästhetisch-kulturellen Prozeß in seine wesentlichen Bestandteile und Faktoren zu zersetzen.

V

Die Religion erkannten wir also als das ursprünglichste und primitivste Ideal, dem noch alle Mängel des zagenden Versuches anhaften. Noch viel ungeschickter und rückständiger als das teleologische Fundament, auf dem die religiöse Idee sich erhebt, ist die historische Form, welche das Zweckprinzip anregte. Die Religion blieb ja nicht das Adyton des frommen Einzelnen, sondern ward das Manna, nach dem das Volk gierig griff. So wurde sie zur Panacee, zum Allheilmittel für wunde Herzen, zum Zuchtmittel gesellschaftsfeindlicher und heimlicher Gelüste, zur Sittenpolizei. Aber Quacksalberei war es eben doch.

Interessant ist ein kulturelles Mißverständnis, das wesentlich bestimmend in den Entwicklungsgang des religiösen Gedankens eingriff. Charakteristisch war für die religiöse Bestrebung, daß sie nach einem umfassenden Zweckbilde forschte. Auch dies war ein Ausfluß des Bewußtseins, das in der freien Aneignung[1]) eines persönlichen Wertes die Beziehung des gewollten Gegenstandes auf das tendierende Subjekt sichtbar machte. Aber, wenn in der religiös inspirierten Persönlichkeit der Drang nach Verinnerlichung und Sinngebung des Daseins arbeitete, so schrie der plumpe, verständnislose Haufe nach Begründung und Rechtfertigung der nur symbolischen Gesichte. Worin sich nur das unbestimmte Gefühl mit der freigewordenen Einsicht zu unfertigen, gerade naheliegenden Gestalten vereinte, darin glaubte das noch unmündigere Volk Tatsachen erblicken zu müssen, und spielte Dinge des Glaubens, der Befriedigung erwachender Bedürfnisse in Dinge des Wissens über. Die Folgen dieses eigentümlichen Vorganges sind die kulturgeschichtlichen Gebilde, die wir mit dem Namen der (charakteristischen) Religion belegen, die vermöge ihres seltsamen psychologischen Einflusses für Geschick und Wandel der Völker von zeitweise so überragender Bedeutung gewesen sind.

VI

Es ist eine Frage auch der Moderne, die ihrer Eminenz halber nicht ganz ausgeschlossen werden darf: Was liegt in der religiösen Erscheinung Wertvolles oder Bleibendes; ist das religiöse Leben ein wirklicher, definitiver Kulturwert?

Nach dem Vorausgegangenen gibt es für uns kein Zaudern, verneinend zu antworten.

In der Religion materialisiert sich das erste Tappen des Menschengeistes

---

[1]) Ich glaube, daß damit die einfache Lösung des vielumstrittenen Problems der „Willensfreiheit" gefunden ist. Das Bewußtsein ist das zweckelektive Agens, welches sich eines Motives bedient, auch wohl reflektorisch individuelle Charaktereigenschaften berücksichtigt, aber in der Loslösung des Subjektes von seinem materiellen Substrate auch das in sich geschlossene Kausalsystem der Objektsphäre verläßt.

nach Daseinserfüllung, nach Erhebung über den animalischen Zustand. Es sind die rohen, steifen Anfänge eines ästhetischen Weltbildes, einer geläuterten Lebensanschauung. Die noch ungeschiedenen psychologischen Faktoren wirken in einer unbeherrschten, wirren Gestaltenfülle zusammen als Komplemente einer unklaren Lebensergänzung.

Es ist Grund genug vorhanden, von der Billigung einer kinderhaften Daseinsgestaltung durch irreführende Phantome abzusehen und eine reine, künstlerische Lebensgrundlage an ihre Stelle zu setzen. Die Religion, als altertümliches kulturelles Moment, das sich mit einer erschreckenden Zähigkeit auch in die seiner Tendenz gar nicht mehr entsprechende Neuzeit fortsetzt, verdient nicht die weitgehende Beachtung, welche man ihr allenthalben entgegenbringt. Als Lebenswert ist die Religion für unsre kulturelle Lage durchaus nichtig; nur noch die Rationalisierung des ästhetischen Wesens in der Offenbarung ist es, welche die weniger intelligenten Klassen im Vereine mit der Not der Subsistenz zur Anerkennung zwingt und als dankbare „Wahrheit" ein logisches Exkulpat gestattet.

Die Religion zum Prinzip ästhetischer Lebensführung proklamieren wäre Rückschritt. Nicht nur, daß wir dann in eine geistesgeschichtlich überwundene Situation zurückfielen, deren Entwertung zu den größten Kulturtaten gehören würde, es hätte dann auch des Haders kein Ende, welche der typischen Religionsformen die erwählte sei; denn von Richtigsein ist bei der Schätzung der Religion als Lebenswert keine Rede. Wollte man dann etwa eine Universal- und Idealreligion erschaffen, so wäre damit der religiöse Streit doch nicht beigelegt. Es bleiben dann immer noch Beziehungen zu den historischen Religionen stehen, wenn man nicht ein ganz geschmack- und wirkungsloses Filtrat in den Handel bringen will. Ein Spezifikum der Religion liegt eben in dem kulturellen Typus, in der symbolischen Eigenart. Wird der religiöse Inhalt aus der symbolisch-objektivierenden Verschalung herausgehoben, also rein künstlerisch ausgeleitet, dann verbleibt eben eine spirituelle „ethische" Beziehung zu Gott als dem großen Du.

Der Religion als ethische Beihilfe, als moralisches Ferment können wir füglich entraten, sobald die „Bildung" auch die Erkenntnis und Ueberzeugung einschließen wird, daß der soziale Körper eben nur unter Aufrechterhaltung bestimmter ethisch-juridischer Imperative (welche durchaus nicht absolut kategorisch zu sein brauchen) seine jeweilige Subsistenzform wahrt, daß nur unter der Hierarchie sozialer Zwecke, die den Willen des Individuums zur Gemeinschaft fordert, das gesellschaftliche Gleichgewicht ungestört verharrt und die Lebenswerte des Einzelnen unangetastet bleiben. Man brauche dann nicht mehr zu zukünftigen Strafen und Gerichten seine Zuflucht zu nehmen, um das Gemeinwohl vor Verletzungen zu behüten.

VII

Von der Religion werden für uns keine ethischen oder ästhetischen Wirkungen ausgehen, ihre kulturelle Bedeutung liegt um Jahrhunderte zurück. Die Religion muß zerfallen, um einer künstlerischen Kultur, einer Erziehung zum Schönen den

Platz zu räumen. Der Geist muß die Urstufe seiner bewußten Entwicklung verlassen, um in eine neue Epoche der ästhetischen Heiligung einzutreten. Aber auch die die Führung übernehmende Kunst wird einer Reform, einer Vervollkommnung bedürftig sein. Aufgabe der Kunst ist es ja nicht, Momentbilder der Natur zu entreißen, die Natur nachzubeten, sondern ein Menschlich-Bedeutungsvolles, einen geistigen Kulturwert darein zu verweben, die unfügsame äußere Welt dem emporstrebenden Geiste gleichzubilden.

Aber selbst die Fähigkeit der Kunst, durch ein ideell-symbolisches Ebenbild den suchenden Geist auszufüllen und zu befriedigen, wird bald nicht mehr völlig genügen. Zuletzt bleibt als die höchste Ausdrucksform des ästhetischen Genusses nur noch das persönliche Erlebnis, d. h. die hochbewußte und verinnerlichte Aufnahme der Erscheinung. Alles Leben geht vom Geist aus und alles geistige Geschehen sammelt sich in der vereinenden Persönlichkeit, die es in sich zu eigner Arbeit umsetzt. Jede lebendige und in Liebe schaffende Wendung zur Erde ist eine Näherung in der letzten künstlerischen Aufgabe des Einlebens. Damit erstirbt allerdings das allgemeine Interesse an menschlicher Sinnhaftigkeit und kultureller Aktivität, da ja dann jene Spannung mit dem reinen Leben vom Menschen zur Erde erledigt ist. Persönlichkeit ist Verachtung der Kultur.

Das seltene Fest

Novelle von

Georg Hirschfeld

Peter Goswin, der vor siebenundfünfzig Jahren Peter Goswins Lieder komponiert hatte, beging seinen neunzigsten Geburtstag. Er sollte und mußte ihn begehen, denn der Meister zeigte eine erstaunliche Rüstigkeit, wie seit Wochen in den Zeitungen zu lesen war. Frau Stiefel und Kamilla Goswin, die Nichten, gaben diese Rüstigkeitsbulletins heraus und waren überhaupt der treibende Punkt, das Zentralbureau sozusagen, für alle festlichen Veranstaltungen. Sie hatten ja auch wirklich lange genug unter der Vernachlässigung des Meisters gelitten. Frau Stiefel, die fünfundsechzigjährige Witwe jenes Mannes, der die hervorragendste Schrift über Peter Goswins Lieder verfaßt hatte, und Fräulein Kamilla, die Dreiundvierzigjährige, mit ihrer der Pflege des ehrwürdigen Greises geopferten Jugend. Sie waren die treuen Hüterinnen einer großen Tradition. Fern vom Lärm des Alltags und von seinen pietätlosen Geschmackswandlungen führten die beiden Damen ihren feinen, traulichen Haushalt in einem alten Hause, das außer von ihnen nur von einer Regierungsrätin und einer pensionierten Exzellenz bewohnt wurde. Frau Stiefel hatte als Stütze ihre Tochter Doris, ein dreißigjähriges, schönes Mädchen, das leider etwas schwermütig war, wie stets zu ihrer Entschuldigung angeführt wurde. Doris hatte nämlich seltsame gesellschaftliche

Formen. („Obgleich sie ihr Lehrerinnenexamen gemacht hat!" setzte Fräulein Kamilla leichtempört hinzu.) Sie bediente zum Beispiel bei den Mittwochjours die Gäste, ohne je ein Wort an sie zu richten, ja ohne eine höfliche Frage ausführlich zu beantworten. Auf ihrer reinen Stirn, in ihren großen, grauen Augen lag eine Welt — aber niemand erfuhr, was für eine. Wenn sie ihre Pflicht getan hatte, verschwand sie in ihr Zimmer. Mutter und Tante hatten jedesmal damit zu tun, den stimmunglähmenden Eindruck, den Doris machte, zu verwischen. Dabei waren diese Mittwochjours doch so außerordentlich interessant und gemütlich — sicher eine der beliebtesten, geistigen Veranstaltungen der Residenz. Man konnte sich zwar manchmal, Teetasse und Kuchen in der Hand, in den winzigen Zimmern kaum rühren, und wer sich einmal gesetzt hatte, der saß — für eine Stunde war er zugemauert. Aber über all dem Schwatzen, Lachen und Drängen lag doch ein goldener Schimmer von Weltentrücktheit, ein Gruß aus großer Vergangenheit, die in dem greisen Meister noch lebendig war. Man ließ sich gern zum zehntenmal die Reliquien zeigen, die Frau Stiefel und Fräulein Goswin in Glaskästchen aufbewahrten — ein Manuskript der „Widmung", jenes berühmtesten Liedes, einen elfenbeinernen Taktstock, den der Onkel als städtischer Kapellmeister geschwungen, einen goldenen Lorbeerkranz, von der Liedertafel „Dem Unsterblichen" gewidmet, und endlich das Allerheiligste, ein vergilbtes kleines Briefkuvert, das Beethoven einst an den zehnjährigen Goswin gerichtet, als dieser ihm seine kindliche Bewunderung offenbart hatte. Wohin der dazugehörige Brief geraten war, wußte niemand recht zu sagen. Ueber dem Verbleib des kostbaren Blattes lag ein geheimnisvolles Dunkel.

Der Meister selbst war bei den Mittwochjours nicht anwesend. Seltsamerweise vermißte man ihn wenig und gab sich gern mit den gewohnten Entschuldigungen zufrieden, welche die Nichten bei jedem Gast, der eintrat, geheimnisvoll anbrachten. Sie entschuldigten ihn aber beileibe nicht mit der Hinfälligkeit des Alters oder mit seiner Unlust, unter Menschen zu gehen — nein, Peter Goswins Patriarchengestalt blieb makellos sympathisch, der Onkel arbeitete natürlich, wenn Gäste kamen. Herr Rosenmund, der mächtige Redakteur der „Tagespost" und Stammgast bei den Mittwochjours, nickte stets nach dieser Mitteilung befriedigt und kolportierte sie, anders gefaßt, den Neuangekommenen. Einem alten Freunde des Hauses flüsterte er sie nur zu, mit dem stillen Lächeln der Selbstverständlichkeit: „Der Meister arbeitet! Einem eben Eingeführten aber sagte er mit ernstem Blick und so laut, daß die Umstehenden es hören konnten: „Der Meister arbeitet!" Es klang wie eine Ermahnung der Jugend. Was Peter Goswin arbeitete, war den Gästen freilich im Augenblick ebenso gleichgültig wie der Welt seit fünfzig Jahren. Man wußte, er hatte „nachher" noch Symphonien, Sonaten und auch Lieder geschrieben, aber sein Stempel blieb ihm durch Generationen hindurch: er war der Komponist des Zyklus „Einer Toten", er störte einfach seine Verehrer damit, wenn er noch andre Notenhefte in die Welt sandte. Herr Kleinmichel, der Verleger, hatte ohnehin schon schwer daran zu tragen. Herausgeben mußte er alles von Peter

Goswin — das gebot der Respekt vor dem Namen des Greises, aber „gehen", wirklich *gehen*, das taten nur die alten Lieder. Seit einigen Jahren schwieg der Meister freilich, und Herr Kleinmichel atmete auf. Er gehörte jetzt zu denen, die bei den Mittwochjours am andächtigsten lächelten, wenn Frau Stiefel flüsternd mitteilte: „Der Onkel arbeitet!" Er drehte sich dann stets zu Herrn Rosenmund um und sagte mit erhobenem Zeigefinger: „Erstaunlich — diese Produktivität! Der Mann wird neunzig Jahre!" Innerlich wußte er wohl, es waren nur Fingerübungen eines rastlosen, aber verlöschenden Geistes. Es wurde nichts mehr.

Die Nichten litten tief unter dieser schönrednerischen Vernachlässigung. Nicht nur in materieller Beziehung (die Einnahmen des Onkels, außer seiner Kapellmeisterpension, stammten allmählich nur noch aus dem einen Liederzyklus) — auch in ihrer Sorge um das Urteil der Welt und der Nachwelt, um den Ruhm ihres großen, geliebten Namens. Sie, die so unermüdlich liebenswürdig sein konnten, hegten in ihrer einsamen Seele steigende Bitterkeit. Herrn Kleinmichel, der sich an Peter Goswins Genius nur bereichern wollte, haßten sie direkt. Sie hatten das feste Gefühl, daß noch irgend etwas geschehen müsse, solange der Greis am Leben war, was gleichsam eine Apotheose dieses Lebens, ihm und nicht minder seinen treuen Pflegerinnen die allgemeine, großartige Genugtuung brachte, die sie mit der Welt versöhnen konnte. Ihr brennender Wunsch richtete sich allmählich auf die eine, hohe Möglichkeit: daß der Onkel noch den neunzigsten Geburtstag feierte. Auch der achtzigste war sicherlich ein seltenes Fest gewesen. Aber die Raschlebigkeit der Welt, ihre Modenarrheit und unleugbare Intrigen hatten die erhoffte Kundgebung über eine Familienfeier nicht hinausgehen lassen. Schädlich war auch die Gleichgültigkeit und Grobheit des Jubilars gewesen. Er hatte damals zum Beispiel einen erfolgreichen jungen Komponisten, der über Mendelssohn die Achseln zuckte, an der Festtafel laut beschimpft. Das wurde als Originalität kolportiert, schadete aber doch. Nun, in den letzten Jahren war der alte Herr ja gefügiger geworden ... Der neunzigste Geburtstag nahte! Noch fünf Wochen, und er wurde erreicht! — Ein Schauer ging den Nichten durch die Glieder, wenn sie an den gewaltigen Tag dachten. Freilich waren sie sich selbst gegenüber ehrlich genug, um sich einzugestehen, daß ihre Beziehungen trotz der Mittwochjours nicht groß waren. Es bedurfte diesmal eines besonderen Anstoßes, um die intime Feier zu einer allgemeinen zu machen. Ob der teure Onkel noch den hundertsten Geburtstag erlebte, war ja mehr als zweifelhaft. Nein, darauf konnte man unmöglich warten.

In ihrer Bedrängnis wandten die Damen sich instinktiv an den richtigen Mann: an Herrn Rosenmund, den Redakteur der „Tagespost". Als sie ihm alles auseinandergesetzt, sahen sie nicht nur einen ehrlich Interessierten, sondern einen Begeisterten vor sich. Seine Liebe für den alten Meister schäumte über, er berauschte sich selbst an seinen Versprechungen und erklärte, die Bildung eines Festkomitees sofort in Angriff zu nehmen. Die Nichten waren selig. Schon am nächsten Vormittag erschien Herr Rosenmund von neuem und übertraf mit seinem

Bericht ihre kühnsten Erwartungen. Eine ergreifende Kundgebung bereite sich allenthalben vor. Die „Tagespost" werde ihr die öffentliche Stimme leihen. Sein Wort sei wie ein Funken in das Pulverfaß der schlummernden Begeisterung gefallen u. s. w. Die Damen sollten nur alle erdenklichen Wünsche äußern — er wolle sofort das Festprogramm aufstellen. Alle erdenklichen Wünsche — lieber Gott! Sie dachten fiebernd nach, und jetzt, im endlich erreichten Glück, fiel ihnen zunächst nur ein, daß ein Saal gemietet werden möge, da ihre Wohnung für einen neunzigsten Geburtstag zu klein sei. Man plane doch sicher ein Bankett. Natürlich plane man das, erklärte Herr Rosenmund. Für die abendliche Feier, an der sich der Staatsminister, die Vertreter der städtischen Behörden und die gesamte Künstlerschaft der Residenz beteiligen würden, sei schon das Hotel Royal in Aussicht genommen. Den Nichten schwirrte der Kopf. Der Staatsminister! Das Hotel Royal! Mein Gott! — „Sie wundern sich über den Minister?" fragte Herr Rosenmund lächelnd. „Es ist nicht ausgeschlossen, meine Damen, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog vormittags seinen Adjutanten mit einem huldvollen Handschreiben schicken wird und vielleicht — mit noch was anderm!" Vor Frau Stiefels Augen drehte sich alles. Sie glaubte plötzlich, Herr Rosenmund stehe auf dem Kopf. „Wirklich?!..." stammelte sie. Der beschäftigte Redakteur mußte sich jetzt verabschieden. Er hinterließ den Damen eine lange Liste, die sämtliche Veranstaltungen des großen Tages aufwies — in ihrer Wohnung und abends im Hotel. Darüber saßen sie nun, als sie allein waren, und besprachen es bis zur Erschöpfung. Die Morgengratulation, die ganz intime — dann das überraschende Ständchen der „Liedertafel" — dann der Aufmarsch der Vormittagsgratulanten mit obligatem Frühstück — dann das Mittagessen im engsten Freundeskreise — schließlich abends das Bankett. Der Minister sprach — sie hörten ihn schon sprechen — der Bürgermeister — Herr Lorenz, der von Goswin einst gekränkte Komponist — und endlich er selbst, der greise Jubilar, in wenigen, schlichten Dankesworten ... Würde das möglich sein? Nun, wenn sie ihn bis dahin pflegten, wie sie ihn nie gepflegt ... er mußte sich eben zusammennehmen.

Eine Pause der Erschöpfung trat bei den Nichten ein. Frau Stiefel lehnte sich in den Sessel zurück, ließ ihren Zwicker auf den umfangreichen Leib fallen und sagte mit ihrer alten melancholischen Müdigkeit: „Ach Gott — ich wüßte schon, Kamilla, was wir dem Rosenmund vor allen Dingen als Wunsch hätten äußern müssen."

„Nun, was denn, liebe Sidonie?" fragte Fräulein Goswin, schon pikiert, daß sie nicht auch darauf kommen sollte.

„Wir brauchen Geld! Vor allen Dingen. Was nützen uns denn Ehren und Orden? Wie jammervoll es manchmal bei uns aussieht, weiß kein Mensch. Auch wenn das Festkomitee die Hauptsache in die Hand nimmt — ich meine, im Hotel und so — hier im Hause, Kamilla, da gibt es noch Kosten genug. Widersprich doch nicht so sinnlos! Willst du dich lumpen lassen? Beim Frühstück zum Beispiel? Mit deinen Sardellenbrötchen kannst du den Adjutanten

des Großherzogs nicht aufnehmen!" Frau Stiefel weinte fast. Sie preßte ihr Tuch an die Augen.

„Ich begreife dich gar nicht, Sidonie," erwiderte Kamilla hochaufgerichtet, indem sie ihr Lockenhaupt auf dem dürren Hälschen schüttelte. „Du verkennst noch immer Onkels Bedeutung! Hast du denn nicht bemerkt, daß Herr Rosenmund aus Delikatesse den wichtigsten Teil des Programms verschwiegen hat? Eine pekuniäre Ehrengabe mein' ich?! Die ist doch so selbstverständlich, daß wir uns darüber gar keine Gedanken zu machen brauchen!"

„Du meinst, sie bringen ihm Geld? Na, na! Das wär' das erstemal im Leben'"

Hier wurden die Schwestern unterbrochen. Doris trat ein. Sie ging mit ihren langsamen, etwas wankenden Schritten an ihnen vorüber. Sie wollte still zur Korridortür hinaus. Was einst ein Dichter von ihr gesagt, der dem Meister Liedertexte gebracht hatte, es paßte recht gut auf sie: Sie trug zwei unsichtbare Flügel an den Schultern, aber die Flügel waren gelähmt. Zu spät entfaltet oder nie entfaltet — unbrauchbar — man wußte es nicht.

Tante Kamilla hielt sie fest. „Woher kommst du, liebes Kind?"

„Von Onkel," erwiderte Doris und sah, wie immer, an ihr vorbei.

„Habt ihr euch unterhalten?" fragte Frau Stiefel besonders freundlich. „Ist er munter?"

„Munter? . . ." Es zuckte um Doris' Lippen. „Aber Mutter! Ich lese ihm vor. Du weißt doch, Onkel sagt nichts mehr."

„Weil er zu tief in seinen Gedanken ist," erklärte Tante Kamilla. „Darüber haben wir gar kein Urteil, Kind, was in dem großen Mann noch alles vorgeht."

„Das haben wir wirklich nicht." Doris wollte hinausgehen.

„Warte doch!" rief die Mutter nervös. „Es bereitet sich etwas vor — wir müssen es dir jetzt sagen, Doris. Etwas, was alle Kräfte in unserm geliebten Onkel wachrufen wird — was ihn dir besonders — endlich — doch noch zeigen wird — so, wie er ist und wie er war, vorzeiten! . . ."

Doris blieb stehen. Sie sah die Mutter mit ihren großen, staunenden, fast feindlichen Augen an. Was meinte sie? Welche sonderbare Erregung hatte sie ergriffen?

Nun setzten die Frauen ihr auseinander, was sich seit gestern vorbereitete. Sich überstürzend und beständig unterbrechend, schilderten sie ihr den hohen Festtag, als wäre er schon angebrochen, als säßen sie schon inmitten aller Ehren und Liebesbeweise. Das Programm sei herrlich, das müsse Doris zugeben, wenn auch der festliche Lärm natürlich nicht nach ihrem Geschmack sei. Aber persönliche Interessen kämen nicht mehr in Betracht, wenn u. s. w. Woran die ganze Welt beteiligt sei . . .

„Entschuldige, Mutter," unterbrach Doris den Redeschwall. „Hast du mit Onkel gesprochen, bevor ihr das Programm da aufgestellt habt?"

„Nein, mein Kind. Was hätte das —"

„— für einen Zweck? Er ist doch wohl die Hauptperson. Oder hast du vor,

ihn an seinem neunzigsten Geburtstage ebenso zu verstecken wie bei den Mittwochjours?"

„Du bist ein respektloses Wesen, Doris!"

„Nein, Mutter, ich glaube, das Gegenteil davon. Ihr wißt, gesetzt, daß ihr es euch eingestehen wollt, daß Onkel einer Feier überhaupt nicht mehr gewachsen ist. Ob sie eine Stunde dauert oder den ganzen Tag — Onkel ist ein Sterbender. Wollt ihr euch das verhehlen? Langsam träumt er hinüber. Seine Gedankenwelt ist nur klar, wenn er ganz einsam ist und auf Wegen, die sich unserm Urteil entziehen. Wir können nur bei ihm sein, damit er uns sieht und unsre Liebe spürt — die laute Welt darf nicht mehr zu ihm. Das wäre ein Verbrechen an Onkel, ein Mißklang mitten in den letzten Harmonien. Ihr erschreckt ihn, ihr beschämt ihn. Er wird sich in seinem Wahn von lauter Feinden umgeben sehen und nicht von liebevollen Freunden."

„Doris!" fuhr Tante Kamilla in heller Empörung auf. „Ich verbiete dir —"

„Wie du mit einemmal beredt wirst, Doris," stammelte die Mutter, die dunkelrot geworden. „Wenn es etwas recht Häßliches und Hartes zu sagen gilt, dann wird sie beredt ... Nun gut, mein Kind, ich werde mir's merken ... Du willst unsern teuern Onkel zu einem Sterbenden stempeln, zu einem hilflosen Greis, der seiner Sinne nicht mehr mächtig ist? Jetzt, kurz vor der Apotheose seines Lebens? Du lächelst! Ja, das entspricht so ganz deinen verbitterten Anschauungen! Schändlich, daß ein junges Mädchen viel weniger an Ruhm und an menschliche Größe glaubt als wir, wir einsamen, alten Frauen!"

„Alten Frauen?" fragte Tante Kamilla leise, aber scharf.

„Darf ich gehen, Mutter?" Doris öffnete die Tür.

„Ja! Geh! Dein Anblick ärgert mich!"

Doris verschwand. Die Schwestern saßen in heftiger Bewegung einander gegenüber.

„Es kann doch nicht sein!" brachte Kamilla endlich händeringend hervor.

„Was sie behauptet? Daß er sich weigern würde? Daß er nicht imstande ist?! Lächerlich!"

„Aber sie ist am meisten mit ihm zusammen. Sie bringt ihm sein Essen, sie liest ihm vor. Er läßt sich eigentlich nur noch von ihr bedienen. Sie kennt ihn, Sidonie."

„Trotzdem! Mach mich doch nicht irre, Kamilla! Doris hat einen schlechten Charakter! Ich als ihre Mutter würde das nicht sagen, wenn es nicht so wäre! Feindselig hat sie von jeher das ganze Leben angesehen! Und warum? Weil mein Mann ihr damals den armen Schlucker nicht gegeben hat, diesen schwindelhaften Architekten, der sich später erschossen hat — du kennst ja die traurige Geschichte. Ich hielt es für ihr Glück, daß nichts daraus wurde — sie war andrer Ansicht. Mir zum Trotz verachtet sie jetzt alle Männer, die ich ihr zuführe. Ein schönes Mädchen von dieser Bildung! Sie verheiratet sich nicht mehr — nein, Kamilla, die Hoffnung habe ich aufgegeben. Sie fällt uns lieber

zur Last. Denn aus ihrer künstlerischen Laufbahn wird ja auch nichts. Sie studiert ja nicht, sie sitzt ja immer bei Onkel. Eine Altstimme hat sie — wunderbar! Aber die verdorrt wie alles andre. Es ist ein Jammer, Kamilla! Das nehme ich mir aber vor: auf Doris höre ich nicht, wenn es sich um das Fest handelt. Ich lasse mir meine letzte Freude nicht von ihr vergällen."

Die Nichten mußten ihren Aerger schnell vergessen, denn täglich steigerten sich die Anforderungen, die das kommende Fest an sie stellte. Ihr stiller, kleiner Haushalt war wie ausgetauscht. Herr Rosenmund kam einmal täglich — ein Interviewer, der es immer wieder versuchte, zum Meister zu gelangen, zweimal. Er wurde aber nicht vorgelassen — das wagten die Nichten doch nicht. Sie fürchteten einen jähen Zornausbruch des Greises, der nie eine Zeitung las und alles von sich wies, was überhaupt damit zusammenhing. Schließlich mußte man aber doch daran denken, ihn, „die Hauptperson", wie Doris gesagt, vom Wesentlichsten in Kenntnis zu setzen. Schon um der Vorbereitung willen, die nur er selbst sich körperlich und geistig angedeihen lassen konnte. Bisher hatte er sich ohne Grund gefreut, daß man ihm täglich seine Leibgerichte auf den Tisch brachte. In guter Stimmung war er — das versicherte auch Amalie, das Mädchen für alles. Nun mußte gesprochen werden. Vierzehn Tage vor dem Geburtstag entschloß man sich dazu. Da er stets in schlechte Laune geriet, wenn beide Nichten zugleich sein Zimmer betraten, ging Frau Stiefel zuerst hinein — Kamilla sollte in zehn Minuten nachfolgen. Doris war in einer Hauptprobe der Hofkapelle — die Luft war also rein.

Als Frau Stiefel in dem dämmerigen Raum stand, worin eine weiße Beethoven-Büste geisterhaft vom Notenschrank leuchtete, sah sie den Onkel, wie immer, in der Nähe des Fensters sitzen, die Beine in einen Plaid gewickelt, den Kopf, der eine blaue Mütze trug, auf die Brust gesenkt. Ueber der Brust breitete sich sein mächtiger, weißer Bart. Fatal — er schien zu schlafen. Aber gleichviel — er mußte ja so wie so bald Abendbrot essen. Sie rief ihn zärtlich an. Er antwortete nicht. Sie näherte sich ihm und wiederholte es lauter. Wieder keine Antwort. Ein beklemmender Schreck befiel Frau Stiefel. War er krank? — Oder —! Bei diesem Alter —!? Rasch zog sie den Fenstervorhang auf, so daß ein breiter, feuerroter Schein des Sonnenuntergangs auf die kümmerliche Gestalt fiel. Nun sah sie, daß er lebte. Aber er atmete rasch. Stöhnend hob und senkte sich die Brust unter dem weißen, mächtigen Bart. Er röchelte, er schien zu leiden. Wenn doch Doris nach Hause käme! Frau Stiefel rief Kamilla. Kamilla, die schneller gefaßt war, schickte Amalie zum Arzt. Während die Frauen um sein Leben beteten und den neunzigsten Geburtstag vollständig vergaßen, erwachte Peter Goswin. Er schlug seine blauen, merkwürdigen Augen auf. Er lächelte, als er die Nichten um sich beschäftigt sah.

„Ihr seid hier?" flüsterte er. „Mir ist schlecht, Kinder. Wo ist Doris?"

„Doktor Brehmer kommt sofort, liebes Onkelchen!"

Er stampfte mit dem Fuße auf. „Ich frage, wo Doris ist!" Dann erinnerte er sich, daß er selbst sie in das Konzert geschickt hatte, und nickte.

Der Arzt kam. Es war nur eine Erkältung. Nur eine Erkältung! Die Nichten atmeten auf. Jetzt dachten sie schon wieder an Rosenmund, der seinen Besuch angesagt hatte. Der Arzt hatte es eilig und sprach glücklicherweise kein Verbot der geplanten Festlichkeit aus. Er befahl nur äußerste Vorsicht und Schonung. Im hohen Alter des Patienten komme ein Schnupfen einer ernsthaften Krankheit gleich. Nun, Doris würde sich schon der Pflege annehmen — die Nichten hatten ja jetzt keine Zeit dazu. Ihre erste Hoffnungsfreudigkeit aber war hin. Während es galt, sich ganz den kommenden Ereignissen zuzuwenden, erschreckte und ängstigte die Gegenwart sie stündlich. Der alte Mann litt sehr, das Fieber wollte nicht weichen. Doris war Tag und Nacht bei ihm. In ihrem steinernen Gesicht war nicht zu lesen, ob sie das Fest nur deshalb nicht erwähnte, weil sie es durch ein rasches Ende von vornherein vereitelt sah. Ein Hangen und Bangen, ein Fürchten und Hoffen vierzehn Tage lang. Und das Schlimmste von allem — die ganze Stadt rüstete sich bereits, von Rosenmunds Zeitung aufgerüttelt, zur Feier. Des Meisters Krankheit wurde der Feststimmung zuliebe verschwiegen, ja der Meister selber ahnte nicht, daß alle Welt sich jetzt mit ihm beschäftigte. Doris verriet ihm nichts — sie schonte ihn — da konnte man sicher sein. Aber was war zu tun? Was war zu lassen? Absagen, alles vereiteln jedenfalls nicht eher, als es unumgänglich war. Jetzt nur obenauf bleiben, sorgen und schaffen, als ob es in vollster Hoffnung geschähe. Die Nichten glichen allmählich Gespenstern am hellen Tage. Das Schwanken ihres Gemüts ließ sie nicht schlafen, immer nur Pläne schmieden oder an der Tür des einsamen Krankenzimmers horchen. Irre und ruhelos schritten sie in ihren kleinen Räumen umher. Dieses prachtvolle Wetter draußen! Alles, alles für den großen Tag bestimmt! — O, daß der Meister ihn erlebte! Noch einmal ein Aufschwung, ein letzter Flügelschlag seines herrlichen Geistes! ...

Und wirklich — er schien zu kommen. Drei Tage vor dem Fest trat eine sichtliche Besserung ein — die Krisis war überwunden. Er sprach, er zeigte Appetit, er lächelte — die hohe Möglichkeit entschwand nicht mehr, sie ließ sich schon greifen, über schleichende Stunden hinweg zur leuchtenden Gegenwart heranziehen. Aber sagen, ihm etwas sagen! Durfte man das? — Ihn völlig überraschen war noch weniger möglich ... Der Arzt war ganz aus dem Spiel zu lassen ... Doris! Doris! Sie war die einzige. Sie mußte es übernehmen ...

Als man sie stammelnd darum bat, verweigerte sie es natürlich und erklärte für immer aus dem Hause zu gehen, wenn man von dieser grausamen Eitelkeit nicht abließe. Grausame Eitelkeit! Ein neunzigster Geburtstag! — Es geschah etwas Seltsames. Laut aufweinend stürzten sich die Frauen, Mutter und Tante, Doris zu Füßen. Sie vergaßen sich völlig, sie beschworen sie, nicht hart zu sein und ihnen zu helfen in ihrer furchtbaren Bedrängnis. Es stehe ihr ganzes Glück auf dem Spiel ... Mit schwerem, stolzem Nicken sah Doris auf die hilflosen Wesen nieder. Es zuckte um ihren Mund, und ihre großen grauen Augen füllten sich mit Tränen.

„Euer ganzes Glück? ...“ flüsterte sie. „Ja, ja ... steht auf ... ich bitt'

euch ... ich ertrage das nicht. Ihr tut ja schließlich doch, was ihr wollt ... Ich werde zu Onkel hineingehen und ihm das Nötigste sagen."

Sie verließ sie. Bebend vor Freude und Dankbarkeit warteten die Frauen. Sie blieb so lange bei ihm, das gute Kind ... Endlich kam sie wieder.

„Nun?!"

„Ihr versprecht mir, daß ihr kein Wort mehr zu ihm sagt, als ich ihm jetzt gesagt habe. Kein Wort! Ich habe es ihm beigebracht, wie es seiner würdig ist. Als Bagatelle."

„Baga—telle!?"

„Ja! — — Das ist ihm am gesündesten, glaubt mir! — Ich habe ihm von einigen Ueberraschungen erzählt, die man plant. Ich habe mich mit ihm darüber lustig gemacht —"

„Lustig gemacht —?"

„Nun ist er vorbereitet und wird ganz ruhig sein. Er wird nichts sagen und in seinem Lehnstuhl sitzen, als ginge ihn das Ganze nichts an."

Die Nichten schwiegen. Sie waren nicht zufrieden mit Doris' Hilfe, aber sie wagten kein Wort.

*

Ein heller Aprilmorgen. Ein sonniger, blauer, jubelnder Tag. Nun war sie da, die große Neunzig! Frau Stiefel und Kamilla Goswin hüpften, in knisternde Seide gekleidet, zum Meister hinein, überschütteten ihn mit feuchten Rosen und knieten an seinem Bett nieder, um seine welken Hände zu küssen. Der Onkel erschrak — Doris konnte es nicht verhindern. Aber zur Abwehr kam er nicht mehr, denn wie ein aufgezogenes Uhrwerk schnurrten von nun an ohne Unterbrechung die überraschenden Ehren ab. Während man ihn in ein bequemes, seidenes Gewand hüllte, das er bis zum Abend anbehalten konnte, tönten schon vom Hof her die frischen, kernigen Stimmen der Liedertafel. Peter Goswin horchte auf — Musik traf sein Ohr — es fiel ihm aber nicht ein, daß es seine eignen Gesänge waren. Er lachte — es war ein kurzes, etwas stumpfes Lachen — dann blickte er Doris an. Die zwang sich zu einem Lächeln, das absichtlich eine leise Ironie zeigte, und nickte ihm aufmunternd zu. Dann kam das Frühstück. Peter Goswin schwankte an Doris' Arm in sein altes Wohnzimmer und sah eine fürstliche Tafel vor sich, einen Wald von Blumen. Betäubend duftete das, ein Märchenwald! Er stützte sich schwer auf Doris' Arm, er schlug die Augen nieder. „Jetzt kommen lauter Komplimente, Onkel!" flüsterte das Mädchen ihm rasch ins Ohr. Aber er begriff nicht, was sie meinte — daß die befrackten Mitglieder der Liedertafel der Reihe nach auf ihn zuschritten und sich vor ihm verneigten. Er hörte kaum das stürmische Hoch ihres Chormeisters. Wie von stummer Demut überwältigt, stand er da, bis Doris ihn sanft in den Lehnstuhl niederdrückte. Um 10 Uhr erschien Herr Rosenmund als Vertreter der Presse — um 11 zwei Stadträte als Magistratsvertreter. Keiner kam ohne Ansprache, und sie waren doch nur die leuchtenden Ruhepunkte eines ewigen Kommens und Gehens, Glückwünschens, Händedrückens und Verneigens. Peter Goswin sprach

kein Wort. Er nickte nur und lächelte. Dabei war dieses Lächeln nicht vom Glück erzeugt, es lag etwas unbestimmt Resigniertes und Müdes darin — man hatte den Eindruck, als ob er selbst, der Neunzigjährige, als Zeitgenosse seiner eignen Jugend dasäße, die man feierte wie eine ihm fremde Person. Die Nichten dagegen lösten sich förmlich im Genusse der Gegenwart auf. Sie waren überall und nirgends. Niemand ging, ohne ein liebes, dankbares Wort wie ein eingewickeltes Bonbon mitgenommen zu haben. Seltsamerweise war Doris heute allen Leuten sympathisch. Sie war so stumm und abweisend wie sonst, aber dieser ganz auf das Wohl des Greises gerichteten Kindesliebe entzog sich niemand. „Antigone," flüsterte Herr Rosenmund, indem er sich umsah, ob noch Champagner da war. Frau Stiefel aber glaubte in steigendem Optimismus, daß sich heute ein hervorragender Mann in Doris verlieben würde. Schlag 12 Uhr kam der Adjutant des Großherzogs. Die Nichten knicksten, daß sie beinahe auf der Erde saßen. Und ein Orden, ein funkelnagelneues, silbernes Kreuz, wurde an Peter Goswins müder Brust befestigt. Laute Bravorufe ertönten dazu. Dann verlas der Adjutant das huldvolle Schreiben seines Gebieters. Kamilla schluchzte laut — das hatte sie sich für diesen Moment schon vorgenommen. Peter Goswin aber blieb regungslos. Eine Antwort auf all die betäubenden Kundgebungen bekam man nicht zu hören. Fragend, mit lebhafter Gestikulation, blickte Herr Rosenmund die Nichten an. Er wollte sein Programm innegehalten wissen. Aber man vertröstete ihn auf den Abend. Der Onkel müsse sich für das Bankett schonen — dann käme eine Rede — eine Rede! ... Frau Stiefel verdrehte die Augen. Herr Rosenmund zog sich zurück. Die peinliche Pause, in der man mit stumpfer Neugier auf den Neunzigjährigen starrte wie auf eine naturhistorische Merkwürdigkeit, wurde glücklicherweise durch Herrn Kleinmichel unterbrochen. Der Verleger hatte sich verspätet und eilte jetzt schweißtriefend, zwei dicke Notenbände unter dem Arm, ins Zimmer. Er brachte als Geschenk eine Prachtausgabe von Peter Goswins sämtlichen Werken. Lebhafter Beifall brach los. Das war eine glänzende Idee, und die Nichten waren mit Herrn Kleinmichel fast versöhnt. Jede von ihnen ergriff einen Band und schritt als Muse von zweifelhafter Schönheit auf Peter Goswin zu, als wollte sie ihm huldigen. Der Meister starrte die Bände und die exaltierten Nichten an — er verstand nicht, was sie von ihm wollten. Doris kam der Ansprache ihrer Mutter zuvor. Sie schob die Musen, die sämtlichen Werke und Herrn Kleinmichel zurück, trat vor Peter Goswin hin und richtete ihn auf. Dann wandte sie sich, indem sie seinen Arm nahm, zu den Gästen und sagte mit sanfter, merkwürdig gefestigter Stimme: „Onkel bedarf jetzt der Ruhe! Ich danke Ihnen von Herzen in seinem Namen! Auf Wiedersehen heute abend!"

Noch ehe die Nichten es hindern konnten, ging sie mit dem Greis hinaus. Doch nur die Mutter und Kamilla empfanden es als jähe Störung, die Doris verschuldet hätte — die Gäste nicht. Die dankten es ihr fast, daß sie dem alten Manne endlich Ruhe gegeben, und verabschiedeten sich unter Lobeserhebungen auf das energische Mädchen. Die Nichten blieben allein zurück. Ihr erster Ge-

danke war jetzt nicht, nach dem Onkel zu sehen, sondern die Geschenke zu prüfen. Im Nebenzimmer war alles aufgestapelt — nun konnte man einen Ueberschlag machen. Sie eilten hinein. Die Blumen waren herrlich! Ganz gewiß ... aber was sonst? Was sonst? — Der Orden! — Nun freilich. Eine hohe Ehre! — Aber weiter ... das Geschenk der Liedertafel, ein bronzenes Füllhorn, auf einer Marmorsäule befestigt. Hoher Kunstwert, sicherlich, aber der reelle —? Ueberhaupt, so überaus unpraktische Geschenke waren gekommen. Bis auf zwei Dutzend silberne Löffel und eine goldene Tabaksdose mit zwei Rubinen. Viel Wert hatte das Ganze nicht — man sah es schon. O Gott, und die Kosten, die Kosten! — Mit brennendem Weh meldete sich schon die Gewißheit, daß eine pekuniäre Ehrengabe von den Gratulanten nicht beabsichtigt war. Für den Abend noch? Nein, nein — sie hätte schon vormittags da sein müssen. O, dieser trügerische Duft und Glanz — zwei Tage noch, die Blumen waren verwelkt — acht Tage, und das bronzene Füllhorn stand mit all den andern Herrlichkeiten als totes Gerümpel da. Frau Stiefel sortierte mit vergrämter Miene die Geschenke, während Kamilla in der Prachtausgabe der sämtlichen Werke blätterte. „Die kommen auf den Salontisch," ordnete sie mit feierlicher Stimme an. Ihre Schwester reagierte nicht darauf — sie trug recht unauffällig Silberlöffel und Golddose auf die rechte Seite des Gabentisches.

Der Abend kam. Im Hotel Royal war alles wirklich und wahrhaftig so, wie Herr Rosemund es prophezeit hatte. Die Tafel in Hufeisenform — auf Ehrenplätzen der Onkel neben Doris, der Staatsminister neben Frau Stiefel, der Bürgermeister neben Kamilla! — Man sah die ganze Stadt — alles, was Namen und Stand hatte, war erschienen. Ein Märchen in der Wirklichkeit. Und dieses Essen! Diese Weine! — Nun sprach der Minister. Ganz, wie die Nichten es erträumt hatten. Dann der Bürgermeister. Dann Herr Lorenz, der junge Komponist, der Meister Goswin stürmisch feierte und die Beleidigung vom achtzigsten Geburtstag offenbar vergessen hatte. Nur Doris hörte, wie der Onkel, der bisher so stumm, wie am Vormittag, gewesen, plötzlich murmelte: „Hab' gar nicht gewußt, daß der Schöps mein Freund ist." Glücklicherweise gingen diese Worte im jubelnden Lärm unter, der Herrn Lorenz' Rede folgte. Auch Herr Kleinmichel erhob sich, als Redner überall gefürchtet, denn er redete gern, blieb aber immer stecken. Als es ihm auch diesmal geschah, entstand ein unterdrücktes Kichern im Saal, denn man bemerkte, daß der Jubilar als einziger die Kunstpause benutzte, um seinen Braten weiterzuessen. Nun waren die Reden alle überstanden. Das letzte, wichtigste stand noch bevor — eine kurze Antwort des Gefeierten. Doris sollte ihn dazu bringen, aber sie hatte genug damit zu tun, den Onkel, dessen Appetit im Laufe des Abends wuchs, von all den schweren Gerichten fernzuhalten, die ihm gefährlich werden konnten. So machten die Nichten einen letzten Versuch. Beide standen, bald rot, bald bleich werdend, hinter dem vom ungewohnten Weingenuß Betäubten und redeten ihm zu. Er verstand sie nicht, die peinliche Stimmung vom Vormittag nahm überhand. Doch plötzlich überraschte er alle. Sich auf die Tafel stützend, so daß sie mit ihren

Gläsern und Tellern unter seiner Wucht erklirrte, erhob sich der Greis und rief weithinschallend: „Prosit!“ Mehr sagte er nicht. Er setzte sich wieder. Anfangs konsterniert, dann in fröhliches Gelächter ausbrechend, nahm man die „Rede“ auf. Die Nichten forschten mit säuerlichem Lächeln, ob der Minister oder der Bürgermeister verstimmt wäre — aber die Herren ließen sich nichts merken. Sie amüsierten sich gutmütig über den originellen Alten, ließen sich's schmecken und gingen nicht so bald. Nur Herr Rosenmund war unzufrieden. Er flüsterte Herrn Kleinmichel zu, daß er das empörend fände, die Nichten hätten doch dem Alten zum mindesten drei Sätze einstudieren können, damit ein Dank für all die kolossalen Bemühungen zustande käme. Das hätte er nun davon. Kleinmichel lachte in sich hinein und sagte: „Aber Liebster, Bester — der Mann ist eine Ruine! Was wollen Sie denn? 'ne Tierquälerei ist solch Bankett und kostet ein Heidengeld, das habe ich Ihnen gleich gesagt. Was glauben Sie, was mich die Prachtausgabe kostet!“

*

Acht Tage nach dem Geburtstag waren verstrichen. Das Zimmer, in dem die Gaben standen, blieb unberührt, aber der Märchenwald der Blumen war längst verwelkt, und dürr hing alles, hart und duftlos, an den Drahtgestellen. Das bronzene Füllhorn und die andern Ehrengaben standen so heimatlos umher, wie Negerknaben in einer deutschen Schule. Nur die silbernen und goldnen Geräte waren als pièces de résistance im Büfett verschwunden. Frau Stiefel sah sich jeden Tag mit wehem Stolz das Kästchen an, in dem der Orden lag. Kamilla studierte die sämtlichen Werke. Doris aber war wieder zur Pflege des Onkels zurückgekehrt. Er hatte sie jetzt nötiger als je. Es ging ihm seit dem Geburtstage schlechter und schlechter. Die schweren Gerichte der Festtafel, die er, wenn Doris nicht hingesehen, doch gekostet hatte, warfen ihn nieder. Ganz ermattet lag er im Bett, und nichts vermochte mehr ihn aufzurichten. Er hatte jetzt verloren, was er zuvor gehabt: das Interesse an jedem neuen Morgen, an Doris' Gegenwart, an ihren Vorlesungen. Er fand sich aus seinem letzten Dämmer nicht mehr hinaus. Den Lärm eines seltsamen, schrecklich schönen Tages in den Ohren, lag er da und phantasierte mit bebenden Lippen.

Wenn Doris zu den Nichten hineinkam, fragte die Mutter, indem sie, den Spott ihrer Tochter fürchtend, den Orden rasch verbarg: „Wie geht es?“

„Es dauert nicht mehr lange, Mutter.“

Nun sah auch Kamilla von den sämtlichen Werken auf. Aber eine richtige Antwort fanden die Frauen beide nicht. Es erschreckte sie jetzt nicht mehr, es schmerzte sie kaum. Fast eine Bitte um Erlösung kam in ihre feuchten Augen. Wenn Doris hinausgegangen war, eine starre Gleichgültigkeit.

Niemand kam jetzt und erkundigte sich. Auch Herr Rosenmund nicht — der fühlte sich beleidigt. Die Mittwochjours mußten wegen der Erkrankung des Onkels abgesagt werden. Weit lag das seltene, große Fest zurück. Ganz weit... wie letztes Sonnenrot... Und Armut, Sorge, graue Verlassenheit kamen wieder.

An einem leuchtenden Maimorgen war der Meister tot. Als Doris an sein

Lager trat, fand sie ihn still und mit gefalteten Händen entschlafen. Sie blieb eine Stunde bei ihm, bevor sie die Nichten rief. Dann kam auch der Arzt, und viele Kondolenten kamen.

Nicht so zahlreich, wie die Gratulanten. Auch beim Begräbnis blieb die stillerhoffte, zweite Kundgebung aus — wenigstens in dem großartigen Maßstabe, wie die Nichten sie sich ausgemalt hatten. Frau Stiefel rechnete mit zwanzig Wagen, es kamen aber nur sieben. Allerdings folgte dem Sarge eine Hofequipage, die der Großherzog gesandt hatte. Daran hielt sie sich. Und dann der Abschiedsgruß der Liedertafel — der war rührend. Die Rede des Pastors am Grabe auch „Ein Großer im Reiche des Geistes ist dahingegangen!" Sie hörten es noch lange. Ihre Heimfahrt verschönte sich dadurch, daß Stadtrat Röseler zu den bleichen Frauen herantrat und ihnen zuflüsterte: „Was des Meisters Pension anbetrifft, machen Sie sich keine Sorge, meine Damen — Seine Königliche Hoheit haben gnädigst befohlen, daß sie um 1000 Mark erhöht und Ihnen fortan auf Lebenszeit gezahlt werde." So fuhren sie fast getröstet nach Hause. Instinktiv versuchten sie Doris, die Starre und Schweigsame, die sie am schwersten getroffen glaubten, zu trösten. Doch Doris wehrte ab.

„Nun müssen die persönlichen Andenken verteilt werden," sagte Tante Kamilla, die zum Fenster hinaussah, weil die Frau des Bürgermeisters eben vorüberging. „Sage uns, liebste Doris — was möchtest du für ein persönliches Andenken?"

„Die Brieftasche, Tante."

„Weiter nichts?! Ich dachte, du könntest dir aus der Uhrkette —"

„Nein, die Brieftasche will ich, wenn ihr sie mir geben wollt . . ."

„Selbstverständlich. Liebes Kind! Selbstverständlich!"

Eine ihrer Sonderbarkeiten mehr. Man widersprach Doris nicht. Am Nachmittag ruhten die Nichten und ruhten lange — sie hatten einen festen Schlaf. Da öffnete Doris die Brieftasche, von unbestimmter Ahnung bebend erfüllt. Die Tasche hatte der Onkel immer bei sich getragen, ihr Inhalt war deshalb niemand bekannt, und doch erforschten die Nichten ihn nie. Was sollte er auch für einen Schatz darin verborgen halten, der arme, alte Mann? —

Da kam es — da war es — wirklich! . . . In der letzten Falte ein kleines, vergilbtes Blatt. Sie hielt es in Händen! Endlich! — Der Inhalt, der dem Briefkuvert gefehlt, jener Reliquie, die Mittwoch allen Neugierigen gezeigt wurde, die Doris immer als bedeutungslose Hülle empfunden hatte. Die Schrift, jawohl, die war auch auf dem Umschlag echt, aber der Inhalt, der Inhalt? — Jetzt las sie ihn mit einem scheuen Blick im letzten Widerschein der untergehenden Sonne, las den Brief, den Peter Goswin einst als zehnjähriger Knabe erhalten und seither an seinem Herzen getragen hatte: „Wien, den 5. Mai 1826. Lieber, kleiner Freund. Ich danke Dir für Deine Liebe. Ich leide sehr, sonst würde ich Dir ausführlich sagen, was ich Dir wünsche: Dir selber treu zu bleiben und der göttlichen Kunst. Dein Beethoven."

Großherzog Friedrich von Baden und Kuno Fischers Berufung nach Heidelberg[1]

Brief Fischers an Ministerialrat Stengel.

Hochwohlgeborener Herr Ministerialrath,
Höchstzuverehrender Herr Curator der Universität!

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich ganz ergebenst um die Erlaubniß, Ihnen mein Lehrbuch der Logik und Metaphysik ehrerbietigst überreichen zu dürfen. Wenn Ew. Hochwohlgeboren die Vorrede dieser Schrift Ihrer geneigten Beachtung für werth halten wollen, so werde ich die Genugthuung haben, über meinen wissenschaftlichen und didaktischen Standpunkt unmittelbar selbst meiner Behörde gegenüber Zeugniß ablegen zu dürfen. Und ich fühle lebhaft das Bedürfniß, einer hohen Regierung auch in diesen Punkten näher bekannt zu werden.

Es sind jetzt zwei Jahre meiner akademischen Wirksamkeit in Heidelberg verflossen; ich habe über die speziellen Fächer der Philosophie, Logik, Metaphysik, Psychologie, Geschichte der Philosophie Vorlesungen gehalten und von Semester zu Semester ist die Zahl meiner Zuhörerschaft gestiegen; für die Logik, die ich soeben zum zweitenmale lese, und deren Lehrbuch ich die Ehre habe Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenst vorzulegen, beträgt die Zahl der angemeldeten Zuhörer über achtzig.

---

[1]) Im Jahr 1850 hatte sich Kuno Fischer in der philosophischen Fakultät der Heidelberger Universität habilitiert. Steigender Erfolg als Lehrer und Gelehrter schien dem jungen Privatdozenten eine rasche, ruhmvolle Karriere zu sichern, wagte er doch selbst, wie aus dem ersten der unten abgedruckten Briefe hervorgeht, schon im Jahr 1852, die badische Regierung unter Berufung auf seine erfolgreiche Tätigkeit um die Verleihung des Titels eines außerordentlichen Professors zu bitten, der ihm anläßlich seiner bevorstehenden Verlobung nach seiner eignen Versicherung besonders wünschenswert schien. Es ist bekannt, wie schmerzlich die Hoffnungen des strebsamen Gelehrten im Jahre darauf durch seine Entfernung aus dem akademischen Lehrkörper enttäuscht wurden und wie Fischer erst nach drei Jahren mühevollen Ringens endlich in Jena eine sichere Stellung fand. Wie er hier als Universitätslehrer und als Erzieher des Erbprinzen von Sachsen-Weimar eine ihn vollauf befriedigende Tätigkeit fand und er bald nach seiner Berufung nach Jena durch den Wunsch des Großherzogs von Baden, das dem großen Philosophen angetane Unrecht durch dessen Rückberufung nach Heidelberg wieder gutzumachen, in einen schmerzlichen Konflikt der Anhänglichkeit an Heidelberg und seine dortigen Freunde, und der Dankbarkeit gegen die Jenenser Kreise versetzt wurde, hat Dr. Traumann an dieser Stelle ergreifend geschildert. Eine kleine Ergänzung der von Dr. Traumann mitgeteilten Vorgänge mögen die unten folgenden Briefe aus der Sammlung „Badischer Handschriften" des Herrn Hofrat Rosenberg-Karlsruhe geben. Sie bestätigen, daß der Plan der Rückberufung Fischers auf den jungen Großherzog zurückging, der als treuer Freund des Philosophen bis zu dessen Tod sich bewährt hat, und daß Ludwig Häußer, der bekannte Geschichtsforscher, die Vermittlung in den vorerst allerdings erfolglosen Verhandlungen der badischen Regierung mit Fischer übernahm.

Freiburg i. Br. Dr. H. Flamm.

Ich will für die nächsten Semester auch die Aesthetik und die neuere deutsche Literatur, welche jetzt gar nicht gelesen werden, in den Kreis meiner Vorträge aufnehmen. Meine schriftstellerische Thätigkeit hat sich bis jetzt auf die Wissenschaft der Aesthetik und Logik bezogen und außerdem in der Form von Abhandlungen und Dißertationen auf die historischen Materien der Philosophie. Von einem größeren Werke über die Geschichte der neueren Philosophie wird schon in den nächsten Wochen der erste Band erscheinen.

Nachdem ich so einige Jahre lang mit allen meinen Kräften gearbeitet und nur die Thätigkeit auf dem akademischen Katheder im Auge gehabt habe, darf ich wohl im Hinblick auf den glücklichen Erfolg, Ihnen, Höchstzuverehrender Herr Curator, mit einer ehrfurchtsvollen Bitte nahen?

Ich bitte Eine hohe Regierung unterthänigst, mir die Würde eines außerordentlichen Professors geneigtest ertheilen zu wollen; ich wage dabei nicht, einen andern Vortheil anzusprechen als den des formellen Avancements, denn ich wünsche nichts als meine bürgerliche und akademische Stellung zu befestigen. Diese Anerkennung von Seiten einer hohen Regierung wird mich in meinem mühevollen Berufe erheben und stärken und mir einen Haltpunkt gewähren in der ungewißen Laufbahn eines akademischen Docenten. — Erlauben mir Ew. Hochwohlgeboren, Ihnen zugleich eine Anzeige machen zu dürfen, die mich persönlich betrifft. Ich bin im Begriff, mich häuslich in Heidelberg niederzulaßen, und will mich im September dieses Jahres mit Fräulein Marie Lemira verheirathen, wenn ich bis dahin die Dokumente und Genehmigungen, welche zu diesem Acte nöthig sind, erhalten kann. Die Ernennung zum Professor, welche mir die staatsbürgerliche Qualität ertheilt, würde mir den Weg zu diesem Ziele sehr erleichtern, und es ist dieß ein persönlicher Grund, warum ich gerade jetzt Einer hohen Regierung diese Bitte vortrage. Aber ich würde gewiß diesen persönlichen Grund gar nicht ausgesprochen haben, wenn ich nicht zuvor die sachlichen Gründe angeführt hätte, die für mich reden, wenn Ew. Hochwohlgeboren ihnen geneigtes Gehör schenken wollen. Was ich mit gutem Gewißen von mir behaupten darf, ist, daß ich redlich und mit unausgesetztem Fleiße nur für das Katheder gearbeitet habe; daß ich für meinen Beruf keine Mühe scheue, weil ich ganz und gar davon erfüllt bin und für ihn allein lebe; daß ich keinen andern Eifer kenne, als den der zurückgezogenen Wissenschaft. —

Darum, hochgeehrtester Herr Curator, glaubte ich, Ihnen meine Bitte ehrerbietigst und vertrauensvoll aussprechen zu dürfen. —

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren den Ausdruck der tiefsten Verehrung, womit ich verharre

Ew. Hochwohlgeboren

unterthänigster

Heidelberg, den 19. Juni 1852. D. Kuno Fischer.

*

Brief Fischers an L. Häußer.

Hochverehrtester Herr Professor!

Ihr gütiges und gewichtiges Schreiben vom 9ten d. M. ist in meinen Händen und hat mich, wie Sie mit mir fühlen werden, in diesen Tagen ausschließlich und unausgesetzt beschäftigt.

Vor allem aber hat mich der Inhalt desselben auf das freudigste ergriffen. S. K. Hoheit der Großherzog von Baden und S. E. der Herr Staatsminister haben den Wunsch zu erkennen gegeben, mich an die Universität des Landes zurückzuberufen, wo ich meine akademische Laufbahn begonnen und die ersten drei Jahre dieses Decenniums glücklich und erfolgreich gelehrt habe. In dieser hohen Intention glaube ich auch eine meiner Person gewidmete Rücksicht erkennen zu dürfen, die ich auf das dankbarste empfinde. Aber in erster und hauptsächlicher Instanz sind jene hohen Absichten dem Wohle der Universität zugewendet und wünschen die Sache der Wissenschaft, die ich auf dem Katheder vertrete, in Heidelberg gefördert zu sehen. Und daß ich in dieser Rücksicht als ein würdiges und zweckdienliches Organ an der höchsten und maßgebenden Stelle angesehen werde, das gilt mir als die ehrenvollste und dankenswertheste Anerkennung, die überhaupt einem akademischen Lehrer widerfahren kann. Dieser großen, auf das Wohl der Sache allein bedachten Denkweise der Badischen Regierung gegenüber wäre es auf meiner Seite klein und unwürdig, wenn ich nicht von jetzt an das Vergangene vollkommen vergessen und den letzten Rest einer bitteren Erfahrung, der in meiner Seele zurückgeblieben, so ganz und für immer loswerden könnte, daß ich selbst denen gegenüber, die damals aus böser Absicht mein Unheil gewollt und bewirkt haben, keinerlei Groll und darum auch keinen Triumph empfinde. Es würde mir wohlthun, diesen meinen reinsten und ehrerbietigen Dank S. K. Hoheit dem Großherzoge und des Herrn Ministers Excellenz, dessen weise Sorgfalt für die Sache der Universität seit lange allbekannt und allverehrt ist, selbst ausdrücken zu dürfen.

Ob ich nun den Wunsch hege, in meinem Leben noch einmal den Schauplatz der Universität Heidelberg zu betreten, die mir ewig teuer ist, und jetzt als ein erprobter, durch das Vertrauen der Regierung berufener Lehrer der Philosophie? Darf ich nach freier Neigung die Frage beantworten, so muß ich sie auf das freudigste bejahen. Es ist und bleibt mein Wunsch, — und ich darf hinzufügen, was die Lebensstellung betrifft — mein größter.

Indessen bin ich meinem gegenwärtigen Amte mancherlei Rücksichten schuldig, die ich nicht außer Augen setzen darf, und ich bin gewiß, daß die badische Regierung von mir erwarten wird, daß ich diese Rücksichten wohl in Acht nehme. Ich bin hierher berufen worden, zwar ohne alle Mitwirkung meinerseits, aber in einem Zeitpunkte, wo ich den Kathedern gegenüber noch ein Geächteter war, und daher jenen Ruf als eine Errettung ansehen mußte aus der peinlichsten und bittersten Lage meines Lebens. Das erheischt meine unverbrüchliche Dankbarkeit. Meine hiesige Wirksamkeit ist vom ersten Augenblick an begleitet

gewesen von den größten Erfolgen und von der ehrenvollsten Anerkennung Seitens der Universität, des Curatoriums, der Regierungen. Ich habe im vorigen Semester eine Vorlesung der schwierigsten und esoterischen Art über Kants Kritik der reinen Vernunft — ich darf sagen — vor der gesammten Universität gehalten; ich lese in diesem Semester die Logik vor Hunderten. Wenn ich mir diese Tatsache vorhalte, so bin ich weit entfernt, dieselbe lediglich für mein Verdienst auszugeben; vielmehr übertrifft diese Schätzung meine Verdienste. Aber ich muß anerkennen, daß meine hiesige Stellung zu den besten der Universität zählt und zwar in jeder Rücksicht. Die Stelle im Senat ist für mich offen gelassen und wird mir, wie ich ohne mein Zuthun erfahre, in diesem Semester übertragen werden.

Wollte ich nun unter diesen Verhältnissen diese Universität plötzlich und sogleich verlassen, so fühle ich, daß ich im Andenken der Universität einen Vorwurf zurücklassen würde. Und ich gestehe Ihnen, dieser Vorwurf würde mich drücken mein Lebelang, wie ein begangenes Unrecht.

Ich brauche über diesen Punkt nicht weitläufiger zu sein, da S. Exc. der Herr Staatsminister von Stengel selbst jene Rücksichten schon voraus erwogen und bedacht hat auf eine sehr dankenswerthe Weise. Denn verstehe ich die Anfrage richtig, so soll die Berufung nach Heidelberg nicht vom Augenblick abhängig gemacht sein, sondern eventueller Weise auch nach „längerer Zeit" realisiert werden. Dadurch wird mir der Ausweg bezeichnet, den ich ergreifen darf und wirklich ergreife. Um diesen relativen Begriff der „längeren Zeit" zu bestimmen, würde es mir sehr dankenswerth sein, wenn S. Excellenz selbst den Zeitpunkt bezeichnen wollte, der ihr als der äußerste Terminus erscheint, bis zu welchem die Berufungsangelegenheit sich hinausschieben läßt.

Wenn Sie die Güte haben wollen, Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister diese meine Gesinnung mitzutheilen, so bitte ich Sie zugleich, Hochdemselben meine tiefste Dankbarkeit und Ehrerbietung zu bezeugen.

Genehmigen Sie, hochverehrtester Herr Professor, die herzliche Verehrung und Liebe, womit ich stets in dankbarstem Andenken verharren darf,

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Kuno Fischer.

Jena, den 15ten Mai 1857.

*

Brief Häußers an Ministerialrat Stengel.

Hochwohlgeborner
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Dem geehrten Auftrag, welchen Ew. Excellenz in Ihrem Schreiben vom 6. d. an mich richteten, glaubte ich am natürlichsten dadurch zu entsprechen, daß ich mich an Professor Fischer brieflich wandte und ihm im Allgemeinen Mittheilung davon machte, daß S. K. Hoheit der Großherzog und das Ministerium geneigt sei, ihn hieher zu rufen. Ich machte dabei, so weit es nothwendig, in

discreter Weise Gebrauch von den mündlichen und brieflichen Mittheilungen, welche E. E. mir über die Angelegenheit zu machen die Güte gehabt haben. Eine specielle Anfrage an Prof. Fischer bezog sich nur auf die beiden Puncte: ob er überhaupt geneigt sei, einem eventuellen Rufe zu folgen und ob er an Jena nicht unlösbar geknüpft sei. Die Beantwortung dieser Puncte schien mir dem Wunsche zu entsprechen, den E. E. verehrtes Schreiben gegen mich geäussert hat.

Gestern habe ich nun von Prof. Fischer eine Antwort erhalten, die sich im Wesentlichen um die Beantwortung jener Fragen dreht und die ich unbedenklich E. E. zu persönlicher Einsichtnahme vorlege, da sie alles das enthält, was ich Ihrem geehrten Auftrage gemäß vorerst von Prof. Fischer zu erfahren wünschte.

Mit dem lebhaften Wunsche, daß die Angelegenheit zu einem gedeihlichen Ausgange führen möge, verbinde ich zugleich die Bitte, den Ausdruck größter Verehrung zu genehmigen, womit ich verharre

Ew. Excellenz

ganz ergebener

Heidelberg, den 19ten Mai 1857. L. Haeußer.

Notiz Stengels: Ich habe auf h. Befehl S. K. Hoheit des Großherzogs dem H. Prof. Häußer zur geeigneten Mitteilung an H. Fischer eröffnet: daß man schon seit längerer Zeit wünsche, die Lehrkanzel der Philosophie in Heidelberg zu besetzen, sich aber bisher vergebens nach einem würdigen Repräsentanten dieses Faches umgesehen habe; solange dies nicht geglückt sey, werde man gerne einen Ruf an H. Fischer ergehen laßen, sobald man die Gewißheit habe, daß er ihn annehmen werde. St.

Karlsruhe den 21. Juli 1857.

Der Schmerz

Nach einem Vortrag

von

Dr. Cornelius, Oberstabsarzt in Berlin

Von allen Aeußerungen, welche die Tätigkeit der Nerven im lebenden Organismus darbietet, ist kaum eine von so allgemeiner Bedeutung und Vielfältigkeit, ja auch von so einschneidender Wichtigkeit wie der Schmerz. Aber wie bei so vielen rein subjektiven Begriffen ist seine Definition ebenso einfach, als sie auf der andern Seite schwer ist. Wir bezeichnen als Schmerz jede uns unangenehme Empfindung, die uns auf irgendeinen Reiz hin zum Bewußtsein kommt. Nun aber ist schon gleich bei dieser einfachen Erklärung ein großer Haken; und der liegt in dem rein subjektiven Begriff „unangenehm". Jeder Mensch hat schon in seinem Leben einen Schmerz empfunden, den er nicht allein als nicht im geringsten unangenehm, sondern als direkt angenehm zu bezeichnen versucht ist. Ich erinnere nur an die alltägliche Beobachtung, daß ein Mensch, von irgendeinem heftigen Schmerz geplagt, plötzlich an einer ganz andern Stelle einen nicht einmal unbedeutenden Schmerz bekommt und diesen geradezu als angenehm bezeichnet. Wäre der erste Schmerz nicht vor-

handen gewesen, so wäre an der reinen Schmerzqualität des zweiten nicht zu zweifeln. Noch viel schwieriger werden die Verhältnisse, wenn wir erst auf die Beziehungen zwischen Kitzel, Wollust und Schmerz zu sprechen kommen. An sich ist nach der obigen Definition jeder ausgesprochene Kitzel auch ein Schmerz; ich möchte ihn überhaupt als eine besondere Qualität desselben ansprechen. Auch Ermüdung, Durst, Hunger u. s. w. müßte man dem Schmerze beigesellen, wenigstens gehen sie unmerklich aus der anfangs angenehmen Empfindung in die unangenehme über.

Noch schwieriger wird die Sache, wenn wir die Eigenschaft eines Schmerzes erläutern wollen. Hier spielt lediglich die Erfahrung oder, bei Mangel derselben, die reine Vorstellung die Hauptrolle. Erweckt ein Schmerz in uns die Vorstellung, als wenn wir an derselben Stelle mit einem Messer geschnitten würden, so bezeichnen wir ihn als schneidend, in andern Fällen als stechend, bohrend, nagend, brennend, klopfend, reißend und dumpf.

Nun aber reden wir auch von einem örtlichen und allgemeinen Schmerze. Es ist bekannt, daß sich die verschiedenen Stellen unsers Körpers bezüglich der Lokalisierung des Schmerzes durchaus verschieden verhalten. Am feinsten lokalisieren wir an der Oberfläche unsers Körpers; je tiefer wir eindringen, um so geringer wird dieses Vermögen, um zum Beispiel in den tiefen Eingeweiden ganz aufzuhören. Aber auch abgesehen davon kann es jederzeit zu groben Täuschungen kommen; ich erinnere nur an die allgemein bekannte Tatsache, daß Amputierte noch jahrelang Schmerzen in den längst nicht mehr vorhandenen Gliedern haben. Ueberhaupt spielt die Vorstellung bei einem jeden Schmerze eine Hauptrolle.

Das schmerzhafte Gefühl ist entweder auf kleinere Zonen, gemeinhin Punkte genannt, beschränkt oder auf mehr oder weniger große Flächen bezw. Striche verteilt. Eine große Anzahl von Beobachtungen berechtigt mich zu dem Ausspruche, daß auch jeder Flächenschmerz ein oder mehrere Zentren hat, die den eigentlichen Sitz des Schmerzes darstellen, mit deren Beruhigung (z. B. mittels Nervenpunktmassage) die ganze Fläche schmerzfrei wird.

Die wichtigste und umstrittenste Frage ist jedoch die nach der Stärke (Intensität) eines Schmerzes. Bevor ich hierauf näher eingehe, muß ich erst die Entstehung desselben einer eingehenden Besprechung unterziehen.

Ein jeder Schmerz ist die naturgemäße Aeußerung des lebenden Organismus auf eine für *diesen* krankhaft empfundene fremde Reizung. Der Träger des Reizes ist der nach dem Zentrum (Gehirn) laufende, der zentripetale Teil der Nervenbahn, insbesondere die Gesamtheit der sensiblen Nerven. Der äußere Reiz ruft auf die eigens dazu konstruierten Endapparate eine Reizfolge hervor, die im Zentralorgan als der betreffende Schmerz empfunden wird. Die heutige Schule nimmt nämlich an, daß die zum Gehirn gehenden, das sind also die zentripetalen oder sensiblen Nerven, in der Haut Endigungen hätten; logischer wäre es, von Anfängen zu sprechen, wie auch die zentrifugalen, vom Gehirn zum Körper (scil. zum Muskel u. s. w.) gehenden Nerven in Endplatten auslaufen sollen. Daß dagegen im Gehirn beide Arten in einem wenn auch komplizierten Zusammenhang stehen, wird zugegeben. Wir hätten es also mit einem Gebilde zu tun, das zwei vollkommen geschlossene Endigungen mit einer zentralen Verbindung darböte, in dessen einem Arme ein rein zentripetaler, in dessen anderm ein ebenso rein zentrifugaler Strom herrschte, ohne daß die Möglichkeit des Ausgleiches an den peripheren Enden möglich wäre. Schon die einfachste Ueberlegung muß zu der Annahme führen, daß so etwas unmöglich ist, daß wir vielmehr hier einen vollkommen in sich geschlossenen Kreislauf vor uns haben, die angeblichen Endigungen absolut keine Endigungen sein können, sondern Endschleifen darstellen, woselbst die zentrifugale Abteilung in die zentripetale übergeht.

Mögen wir monistisch, mögen wir dualistisch denken, jeder wird dem lebenden Organismus eine besondere Kraft zubilligen müssen, die nur das sogenannte Leben lang aushält. Woraus diese Kraft, nennen wir sie kurz Lebenskraft, Lebensstrom, besteht, das wird uns wohl ewig ein Rätsel bleiben. Mit dieser großen Unbekannten muß ich nun meinen ganzen

Aufbau machen. Dafür ist aber das übrige um so klarer und verständlicher. Das Nervenleben, wie ich es mir denke, spielt sich in folgender Weise und nach folgenden Gesetzen ab.

1. Alle lebenden Zellen durchfließt gleichmäßig der Lebensstrom. Dieser hat bei den höheren Tieren inkl. Menschen seinen Sitz in jenem komplizierten Röhrensystem, das die gesamte Nervenbahn darstellt mit Einschluß von Gehirn und Rückenmark. Von diesem vollkommen in sich geschlossenen Kreis zweigt sich im Gehirn ein zweiter, noch komplizierterer ab, der des Bewußtseins und Willens. Dieser letztere ist zu gewissen Zeiten (Schlaf, Betäubung) mehr oder minder ausgeschlossen. Die Wellen, welche diesen Strom darstellen, durchlaufen das Röhrensystem immer in derselben Weise, und zwar in der einen Hälfte vom Zentrum nach der Peripherie (zentrifugale Welle) und in der andern von der Peripherie zum Zentrum (zentripetale Welle). Da nun beide Wellenarten im innigsten Zusammenhang miteinander stehen, so findet die zentripetale Welle ihren Ausgleich in der ihr unmittelbar folgenden zentrifugalen und umgekehrt. Diesen unmittelbaren Ausgleich können wir jederzeit leicht beobachten, wie folgende einfache Beispiele beweisen. Einer Gefühlsreizung durch Schlag oder Stich (zentripetale Welle) folgt sofort der zentrifugale Ausgleich in Gestalt einer Muskelbewegung, einer Drüsenabsonderung (Tränenfluß, Speichelfluß, Schweißausbruch u. s. w.) und einer Aenderung in der Blutfülle, die sich entweder in einer Ueberfüllung (Röte) infolge von Erschlaffung der Gefäßmuskeln oder in Blutleere (Bläße) infolge von Krampf derselben äußern wird.

2. Eine jede Zelle im Organismus besitzt, solange sie lebt, eine nach ihrer Bedeutung wechselnde Potenz dieser Kraft, die unter gewissen Umständen sich auch dann nicht einmal verliert, wenn diese Zelle lebend ihren heimatlichen Boden verläßt (z. B. die Samenzelle, das Eikörperchen).

3. Der Nervenstrom befindet sich in einem ständig wechselnden Grade der Spannung, der abhängig ist

a) von der bei Vereinigung des männlichen Samenkörperchens und weiblichen Eichens entstehenden Reizbarkeit (vererbte nervöse oder psychopathische Anlage) und

b) von der Summe der den Körper beständig treffenden Reize. (Während die Vererbung eine konstante Komponente bildet, stellt die Summe der Reize eine ständig wechselnde dar.)

4. Je höher gespannt der Nervenstrom ist, um so eher ist er geneigt, die von außen kommenden Reize aufzunehmen, und umgekehrt.

5. Die naturgemäße Folge einer jeden Reizung ist eine den ganzen Nervenstrom gleichmäßig durchlaufende Welle, d. i. also eine zentripetale Aufnahme und eine zentrifugale Auslösung. Diese zentripetale Aufnahme kann auch von dem unserm Nervenkreislauf aufgesetzten kleineren (dem des Bewußtseins und Willens) ausgehen. Hiernach ist es möglich, daß irgendeine vom Bewußtsein bedingte, d. i. eine reine Vorstellung, Reizfolgen in der Peripherie des Körpers auslöst. Mit andern Worten, es kommt vor, daß die reine Vorstellung, oder sagen wir im bösen Sinne die Einbildung, schwere Schmerzen und Krämpfe hervorruft. Diese Tatsache, die allerwichtigste der ganzen Lehre über die nervösen Krankheiten, ist es, die das größte Unheil angerichtet hat. Geht man doch von gewisser Seite so weit, zu behaupten, daß es mehr Krankheiten gibt, die nur auf reiner Einbildung beruhen, als solche, die wirklich vorhanden sind. Finden wir danach bei unsern doch menschlich unvollkommenen Untersuchungsmethoden keinen in die Augen springenden Grund für die Beschwerden des armen Nervösen, so wären wir danach berechtigt, diesen für einbildungskrank zu erklären. Und der noch so Geplagte ist und bleibt ein eingebildeter Kranker, für dessen krankhafte Einbildung es keine die Wurzel des Leidens fassende Heilmethode gibt.

Dieser Ansicht entgegen behaupte ich nun mit aller Bestimmtheit, es gibt überhaupt keine eingebildete Krankheit, und die Schmerzen und Beschwerden, die solch ein Nervöser fühlt und wirklich hat, haben genau denselben anatomischen Hintergrund wie jede andre

Schmerzursache. Dies zu beweisen, bin ich leicht in der Lage. Weit über 90 Prozent sämtlicher Beschwerden der Nervösen sind peripherer Natur, wenn auch die Mehrzahl der Neurologen sie für zentral erklärt; denn es gelingt in allen diesen Fällen mit Leichtigkeit, als rein peripheren Sitz dieser Beschwerden bestimmt lokalisierte, durch einfachen Druck nachzuweisende Stellen am Körper aufzufinden, mit deren Erregung (auch durch einfachen Druck) die Beschwerden auftreten und mit deren Verschwinden sie Hand in Hand vergehen. Ich habe diesen Punkten, die sowohl der zentripetalen wie der zentrifugalen Sphäre angehören, und die sich durch rein mechanische Behandlung entfernen lassen, den Namen Nervenknotenpunkte gegeben. Ihre Entstehung führe ich auf bekannte anatomische Verhältnisse zurück, doch kann ich mich heute nicht weiter darauf einlassen. Von den ganz charakteristischen, niemals versagenden Gesetzen, welche diese Punkte darbieten, will ich hier nur erwähnen, daß sie sämtlich ein in sich geschlossenes Netz darstellen und daß die Erregung des einen Punktes sich in Wellen den andern mitteilt. Schmerz ist nun die dem Bewußtsein sich mitteilende Folge einer krankhaften Reizung des zentripetalen Teils des Nervenstroms und hat seinen Sitz an ganz bestimmten Stellen, die sowohl im Zentrum als in der Peripherie liegen können.

Für die Stärke des empfundenen Schmerzes sind drei Faktoren von der größten Wichtigkeit, und zwar

1. die Stärke und Art des Reizes,
2. die Spannung, in welcher der Nervenstrom sich befindet, und
3. die Anzahl und Bedeutung der im Körper vorhandenen Nervenpunkte.

Die Schmerzreize, die den Körper treffen, sind entweder physikalische (mechanisch, thermisch, chemisch, optisch, elektrisch, magnetisch, meteorologisch) oder biologische, d. i. die Wirkung von Parasiten und Infektion, wobei jedoch gesagt werden muß, daß ihre Art der Reizung genau dieselbe ist, oder sie sind psychischer Art. Alle diese Reize werden um so heftigere Schmerzwirkung ausüben, je größer die Spannung des Nervenstroms ist, ja es ist nicht allein möglich, sondern sogar häufig, daß diese Spannung des Nervenstroms eine solche Höhe erreicht, daß an sich nicht einmal krankhafte Reizursachen mit der Intensität derselben in gar keinem Zusammenhang stehende Schmerzfolgen auslösen.

Der Sitz des Schmerzes findet sich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle an der Stelle des Reizes. Hier ruft die Reizursache gewissermaßen einen akuten Nervenknotenpunkt hervor. Wenn wir nun aber einen Organismus vor uns haben, dessen Nervenstrom einerseits hochgespannt ist und der anderseits über eine große Anzahl wichtiger Nervenpunkte verfügt, so ist es nach dem Gesetze der Uebertragung des Reizes gar zu natürlich, daß sich die übrigen Nervenpunkte auch zu erregen beginnen, und wir haben auf die einfachste Weise der Welt die bisher so unklaren allgemein nervösen Beschwerden erklärt.

Es ist nun ein merkwürdiges Spiel, daß die physikalischen Reizursachen im gegebenen Falle auch die Eigenschaften besitzen, auf den Nervenstrom beruhigend zu wirken. Die noch vor wenigen Jahren so verschmähte und verachtete Therapie der physikalischen Heilmethoden hat sich dieser Tatsache zum Wohle der Menschheit in immer größerer Ausdehnung angenommen. Ihre Wirkung ist in der Mehrzahl eine auf den Nervenstrom beruhigende. Wenn es auch auf diesem Wege in einer großen Anzahl von Erkrankungen gelingt, eine mehr oder minder andauernde Beruhigung hervorzurufen, so muß doch das Ideal der Behandlung darin liegen, auch die Aufnahmestätten der Reize und ihren eigentlichen Tummelplatz, nämlich die Nervenpunkte, aus der Welt zu schaffen. Daß bei solchen Behinderungen des freien Nervenstroms, die durch wässerige Anschwellungen u. s. w. bedingt werden, alle ausschwitzenden Methoden von Wirkung sein werden, liegt klar auf der Hand. Aber bei der weitaus überwiegenden Anzahl der Nervenpunkte sind wir gezwungen, feste bindegewebige Veränderungen anzunehmen.[1]) Daß ich hier die rein mechanisch lösende

[1]) Cf. Cornelius, Narben und Nerven. Deutsche militärärztliche Zeitschrift 1908 Nr. X.

Nervenpunktmassage als die wirksamste Behandlungsweise ansehe, bedarf nach Gesagtem keiner weiteren Erläuterung.

Auch die vielen umstrittenen psychischen Reizursachen finden mittels der Nervenpunktlehre ihre vollauf genügende Erklärung. Ein psychischer Reiz, z. B. irgendein Affekt, der doch auch seine schließliche Ursache in äußeren Umständen haben muß, ruft genau wie jeder andre Reiz eine Erregungswelle im Nervenstrom hervor. Diese teilt sich naturgemäß dem Ganzen mit und läßt dann an besonders empfindlichen Nervenpunkten die Wirkung merken. Aber diese Beschwerden sind dann absolut keine krankhafte Einbildung, sondern die selbstverständliche Folge der durch Vererbung und äußere Reize erhöhten Spannung des Nervenstroms und der rein anatomisch aufzufassenden, durch Nervenpunkte auch zu gewöhnlicher Zeit nachzuweisenden Behinderung dieses Stromes. Während bei den vorher erwähnten Ursachen der Schmerzerregung zunächst die Stelle, wo der Reiz ansetzt, sich bemerklich machen wird, muß bei den psychischen Reizen die Folgewirkung sich regelmäßig an den empfindsamsten Nervenpunkten abspielen. Wir werden es also immer mit einer Uebertragung zu tun haben.

Bisher habe ich lediglich die unangenehme Seite des Schmerzes erwähnt. Die Gerechtigkeit verlangt es, daß ich über sie nicht auch seine so ungemein wohltätige vergesse. Ist doch gerade der Schmerz von so ungeheurer Bedeutung für den lebenden Organismus, daß ohne ihn sogar das ganze Leben aufs äußerste gefährdet sein würde. Der Schmerz ist der treueste Wächter, den der lebende Körper zu seiner Verfügung hat. Er zeigt uns auch die geringste Gefahr an, die uns von außen her droht, und deutet auf die Stelle hin, wo der fremde Reiz anzusetzen sich bemüht. Fehlte dieser Wächter, so könnten alle feindlichen Reize unbemerkt an den Körper heran und in ihn hinein. Was das bald für unermeßlichen Schaden anrichten würde, bedarf keiner weiteren Worte.

Es wird immer gelehrt, man solle bei der Bekämpfung des Schmerzes die Energie zu Hilfe nehmen. Ganz recht! Aber diese Energie wird schließlich vollständig versagen, wenn wir eine krankhafte Erregung des Nervenstromes und krankhaft vermehrte Nervenpunkte haben. Mitunter komme ich in Versuchung, bei den geplagten Nervösen, die jeder als einbildungskrank anzusprechen sich berechtigt glaubt, die Energie, mit der sie alle diese Reize ertragen, die Resignation, mit der sie alle Redensarten und Behandlungsmethoden über sich ergehen lassen, rückhaltlos zu bewundern. Daß man bei diesen ewigen Nadelstichen schließlich der schlimmste Misanthrop, ja sogar geisteskrank wird, oder am Ende seiner Kräfte und Hoffnungen dem unerträglich gewordenen Leben ein gewaltsames Ende macht, ist zu erklärlich. Eine Eigenschaft der jetzt so begründet erscheinenden Schmerzen der Nervösen ist es, die auf die Beurteilung derselben von jeher einen so ungünstigen Einfluß ausgeübt hat, nämlich der wellenförmige Charakter derselben. Wie sie scheinbar ohne Grund kommen, so verschwinden sie auch wieder, mitunter schon nach wenigen Minuten, ja Sekunden. Und wie sie der Gedanke bloß erregt, so bringt sie auch eine an sich geringfügige Ableitung (interessanter Vorgang, Freude, Eifer), aber nicht minder ein Trost, Befehl, die harte Notwendigkeit u. s. w. für eine Weile wieder fort. Aber alles dieses kann höchstens den Nervenstrom für kurze Zeit herabdrücken oder das Bewußtsein von den Erregungswellen ablenken; eine wirksame Verminderung in der Spannung des Nervenstromes wird dadurch ebensowenig erzielt werden können, wie damit die Aufnahmestätten der Reize, die Nervenknotenpunkte, verschwinden. Man hat, geleitet von der Idee, daß diese Leiden die reine Einbildung wären, versucht, mittels Suggestion ihnen beizukommen. Ihr Einfluß muß nach Gesagtem genau derselbe sein wie bei den eben erwähnten Mitteln. Und wirklich fand ich auch nach solchen anscheinenden Beruhigungen die Nervenpunkte unverändert vor. Eine Methode, die wirklich befreiend wirken soll, muß sich an erster Stelle der Nervenpunkte annehmen und sie aus der Welt schaffen. Wenn sie fort sind, finden die ewigen Reizungen keine Aufnahme im Körper mehr, das Gehirn und damit der ganze Nervenstrom kommt zur Ruhe und verliert schließlich die

krankhafte Spannung, womit auch die pathologische Reizbarkeit aufhört. Daß eine solche Behandlung unsäglich viel Mühe und Geduld sowohl von seiten des Patienten als auch des Arztes bedarf, ist bei der Dauer und Stärke der meisten Leiden ganz natürlich. Aber der Erfolg ist die Mühe wert; gilt es doch den Hebel anzusetzen an Leiden, die von allen Krankheiten heute die allergrößte Bedeutung beanspruchen und durch die alltäglich ein nicht einzuschätzendes Kapital an Lebenskraft und Lebensfreude verloren geht.

Die rein anatomische Erklärung selbst der verwickeltsten nervösen Vorgänge und die einfach physikalische Begründung und Betonung der subjektiven Krankheitssymptome, deren Beseitigung rein mechanisch nur mit Hilfe der Fingerspitzen gelingt, ist die Lebensaufgabe, die ich mir gestellt habe, und der Dank der so verkannten Nervösen der Lohn, der ein Leben mit allen seinen Kämpfen und Widerwärtigkeiten reichlich aufwiegt.

Naturwissenschaftliche Revue

Rastlos schreitet die Naturwissenschaft fort, und schwer ist es, sich ihren Fortschritten gegenüber auf dem laufenden zu erhalten. Hier nachzuhelfen ist das Bestreben unsrer Revue, und es sollte uns nicht wundern, wenn deren Leser oft das Gefühl überschliche, ein solches Ueberstürzen von Neuerungen habe es früher zu keiner Zeit gegeben. Aber er würde dabei vergessen, daß die jetzt als Binsenwahrheiten allgemein bekannten Errungenschaften der Naturwissenschaft doch auch einmal neu waren und die Welt damals ebenso bewegten und zum Widerstand aufforderten, wie wir es jetzt auch noch erleben. Daran zu mahnen sind zwei Schriften geeignet, über die wir heute zu berichten haben. Die eine ist eine Festschrift von W. Junk, Carl von Linné und seine Bedeutung für die Bibliographie,[1]) eine vortrefflich ausgestattete, mit zwei Bildnissen des Reformators der beschreibenden Naturwissenschaften versehene Schrift, die dessen Leben und Lebenswerk schildert und die wertvollsten Mitteilungen über seine und seiner Zeitgenossen Schriften enthält. Wenn auch das System des Mannes, von dem man sagte: „Gott schuf die Welt und Linné ordnete sie", längst durch eine mehr die Natur der einzureihenden Dinge berücksichtigende ersetzt ist, den Weg dazu hat er gezeigt, und die von ihm eingeführte Bestimmung der Pflanzen und Tiere durch zwei Bezeichnungen wird immer beibehalten werden, da sie die einzige ist, welche den Anforderungen der Wissenschaft genügt. Den sein Werk schildernden Spruch könnte man mit demselben Rechte auf jenen Domherrn von Frauenburg anwenden, der „die Erde in Bewegung setzte, die Sonne und den Himmel aber stillstehen ließ", auf Kopernikus, dem Gigalski in seiner Schrift Nikolaus Kopernikus und Allenstein[2]) ein schöneres Denkmal setzte, als das aus Stein werden wird, für welches der Ertrag der Schrift bestimmt ist. Denn es zeigt ihn nicht nur als den vorurteilsfreien Forscher, es schildert auch den edeln Menschen und Arzt, der in der Zeit der letzten Kriege der Polen mit dem Deutschen Orden Gelegenheit genug hatte, die Energie und Lauterkeit seines Charakters zu erweisen. Auf seinen Schultern ruht das Gebäude der Astronomie der Gegenwart, das auch den Laien zu immer wieder erneutem begeistertem Interesse hinreißt, wovon am besten die vielen gemeinverständlichen Schilderungen der Bewegungen und Beschaffenheit der Himmelskörper beweisen, von denen wir als neueste um ihrer klaren Darstellung und schönen Ausstattung willen das Buch von W. Meyer, welches die Kometen und Meteore[3]) zum Gegenstand hat und dabei

---

[1]) Leipzig, Th. O. Weigel. 1,50 M.

[2]) Allenstein, Kommissionsverlag von Carl Danehl. 1,20 M.

[3]) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1 M.

auch auf die neuesten Entdeckungen auf physikalisch-chemischem Gebiete Rücksicht nimmt, dem Leser warm empfehlen können.

Wie dieses nicht ohne Kopernikus, so wären ohne Linné die zoologischen und botanischen Schriften nicht möglich gewesen, die uns heute vorliegen. Zunächst müssen wir von dem herrlichen Werk Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas[1]) von Lampert Abschied nehmen, das mit den Lieferungen 26 bis 30 sein Ende erreicht hat. Mit Genuß lassen wir die schönen Darstellungen von Schmetterlingen, die nach den Exemplaren der Stuttgarter Sammlung gemacht sind, nochmals vor unserm Auge vorbeigehen, finden aber, daß auch die der Raupen ihnen gleichstehen, wenn sie auch auf die in früheren Werken enthaltenen Abbildungen zurückgreifen müssen. Aber wir haben die Freude, auf ein ebenbürtiges Werk hinweisen zu können, die Gradflügler Mitteleuropas,[2]) in dessen bis jetzt erschienenen neunzehn Lieferungen Tümpel die Libellen, die Ohrwürmer, die Eintagsfliegen und die Grillen in Wort und vortrefflichen Abbildungen vorführt. Vielleicht ekelt sich der Leser vor den Ohrwürmern, ich kann es ihm nicht verdenken, trotzdem wird er sie fast liebgewinnen, wenn er hört, daß sie die einzigen unter den Insekten sind, die sich mit wahrer Mutterliebe der ausgekrochenen Jungen annehmen. Und dann greife er zu Bachs Wunder der Insektenwelt,[3]) deren fünfte Auflage Brockhausen herausgegeben hat. Durch die etwas zu weitläufigen beistischen Auseinandersetzungen lasse er sich nicht abschrecken, die vielen fesselnden Schilderungen der Lebensweise dieser Tiere und die fast an höhere Ueberlegung grenzenden Mittel, die sie zum eignen wie zum Schutze der Nachkommen anwenden, wird ihn auch gegen uns schädliche milde stimmen, so daß er den am Schlusse mitgeteilten Winken zur Insektenbeobachtung gerne Folge leisten wird. Größeres Interesse freilich werden die Feinde namentlich der schädlichen Insekten erregen, die Tiere, die auch um ihrer sonstigen Eigenschaften willen unsre Lieblinge sind, die Vögel. Nun, auch sie findet er in reizender Weise in Flörickes Deutschem Vogelbuch[4]) und in dessen Vögeln des deutschen Waldes[5]) geschildert. Von jenem Werk liegt nun in den Lieferungen 6 bis 11 der Schluß vor, die wie die früheren durch vorangeschickte Reiseschilderungen des Verfassers das Interesse für die folgenden hübschen Lebensschilderungen, die gute Abbildungen anschaulich machen, erregen. Schlecht kommen dabei die Sumpfvögel weg, aber sie sind diejenigen, die am wenigsten sich der Beobachtung des Naturfreundes darbieten. Das zweite Buch bildet eine wünschenswerte Ergänzung zu dem Vogelbuch, indem es vorzugsweise, durch niedliche Holzschnitte unterstützt, die Biologie der Vögel behandelt und, indem es größeren Anteil an ihnen zu erwecken sucht, ihrer Schädigung oder gar gänzlichen Ausrottung entgegenzuwirken bestrebt ist. Ueber die Lebensweise der Raben macht Zdobnicky in seinem Winterleben unsrer Corviden in der weiteren Umgebung Brünns[6]) auf sorgfältige Beobachtungen beruhende fesselnde Mitteilungen. Wer hätte gedacht, daß die schwarzen Gesellen im Winter so weite Wanderungen vornähmen und aus Russisch-Polen oder Posen nach Brünn kommen!

Den Tier- wie den Pflanzenliebhabern wird Knauers Süßwasseraquarium[7]) willkommen sein, weil es ihm die genauen Anweisungen gibt, wie ein solches herzustellen ist und unterhalten werden muß. Wie beliebt solche sind, beweist die weite Verbreitung der Goldfischgläser. Mit einem Aquarium, in dem die schönsten Wasserpflanzen gedeihen, sich die neuen, Leierschwänze genannten Zierfische tummeln, halten sie keinen Vergleich

---

[1]) Eßlingen und München, J. F. Schreiber. Die Lieferung 75 Pf.
[2]) Gotha, Fr. C. Perthes. Die Lieferung 75 Pf.
[3]) Paderborn, Ferd. Schöningh. 8,20 M.
[4]) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Die Lieferung 80 Pf.
[5]) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 8. Auflage. 1 M.
[6]) Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums. Bd. 7, S. 98—124. Brünn, R. M. Rohrer. 70 Pf.
[7]) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 4 M.

aus. Aber Pflanzen und Tiere wollen ihrer Natur gemäß gewartet, vor eingeschleppten Schädlingen geschützt werden; wie das zu machen ist, lehrt das Buch. Reichhaltigeren Genuß gewähren freilich Beobachtungen in freier Natur, die wiederum besondere Hilfsmittel voraussetzen. Der Leser weiß, daß ihm ein solches von erstem Range in Hegis illustrierter Flora von Mitteldeutschland[1]) zur Verfügung steht, von dem nunmehr die 10. und 12. Lieferung vorliegt. Sie setzen die Schilderung der Gräser und Binsen fort und bringen vortreffliche Abbildungen dieser so schwer zu bestimmenden Gewächse auf drei schwarzen und vier farbigen Tafeln, deren Verständnis durch eine große Zahl von Textabbildungen unterstützt wird. Lieferung 12 beginnt den zweiten Band, die Schlußlieferung 11 des ersten kann erst später erscheinen. Für weniger eingehende Studien ist der Pflanzenfreund[2]) von K. Lutz zu empfehlen, der neben 700 farbigen Abbildungen auf 28 hübschen Tafeln eine Reihe weiterer im Texte bringt und so das Bestimmen der Pflanzen sehr erleichtert. Die dritte Auflage nimmt Abschnitte, die in der zweiten unterdrückt werden mußten, wieder auf; dem Uebelstand, daß der allzu verschiedene Maßstab der auf den Tafeln abgebildeten Pflanzen deren Erkennung erschwert, ist freilich nicht abgeholfen. Ob Francks Blütenbiologie der Heimat[3]) sich als sehr nützlich erweisen wird, muß dagegen dahingestellt bleiben. Der Mangel an Abbildungen sowie die durch die Anordnung des Stoffes bedingten Wiederholungen dürften dem entgegenstehen. Das Die Intelligenz der Blumen[4]) betitelte Buch von Maeterlinck trägt diesen Titel mit Unrecht, nur sein erster Abschnitt behandelt diesen Gegenstand, die übrigen beschäftigen sich mit den Zeitmaßen, dem König Lear, dem Krieg, dem Sozialismus, der Unsterblichkeit u. s. w. Der erste Abschnitt stellt viel Material aus der Biologie der Blüte zusammen und bewundert deren Zweckmäßigkeit, die so aufträte, als besäßen die Blüten Intelligenz, wogegen die exakte Wissenschaft darin nur mechanische Vorgänge sehen will. Einem nützlicheren Zweck dient von Weinzierl, Organisation der k. k. Samenkontrollstation[5]) in Wien, die der Untersuchung von Handelssamen, von Krankheiten, Kraftfuttermitteln auf mechanisch-mikroskopischem Wege, aber auch der Anstellung von Kulturversuchen gewidmet ist und bereits viel Nutzen stiftete. Von der vergleichenden Morphologie der Pflanzen,[6]) die Velenovsky zu bearbeiten unternommen hat, liegen der erste und zweite Teil vor, welche die Kryptogamen und die negativen Organe der Phanerogamen behandeln, während der dritte Teil sich mit der Phanerogamenblüte beschäftigen wird. Ursprünglich in tschechischer Sprache verfaßt, hat Verfasser sich doch bewogen gefühlt, es zugleich in deutscher herauszugeben, weil er gefunden hat, daß von sehr vielen Botanikern die in der Sprache kleiner Völker veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten konsequent ignoriert werden. Ja, was in aller Welt soll denn einen Botaniker bewegen, Tschechisch zu lernen! Wenn nun auch die zur Zeit von Goethe begründete Morphologie nur noch wenig betrieben wird, so enthält das Buch doch eine Menge durch schöne Abbildungen erklärtes Material, was auch für biologische Arbeiten von Nutzen sein kann.

Von Klima und Wetter hängt das Gedeihen der Pflanzen ab. Von beiden handelt die gut orientierende Schrift Walters Land und See,[7]) die in erster Linie unsre Nord- und Ostseeküsten, ihre merkwürdigen Schicksale und Bewohner schildert, während die Ansichten Streits über das Wesen der Zyklonen und ihre besonderen

---

[1]) München, Lehmann. Die Lieferung 1 M.

[2]) Stuttgart, Wilh. Nietzsche — Aug. Brettinger. 4 M.

[3]) Leipzig, Quelle & Meyer. 80 Pf.

[4]) Uebertragen von Oppeln-Bronikowski. Jena, E. Diederichs. 4 M.

[5]) K. k. landwirtschaftlich-botanische Versuchsstation vom Jahre 1881 bis inkl. 1906. Wien, in Kommission bei W. Frick.

[6]) Prag, Fr. Rivnáč. 15 M.

[7]) Halle a. S., Gebauer-Schwetschkesche Druckerei und Verlag. 2,40 M.

Erscheinungsformen als Hagelwetter und Gewitter[1]) gegenüber der längst als richtig erwiesenen Erklärung der den Menschen so imponierenden Erscheinungen durch von Bezold sich als unhaltbar und unnötig herausstellen dürften. Die schönen, vielleicht etwas übertriebenen Abbildungen von Gewitterwolken bestätigen nur des verstorbenen Berliner Meteorologen Ansicht, aber darin hat Verfasser recht, daß er das Wetterschießen für einen Unfug erklärt. Die Wirkungen der Eiszeit und die Urgeschichte des Menschen[2]) behandelt Pohlig in nicht ganz einwandfreier Weise, wenn er in einem nicht für Fachleute geschriebenen Werk noch ganz Hypothetisches als feststehend vorführt. Daß man das Erdinnere als aus einem im überkritischen Zustande befindlichen Gas gebildet ansehen müsse, das sich wie ein fester Körper verhält, daß die Laven die emporgetriebenen, flüssig gewordenen Teile sind, welche die festgewordene Erdkruste durchbrechen, welcher Durchbruch von vulkanischen Erscheinungen begleitet sein kann, aber nicht muß, zeigt Bergeat in einem Vortrag über den Vulkanismus,[3]) aus der Beobachtung der Tierwelt Südwestaustraliens[4]) aber schließt Michaelsen, daß sie die Annahme eines antarktischen Kontinentes nicht unterstützt, wohl aber auf einen früheren Zusammenhang Australiens mit dem südostasiatischen Gebiet, namentlich mit Ceylon, hinweist, während Neuseeland bereits früh eine Insel geworden sein muß.

Das Verständnis dieser Schriften setzt weitgehende geographische Kenntnisse voraus, die in erfreulichster Weise die kleine, vortrefflich ausgestattete Ausgabe von Sievers' Länderkunde[5]) vermittelt. Die zwei nach der großen Ausgabe neu bearbeiteten Bände geben über alles Wissenswerte Auskunft, Abbildungen und reichlich beigegebene Karten unterstützen darin auf das wirksamste, und der Text liest sich gut. Ebenfalls unter erläuternder Hilfe vieler Abbildungen schildert Clemenz Schlesiens Bau und Bild,[6]) Heer die Schweiz,[7]) während Stücken den Leser in seinen Reisebriefen über den persischen Golf[8]) nach Teheran und zurück zum Kaspisee führt. War diese Reise im Handelsinteresse unternommen, so war der Zweck der indischen Reise[9]) von Fred sowie derjenigen, welche Meebold in seinem mit Bleistiftskizzen sehr hübsch ausgestatteten Buch Indien[10]) beschreibt, Land und Leute kennen zu lernen. Schildert jene mehr die Reiseerlebnisse zum Teil an der Hand prächtiger Photographien, so liegt in dieser, von einigen philosophierenden Erörterungen abgesehen, in der Schilderung der Bewohner Indiens und ihrer Werke der Schwerpunkt. Alle drei letztgenannten Werke konnten nicht genug die armen Völkerschaften bedauern, die, durch herrschsüchtige Priester in dumpfer und verdummender Sklaverei gehalten, ein überaus trauriges Leben führen. Auf seinen Kreuzfahrten im Beeringsmeer[11]) begleiten wir Niebieck, erlegen mit ihm Bären und Wildschafe, beobachten Walrosse, besuchen die Kamtschadalen und Eskimos, denn die Photographien des Verfassers lassen uns alles dieses mit der größten Ausführlichkeit sehen. Der Teil der Reise in Tibet,[12]) die Sven Hedin im Juni 1899 antrat, von Stockholm über Meru, das Kloster Henus nach Kaschgar, bildet das 16. Bändchen von Hillgers Volksbüchern, in das sie aus dem Originalwerk mit Zustimmung des Brock-

---

[1]) Wien, Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.
[2]) Leipzig, Quelle & Meyer. 1 M.
[3]) Aus der Natur 1907.
[4]) Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1,60 M.
[5]) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Jeder Band 10 M.
[6]) Glogau, Karl Flemming. 8 M.
[7]) 5. Band von Land und Leute. 3. Aufl. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 4 M.
[8]) Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. L. Friederichsen & Co. 4 M.
[9]) 2. Aufl. München und Leipzig. R. Piper & Co. 8 M.
[10]) München, R. Piper & Co.
[11]) Berlin, Paul Parey. 10 M.
[12]) Berlin und Leipzig, Hermann Hillger Verlag. 80 Pf.

hausschen Verlags aufgenommen worden ist. Die Zukunftsländer am La Plata,[1] Uruguay und Argentinien, führt uns L. Munzinger in Wort und Bild vor Augen. Seine volkswirtschaftliche Reisestudie beschäftigt sich namentlich mit der Frage deutscher Auswanderung in jene Länder und wird viel Gutes stiften können. Eine Volkskunde von Loango[2] endlich liefert Pechuël-Loesche als 4. (Schluß-) Band des Reisewerks der Loangoexpedition, deren früheren Bände die Schilderung der Expedition selbst und die Landeskunde von Loango enthalten. Die Expedition war von der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung von Aequatorial-Afrika" ausgerüstet und ist in den Jahren von 1873 bis 1876 in Tätigkeit gewesen. Die Gesellschaft hat sich längst aufgelöst, jedoch nicht ohne die Mittel für die Veröffentlichung dieses letzten Bandes sicherzustellen, welcher der Hauptsache nach ein anthropologisches Interesse bietet. Neben dem archäologischen kommt ein solches auch der Untersuchung der Rassenfrage im antiken Aegypten[3] zu, die Stahr auf Grund der Ausmessungen von 110 zum Teil abgebildeten Mumienschädeln von Personen aus Thebens Mittelstand dahin entscheidet, daß die Aegypter eine Mischrasse aller ihnen benachbarten Völker sind, an deren Entstehung also namentlich Semiten und Hamiten beteiligt waren, und daß gerade diese Mischung die Entwicklungsfähigkeit der Bewohner des Nil bedingte.

Wer nun vor etwa zehn Jahren meinte, daß wohl noch auf der Erdoberfläche, nicht aber in der sie umgebenden Luft Neues zu entdecken sei — und wer hätte damals diese Meinung nicht gehabt —, der hat sich gründlich getäuscht. Die Entdeckungsgeschichte der in ihr außer den längst bekannten noch vorhandenen Gase, die damals gelang, hat deren Entdecker Ramsay selbst dargestellt. Seine von Huth übersetzte Schrift: Die Gase der Atmosphäre und die Geschichte ihrer Entdeckung[4] erregte solches Interesse, daß sie bereits in dritter Auflage vorliegt. Die sich ihr anschließende Entdeckung des Radiums[5] behandelt Greinacher in einer Schrift, die so ziemlich alles enthält, was wir darüber wissen, die bezüglich der von ihm ausgehenden Strahlen wichtigen Kathodenstrahlen[6] aber hat G. E. Schmidt eingehender Betrachtung unterworfen. Ueber die Bewegung der Elektroden[7] verbreitet sich eine freilich nur dem höhere Mathematik beherrschenden Leser zugängliche Arbeit von Lindemann, die das Ergebnis andrer Theorien, daß die materielle Mechanik auf elektromagnetische Erscheinungen zurückzuführen seien, für nicht zu Recht bestehend erklärt, während das bekannte Buch von Grätz, die Elektrizität und deren Anwendungen,[8] das auch den Laien auf dem laufenden zu erhalten wohl geeignet ist, in Doppelauflage, der dreizehnten und vierzehnten, wieder zur Verfügung steht. Die Darstellung der Telegraphie ohne Draht[9] von A. Righi und B. Dessau hat die zweite Auflage erlebt, eine drahtlose Telephonie[10] wiederum hat E. Ruhmer vorgeschlagen und sie unter Berücksichtigung aller früheren eine ebensolche erstrebenden Vorschläge und Arbeiten dargestellt. In derselben Weise verfährt der Erfinder der Fernphotographie[11] A. Korn; in beiden Verfahrungsweisen spielt die Selenzelle, die unter dem Einflusse des Lichtes ihren elektrischen

---

[1] München, Selbstverlag des Verfassers. 2 M.
[2] Stuttgart, Strecker & Schröder. 24 M.
[3] Berlin, Lehrbücher-Verlag. 20 M.
[4] Halle a. S., W. Knapp. 5 M.
[5] Leipzig, Veit & Co. 1 M. Siehe auch Naturwissenschaftliche Rundschau. 23. Jahrgang, S. 17 und 29.
[6] 2. Aufl. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 3 M.
[7] München, Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth). 3 M.
[8] Stuttgart, J. Engelhorn. 8 M.
[9] Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 15 M.
[10] Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 6 M.
[11] 2. Aufl. Leipzig, S. Hirzel. 2 M.

Widerstand ändert, eine wichtige Rolle. Und als ob die physikalische Chemie nicht genug der wunderbaren neuen Tatsachen zutage gefördert hätte, so tritt nun Goppelsröder mit einer neuen Untersuchungsmethode auf ihrem Gebiete hervor, die er in seinen neuen Kapillar- und kapillaranalytischen Untersuchungen[1]) darlegt. Noch ist sie freilich nicht so weit gefördert, daß sie bereits, namentlich für praktische Anwendungen, in Aufnahme kommen könnte.

Literarische Berichte

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 11. Band: Donatello. Des Meisters Werke in 277 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Schubring. Gebunden M. 8.—. — 12. Band: Uhde. Des Meisters Gemälde in 285 Abbildungen. Herausgegeben von Hans Rosenhagen. Gebunden M. 10.—. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Von den beiden neuen Bänden der „Klassiker in Gesamtausgaben" stellen wir diesmal den jüngeren voran, der das Lebenswerk Fritz von Uhdes wiedergibt und soeben zum sechzigsten Geburtstage des Meisters (22. Mai) erschienen ist. Wenn es manchem vielleicht als ein gewisses Wagnis erscheinen wird, einen Lebenden in die Reihe der Klassiker aufzunehmen, so hat der Herausgeber des Bandes, Hans Rosenhagen, in einer Vorbemerkung alle Bedenken dagegen in sehr feiner und einleuchtender Weise entkräftet, und der hier gebotene Ueberblick über Uhdes gesamtes Schaffen wird vollends jeden Kunstverständigen überzeugen, daß dieser echte Künstler in einem wesentlichen Teile seines Lebenswerkes unerreicht dasteht und als ebenbürtiger Genosse der größten Meister aller Zeiten, d. i. als Klassiker anzusehen ist. Für die heutige Generation, die zum großen Teil den großen Aufschwung der Malerei im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts und die heftigen Kämpfe, unter denen er sich vollzog, miterlebt hat, bildet es einen hohen, ebenso belehrenden wie erhebenden Genuß, hier im einzelnen zu verfolgen, wie Uhde, eine der stärksten künstlerischen Individualitäten dieser Epoche, sich allen Widerständen zum Trotz aus tastenden Anfängen durch den Einfluß fremder Vorbilder hindurch Schritt für Schritt zu einer neuen Kunstauffassung und endlich auf die Höhe selbständiger, vollkommenster Meisterschaft emporgearbeitet hat, auf der er seitdem von einem künstlerischen Siege zum andern geschritten ist. Man sieht hier nicht nur den seelenvollen, neue Bahnen erschließenden religiösen Maler sich entwickeln, als der Uhde allgemein bekannt und jetzt wohl auch allgemein anerkannt ist, man erkennt zugleich, wie neben seinen religiösen Bildern in ununterbrochener Reihenfolge einfache genrehafte Darstellungen von allgemein menschlichem Inhalt einhergehen und allmählich sogar die Oberhand gewinnen, die freilich vor allem als Farben- und Lichtprobleme den Künstler anziehen und von ihm behandelt werden. Auch als genialen Porträtmaler wird mancher hier den Meister erst recht würdigen lernen. Der Uhde-Band bildet ein Ganzes von erstaunlicher Abwechslung, von den reichsten und mannigfachsten Anregungen für das künstlerische Interesse wie für das menschliche Empfinden des Beschauers. Die in mancher Hinsicht außergewöhnlich schwierige Aufgabe, die Kunst Uhdes mit dem Wort zu analysieren und dem Betrachter völlig zu erschließen, hat Hans Rosenhagen mustergültig gelöst. Als Novum für die ganze Sammlung ist noch hervorzuheben, daß drei Werke des Meisters farbig wiedergegeben sind. — Mit dem Donatello-Bande führt die Sammlung uns zum erstenmal einen Meister des italienischen Quattrocento und einen reinen Plastiker — einen der genialsten aller Zeiten — vor. Erst seit ein paar Jahrzehnten hat man Donatello in seiner ganzen persönlichen Größe und geschichtlichen Bedeutung verstehen gelernt. Sein Name gehört seitdem zu denen, die der „allgemein Gebildete" kennen muß. Man darf aber wohl auch sagen, jeder Empfängliche muß diesen Großen lieben, wenn sich dessen Schaffen in seiner organischen Entwicklung und in seinem unendlichen Reichtum vor seinen Augen zu einem lückenlosen Gesamtbild auftut und zusammenschließt. Das Leben Donatellos umfaßt die acht Jahrzehnte von 1386 bis 1466, sein Wirken leitet aus der Gotik in die Renaissance hinüber, aus mittelalterlicher Gebundenheit in die volle Entfaltung freier und souveräner Menschlichkeit. Ohne Zweifel wird diese neue, durch besonders schöne Reproduktionen ausgezeichnete Publikation, die der bekannte Kunsthistoriker Paul

[1]) Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Basel, E. Birkhäuser.

Schubring herausgegeben und mit einer tief in das Wesen donatellesker Kunst eindringenden Einführung versehen hat, viel dazu beitragen, daß die markige, in göttlicher Gesundheit und Lebensfülle aufragende Gestalt des Meisters von immer weiteren Kreisen aufrichtiger Kunstfreunde in ihrer Größe begriffen und wahrhaft bewundert werde.

R. M.

Wie Frauen lieben. Gedichte von Harriot Wolff. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung.

Hinter diesen, vielfach epigrammatisch knappen, Dichtungen scheint eine Persönlichkeit zu stehen, die man liebgewinnen kann. Ein gütiger Mensch, dem doch eine feine Ironie nicht fremd ist, eine stark empfindende Frau, die über eigne Liebe, Sehnsucht und Trauer hinweg auf Allgemeines den Blick richtet. Freilich hat die Sachlichkeit in der Lyrik ihre Gefahren; so finden sich auch hier, dicht neben Strophen von einem eignen melancholischen Wohlklang, nüchterne und kalte Verse, die eine gewaltsam erzwungene Ruhe verraten. Aber wenn die Gedichte von vollendeter Reife, an denen sich kein Wörtchen geändert denken ließe, in der Sammlung selten sein mögen, so sind die landläufigen lyrischen Banalitäten noch viel seltener. Es gibt kaum ein Stück, das des persönlichen Reizes ganz entbehrte, und viele sind aufs glücklichste pointiert:

In eines andern Ich sein Ich zu finden,
Der Urklang ist's, der seufzt in allen Winden,
Anschwellend hoch im All zum Weltenschrei.
Der Weltentrückte selbst, vertieft ins Schauen,
Möcht' einer — einer Seele leis vertrauen,
Wie hold die heil'ge Einsamkeit doch sei!

B. F.

Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. T. Thienemann.

Baumann hatte gegen Kant einen seiner Zeitgenossen namens Tiedemann ausgespielt. Goldschmidt, von dem man durch mehrere Schriften weiß, daß ihm die „Kritik der reinen Vernunft" unwiderleglich scheint, sucht die Unhaltbarkeit der älteren und der neueren Einwürfe nachzuweisen. Seine Auseinandersetzungen sind inhaltlich klar und vielfach durchaus überzeugend; nur in der Anordnung ist manches wenig geschickt. Und waren die Angriffe auf Philosophen wie Dessoir und Erdmann oder die abschätzigen Bemerkungen über Naturphilosophen wie Mach und Ostwald unbedingt erforderlich?

M. D.

Mein Leben und was ich davon erzählen will, kann und darf. Von Daniel Freiherrn von Salis-Soglio. I. Band. Geheftet M. 10.—, gebunden M. 11.—. Stuttgart 1908, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der greise österreichische Feldzeugmeister Daniel Freiherr von Salis-Soglio benutzt die Muße des Ruhestandes und des Alters, seine Lebenserinnerungen zu Papier zu bringen, und wer deren bis jetzt vorliegenden ersten Band liest, wird den Freunden, die ihn dazu veranlaßt haben, für ihre Anregung von Herzen Dank wissen. Der Verfasser, der 1826 zu Chur als Sproß eines uralten Schweizer Adelsgeschlechts geboren ist, hat über ein an Arbeit und Erfolgen ungemein reiches Leben zu berichten, in dessen erster Hälfte Kriegs- und Friedenszeiten fortwährend abwechselten, und er ist nicht nur ein hervorragender Militär, der besonders in seinem speziellen Fach, dem Festungsbau, Ausgezeichnetes geleistet hat, sondern auch ein Freund der schönen Künste, vor allem der Musik, eine liebenswerte, human empfindende Persönlichkeit und ein gewandter und amüsanter Plauderer. Was er aus seiner dienstlichen Laufbahn erzählt, deren äußere Stationen Venedig und Spalato (1846—1849), Mainz und Rastatt, Krems und Pest (1849—1855), dann, nach mehrjähriger Dienstleistung des Verfassers als Adjutant des Erzherzogs Leopold, Verona (1859—1863), Schleswig-Holstein (1864) und Graz (1865 f.) sind, und die durch tätige Teilnahme an den Kriegen 1859, 1864 und 1866 sich besonders bewegt gestaltet hat, ist teils für den militärischen Fachmann, teils für den Historiker als Beitrag zur politischen Geschichte Oesterreichs und andrer europäischen Staaten von hohem Interesse, aber die vielen rein menschlich anziehenden und heiteren Episoden, die der Verfasser einschaltet, und die zahlreichen Streiflichter, die er auf das ganze gesellschaftliche Leben und die Kulturverhältnisse jener Zeit fallen läßt, gestalten die Lektüre auch für den Nichtmilitär und den Nichthistoriker äußerst genußreich. Wir fühlen uns überall einem ehrlichen, geraden, loyalen Charakter gegenüber, einem Soldaten und Edelmann vom guten alten Schlag, aufrichtig monarchisch gesinnt, aber ohne jede Spur von Byzantinismus, von ernster Lebens- und Pflichtauffassung und doch mit glücklichem Sinn fürs Humoristische und Anekdotische. Dem Erscheinen des zweiten Bandes wird jeder Leser des ersten mit Sympathie und Spannung entgegensehen.

R. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Ben Heik, Kreede, Der Durst nach Schönheit. Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Elsa Otten. Leipzig, Schulze & Co. M. 5.—.

Bernhardt, Sarah, Mein Doppelleben. Memoiren. Mit zahlreichen Kunstbeilagen. Deutsch von Franz Neubert und Dr. Frohwalt Küchler. Leipzig, Schulze & Co. M. 12.—.

Deine Pflicht zum Glück. Von einem Menschenfreund. Leipzig, Theod. Thomas. M. 2.—.

Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts. Heft 1. Leipzig, E. A. Seemann. Subskriptionspreis M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—. Vollständig in 20 Lieferungen.

Führer durch die Sammlungen des Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München. Mit 55 Abbildungen und 52 Plänen. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Gors, L., Kühle Betrachtungen über Kunst, Literatur und die Menschen. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. M. 4.—.

Hebbels Tagebücher. In vier Bänden herausgegeben von Hermann Krumm. Leipzig, Max Hesses Verlag. In 2 Leinenbänden. M. 3.50.

Jahrbuch über die deutschen Kolonien. Herausgegeben von Dr. Karl Schneider. I. Jahrgang. Mit einem Bildnis des Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, Regenten von Braunschweig. Essen, G. D. Baedeker. Gebunden M. 5.—.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Zwölfter Band: **Frits von Uhde.** Des Meisters Gemälde in 285 Abbildungen. Herausgegeben von Hans Rosenhagen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 10.—.

Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Band 1—3 und 4—6 in zwei Bänden. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Lucka, Emil, Die Phantasie. Eine psychologische Untersuchung. Leipzig und Wien, Wilh. Braumüller. M. 2.50.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. V. Jahrgang 1908 — Monatshefte 2 und 3. Leipzig, E. A. Seemann. Preis des Heftes im Abonnement M. 3.—, Einzelhefte M. 3.—.

Müllmen, Dr. E. Graf von, Beiträge zu Kenntnis des Karmels. Mit 2 Tafeln und 12 Abbildungen. Leipzig, K. Baedeker. M. 20.—

Naturwissenschaftliche Zeitfragen. Im Auftrage des Keplerbundes herausgegeben von Dr. phil. E. Dennert-Godesberg. Heft 1. Unsre Weltinsel, ihr Werden und Vergehen. Von Dr. J. Riem, mit 7 Tafeln, M. 1.50. Heft 2 Die Welt des Unendlich Kleinen. Von Prof Dr. Gruner, M. 0,60. Heft 3. An der Grenze des Lebens. Von Dr. A. Brass-Godesberg, mit 4 Tafeln, M. 1.50. Heft 4. Ueber den Bau des Knochen. Von Prof. Dr. med. E. Müller, mit 4 Tafeln, M. 0.50. Heft 5. Das Wesen der Gärung und der Fermentwirkungen. Von Prof Dr. Ad. Mayer, mit einer Tafel. M. 0.60. Hamburg, Gustav Schloessmann's Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick).

Pfannmüller, Gustav, Jesus im Urteil der Jahrhunderte. Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart. Leipzig, B. G. Teubner. M. 5.—.

Schmidt, Karl Eugen, Mein Sohn und ich. Aufzeichnungen eines Vaters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Schmitthenner, Adolf, Das deutsche Herz. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—.

Sperl, August, Die Söhne des Herrn Budinoff. Eine Dichtung. Volksausgabe in einem Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gebunden M. 6.—.

Tumbült, Georg, Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806. Mit einer genealogischen Tafel. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag. M. 5.—.

Waddington, Richard, La guerre de sept ans. Histoire diplomatique et militaire. Tome IV: Torgau—Pacte de famille. Paris, Firmin-Didot & Cie.

Wassermann, Jakob, Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 6.— gebunden M. 7.—.

Wölfflin, Heinrich, Die Kunst Albrecht Dürers. Mit 144 Abbildungen. Zweite vermehrte Auflage. München, F. Bruckmann A.-G. Gebunden M. 12.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Seit Januar 1908 erscheint in unserem Verlage:

Das Publikationsorgan des Bundes für

MUTTERSCHUTZ
DIE NEUE GENERATION

Herausgeberin Dr. phil. HELENE STÖCKER

Die ersten Nummern brachten u. a. folgende Aufsätze:

UNSERE SACHE von Dr. HELENE STÖCKER
GATTENWAHL, INZUCHT UND MITGIFT von Professor EDUARD WESTERMARK
ROMANE AUS DEM LEBEN von ADELE SCHREIBER
PHILOSOPH UND SEXUELLE FRAGE von Dr. ERNST HAGEMEISTER
RASSENVERBESSERUNG von Dr. RUTGERS-HAAG
UEBER DAS EROTISCHE von ERNST SCHUR
SEXUALREFORM IN UNGARN von ROSIKA SCHWIMMER
DIE SÄUGLINGSSTERBLICHKEIT IN DEUTSCHLAND UND IHRE URSACHEN von Dr. WILHELM BOEHMERT-BREMEN
PROSTITUTION IN JAPAN von ROBERT HESSEN
MUTTERSCHAFT UND BERUF von HENRIETTE FUERTH
DIE BEKÄMPFUNG DER GESCHLECHTSKRANKHEITEN von HAVELOCK ELLIS
DIE ZEITEHE von OSCAR A. H. SCHMITZ
DER PRAKTISCHE MUTTERSCHUTZ von LUISE OETTINGER
DER AUSBAU DES PRAKTISCHEN MUTTERSCHUTZES von MARIA LISCHNEWSKA
DIE GEGNER DER NEUEN ETHIK von Dr. H. MEYER-BENFEY
BEICHTSTUHL UND SEXUELLE AUFKLÄRUNG von CLARA LINZEN-ERNST
DIE VERNICHTUNG DES KEIMENDEN LEBENS von ODA OLBERG

Preis pro Jahrgang (12 Hefte) M 5.—, Mitgl. des Bundes für Mutterschutz M 4.—. Einzelnummer 50 Pfg. Probenummern gratis. Durch den Buchhandel, die Post oder durch den Verlag OESTERHELD & CO., BERLIN W. 15, zu beziehen.

„MORGEN“ WOCHENSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTUR

Heft 50 Pf. :: MORGEN-VERLAG G. M. B. H. :: BERLIN W. 35, STEGLITZERSTR. 69 Quartal M. 6.—

Aus dem Inhalt von Heft 16 (v. 17./4.):

*** Briefe an den Kronprinzen.
Th. Achelis. Recht und Sitte.
Georg Hirschfeld. Frühlingsnacht.
Herbert Eulenburg. Mit dem Gürtel.
R. M. Rilke. Samuels Erscheinung.
Herbert Eulenburg. Lord Byron.
Hermann Bahr. Tagebuchblätter.
H. v. Kahlenberg. Der enigmatische Mann.
Berth. Litzmann. Was sollen wir lesen.
Emil Geyer. Vom Liebesempfinden der Gegenwart.
D. Diot. Siegeslied.
Bruno Buchwald. Der Kompromiss.
Karl Schnitzler. Wonnemond.
A. L. Wir.

Zwei neue deutsche Meister-Romane

Vor kurzem erschien:

Jakob Wassermann
Caspar Hauser
oder **Die Trägheit des Herzens**
Roman
Geheftet M 6.—, gebunden M 7.—

Das Andenken an Caspar Hauser, den rätselhaften Findling, dessen unerklärtes Auftauchen und geheimnisvolles Ende einst die ganze gebildete Welt beschäftigte und aufregte, ist auch heute noch nicht ganz erloschen. Noch immer fesselt sein Name die Neugier und die Phantasie der Menschen. Dem Dichter ist jedoch das rein Stoffliche des Gegenstands nicht die Hauptsache, er will das äußere Geschehen nicht sensationell aufbauschen, sondern psychologisch und ethisch vertiefen. Wenn die Handlung, aus unheimlich dunkelm Untergrund hervorwachsend, von verhüllten bösen Mächten zum nächtlichen Ende gelenkt, den Leser in Bann hält, so muß er dabei die schöpferische Kunst des Dichters bewundern, die in all den in die Handlung verflochtenen Menschen eine Reihe völlig lebendiger, individuell durchgeführter und doch typisch bedeutsamer Charaktere mit sichrer Hand vor uns hinstellt.

Ad. Schmitthenner
Das deutsche Herz
Roman
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Adolf Schmitthenner, der vor mehr als Jahresfrist als Heidelberger Stadtpfarrer aus dem Leben schied, hat als sein letztes Werk diesen Roman hinterlassen. Zwei Vorzüge sind es, die ihm nachzurühmen sind: die frische, unendlich liebenswürdige Darstellung, die uns die Vergangenheit zur lebendigen Gegenwart gestaltet, und die dramatisch packende Kraft, mit der die Handlung angelegt ist und zu ihrem Höhepunkt hingeführt wird. Im Mittelpunkt des Romans steht der Held, der prächtige Junker Hirschhorn, von den Zeitgenossen „das deutsche Herz“ genannt, eine Verkörperung all der guten Kräfte, die das deutsche Volk zuletzt doch die ungeheure Prüfung des Dreißigjährigen Krieges überstehen ließen. In tiefer Tragik endet das Werk, aber es hinterläßt beim Leser ein Gefühl der Erhebung und Versöhnung und klingt in ihm nach als eine voll- und reintönende Verherrlichung des Besten und Gesundesten im deutschen Volkstum.

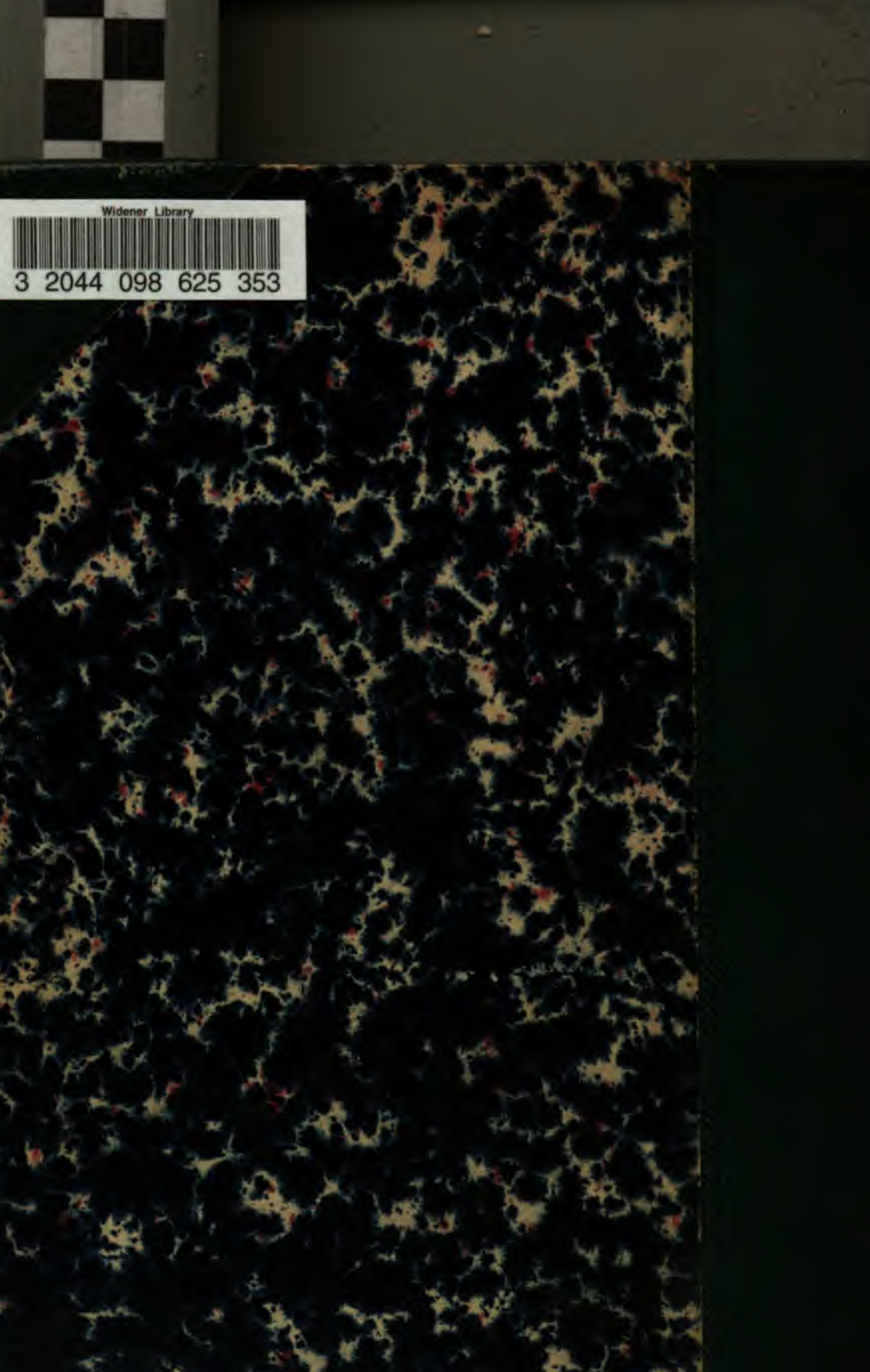
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Heft ist ein Prospekt der **Zigarren-Fabrik Gibon & Steinmetz in Bremen** beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird.

THE BORROWER WILL BE CHARGED THE COST OF OVERDUE NOTIFICATION IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

STATE STUDY
CHARGE
CANCELLED


Widener Library
3 2044 098 625 353